Francisco.

— Fuge magna; licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

Horat.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger
1802.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

1172

Der Tod meiner Mutter iſt der Einſchlag in das Gewebe meiner Schickſale und zugleich die früheſte Erinnerung meines Lebens.

Ich war nicht über ſechs Jahre alt, als man mich einſt um Mitternacht haſtig aus meinem Bette nahm und in das Zimmer meiner Mutter trug. Alles war darin in Aufruhr. Die Hände ringend lief mein Vater auf und nieder. Kaum hatte er mich bemerkt, als er mich in ſeine Arme nahm und ſich vor dem Sopha niederſetzte, auf welchem meine Mutter lag. »Hier iſt Francisco! ſagte er weinend. Meine Mutter ſchlug die ſterbenden Augen noch einmal auf und ſprach mit ſchwacher Stimme: »Lebe wohl, Francisco!«

Wie das Bild der Entkräftung lag ſie da. Ein Blutſturz folgte dem andern. Man öfnete ihr von neuem die Ader. Laß mich

nicht länger quälen, »sagte sie zu meinem Vater; es ist vergeblich. Ich fühle, daß ich sterbe. Gedenke meiner in deiner Liebe für Francisco.«

Dies waren ihre letzten Worte. Meines Vaters Herz durchdrangen sie wie ein Pfeil. Er setzte mich auf den Fußboden nieder und, hingeworfen vor meiner Mutter, ergriff er ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und klagte den Himmel an, daß er ihm sein Alles so grausam entrisse und versank darauf in einen sprachlosen Schmerz.

Eine halbe Stunde darauf führte er mich von neuem an den Sopha. »Nun hast du keine Mutter mehr, Francisco« sagte er; sie ist todt. — Er wollte noch etwas hinzufügen, um mir meinen Verlust begreiflich zu machen; aber der Schmerz überwältigte ihn und verstummend sank er auf die geliebte Hülle hin.

Ich glaubte noch immer, meine Mutter schliefe blos; als man sie aber in den Sarg legte und ich sie bald darauf wegtragen sah,

da weinte ich überlaut und rief ſo ängſtlich: Meine Mutter! Meine Mutter! daß mein troſtloſer Vater mich auf ſeinen Schooß nahm, um mich zu beruhigen.

Von dem Augenblick an, wo meine Mutter begraben war, ließ mein Vater, der ſich bis dahin ſehr wenig um mich bekümmert hatte, mich gar nicht aus ſeinen Augen. Ich ſey ſeine beſte Geſellſchaft, ſagte er. Das konnte wohl ſeyn: aber umgekehrt war dies nicht der Fall. Das Zimmer, worin wir uns gewöhnlich befanden, wurde künſtlich verdunkelt. Nur ein einziger Bedienter hatte Zutritt in daſſelbe. Mein Vater war unaufhörlich mit ſeinem Schmerz beſchäftigt. Er liebkoſete mich bisweilen; aber er ſprach nicht mit mir. Um leſen zu können, ließ er ſich Licht bringen; aber kaum hatte er angefangen, ſo fiel ihm das Buch wieder aus den Händen und ſein Auge ſtarrte auf die nackte Wand hin. Er ſetzte ſich an ſein Pult um zu ſchreiben und fing an zu weinen. Er bekam den Einfall auszufahren; aber kaum hatte er die nöthigen Befehle gegeben,

als er sie schon zurücknahm. Gewöhnlich endigte er damit, daß er mich zu sich rief, mich mit bedeutender Starrheit ansah und mich zuletzt fragte: Ob ich auch noch an meine Mutter dächte? Dies dauerte mehrere Monate, während welcher mein Vater durchaus keine Besuche annahm.

Eines Morgens sagte er zu mir: Francisco diesen Abend reisen wir ab.

Zur Mutter? fragte ich.

Vielleicht, mein Kind, war seine Antwort. Nicht wahr? du möchtest deine Mutter gern wiedersehen? Ich auch; wir wissen nur nicht, wo wir sie finden sollen. —

Die Reise ging vor sich. Nur ein einziger Bedienter — wahrscheinlich der Kammerdiener meines Vaters — begleitete uns. Wir fuhren Tag und Nacht. Ich saß meinem Vater gegen über, weil er es so haben wollte, und war eines Morgens — es war der dritte nach unserer Abreise, so viel ich mich erinnern kann — früher erwacht, als er. Gedankenlos blickte ich auf ihn hin, als er beide Arme ausstreckend den Namen meiner

Mutter rief. Ich fuhr zusammen. Er bemerkte es, weil er in eben diesem Augenblicke erwachte. Hab' ich dich erschreckt, Francisco? fragte er mild. Ich glaubte deine Mutter vor mir zu sehen; sie bat mich dich zu beschützen. Hier hielt er inne, als wollte er sich seinen Traum lebendiger machen. Nach einer ziemlich langen Pause suchte er seine Schreibtafel hervor, nahm ein Miniaturgemälde heraus, betrachtete es lange selbst und gab es mir dann mit den Worten: Erkennst du wohl deine Mutter? Ich behielt das Gemälde in meinen Händen.

Wir kamen indessen aus einer Ebene in einen Wald und kaum hatten wir uns in denselben vertieft, als unser Wagen plötzlich angehalten wurde. Von dem Wortwechsel, welcher sich erhob, verstand ich nichts; aber ich fuhr zusammen, als ich zwei Schüsse fallen hörte und unmittelbar darauf unsern Bedienten vom Bock stürzen sah.

Mein Vater griff nach seinen Pistolen — Die Wagenthür wurde aufgerissen — Er schoß — Der Räuber fiel. Ein fürchterlicher

Lärm entstand in diesem Augenblick. Mehr als sechs Schüsse fielen zugleich und von drei Kugeln getroffen, sank mein Vater in den Wagen zurück.

Man zog ihn aus dem Wagen. Ich folgte. Unsanft setzte man mich an den Fuß eines Baumes nieder. Ich schrie aus allen Kräften um meinen Vater. Mein Geschrei beleidigte die Räuber. Mit einem entblößten Säbel in der Faust und mit einer Miene, welche ein mörderisches Vorhaben nur allzudeutlich ankündigte, kam einer aus der Gesellschaft auf mich los. Ein anderer fiel ihm in den Arm.

Der Postillion, welcher uns gefahren hatte, kapitulirte, so viel mich mein Schmerz und meine Unbekanntschaft mit der Sprache, welche geredet wurde, wahrnehmen ließen; aber er wurde nieder gemacht. Zwei Pferde mußten den Wagen tiefer in den Wald hineinziehen. Die Leichname schleppte man an den Füssen nach. Einige hundert Schritte vom Wege wurden sie zusammen in ein Loch geworfen. Die Gesellschaft begab sich dar-

auf in ein Thal. Hier wurde die Beute getheilt. Man trennte ſich und mich bei der Hand faſſend, führte mich eben derjenige mit ſich fort, der den zerſpaltenden Säbelhieb von mir abgewehrt hatte. Ich folgte ohne Sträuben; denn meine empfindenden Kräfte waren erſchöpft.

Wir kamen in einer ländlichen Wohnung an, welche ſich vor vielen, die ich ſeitdem geſehen habe, durch ihre Reinlichkeit auszeichnete. Eine Frau ſprach ſehr liebreich mit mir; aber ich verſtand ſie nicht. Das Abendeſſen wurde aufgetragen. Es eckelte mich an, wiewol ich den ganzen Tag über nichts genoſſen hatte. Die Augen fielen mir zu. Man verſtand den Wink und brachte mich zu Bette.

Kaum hatten ſich indeſſen meine Lebensgeiſter durch den Schlaf geſammlet, als die fürchterlichen Scenen des vorigen Tages ſich meiner Einbildungskraft von neuem darſtellten. Mein Angſtgeſchrey erſchreckte meine Wirthe. Ich ſetzte es fort, ſelbſt nachdem ich völlig erwacht war. Die Frau kam an mein

Bette, um mich zu beruhigen. Da ihre Bemühungen vergeblich waren und mein unabläſſiges Schluchſen die Geduld ihres Mannes ermüdete, ſo fing er an zu ſchelten. Seine Donnerſtimme brachte die erwünſchte Wirkung hervor, indem die Furcht die ſanfteren Gefühle verdrängte. Einſchlafen konnt' ich indeſſen nicht wieder. Schweigend erwartete ich den Morgen. Mann und Frau ſtanden auf. Das Frühſtück wurde gebracht. Ich ſollte daran Theil nehmen. Es war mir unmöglich.

Wenn auch meine Wirthe den beſten Willen hatten mich zu beruhigen, ſo war doch die Verſchiedenheit ihrer Sprache von der meinigen ein unüberwindliches Hinderniß. Es hob alle wörtliche Mittheilung auf und machte ſie oft ungeduldig. Selbſt die Frau verlor darüber ihre angeborne Milde.

Der Hunger that, was alle übrigen Kräfte zu bewirken unzureichend waren. Mein Thränenquell verſiegte in eben dem Maaße, in welchem das Bedürfniß zu eſſen nagender wurde. Bald aß ich mit dem beſten Appetit

und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich mich, vermöge der Biegsamkeit aller Organe in einem Alter von sechs Jahren, in meine neue Lage geschickt haben würde, wenn mich nicht die furchtbare Gestalt des Wirths unablässig an die Ermordung meines Vaters erinnert hätte. Dies zeigte sich besonders in seiner Abwesenheit; Denn mit seiner Frau allein gelassen, schwatzte ich unaufhörlich, ob sie gleich kein Wort davon verstand.

Das Miniaturgemälde meiner Mutter war in meiner Tasche geblieben. Ich brachte es zum Vorschein und meine Wirthe betrachteten es mit der größten Aufmerksamkeit. Vielleicht interessirte sie vorzüglich die Einfassung, welche sehr reich war. Sie machten einen Versuch es mir zu entziehen; aber meine Thränen bewogen sie zuletzt, es mir zurück zu geben und von diesem Augenblick an betrachtete ich es nur, wenn ich allein war.

Acht Tage konnte ich in dieser Gesellschaft gelebt haben, als ich mich eines Nachmittags ganz allein im Hause befand. Der

Mann war mit Anbruch des Tages fortgegangen, und die Frau hatte meinen Mittagsschlummer benutzt, um sich zu entfernen. Die Stubenthür war verschlossen. Ich rief; aber niemand antwortete mir. Nichts böses ahndend suchte ich die Thür zu öfnen; als aber alle meine Versuche vergeblich waren, fing ich an vor Unmuth zu weinen.

Indem ich unruhig im Zimmer auf und ablief, gerieth ich auf den Gedanken, durch das Fenster ins Freie zu kommen. Das Fenster war nicht hoch. Ich bewegte einen schweren Schemel an dasselbe, öfnete es und fand einen Fliederbaum so dicht am Hause stehen, daß ich mich vom Fenster aus nur auf seinen Stamm legen durfte, um ungefährdet auf die Erde zu kommen. Der Versuch wurde gemacht und gelang.

Da war ich im Freien! Ich ging einigemal um die Wohnung, um zu sehen, ob keiner in der Nähe sey. Niemand begegnete meinen Blicken. Ich entfernte mich auf eine längere Strecke. Keiner rief mich zurück. — Plötzlich fing ich an zu laufen,

als ob ich verfolgt würde, und ohne vorher einen Gedanken von Flucht gehabt zu haben, vertiefte ich mich aus einer Art von Instinkt so sehr in den Wald, daß es mir auch bey dem besten Willen unmöglich gewesen seyn würde, zu der Wohnung meiner Wirthe zurück zu kehren.

Die Nacht brach ein; aber ohne alle Schreckniſſe für mein Vorurtheilsfreies Gemüth. Als ich fühlte, daß ich nicht weiter laufen könnte, legte ich mich gelaßen am Fuß eines Baums nieder und ſchlief auf der Stelle ein.

Ein Wau! Wau! weckte mich den folgenden Morgen. Ich fuhr zuſammen. Ein Hünerhund, welcher vor mir ſtand, hörte nicht auf zu bellen. Man pfiff ihm. Vergeblich; er bellte ſo lange bis er ſeinen Herrn herbeigezogen hatte. Es war ein bejahrter Mann in einem Jägeranzug. Als er näher gekommen war, ſtand ich auf. Er redete mich an. Ich verſtand auch ihn nicht und fing darüber bitterlich an zu weinen. Er trocknete meine Thränen; und als er alle

meine Glieder vor Frost zittern sah, reichte er mir aus seiner Jagdtasche ein Butterbrod. Ich biß hungrig ein. Er bot mir auch seine Flasche an; aber dazu schüttelte ich mit dem Kopf; denn ich kannte das Getränk von der Wohnung her, die ich so eben verlassen hatte. Nach dem zweiten Butterbrod machte ich einen Versuch ihm meine Geschichte zu erzählen; aber er schüttelte nun auch von seiner Seite den Kopf, nahm mich bei der Hand und ging mit mir fort.

Ich wurde herzlich müde, eh' wir an Ort und Stelle ankamen. Es war ein freundliches Haus, worin ich geführt wurde. Eine Geisblattlaube vor der Thür und ein Blumengarten längst den Fenstern, würde mir die unschuldigen Neigungen seiner Bewohner verbürgt haben, wenn ich mich in einem Alter befunden hätte, welches Bemerkungen dieser Art erlaubt. Die Frau erstaunte über die frühe Zurückkunft ihres Mannes und noch mehr über die Gesellschaft, die er an der Hand führte. Einige Worte die ich nicht verstand, orientirten sie auf der Stelle, so

viel ich aus ihrer Miene abnehmen konnte; denn dieſe wurde noch ſanfter als ſie vorher war, und ohne ſich länger mit Fragen aufzuhalten, küßte ſie mich auf die Augen, ſchüttelte mit ihren Händen mein Haar, welches ſehr unordentlich um meinen Kopf herum hängen mochte und führte mich darauf in ihr Wohnzimmer. Hier blieb ich einige Augenblicke allein. Als ſie zurück kam, brachte ſie mir ein kleines Frühſtück und zum Beweis meines Vertrauens gab ich ihr freiwillig das Miniaturgemälde meiner Mutter. Sie betrachtete es lange, ſeufzte verſchiedene Male und gab es mir dann unter Liebkoſungen zurück.

Gleich nach der erſten Stunde war mir zu Muthe, als ob ich hier zu Hauſe gehörte. Am Ofen ſtand ein Lehnſtuhl. Ich warf mich darauf nieder, weil ich mich müde fühlte. Auf der Stelle holte meine Pflegemutter ein Kiſſen, um mir meine Lage noch bequemer zu machen; und bis ich eingeſchlafen war bewegte ſie ſich ſo leiſe, als ob ich ihr eigenes Kind geweſen wäre. Als ich er-

wachte, fand ich Erfrischungen neben mir. Ich trug kein Bedenken sie zu genießen. Meine Pflegemutter kam darüber zu und freute sich so innig über mein Vertrauen, daß sie sich mir gegen über setzte und mich mit den mütterlichsten Blicken betrachtete, welche jemals auf ein verlassnes elternloses Kind gefallen sind. Ich lernte also sehr früh empfinden, daß ein weibliches Herz recht eigentlich vorhanden ist das Unglück zu ehren.

Es würde ermüden, wenn ich in diesem Detail fortfahren wollte. Genug das Schicksal hatte mich zwei so guten Menschen zugeführet, als Philemon und Baucis jemals waren. Meine Anhänglichkeit an ihnen mußte eine kindliche werden, da ihre Liebe für mich eine elterliche war. Ihre Sprache lernt' ich bald so weit, daß ich sie verstehen konnte. Das Leben, welches ich führte, war das angenehmste von der Welt. Ich bewegte mich nach Herzenslust ich aß und trank so viel ich immer wollte; ich hatte in allen Dingen meinen Willen. Wie hätte ich mich nicht beruhigen sollen.

Meinen Pflegeeltern schien indessen daran gelegen zu seyn, das Geheimniß meiner Geburt ins Klare zu setzen. Sehr richtig schlossen sie, daß meine Sprache zu Entdeckungen führen könnte. Um zu erfahren, welche es wäre, wandten sie sich an einen benachbarten Geistlichen, welcher weit und breit für einen gelehrten Mann galt. Er fand sich ein. Man forderte mich auf, meine Sprache mit ihm zu reden. Ich that es; aber der gelehrte Mann verstand unstreitig nur sehr wenig davon; denn nachdem er einigemal seinen Kopf geschüttelt hatte, erklärte er, daß es weder lateinisch noch französisch sey, was ich spräche. Da ich keinen deutlichen Begriff von der Absicht des Experiments hatte, welches man mit mir anstellte, so konnt' ich auch dem Gelehrten nicht weiter zu Hülfe kommen. Ich blieb dabei stehen, daß meine Mutter gestorben und mein Vater ermordet wäre und kam vorzüglich auf den letztern Umstand unaufhörlich zurück.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht von dem vornehmen Findelkinde in der um-

liegenden Gegend. Jeder wollte mich sehen und meinen Pflegeeltern fehlte es eine längere Zeit hindurch an nichts weniger als an Besuchen. Sie freuten sich indessen herzlich, wenn ich Beifall fand. Meine Pflegemutter strich mir bei solchen Beschauungen die üppigen Haare aus dem Gesicht, um den Leuten nichts von meiner guten Miene zu entziehen, und mein Pflegevater nennte mich einen wackern Jungen, aus welchem er mit der Zeit einen tüchtigen Jäger ziehen wollte.

Auf diese Weise mochte ein Jahr verstrichen seyn, als mein Pflegevater den Befehl erhielt, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und nach Lilienthal, einem Gute des Herrn von Lichtenhain zu ziehen, welches in der Mark lag. Die Forst, über welche er bisher die Aufsicht geführt hatte, gehörte zu einem Gute, welches eben dieser Edelmann im Halberstädtischen besaß. In Lilienthal war der Förster gestorben und wesentliche Veränderungen, welche mit den dortigen Waldungen vorgenommen werden sollten, erforderten einen geübten Forstmann; als

wofür

wofür mein Pflegevater bekannt war. Die Veränderung, welche ihm bevorstand, war mit einer Verbesserung seiner Einkünfte verbunden, aber dies entschied so wenig für ihn, daß er sehr dringend bat, ihn da zu lassen, wo er geboren und erzogen wäre und sich durch eine lange Reihe von Jahren so eingewohnt hätte, daß er mit allem Eifer, welchen er für seinen Dienst hätte, nicht lange mehr leben würde, wenn man auf seine Versetzung bestände. Alles vergeblich! Verlassen mußte er seinen Forst, seinen Wildstand, sein freundliches Häuschen, seinen lachenden Blumengarten und alles was ihn sonst noch an seinen Geburtsort fesselte. Er bequemte sich, indem man ihm von Lilienthal einmal über das andere wiederhohlte, daß er dies alles nicht nur wiederfinden, sondern noch besser antreffen sollte.

Die Reise ging vor sich und war in wenig Tagen zurückgelegt. Nach seiner Ankunft in Lilienthal war mein Pflegevater eine längere Zeit hindurch verdrießlich und mürrisch; aber allmälige Gewöhnung und

die verdoppelte Aufmerksamkeit meiner Pflegemutter auf alle seine kleinen Bedürfnisse, söhnten ihn nach und nach mit seiner neuen Lage aus, und kaum war ein Vierteljahr verstrichen, so hatte er seine ganze Heiterkeit wieder.

Die Lichtenhainische Familie lebte sehr zurückgezogen. Dies war die Ursache, warum ich eine längere Zeit unbemerkt blieb. Nur die Kinder meiner nächsten Nachbarn waren meine Gespielen. Ich gewöhnte mich indessen so sehr an sie, daß meine Pflegemutter darüber bisweilen sehr unwillig wurde. Ohne allen eigenen Stolz, wollte sie gleichwol nicht zugeben, daß ich mich, wie sie es nannte, mit allem und jedem familiarisiren sollte. »Ich weiß nicht, was ich von dir denken soll, sagte sie bisweilen mit grosser Naivität; du bist auch nicht ein bischen stolz.« Unstreitig glaubte die gute Frau, der Stolz sey etwas angebornes und beurkunde eine vornehme Abkunft.

Ich war vielleicht schon über ein halbes Jahr in Lilienthal gewesen, als mich Herr

von Lichtenhain zum erstenmal auf dem Rasenplatz vor dem Hause meiner Pflegeeltern bemerkte. Wahrscheinlich fiel ich ihm auf. Er sprach mit meiner Pflegemutter über mich und als er wieder nach Hause ging, mußte ich ihn begleiten. Seine Gemalin der er mich vorstellte, betrachtete mich von oben bis unten, fand meine Bildung interessant und fing an mich über meine Eltern zu befragen. Meine Antworten waren kurz und allgemein; denn seitdem ich eine andere Sprache gelernt hatte, waren mehrere Bilder, die ich in früheren Jahren aufgefaßt hatte, in den Hintergrund meiner Seele zurückgetreten und für den Augenblick so gut als vernichtet; ich hätte sie übersetzen müssen und das verstand ich damals noch nicht.

Anstatt mich mit der Frau von Lichtenhain in solche Erörterungen einzulassen, wandte ich mich mit aller Lebhaftigkeit meines Temperaments an ein junges Mädchen, das ihr zur Seite stand. Hast du Spielsachen? frag'e ich. O ja! antwortete die kleine Heloise und nahm mich mit aller Freude, welche

man beim Anblick eines Spielkameraden empfinden kann, bei der Hand, um mich in ein Nebenzimmer zu führen. Unsere Freundschaft war von diesem Augenblick an entschieden und um so inniger, je nothwendiger wir einander waren.

Den folgenden Tag wurde ich durch einen Bedienten abgeholt, welcher meiner Pflegemutter sagte, daß Fräulein Heloise gar nicht aufhörte, um den kleinen Franz zu bitten; denn dies war mein Name, seitdem man aus meinen früheren Erzählungen wußte, daß mich mein Vater Francisco genannt hatte.

Freudig sprang mir Heloise entgegen als ich ankam. Das ist schön, daß du kommst, rief sie, küßte mich und führte mich zu ihren Spielsachen.

Der Aufenthalt in den Zimmern wurde uns bald zur Last. Laß uns heruntergehen, Heloise, sagte ich; und Heloise zeigte eben so viel Gefälligkeit gegen meine Launen als ich gegen die ihrigen bewiesen hatte. — Das Bedürfniß ihre jungen Kräfte zu üben

war eben so stark in ihr, als in mir. Wir jagten uns; wir ruhten zusammen aus. Ein kindisches Spiel trat an die Stelle des andern. So ging es Tag vor Tag. Es war unmöglich, zwey glücklichere Kinder zu sehen.

Abends kehrte ich in die Wohnung meiner Pflegeeltern zurück. Heilfroh war meine gute Mutter, daß ich — so nannte sie es — eine anständige Gesellschaft gefunden hatte; und wenn ihr Mann in einem Anstoß von übler Laune bisweilen darüber ungehalten war, daß ich mich immer und ewig im Lichtenhainschen Hause befand; so besänftigte sie ihn mit der Vorstellung, daß er mir doch mein Glück gönnen möchte. In der That, man konnte nicht uneigennütziger seyn, als sie es war.

Heloise und ich wuchsen indessen heran. Schon befanden wir uns an der Gränzscheide der Kindheit; ich war sieben Jahr alt und sie war nur um Ein Jahr jünger. Das Leben, das wir bisher geführt hatten, konnte nicht länger so fortdauern. Schon seit eini-

ger Zeit war die Rede von einem Hofmeister gewesen. Endlich erschien Herr Sonnemann.

Wir fürchteten, daß es um unsere kleinen Freuden geschehen seyn würde, weil Heloisens Mutter mehr als einmal gesagt hatte, daß unser wildes Leben bald ein Ende haben sollte; aber Herr Sonnemann sah so freundlich aus, daß wir nicht allen Muth verloren. Anfangs schien es sogar als wenn unser wildes Leben noch wilder werden sollte. Herr Sonnemann ließ sich nicht nur auf unsere Zeitvertreibe ein, sondern lehrte uns sogar, was wir nicht selbst erfunden hatten. Mir machte er ein Paar Stelzen, und kaum hatte ich darauf gehen gelernt, als er mich im Kleitern unterrichtete. Unstreitig dachte er über die sogenannten brodlosen Künste anders, als der große Hause der Pädagogen. Die wahre Absicht dieses Unterrichts mochte seyn, welche sie wollte, so war die Folge desselben in Beziehung auf mich immer — Gewandheit und Unerschrockenheit: zwei Eigenschaften welche man in keinem al-

zu hohen Grade beſitzen kann. Und noch jetzt erinnere ich mich, mit einer Art von Entzücken, der glücklichen Augenblicke, welche ich in dem hohen dichtbelaubten Birnbaum zugebracht habe, der auf der erſten Terraſſe des Gartens ſtand, während Heloiſe — wenigſtens bei den erſten Verſuchen — zitternd zu mir hinaufblickte und mich bat recht vorſichtig zu ſeyn und mich anflehte, recht bald wieder herunter zu kommen. Ich lachte ihrer Furcht, wiegte mich auf den breiten Zweigen, dehnte mich aus, um recht weit ſchauen zu können und war, wenn ich endlich wieder herunter ſtieg, die Güte und Gefälligkeit ſelbſt.

Eh wirs uns verſahen, waren wir in der Gewalt unſeres Hofmeiſters, und ſchwerlich hat es jemals zwei lehrbegierigere Zöglinge gegeben. War der Unterricht gleich Anfangs nicht förmlich; ſo wurde er es bald; aber wir lernten um ſo williger, weil wir darauf rechnen konnten, daß nach der geendigten Lection irgend ein Spiel auf uns wartete, das die angewandte Mühe zu belohnen

bestimmt war. Gegenseitig ermunterten wir uns zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß, und der Herr Sonnemann war daran so sehr gewöhnt, daß er keinen von uns einzeln unterrichtete, wenn etwa der eine oder der andere von uns krank geworden war, oder durch irgend ein anderes Hinderniß von der Theilnahme an dem Unterricht abgehalten wurde.

Heloise und ich wurden uns mit jedem Tage unentbehrlicher, ohne es selbst zu wissen. Ein Zufall sollte uns darüber belehren. Am äußersten Ende des Gartens begränzte ein Bach die Wiese, auf welcher wir uns so gern tummelten. Es war zu Anfang des Junius — die Wiese war gemähet; das Heu lag in Schobern. Wir jagten uns lange. Ermüdet ließen wir uns an einem von den Schobern nieder. Heloise trocknete mir den Schweiß von der Stirn. Mein Herz klopfte gewaltig; das ihre nicht minder. Um freier Athem zu schöpfen, standen wir auf und näherten uns dem Ufer des Bachs. Heloise schaute überlegend in seine Silberfluth. Wie, wenn ich hineinsprünge

Franz? ſagte ſie. Ich umfaßte ſie in demſelben Augenblick. War es Muthwille von ihrer Seite, war es Ungeſchicklichkeit von der meinigen, war das hohle Ufer Schuld; ich weiß es nicht, denn ich habe es nie unterſucht. Aber in eben dem Augenblick, wo ich Heloiſen halten wollte, ſtürzte ſie ins Waſſer und ich ihr nach. Der Bach war tief genug, um für uns gefährlich zu ſeyn. Mit eigenen Kräften uns hervor zu arbeiten, war unmöglich. Heloiſens Beſtürzung vermehrte das Übel. Ich ſchrie endlich was ich vermochte, um Herrn Sonnemann herbei zu rufen, von welchem ich wußte, daß er ſich in der Nähe befand. Er kam, ſprang uns nach und rettete uns. Kaum war Heloiſe wieder im Trocknen; ſo lachte ſie über ihre Furcht und indem wir zu ihrer Mutter gingen, ſagte ſie flüſternd zu mir: Es iſt mir doch lieb, daß du mir nachgeſprungen biſt.

Die Frau von Lichtenhain war ſehr böſe, als wir trieſend vor ihr erſchienen, und konnte ſich einiger ſchneidenden Bemerkungen über

Herrn Sonnemanns Erziehung nicht enthalten. Sie vergessen, sagte dieser, daß ich an dem Vorfall unschuldig bin und daß die Gefahr, in welcher man nicht umkömmt, für keine zu rechnen ist.

Vielleicht that es Herr Sonnemann um consequent zu seyn; genug, er brachte es dahin, daß ich schwimmen zu lernen wünschte, und wurde auch in dieser Kunst mein Lehrer — versteht sich in denjenigen Stunden, wo Heloise von ihrer Gouvernante in weiblichen Arbeiten unterrichtet wurde. Ausserdem lernte ich bis zu meinem zwölften Jahre reiten, fahren, jagen und alle die übrigen Künste erster Nothwendigkeit für denjenigen, der nicht bestimmt ist, sein Leben in dem engen Kreise einer Werkstatt hinzubringen. Herr Sonnemann konnte um so ungehinderter mit mir schalten, je weniger bei dem Herrn von Lichtenhain und seiner Gemalin eine ängstliche Besorgniß für mich ins Spiel kam. Ihre Verdienste um mich waren immer groß genug, mochte doch aus mir werden, was da wollte.

Herr von Lichtenhain war ein Mann

von guten Kenntnißen und in der ganzen Gegend für den besten Landwirth bekannt. War irgend ein Stolz in ihm, so gründete er sich auf diesem Ruf, den er durch unermüdliche Thätigkeit zu behaupten suchte. Ohne ein Feind des Umgangs zu seyn, vermied er aufs sorgfältigste denjenigen, wobei es blos auf Zeitverkürzungen angesehen ist und suchte nur den, welcher für ihn auf irgend eine Weise belehrend war. In der Regel war er ohne Gesellschaft und entweder an seinem Pult, oder auf dem Hofe, oder im Felde beschäftigt. Die Natur hatte ihm einen großen Fond von Gesundheit und stiller Heiterkeit gegeben, welcher durch seine Lebensweise sehr gut unterhalten wurde. Wenn er gleichwol ernsthaft und bisweilen sogar mürrisch war, so rührte dies von seinen häußlichen Verhältnissen her, in welchen er allzuwenig Aufmunterung fand. Außer seinem Beruf hatte er noch ein Steckenpferd. Dies war seine Baumschule und sein Blumengarten. Jede müssige Stunde brächte er in der einen, oder dem andern zu. Kein

größeres Vergnügen für ihn, als wenn er seinen Bekannten, oder seinen Unterthanen einen guten Apfel- oder Birnbaumstamm verehren konnte! Dagegen war er ungefällig, wenn man ihn um Blumen bat. Warum sollte ich sie tödten? antwortete er; ich will euch in meinen Blumengarten führen, aber eure Bitte müßt ihr zurück nehmen.

Die Frau von Lichtenhain liebte den Umgang; vorzüglich aber den ihrer armen Verwandten. Sie pikirte sich eine gebildete Frau zu seyn; dies zeigte sich aber nur in ihren ewigen Klagen über die Ungeschlachtheit der meisten Menschen und in einer flachen Zurückhaltung, welche — die Bedürftigen etwa ausgenommen — jeden von ihr entfernte. Wenn sie gleich nicht selbst der Gegenstand ihrer Gespräche war, so waren es wenigstens ihre Verwandten, zu deren Namen sie nie ermangelte ihre Titel hinzuzufügen. Sie war sehr freigebig; aber keiner nahm ihre Geschenke gern, weil sie ihnen keinen andern Werth zu geben wußte als den sie durch sich selbst hatten. Mit ei-

nem Wort: Es war unmöglich sie zu lieben und sehr schwer, sie zu achten.

In der Regel sah ich beyde nur bei Tische, d. h. auf eine sehr kurze Zeit. Den größten Theil des Tages brachte ich in Herrn Sonnemanns Gesellschaft zu. Inniger kann wohl kein Kind seinen Vater lieben, als ich diesen meinen besten Wohlthäter liebte. Voll Begierde seinen Beifall zu besitzen, glaubte ich sehr oft, daß meine Fortschritte nicht rasch genug wären. Er selbst mußte mich darüber beruhigen. Mit dem geistigen Wachsthum, lieber Franz, verhält es sich eben so, sagte er dann, wie mit dem körperlichen; beide sind gleich unmerklich, obgleich deswegen nicht weniger ausgemacht. In allen Stücken war Herr Sonnemann mein Ideal. Wenn ich einige Jahre früher wünschte, körperlich so groß zu werden, als er, so kam ich jetzt dahin, meinen Wunsch auch über seine Talente auszudehnen. Ich wünschte überhaupt recht viel zu werden, um in Heloisens Augen recht viel zu gelten. Jeder einzelne Mensch hat wie jede Nation, welche

sich frei entwickeln darf, seine Ritterzeit. Die meinige fiel zwischen das zwölfte und vierzehnte Jahr. Unaufhörlich war meine Einbildungskraft damit beschäftigt, mir alle die Eigenschaften zu leihen, welche ich gebrauchte, um Heloisen vor jedem Anderen zu gefallen, und alle die Gelegenheiten herbeizuführen, wo ich mir Verdienste um sie erwerben konnte. Wie viel Abentheuer bestand ich um ihretwillen! bald rettete ich sie aus den Flammen, bald entriß ich sie Räubern, bald befreite ich sie aus einem Kerker. Ich fragte sogar einmal Herrn Sonnemann, was es mit der Jurisprudenz auf sich hätte? weil ich es nicht für unmöglich hielt, daß eigennützige Verwandten Heloisen nach dem Tode ihres Vaters um ihr Vermögen bringen könnten. Herr Sonnemann lächelte über diese Frage und ich ward roth bis über die Ohren, als er sich nach der Veranlassung derselben erkundigte.

Ich hatte bis zu meinem vierzehnten Jahre eine schöne Hand schreiben, fertig rechnen, ziemlich geläufig französisch sprechen und

von der Geschichte und Geographie so viel gelernt, als Herr Sonnemann mich lehren und ich in diesem Alter begreifen konnte. Da ich dabei größer und kräftiger war, als junge Leute in diesem Alter zu seyn pflegen, so wurde die Frage, was man aus mir machen sollte, ernstlicher als jemals auf die Bahn gebracht. Vor allen Übrigen war die Frau von Lichtenhain der Meinung, daß ich mich zu irgend etwas entschliessen müsse. Auf meine wahrscheinliche Geburt wurde dabei keine Rücksicht genommen; denn da sich bisher darüber nichts hatte ausmitteln lassen, so behandelte man die Sache mit aller Gleichgültigkeit, welche sie an und für sich verdiente. Mein Pflegevater bestand darauf, daß ich Jäger werden sollte. Auf seiner Seite war die Frau von Lichtenhain, welche sich vorläufig anheischig machte, mich in ihre Dienste zu nehmen, wenn ich mich gut aufführen würde. Meiner Pflegemutter wollte es nicht ein; doch war sie, wie es schien, mehr aus Instinct als aus Gründen dagegen; denn als man sie fragte, wozu

ich mich beſſer paßte, kam ſie ganz ſichtbar in Verlegenheit. Herr von Lichtenhain blieb bei dem ganzen Handel gleichgültig und meinte, ein Verſuch könne nicht ſchaden. Herr Sonnemann würde ſich durchaus dagegen erklärt haben, wenn er eine Stimme gehabt hätte.

Vielleicht gab Herr von Lichtenhain den Ausſchlag. Mein Pflegevater verlor keinen Augenblick mehr, ſeine alte Idee ins Werk zu richten. Die nöthigen Verabredungen waren ſchon vor Jahr und Tag genommen. Sobald alſo die Vorbereitungen gemacht waren, wurde der Tag feſtgeſetzt, an welchem er mich zu einem ſeiner Freunde bringen wollte, um die Jägerei in einem fremden Hauſe zu lernen.

Mein Abſchied aus dem Lichtenhainiſchen Hauſe war, wie man ihn ſich ohne Mühe denken kann. Der alte Lichtenhain bewies mir alle Theilnahme, welche ſeine Geſchäfte erlaubten. Seine Gemalin reichte mir ſehr gnädig die Hand zum Kuß. Herr Sonnemann ſagte: Adieu lieber Franz, und wenn

dir die Jägerei, wie ich stark vermuthe, nicht gefallen sollte, so melde es mir bei Zeiten, damit wir auf einen andern Weg durchs Leben denken können. Und Heloise? — Heloise war gar nicht zugegen als ich Abschied nahm. Dies war die Ursache, warum ich trauriger zu meinen Pflegeeltern zurückkehrte, als ich von ihnen fortgegangen war. Zwar hatte die Nähe der Mannbarkeit ihre Scheidewand zu ziehen angefangen; aber wie sehr ich auch gewohnt seyn mochte, Heloisen seltener zu sehen; so glaubt' ich doch, daß sie bei meinem Abschied hätte zugegen seyn können, und beklagte mich über diese Vernachläßigung bei meiner Pflegemutter, als über einen Beweis von unverdienter Geringschätzung.

Niedergeschlagen saß ich in einer Ecke des Zimmers: Meine Pflegemutter war mit dem Einpacken meiner Sachen beschäftigt. Ihr Mann, den Kopf ganz voll von seiner Reise, kam ab und zu, und hatte bald dies bald jenes zu erinnern. Die Abenddämmerung verlor sich in völlige Dunkel-

heit. Mit einmal flog die Thür auf — Es war Heloise. Sie eilte auf mich zu, ergriff meine Hand, sah mich einige Secunden schweigend an und begann darauf in dem schmeichelhaftesten Tone: »In Gegenwart »meiner Eltern hab' ich dir nicht Lebewohl »sagen mögen. Es geht mir nahe, daß wir »uns trennen müssen. Vergiß mich nicht »und reihne darauf, daß du mir immer »theuer bleiben wirst. — Sie umarmte mich bei diesen Worten. Eine Thräne drang aus ihrem schönen Auge; aber eh' sie ganz zum Vorschein kommen konnte, hatte sie mich geküßt, und war schon mehrere Minuten wieder zur Thür hinaus, ehe ich mich besinnen konnte, ob ich wachte oder träumte. Meine Pflegemutter, welche bei diesem Auftritt zugegen war, brachte mich endlich dadurch zur Besinnung, daß sie mich auffoderte, ihr zu helfen.

Bald nach Mitternacht ging die Reise vor sich. Ich verließ Lilienthal mit einer gewißen Dumpfheit des Gemüths; aber diese verschwand sobald wir einige Meilen

zurück gelegt hatten und die ersten Sonnenstrahlen hervorbrachen. Die Erzählungen meines Pflegevaters, der durch den Gedanken an seinen alten Freund aufgeheitert, geschwätziger wurde, als ich ihn je gesehen hatte, fesselten meine Aufmerksamkeit. Wir entfernten uns immer mehr von Lilienthal. Meine Bestimmung wurde mir in eben dem Maße deutlicher. Ich fand mich in den Gedanken von Heloisen getrennt zu leben. Wir kamen an Ort und Stelle an.

Der Mann bei welchem ich in die Lehre gebracht wurde, war Oberförster in Wildenau. Er empfing uns mit aller Höflichkeit eines alten Freundes. Mich näher betrachtend, sagte er zu meinem Pflegevater: das kann ein wackerer Jäger werden, Herr Bruder; nur muß er sich den ersten Anfang nicht verdrießen lassen. Bei dir scheint er es sehr gut gehabt zu haben. Er sieht ja aus als wenn er mit lauter Lilien und Rosen wäre gefüttert worden.

Mein Pflegevater hielt sich nicht lange auf, aber noch eh' er abreisete, hätt' ich ihn

bitten mögen, mich wieder mit sich zurück-zunehmen, so sehr mißfiel mir alles, was ich im Hause des Oberförsters sah. An Reinlichkeit und Ordnung in dem Hause meiner Pflegeeltern, und an Eleganz in dem des Herrn von Lichtenhain gewöhnt, fand ich hier das Gegentheil von Allem bis zur Empörung meiner Sinne. Was mich aber noch weit mehr beleidigte, war die Behandlung die ich erfuhr, sobald mein Pflegevater den Rücken gewandt hatte. Der Übertritt von der Freiheit in die Sclaverei mag Jedem unangenehm seyn; aber doppelt ist er es für einen jungen Menschen, welcher mit Liberalität erzogen, von der Kunst diejenigen zu beherrschen, welche ihn befehlen können, nichts versteht. Dies war mein Fall; wenn ich aber auch in dieser Kunst bei weitem geübter gewesen wäre, als ich es nicht war, so würde mir das zusammengesetzte Verhältniß, worin ich mit meinen Hausgenoßen stand, die Ausübung derselben sehr erschwert haben. Die Oberförsterin wollte mich in der Küche, ihr Mann in dem Pferdestall

und die Jäger zu allen den kleinen Diensten gebrauchen, welche ein Pudel eben so gut verrichten kann. Es fehlte mir nicht an Gefälligkeit; da ich aber auch mit der größten nicht ausreichte, so mußte mein Stolz desto früher erwachen. Am allereifersüchtigsten auf ihre vermeinten Rechte waren gerade diejenigen, welche nur um Einen Grad über mir standen. Und so lernt' ich sehr früh, daß es keinen ärgeren Despotismus giebt als den der Subalternen und daß es tief in der menschlichen Natur liegt, Andere wieder empfinden zu lassen, was man selbst gelitten hat. Eine gute Miene zum schlechten Spiel zu machen, wurde mir mit jedem Tage unmöglicher. Kaum hatte ich meinen Unwillen laut werden lassen, so nannte man mich den hochmüthigen Junker und jeder machte sich ein Verdienst daraus, mich, wie er sich ausdrückte, zur Raison zu bringen. Schwerlich würd' ich unter allen geplagten Wesen in der umliegenden Gegend meines Gleichen gefunden haben.

Ich verfiel darüber in eine Art von Trüb-

ſinn, welcher ungemein beluſtigend für diejenigen war, welche ſich als die Urheber deſſelben betrachten konnten. Noch immer kämpfte ich mit mir ſelbſt, ob ich meine Pflegeeltern von meiner Lage unterrichten ſollte, oder nicht. Die Furcht vor der Schande, für einen jungen Menſchen gehalten zu werden, welcher unter fremden Leuten nicht fortkommen könnte, hielt der Verzweiflung ſelbſt das Gleichgewicht. Endlich gab eine Mißhandlung, welche ich von dem brutalſten unter den Jägerburſchen erfuhr, den Ausſchlag. Ich erinnerte mich der Worte, mit welchen mich Herr Sonnemann entlaſſen hatte, und ohne Zeitverluſt ſchrieb ich an ihn. Ohne mich über etwas Einzelnes zu beklagen, meldete ich ihm, daß meine ganze Lage mich zum Gegenſtand ſeines innigſten Bedauerns machen würde, wenn er mich nur einen einzigen Tag beobachten könnte; und verzweifeln müßte ich, wenn man mich nicht bald der Sklaverey entriſſe, in welche ich gerathen wäre. Zum Jägerburſchen wär ich im Zuſchnitt verdorben und unfehlbar

würd' ich zu Grunde gehen, wenn mein Pflegevater hartnäckig auf seinem Vorsatz beſtände. Nur mein Gehorſam gegen ſeine Befehle hätte mich bis jetzt in Schranken gehalten u. ſ. w. Dieſen Brief trug ich ſelbſt auf die Poſt und mit aller Ungeduld eines Gefangenen, welcher nach dem Augenblick ſeiner Entlaſſung ſchmachtet, erwartete ich Herrn Sonnemanns Antwort.

Kaum waren acht Tage verfloſſen, als meine Pflegemutter unter dem Vorwand erſchien, ſich nach meinem Befinden und meiner Aufführung zu erkundigen. Über das erſtere belehrte ſie meine Miene, welche die Troſtloſigkeit ſelbſt war; über die letztere die Klagen, welche man von allen Seiten gegen mich führte, und die ſich ohne Ausnahme auf meinen Hochmuth bezogen. Ein jeder hatte auf ſeinem Wege die Entdeckung gemacht, daß ich zwar ſehr gut und brauchbar ſey, um Jägerburſche zu halten, aber durchaus nicht, einer zu werden. Meine Pflegemutter nahm ſich bei dieſem Handel ſo gut, daß jeder ſeinen Zweck erreicht zu haben glaubte,

als sie erklärte, sie wolle mich nach Lilienthal zurücknehmen.

Kaum hatten wir Wildenau im Rücken, als ich sie mit einer Innigkeit umarmte, welche meine Dankbarkeit für den mir erwiesenen Dienst, lebhaft genug ausdrückte, um ihr einige Thränen des Mitleids abzulocken. Ich glaub' es dir wohl, lieber Franz, sagte sie gerührt, daß du zu diesen Leuten nicht gepaßt hast; aber wohin wirst du jemals paßen, wenn du nicht in Lilienthal bleibst? Du bist verwöhnt worden, setzte sie bedenklich hinzu, und ein Reitpferd taugt nicht vor dem Pflug.

Wir kamen nach Lilienthal zurück. Jeder erstaunte über die Veränderung, welche mit mir vorgegangen war; so blaß und abgezehrt kehrte ich heim. »Sie müssen dich, armer Junge, sehr gehudelt haben, sagte der alte Lichtenhain, als er mich wiedersahe. Was versteht auch ein Oberförster von Großmuth? sagte seine Gemahlin. Heloise konnte einige Thränen nicht zurückhalten. Laß es gut seyn, Franz, sing der alte Lich-

Lenhain von neuem an. Es werden ſich ſchon andere Wege zu deinem Fortkommen finden. Fürs erſte kannſt du bei mir bleiben. Dieſe Erklärung beruhigte auch meinen Pflegevater, welcher bei meiner Zurückkunft ſo verdrießlich war, als man es über ein fehlgeſchlagenes Project gewöhnlich iſt.

Ich war in Lilienthal bald wieder einheimiſch. Herr Sonnemann, welcher bei meiner Zurückkunft nicht zugegen war, aber ſich einige Tage darauf wieder einfand, ſetzte die alten Uebungen mit mir fort; und ich ſtudirte mit deſto größerem Eifer und Erfolg, je mehr die Wiſſenſchaften durch eine lange Entbehrung den Reiz der Neuheit für mich erhalten hatten. Von meiner Beſtimmung war bald gar nicht mehr die Rede; es ſchien als wollte man ſie dem Himmel überlaſſen.

Nur ſelten ſah ich Heloiſen. Mit unſerer Zuneigung für einander verhielt es ſich wie mit der Geſundheit, welche um ſo vollkommner iſt, je weniger man daran denkt, oder davon ſpricht. Es war nicht Liebe;

aber es konnte Liebe werden, wenn Schwierigkeiten das sanfte Gefühl zur Leidenschaft entfalteten. Mit Vergnügen denk ich noch jetzt an diese Periode meines Aufenthalts im Lichtenhainschen Hause zurück. Es war die glücklichste meines Lebens; Unschuld machte sie dazu.

In den Erholungsstunden begleitete ich den alten Lichtenhain in seine Baumschule. Bald brachte ich es dahin, daß ich ihm helfen konnte; und gewohnt seine besten Freunden in diesem Bezirk zu finden, öfnete er mir sein Herz um so bereitwilliger, je mehr er seine Neigungen in mir wiederzufinden glaubte. Er führte mich bald in seinen Blumengarten ein, und da ich auch hier nicht ganz am unrechten Ort war; so ging er in seiner Fröhlichkeit so weit, daß er mir einmal über das andere wiederholte: Wir bleiben zusammen, Franz, und nie soll es deinem Pflegevater wieder einfallen, aus dir einen Jäger machen zu wollen. Die Jägerei, setzte er hinzu, ist ein schlechtes Handwerk, das man nur den Gefühllosen überlassen muß.

Je mehr sich der alte Lichtenhain von seiner Anhänglichkeit an seiner Person, und von meinen natürlichen Fähigkeiten zu jedem nützlichen Geschäft überzeugte, desto mehr wuchs sein Vertrauen zu mir. Bald kam es dahin, daß er mir die Besorgung kleiner ökonomischer Angelegenheiten überließ. Er sah ein, daß ich auch hier zu gebrauchen war; und um meine Brauchbarkeit noch mehr zu erhöhen, versorgte er bei der nächsten Gelegenheit seinen Schreiber, um mir seine Geschäfte übertragen zu können. Thätig, eifrig, ordnungsliebend und menschlich — wie hätt' ich es verfehlen können seinen Beifall zu erhalten?

Zwei Jahre verstrichen auf diese Weise. In dem Lauf derselben starb mein Pflegevater und Herr Sonnemann wurde als Geistlicher versorgt. Dies abgerechnet war ein Tag wie der andere. Die Familie lebte in der größten Abgeschiedenheit von allem Umgang und war nur um so glücklicher. Es war bisweilen davon die Rede, daß man, um Heloisens Erziehung zu vollenden, einen

Winter in der Stadt zubringen wollte; allein wenn der Winter kam, so fanden sich mit ihm die Schwierigkeiten ein, welche ein solches Project nothwendig hintertreiben mußten. Bald war die Frau von Lichtenhain kränklich; bald konnte sich ihr Mann nicht von seinen Geschäften trennen. Auch für mich gewannen diese Geschäfte täglich ein größeres Interesse. Ganz darin vertieft vergaß ich Heloisen oft Wochen lang, und wenn uns dann irgend ein Zufall unerwartet vereinigte, so war ein freundschaftlicher Blick oder ein Händedruck das einzige Unterpfand unserer fortdauernden Zuneigung für einander. Nach dem gewöhnlichen Maßstab ist von einer Liebe gar wenig zu erwarten, welche nicht von dem ersten Augenblick ihrer Entstehung an, übermäßig sprudelt; aber von dieser Art war die meinige so wenig, daß sie den Namen einer Leidenschaft gar nicht verdiente.

Sobald der alte Lichtenhain sah, daß er sich auf mich verlassen konnte, dachte er auf die Ausführung eines Vorhabens, welches

er blos deswegen von einer Zeit zur andern aufgeschoben hatte, weil seine Gegenwart in Lilienthal so nothwendig war. Dies war eine Bereisung seiner entfernteren Güter, die er seit länger als zehn Jahren nicht besucht hatte. Dem ersten Entwurf nach sollten ihn seine Frau und Tochter begleiten; da aber die erstere krank wurde, so mußte Heloise zu ihrer Gesellschaft zurück bleiben. Er selbst trat seine Reise in den ersten Frühlingstagen an.

Durch seine Entfernung wurden meine Geschäfte verdoppelt. Abwechselnd mußte ich mit der Feder arbeiten und mich auf dem Hof und im Felde tummeln. Mein Ehrgeiz machte mich indessen unermüdlich; mein Ehrgeiz, welcher damals noch keinen andern Gegenstand hatte, als seinen Beifall und sein Lob nach seiner Zurückkunft zu verdienen. Heloise war während dieser Zeit so gut als gar nicht für mich vorhanden. Wir sahen uns wohl; aber wir hatten einander nichts zu sagen. Wenigstens war dies mit mir der Fall, und Heloise schien meine Geschäftigkeit zu ehren.

Nach einem arbeitvollen Tage hatte ich mich früh zur Ruhe begeben und lag im tiefsten Schlummer, als ich um Mitternacht von einem lauten Getöse geweckt wurde. Ich sprang aus dem Bette. Der Lärm war unter meinem Fenster. Ueber die Ursache desselben ließ mich das gellende Horn des Nachtwächters keinen Augenblick im Zweifel. Man rief meinen Namen überlaut. In wenig Secunden war ich angezogen und auf dem Platze. Das Feuer war im Lichtenhainschen Hause selbst. Die Bestürzung der weiblichen Bewohner desselben verzögerte den Augenblick, wo die Thür geöfnet wurde. Mechanisch riß ich einem der Umstehenden eine Axt aus der Hand. Von einem derben Schlag gegen das Schloß sprang der eine Flügel auf. Frau von Lichtenhain stürzte mir zuerst entgegen. »Meine Heloise! rief sie die Hände ringend; meine Heloise! Sie schläft oben und die Treppe brennt schon.

Die Treppe brannte wirklich. Die Flamme wurde indessen durch das Wasser vermindert, welches man in der Eile darauf

ausgoß. Durch Rauch und Dampf eilte ich hinauf. Aber wo Heloisen finden? Voll Angst rief ich ihren Namen. Sie antwortete. Ich ging der Stimme nach; und als ich endlich ihr Zimmer fand, umfaßt' ich sie, ohne ihr eine Wahl zu lassen, indem ich Feuer! Feuer! rief. Der Rückweg war gefährlich geworden. Ich bat sie den Athem anzuhalten; und indem ich dasselbe that, stürzte ich durch die Flamme durch, welche von neuem aufgelödert war. Mein Gesicht und meine Hände waren beschädigt und mein Haar brannte lichterloh, als ich an Ort und Stelle kam; aber Heloise war gerettet und — was alle Anwesenden in Erstaunen setzte — ganz unverletzt geblieben.

Ich war erschöpft. Das Löschen mußte ich Anderen überlassen; die Anstalten waren indessen so gut, daß, nachdem Alles in den gehörigen Gang gebracht war, ein großer Theil des Hauses gerettet wurde. Zitternd vor Frost und Furcht lag Heloise noch immer zu meinen Füßen auf einer Matratze, welche man ihr in der Eile untergelegt

hatte. Ohne andere Hülle, als die nächtliche, in welcher ich sie gerettet hatte, kam sie um so geschwinder zur Besinnung. Sie fragte die Umstehenden nach ihrer Mutter; und da keiner eine andere Auskunft zu geben wußte als die, daß sie gerettet wäre, so bat sie mich dringend sie aufzusuchen. Ich entfernte mich und als ich mit der Mutter zurück kam, war Heloise verschwunden. Wir suchten sie lange, bis wir sie endlich in meinem Zimmer fanden, wo sie sich von einer Art von Fieberfrost befallen, in mein Bette gelegt hatte. Ich ließ sie mit ihrer Mutter allein und eilte fort den Lärmen zu stillen, welcher noch immer forttobte, obgleich das Feuer schon längst gelöscht war.

Daß sogleich ein reitender Bote an den Herrn von Lichtenhain abgeschickt wurde, um seine Rückkehr zu beschleunigen, versteht sich von selbst. Nach wenig Tagen war er an Ort und Stelle. Er hatte sich das Unglück weit größer gedacht und freute sich nicht wenig über Heloisens Rettung.

Zum Wiederaufbau seines Hauses wur-

den

den sogleich Anstalten gemacht; allen so wie die Folge eines solchen Zufalls immer eine Anarchie von längerer oder kürzerer Dauer ist, so war dies auch hier der Fall. Die Stockung in den wirthschaftlichen Angelegenheiten gab mir Muße und diese verführte mich zu Träumereien. Der Gedanke Heloisen gerettet zu haben, verfolgte mich überall; und ob ich gleich noch entfernt war, es mir zu gestehen, so fühlt' ich wenigstens, daß ich sie liebte. Mit Wohlgefallen sah ich auf die Beschädigungen, die ich davon getragen hatte; selbst der Schmerz, welchen sie mir verursachten, war mir nicht ganz unangenehm. Was mich durchaus nicht verlassen wollte, war das Gefühl der Bürde die ich getragen hatte; es vibrirte in meinen Armen wie der Ton in einer stärker angegriffenen Saite. Und mit welcher Wollust legte ich mich in das Bette, worin sie gelegen hatte. — Bezaubert stand ich vor ihr, so oft ich ihr begegnete; es war, als hätte ich durch einen Schlag mit einem Zauberstabe die Kraft verloren, mich wieder von

ihr zu trennen. So wahr ist es, daß man nur das aufrichtig liebt, was große Opfer gekostet hat; wiewol ich damals weit entfernt war, meine Handlung in diesem Lichte zu betrachten und jeden Augenblick eine neue Gefahr für Heloisen würde bestanden haben.

Sie selbst vermied mich auf keine Weise. Um mir zu erkennen zu geben, daß sie nicht undankbar sey, sprach sie oft von ihrer Rettung und erklärte mir ohne Rückhalt, daß sie sich glücklich schätzte, sie gerade mir zu verdanken. Bei einer anderen Gelegenheit sagte sie mir, ihre Mutter wäre damit umgegangen, mir ein ansehnliches Geldgeschenk zu machen; sie hätte es aber abgewendet, weil sie mir dadurch eine Kränkung zu ersparen geglaubt hätte; ihr Vater wäre dabei auf ihre Seite getreten. Mit meiner Thätigkeit während seiner Abwesenheit vollkommen zufrieden, wäre er durch das was ich für seine Tochter gethan hätte, so sehr mein Freund geworden, daß er seiner Seits kein Bedenken tragen würde, alles mit mir

zutheilen, wenn ihre Mutter eben so dächte — Sie erröthete bei diesen Worten wie über eine Unvorsichtigkeit.

Es hatte übrigens ganz das Ansehen, als ob Heloisens Eltern unsern gegenseitigen Empfindungen keine Gewalt anthun wollten; denn selbst in Heloisens Gegenwart behandelten sie mich mit einer so ausgezeichneten Güte, daß ich dadurch zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt werden mußte. Kein Wunder, daß ich nach und nach die Zurückhaltung verlor, welche mir der Mutter gegenüber zur Natur geworden war. Ich glaubte dadurch noch mehr über sie zu gewinnen und in der That schien es Anfangs, als ob die adelsstolze Frau ihre Vorurtheile beseitigen wollte. Aber es sey nun, daß diese Vorurtheile mit verdoppelter Stärke zurückkehrten, oder daß ich selbst es durch irgend etwas versah: genug die Güte womit sie mich einige Wochen hindurch behandelt hatte, verschwand mit einmal, indem sie einem Abscheu Platz machte, welcher mir damals unerklärbar blieb.

Heloise wurde von diesem Augenblick an für mich unsichtbar. Ich wußte lange nicht, was ich davon denken sollte. Unruhig suchte ich sie überall; und da ich sie nirgends fand und endlich den Muth faßte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; so erhielt ich die Antwort, daß sie auf ein Zimmer eingeschränkt wäre, welches sie nicht ohne die Erlaubniß ihrer Mutter verlassen dürfte. Verwirrt durch diese Nachricht, kam ich gegen Abend auf mein Zimmer zurück. Auf meinem Tisch lag ein Buch, das Heloisen gehörte. Ich öfnete es und folgendes Billet fiel mir entgegen:

Mein Verschwinden, lieber Franz, ist das Werk meiner Mutter. Sie besteht darauf, daß es unschicklich sey, daß wir uns so oft sehen und so vertraulich gegen einander sind. Das könne zuletzt in Liebe ausarten, meint sie. Was sie damit sagen will, versteh' ich nicht. Lieb' ich Dich denn nicht und kann ich

anders als den Mann lieben, der mich den Flammen entrissen hat? Genug, sie läßt mich nicht von ihrer Seite, so viel lange Weile es mir auch macht. Nicht einmal an das Fenster darf ich gehen, ohne eine Erinnerung zu bekommen. Es ist unerträglich. Bedaure mich, so wie mein Vater mich zu bedauern scheint. Er ist durchaus gegen ein so gewaltsames Verfahren; aber meine Mutter behauptet, sie müsse dies besser verstehen. Wenn das Recht auf ihrer Seite ist; so möcht' ich nur, daß ich mich weniger sehnte, Dich wieder zu sehen. Du wirst Mühe haben diese Zeilen zu lesen; da ich aber so beschränkt bin, so blieb mir nichts Anderes übrig, als sie diesen Morgen, während meine Mutter noch schlief, mit Bleistift im Bette niederzuschreiben.

Heloise.

So erfuhr ich freilich, daß Frau von Lichtenhain mir entgegen war; aber aus welchen Gründen? Ich konnte sie vermöge meiner Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens, nicht entdecken, wie sehr ich immer meinen Verstand anstrengen mochte. Um meiner Ungewißheit ein Ende zu machen, bat ich Heloisen mir die noch fehlenden Aufschlüsse zu geben. Sie blieben nicht lange aus. Mit einem Wort: Ich erfuhr, daß ich, um Heloisen liebenswürdig zu finden, von Adel seyn müsse. Ein solches Hinderniß war unübersteiglich. Ich hätte den Muth um Heloisens willen alles zu werden was menschliche Kräfte erlaubten; aber ich mußte gerade zu an mir verzweifeln, wenn man Forderungen an meine Geburt machte. Zwar erneuerten sich bei dieser Gelegenheit die Bilder meiner frühesten Jugend stärker als jemals in meiner Seele, aber, sagte ich zu mir selbst, ist deine Mutter nicht längst gestorben und dein Vater längst ermordet, und bist du nicht längst dem Mitleid preisgegeben? Es kam mir vor, als wenn die

Frau von Lichtenhain sehr wenig an meiner Geburt zu tadeln gehabt haben würde, wenn sie meine Eltern gekannt hätte; aber so wie die Sachen gegenwärtig standen, konnte ich keine Beweise führen, von welchen das Mindeste zu erwarten war. Das Bild meiner Mutter war vorhanden; aber ich wollte es lieber gar nicht zum Vorschein bringen, als die Einwendungen hören, die sich dagegen machen ließen.

Es schmerzte mich indessen unendlich, mich wegen meiner Geburt zurück gesetzt zu sehen. Der Gram zehrte an mir und raubte mir den letzten Rest von Hofnung zu eben der Zeit, wo sich meine Leidenschaft für Heloisen am meisten entflammte. Muthlos schwankte ich umher. Vielleicht rührte mein Zustand den alten Herrn von Lichtenhain. Er ließ mich zu sich rufen und ohne sich in Zergliederungen mit mir einzulassen, redete er mich also an:

»Ich trenne mich ungern von dir, lieber »Franz; aber meine häuslichen Verhältnisse »heischen ein solches Opfer. Auf alle Fälle

»haſt du um mich verdient, daß ich redlich »mit dir zu Werke gehe und das will ich vor»züglich in dieſer Unterredung. — Du liebſt »meine Tochter und ſie erwiedert deine Liebe. »Ob ihr ſchon gewünſcht habt, euch gegen»ſeitig zu beſitzen, weiß ich nicht; aber ein »ſolcher Wunſch bleibt nicht lange aus, wenn »die Leidenſchaft eine gewiſſe Höhe erreicht »hat. Deſto beſſer, wenn dies nicht der »Fall iſt. Es iſt wahr, was euch im Wege »ſteht, ſind nur Vorurtheile; allein wir le»ben einmal in einer Welt, aus welcher ſie »nicht können verbannt werden, und ſich ih»nen trotzig widerſetzen, iſt von mehr als »einer Seite gefährlich. Was mich betrift, »ſo würde ich mich vielleicht dazu bereit»willig finden laſſen; weil ich dich ſchätze »und liebe; aber da ich vorher ſehen kann, »daß meine Frau niemals ihre Einwilligung »dazu geben würde; ſo bleibt nichts übrig »als ihr in einer Sache nachzugeben, welche »eben ſo ſehr die ihrige iſt, als die meinige. »Soll aber keine Verbindung unter euch »ſtatt finden; ſo muß eine Trennung er»

»folgen. Diese kann auf eine doppelte Art »vor sich gehen; Entweder unsere Tochter »verläßt uns und du bleibst, oder umgekehrt. »Dein eigenes Herz mag entscheiden, wel»ches von beiden das natürlichste ist. Ich »habe indessen keinesweges die Absicht, dich »hülflos in die weite Welt zu stossen. Du »bist nicht ohne Talente. Alles was dir »fehlt ist Glück; denn Glück giebt Stand »und Vermögen. Willst du seine Gunst »auf die Probe stellen, so biete ich meine »Hand dazu. Meinen Wünschen nach be»giebst du dich in die Hauptstadt. Unter »den vielen Bekänntschaften, die daselbst auf »dich warten, wird dir wenigstens die eine »oder die andere nützlich werden können. »Früh oder spät findest du ein Obdach. »Bis dahin unterstütze ich dich.

Hier hielt er inne und betrachtete mich mit einem wehmüthig fragenden Blick.

Sie kennen meine ganze Lage, antwortete ich, und eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß Sie es nicht übel mit mir meinen können. Der Güte, womit sie mich bis-

het behandelt haben, würde ich durchaus unwerth seyn, wenn ich auch nur einen Augenblick Bedenken trüge, Ihren Vorschlag anzunehmen. Was es mich auch kosten mag; ich füge mich bereitwillig in Ihre Wünsche, da Sie mir sagen, daß ein Theil Ihrer Ruhe davon abhängt. Verlangen Sie es, so reis' ich noch heute.

Er umarmte mich, indem ich dies sagte. Glaube mir, lieber Franz, fügte er hinzu, es thut mir sehr leid —

Ich habe nie an ihrer Großmuth gezweifelt, unterbrach ich ihn. Was geschehen muß, geschieht am besten bald. Wollen Sie mich noch heute reisen lassen?

Ich weinte, indem ich dies sprach und er wandte das Gesicht ab, um seine Thränen zu verbergen.

»Nicht alle Hofnung ist die genommen, »mein lieber Sohn, sagte er zärtlich. Vielleicht vereinigen wir uns sogar bald wieder. Nur jetzt mußt du fort — Abreisen »kannst du Morgen. Ich werde dich fahren »lassen und hier sind hundert Friedrichsd'or »zum ersten Anfang.

Ich fragte, ob es mir erlaubt seyn würde, die Frau von Lichtenhain noch einmal zu sehen?

»Wozu? antwortete er; ist sie nicht die »Ursache unserer Trennung? Als eine solche »kannst du sie nicht lieben.

Tief fühlte ich die Wahrheit dieses Grundes, nahm Abschied von dem Herrn von Lichtenhain und begab mich auf mein Zimmer, um meine Sachen einzupacken.

Ich war noch damit beschäftigt, als ich durch ein Kind folgendes Billet erhielt.

»Ich weiß alles was vorgefallen »ist. Grausam versagt man mir »den letzten Trost, Dich noch ein»mal zu sehen. Aber entstehe da»raus, was da wolle, ich muß Dich »vor Deiner Abreise noch sprechen. »Um Mitternacht werd' ich in dem »Garten seyn. Verfehle nicht Dich »einzufinden, wenn du mich liebst.

Heloise.

Was sollte ich thun? die Einladung an-

nehmen, hieß den Wünschen meines Freundes und Wohlthäters entgegen handeln. Aber wie sie ausschlagen? Und lag mir selbst nicht so viel daran, Heloisen noch einmal wieder zu sehen? Ich that was Wenige an meiner Stelle würden unterlassen haben und beruhigte mein Gewissen damit, daß der alte Lichtenhain mir nicht ausdrücklich verboten hatte, seine Tochter wieder zu sehen.

Mit einer aus Sehnsucht und Furcht zusammengesetzten Ungeduld erwartete ich die Nacht. Nach langem Harren schlug es endlich zwölf. Ich begab mich in den Garten. Heloise war schon da. Hastig flog sie mir entgegen und als sie mich umarmte, fühlte ich sehr deutlich, daß ihr Herz eben so laut schlug, als das meinige.

»Ich habe dich hierher beschieden, fing »sie an, um dir zu sagen daß ich fest ent»schlossen bin, dir treu zu bleiben. Die »Gründe, mit welchen meine Mutter auf »eine Trennung dringt, kann und werde ich »nie achten. Mein Vater ist auf meiner

»Seite. Verlaß dich also darauf, daß es »mir nie einfallen wird, eine Verbindung »zu zerreissen, welche mir heilig war, ehe »mich Pflichten banden. Wie früh unsere »Wünsche werden erfüllt werden, liegt im »Schooß der Zukunft; aber so lange die »Unmöglichkeit der Erfüllung nicht erwiesen »ist, werd' ich an die Möglichkeit glauben »und darnach handeln. Damit wir uns »durch die Entfernung nicht fremd werden, »wollen wir uns einander schreiben und dei»ner Pflegemutter die Besorgung der Briefe »überlassen; und damit du ein Unterpfand »meiner Treue und eine bleibende Erinne»rung an deine Heloise habest, so nimm die»sen Ring von mir an.«

Bei diesen Worten umarmte sie mich von neuem. Hand in Hand gingen wir auf und nieder. Die Zeit verschwand unter tausend Entwürfen, welche wir machten, um uns heimlich zu sehen. Endlich sagte Heloise: »Ich darf nicht länger verweilen und wand »sich mit einem glühenden Kuß aus meinen »umklammernden Armen los.

Angewurzelt stand ich da und sah ihr nach, indem sie sich langsam von mir entfernte. Alle meine Gefühle löseten sich in Wehmuth auf. Warme Thränen quollen über meine Wangen. Der Mond schien tröstend auf mich herab; aber was hätte in diesem Augenblick wohl meinen Schmerz verringern können?

Eben war ich im Begriff mich aus dem Garten zu entfernen, als ich Heloisens Vater aus einer Seiten-Allee kommen und durch eben die Thür verschwinden sah, durch welche sie sich entfernt hatte. Er hatte uns also belauscht. Ich erschrak Anfangs über diesen Gedanken; aber ich beruhigte mich wieder, sobald ich über die Gründe nachdachte, welche ihn abgehalten hatten, uns zu stören.

Den Rest der Nacht brachte ich unter vergeblichen Bemühungen zu, meine aufgeregten Lebensgeister durch den Schlummer zu besänftigen. Nach einigen Stunden meldete man mir daß Alles zur Abreise bereit sey. Ich eilte, so früh es noch war, zu

meiner Pflegemutter, um Alles mit ihr zu verabreden und ihr mein Lebewol zu sagen. Sie hatte schon auf mich gewartet. Wenig Augenblicke darauf fuhr der Wagen vor und fort ging es nach der Hauptstadt, wo ich mein Glück machen sollte.

Dumpf und gefühllos saß ich im Wagen. Die Sonne ging auf; aber ihre glänzenden Strahlen hatten diesmal nicht die Kraft, meine trübe Seele aufzuheitern. Mein Kutscher ehrte meine Niedergeschlagenheit durch sein Schweigen. So legten wir eine Meile nach der andern zurück.

Die Sonnenhitze fing an lästig zu werden, als wir in einem kleinen Eichwald ankamen. Ich lag noch immer in die Ecke gedrückt, als das Gerassel des Wagens ein Frauenzimmer weckte, welches nicht weit vom Wege am Fuße einer Eiche geschlafen hatte. Sie richtete sich eben in die Höhe als wir vorbei fuhren; es war unmöglich sie nicht zu bemerken, ob sie mir gleich in diesem Augenblick durchaus gleichgültig war.

Mehrere Schritte hatten wir uns bereits

von ihr entfernt, als mein Kutscher die gutmüthige Bemerkung machte, daß sie nicht ungern mitgefahren seyn würde, wenn wir ihr es angeboten hätten. Ich ließ ihn auf der Stelle halten, sprang aus dem Wagen und näherte mich dem Frauenzimmer, welches mich gelassen auf sich zukommen sah. Wenn Sie mit mit fahren wollen, sagte ich treuherzig, so steht Ihnen ein Platz in meinem Wagen von ganzem Herzen zu Diensten.

Sie sah mich befremdet an und zuletzt erst fiel mir ihre Gestalt auf. Sie war groß und stark; beinah mehr, als sich mit der Weiblichkeit vertrug. Ihr schwarzes Auge, vom Gehen erhitzt, brannte in einem trüben Feuer. Ihr Gesicht, eins von jenen gebietenden Ovalen, welche man nie ohne Interesse sieht, war minder blaß, als es seine gewöhnliche Farbe mit sich zu bringen schien. Ihr kastanienbraunes Haar war unter dem Kopfputz hervorgequollen und streute liebliche Schatten über das Gesicht.

Ich nehme den Antrag an, erwiederte sie sehr unbefangen, weil ich überzeugt bin,

daß

daß er aus einem guten Herzen kommt. Und ohne meinen Arm abzuwarten, bewegte sie sich schnell nach dem Wagen hin und stieg ein.

Schweigend saßen wir eine längere Zeit neben einander. »Sie fahren doch nach der Hauptstadt? fing endlich meine Begleiterin an; ich habe vergessen mich darnach zu erkundigen; indem ich voraussetzte, daß man auf diesem Wege nicht anders wohin kommen könnte.

Auf meine bejaende Antwort fragte sie, ob ich mich lange daselbst aufhalten würde?

Vielleicht für immer, antwortete ich mit einem unwillkürlichen Seufzer und brach sogleich ab. Einige Augenblicke darauf knüpfte sie das Gespräch von neuem durch die Frage an: Ob ich die Hauptstadt zum ersten Male sähe? — Doch, setzte sie erröthend hinzu, ich sollte alle diese Fragen lieber unterdrücken, weil ich so leicht das Ansehn gewinnen kann, als wollt' ich Geheimnisse erfahren.

Meine Verlegenheit war nicht gering.

In meinem Herzen fand ich keinen Grund ihre Neugierde unbefriedigt zu lassen; aber wie sie mit meinem Schicksal bekannt machen? Ich sagte im Allgemeinen: Als Kind? wär' ich in der Hauptstadt gewesen; aber von diesem Aufenthalt hätte ich kaum noch die dunkelste Zurückerinnerung. Alles würde mir neu seyn; indessen dürfte ich von dieser Neuheit sehr wenig Vergnügen erwarten, da ich niemand kennte und ein Haus verliesse, worin ich mich sehr wohl befunden hätte — das des Herrn von Lichtenhain.

»Sie sind also der junge Franz, den »diese Familie erzogen hat? Wundern Sie »sich nicht, daß ich Ihren Namen weiß! »Ich habe nur zwei Meilen von dem Gute »des Herrn von Lichtenhain gelebt; und wie »sehr sich der gute Mann auch zurückziehen »mag, so wird er doch der Neugierde seiner Nachbarn nicht entgehen, welche in »seiner Liebe für die Einsamkeit einen desto »stärkeren Antrieb finden, Alles auszukundschoften, was in seinem Hause vorgeht.

»Von Ihnen hat man immer gesagt, Sie »wären bestimmt Heloisens Gatte zu wer»den. Wie es sich auch damit verhalten »mag; so freu' ich mich die persönliche Be»kanntschaft eines jungen Mannes zu ma»chen, von welchem das Gerücht so vortheil»haft spricht.«

Dies löste vollends die Rinde, welche meinem Herzen beschwerlich zu werden anfing. Ich theilte meiner Gefährtin Alles mit, was ich schicklicherweise sagen konnte, und fühlte mich nicht wenig erleichtert, als ich geendet hatte.

Ich bin Ihnen sehr viel Dank schuldig, sagte sie, und um Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen, die, wenn gleich minder unschuldig als die Ihrige, wenigstens zur Abkürzung des Weges, welchen wir noch vor uns haben, beitragen kann.

Mein Name ist Ida von Haldein. Ich bin die Tochter eines Offiziers, der einem Freunde zu gefallen, dem er das Leben gerettet hatte, und der von diesem Augenblick

an nicht ohne ihn leben konnte, sehr früh seinen Abschied nahm und sich auf einem kleinen Gute niederließ, welches ihm eben dieser Freund gegen einen ganz unbedeutenden Kanon abtrat. Kaum sieben Jahr alt, verlor ich meine Mutter. Man stellte meinem Vater die Nothwendigkeit einer zweiten Heyrath vor, wenn er seine Tochter mit Erfolg erziehen wollte; aber seine ewige Antwort war: Er könne dies Abentheuer selbst bestehen, ohne seine Freiheit aufzuopfern. In der That er war nicht ohne Talente. Seine Liebe für mich gab ihm die nöthige Geduld. Ich selbst lernte mit Leichtigkeit. Kaum hatte ich ein Alter von zehn Jahren erreicht, als ich schon ein Gegenstand der Bewunderung für alle diejenigen war, welche gutmüthig genug sind, alles außerordentlich zu finden, was sie selbst aus Mangel an Anleitung nicht erworben haben. Ich laß mit Ausdruck, schrieb einen erträglichen Brief und spielte zwei Instrumente mit hinlänglicher Fertigkeit, um keine Langeweile zu machen, wenn ich mich hören

ließ. Aufgemuntert durch den Beifall, welchen ich fand, und noch weit mehr durch die Begierde, welche ich zeigte noch mehr zu umfassen, fing mein Vater an, mich in den neueren Sprachen zu unterrichten und brachte es dahin, daß ich in meinem zwölften Jahr französisch und italienisch mit großer Geläufigkeit sprach. Man erstaunte darüber; aber da alle Bewunderung ein peinliches Gefühl voraussetzt; so tadelte man, daß mein Vater über das Überflüssige das Nothwendige verabsäumte und gab dadurch zu verstehen, daß ich mit allen meinen Talenten ein sehr unvollkommnes Weib werden würde, wenn er nicht darauf dächte mich auch in dem unterrichten zu lassen, was eigentlich in die Sphäre eines Weibes gehört.

So wenig dies in den Erziehungsplan meines Vaters gehören mochte; so gab er doch dem allgemeinen Vorurtheile nach. Um sich aber sein Werk nicht verderben zu lassen, schaffte er mit einem weit größeren Aufwand als ein jahrlanger Aufenthalt in

irgend einer Erziehungsanstalt würde erfordert haben, alle diejenigen Personen herbei, welche mich in weiblichen Arbeiten unterrichten sollten und nahm seine Maaßregeln so, daß ich keinen Augenblick länger in ihrer Gesellschaft blieb, als der Unterricht es erforderte. Seine Absicht bei diesem Verfahren konnte keine andere seyn, als zu verhindern, daß ich nicht von dem elenden Geist angesteckt würde, welcher die meisten Weiber beseelt. In der That, seine Ängstlichkeit über diesen Punkt war so groß, daß, als ich kaum Fortschritte genug gemacht hatte, um gegen die Mittelmäßigen in dieser Gattung nicht zurück zu stehen, er alle meine Lehrerinnen entließ und mich von neuem seiner Zucht unterwarf.

Sein Endzweck war, mich über das Gemeine zu erheben, und der Welt zu zeigen, daß sie Unrecht hat, wenn sie der Entwickelung des weiblichen Geschlechts so enge Gränzen setzt. Diesem Endzweck gemäß stellte er allerley körperliche Übungen mit mir an. Ich mußte laufen, reiten, fahren-

schießen lernen; sogar schwimmen würde er mich gelehrt haben, wenn es dazu nicht durchaus an Gelegenheit gefehlt hätte. Die Folge dieser Erziehung war nicht, wie man wol erwarten könnte, daß ich wild wurde. Im Gegentheil, ich lernte unter diesen Anstrengungen meine Kräfte beherrschen, und indem meine Eitelkeit immer außer dem Spiele blieb, betrachtete ich meine Fertigkeiten nicht als Vorzüge, welche mir einen größeren Werth gäben, sondern als Eigenschaften welche zur Erreichung meiner Bestimmung durchaus nothwendig wären. Was mich noch mehr vor allem Uebermuth bewahrte, war die Gesellschaft worin ich lebte; eine Gesellschaft, welche aus lauter Männern bestand, die meinem Vater von Seiten des Ernstes mehr oder weniger ähnlich waren, und sich auf seine educatorische Grille wenigstens in sofern einließen, als sie nie einen Versuch machten, ihn davon zurück zu bringen. Als Jüngling nicht als Mädchen lebte ich unter ihnen; und von meinem Geschlecht unterschied ich mich sogar

durch meine Kleidung, welche von meines Vaters eigener Erfindung war, und vielleicht das richtige Mittel zwischen einem männlichen und einem weiblichen Anzug hielt. In der Regel war nur von sehr ernsthaften Dingen die Rede. Mein Vater pikirte sich frei von Vorurtheilen zu seyn. Sein Moralprinzip war die Ehre; seine ganze Philosophie die des Philosophen von Ferney, dessen Werke er mit großer Sorgfalt gelesen hatte. Dies alles ging nach und nach in mich über, ohne daß irgend etwas dabei erkünstelt war.

Ich hatte ein Alter von siebzehn Jahren erreicht, als ein Schaden, den mein Vater von seiner frühesten Jugend her am Fuß hatte, von neuem zum Ausbruch kam. Er selbst zweifelte daran, daß dieser Schaden jemals vollkommen geheilt werden könnte; da man ihm aber unaufhörlich die Geschicklichkeit eines benachbarten Wundarztes rühmte, so entschloß er sich endlich, auf eine längere Zeit in die Stadt zu ziehen und sich einer soliden Cur zu unterwerfen. Ich mußte

ihn dahin begleiten. Kaum waren wir in R . . . . . angekommen, als ſich ein hitziges Fieber mit der Wunde vereinigte, um ihn an den Rand des Grabes zu bringen. Seine gute Conſtituzion und die Geſchicklichkeit des Arztes retteten ihn; aber ſeine Geneſung konnte vermöge ſeines Alters nicht anders als ſehr langſam von ſtatten gehen. Da er keinen Andern um ſich leiden konnte als mich, ſo blieb mir nichts anders übrig, als Tag und Nacht für ſeine Herſtellung zu ſorgen. So gern ich mich ſeiner Pflege unterzog, ſo litt doch meine Geſundheit dabei, und zwar um deſto mehr, je weniger das Leben, welches ich gegenwärtig zu führen genöthigt war, zu meinem vorigen paßte. Ich war im Begriff krank zu werden, als der Arzt darauf beſtand, daß ich mich in der friſchen Luft bewegen ſollte. Ungern gab mir mein Vater die Erlaubniß, ohne ihn auszugehen; aber er mußte einwilligen, um dem größeren Unglück zuvor zu kommen.

Meine Figur, die Zurückgezogenheit in

welcher ich bisher gelebt hatte und noch mehr als beides, die kleinen Sonderbarkeiten, welche mir vermöge meiner Erziehung ankleben mußten, richteten die Augen aller Neugierigen des Städtchens auf mich, sobald ich mich öffentlich zeigte. Man drängte sich zu mir. In dem Zeitraum von wenig Tagen hatte ich eine Menge Bekanntschaften gemacht. Ich legte meinem Vater darüber die gewissenhafteste Rechenschaft ab; und er freute sich nicht wenig über meine Urtheile, welche ohne Ausnahme von der Beschaffenheit waren, daß sie eine gewisse Selbstständigkeit verriethen.

Unstreitig war ich von diesem Zeitpunkt an der Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Eine unserer Nachbarinnen, eine reiche Frau, in deren Hause sich alles versammlete, was Anspruch auf Bildung machte, wurde neugierig mich kennen zu lernen und ließ mich zu sich bitten. Mein Vater erlaubte mir die Einladung anzunehmen. Die Gesellschaft, welche ich vorfand, war sehr zahlreich. Unter den jungen Männern,

deren Bekanntschaft ich machte, zeichnete sich einer durch seinen hohen Wuchs und seine geistvolle Gesichtsbildung vor allen übrigen aus, und wurde von allen mit einer vorzüglichen Achtung behandelt. Er gerade war es, der, während sich die Uebrigen zu mir drängten, sich in einer Entfernung hielt, die ehrerbietig schien, aber es gewiß nicht war. Mir fiel dies auf. Man gab sich einige Mühe mich zur Mittheilung zu bringen. Ich ließ mich nicht sehr nöthigen. Unbekannt mit der Welt konnt' ich keine andere als auffallende Ideen zum Vorschein bringen. Meine Bildung und die Begränztheit des größten Theils der Gesellschaft ersparte mir den Widerspruch; bis es endlich der Graf von Hollersdorf — eben derjenige, welcher mir durch seine Vernachläßigung so aufgefallen war — der Mühe werth hielt, gegen mich aufzutreten. Was er sagte war so gründlich, daß ich auf der Stelle verstummen mußte; aber, so kränkend diese Demüthigung immer seyn mochte, so konnt' ich doch nicht umhin, den Verstand desjenigen

zu bewundern, aus deſſen Munde es kam: Vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil der Menſch an ſeinen Gleichen nur den Verſtand ſchätzt und das Weib doppelte Urſache hat ihn zu ſchätzen, weil ohne ihn kein Geheimniß bewahrt werden kann. Hollersdorf mochte dies berechnet haben oder nicht; die Folge ſeines Verfahrens gegen mich konnte keine andere ſeyn, als die, daß ich mich ihm in eben dem Grade näherte, in welchem er ſich von mir entfernt hielt, und kaum hatte er bemerkt, wie viel mir an ſeiner Freundſchaft gelegen war, als er mir auf das gefälligſte entgegen kam.

Von dieſem Augenblick an hatte ich keinen Widerſpruch mehr zu befürchten. Bewunderung trat ſogar an die Stelle des Tadels; und indem er da aufhörte, wo Andere angefangen hatten, erſchienen mir ſeine Schmeicheleien als eben ſo viel verdiente Lobſprüche und er ſelbſt als der rechtſchaffenſte aller Männer. Eine gewiſſe Vertraulichkeit konnte um ſo weniger ausbleiben, da ich nie gewohnt war Rückſichten zu nehmen.

Gegen meinen Vater ſprach ich in ſolchen Hyperbeln von den großen Eigenſchaften des Grafen, daß er begierig werden mußte, ihn kennen zu lernen. Er ertheilte mir die Erlaubniß ihn einzuführen und wurde nicht weniger von ihm bezaubert, indem der Graf ſeine Eigenthümlichkeit eben ſo ſchnell als die meinigen auffaßte und ihn darnach eben ſo richtig behandelte, als mich.

Mein Vater näherte ſich indeſſen ſeiner Geneſung mit ſtarken Schritten. Des längeren Aufenthalts in der Stadt von ganzen Herzen überdrüſſig, wartete er ſehnlichſt auf die Erlaubniß des Arztes, nach ſeinem Gut zurück zu kehren. Sie erfolgte. Ungern trennte ich mich von dem Grafen; aber da ihn mein Vater ſelbſt aufgefordert hatte, uns zu beſuchen, ſo durfte ich hoffen, ihn nicht nur bald ſondern — auch recht oft wieder zu ſehen.

Wir langten glücklich an Ort und Stelle an. Der Graf blieb nicht lange aus. Er erſchien in der Regel wöchentlich zweimal in dem Hauſe meines Vaters. Das Gerücht

machte mich bald zu seiner Braut. Ich widersprach ihm nicht, indem ich darauf rechnete daß es bald zu Erklärungen kommen würde. Sie kamen. Förmlich trug mir der Graf seine Hand an, indem er sich unbeschig machte, seinen Abschied zu nehmen — er war Soldat — und mit mir auf seine schlesischen Güter zu ziehen. Ich nahm seinen Antrag an und wartete voll Ungeduld darauf, daß er sich auch gegen meinen Vater erklären sollte. Da dies nicht geschah, so nahm ich mir die Freiheit ihn auf die Nothwendigkeit einer solchen Erklärung aufmerksam zu machen; aber er entschuldigte sich mit der Verwirrung, worin sich seine Angelegenheiten befänden; eine Verwirrung welche durchaus gehoben werden müßte, bevor er als ein rechtschaffener Mann einen so entscheidenden Schritt wagen könnte. Dies fiel mir freilich auf; aber zum Argwohn war's nicht hinreichend. Mein Vater, welcher auch von seiner Seite auf eine Erklärung warten mochte und vermöge seiner Erfahrung zu einem größeren Mis-

trauen berechtigt war, warnte mich. »Ida, ſagte er eines Morgens, der Umgang mit dem Grafen muß aufhören. Da er ſich nicht erklärt, ſo erfordert dein guter Name, daß du dich zurückzieheſt. Ich würde der unglücklichſte Vater werden, wenn deine Ehre leiden ſollte.« Ich ſuchte den Grafen zu entſchuldigen; aber mein Vater beſtand auf ſein Wort.

Als ich dem Grafen den Willen meines Vaters mittheilte, ſchien er untröſtlich darüber zu ſeyn. Recht hat Ihr Vater, Ida, ſagte er; aber ich kann für jetzt nicht anders [illegible]n. Beſtehen Sie darauf, daß ich mich zurückziehen ſoll; ſo muß ich als ein rechtſchaffener Mann dazu bereit ſeyn: Aber mit aller Liebe, die ich für Sie fühle, bitt' ich Sie ihre Hand nicht zu verſchenken, ohne auf mich Rückſicht zu nehmen.

Dies verſprach ich ihm. Er blieb hierauf eine längere Zeit aus; aber die Flamme welche er einmal angezündet hatte, unterhielt er durch Briefe welche ich heimlich empfing. Mein Verderben war von dieſem

Augenblick an entschieden; denn je unnatürlicher eine Leidenschaft befriediget wird, desto mehr Stärke gewinnt sie. Kaum waren einige Wochen verstrichen; so bat ich selbst um eine geheime Zusammenkunft. Daß sie statt fand ist keinem Zweifel unterworfen. Sie wurde wiederholt und nur allzubald brachte es der Graf dahin, daß ich ihm nichts mehr zu versagen hatte.

Wenn es mir bisher zweifelhaft gewesen war, ob ich mich in den Grafen irrte; so hörte dieser unangenehme Zustand jetzt auf. Nur zu sehr wandelte ich im Lichte. Unsere Uebereinstimmung nahm in eben dem Maaße ab, in welchem unsere Vertraulichkeit wuchs; und wie groß auch meine Freigeisterei seyn mochte, die des Grafen übertraf sie noch. Von der Ehre sprach er als von einer Seifenblase, wodurch man Kinder und Gläubiger äffen, aber keinen Mann von Verstand betrügen könnte. War die Rede von dem Glück der Ehe; so sagte er: Liebe Ida, noch nie hat die Ehe beglückt; denn sie ist das Grab der Liebe, welche in

eben

eben dem Augenblick stirbt, wo man ihr Fesseln anlegen will.« — Ich fing an unruhig zu werden; aber zu spät; ich hatte das Recht verloren, mich zurückzuziehen.

Was sag' ich viel? Dieser verstöhlene Umgang hatte noch nicht lange gedauert, als ich mich schwanger fühlte. Ich verbarg ihm meinen Zustand nicht, ob ich ihm gleich mein Geständniß mit aller Furchtsamkeit machte, welche eine so laxe Denkungsart, als die seinige, nothwendig einflößt. Er lächelte über meine Nachricht. »Vor allen Dingen, sagte er, muß ich jetzt meinen Abschied fordern. Das übrige wird sich hoffentlich von selbst finden. Versagt uns dein Vater seine Einwilligung, so entführ ich dich. Schwierigkeiten macht er uns gewiß. Er ist mein Freund nicht und viel zu eigensinnig, um das gezwungen zu thun, wozu er sich nicht freiwillig verstehen würde. Du, liebe Ida, mußt ja recht vorsichtig zu Werke gehen, um ihm deinen Zustand zu verbergen; denn mit seinen seltsamen Be-

griffen von Ehre könnt er sich bis zu Mißhandlungen gegen dich vergessen«.

Ich versprach Verschwiegenheit und bat ihn dagegen seine Angelegenheiten recht bald ins Reine zu setzen. Er fuhr fort mich heimlich zu besuchen. Sein Abschied kam. Er zeigte ihn mir, indem er fragte, wann und wie wir uns meinem Vater entdecken wollten. Ich bestimmte den Tag. Es war der Geburtstag meines Vaters. Ich wollte ein kleines Fest veranstalten und seine Freude benutzen, um ihm meine Eröfnungen mit weniger Gefahr zu machen.

Der Tag kam. Voll Ungeduld erwartete ich den Grafen. Er erschien nicht. So unbeschreiblich meine Angst war, so mußte ich mich doch beherrschen, um mich nicht zu verrathen.

Gleich am folgenden Tage schickte ich einen Boten an ihn ab; ich schmeichelte mir mit der angenehmen Hofnung, daß er plötzlich könnte krank geworden seyn. Mein Wahn wurde durch die Zurückkunft des Boten zerstört, welcher mir die Nachricht brachte,

daß der Graf schon vor drei Tagen nach Schlesien abgereis't sey und sich wahrscheinlich noch in B . . . . . aufhalte.

Dieser Blitzstrahl schlug mich zu Boden, ohne mich zu tödten. Ich ermannte mich bald wieder und mein Entschluß war bald gefaßt. Die Unbefangenheit meines Vaters gab mir freien Spielraum. Ich benutzte sie um alles auf die Seite zu schaffen, was einen soliden Werth hatte und sich leicht fortbringen ließ. Sorgfältig packte ich's zusammen und schickte es einer Freundinn in R . . . . . zu, welche ich ohne Umstände mit meinem Geheimniß bekannt machte. Bald darauf benutzte ich die Abwesenheit meines Vaters, um für immer aus seinem Hause zu entfliehen. Ich entkam glücklich und würde unstreitig auch dann entkommen seyn, wenn er gegenwärtig gewesen wäre; denn unbekannt mit den wahren Ursachen meines Verfahrens, hätte er gewiß an keine Verfolgung gedacht.

Die Hauptstadt ist der Zufluchtsort aller Unglücklichen. Auch ich begab mich dahin.

Der Zufall wollte daß ich vor eben dem Gasthofe abstieg, wo der Graf logierte. Wir erstaunten gleich sehr, als wir uns am nächsten Morgen ganz unerwartet auf dem Corridor begegneten; indessen faßte er sich bald. »Das ist ja schön, liebe Ida, sagte er sehr unbefangen, daß du auch hieher kommst. Wahrlich, man lebt nur in der Hauptstadt. Welcher Lustbarkeit willst du heute beiwohnen? Er nannte mir mehrere der Reihe nach.

Dies war nicht zu ertragen. Unwürdiger! rief ich; du spottest noch der Unglücklichen? Keine Lustbarkeiten haben mich hieher geführt. Auch du nicht! Ich bin blos gekommen, um hier meine Schande zu verbergen, welche dein Werk ist.

Du wirst tragisch, liebe Ida, fing er von neuem an. Daran thust du Unrecht. Auf mich wenigstens wirkt dergleichen umgekehrt als es wirken sollte. Vergiß was geschehen ist, und bedenke, daß es noch immer von dir abhängt glücklich zu werden, wenn du mich nur nicht ausschließend besitzen willst.

Graf Hollersdorf! erwiderte ich, ich sehe mehr als jemals wie elend Sie denken. Wiederholen muß ich Ihnen, daß ich keine Ansprüche auf Sie mache; aber indem ich dies thue überlasse ich es Ihrem Gewissen, Sie mit der Schuld zu versöhnen, welche sie gegen einen rechtschaffenen Mann auf sich geladen haben, dessen Ruhe Ihnen hätte theuer seyn sollen.

So trennte ich mich von ihm und noch denselben Tag miethete ich mir in einer abgelegenen Gegend ein Zimmer um ganz ungestört zu leben. Mein Plan war, nie wieder zu meinem Vater zurück zu kehren; sondern mir, von nun an den Weg durch die Welt mit eigenen Kräften zu bahnen. Um das erste Jahr vor allem Mangel sicher zu seyn, hatte ich mich hinlänglich theils mit Geld theils mit Kostbarkeiten aus dem Nachlaß meiner Mutter, versehen. Für die Zukunft hofte ich mir neue Hülfsquellen in meiner eigenen Thätigkeit zu erwerben. Um unerkannt zu bleiben, gab ich mir einen anderen Namen.

Meine Freundin in R . . . . . schickte mir meinen Koffer und meldete mir zugleich, daß ich mich glücklich schätzen könnte, einer Verbindung mit dem Grafen Hollersdorf entgangen zu seyn, wie viel es mich auch kosten möchte. Seinen Abschied habe er wegen einer Infamie fordern müssen. Wie es um seine Güter stehe, wisse niemand genau; aber sein Antheil daran sey auf alle Fälle sehr gering. Seine Gläubiger wären in Verzweiflung u. s. w. Dieser Brief beruhigte mich vollends.

In meiner Wohnung lebte eine Person, welche, da sie ein ähnliches Schicksal gehabt hatte, das meinige sehr bald errieth und mir alle die Vorschritte machte, welche dem Unglücklichen so willkommen sind. Ihre Zuverlässigkeit war so bestimmt auf ihrem Gesicht ausgedrückt, daß ich gleich nach den ersten Tagen unserer Bekanntschaft ein unbegränztes Zutrauen in sie setzte. Als ich mich ihr aufschloß, bestärkte sie mich in dem Vorsatz, nicht zu meinem Vater zurückzukehren. Nicht, wie sie sagte, um mich an der

Ausübung meiner Kindespflichten zu verhindern; sondern weil sie bestimmt vorhersähe, daß mein Vater nicht eher ruhen würde, als bis er mich wieder gefunden hätte, und weil es dann von mir abhinge die Bedingungen zu machen. Sie gefiel mir um dieses einzigen Ausspruchs willen; der mir eine tiefere Menschenkenntniß anzukündigen schien, als man unter unserem Geschlecht gewöhnlich antrift. In der Folge fand ich sie immer eben so wieder. Ein gewisser Heroismus war ihre herrschende Stimmung. So mißlich auch ihre Lage von Zeit zu Zeit war; nie verlor sie den Kopf und ohne sich über irgend etwas unmäßig zu freuen oder zu betrüben, lebte sie mit einer Ergebung, welche nicht blos die Philosophen von Profession, sondern vielleicht die Philosophie selbst, wie sie gewöhnlich ist, beschämt haben würde.

Ich rückte meinem Ziel indessen immer näher. Mit Aufopferung aller eigenen Bequemlichkeiten stand mir meine Freundin bei; und als der Augenblick meiner Nieder-

kunft kam, war sie es, welche das Amt der Lucina verrichtete. Beim Anblick meines Sohnes fühlte ich, daß mütterliche Liebe sich durch nichts irre machen läßt; denn so sehr ich noch immer den Vater verabscheuen mochte; so hatte doch dieser Abscheu keinen Einfluß auf die Sorgfalt, womit ich meinen August nährte und erzog. Meine Freundin hatte ihr Kind verloren. In dem meinigen glaubte sie einen Ersatz gefunden zu haben. Wer uns zusammen gesehen hätte, würde Mühe gehabt haben, die wahre Mutter herauszufinden; so groß war unsere Zärtlichkeit für den kleinen Liebling.

Zwei Jahre verstrichen auf diese Weise. Wir lebten während dieser Zeit in einer Gemeinschaft der Güter, welche unter Schwestern nicht vollkommener seyn konnte. Der Umgang war uns nicht nur entbehrlich; sondern sogar lästig. Was wir durch unsere Arbeit erwarben, reichte so eben hin, um uns bei mäßigen Wünschen in einem erträglichen Zustand zu erhalten. Mein kleiner August hatte angefangen sprechen zu lernen

um dadurch mein Glück zu vermehren. Plötzlich kamen die Blattern. Er wurde davon befallen. Sein Schicksal war bald entschieden. Nach sechs Tagen war er nicht mehr.

Ein härterer Schlag konnte uns nicht zu Theil werden. Wir waren beide gleich untröstlich. Ich hatte mich lange noch nicht beruhigt, als ich von meiner Freundin in N . . . . . die unangenehme Nachricht erhielt, daß mein Vater, ermüdet von vergeblichen Suchen und unfähig sich über meinen Verlust zu beruhigen, in einen Trübsinn verfallen wäre, welcher sein Leben sehr abkürzen würde. Was sollte ich thun? Ich berathschlagte darüber mit meiner Freundin. »Jetzt haben sich die Umstände verändert, sagte sie. Wie viel ich immer dabei verlieren mag, du mußt zu deinem Vater zurück. Versäume keinen Augenblick ihm die letzten Augenblicke zu versüssen. — Ich bat sie mich zu begleiten. — Um keinen Preis, war ihre Antwort. Nur in dieser Abgeschiedenheit kann ich das Leben erträglich finden

und gelassen werd' ich den Augenblick erwarten, der uns nach dem Tode deines Vaters wieder vereinigen wird.

Ich folgte ihrem Rath. Meine Ankunft war für meinen Vater nicht wenig überraschend. Er wollte sich gleichgültig stellen; gab es aber auf, sobald ich ihm gesagt hatte, daß ich nur aus Schonung für ihn so verfahren wäre. Seine ganze Zärtlichkeit schenkte er mir wieder. Ein Jahr verfloß bis zu seinem Tode. Seit einigen Wochen bin ich im Besitz meiner alten Freiheit, welche mir um so willkommener ist, da es mir gegenwärtig nicht an Mitteln fehlt, sie zu genießen. Mehrere haben sich um meine Hand beworben; aber ich würde eine Thörin seyn, wenn ich jetzt noch heirathen wollte. Gegenwärtig bin ich auf dem Wege zu meiner Freundin, die mich mit Ungeduld erwartet. Mag das Glück der Liebe zu Theil werden, wem es wolle; ich mache keine Ansprüche darauf und begnüge mich nach einer so traurigen Erfahrung, als ich gemacht habe, mit den Freuden der Freundschaft,

welche wenigstens den Vorzug hat, uns nie aus der Bahn der Tugend zu bringen. Daß sie mich hier zu Fuße angetroffen haben, ist die Folge einer Liebhaberei für starke Bewegungen, welche mir aus meinen früheren Jahren geblieben ist.

Hier endigte Ida ihre Geschichte. Ich dankte ihr für ihr Vertrauen. Wir kamen in der Hauptstadt an. Meine Gefährtin stieg bei ihrer Freundin aus, nachdem sie mich gebeten hatte, sie nicht zu vergessen. Ich selbst begab mich in den ersten besten Gasthof.

Es war noch nicht spät. Ich öfnete das Fenster des mir angewiesenen Zimmers. Es führte auf eine der volkreichsten Straßen. Jetzt erst fiel mir das Getümmel auf. Kutschen flogen rasselnd vor meinen Blicken vorüber. Eben so schnell würden die Fußgänger, wie es mir vorkam den Raum durchschnitten haben, wenn es möglich gewesen wäre, ihren Lungen noch mehr zu bieten. Ich glaubte am Ufer des Rheins oder irgend eines anderen schnellen Flusses zu stehen,

dessen flüchtige Wellen sich unaufhörlich erneuern. Mir schwindelte zuletzt. Ich machte das Fenster wieder zu, indem ich zu mir sagte: Armer Franz, in diesen Wellen willst du nicht nur nicht untergehen, sondern dich auch durch eigene Kräfte zu einer Höhe hinaufarbeiten, wo du Heloisen zu finden hoffen kannst? Dieser Gedanke machte mich traurig. Nach einigen Minuten wußt' ich keinen andern Ausweg, als den furchtbaren Strom zu versuchen, der mich so sehr erschreckte.

Ich ließ mich von der Menge leiten. Sie führte mich an ein großes Haus. Ein angeschlagener Zettel zeigte, daß es das Schauspielhaus war. Ich hatte Schauspiele gelesen; aber noch keins gesehen. Desto grösser war meine Begierde. Ich folgte den Übrigen, bezahlte den Platz und erhielt die Erlaubniß mir einen zu suchen.

Das Schauspiel nahm seinen Anfang. Es war Ariadne auf Naxos. Theseus indignirte mich, so sehr er auch seine Entweihung beschönigen mochte. Ich sah in ihm einen Grafen Hollersdorf und hätte ihn mit

Vorwürfen überschütten mögen. Jetzt erhob sich Ariadne von ihrem Lager. Ihre Angst über den gehabten Traum, ihre Unruhe, als sie ihren geliebten Theseus nicht fand, ihre Verzweiflung als sie ihn auf dem hohen Meer erblickte, schienen mir so natürlich, daß ich Heloisen leibhaftig vor mir zu sehen glaubte und darüber in eine Leidenschaft gerieth, wodurch ich die Blicke aller Umstehenden auf mich zog. Ein bejahrter Mann, der mir zur Seite stand, lächelte Anfangs über meine Illusion und als sie ihm zu lange dauerte, sagte er sehr gutmüthig: Mein liebes Kind, dies Alles geschieht nur so zum Schein. Die beiden Leute da sind sehr gute Freunde und wenn sich nicht ganz unerwartete Hindernisse einfinden, so gehn sie diesen Abend sehr einträchtig zu Bette. — Ich schämte mich herzlich über meine Einfalt. Sobald ich mich, ohne von meinem Nachbar bemerkt zu werden, durch das Gedränge stehlen konnte, entfernt ich mich. Ich kam im Gasthofe an. Müdigkeit verdrängte alle die ange-

nehmen und unangenehmen Eindrücke, welche ich den Tag über erhalten hatte.

Den folgenden Morgen besuchte ich die beiden Freundinnen. Ida empfing mich mit einer Freundlichkeit, welche dem Vertrauen entsprach, das sie zu mir gefaßt hatte. Ich verweilte mehrere Stunden bei ihr und erfuhr, daß der Graf Hollersdorf, von einer Maitresse begleitet, nach B . . . zurück gekommen wäre. Der Wunsch, seine nähere Bekanntschaft zu machen, erwachte in mir, ohne daß ich damals ahnete, wie gefährlich der Graf noch für mich werden könnte.

Erst gegen Mittag kehrte ich in den Gasthof zurück. Eine große Gesellschaft saß bereits bei Tische und erwartete unter vielem Gähnen und sehr langweiligen Gesprächen die erste Schüssel. Es waren größtentheils junge Leute meines Alters. Ich setzte mich zu ihnen voll Ungeduld, daß die Befriedigung des ersten aller Bedürfnisse ihre Lebensgeister in einen lebhafteren Umschwung setzen möchte. Dieser Augenblick

kam nach den ersten Gerichten. Selbst die Schläfrigsten unter ihnen erwachten und einige wurden sogar geistreich und witzig. So wenig ich auch zur Unterhaltung beitrug, so schienen sie doch auf mich aufmerksam zu werden. Vielleicht war es meine Anspruchlosigkeit und Unschuld, wodurch ich diesen Eingang bei ihnen fand. Die meisten wohnten in dem Gasthofe und hatten auch deswegen ein Interesse, mich genauer kennen zu lernen. Uebrigens kam es mir vor, als wären wir alle gleich sehr vom Glücke verlassen und eben dadurch auf einander angewiesen.

Unter den Uebrigen frappirte mich einer durch seine sehr glückliche Gesichtsbildung. Sein Name war von Riegen. Er hatte in östreichschen Diensten gestanden und war durch sein Schicksal in diese Gegend verschlagen worden, wo er ohne Geld, ohne Freunde und ohne besondere Talente sein Glück zu machen gedachte. Seine Abentheuer erzählte er mir nach den ersten Tagen unserer Bekanntschaft und das Wesent-

liche davon war, so viel ich mich jetzt noch davon erinnere, Folgendes:

Als Sohn eines begüterten Edelmanns in den Grundsätzen der Ehre erzogen, war er in seinem vierzehnten Jahre bei, ich weiß nicht mehr welchem, Regimente angestellt worden. Der Umgang mit seinen Cameraden hatte seiner Moral eine andere Wendung gegeben. Bekanntschaft mit der Tochter eines Gelehrten war in Liebe ausgeartet. Um den Gegenstand seiner Zärtlichkeit ungestörter zu sehen, hatte er eine ihrer Verwandten, eine Frau von einigen dreißig Jahren, für sich zu gewinnen gesucht und dies war ihm so gut gelungen, daß er mehrere Monate hindurch so glücklich gewesen war, als man durch die vertraute Freundschaft eines jungen Mädchens seyn kann. Indessen hatte der Vater die Verbindung seiner Tochter erfahren und sie theils durch Güte, theils durch Gewalt zu ihrer Pflicht zurück geführt. Megens Herzensleere hatte die Verwandte benutzt, um ihn in ihre Schlingen zu ziehen. Eine längere Zeit

hatten

hatten sie auf einen vertrauten Fuß gelebt, bis sie ihn einmal mit der Verlegenheit bekannt gemacht hatte, worin sie wegen Geldmangels wäre. Er hatte alles aufgeboten, um ihr zu helfen; aber vergeblich. Als er mit leeren Händen zu ihr zurück gekommen war, hatte sie ihm ganz unbefangen gesagt; ihre Verlegenheit habe ein Ende, wenn er einem Plan seine Billigung geben wollte, der sie beide auf eine längere Zeit in Ueberfluß versetzen könnte. Ein reicher Banquier bewerbe sich um ihre Gunst. Seine Häßlichkeit von der einen und ihre Verbindung mit Riegen von der anderen Seite, habe sie bisher abgehalten, seine Wünsche zu erfüllen. Wenn es ihm nichts verschlage, so wolle sie dem Banquier ein Rendez-vous in ihrer Wohnung geben. Unfehlbar werde er sich sogleich einfinden. Sie wolle ihn hinhalten bis es spät geworden wäre. Dann solle er (Riegen) ganz unerwartet erscheinen und den wüthenden Eifersüchtigen machen. Der Banquier sey sehr furchtsam. Um sein Leben zu retten, werde er sich jede

Bedingung gefallen lassen. Sie selbst wolle die Summe bestimmen, damit er in keinen Widerspruch mit sich selbst käme. Der Wechsel sollte auf der Stelle ausgefertigt werden u. s. w. — Dazu hatte er unüberlegt Ja gesagt. Die Comödie war wirklich gespielt worden und alles vortreflich gelungen. Im Besitz einer sehr bedeutenden Summe hatten sie sich über jede Gefahr hinausgeglaubt, als plötzlich der Banquier zur Besinnung gekommen war und auf Mittel gedacht hatte, das Seinige wieder zu erhalten. Gewarnt durch einen ihrer Freunde, hatte seine Inamorata nicht für gut gefunden eine strenge Untersuchung abzuwarten und indem sie ihm glaublich gemacht hatte, daß man mit ihm nicht besser verfahren würde, als mit ihr, war es ihr geglückt, ihn zur Entweichung zu bewegen. Glücklich hatten sie die schlesische Grenze erreicht und sich zusammen in einem kleinen Städtchen niedergelassen. Hier hatte die Schöne nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen einen Husarenhauptmann in ihre Netze zu ziehen gewußt

und ihm die Erlaubniß gegeben, sich von ihr zu trennen. Vorher hatte sie den Rest ihrer Baarschaft mit ihm getheilt und mit dieser Unterstützung war er bis zur Hauptstadt der p . . . . schen Staaten gekommen. Seine Wangen bebten sich einmal über das andere, indem er mir dies erzählte und so groß war meine Theilnahme, daß auch mir das Gesicht wie Feuer brannte, indem ich ihn zu entschuldigen suchte.

An Gesellschaft fehlte es mir nicht mehr, seitdem ich diese und so viele andere Bekanntschaften gleicher Art gemacht hatte. Ich war um so besser daran — wenigstens glaubte ich's zu seyn — da alle meine Freunde ohne Geschäfte waren und keinen anderen Beruf kannten als den, sich zu zerstreuen. Wir vereinigten uns bald dahin, daß wir diese goldene Zeit anwenden müßten, um die Hauptstadt in allen ihren Parthien kennen zu lernen. Mehrere von der Gesellschaft hatten in anderen großen Städten gelebt und waren dadurch geschickt, unsere Anführer zu werden. Die Vergleichun-

gen, welche sie anzustellen im Stande wären, kamen vorzüglich mir zu statten, der ich als Neuling Alles als einzig anzustaunen geneigt war. Wir strichen auf diese Weise den ganzen Vormittag und Nachmittag herum; Vormittag um die scheußlichen, Nachmittags um die lachenden Seiten der Hauptstadt kennen zu lernen. Des Abends versammelten wir uns in dem Gasthof auf dem Zimmer des einen oder des anderen von der Gesellschaft, um von den Beschwerden des Tages durch den rücksichtlosen Austausch der Ideen, welche wir aufzufassen Gelegenheit gehabt hatten, auszuruhen.

Ich war eines Morgens kaum erwacht, als Megen vor mein Bette trat und mich aufmunterte, sobald als möglich zur Gesellschaft zu stossen, welche bereits auf seinem Zimmer versammelt wäre. Er sagte mir, sie hätten sich vereinigt heute das Tollhaus zu besuchen und versprächen sich keine schlechte Unterhaltung davon.

In wenig Minuten war ich angezogen und bereit. Das Frühstück wurde unterwe-

ges genommen. Eine Stunde darauf langten wir an Ort und Stelle an und das Versprechen einer reichlichen Belohnung gab dem Aufseher alle Bereitwilligkeit, welche wir uns wünschen konnten.

Beim Eintritt in die Wohnungen des höchsten Elends bemerkte ich einen Mann, der nicht zu unserer Gesellschaft gehörte und allzu auffallend war, um der Beobachtung zu entgehen. Eh' ich ihn ins Gesicht fassen konnte, zog sein Gang meine Aufmerksamkeit auf sich. Ohne im mindesten schwerfällig zu seyn, war er laut und kräftig, ungefähr wie ihn Heroen haben. Endlich sah ich meinen Mann von vorn. Ein blasses Gesicht, eine große Stirn, tiefliegende Augen und Lippen welche so eng in einander gefügt waren, daß nur ein habitueller Krampf die Ursache davon seyn konnte, waren das Charakteristische seiner Phisiognomie; wozu man auch noch rechnen konnte daß sein Haar sehr dünn war. Ein einfacher blauer Rock, sehr feine Wäsche und eine Sauberkeit, wie man sie selten sieht,

ſchienen zu ſeinem Weſen zu gehören, ob ich damals gleich nicht begreifen konnte, wie? Sein ganzes Betragen zeigte, daß er nicht, wie wir übrigen, gekommen war ſich zu beluſtigen. Er nahm auf keinen von uns die mindeſte Rückſicht und bewegte ſich durchaus in ſeiner eigenen Bahn.

Man öfnete uns zuerſt die Behauſung der Raſenden. Dieſer Anblick war allzu empörend, um lange erträglich zu ſeyn. Voll Abſcheu kehrten wir alle nach der erſten Minute um; nur der Fremde, der ſich an uns angeſchloſſen hatte, verweilte länger, und als er endlich zu uns zurückkehrte, brannte in ſeinem Auge eine ſo trübe Glut, daß ich ihn nur mit Bangigkeit betrachten konnte.

Wir traten hierauf in die Zimmer derjenigen, deren Wahnſinn ſanfterer Art iſt und die eben deswegen eines höheren Grades von Freiheit genießen. Der Aufſeher machte uns mit jedem Einzelnen bekannt, indem er mit wenig Worten ſeine Geſchichte erzählte. Den einen hatte ein großer Geld-

verlust um seinen Verstand gebracht. Der andere hatte ihn in einer unglücklichen Liebe verloren. Ein dritter hatte sich durch übermäßiges Studiren verwirrt. Ein vierter war durch seine Ausschweifungen in der Wollust um seine fünf Sinne und seinen sensus communis gekommen. Ein fünfter saß in sich gekehrt da und dachte, wie der Aufseher versicherte, einer Zurücksetzung nach, welche ihm gegen seinen Verdienst zu Theil geworden war. Alle waren gleich uninteressant; selbst der Fremde blieb bei diesem Anblick und dem Commentar des Aufsehers gleichgültig und würde wie wir übrigen gegähnt haben — wenn die Spannung nicht fortgedauert hatte, in welche ihn die Rasenden gesetzt hatten.

Der Aufseher führte uns hierauf in ein noch anderes Zimmer, welches die Wahnsinnigen des weiblichen Geschlechts enthielt. Die Bewohnerinnen desselben geriethen bei unserem Eintritt in einen gewaltigen Aufruhr, welcher uns bewies, wie tief die Eitelkeit mit der weiblichen Natur verwachsen

ist; denn so schmutzig eine jede von ihnen war und so wenig sie sich dieses Schmutzes unter einander schämten, so hatten sie doch kaum eine männliche Gesellschaft hineintreten gesehen, als sie in alle Winkel liefen, um das herbei zu holen, was ihre Reize, ihrer Meinung nach, in unseren Augen erhöhen konnte.

Reinlicher als die Uebrigen stand eine junge Person, in deren Äußerem sehr viel Mädchenhaftes war, von dem großen Haufen abgesondert am Fenster und schaute, wie es schien, ins Weite hinaus, ohne sich um unsere Gegenwart sehr viel zu bekümmern. Von mehr als gewöhnlicher Größe, bloß, mager und mit einer Miene, welche die Fassung der Resignation weit stärker ausdrückte, als den Wahnsinn der Leidenschaft, zog sie Aller Blicke auf sich. Verschämt schlug sie die Augen nieder, als sie dies bemerkte und schien uns zu sagen: Ja ich habe freilich den Verstand verloren, aber ich mußte ihn wohl verlieren. Der Schließer gab mir einen Wink und indem er sich

in eine Ecke des Zimmers zurückzog, begann er leiser und schonender, als er bisher gesprochen hatte, folgende Geschichte, welche mir immer gegenwärtig geblieben ist, weil das, was unmittelbar darauf erfolgte, mein Gefühl zu sehr erschütterte, um sich jemals ganz zu verlieren:

Diese junge Person, erzählte der Schliesser, schien noch vor wenigen Jahren berechtigt, ein besseres Schicksal zu erwarten, als ihr zu Theil geworden ist. Einzige Tochter eines reichen Kaufmanns, war sie bis zum siebzehnten Jahr der Abgott ihrer Eltern. Ob sie schön war, zeigen diese Überreste. Es fehlte nicht an jungen Männern, welche sich um ihre Gunst bewarben. Unter allen zeichnete sie einen aus, dessen ganzer Character ihrer Denkungsart am meisten entsprach, wenn er gleich weniger zudringlich war, als die andern. Um Ansprüche auf ihre Hand zu machen, fehlte es ihm nur an Vermögen. Kühn gemacht durch die Liebe des Mädchens warb er indessen um sie. Die Antwort, welche ihm ihr Vater gab,

war: Wer meine Tochter besitzen will, muß zwanzig tausend Thaler eigenes Vermögen nachweisen können. So kränkend dies war, so schlug es doch den Muth des jungen Mannes nicht nieder. Früher schon war er damit umgegangen, sich einige Jahre in Ostindien aufzuhalten, um durch einträglichere Speculationen, als man hier zu Lande machen kann, sein Vermögen zu vermehren. Sein Entschluß kam jetzt zur Reife. Er ging an Bord, nachdem er sich bei dem Vater ausbedungen hatte, daß er in den nächsten drei Jahren seine Tochter zu keiner Heirath nöthigen wollte. — Nach einer Abwesenheit von ungefähr zehn Monaten lief die Nachricht ein, daß er bald nach seiner Ankunft an einem von den tödtlichen Fiebern gestorben wäre, welche in jenen Gegenden, vorzüglich für Fremde einheimisch sind. Luise — dies ist der Name, welchen die Unglückliche hier führt — war untröstlich; und vergeblich bot ihr Vater alle Künste auf sie zu beruhigen. Nach einigen Wochen warb ein alter Geizhals, Correspondent

des Vaters, um ihre Hand. Sie wies ihn mit Abscheu zurück. Nicht so ihr Vater. Mit Bitten und Drohungen drang er so lange in sie bis sie sich entschloß den Abscheulichen zu heirathen, der, nachdem er vier Weiber überlebt hatte, sich in einem Alter befand, daß er ihr Großvater hätte seyn können. So viel Grausamkeit sollte indeß nicht unbestraft bleiben. Ein Jahr nach ihrer Verheirathung scheiterte ihr Vater in einem Unternehmen, zu welchem ihn außer seiner eigenen Habsucht ein falscher Freund beredet hatte, der sich auf seinen Trümmern aufrecht erhielt. Der Verlust seines ganzen Vermögens war die Folge davon und das Schicksal begünstigte ihn blos dadurch, daß es ihn diesen Verlust nicht lange überleben ließ. Hätte nur diese wohlverdiente Strafe keinen so unglücklichen Einfluß auf das Schicksal der Tochter gehabt! So lange ihrem Mann die Aussicht blieb, sein großes Vermögen durch das ihrige zu verdoppeln, behandelte er sie mit Nachsicht, und war sogar nachgiebig gegen ihre

Launen; kaum aber war es entschieden, daß er nichts weiter zu erwarten hatte, so verwandelte er sich in einen Tyrannen, der sich wegen der Abneigung rächen wollte, mit welcher sie sich zu ihm entschlossen hatte. Sie trug ihr Schicksal, wie man sagt, mit aller Ergebung weicher Seelen. Plötzlich erschien indessen der junge Mann, der um ihretwillen allen Gefahren getrotzt hatte und jetzt mit einem großen Vermögen zurückkehrte, um keinen Augenblick länger von ihr getrennt zu leben. Ihre Verheirathung erfuhr er erst an Ort und Stelle. Wenn ihn Liebe in sein Vaterland zurückgeführt hatte; so verbannte ihn Verzweiflung von neuem aus demselben. In derselben Minute erfuhr Luise sein Erscheinen und Verschwinden. Der Gedanke an ihr verlornes Glück bemächtigte sich stärker als jemals ihrer ganzen Empfindung, und die Hofnung, ihren geliebten Wilhelm noch einmal wieder zu sehen, war auf immer dahin; nicht einmal rechtfertigen konnte sie sich in seinen Augen. Dies war mehr als sie zu ertragen

vermochte. Ihr Wahnsinn war bald entschieden. Einige vergebliche Versuche zu ihrer Wiederherstellung endigten damit, daß sie hierher gebracht wurde, wo sie vermöge des Geizes ihres Mannes, welcher noch immer lebt, sehr wenig Vorzüge vor den übrigen Wahnsinnigen ihres Geschlechts genießt.

Während der Erzählung des Aufsehers waren ihre Augen unverwandt auf die Gesellschaft gerichtet. Ich näherte mich ihr. Sie schlug die Augen nieder und blickte nur auf einen Ring, den sie am Finger trug. Das Wort, womit ich sie anreden wollte, starb mir auf den Lippen. Sie bemerkte meine Verlegenheit und kam mir zu Hülfe. »Was Sie mir sagen wollen, weiß ich schon, fing sie an. Leider! mein Wilhelm ist nicht mehr.

Laut heulten die Winde, hoch brauste das Meer
Und Flammen fuhren aus Wolken daher;
Da ward er in Wellen begraben — .

Es war unmöglich sich bei diesen Worten der Thränen zu enthalten; so sehr wurde das Herz von der zärtlichen Wildheit er-

griffen, womit sie sie aussprach. Ich ergriff ihre Hand. Nein, nein! rief sie ängstlich, den Ring müssen Sie mir lassen. Er ist das Einzige was mir von meinem Wilhelm geblieben ist. In der Stunde der [illegible]nung gab er ihn mir. — Sie sah mir ins Gesicht. »Warum weinen Sie?« fragte sie. »Doch ich wollte ich könnte auch weinen. »Aber meine Thränenquellen sind versiegt. »Die Hitze hier, (auf den Kopf zeigend) hat sie ausgetrocknet.

Beruhige Dich liebes Geschöpf, fing ich endlich an; du wirst deinen Wilhelm wiedersehen; im Himmel wirst du ihn wiederfinden. — »Im Himmel? erwiderte sie. In den Himmel komm ich nie. Dahin kommen nur die Frommen. Ich bin gottlos. Ehmals betete ich wol; aber jetzt nicht mehr. Ich hab' es ganz verlernt. Nur singen kann ich noch. Wenn ich am traurigsten bin, dann sing ich. Sie sollen einmal meine Stimme hören. Et! Et!

Am Grabe steh' ich hier und weine;
An seinem Grabe, noch so frisch —

Sie unterbrach ſich ſelbſt, als ſie bemerkte, daß kein Auge unbenetzt blieb. Weinen Sie ſchon wieder? ſagte ſie, indem ſie ſich an mich wandte. Ich kann Sie nicht weinen ſehen, weil Sie meinem Wilhelm ſo ähnlich ſind. Grade ſo ſah er aus, als uns das Schickſal trennte. Ich bin Ihnen gut um dieſer Aehnlichkeit willen; aber lieben kann ich Sie doch nicht. Man kann nur einmal lieben, nicht wahr?

Sie reichte mir jetzt freiwillig ihre Hand. Ich drückte ſie an meine Lippen. Die Sorge für ihren Ring fand ſich von neuem ein. Sie beſtehen auf den Ring, ſagte ſie: aber den können ſie nie erhalten. Nehmen Sie dieſen dafür den ich erſt geſtern gemacht habe. — Er war aus Goldfäden zuſammen gedreht und lag auf dem Fenſter neben ihr. Meine Hand mit der Linken faſſend und den Ring in der Rechten haltend, verſuchte ſie, ihn mir aufzuſtecken. Plötzlich hielt ſie inne. Wie mein Herz ſchlägt! rief ſie. Fühlen Sie einmal — Sie legte meine Hand an ihre Bruſt —

»Horch! wie schnell, wie laut! Sey ruhig, liebes Herz; bald wirst du nicht mehr schlagen.« — Jetzt steckte sie den Ring an meinen Finger — Und nun darf ich nicht länger bleiben, lieber Wilhelm. Lebe wohl! Kehre wohlbehalten zurück. Mein Vater könnte erwachen.

Sie eilte fort. Wir alle blieben wie angewurzelt stehen. Ein jeder trocknete seine Thränen, indem er dem Aufseher noch mehrere Fragen vorlegte und ihm mit der Bitte, sich der Unglücklichen anzunehmen, einiges Geld in die Hände drückte.

Ein lächerlicher Vorfall sollte die Rührung vernichten, mit welcher wir diese Abtheilung verließen. — Indem wir durch das Zimmer zurück gingen, wo wir die Wahnsinnigen männlichen Geschlechts angetroffen hatten, sprengte uns ein politischer Don Quixote an. Gestehen Sie, sagte er, daß Pitt der größte Mann in Europa ist und daß mit Englands Vernichtung alle europäische Staaten zu Grunde gehen würden! — Wir sahen ihn betroffen an; aber keiner

Von uns hatte Luſt eine Lanze mit ihm zu brechen. Aufgemuntert durch unſer Stillſchweigen fuhr er in ſeiner Deklamazion zu Britanniens Lobe fort und ſchloß zulezt ganz athemlos mit einem: Perpetua esto! — Der Aufſeher erzählte uns, daß das übertriebene Studium eines engliſchen Phraſenmachers, Namens Burke, diesem ehemals ſehr geſcheuten Mann den Kopf verwirrt habe.

Zufällig befand ich mich neben dem Fremden, als wir das Tollhaus verließen. Seine Lebhaftigkeit ſchien ſich ſehr vermindert zu haben und eine ſtille Wehmuth an ihre Stelle getreten zu ſeyn. Ich hörte ihn einige Male ſehr vernehmlich ſeufzen und ſah ihn bald darauf ganz aus unſerer Mitte ſcheiden.

Die Geſellſchaft war für diesen Tag verſtimmt. Selbſt die Fröhlichſten unter uns hatten ihre gute Laune verloren, und ſo viel Mühe ſie ſich auch gaben, ſich ſelbſt und die Übrigen zur Heiterkeit zurük zu führen, ſo war doch alles vergeblich und die

Langeweile des Nachmittags durch nichts zu überwinden.

Den folgenden Morgen wurde ich aufgefordert an der Beschau der Charité Theil zu nehmen; aber die Bilder des vorigen Tages waren meinem Geiste noch so gegenwärtig, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte. Sobald ich allein war, setzte ich mich nieder, Heloisen Rechenschaft von meinen bisherigen Abentheuern abzulegen. Darüber verstrich mir der ganze Vormittag. Die Wirthstafel vereinigte mich wieder mit meinen Freunden, welche nicht unterließen mir zu sagen, daß sie die christliche Liebe in der Charité nicht angetroffen hätten und daß sie, ihren Vermuthungen nach, nur bei den Vorstehern der Anstalt zu suchen wäre.

Mein Hang zur Einsamkeit dauerte fort. Kaum hatten wir abgegessen, als ich mich von neuem von der Gesellschaft trennte, um ihn zu befriedigen. Hauptstädte haben das mit Wüsteneien gemein, daß man darin einsam seyn kann, wenn man will. Um indessen meinen Gefühlen desto ungestörter

nachhängen zu können, begab ich mich in den Park und suchte mir geflissentlich alle die Gegenden auf, wo ich gewiß seyn konnte, keinem von denjenigen zu begegnen, welche nur ausgehen, um zu sehen und gesehen zu werden.

Nach und nach verlor ich mich aus dem Park und kam ins Freie. Ich hatte mich so weit von der Stadt entfernt, daß ich mich orientiren mußte, um zu wissen wo ich mich eigentlich befand. Indem ich nun meine Blicke auf die umliegende Gegend warf, entdekte ich einige hundert Schritte von mir einen Menschen, der am Ufer des Flusses bald schneller, bald langsamer auf und ab ging und dann mit einmal stille stand, um mit starrem Blick in die Wellen zu schauen. Ich näherte mich ihm und machte bald die Entdeckung, daß es eben der Fremde war, dessen seltsames Betragen mir im Tollhause so aufgefallen war. Das Herz fing mir an zu schlagen. Sollte seine Unzufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst so weit gehen, daß er damit umgeht,

den Ekel des Lebens abzukürzen? Dies denken und vor ihn treten war eins. Er erschrak als er mich sah; so sehr war er in sich selbst versunken und nur mit Einem Gedanken beschäftigt.

Verzeihen Sie, sagte ich zu ihm; aber ich muß meinem Herzen folgen, indem ich Sie hier mit der Verzweiflung ringen zu sehen glaube. Daß irgend eine Leidenschaft in Ihnen wüthet, hab' ich schon gestern bemerkt. Unglücklicher Mann! Bedenken Sie, daß Ihr Vorhaben eben deswegen übereilt ist, weil die Leidenschaft es leitet! Eine andere Ansicht — und Sie sind weit von dem Gedanken entfernt, der Sie jetzt ängstigt. Und sollte diese andere Ansicht für sie unmöglich seyn, so erinnern Sie sich wenigstens, daß Ihnen noch irgend eine gute That zu thun übrig bleibt.

Ich weiß nicht woher ich dies nahm; aber ich sprach mit so viel Feuer, daß der Fremde nicht umhin konnte aufmerksam auf mich zu werden.

Ich bin auch nicht glücklich, fuhr ich

fort; aber weit entfernt mich der Verzweiflung zu überlaſſen, heitere ich mich ſogar durch den Gedanken auf, daß alles in der Welt nur Glück und Unglück iſt und daß es im Ganzen nur auf uns ankommt, um das eine in das andere zu verwandeln.

Er lächelte; aber ſprach kein Wort.

Ich faßte ihn bei der Hand, um ihn von dem Ort zu entfernen, den er zum Ziel ſeiner Leiden gewählt zu haben ſchien. Anfangs folgte er mit Widerſtreben; aber je näher wir dem Park kamen, deſto leichter wurde ſeine Bruſt.

In einer einſamen Gegend des Parks ſetzten wir uns unter einer dichtbelaubten Buche auf eine Bank und der Fremde fing nach einigem Beſinnen ſeine Geſchichte alſo an:

Mein Nahme iſt Wohlert. Mein Vater war ein Landgeiſtlicher. Der frühe Tod meiner Mutter ſtürzte ihn in eine Schwermuth, welche mehrere Jahre anhielt. Mit dem Eigenſinn eines Whiſtonianers verwarf er alle Vorſchläge, welche ihm zu einer

zweiten Heirath gemacht wurden. Seine Zärtlichkeit für mich verdoppelte sich, sobald er wieder etwas lieben konnte. Da er Anlagen in mir zu finden glaubte, so beschloß er, sie mit der größten Sorgfalt auszubilden.

Er selbst besaß einen Schatz von Kenntnissen, welche seit mehreren Jahren ungebraucht geblieben waren. Seinen Unterricht begann er mit der römischen Sprache; aber er nahm sich dabei anders, als man gewöhnlich pflegt: er lehrte es mich, wie meine Muttersprache. Kaum zehn Jahr alt, sprach ich das Lateinische mit einer Geläufigkeit, welche alle seine Freunde in Erstaunen setzte und ihm selbst Vergnügen machte.

Ich hatte bis dahin noch keinen römischen Schriftsteller kennen gelernt. Mein Vater glaubte nach solchen Vorbereitungen ohne Umstände den Livius mit mir lesen zu können. Der Anfang wurde gemacht. Er selbst gerieth bei der Lectüre in eine Art von Entzücken. Anfangs war es der

der Styl was ihn bezauberte; allein kaum waren wir über die Geschichte der Könige hinweg, als eine andere Bezauberung statt fand. Nie hatte er in seinem Livius gefunden was er jetzt entdeckte. Die Characterе und Gesinnungen der ersten Republicaner wurden der ewige Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Unterhaltung; und durch diesen Enthusiasmus brachte er es nur allzu leicht dahin, daß ich mit ihm nur in Rom lebte und außer Stand gesetzt wurde, mir andere Begriffe von Tugend zu machen, als die, welche ich im Livius fand; Ideale, welche, ob meine junge Seele sie gleich noch nicht fassen konnte, dennoch ihre Kräfte übten und ihr — was gewöhnlich fürs ganze Leben entscheidet — die ersten Richtungen gaben. Abgeschnitten von allem Umgang und auf meinen Vater allein eingeschränkt, (welcher durch seinen Enthusiasmus verhindert wurde meine Chimären zu berichtigen) dachte ich nur darauf, wie ich künftig einmal mein Vaterland und mich selbst durch große Thaten verherrlichen wollte, fand sehr

wenig Geschmack an Allem was mich umgab und kam dahin, daß ich in einem Alter von ungefähr vierzehn Jahren, allen den Ernst besaß, der die Grundlage eines ächten Heros ist. Ohne die Folgen zu berechnen, welche diese Art von Ausbildung für die Verhältnisse meines künftigen Lebens haben konnte, bemühte sich mein Vater, mich in meinen Idealen zu bestärken.

Er hatte in früheren Jahren den Horaz mit Vergnügen gelesen und übernahm es, ihn mir jetzt zu erklären; aber ihn selbst ekelte die Lebensweisheit an, welche in seinen Schriften gepredigt wird, und ohne sich lange aufzuhalten, warf er ihn wieder auf die Seite und las mit mir die Werke des Tacitus. Dieser Schriftsteller paßte so ganz zu unserer Stimmung. Seine Kürze trug nicht wenig bei, unser Nachdenken noch mehr zu wecken. In ihm glaubten wir den Schlüssel zum Livius zu finden und über die wahre Ursache republicanischer Tugend einmal für allemal aufs Reine zu kommen. Mit einer unbeschreiblichen Wollust lasen

wir ihn von Anfang bis zu Ende durch, und wenn er jemals seine Leser mit Indignation und Bitterkeit erfüllt hat, so war dies mit uns der Fall. Seltsam war es indessen daß wir ohne alle Anwendung auf unsere Zeiten lasen und uns nie aus den Ringmauern Roms entfernten.

Von Zeit zu Zeit wurden Versuche gemacht, noch andere römische Schriftsteller zu lesen; aber selbst Cicero machte uns Langeweile und wurde bald zu den übrigen geworfen, von welchen mein Vater versicherte, daß sie nie einen wahren Beruf zum Schreiben gehabt hätten.

Ich hatte das sechszehnte Jahr erreicht, als mein Vater anfing, mich mit der Literatur der Griechen bekannt zu machen. Kaum war ich über die ersten Schwierigkeiten der Sprache hinweg als er zuerst den Xenophon und, als dieser ihn nicht befriedigte, den Thucydides mit mir zu lesen begann. Es war dieselbe Welt, die ich eben verlassen hatte, aber heiterer und, wie es mir vorkam, durch Eleganz anziehender

Nach dem Thucydides las er die Werke des Platon. Meine Ansicht blieb dieselbe; aber die Schwärmereien des griechischen Philosophen drohten meinem Geist eine ganz andere Richtung zu geben, als mein Vater, der dies merkte, und dem der Römersinn über alles theuer geworden war, sogleich von der Lectüre absprang und nur den Demosthenes mit mir las, der wirklich in kurzer Zeit alles wieder gut machte, was Plato in den Augen meines Vaters zu verderben angefangen hatte.

Ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich außer jenen beiden Römern und diesen drei Griechen bis zu meinem achtzehnten Jahre keinen Schriftsteller, weder von den alten noch von den neueren, gelesen habe. Was außerdem zum Anbau meines Geistes erforderlich war, trug mir mein Vater mündlich vor. Die neueren Sprachen blieben ungelernt, weil mein Vater sich sein Werk nicht verderben wollte.

Die Zeit war gekommen, wo ich mich für irgend ein gelehrtes Metier bestimmen

mußte. Mein Vater war der Meinung, daß ich die Rechte studiren sollte. So weit sich dein Character bisher entwickelt hat, sagte er, muß ich glauben, daß die Rechtswissenschaft sich am besten damit vertragen werde; die Ausübung derselben erlaubt nicht blos, sondern erfordert sogar eine gewisse Sicherheit der Grundsätze. Wäre es mir blos um dein körperliches Wohl zu thun, fügte er hinzu, so würd' ich dir rathen, ein Gottesgelehrter zu werden; aber ich selbst empfinde nur zu tief, wie sehr man sich dadurch beschränkt und von allem was wahrhaft beglücken kann, für immer entfernt bleibt. Es kommt nicht blos darauf an, daß man einmal übernommene Pflichten gewissenhaft erfülle, sondern auch, daß man sie liebe und sich in ihrer Ausübung groß fühle; und das, mein Sohn, ist keinem Geistlichen möglich.

Diesem väterlichen Rath gemäß bezog ich die Universität mit dem Vorsatz, alles zu lernen was nur dazu beitragen könnte mir in meiner künftigen Laufbahn Auszeich-

nung zu verschaffen. Ich blieb ihm zwei Jahre hindurch getreu. Die einzige Erholung, welche ich mir erlaubte, war das Studium eben der Schriftsteller, denen ich meine ganze Bildung verdankte. An Einsamkeit gewöhnt, war mir der Umgang kein Bedürfniß. Einige male glaubte ich meines Gleichen zu entdecken und näherte mich ihnen mit allem Vertrauen, welches ich in mich selbst setzte; aber eine kurze Erfahrung belehrte mich über meinen Irrthum und die Folge davon war, daß ich mich desto sorgfältiger in meine Einsiedeley zurück zog und meine Zeit desto gewissenhafter auskaufte.

Ich hatte nicht das Glück meinen Vater wieder zu sehen; er starb als ich eben im Begriff war, die Universität zu verlassen. Sein Nachlaß war, in baares Geld verwandelt, gerade hinreichend, meine Subsistenz bis zur ersten Anstellung zu bestreiten; ich versäumte also keinen Augenblick mich mit diesem kleinen Capital in die Hauptstadt zu begeben. Eine Prüfung, welche mit mir angestellt wurde, fiel zu meinem Vortheil aus.

Ich wurde bei einem subalternen Gerichtshofe angestellt, um den Gang und die Behandlung der Geschäfte recht gründlich zu lernen. Es kam zu Anwendungen. Ich glaubte zu vergehen, so groß war der Ekel, den sie mir verursachten. In der That wer die Menschheit in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen lernen will, muß eine Zeit lang in solchem Gerichtshof arbeiten. Groß hatte ich mir die Gegenstände des Zwistes gedacht und fand sie jetzt unter aller Beschreibung klein und niedrig. Ich hatte Mühe, Menschen in den Partheien wieder zu finden, und konnte nicht umhin, mich mit dem hellenischen Helden zu vergleichen, der durch ein widriges Schicksal gezwungen wurde seine Kräfte zu verschwenden, um einen Stall zu reinigen, der immer wieder verunreinigt werden mußte. Ich war treuherzig genug, darüber mit meinen Mitarbeitern zu sprechen. Anfangs lachten sie über meine Unbekanntschaft mit der Welt; als ich aber nicht aufhörte, sie und mich zu bedauern, wurden sie mürrisch und nannten

unerträglich stolz. Ich schwieg und ertrug mein Schicksal in der Hofnung durch meinen Fleiß in eine bessere Sphäre zu gerathen.

Meine Beförderung blieb nicht aus. Die Gegenstände wurden wichtiger. Ich arbeitete zum erstenmal mit Liebe. Meine Deductionen wurden für genau und meine Entscheidungen für gründlich erklärt. Ein süßeres Lob konnte mir nicht zu Theil werden. Ich hätte demjenigen, der es mir ertheilte, die Hände dafür küssen mögen! Unbedingt schenkte ich ihm mein Vertrauen, weil ich fühlte, daß man in einem hohen Grade gerecht seyn mußte, um mich dafür zu erkennen. Es blieb mir noch eine längere Zeit überlassen, nach welchen Gesetzen ich entscheiden wollte; aber nach und nach änderte sich die Sprache meines Vorgesetzten, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß es in den meisten Fällen vortheilhafter sey, nicht nach dem strengsten Recht zu verfahren und daß es dabei bloß auf die Gesetze ankomme welche man geltend zu ma-

chen für gut befände. Dies war etwas, das ich längst wußte; das mich aber so wie es aus seinem Munde kam, nicht weniger frappirte. Auf der Stelle erklärte ich ihm, daß ich hierin niemals andern Aussprüchen zu folgen willens wäre, als den Aussprüchen meines Gewissens. Von diesem Augenblick an, war das gegenseitige Vertrauen vernichtet; und da ich in meinem Wirkungskreis nicht unbeschäftigt bleiben konnte, so wurden mir nur solche Sachen zugefertigt, an deren rechtmäßigen Entscheidung dem Richter nichts gelegen ist, und welche, zur Erhaltung des guten Namens des Tribunals, in die Hände der Rechtschaffneren sogar fallen müssen.

Aufmerksam gemacht durch das Verfahren meines Vorgesetzten, trug ich meine Blicke weiter und konnte nicht verfehlen, Entdeckungen zu machen, welche mich mit Schmerz und Bitterkeit erfüllten. Ich hatte bei meinem ersten Eintritt in den Geschäftskreis mit Achtung an die Einsicht und Tugend meiner Superioren hinauf gesehen,

indem ich es mir nicht als möglich denken konnte, daß irgend ein Reiz stark genug wäre sie von der wahren Bahn abzuleiten; aber ich lernte einsehen, daß ein großer Theil derselben die Arbeit haßte und, unbekümmert um den Erfolg, sie auf die Schultern belasteter Subalternen abwarf, und daß die übrigen weit entfernt, um des Staats willen zu arbeiten, nur darauf dachten, sich ihre ekelhaften Schreibereien einträglich zu machen. Ich sah, daß beinah alle ohne Ausnahme Geschenke zuließen, und kein Bedenken trugen die Gerechtigkeit zur Dienstmagd der niedrigsten Triebe herab zu würdigen. Ich sah, daß die ersten Männer des Staats mehr, als die hirnlosesten Jünglinge, ihre Zeit in faden Gesellschaften, oder an Spieltischen, oder bei überladenden Schmäusen vergeudeten. Ich sah, daß sie sich neben her in den unnatürlichsten Wollüsten erschöpften. Ich sah, daß sie ihre Familien eben so wenig an Zucht und Regel banden, als sie selbst daran gebunden waren. Ich sah, daß sie die Tugend nur

im

im Schein ehrten und daß ihnen überall nichts daran gelegen war, groß zu seyn, wenn sie nur in den Augen der Allerunwissendsten dafür galten. Ich sah, wie diese elende, jeden Tugendkeim durchaus erstickende Denkungsart auf die Subalternen herabwürkte und den Geist des Leichtsinns und der Albernheit verbreitete. Ich sah — Ha, was sah ich nicht und wie blutete mein Herz, und wie unglücklich fühlte ich mich in dieser Gesellschaft von trägen, egoistischen, keiner Art des Enthusiasmus fähigen Menschen! Mein ganzes Daseyn ward mir zur Last. Da war auch keine einzige Seele der ich mich aufschließen und mittheilen konnte. In mir selbst mußte der Strom meiner Gefühle verrinnen.

Noch fehlte der letzte Tropfen, der den vollen Eimer zum Überfließen bringen sollte; aber er fehlte nicht lange. Eine neue Ungerechtigkeit meines Vorgesetzten machte dem lang verhaltenen Schmerz endlich Luft. Ich sprach ganz öffentlich davon, indem ich mich auf alle Folgen gefaßt machte, welche

diese Kühnheit für mich haben konnte. Mich darüber selbst zu Rede zu stellen, erlaubte ihm sein Gewissen nicht. Dagegen verklagte er mich bei dem Chef des Justiz-Departements in der festen Überzeugung, daß seine Genugthuung nicht ausbleiben würde. In der That zögerte der Großcanzler nicht, sie ihm zu geben. Er ließ mich vor sich fordern, warf mir meine Unbesonnenheit vor, wie er es nannte, und fügte solche Drohungen hinzu, daß jeder minder — Entschlossene an meiner Stelle würde gezittert haben. Ohne mich im mindesten zu vertheidigen, nahm ich Vorwürfe und Drohungen hin; kaum aber war ich zu Hause gekommen, als ich mich niedersetzte und meiner Erbitterung ohne alle Rücksicht auf Gefahr den Zügel in einem Schreiben schießen ließ, welches ich an den Großcanzler selbst adressirte. Ich zeigte darin keine andere Achtung, als welche in sehr dringenden Gefahren gewöhnlich ist, und indem ich Sr. Excellenz an ihren hohen Beruf erinnerte, verlor ich vollens die Subordination aus

den Augen, welche der Tugend unter allen Umständen schwer wird, vorzüglich aber, wenn sie ihre Zwecke liebt. Die Strafe blieb nicht lange aus. Noch an demselben Tage wurde ich arretirt. Mein Proceß war bald entschieden. Man hielt sich an meinem subordinationswidrigen Verfahren, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was die eigentliche Ursache desselben war. Eine vierteljährige Gefängnißstrafe schien sehr gelinde, da ich mich an die geheiligte Person des Departements Chefs selbst vergriffen hatte.

Ob die Einsamkeit des Gefängnisses sehr viel zu meiner Bekehrung beitrug, errath sich von selbst; durch eine zweite Ungerechtigkeit wird das Gefühl der ersten nicht vernichtet. Mir blieb indessen nach überstandener Strafe nichts weiter übrig, als nach der Hauptstadt zurück zu kehren; denn da ich eine andere Carriere antreten mußte; so war die Gelegenheit dazu nur in ihr zu finden. Meinen Erwartungen nach konnte es nicht an Leuten fehlen, welche meinen Tugendeifer selbst in seiner Verir-

rung achten und eben daher bereit seyn mußten, mir die Wege zu erleichtern; aber die Erfahrung zeigte mir bald, daß ich mich geirrt hatte. Wo ich mich auch zeigte, floh man mich als einen Rasenden und die Benennung eines Revolutionairs und Freiheitsschwindlers waren die glimpflichsten, womit ich allenthalben abgewiesen wurde, wenn ich mich um das unbedeutendste Amt bewarb. Was mich noch mehr empörte war, daß die unwürdigsten Subjecte den Vorzug vor mir erhielten.

Ich verzweifelte zuletzt an einer Beförderung. Der letzte Rest meines väterlichen Erbes ging zu Ende. Der Tod hatte nach so viel unangenehmen Erfahrungen seine Bitterkeit für mich verloren. Ich nahm mir vor, meinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, sobald meine Abhängigkeit von einer Gesellschaft entschieden seyn würde, welche mich so oft verstossen hatte. Dies war heute der Fall. Daß Sie mich gestern im Tollhause sahen, hatte seine eigene Bewandniß. Eh' ich stürbe, wollte ich mir

die Überzeugung verschaffen, daß ich, den man überall den Tollen nannte, es wenigstens nicht auf eine gemeine Art sey; und diese Überzeugung konnte ich nur dadurch erhalten, daß ich mich mitten unter die wahrhaft Tollen wagte.

Sie haben mich für heute von dem Entschluß zurückgebracht, der zur völligen Reife gekommen zu seyn schien. Ob sie ein verdienstliches Werk dadurch gestiftet haben, steht dahin. Sagen Sie selbst, was kann der Gesellschaft an meiner Erhaltung gelegen seyn, da sie mir selbst gleichgültig geworden ist?

Hier endigte der ehrliche Wohlert seine Erzählung. Seine letzte Frage beantwortete ich ihm so gut, ich konnte. Grade weil der Gesellschaft, sagte ich, nur dann an ihrer Erhaltung etwas gelegen seyn kann, wenn sie Ihnen selbst wichtig geworden ist, müssen Sie fortfahren zu leben. Sie besitzen Talente. Mehr braucht es nicht, um seine Subsistenz zu sichern. Geben Sie sich doch selbst das Amt, das man Ihnen verweigert! —

Er sah mich mit forschenden Augen an.

Seltsamer Mann! fuhr ich fort; Sie verstehen den Livius, den Tacitus, den Thucydides, den Platon und den Demosthenes und verzweifeln an Ihrem Fortkommen? Zwar wird es wenige geben, welche lüstern genug sind, damit bekannt zu werden; aber wer das Schwerere kann, versteht in der Regel das Leichte um so besser. Von Morgen an bin ich Ihr Schüler —

Dem Unglücklichen standen die Thränen in den Augen, indem ich dies sagte. Sie haben Recht, erwiederte er, und von nun an kenn' ich das Mittel der Macht zu spotten, welche meine Verzweiflung wollte.

Wir standen auf und näherten uns der Stadt. Eh wir hineingingen erinnerte ich mich, daß Wohlert mir gesagt hatte, der letzte Rest seines väterlichen Erbes sey aufgezehrt. Ich stand still, ergriff seine Hand und: Es bleibt dabei, sagte ich, daß ich für das Lateinische ihr Schuler werde und da ich gern allenthalben, wo es angeht, prä-numerire; so müssen Sie mir die Gefälligkeit

erzeigen, dieſe Kleinigkeit anzunehmen, worüber wir uns zu ſeiner Zeit ſchon berechnen wollen. Er ward roth; aber er nahm den Vorſchub und bald darauf trennten wir uns, um uns erſt nach Jahr und Tag wieder zu ſehen.

Es war ziemlich ſpät, als ich in den Gaſthof zurück kam. Auf Megens Zimmer hatte ſich eine große Geſellſchaft verſammlet. Man hörte mich kommen und nöthigte mich herein.

Eine dampfende Punſchſchale ſtand auf dem Tiſch und eine wilde Frölichkeit hatte ſich der Geſellſchaft bemächtigt.

Man lachte über meinen Ernſt.

»Schämen Sie ſich! ſagte Megen zu mir; Sie ſind von uns Allen der Reichſte und laſſen den Kopf bei jeder Gelegenheit am meiſten hängen. — Es verhalte ſich indeſſen damit wie es wolle, heute wenigſtens müſſen Sie mit uns heiter ſeyn.«

Ich verſprach zu leiſten was ich könnte, als ſich der Mundſchenk hinter dem Punſchtiſch erhob und mit dem Punſchlöffel in der

Hand um geneigte Andacht bat, weil er sich einer Predigt entledigen müßte, die im ältesten Styl abgefaßt sey und von welcher er sich keine üble Wirkung für den Zweck der heutigen Versammlung verspräche.

Alles schwieg und der Redner begann also:

»Vielleicht hat keiner von uns große Ursache mit dem Loose zufrieden zu seyn, »das ihm bisher gefallen ist; allein würden »wir nicht die ausgemachtesten Thoren seyn, »wenn wir uns durch schwarzgallichte Betrachtungen derjenigen Vorzüge, welche »uns hätten zu Theil werden können, »abhalten ließen, die zu genießen, die wir wirklich erhalten haben? Vielleicht entbehren alle Menschen gleich viel, wenn »das eine mit dem anderen compensirt wird; »dem sey aber wie ihm wolle, so ist wenigstens so viel ausgemacht, daß wir uns in »denjenigen Jahren befinden, die man allgemein die Zeit des Genusses nennt, und »daß wir, welcher Ersatz uns auch in der »Folge zu Theil werden mag, den wir jetzt

»nicht einmal ahnen, nicht übel daran thun »werden, wenn wir den gegenwärtigen Au»genblick nicht ungenutzt laſſen. Alle kluge »Leute ſind von Anbeginn der Welt her »dieſer Meinung gewesen; und um auch »nicht zu wiederholen, was jeder von ihnen »darüber geſagt hat; ſo will ich Euch in ei»nem Apolog vortragen, was ihr wiſſen »müßt. Wenn ich bereiter bin, als ich wol »ſollte; ſo erinnert euch, daß kein moderner »Redner die Verbindlichkeit auf ſich hat ein »Demoſthenes zu ſeyn.

»Jehovah oder Jupiter verſchlägt mir »wenig; da ich aber dem letzteren, ich weiß »ſelbſt nicht aus welchen Gründen, gewog»ner bin, ſo mag er die Rolle ſpielen, wel»che in der Regel dem erſteren zugeſchrieben »wird.« Nachdem alſo Jupiter mit der Aus»ſchmückung und Bevölkerung der Erde ſo »weit zu Stande gekommen war, daß die »vierfüßigen Thiere und der Menſch allein »noch übrig blieben, begann er die Erſchaf»fung derſelben mit dem Eſel.

»Freund Langohr ſpitzte das Organ,

»wodurch er sich immer ausgezeichnet hat,
»und blickte voll Verwunderung in die
»schöne Welt, die ihn umgab. Sie gefiel
»ihm und so groß war das Vergnügen,
»welches er über seine Erschaffung empfand,
»daß er, ohne von dem ihm entgegen schwel-
»lenden Grase angezogen zu werden, oder
»irgend eine von den ihn umgebenden lee-
»ren Disteln zu berühren, sich ahnungs-
»los seiner Freude überließ und — was er
»seitdem nie wiederholt haben soll — zu
»tanzen begann. Müde von dieser Anstren-
»gung warf er sich auf die warme Erde
»nieder und schlief ein. Wie lang' er ge-
»schlafen verschlägt uns nichts; genug als
»er wieder erwachte stiegen Betrachtungen
»in ihm auf, welche seitdem nur die sublim-
»sten Köpfe beschäftiget haben. Wie bin ich
»entstanden? Zu welchem Endzweck wurde
»ich geschaffen? Werd' ich immer seyn?
»Dies waren die Fragen, die er sich selbst
»vorlegte und womit er sich so lange trug,
»bis er vom langen Nachdenken abgezehrt,
»dem ersten Philosophen unserer Zeit nicht

»unähnlich sah. Er würde sich vielleicht »auf diese Weise vernichtet haben, wenn »Jupiter, welchem an seiner Erhaltung »nicht wenig gelegen war, weil seine Welt »nicht füglich ohne Esel bestehen konnte, »seinen Zweifeln nicht entgegen gekommen »wäre. Das erste Räthsel war bald gelöst. »Der Esel verbeugte sich und erwartete »voll Demuth die Auflösung der beiden an»dern. Du bist, fuhr Jupiter fort, für ein »Wesen vorhanden, das ich noch erst schaf»fen werde und deine Bestimmung ist, ihm »den beschwerlichsten Theil seiner Arbeiten »abzunehmen. — »Und was wird mir da»für werden«, fragte Alberon. — So viel, »daß du dein Leben fristen kannst und ne»benher mancher Schlag mit einem derben »Knittel, um dich in beständigem Gehorsam »zu erhalten. — Und wie lange soll diese »traurige Existenz dauern? — Dreißig »Jahre; denn so viel hab' ich zur Lebens»zeit jedes vierfüssigen Thieres bestimmt. — »O Jupiter, rief hier der Esel aus, wie »grausam bist du! Warum hast du mich

»überall geschaffen? Und ,wenn ich in der »Reihe deiner Wesen nothwendig war, war»rum diese qualvolle Existenz über so viele »Jahre ausgebreitet? Ich habe dich durch »nichts beleidiget. Sey also so barmherzig, »meine Lebensdauer abzukürzen. Setze sie »auf zehn Jahr herab und ich verspreche »dir dafür, meine Pflichten um so ehrlicher »zu erfüllen. — Seine Bitten waren so »rührend, daß Jupiter nicht widerstehen »konnte und trotz der Abänderung, welche »diese Nachgiebigkeit in seinem Schöpfungs»plan nothwendig machte, zwanzig Jahre »zurücknahm.

»Aufmerksam hatte der Hund dieser »Scene zu gesehen. Sollte mir etwas »Ähnliches bevorstehen? dachte er und nä»herte sich seinem Schöpfer so demüthig, »als ob er seine Bestimmung geahnet hätte. »Auch du bist zum Dienst des Menschen »vorhanden, sagte Jupiter zu ihm. Treue »und Wachsamkeit sind die Eigenschaften, »wodurch du dir seine Gunst erwirbst; aber »wie sehr du dich auch dadurch auszeichnen

»magst, so mußt du noch zwey andere da»mit verbinden, wenn du dich seines Wohl»wollens versichern willst; ich meine Genüg»samkeit und Demuth. »Und wozu wird »mich der Mensch gebrauchen«? fragte der »Hund. — Seine Habe zu bewachen, ihn »selbst, so viel an dir ist, gegen Angriffe zu »vertheidigen, für ihn zu jagen und durch »Flammen und Fluthen zu gehen. — »Und »was werd' ich dafür erhalten?« — Was »er selbst nicht genießen kann und im Fall »des Ungehorsams, die härtesten Strafen. — »Und wie lange wird mein unglückliches »Daseyn währen?« — Dreißig Jahr. — »O Jupiter! großmüthig hast du dem Esel »zwei drittel erlassen. Sey nicht grausamer »gegen mich«. — Jupiter ließ sich zum »zweiten mal erweichen.

»Ein flatterhafter Affe saß auf einem »Cocusbaum während dies vorging. Ei»ligst kletterte er herunter, legte sich zu »Jupiters Füssen, schnitt Gesichter und fragte »darauf, ob er noch zu etwas anderm be»stimmt sey, als Melonen und Cocusnüsse

»zu essen? Jupiter konnte sich nicht enthal-
»ten, das lächerlichste seiner Geschöpfe zu
»belächeln. Auch du, fing er darauf an,
»bist bestimmt dem Menschen — Meinem
»Halbbruder?« fragte der Affe bestürzt, in-
»dem er zurück sprang — . Du sollst ihm
»seinen Unterhalt verdienen durch die Al-
»bernheiten welche ich dir anerschaffen habe,
»und noch mehr durch die, welche er dich
»lehren wird. »O Jupiter! rief der Affe,
»ich ohne mein unseeliges Geschick. Kann
»ich ihm nicht anders entgehen, so erlaube
»wenigstens, daß der Tod es abkürze, und
»sey nicht grausamer gegen mich, als du
»gegen den Esel und den Hund gewesen
»bist. Seine Bitte wurde gewährt.

»Einige Tage darauf trat der Mensch
»im Gefühl seines Glücks vor seinen Er-
»schaffer. »Ich erliege unter der Last der
»Verbindlichkeiten,« sprach er, »die du mir
»auferlegt hast. Wodurch verdiente ich,
»Herr der mich umgebenden Natur zu wer-
»den? Jeder neue Genuß muß meine Dank-
»barkeit erhöhen; aber sage mir nur noch,

»großmüthiger Jupiter, wie lange dieſe be»neidenswerthe Exiſtenz dauern wird« — »Dreißig Jahr, erwiederte Jupiter. — »Ach, »nur dreißig Jahr? das reicht ja kaum hin, »um mir meiner bewußt zu werden. O ſey »nicht zugleich der grauſamſte und der gütigſte »Gott! Verlängere dies Leben; verlängere »es um jeden Preis; denn wie auch die »Farbe deſſelben ſeyn mag, ſo kann doch »das Gefühl des Seyns nicht aufhören, »wohlthuend zu ſeyn. — Gut, ſagte Jupiter, »Ich will dir zulegen, was ich ſo eben dem »Eſel, dem Hund und dem Affen auf drin»gendes Bitten genommen habe; aber nur »unter der Bedingung, daß du dir gefallen »läßt, nach dem dreißigſten Jahre, ſo weit »es deine Natur geſtattet und die Verhält»niſſe es mit ſich bringen, in ihre Stelle zu »treten. — Unbedenklich, ſagte der Menſch.

»Seit dieſer Zeit wird der Menſch neun»zig Jahr alt. Die erſten dreißig verſtrei»chen ihm unter angenehmen Genüſſen aller »Art. Bis zum funfzigſten muß er die »Mühſeeligkeiten ertragen, die er dem Eſel

»abgenommen hat. Abgenutzt, bleibt ihm
»bis zum siebenzigsten kein anderer Ausweg,
»als durch Schmeicheley und Kriechen die
»errungenen Vortheile zu behaupten, wobei
»er durch die Zurückerinnerung an seinen
»ehemaligen Werth, sehr oft in die üble
»Laune gesetzt wird, welche den Hund aus-
»zeichnet. Bis zum neunzigsten Jahr giebt
»er sich alle Mühe, noch ein Mensch zu
«seyn; aber er ist nur der Affe seiner selbst.

»Muß ich noch mehr hinzufügen, sagte
»der Redner, um euch zu beweisen, daß die
»Weisheit für uns nur in dem Entschluß
»besteht, unsere Jugend zu genießen?

Alle schienen überzeugt. — Die Gläser wurden von neuem gefüllt. Das Blut erhitzte sich noch mehr. Zuletzt brachte einer von der Gesellschaft einen neuen Spaziergang in Vorschlag. Dies war gerade was jeder erwartet hatte. Alle waren dazu gleich bereit. Ich allein entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit und begab mich auf mein Zimmer.

Nach einigen Tagen war ich eines Mor-

gens

gens kaum erwacht, als ich folgendes Billet erhielt:

»Den Herrn Franz wünscht eine »Person zu sprechen, welche ihm »Nachrichten von dem Fräulein »von Lichtenhain mitzutheilen hat, »und bittet ihn daher, sich diesen »Nachmittag um 5 Uhr unter den »Linden No . . . einzufinden, wo »sie zu seinem Empfang bereit »seyn wird.

Amalia von Egger.

Ich war außer mir bei dem Empfang dieses Billets und erkundigte mich auf der Stelle nach dem Ueberbringer. Ein Bedienter hatte es gebracht und war sogleich verschwunden. Sey es doch, dachte ich; was geht dich zuletzt auch der Bediente an, der eine so frohe Bothschaft bringt?

Außer Stande meine Freude zu beherrschen, zog ich mich sogleich an, um wenigstens das Haus zu recognosciren, wo ich Nachrichten von Heloisen erhalten sollte. Ich fand es bald. Es sah einem Pallast

nicht unähnlich. Kann Heloiſens Freundin ſchlechter wohnen? dachte ich bei mir ſelbſt. Das Wort Freundin fiel mir indeſſen auf. So lang ich in dem Lichtenhainiſchen Hauſe gelebt hatte, war mir niemals eine Freundin Heloiſens vorgekommen. Sollte irgend ein Betrug dahinter ſeyn? fragte ich mich. Aber wie wäre das möglich? Niemand kennt Dich hier, die Wenigen ausgenommen mit welchen du ein Paar Tage gelebt haſt; und auch unter dieſen iſt Niegen allein von deinen Verhältniſſen unterrichtet. Warum ſollte Heloiſe nicht während deiner Abweſenheit eben ſo gut eine Freundin gefunden haben, als du einen Freund?

So beruhigte ich mich und mit Ungeduld erwartete ich die Stunde, wo ich alle die Aufſchlüſſe bekommen mußte, welche ich ſuchte.

Endlich ſchlug ſie. Mit dem Schlage war ich an Ort und Stelle. Kaum hatte ich die Klingel gezogen, als ſich im dritten Stock eine Gitterthür öfnete und ein Bedienter zum Vorſchein kam, der mich, ſo-

bald er meinen Namen erfahren hatte, mit groſſer Freundlichkeit in einen Saal führte. Hier hatte ich erſt eine halbe Minute gewartet, als ſich eine Seitenthür öfnete und eine ſo graziöſe Geſtalt zum Vorſchein kam, daß ich ihr hätte huldigen müſſen, wenn ſie mir auch keine Nachrichten von Heloiſen zu geben gehabt hätte.

Sie ſehen in mir, redete ſie mich mit ihrer Silberſtimme an, die Freundin des Fräuleins von Lichtenhain. Unſere Bekanntſchaft iſt zwar noch ſehr jung; wir ſind aber deshalb nicht weniger die beſten Freundinnen. Der Tod einer alten Tante führte mich vor einigen Wochen in ihre Nachbarſchaft. Wir lernten uns durch Zufall kennen und gefielen uns gegenſeitig. Ich mußte einige Tage in dem Hauſe ihrer Eltern zubringen. Hier war es, wo ſie mir ihr Herz aufſchloß. Was ſag' ich viel? Sie iſt für Sie nicht wenig beſorgt und hat mich erſucht, meinen Bruder für Sie zu intereſſiren, damit Ihnen auf irgend eine Art die Wege zu einem beſſeren Glücke gebahnt werden mögen. Die

Sache ist keinen großen Schwierigkeiten unterworfen, wofern Sie sich gefallen lassen, ihre Talente fürs erste zu einem mechanischen Geschäft herzugeben. Mein Bruder steht in einer engen Verbindung mit dem Minister v. H . . . , der sehr nahe mit uns verwandt ist. — Ich habe, fuhr das schöne Fräulein fort, ohne mich zu Athem kommen zu lassen, ich habe unsere Leute gestern in alle Gasthöfe geschickt, um Sie auskundschaften zu lassen, bis es mir endlich heute gelungen ist. . . . . .

Dies alles sagte sie mit so viel Geläufigkeit und Anstand, daß ich davon wie bezaubert wurde und nicht wußte, wo ich Worte hernehmen sollte, ihr für eine so ausgezeichnete Güte zu danken. Mit einem Lächeln bemerkte sie meine Verlegenheit und führte mich bei der Hand zum Sopha, wo ich mich neben ihr niedersetzen mußte.

Nicht wahr, fing sie von neuem an, Sie werden sich alles gefallen lassen, um Heloisens Wünsche zu erfüllen?

Alles, war meine Antwort, was die

großmüthige Freundschaft Ihres Herrn Bruders für gut befinden wird.

Es wird gewiß gehen, erwiederte Amalie. Mit Ungeduld erwart' ich die Zurückkunft meines Bruders, damit Sie seine Bekanntschaft machen mögen. Er wird Ihnen gefallen. In der That, ich bin stolz auf diesen Bruder. Er ist die Menschenfreundlichkeit selbst und wird gewiß nicht eher ruhen, als bis er Sie in die beste Carrière gebracht hat. — Er ist heute leider! auf einem der lästigen Diners, welche kein Ende nehmen.

Amalia wollte hierauf wissen, wie schwer mir die Trennung von Heloisen geworden wäre. Sie selbst, fügte sie hinzu, ist nicht wenig davon mitgenommen. Es ist unmöglich ein Paar interessantere blaue Augen zu sehen, als die ihrigen sind; verriethen sie nur ihr Geheimniß nicht zu sehr!

Ich erzählte mit großer Treuherzigkeit die letzte Scene im Garten.

O, es ist ganz handgreiflich, rief Amalia aus, nachdem ich geendigt hatte, daß der

gute Herr von Lichtenhain nichts gegen ihre Verbindung hat. Und ihre Zwecke werden Sie gewiß erreichen, wenn —

In diesem Augenblick trat ihr Bruder in den Saal. Amalia sprang ihm entgegen. Bist du endlich wieder da? Die fatalen Dinners! — Hier siehst du den Freund meiner kleinen Heloise. Nicht wahr, du findest es sehr verzeihlich, daß sie so innig an ihm hängt? — Ich habe ihn bereits mit den Planen bekannt gemacht, die wir zu seinem Glück entworfen haben. Er läßt sich alles gefallen, was ihn zum Ziel führen kann.

Herr von Eggers hatte die Güte mich zu umarmen und nachdem wir uns zusammen auf den Sopha gesetzt hatten, fing er in einem Ton, welcher zwischen Protection und Freundschaft die richtige Mitte hielt, also an:

Ihre Anstellung ist keinen Schwierigkeiten unterworfen. Gelehrte Kenntnisse besitzen Sie nicht; diese sind aber auch nicht erforderlich, um sein Glück in der Welt zu machen; und hätte ich vor sechs Jahren ge-

wußt, was ich jetzt weiß, so würd' ich es mir haben weniger sauer werden lassen. Man glaubt in früheren Jahren nicht genug lernen zu können, um ein brauchbarer Geschäftsmann zu werden, und sieht hinterher ein, daß man nicht genug vergessen kann, um es wirklich zu seyn. — Glauben Sie mir, was Sie zu lernen haben ist federleicht und vielleicht gestehen Sie mir schon nach einigen Monaten unter vier Augen — daß es nicht viel mehr als Besenbinderey ist, was Sie treiben müssen. Laut sagt man dergleichen nicht gern, um sich nicht in dem Urtheil der Ungeweih'ten herab zu setzen.

A propos! fuhr er fort, Sie leben noch immer im Gasthofe. Das ist kostspielig und lästig zugleich. Wollen Sie nicht lieber eine Chambre garnie beziehen? Hier im Hause ist eine zu vermiethen, welche Sie auf der Stelle in Beschlag nehmen können, wenn sie Ihnen convenirt.

Ich wünschte sie zu besehen und Herr von Eggers führte mich selbst dahin. Es

war ein kleines isolirtes Zimmer, recht eigentlich dazu geeignet, um auf den ersten Anblick zu gefallen.

Nun was sagen Sie? fragte Herr von Eggers.

Daß ich entschlossen bin, es noch heute zu beziehen, wenn Sie mir freundschaftlich ihre Nachbarschaft gönnen wollen.

»Bravo! So gefallen Sie mir. Sie »werden ein tüchtiger Geschäftsmann wer»den. Wer sich in solchen Kleinigkeiten «lange besinnt, ist höchstens in der Staats»calculatur zu gebrauchen.

Wir kehrten zu Amalien zurück. Die Rede kam von neuem auf Heloisen. Die Lobeserhebungen welche man ihrer Schönheit und ihrem Verstande machte, setzten mich, den eine so beispiellose Güte bereits erschöpft hatte, vollends ausser Athem. Meine Verlegenheit stieg von Grad zu Grad, bis sie nicht höher steigen konnte, und ich, um ihr ein Ende zu machen, nach Hut und Stock griff.

Sie wollen uns doch nicht verlassen?

fing Amalia an. Das geb ich auf keine Weise zu. Diesen Abend müssen Sie durchaus bei uns bleiben. Ich habe Sie noch nach tausend Dingen zu fragen, die mir höchst interessant sind —

Ich mußte nachgeben. Die Zeit des Abendessens kam. Wir setzten uns um einen kleinen runden Tisch. Die Gerichte waren ausgesucht; die Weine nicht minder. Amalia führte größtentheils das Wort und war dabei lauter Geist. Sie erkundigte sich nach verschiedenen Bekannten ihres Bruders. Alle waren Minister, Präsidenten, Geheimeräthe; dies hielt sie aber nicht ab sie sammt und sonders lächerlich zu finden. Sie wurde um so unerschöpflicher an Einfällen, je mehr der Champagner ihr Blut in einen lebhafteren Umschwung setzte. Kurz, sie bezauberte mich so sehr, daß ich in die Versuchung gerieth, Heloisen ihr gegen über rein zu vergessen. Die Gefahr wurde um so größer, je zutraulicher sie nach und nach wurde. Einmal über das andere fand sie Gelegenheit mir die Hand zu drücken, um

mir etwas Verbindliches zu ſagen. Wir hatten indeſſen kaum zwei Stunden bei Tiſche geſeſſen, als mich eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit befiel. Kaum hatte Amalia dies bemerkt, als ſie gefällig aufſtand und ſich über eine gleiche Müdigkeit beklagte. Wir trennten uns. Ich wurde auf das Zimmer geführt, das ich vor ein Paar Stunden — wenn gleich nicht förmlich — gemiethet hatte und verlor keinen Augenblick mich zu Bette zu legen.

Die Sonne ſtand ſehr hoch, als ich den folgenden Morgen erwachte. Um mich her herrſchte die größte Stille. Ich wartete mit Ungeduld auf die Erſcheinung eines Bedienten, der mir das Frühſtück brächte. Vergeblich! Ich rief. Vergeblich! Unter dieſen Umſtänden blieb mir nichts anders übrig als mich anzukleiden und den Herrn von Eggers und ſeine Schweſter in ihren Zimmern aufzuſuchen. Sie waren weit geöfnet und wurden eben gereinigt. Ich erkundigte mich nach ihnen. Die Antwort, welche ich erhielt, war, daß ſie ſchon vor ſechs Stun-

den abgereiſet wären. Wo bin ich denn? fragte ich. »In einem Gaſthof«, antwortete man mir lachend. Ich ging in mein Zimmer zurück. Die einzige Entdeckung welche ich noch zu machen hatte, blieb nicht lange aus. Mit einem Wort: Meine Börſe war mir entwendet. Die Betrügerei war entſchieden; aber ſo vieles blieb mir doch dunkel. Wie waren Eggers und ſeine Schweſter hinter meine Geheimniſſe gekommen? Wie hatten ſie den Ort meines Aufenthalts erſpäht? Wie war es ihnen möglich geworden, mich gerade auf dieſe Weiſe zu berauben? Die letzte Frage, glaubte ich, würde mir der Wirth beantworten können. Ich ging zu ihm. Alles was ich erfuhr, war, daß Herr und Fräulein von Eggers geſtern vor ſeinem Hotel abgeſtiegen wären und die Zimmer linker Hand in Beſchlag genommen hätten. Vor ihrer Abreiſe hätten ſie alles berichtigt, bis auf den Antheil, welchen ein gewiſſer Herr Franz an der Rechnung haben ſollte; er wiſſe aber nicht einmal, daß ein ſolcher bey ihm logiere.

Hierauf erkundigte er sich, wer ich wäre? Eben der Franz, war meine Antwort, der Ihnen die halbe Rechnung bezahlen soll, dem aber kein Dreier übrig geblieben ist, nachdem er die Ehre gehabt hat, auf vielen Bitten mit diesen Eggers in ihrem Hause zu essen und zu schlafen. Er sah mich mit großen Augen an. Ich erzählte ihm, was mir widerfahren war. Das sey sehr ärgerlich, antwortete er; aber dabei fürs Erste nichts weiter zu machen, als es der Polizey anzuzeigen.

Er selbst ging mit mir zu dem Stadtpräsidenten, der mir versprach das Seinige zu thun; aber mir sehr wenig Hofnung zu einem glücklichen Erfolg machte.

Traurig kehrte ich zu meinen Freunden in den Gasthof zurück. Einige von ihnen bedauerten mich; andere hingegen fanden mein Abentheuer belustigend und erklärten mir ohne große Umschweife, daß sie nicht begriffen, wie ich in ein so grobes Netz hätte fallen können. Wenn mich das Bedauern der ersteren tröstete, so kränkte mich

ß Spott der letzteren in einem weit höhe-
ren Grade. Mit welchem Gewissen konnte
ich mich, wenn ihr Vorwurf gegründet war,
an meinen Wohlthäter wenden, um neue
Unterstützung zu erhalten? Wie sollte ich
ihm ganzen Vorgang berichten? Ich wünschte
vor meinem Unmuth von Strassenräubern
angefallen und halb todt auf dem Platze
geblieben zu seyn — Blos um der Beschä-
mung zu entgehen, die mit einem offenen
Geständniß verbunden war. Mich unmittel-
bar an den Herrn von Lichtenhain zu wen-
den, schien mir je unmöglicher, je länger
ich darüber nachdachte; die Wahrheit konnt'
ich ihm nicht sagen und eine Lüge an deren
Stelle zu setzen, kam mir so unedel vor,
daß ich den bloßen Gedanken daran verab-
scheute. Ich gerieth auf den Einfall meine
Pflegemutter zu meiner Vertrauten zu ma-
chen; aber wer stand mir dafür, daß sie
aus Mangel an Zartgefühl nicht wenigstens
Heloisen von der ganzen Begebenheit unter-
richtete? Ich war in der größten Verlegen-
heit, als mein Schicksal ganz unerwartet
eine andere Wendung nahm.

Eben der Minister, welchem mich der Herr von Eggers zu empfehlen versprochen hatte, ließ mich zu sich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Durch den Stadtpräsidenten von meiner Beraubung unterrichtet, war er begierig, etwas Genauers über die Personen zu erfahren, welche mit seiner Freundschaft geprahlt und sein Ansehn zu Schändlichkeiten gemißbraucht hatten. Ich sagte ohne Rückhalt alles was ich von ihnen wußte. Meine eigene Geschichte erzälte ich mit mehr Naivität als Kürze; aber gerade dies schien dem Minister zu gefallen. Zahnstochernd stand er vor mir und lächelte wohlwollend auf mich herab. Man hat Sie auf meine Rechnung betrogen, sagte er, als ich geendigt hatte, und ich möchte Ihnen den Verlust vergüten, wenn ich anders kann. Sagen Sie mir, was Sie gelernt haben? — Seine gute Miene gab mir den Muth ihm alle meine Talente vorzurechnen, ohne auch nur ein einziges zu verschweigen — Das ist bei weitem mehr, antwortete er, als ich gebrauchen kann; aber

wenn Sie Lust haben, eine Carriere in meinem Departement anzutreten, so kann ich Ihnen jetzt dazu Gelegenheit verschaffen, indem eine Secretärsstelle vacant geworden ist, welche sogleich wieder besetzt werden muß. Es kommt nur auf Ihren Fleiß und Ihr Betragen an, um mit der Zeit höher zu steigen.

Dies war unendlich mehr als ich zu erwarten berechtigt war und meine Ueberraschung war so groß, daß ich nicht Worte finden konnte, dem Minister für so viel Güte zu danken. Er ersuchte mich, meine Einrichtungen so zu machen, daß ich gleich eintreten könnte und bat mich, noch einige Augenblicke zu verweilen, bis er zurück kommen würde.

Außer ihm waren noch zwei andere Personen im Zimmer, von welchen die eine seine Gemahlin schien, und der andere ein Mann war, der, ohne ein Wort zu sprechen, mein Innerstes mit seinem Blick durchdrang, so oft er auf mich fiel. Er war groß, wohlgebildet und trug die Herrschermiene so bestimmt

in seinem ganzen Äußeren, daß man ihn unwillkührlich auf einen Thron setzte, um ihn auf seinen wahren Standort zu bringen. Ich konnte mich nicht enthalten ihn immer wieder anzusehen, nachdem ich mein Auge schon so oft von ihm abgezogen hatte.

Vielleicht sah die Ministerin was in mir vorging. Um der peinlichen Lage ein Ende zu machen, worin ich mich befand, ließ sie sich mit mir in eine Unterredung ein, indem sie sich nach dem Befinden des Herrn v. Lichtenhain erkundigte, welchen sie genau zu kennen vorgab. Die Unterhaltung kam bald auf andere Gegenstände. Ich urtheilte mit Unbefangenheit und gerieth zuletzt in eine Art von Geschwätzigkeit, welche selten ausbleibt, wenn man mit Personen zu thun hat, an deren Wohlwollen man glaubt.

Lächelnd sah die Ministerin den Furchtbaren an, welcher noch immer am Fenster stand und sagte ihm in einer Sprache, welche ich damals nicht verstand — es war die italienische — einige Worte, welche ihn uns näher brachten.

Seine

Seine Furchtbarkeit verlor sich, sobald er den Mund aufthat. Es war ein Klang in seiner Stimme, welcher ihm durchaus jedes Herz gewinnen mußte. Mich zog er vorzüglich dadurch an, daß ich ihm Unrecht gethan zu haben glaubte; denn nichts verstärkt unser Wohlwollen mehr, als ein auf der Stelle widerlegtes Vorurtheil, das wir gefaßt hatten.

Biondini, sagte zuletzt die Ministerin, Sie müssen sich dieses jungen Mannes ein wenig annehmen.

Wenn er sich mir anvertrauen will, erwiderte Biondini —

Das versprech ich in seinem Namen, sagte die Ministerin.

Bei diesen Worten stand sie auf und begab sich in ein anderes Zimmer. Biondini begleitete sie; aber ich sah daß er unmittelbar darauf aus dem Hause ging. Ich wartete noch immer auf die Zurückkunft des Ministers. Endlich kam ein Bedienter, mir zu sagen, daß Sr. Excellenz durch Ge-

schäfte abgehalten würden zu mir zurück zu kommen.

Mit welchen Gefühlen und Ahnungen kehrte ich in den Gasthof zurück! Ich selbst wußte nicht was ich von meinem Glücke denken sollte. Daß die Gunst eines Ministers mich in einen Secretair verwandelt hatte, begriff ich. Aber wer war dieser Biondini? Und zu welchem Endzweck sollte er sich meiner annehmen? Je mehr ich darüber nachsann, desto mehr verwirrte ich mich. Daß Biondini ein Mann von Bedeutung sey, war mir aus Allem klar; aber eben deswegen begriff ich das Übrige nicht.

Ich setzte mich, sobald es meine innere Verfassung erlaubt hatte, an mein Pult, um den Herrn von Lichtenhain mit Allem bekannt zu machen, was mir begegnet war; und kaum war ich damit fertig geworden, als ich Anstalt machte, den Gasthof zu verlassen.

Sobald mein Wirth hörte was mit mir vorgegangen war, ließ er sich sehr gern gefallen, daß ich in seiner Schuld blieb und

hatte sogar die Gefälligkeit mir in der Nähe des Ministers ein Quartier zu miethen, welches ich auf der Stelle beziehen konnte. Meine gute Freunde vernahmen die Geschichte meines Glücks mit eben den verschiedenen Gefühlen, welche sie den Morgen bei meinem Unfall gezeigt hatten. Mengen und einige Andere freuten sich herzlich; aber die Übrigen ließen sich in dem Begriff, den sie von meinem Verstande hatten, nicht irre machen. So wie die Sachen jetzt standen konnte ich ihren Spott gelassener ertragen. Auch das größte Glück ist immer gerecht, wenn es uns trift.

Am folgenden Tage trat ich meine Geschäfte an. Sie wurden mir weit leichter, als ich erwartet hatte. Wer auch der Herr von Eggers seyn mochte, von Geschäften und ihrer Führung hatte er keine unrichtige Begriffe. In kurzer Zeit war ich ein so guter Secretair, als irgend einer von denen, die mit mir arbeiteten.

Voll Ungeduld erwartete ich den Augenblick, wo ich mit Biondini in eine engere

»Verbindung treten würde. Er kam nicht. Ich sah den merkwürdigen Mann öfters wieder; allein ein freundschaftlicher Gruß im Vorbeigehen war alles was ich von ihm erhielt. Ich drängte mich zu ihm. Er stieß mich nicht zurück; aber er verhielt sich so leidend, daß ich die Geduld verlieren mußte. Schon glaubte ich, es habe mit seinem Versprechen nichts auf sich gehabt, und schon gab ich die Hofnung auf, ihm jemals näher zu kommen, als einer meiner Collegen meine Aufmerksamkeit von neuem rege machte: »Dieser Mann, sagte er, ist bei weitem »mehr als er scheint. Es hängt nur von »ihm ab zu den wichtigsten Geschäften ge»braucht zu werden; allein er verschmäht es »als seiner unwürdig und nichts scheint ihm »über seine Unabhängigkeit zu gehen. Er »kennt die halbe Welt: denn mit ihm bekannt zu seyn, gehört zu dem guten Ton. »Kaum war er vor mehrern Jahren hier »angekommen, als sich alles zu ihm drängte. »Die Kunst des Umgangs besitzt er im höchsten Grade. In dieser Hinsicht ist gewiß

»sehr viel von ihm zu lernen; obgleich auch »seine Bekanntschaft mit den Wissenschaften »einzig seyn soll. Die Ministerin gehört zu »seinen Vertrauten, deren er sehr wenige hat.

Diese Characteristik reizte meine Begierde Biondini's Zögling zu werden; allein da er fortfuhr mir auszuweichen, so blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als sie zu ersticken; welches mir freilich um so schwerer wurde, je öfter ich mit ihm zusammen traf und Gelegenheit hatte, seine großen Eigenschaften kennen zu lernen.

Meine Mitarbeiter hatten mich nicht so bald lieb gewonnen, als sie mir ihre Liebhabereien einzuimpfen suchten. Ein jeder von ihnen betrachtete sein Amt als eine Quelle, woraus er die Mittel zu angenehmen Genüssen schöpfte. Um das was er arbeitete war es ihm im Ganzen eben so wenig zu thun, als dem Tagelöhner um das Werk seiner Hände. Die Hauptsache war das Vergnügen und das, worin wir uns alle vereinigten, die Liebhaberey für das Schauspiel. Seitdem ich es bei meinem

ersten Eintritt in die Hauptstadt besuche hatte, war ich nicht wieder dahin zurückgekehrt. Der Eindruck, den es damals auf mich machte, hatte indessen noch nichts von seiner Stärke verloren. Meine neuen Freunde schwatzten sehr viel über theatralisches Talent; aber davon verstand ich nichts. Auf mich wirkte das Schauspiel ungefähr eben so, als der erste Roman auf eine unerfahrne Seele. Ich genoß blos und befand mich um so besser dabei. Unbegreiflich war mir, wie Biondini im Schauspielhause erscheinen und es nach einer Viertelstunde wieder mit Gleichgültigkeit verlassen konnte.

Ein accidenteller Reiz gab ihm einen doppelten Werth in meinen Augen. Eine der berühmtesten Schauspielerinnen war eine gewisse Mamsel Hubert, unter dem Namen Laura allgemein bekannt. Eine angenehme Figur, ein seltenes Sprachorgan und gewisse Manieren, welche sich nicht beschreiben lassen, machten sie zum Abgott des Publicums und zum Gegenstand der Zärtlichkeit für

reiche junge Männer. Ich ſtimmte ſehr bald in die allgemeine Bewunderung ein und dieſe ging, ohne daß ich es gewahr wurde, in eine Leidenſchaft über, welche ſich mehr auf ſie ſelbſt, als auf ihre Kunſt bezog und Heloiſens Bild aus meinem Herzen zu verdrängen drohte.

Ohne mir darüber Rechenſchaft abzulegen, dachte ich nur auf Mittel Lauren näher zu kommen — mehr um den Forderungen meines Herzens genug zu thun, als weil ich mir einbildete, daß ſie mich unter dem großen Schwarm der Anbeter unterſcheiden würde, welcher ſie unaufhörlich belagerte. Nichts wollte gelingen, indem mir meine Blödigkeit überall im Wege ſtand.

Hatte Biondini, welcher ſich gerade um dieſe Zeit ſehr häufig im Schauſpielhauſe einfand, meine Leidenſchaft ſelbſt bemerkt, oder hatten ihn meine vertrauten Freunde darauf aufmerkſam gemacht; genug er nahm einmal ſeinen Platz ganz in meiner Nähe und nachdem er Laurens Schönheit eine lange Lobrede gehalten hatte, faßte er mich

überraschend bei der Hand und führte mich hinter die Coulissen, um meinen Abgott in der Nähe zu sehen. Ich folgte mit einem seltsamen Gemisch von Angst und Freude.

Laura hatte die Güte, mich nicht nur zu bemerken, sondern mich sogar auszuzeichnen. Meine Furchtsamkeit verschwand und Biondini, dem dies gewiß nicht entging, erschien nicht öfter, um mich zu ihr zu führen. Auch war es durchaus nicht nöthig.

Bald erhielt ich die Erlaubniß Lauren in ihrer Wohnung zu besuchen. Ob ich davon Gebrauch machte, ist keinem Zweifel unterworfen. Meine Erklärung blieb nicht lange aus. Hingeworfen zu Laura's Füssen — ich hatte, wie man sieht, das Schauspiel nicht ohne Nutzen besucht — gestand ich ihr meine Liebe.

Sie schien davon gerührt zu werden.

Ungeduldig harrte ich auf eine Antwort.

Warum sollt' ich es Ihnen leugnen, begann sie endlich, daß Sie mir theuer sind? Unglücklicherweise fesseln mich Bande, welche ich nicht zerreissen kann, ohne den Schein

der Undankbarkeit auf mich zu laden. Sie wissen unstreitig, wie die ganze Welt, in welcher Verbindung ich mit dem Grafen Gersdorf stehe. Ich liebe ihn nicht; aber ich bin ihm leider! so viel Verbindlichkeiten schuldig, daß die kleinste Untreue, die ich an ihm beginge, ein Verbrechen seyn würde. Rasen würde er, wenn er wüßte, daß Sie in diesem Augenblick zu meinen Füßen liegen.

Ich weiß, erwiderte ich, daß der Graf von Gersdorf reich ist; aber sagen Sie mir, Laura, muß man denn reich seyn um Gegenliebe zu finden? Fordern Sie alles Übrige von mir, und die feurigste Bereitwilligkeit Ihre Wünsche zu erfüllen, soll Ihnen zeigen, daß ich nicht hinter dem Grafen zurück zu stehen verdiene.

Liebenswürdiger Schwärmer, sagte sie endlich nach tausend Weigerungen, ich sehe daß ich schon zu weit mit Ihnen gegangen bin, um ihre Hofnungen ganz abschneiden zu dürfen. Ich erlaube Ihnen, diesen Abend gegen zehn Uhr zu mir zurück zu kommen,

um Sie von der Verzweiflung zu heilen, welcher Sie so nahe sind. Entfernen Sie sich jetzt und kehren Sie zu rechter Zeit zurück. —

Die Stunde schlug, wo ich den Hochgenuß der Liebe in den Armen des reizendsten Mädchens zum erstenmal empfinden sollte. Die Dunkelheit begünstigte mein Glück.

Vorsichtig näherte ich mich, noch vorsichtiger öfnete ich die Thür. Sind Sie Franz? flüsterte mir eine Stimme entgegen. Man erwartet Sie mit der größten Ungeduld. Geschwind! Ich führe Sie, wohin Sie selbst am meisten zu kommen wünschen.

Halbtaumelnd folgte ich. Man führte mich durch mehrere dunkle Zimmer, bis ich endlich in einem eben so dunklen Cabinet anlangte und vor einem Bette stehen blieb. Meine Führerin verschwand.

Eine weiche, warme Hand suchte und fand mich. Ich bedeckte sie mit den feurigsten Küssen. Was ich alles sagte, weiß ich nicht mehr; aber ich erinnere mich, daß ich außer gewissen Liebkosungen, welche mich unendlich glücklich machten, keine Antwort

erhielt. Ich ward immer dringender. Wollüstige Seufzer sagten mir, daß ich keinen Widerstand zu erwarten hätte. Schon verschwand jede Bedenklichkeit; schon drückte ich meine Küsse auf den wallenden Busen; schon — Mit einmal sprang die Thür auf.

Mein erster Gedanke war, es sey der eifersüchtige Graf. Voll Entsetzen richtete ich meine starren Blicke auf die Thür hin. Er war es wirklich; aber sollte ich meinen Augen trauen? An Laurens Seite? Er selbst im Schlafrock und sie in einem so idealischen Nachtgewand, daß sie einer glänzenden Fee nicht ungleich war? — Ich wußte nicht ob ich wachte, oder träumte.

Der Graf und Laura kamen indessen näher, beide ein brennendes Wachslicht in der Hand. Laura nahm die Miene an, als ahne sie nichts und der Graf folgte ihrem Beispiel, bis er dicht vor mir stand. Jetzt blickte er auf die Seite. Was ist das Laura? fragte er und brach in ein wieherndes Gelächter aus. Das müssen wir in näheren Augenschein nehmen, fügte er hinzu,

und trat dicht an mich, um die Scene zu beleuchten.

Das gefällt mir, Marie! rief er aus. Kaum sollte man glauben, daß es in ihrem Alter möglich wäre, solche Eroberungen zu machen. — Ich hatte bis jetzt auf Lauren hingestarrt. Die Bemerkung des Grafen nöthigte mich, meine Augen auf den Gegenstand im Bette zu richten. Ich glaubte bei dem Anblick zu vergehen. An Laurens Stelle entdeckte ich eine Person — häßlicher als Meduse und älter als meine Großmutter gewesen seyn würde.

Sie sehen, wüthend aufspringen und davon laufen, war eins.

Das dunklen Zimmer fand ich jetzt erleuchtet.

Ein lautes Gelächter, welches Mariens Stimme verstärkte, begleitete mich.

So entkam ich aus dem Hause der Schauspielerin, welche sich anheischig gemacht hatte, mich von meiner Verzweiflung zu heilen, und mich noch oben ein von meiner Liebe heilte.

O Heloise! rief ich aus, als ich ins Freie

gekommen war, wie sehr bist du gerächt! Du könntest Mitleid mit mir haben; aber auf immer mußt du mich verstoßen. Wer dich einmal vergessen konnte, ist deiner auf ewig unwürdig geworden.

Ich würde in diesem Monolog fortgefahren seyn, wenn Biondini nicht mit einer Laterne in der Hand vor mich getreten wäre und mich mit der Frage überfallen hätte: Wie ich dazu käme auf offener Straße in Selbstgespräche auszubrechen?

Eine Teufeley, antwortete ich, wie man sie jemals von Comödianten erlebt hat, ist die Ursache, Biondini; aber rächen will ich mich —

Das klingt ja tragisch. Darf ich wissen was Ihnen begegnet ist?

Hier kann ich es nicht erzählen, wenn es überhaupt möglich ist —

So kommen Sie mit mir.

Er nahm mich bei der Hand und führte mich in seine Wohnung, welche nicht weit entfernt war.

Sie bleiben einige Stunden bei mir,

ſagte er. Vielleicht bin ich im Stande den böſen Geiſt zu bannen, der ſich Ihrer bemächtigt hat. Und nun ſagen Sie mir was vorgefallen iſt —

Es war mir unmöglich, ihm mein Abentheuer vorzuenthalten. Ich erzählte es, ohne mich im mindeſten zu verſchonen. O wüßten Sie, fügte ich hinzu, wem ich untreu geworden bin!

Jede Untreue, erwiderte er, führt ihre Strafe mit ſich: aber beruhigen Sie ſich, da die Ihrige nicht zur That gelangte. Im Grunde haben Sie alle Urſache, ſich Glück zu wünſchen. Nicht alle Weiber denken wie Laura. Tauſende würden noch ſchlimmer mit Ihnen verfahren ſeyn, um ihren Triumph zu verherrlichen.

»Ich wünſchte indeſſen, fügte er hinzu, »Sie vor allen ähnlichen Verirrungen be»wahren zu können. Was Sie verführt »hat, iſt eben dasjenige, was alle junge »Männer verführt — die Langeweile. »Dieſer können Sie nur dadurch entgehen, »daß Sie ſich in denjenigen Stunden, wel-

»che dem sogenannten Vergnügen gewidmet »sind, sich auf eine edlere Art beschäftigen, »als bisher. Wollen Sie sich meiner Füh»rung überlassen?

Mit tausend Freuden, theurer Biondini.

»Fühlen Sie sich aber auch stark genug, »allen Verbindungen zu entsagen, welche »nicht aus Ihren nöthigsten Amtsverhält»nissen hervorgehen?«

Rechnen Sie Heloisen auch dahin?

»Nein!

Dann sag' ich Ihnen, daß es mir nicht die geringste Mühe kosten soll

»Gut! Unser Bund ist geschlossen. Von »Morgen an bringen Sie jeden Abend bei »mir zu. Alles was ich nur vermag, will »ich anwenden, um einen gescheuten Mann »aus Ihnen zu machen; und wenn Sie sich »darauf einschränken können, die edleren »Neigungen ihres Herzens zu befriedigen; »so sollen sogar wenige junge Männer »glücklicher seyn, als Sie. Mein Hauptge»schäft wird darin bestehen, ihren Kopf mit »nützlichen Kenntnissen zu bereichern; aber

»auch von Seiten Ihrer Sitten ſollen Sie »nicht vernachläſſigt werden. Ich ſtehe hier »in einigen ſehr guten Verbindungen und »werde ſie, wie alles Übrige, mit Ihnen »theilen. Von dieſem Augenblick an behandl' »ich Sie als meinen Sohn und ſoll ich mich »bereden, daß Sie es wirklich ſind, ſo müſ»ſen Sie mir von Morgen an erlauben, »Sie Du zu nennen.

Ich umarmte Biondini mit vielen Thränen und verſicherte ihm, daß dieſer Abend der merkwürdigſte meines Lebens ſeyn würde.

Wie ganz verändert und umgeſchaffen kehrte ich in meine Wohnung zurück. — Nein vergeſſen hatte ich Lauren und die Schöne welche ein Paar Wachslichter in das Urbild der Häßlichkeit verwandelten, und dachte nur an Biondini und ſeine Plane.

Ein Brief von Heloiſen, den ich den folgenden Morgen erhielt, erinnerte mich indeſſen ſo lebhaft an meine Verirrung, daß ich mich nicht entſchließen konnte, ihn auf der Stelle zu öfnen. Glühend vor Beſchämung verſchloß ich ihn mit dem Vorſatz, ihn

nicht

nicht eher zu erbrechen, als bis ich bei Biondini seyn würde. Der Augenblick kam. In seiner Gegenwart öfnete und las ich den Brief. Helle Thränen strömten über meine Wangen. Da, lesen Sie, sagte ich, und sprechen Sie dann mein Urtheil von neuem.

»Und was willst du thun?« fragte Biondini, nachdem er den Brief gelesen hatte.

Ihr meine Verirrung bekenn n.

»Kennst du Heloisen so genau, daß du nichts von diesem Geständniß befürchtest?

Heloise ist edel; nie hab' ich sie anders gekannt.

»Wird aber ihr Edelmuth sie abhalten, den »Ausgang lächerlich zu finden und weißt Du »nicht, daß der Lasterhafte noch immer über »dem Lächerlichen steht? —

Ich fühlte daß es mir unmöglich seyn würde, den ganzen Auftritt so zu erzählen wie er sich ereignet hatte und entschloß mich sehr willig die Beantwortung ihrer Zuschrift einige Wochen aufzuschieben, wie es Biondini forderte.

Biondini's Unterricht nahm jetzt den

Anfang. Der Leser geht nicht gern mehr in die Schule, ich begnüge mich also ihm einen Abriß von dem Geist des Mannes zu geben, dessen Schüler ich geworden war. Mag er sich Biondini's Methode daraus so gut abstrahiren, als er kann.

Biondini war ungefähr funfzig Jahr alt, als ich seine erste Bekanntschaft machte, und hatte den größten Theil seines Lebens unter Studien verlebt. Wenn man von irgend einem Sterblichen sagen kann, er habe die Gränzen des menschlichen Wissens umwandelt, so konnte man es von ihm behaupten. Nicht daß er in jeder einzelnen Wissenschaft gehabt hätte was man in Deutschland Profundität nennt; nie hatte er darnach gestrebt. Dafür aber besaß er eine genaue Kenntniß ihres verhältnißmäßigen Werths, in sofern dieser durch den Einfluß bestimmt wird, welchen sie auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft hat. Newton war in seinen Augen der größte Denker, den die letzten Jahrhunderte hervor gebracht haben, und ich habe ihn öfters über den

Unverſtand derer ſpotten gehört, welche keine Newtoniſche Philoſophie ſtatuiren, weil Newton kein Syſtem geſchaffen hat. In den Augen der Deutſchen, pflegte er zu ſagen, gilt nur derjenige als Denker, der im Stande iſt hundert andere Köpfe durch ein Syſtem zu verwirren; ſie haben keinen Begriff davon, daß jedes Genie über Syſtem hinweg iſt und die Syſteme Anderer wie jeden anderen Denkſtoff bearbeitet. Seine Lieblingswiſſenſchaften waren Aſtronomie und Geſchichte, ſo wie ſie von einigen vorzüglichen Köpfen iſt bearbeitet worden. Weltgeſchichte war ihm etwas ſehr Lächerliches. Er meinte, ſie hätte gleichen Werth mit den Erzählungen aus tauſend und einer Nacht, und wenn Geſchichte, ſo wie ſie einige Alten und drei bis vier Moderne bearbeitet hatten, die Kenntniß der moraliſchen Geſetze erleichtern könnte, ſo wäre jene höchſtens brauchbar, alte Kinder zu amüſiren. Er unterſchied hiſtoriſchen Stoff von Hiſtoriographie.

Die meiſten Geſchichtſchreiber, meinte er,

wären bloße Notizenkrämer und könnten vermöge ihrer Verhältnisse nicht füglich anders seyn. Jedes gute Geschichtswerk müsse, wie jedes andere Product der schönen Wissenschaften, eine Tendenz nach Freiheit haben und der Historiograph ein Republikaner durch Denkungsart seyn, wenn er es nicht durch Geburt wäre. Dies bewiese auch die Erfahrung, da alle Menschen ohne Ausnahme die geschichtlichen Werke der Griechen und Römer und einiger Neueren unter den Italienern und Engländern allen übrigen Werken in dieser Gattung vorzögen. — Übrigens kannte Biondini die Litteratur aller cultivirten Nationen. Während seines Aufenthalts in Italien, Frankreich und England hatte er mit den besten Köpfen unter diesen Nationen gelebt. Den Umgang deutscher Gelehrten schätzte er nicht. Ohne sie für Pedanten auszugeben, vermißte er die wahre Humanität in ihnen und behauptete, die wenigsten hätten einen Begriff von ihrem Beruf, und ließen sich durch eine kleinliche Furcht, oder durch eine noch kleinlichere

Eitelkeit abhalten, das zu seyn, was sie seyn sollten. Dies zeige sich, meinte er, sehr deutlich in der Litteratur der Deutschen, worin höchstens drei Schriften anzutreffen wären, welche im Strom der Zeit nicht untergehen würden.

Das erste Buch, welches er mit mir las, waren die persianischen Briefe Montesquieu's. Wir lasen länger daran, als man glauben sollte. Nichts, behauptete er, sei verderblicher als Vielleserei und es gäbe kein besseres Mittel sich geistreich zu lähmen, als von einem Buche zum andern überzugehen, ohne sich dabei ein anderes Ziel vorzusetzen, als seinen Geist in einer beständigen Spannung zu erhalten.

Je mehr ich Biondini kennen lernte, desto mehr wünschte ich über seine Schicksale belehrt zu werden. Jahr und Tag verstrich darüber, indem ich nicht das Herz hatte ihn darnach zu fragen. Endlich überraschte er mich freiwillig mit einer Erzählung seiner Begebenheiten. Ich gebe so viel davon wie-

der, als in meiner Zurückerinnerung geblieben ist.

»Man hält mich, sagte er, allgemein für einen Italiener. Ich bin es nicht; aber ich habe nie einen hinlänglichen Grund finden können, diesem Vorurtheil zu widersprechen. Ich spreche überhaupt ungern von mir selbst und wenn ich heute eine Ausnahme mache, so geschieht es, um dir keine Zweifel über mich übrig zu lassen.

Biondini heiß' ich, seitdem ich mich in Frankreich und England aufgehalten habe. In Italien selbst führte ich noch meinen wahren Namen, welcher de Vargas ist.

Meine Eltern waren Spanier; mein Geburtsort der Ocean. Zur Belohnung mannichfacher Verdienste wurde mein Vater als Adelantado nach Goa versetzt. Meine Mutter begleitete ihn dahin. Sie waren noch nicht lange verheirathet, und meine Mutter befand sich in dem siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, als die Reise vor sich ging. Schon näherte sich das Schiff dem Ort seiner Bestimmung, als ein

fürchterlicher Sturm, der es mit jedem Augenblick in den Abgrund zu versenken drohte, die Niederkunft meiner Mutter beschleunigte. Er schwieg nach einer sechsstündigen Wuth und die Freude meiner Eltern über mein Daseyn war so groß, daß wenn ein prophetischer Mund ihnen in diesem Augenblick vorher gesagt hätte, mein Leben würde die Wandelbarkeit des Elements annehmen, auf welchem ich geboren war, diese Weißagung schwerlich sehr viel Eingang würde gefunden haben.

Ich blieb ihr einziges Kind. Sie erzogen mich mit mehr Nachsicht, als Sorgfalt. Die Folgen dieser Erziehung wurden ihnen nicht eher fühlbar, als bis mein Temperament eine Stärke erhalten hatte, welche dem begangenen Fehler nicht mehr abzuhelfen erlaubte. Meine Wildheit nahm in eben dem Maaße zu, in welchem sich meine körperlichen Kräfte vermehrten. Bald kam es dahin, daß ich mich nur in den heftigsten Erschütterungen des Körpers und des Gemüths wohlbefand.

Vergeblich bemühte sich mein Vater meine Neigungen zu veredeln; vergebens entzog er mir die Mittel, die unedleren zu befriedigen: Ich blieb wie ich war und die Vorschüsse derjenigen, welche von dem Reichthum meines Vaters unterrichtet zu seyn glaubten, setzten mich über die Nothwendigkeit hinaus, zu ihm meine Zuflucht zu nehmen, wenn es darauf ankam, neue Fantasien durchzusetzen.

Dies sinnlose Leben dauerte bis in mein achtzehntes Jahr. In diesem Alter machte ich bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, dessen Schönheit mir um so mehr auffiel, je weniger ihr Geschlecht bisher ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit gewesen war. Felisinde war die Tochter eines reichen Spaniers in Goa und mit einer desto größeren Sorgfalt erzogen, da sie, nach der hergebrachten Sitte, keine Ansprüche auf das Vermögen ihrer Eltern hatte, so lang' ein Bruder vorhanden war, dem es oblag den Glanz der Familie zu erhalten; und ihr

folglich nichts anderes übrig blieb, als entweder in ein Kloster zu gehen, oder — mit einem mittelmäßigen Glück zufrieden —, die Gattin eines Mannes zu werden, welcher Uneigennützigkeit genug besaß, in ihrer Schönheit und in ihren Tugenden einen Ersatz für alle Reichthümer zu finden. Sie sehen und sie lieben war eins für mich. Alle meine übrigen Leidenschaften gingen in dieser unter.

Ich erklärte mich um so freimüthiger gegen meinen Vater, weil ich glaubte, daß die Tugend diesmal auf meiner Seite sey. Wie sehr erstaunte ich, als er in neue Vorwürfe über meine Unbesonnenheit ausbrach! Sie waren ernstlicher als je und zeigten mir allzudeutlich, wie sehr er darauf gerechnet hatte, daß ich durch eine reiche Heirath alle die Verluste wieder einbringen sollte, welche meine frühern Ausschweifungen nach sich gezogen hatten. Ich war indessen, theils vermöge meines Alters, theils auch vermöge meiner ganzen innern Constitution, sehr weit von jener Eigennützigkeit entfernt,

welche kein anderes Ziel erkennt, als den Besitz großer Summen; und eben deswegen sehr wenig aufgelegt dem Rath meines Vaters zu folgen, oder seinen Vorwürfen nachzugeben. Felisinden zu sehen, war mein einziges Glück, und von ihren Eltern in meinen Bewerbungen aufgemuntert, konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, meine Leidenschaft für sie zu befriedigen. Sie selbst sah in mir einen Erretter und erwiederte meine Liebe um so früher.

Mein Vater härmte sich über meine Thorheit. Schon seit längerer Zeit hinfällig, bedurfte er nur dieser neuen Kränkung, um an den Rand des Grabes gebracht zu werden. Mich zurückzubringen, mußte er verzweifeln; mich vordringen zu sehen, verabscheute er um so mehr, weil Felisindens Eltern von keinem alten Adel waren. Unter solchen Umständen blieb ihm nichts anderes übrig, als den Tod zu wünschen. Das Schicksal erfüllte seinen Wunsch und meine Mutter folgte ihm nach wenig Wochen ins Grab

Ich gestehe, daß mir dieser doppelte Verlust nicht sehr zu Herzen ging. Er machte mich frei und meine Freiheit war mir um so willkommner, weil meinen Bewerbungen um Felisindens Hand keine andere Schwierigkeiten im Wege zu stehen schienen. Das Einzige was mich kränkte war die Entdeckung, daß mein Vater nicht so reich war, als ich es geglaubt hatte. Kaum blieb mir so viel daß ich anständig mit Felisinden leben konnte. Dies hielt mich indessen nicht ab, mich öffentlich um ihre Hand zu bewerben, sobald es die Trauerzeit erlaubte. Ihre Eltern zogen sich nicht zurück und festgesetzt wurde der Tag, an welchem die Heirath vollzogen werden sollte.

Plötzlich starb Felisindens Bruder auf der Jagd. Dieser unerwartete Tod machte sie zu dem reichsten Mädchen in Goa. Es war zu befürchten, daß es mir nicht an Mitbewerbern fehlen würde, und die That zeigte nur zu bald, daß man mir mein Glück mißgönnte. Was mich dabei allein beruhigen konnte, war Felisinders Charakter;

aber hing sie nicht von ihren Eltern ab, so lange sie noch nicht die meinige war?

Unter meinen Nebenbulern war ein Anverwandter des Vicekönigs von Goa. Ein solcher Vicekönig herrscht unumschränkter, als alle Monarchen der Erde, weil sein Despotismus immer auf einen Entfernten zurückfällt, der ihn einsetzte und den die Entfernung selbst zu einem Gott erhebt. Die Folge davon ist, daß ihn ein jeder fürchtet und daß man seinen Wünschen entgegen kommt, ohne seine Befehle zu erwarten.

Kaum hatte er zu erkennen gegeben, daß es ihm lieb seyn würde, wenn sein Neffe Felisindens Hand erhielte, als ihre Eltern alle Bereitwilligkeit blicken ließen, die er nur erwarten konnte.

Mir erklärten sie ohne Umstände, daß sie genöthigt wären, ihr Wort zurück zu nehmen, weil sie sonst Gefahr liefen, Alles zu verlieren. Was sie hinzufügten, um mich über den Verlust ihrer Tochter zu beruhigen, entsprach ihrer Absicht so wenig, daß ich

nur noch mehr erbittert wurde. Ich zog mich indeſſen zurück, um abzuwarten, wie ſich Feliſinde in dieſem Kampf der Liebe mit der Macht betragen würde.

Sie ſuchte mich auf, nachdem ſie mich einige Tage nicht geſehen hatte. »Wenn »du mich verlaſſen willſt ſagte ſie, ſo bleibt »mir freilich nichts anderes übrig als die »Forderungen meiner Eltern zu erfüllen; »kann ich aber auf deinen Beiſtand rechnen, »ſo ſoll mich nichts abhalten, mich, ſelbſt »mit Gefahr meiner Ehre und meines Le»bens, aus den Armen des Verhaßten los »zu kaufen, den ich ſchon um deswillen ver»abſcheue, weil er keine früheren Rechte ach»tet. Sprich mein Urtheil; aber bedenke, »daß es noch ein Mittel giebt« — .

Ich errieth es aus der Schamröthe, welche ihr Geſicht bei dieſen Worten überzog.

Seit dieſer Zuſammenkunft führte mich eine treue Sklavin jede Nacht in Feliſindens Schlafzimmer; und ſchon glaubten wir unſeren Zweck erreicht zu haben, und ſchon machte ſich Feliſinde auf das Geſtändniß

ihrer Schuld gefaßt, als wir von dem Gipfel des Glücks und unserer Hofnungen für immer herabgestürzt wurden.

Indem ich Felisinden mit Tagesanbruch verließ, wurde ich von einem Wüthenden angefallen, der mich auf der Stelle durchbohren wollte. Glücklicherweise war ich nicht unbewaffnet; und kaum hatte ich den Neffen des Vicekönigs entdeckt, als meine Wuth der seinigen gleich wurde. Einer von uns mußte bleiben. Er war es.

Verheimlichen ließ sich dieser Mord nicht; und wenn es auch möglich gewesen wäre — so würde das Gefühl der gerechten Sache es mir verboten haben. Ich zeigte ihn selbst an, in dem festen Vertrauen, daß diese Anzeige einen Theil meiner Rechtfertigung enthielte.

Alle Billigdenkende sprachen mich frei; aber meine Richter fühlten die unseelige Verbindlichkeit, in einer Sache, welche den Vicekönig so nahe anging, mit einer unerhörten Schärfe zu verfahren. Ich wurde, als es nach vielen Untersuchungen, wobei

man sich alle Mühe gab, eine an und für sich sehr einfache Sache verwickelt zu machen, zum Spruch kam, zu einem ewigen Gefängniß verdammt und die Confiscation meines Vermögens verstand sich von selbst. Glücklicherweise hatte ich die Vorsicht gehabt, den besten Theil desselben, welcher in Kostbarkeiten bestand, Felisinden vor meiner Verhaftnehmung auszuliefern; Dennoch aber glaubte ich meinen Verstand zu verlieren, als mir dieser Spruch mitgetheilt wurde.

Mein Unglück hatte indeß noch nicht den Gipfel erreicht. Wie leicht konnte der Vicekönig versetzt werden? Wie leicht konnte es Felisindens Eltern gelingen, mich dem Kerker zu entreissen, um die Ehre ihrer Tochter zu retten? Mit einem Wort: Ich hoffte noch, als mir dieser letzte Trost durch einen Brief von Felisindens Hand entrissen wurde, worin sie mir meldete, daß die Vermuthung einer Schwangerschaft zur Gewißheit geworden wäre, und daß ihre Eltern beschlossen hätten nach Spanien zu-

rück zu kehren, um der Schande zu entgehen, welche ihnen durch die Bekanntwerdung ihres Unfalls zu Theil werden würde.

Dies war mehr als ich ertragen konnte. Ich unterlag. Ein hitziges Fieber drohte meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. Ich wünschte mit allen noch übrigen Kräften in ines Herzens, daß es geschehen möchte. Das Schicksal wollte indessen, daß ich ohne alle andere Heilmittel, als welche in meiner ungeschwächten Constitution lagen, genesen sollte. Die Kraftlosigkeit, welche mir zurück blieb, paßte zu der Beschränkung, in welcher ich lebte. Abgeschnitten von allem Umgang hörte ich auf, meine Hofnungen länger zu verfolgen und versank darüber in eine Dumpfheit, die sich nur im Kerker findet.

Dieser Zustand erregte das Mitleid eines Geistlichen, welcher mich während meiner Krankheit besucht hatte. Er fing an mich darauf aufmerksam zu machen, daß keine Lage so schlimm sey, daß man sie sich nicht sollte versüßen können, wenn man den

Willen

Willen dazu hätte. Abgesondert von den Lebendigen, sagte er, dürfen Sie noch immer mit den Todten leben und eine kurze Erfahrung wird Ihnen zeigen, daß dieser Umgang nicht der schlechteste ist. Fangen Sie an sich zu unterrichten. Ich will für die Mittel sorgen.

Er brachte mir die Werke des Juan Mariana. Ich las sie mit Entzücken. Sie interessirten mich durch ihren Inhalt; aber noch weit mehr durch den Geist der Freiheit, welcher darin wehet. Ich sprach darüber mit meinem Freunde und erfuhr von ihm, daß es nie einen edleren Jesuiten gegeben habe, als diesen Juan Mariana, und daß man ihm seine Freimüthigkeit um so mehr als ein Verdienst anrechnen müsse, weil er außer dem größten Despoten noch seinen eigenen Orden zu fürchten gehabt hätte. Er gab mir, als ich mit dieser Lectüre zu Ende gekommen war, noch einige andere von den älteren spanischen Geschichtschreibern, aber den Mendoza etwa ausgenommen, mißfielen mir alle wegen des Geistes

der Knechtschaft, welcher aus ihnen spricht. Ich fing jetzt an, mich mit den Dichtern bekannt zu machen und fand die meisten unter ihnen entzückend. Mein Lehrer der sie beinah auswendig wußte, lehrte mich die besseren von den schlechteren unterscheiden, und damit noch nicht zufrieden, lehrte er mich sogar ihre Werke nachahmen. Um aber meinem Geist einen noch höheren Schwung zu geben und mir dadurch die Einsamkeit meines Gefängnisses noch erträglicher zu machen, beredete er mich die Sprache der alten Römer zu erlernen. Er selbst schätzte unter ihren Schriftstellern keinen höher als den Seneca. Sein Enthusiasmus ging so sehr in mich über, daß ich ihn unaufhörlich las; und ob ich gleich jetzt weit entfernt bin, ihm die Göttlichkeit zuzuschreiben, welche ich damals in ihm fand; so muß ich doch gestehen, daß von allen Schriftstellern die ich jemals gelesen habe, keiner so bestimmte Spuren in mir zurück gelassen hat — unstreitig weil seine Werke diejenige Farbe trugen, welche meiner dama-

ligen Art zu leben, die angemessenste war. Der Geistliche unterrichtete mich noch im Griechischen; aber so wichtig mir auch die Werke dieser ersten aller Denker in der Folge geworden sind, so konnte ich ihnen doch in den Gefängnissen von Goa kein Interesse abgewinnen, welches stark genug gewesen wäre, eine mehr als gewöhnliche Liebhaberei hervor zu bringen.

Sechs Jahre verstrichen auf diese Weise. Der erste Vicekönig war gestorben und zwei andere nach und nach an seine Stelle getreten; aber in meinem Schicksal war keine andere Veränderung vorgegangen, als daß ich in den Höfen des Gefängnisses von Zeit zu Zeit an die frische Luft gebracht wurde; eine Vergünstigung, welche ich der Fürsprache meines Freundes verdankte.

Ganz unerwartet öffneten sich endlich im siebenten Jahr meiner Gefangenschaft die Thüren meines Kerkers; und indem man mich für frei erklärte, übergab man mir zugleich einen Brief von Felisinden, worin sie mir den Tod ihrer Eltern anzeigte, mir das

Kloster nannte, dem sie meine Kostbarkeiten anvertraut hatte, und mich bat, auf den Flügeln der Liebe nach Madrid zu kommen, wo sie mit aller Zärtlichkeit einer liebenden Gattin auf mich wartete. Sie meldete mir noch, daß, ob sie gleich von dem ersten Augenblick ihrer Zurückkunft an nicht aufgehört habe, meine Befreiung zu sollicitiren, es ihr nicht früher damit habe gelingen wollen.

Ich fühlte, indem ich diesen Brief las, daß ich noch ein Herz für die Lebendigen hatte. Thränen des Danks flossen Felisinden, welche mir als ein überirdisches Wesen erschien, mehr werth als aller Geist und alles Gefühl, das ich in den Werken längst verstorbener Schriftsteller gefunden hatte.

Taumelnd vor Freude verließ ich meinen Kerker. Meine Kostbarkeiten wurden mir redlich eingehändigt. Der Abschied von meinem Freunde kostete meinem Herzen etwas; aber winkte mir nicht Felisinde? Was ich zu meiner Abreise gebrauchte, war bald zusammen gebracht. Die Stunde der Abfahrt

schlug und von allen, welche jemals von Goa nach Spanien zurückgekehrt waren, war ich vielleicht der Glücklichste. Felisinden wieder zu sehen — einen Sohn zu umarmen, der bereits ein Alter von sechs Jahren zurück gelegt hatte — in ein Land zu kommen wo ich hoffen durfte, meine Geistesbedürfnisse ohne alle Schwierigkeiten zu befriedigen und meinen Durst nach Wissenschaften zu löschen — Dies alles erfüllte mich mit stillem Entzücken, indeß ich jedes Hinderniß verwünschte und die Winde unsere Seegel nicht lebhaft genug schwellen konnten.

Ich suchte die Unterhaltung nicht; aber da meine Geschichte vor unserer Abreise bekannt geworden war, so drängten sich Alle zu mir. Sie gaben mir ohne Ausnahme ihr Bedauern zu erkennen; aber gefühlvoller als die Übrigen schloß mich der Schifscapitain in seine Arme, indem er mich bat, mein Unglück zu vergessen.

Diese Theilnahme rührte mich. Ein kurzer Umgang zeigte mir, daß er ein Mann von Kenntnissen war.

Dies zog mich selbst an ihn; wir brachten den größten Theil der Zeit zusammen in seiner Cajüte zu. Eines Abends standen wir zusammen auf dem Verdeck. Die Nacht brach mit ihrer ganzen Herrlichkeit ein. Der Mond schien so hell auf das Meer herab, daß man in flüssigen Smaragd zu blicken glaubte. Jeder Stern war sichtbar und das Universum unsern Augen aufgeschlossen. Ich sprach mit Entzücken von den Welten über uns — Plötzlich fühlte ich mich umfaßt und eh' ich begreifen konnte, was dies auf sich habe, in die Wogen geworfen.

Meine Schwere hatte mich kaum auf die Oberfläche zurückgeführt, als ich, so gut es das Geräusch der Wellen erlaubte, einen Aufruhr im Schiffe vernahm, welcher meine Rettung zur Absicht hatte. Man warf mir bald darauf Taue und Balken nach, aber vergeblich. Der Wind bließ allzu lebhaft in die Seegel; so daß das ganze Schiff aus meinen Augen verschwunden war, eh' ich einen von diesen Balken erreichen konnte.

Ich hatte in meinen früheren Jahren schwimmen gelernt. Kämpfend mit den Wogen näherte ich mich dem größten unter den Balken. Er war stark genug mich zu tragen, wenn es mir gelang seine Mitte zu fassen. Ich strengte meine letzten Kräfte an und schwang mich herauf. Den Kerkern von Goa entronnen, wollte ich auch in der augenscheinlichsten Gefahr nicht verzweifeln und überließ mich daher der Führung des Schicksals mit all der Fassung, welche meine Lage mit sich brachte.

Was den Schifscapitain bewogen haben konnte, so mit mir zu verfahren, war mir unbegreiflich. Hatte er geheime Aufträge dazu von der Regierung zu Goa? War es ihm um meine Kostbarkeiten zu thun? Nur eins von beiden konnte statt finden und beides schien mir der Verstellung nicht werth zu seyn, welche er gegen mich angenommen hatte.

Nach ungefähr acht Stunden trieb ich an eine Insel an. Es war mit Aufgang der Sonne. Der Wind weh'te lebhafter

Ich kämpfte lange in der Brandung und meine Kräfte fingen an mich zu verlassen, als ich durch eine stärkere Welle ans Land geworfen wurde. Ich kroch einige Schritte weiter hinauf und kaum hatte ich mich ermüdet in den Sand gelegt, den das Meer ausgeworfen hatte, als ich einschlief.

Die Sonnenhitze und ein nagender Hunger weckten mich. Ich stand auf, um eine Hütte zu suchen; aber die Insel war unbewohnt von Menschen und schien von der Natur nur für die Seevögel bestimmt zu seyn, welche hier in so großer Anzahl vorhanden waren, daß ich bei jedem Tritt auf ihre Nester stieß. Sie reichten mir meine erste Nahrung. Wurzeln waren meine Abwechselung. Vor Sturm und Regen schützte mich eine Hütte, so gut ich sie ohne alle Werkzeuge aus Baumzweigen, trocknem Gras und Moos erbauen konnte. Schon dachte ich darauf, mir Vorräthe zu sammeln.

Eines Abends stand ich am Ufer und sah gedankenlos in die Wellen, als ich, indem ich die Augen aufschlug, an der äußer-

ſten Gränze des Horizonts einen Gegenſtand wahrnahm, welcher einer dunklen Wolke nicht unähnlich ſah und doch zu viel Conſiſtenz zu haben ſchien, um nicht etwas mehr zu ſeyn. Ein lebhafter Wind führte ihn immer näher und näher, bis es nach wenigen Minuten entſchieden war, daß es ein Schiff mit vollen Seegeln ſey. Es trieb der Inſel zu. Mein Herz ſchlug vor Ungeduld und Furcht als man in einiger Entfernung ankerte und Böte ausſetzte. Ich hatte zu viel Unangenehmes von der menſchlichen Geſellſchaft erfahren, um nicht mißtrauiſch zu ſeyn. Schon war ich im Begriff zu entfliehen, als man mir durch die Zeichen der Freundſchaft zuwinkte, daß ich bleiben möchte. Ein Theil der Mannſchaft ſtieg ans Ufer. Man redete mich in einer Sprache an, die ich nicht verſtand, ob ich gleich an den einzelnen Tönen unterſchied, daß es holländiſch war. Bekanntlich reden die Holländer, welche jene Gegenden befahren, faſt allgemein portugieſiſch. In dieſer Sprache verſtändigten wir uns. Meine

Geschichte rührte sie. Ich zeigte ihnen die Quellen wo sie frisches Wasser einnehmen konnten und Dankbarkeit und Mitleid bewogen sie mich an Bord zu nehmen.

Ein günstiger Wind beflügelte unsere Farth. Nach wenig Wochen befand ich mich im Haag. Ein Schiff nach Spanien bestimmt, lag segelfertig. Mein alter Schiffscapitain versagte mir die Empfehlung nicht, um welche ich ihn bat und auf der Stelle schiffte ich mich nach Cadix ein.

Ich kam wohlbehalten an. Lauter als jemals schlug mein Herz, indem ich das Land begrüßte, wo ich Felisinden wieder sehen sollte. Ich eilte stehendes Fußes nach der Hauptstadt.

Ich erfragte sie bald; aber wie sehr war ich von neuem in meinen Hofnungen betrogen!

Voll Ungeduld hatte sie meine Ankunft erwartet und war auf die Nachricht von meinem Tode in ein Kloster gegangen.

Dies war die erste Auskunft die ich erhielt.

Den Trost sie wieder zu sehen konnte ich

mir wenigſtens nicht verſagen. Wie erſtaunte ſie als ſie mich erblickte! Gott! rief ſie aus, wie ſehr hab' ich mich übereilt! Ein Strom von heißen Thränen folgte dieſem Ausruf. Sie erzählte mir hierauf, daß der Tod unſeres Sohnes ſie an den Rand des Grabes gebracht habe. Kaum geneſen, hätte ſie erfahren, daß ich auf meiner Fahrt nach Spanien durch eigene Unvorſichtigkeit ein Raub der Wellen geworden wäre. Mehr zu ertragen, wäre ihr ſtarkes Herz zu ſchwach geweſen. Auf der Stelle hätte ſie beſchloſſen der Welt zu entſagen und in ein Kloſter zu gehen. Ihre Aufnahme hätte um ſo weniger Schwierigkeiten gefunden, da ſie ſich anheiſchig gemacht habe, ihr ganzes baares Vermögen dem Kloſter zu vermachen. Seit vierzehn Tagen hätte ſie das Gelübde abgelegt.

Unſere Thränen floſſen gegenſeitig. So iſt alſo auch die letzte Hofnung eines beſſeren Glücks dahin? rief ich aus, indem ich die Lippen zuſammen drückte.

Dein Schmerz iſt gerecht, erwiderte Feli-

finde; aber wer ging jemals aus dem Kampf mit dem Verhängniß als Sieger davon? Laß uns ertragen, mein Freund, was nicht mehr zu ändern ist — Deine und meine Ruhe erfordert, fuhr sie fort — daß du nicht in Spanien bleibest. Da es nicht dein Vaterland ist, so kann es dir gleichgültig seyn, wo du lebst. Billig ist, daß ich dir die Leiden vergüte, die du um meinetwillen ertragen hast. Über mein baares Vermögen kann ich freilich nicht mehr gebieten; aber an Kostbarkeiten ist mir genug übrig geblieben, um dir ein unabhängiges Leben zu sichern, wo du auch für gut finden magst zu existiren. Kine Einwendungen! Du beförderst mein Glück, indem du mich von einer Last befreiest und bist du nicht der Erbe deines Sohnes?

Ich war entschlossen ihrem Beispiele zu folgen; aber sie war durchaus dagegen, indem sie mir betheuerte, daß der Kerker von Goa Vorzüge vor jedem Kloster, selbst das beste nicht ausgenommen, haben müsse.

Eh' ich Spanien verließ, wollte ich den

verrätherischen Schiffscapitain aufsuchen, der sich meiner Kostbarkeiten bemächtigt hatte. Aber auch dagegen war Zeitsinde, indem sie meinte, er werde seinem Schicksale nicht entgehen.

Kurz ich mußte ihre Kostbarkeiten annehmen und Spanien verlassen.

Ich begab mich zuerst nach Genua und durchreiste von hier aus in einem Zeitraum von ungefähr acht Jahren Italien, Frankreich und England. Vor fünf Jahren kam ich hier an, herbeigelockt von dem Ruf des größten Monarchen. Die Bitterkeit hat sich aus meinem Herzen verloren, seitdem ich keine Ansprüche mache; und nachdem ich erfahren habe, daß sich der Mensch durch keine enge Bande an Menschen knüpfen darf, ohne die größten Störungen seines Glücks befürchten zu müssen, sind alle meine Verbindungen von der Beschaffenheit, daß ich sie jeden Augenblick zerreissen kann, ohne mir wehe zu thun. Die Menschen schätz' ich nur nach dem Maaß ihres Verstandes, denn dieser bestimmt zuletzt ihre

Moralität, welche nichts anderes ist als Eigennutz auf edlere oder unedlere Gegenstände gerichtet und nur durch den Verstand auf edlere geleitet werden kann. Unter Verstand selbst versteh' ich intellectuelle Bildung als Resultat der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Wer diese Bildung nicht hat ist in meinen Augen nothwendig gemein, er stehe so hoch er wolle und genieße welche Vorzüge er wolle in der Gesellschaft.

Diese Erzählung löst'e mir alle Räthsel und gab meinen Gesinnungen für Biondini eine Innigkeit, welche alle seine Verdienste um mich nicht hätten bewirken können.

In unseren Unterhaltungen war häufig die Rede von der Litteratur der Spanier gewesen. Die Entdeckung, daß Biondini ein geborner Spanier sey, flößte mir den Wunsch ein, sie näher kennen zu lernen. Er war bereit ihn zu befriedigen und der Anfang wurde bald darauf gemacht. Gleich in der ersten halben Stunde erstaunte Biondini über die Biegsamkeit meiner Organe.

Mir ſelbſt kam es vor, als hätt' ich dieſe harmoniſchen Laute in meinem Leben ſchon oft gehört; die Wiederholung derſelben war mit einem ſo großen Vergnügen für mich verbunden, daß mir wie dem Schwimmer zu Muthe war, der nachdem er lange des Elements entbehrt hat, worin er ſich ſo gern bewegt, an einem ſchwülen Sommertage ganz unerwartet an einen Bach geräth, der ſeine Silberfluthen über den reinſten Kies dahin wälzet. Eben ſo leicht als die Ausſprache, wurde mir das Verſtehen. Biondini fragte mich einmal über das andere, ob ich jemals Spaniſch gelernt habe und auf mein unter vielen Betheurungen wiederholtes Nein! ſchüttelte er bedächtig den Kopf und meinte, hier ſey mehr im Spiel als bloße Gelehrigkeit. Nach ungefähr ſechs Wochen ſprach ich Biondini's Mutterſprache — freilich nicht ſo vollkommen als er ſelbſt aber doch mit einer Geläufigkeit, welche ihn in Erſtaunen ſetzte.

Auffallend war es für mich, daß Biondini anfing mich nach dieſer Entdeckung mit

Rücksichten zu behandeln, welche ganz dazu gemacht waren mich über das, was ich bisher gewesen war, zu erheben und mir einen gewissen Stolz einzuflößen. Er sprach sogar über meinen Standpunkt in der Gesellschaft als niedrig. Ich verstand dies aber um so weniger, da ich den Grund meiner Gelehrigkeit nur in meinen Fähigkeiten fand und durchaus nicht begreifen konnte, wie ein Mann von Biondini's Genie darauf einen so unverhältnißmäßigen Werth legen konnte.

Er fing an, mich in Gesellschaften einzuführen. Eine der ersten Bekanntschaften, welche ich machte, war die des spanischen Gesandten. Biondini stellte mich ihm als einen jungen Mann von guten Kenntnissen vor; aber der Empfang und die ganze Behandlung des Gesandten bewies, daß ich ihm unter irgend einem anderen Titel noch dringender empfohlen seyn mußte. Etwas Aehnliches widerfuhr mir in allen Gesellschaften, wohin er mich führte. Die interessanteste Bekanntschaft indessen war die der

Gräfin

Gräfin von St. Michel. Sie war Biondini's vertrauteste Freundin. Ich zeichne sie hier, wie ich sie während meines Aufenthalts in der Hauptstadt kennen gelernt habe. Mehr klein, als groß, sehr fein gebaut und graziös in allen ihren Bewegungen, zog sie die Blicke der Männer selbst in Gegenwart der schönsten Junonen auf sich. Ihr Auge war eben so sehr ein Spiegel des Geistes, als des Gefühls und die dunkelblaue Farbe desselben kündigte Character an. Aus ihrer ganzen Miene ging eine gewisse Keckheit hervor, welche sehr deutlich sagte, daß sie im Stande sey, dem Vorurtheil zu trotzen. Geputzt war sie nie und nicht jede neue Mode war für sie vorhanden; aber sicher konnte man darauf rechnen, sie geschmackvoll angezogen zu sehen. In einem Alter von funfzehn Jahren verheirathet, hatte sie sich im siebzehnten mit Aufopferung eines bedeutenden Theils ihres Vermögens wieder scheiden lassen. Sie selbst versicherte ihren Freunden nie geliebt zu haben, aber man brauchte sie nur einen

halben Tag gesehen zu haben, um es auch ohne Versicherung zu glauben. In früheren Jahren hatte sie viel gelesen und der Schatz von Kenntnissen, welchen sie sich gesammlet hatte, war groß genug, um den gewöhnlichen Kenner in Erstaunen zu setzen; aber seit mehreren Jahren las sie gar nicht mehr und versicherte, daß, den Almanach ausgenommen, kein einziges Buch auf ihrem Etat stände. Den Umgang mit Weibern liebte sie nicht, weil sie, wie sie sagte, zu breit wären. Aus eben diesem Grunde floh sie die meisten Männer. Nur mit sehr wenigen unterhielt sie sich und eine solche Unterhaltung war ganz dazu geeignet, den Unterschied zwischen Gespräch und Dialog zu zeigen; ein Ungebildeter konnte dabei gegenwärtig seyn, ohne das Mindeste von dem Zusammenhange zu verstehen. Das größte Glück ihres Lebens fand sie in Vielgeschäftigkeit — nicht für sich, sondern für ihre Freunde oder Bekannten. Außerdem beschäftigte sich ihre Liebhaberei für die bildenden Künste. Die Freuden der Tafel

kannte sie nicht. Sie sagte oft, sie hätte den ihrem sechzehnten Jahre an gewünscht, das Restaurationsgeschäft mit einem, einzigen Bissen oder Schluck für den ganzen Tag abmachen zu können. Mit Biondini ging sie sehr vertraut um. Ihre Geister schienen sich unmittelbar zu berühren; denn ihre Unterhaltungen waren höchst einfältig und für denjenigen, welcher mit beiden nicht gleich vertraut war, durchaus unverständlich.

Der Umgang mit Biondini, der Gräfin von St. Michel (welche ich der Kürze wegen Clara nennen werde, weil Biondini sie so zu nennen gewohnt war) dem spanischen Gesandten und einigen anderen Personen wirkte ganz anders auf mein Inneres zurück, als der frühere mit ungebildeten Jünglingen meines Alters. Je mehr ich mich dadurch gehoben fühlte, desto mehr nahm ich mich zusammen, um der guten Meinung würdig zu werden, welche man auf Biondini's Credit von mir hatte oder zu haben vorgab. Dieser hatte mich so sehr in seiner Gewalt, daß es offenbar nur

von ihm abhing, was er aus mir machen wollte. Was aber auch seine Absichten mit mir seyn mochten, nie legte er es darauf an Heloisens Bild aus meinem Herzen zu verdrängen; er rief es vielmehr dahin zurück, so oft er es für nöthig hielt und munterte mich auf an sie zu schreiben, wenn er glauben konnte, daß es in längerer Zeit nicht geschehen war.

Ganz unerwartet meldete mir Heloise ihre baldige Ankunft in der Hauptstadt. Die Kränklichkeit ihrer Mutter, schrieb sie mir, habe endlich den Abscheu ihres Vaters vor jenem geschäftigen Müssiggang überwunden, der in großen Städten herrschen sollte. Den ganzen Winter würden sie sich in B . . . aufhalten. Ein Nebenzweck der Reise wäre die Vollendung ihrer Ausbildung. Sie freute sich auf die Bekanntschaft der Gräfin von St. Michel und Biondini's, von welchen sie ihren Eltern nichts gesagt hätte, um sich nicht verdächtig zu machen.

Mit Ungeduld erwartete ich ihre Ankunft. Sie verzögerte sich nicht lange. Heloise

zeigte sie mir in einem Billet an, worin sie mich bat, nicht eher zu ihr zu kommen, als bis sie mir einen Wink geben würde. Die Gesinnungen ihres Vaters, schrieb sie, wären, nach allen Beobachtungen, welche sie darüber zu machen Gelegenheit gehabt hätte, unverändert dieselben; aber die Vorurtheile ihrer Mutter dauerten noch immer fort und ihre Kränklichkeit mache sie noch zäher. Alles würde verloren seyn, wenn wir das Mindeste übereilten.

Als Biondini diesen Brief gelesen hatte, sagte er: Heloise hat Recht; aber laß den Muth nicht sinken. Du sollst sie in wenig Tagen wiedersehen.

Eine glühende Umarmung belohnte ihn für dieses Wort.

Den folgenden Tag erzählte er mir, daß er Heloisens Bekanntschaft gemacht habe; und, um tausend Fragen zuvor zu kommen, welche schon auf meinen Lippen brannten, sagte er ganz kurz und trocken: Er sey mit der Wahl meines Herzens zufrieden.

Aber wann werde ich sie wieder sehen, theurer Biondini?

Die Stunde, antwortete er, kann ich nicht bestimmen; aber es bleibt dabei, daß es nicht mehr lange dauern soll.

Als ich hierauf wieder zu ihm kam, beklagte er sich über Kopfschmerzen und bat mich, ihn auf einen Spaziergang zu begleiten.

Wir gingen. Trotz seiner Kopfschmerzen war seine Unterhaltung sehr lebhaft. Eine Frage drängte die andere und alle waren von der Art, daß sie mich, ich weiß selbst nicht in welche Regionen führten.

Nachdem er mich auf diese Weise umgetrieben hatte, stand er ermüdet vor einer Villa still und fragte, wie sie mir gefiele?

Sie ist im Geschmack der italienischen, antwortete ich; schön genug, um das Auge anzuziehen; aber auch einsam genug um das Herz von sich abzuschrecken. Ich kann im Herbst keine Villa sehen, ohne zu frieren, so wie ich in den heißen Tagen des Junius und Julius vor keiner vorüber gehen kann,

ohne in ihre kühlen Zimmer zu treten zu wünschen.

Biondini trat näher. Ich folgte, indem ich Anfangs glaubte, daß es ihm blos um einen besseren Standort zu thun sey. Vor der Thür stehend, zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öfnete sie und schritt so unbefangen hinein, als ob sie sein Eigenthum wäre.

Daß Sie eine Villa besitzen, Biondini, hab' ich bisher noch nicht gewußt. Warum besuchen Sie sie so selten?

»Sie gehört nicht mir: sondern der Gräfin. Ich habe indessen die Erlaubniß sie zu besuchen, so oft ich will und heute soll ich vollens etwas nachsehen.« —

Wir giengen durch mehrere Zimmer. Biondini verweilte in jedem. In der Bibliothek hielt er sich so lange auf, als wollte er jedes Buch nachsehen. Wir kamen in einen großen Saal. Er staunte die Arabesken an. Ich wußte nicht was ich denken sollte.

Mit einmal hörte ich in dem nahen

türkischen Zimmer Heloisens Stimme. Biondini küssen, die Thür aufreissen, mich zu Heloisens Füssen werfen, war Eins.

Heloise war nicht minder betroffen als ich. Wie Biondini mit mir verfahren war, eben so hatte die Gräfin Heloisen mitgespielt. Beide hatten verabredet, uns auf eine unerwartete Art zusammen zu führen und nur zu gut war es ihnen gelungen.

In einer stummen Umarmung drückten wir uns einander ans Herz. Heloise weinte im Übermaaß der Empfindung. Endlich! Endlich! riefen wir beide.

Es begegnete uns, was niemals auszubleiben pflegt, wenn das Herz voll ist. So viel wir uns zu sagen hatten, so wenig brachten wir zu Worten. Wir sahen einander an, blickten überglücklich auf Biondini und die Gräfin hin, umarmten beide, fingen von tausend Dingen zu sprechen an, unterbrachen uns immer wieder und mußten nur allzubald hören, daß Clara auf eine Trennung drang.

»Ich habe, sagte sie, Heloisen zur be-

ſtimmten Zeit zurück zu bringen verſprochen und muß Wort halten, weil ich das Vertrauen, das ihre Mutter in mich ſetzt, nicht mißbrauchen darf; am wenigſten nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft als die unſrige iſt.«

Sie eilte mit ihr fort und wir begleiteten ſie in den Wagen.

Auf dem Rückweg ſagte mir Biondini, daß die Gräfin eine entfernte Anverwandte der Lichtenhanſchen Familie ſey; daß ſie vor einigen Tagen Heloiſens und ihrer Mutter Bekanntſchaft gemacht und beide für ſich eingenommen habe; daß ſich die Mutter glücklich ſchätze ihre Tochter in einer ſo vollkommnen Schule zu wiſſen, als die der Gräfin wäre und daß wir uns ohne große Schwierigkeiten öfter wieder ſehen könnten, wenn wir uns ſeiner und der Gräfin Leitung anvertrauen wollten.

Seit dieſer Zeit ſah ich Heloiſen öfters wieder; aber niemals, wenn ich es am meiſten wünſchte. Es war, als ob Biondini es recht gefliſſentlich darauf anlegte, mir zu erkennen zu geben, daß mir ihr Beſitz nichts

weniger als gesichert sey, wiewol er kein Wort darüber sprach. Bisweilen glaubte ich, er führe mich zu ihr; aber wenn ich es am meisten glaubte, hatte ich mich gewiß betrogen. Er selbst sah sie alle Tage, entweder in der Wohnung ihrer Eltern, oder bei der Gräfin, oder in irgend einer Gesellschaft. Alle Briefe welche ich von ihr erhielt, bekam ich durch ihn; aber nur sehr selten hatte er die Güte die Bestellung der meinigen zu übernehmen. Er war ein so vollendeter Kenner des menschlichen Herzens, daß er mir den einen, oder den anderen versiegelten Brief, womit ich ihn behelligen wollte, mit der Bemerkung zurück gab, daß der Inhalt der Mühe nicht werth sey. Rechnen konnt' ich darauf, daß er keinen annahm, der unmittelbar nach einer Zusammenkunft mit Heloisen geschrieben war. Wozu der Nachschmaus? pflegte er zu sagen; nur Ekel kann er erregen, da das Herz der Geliebten unendlich mehr Stoff bearbeitet, als er zu liefern im Stande ist. Alles, fügte er hinzu, was aus dem Herzen

durch die Hand in die Feder dringen muß, kann seiner ganzen Natur nach nicht anders als schwach seyn, und Liebende die häufig an einander schreiben, thun im Grunde nichts anders damit, als daß sie ihre Leidenschaft in die Gränzen der Vernunft zwängen und sie dadurch schwächen.

Mit Heloisen verfuhr er weniger streng. Sie durfte an mich schreiben, so oft sie wollte und ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er mir einen ihrer Briefe untergeschlagen hätte, so lang' er die Besorgung derselben übernommen hatte.

Seit mehreren Tagen hatte ich Heloisen nicht gesehen und meine Ungeduld war aufs höchste gestiegen, als Biondini zu mir kam.

»Ich habe seit zwei Tagen den Auftrag, sagte er, »dich zu einem Ball einzuladen »und erst diesen Nachmittag hab ich mich »daran zurück erinnert. Mein Wagen »steht vor der Thür. Ziehe dich so geschwind »als möglich an. Unstreitig werden wir »Heloisen auch da finden.

Und wenn das nicht der Fall ist? fragte ich.

»So fahren wir deſto früher zu Hauſe.«

Nach einer halben Stunde waren wir, Dank ſey es meinem einfachen Anzuge, an Ort und Stelle. Der Ball hatte bereits ſeinen Anfang genommen und Heloiſe ſprang mir vor allen übrigen Tänzerinnen in die Augen. Meine Freude, ſie hier zu finden, glich dem Verlangen, welches ich fühlte, ſie nach einer ſo langen Trennung wieder zu ſehen. Denn ſeit ihrem Aufenthalt in der Hauptſtadt, oder vielmehr ſeit unſerer erſten Zuſammenkunft in Clara's Villa hatten ſich meine Maaßſtäbe ſehr verändert; ein Zeitraum von einigen Tagen war mir jetzt ein Jahrzehnd.

Heloiſe gab mir nicht nur zu verſtehen, daß ich ihr in dieſer Geſellſchaft willkommen war, ſondern forderte mich auch, ſo viel es durch Blicke und unmerkliche Zeichen geſchehen konnte, auf, mit ihr zu tanzen.

Sonderbar war es, daß ich die Abneigung von dieſer Art von Beluſtigung nie ſtärker gefühlt hatte, als an dieſem Tage,

wo sie gerade am unnatürlichsten war; Erscheinungen der Art kommen indessen so häufig vor, wenn man sich selbst zu beobachten gewohnt ist, daß, wenn sie sich auch nicht hinlänglich erklären lassen, sie durch die Einrichtung unserer Natur genug gerechtfertigt sind. Vielleicht hatte die gegenwärtige keinen anderen Grund, als daß ich nach einer so langen Entbehrung nach anderen Genüssen schmachtete; vielleicht auch, daß ich es, nach meiner damaligen Art zu empfinden, für eine Entheiligung hielt, mich mit Heloisen in Gegenwart von so vielen fremden Personen im Tanze umzudrehen. Dem sey wie ihm wolle, Heloisens Aufforderungen vermochten so wenig über meine Abneigung, daß ich mich weit lieber in eine Ecke drückte, den Tanzenden zuzusehen. Die Langeweile welche ich dabei empfand, wurde bald so drückend, daß ich Biondini bat mir mir zurück zu fahren; dieser entschuldigte sich indessen damit, daß er die Gräfin abwarten müsse, welche erst nach einer Stunde erscheinen würde.

Während ich von den Uebrigen abgesondert da stand, dem Schauspiel zuzusehen, welches in immer abwechselnden Gestalten vor mir auf und nieder schwebte konnte es mir nicht entgehen, daß ein junger Mann sich zu Heloisen drängte und sie wie belästigert hielt. Seine Figur war ohne allen Widerspruch eine der interessantesten, die man sehen konnte: Stärke und Gewandheit waren darin aufs glücklichste gepaart. Sein Gesicht war durch die Blattern verunstaltet; aber wie sehr sie es auch angegriffen hatten, so war doch die erste Idee der plastischen Natur nicht verwischt worden und alles was durch einen glücklichen Knochenbau und durch ein feuriges Auge in Hinsicht auf einen vortheilhaften Eindruck gewirkt werden kann, war geblieben. Ich war begierig ihn sprechen zu hören und konnte mir nicht verhehlen, daß seine Sprache die allermelodienreichste war, welche ich jemals gehört hatte. Meine Neugierde, oder vielmehr meine Eifersucht stieg mit jedem Augenblick. Ich erkundigte mich nach

seinem Namen und erfuhr, daß es der Graf von Hollersdorf sey. Wie mir bei diesem Namen zu Muthe war, mag derjenige ermessen, der sich jemals in einer ähnlichen Lage befunden hat; denn sagen kann ich es nicht. Nachdem ich so lange vergeblich gewünscht hatte diesen Grafen kennen zu lernen, mußte ich seine Bekanntschaft in einem Augenblick machen, wo sie mir von allen möglichen die allerfatalste scheinen mußte. Wenn wir den meisten Menschen dadurch Unrecht thun, daß wir den Ruf, in welchem sie stehen, über ihren Werth entscheiden lassen; so war die Ungerechtigkeit, die ich an dem Grafen beging, mehr gerechtfertigt, als irgend eine ähnliche. Wie konnte ich Mißtrauen in Ida's Aussage setzen? Selbst wenn nur die Hälfte gegründet war, verdiente der Mann, der sie betrogen hatte, noch immer meinen Haß.

Der Tanzsaal ward mir bald zu eng' und Biondini konnte mir in diesem Augenblick keinen größeren Gefallen erzeigen, als den, mir auf die Schultern zu klopfen und

mir dadurch das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Ich sprach auf dem Rückwege kein Wort und er schwieg mit eben so viel Behutsamkeit.

Als er den folgenden Nachmittag zu mir kam, wartete ich mit großer Ängstlichkeit darauf, daß er von dem gestrigen Abend anfangen sollte, wär es auch, um mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich nicht getanzt hatte. Mein Harren war vergeblich. Nicht einmal Heloisens erwähnte er. Nur von den gleichgültigsten Dingen war die Rede.

Ein Zufall wollte, daß mir während seiner Anwesenheit ein Schreiben gebracht wurde, welches die Nachricht von dem Tode meiner Pflegemutter erhielt; Sie war vor wenigen Tagen gestorben, hatte mich zu ihrem Universalerben eingesetzt und aufs strengste befohlen, daß man mir das Miniaturgemälde, welches in ihren Händen zurück geblieben war, sogleich überschicken sollte. Ich erhielt es zugleich mit dem Brief, welcher von dem Prediger des Orts abge-

abgefaßt war und durch die ſimple Darſtellung des Factums einen ſo lebhaften Eindruck auf mich machte, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Biondini fragte was vorgegangen wäre? Ich gab ihm den Brief und das Miniaturgemälde. Er las den einen und betrachtete das andere mit der größten Genauigkeit; und als ich ihm geſagt hatte, daß es wahrſcheinlich meine Mutter darſtellte, erſuchte er mich es ihm auf einige Tage zu überlaſſen.

»So lange Sie wollen,« war meine Antwort. »Da ich mich meiner Mutter »nur ſehr ſchwach erinnere, ſo hat es ſeine »Bedeutung für mich verloren und ſagt mir »höchſtens, daß das Schickſal von der »Wiege an grauſam mit mir verfahren iſt.

Schickſal! erwiderte er. Haſt du vergeſſen, daß es kein anderes Schickſal giebt, als welches aus unſerer Anſicht der Dinge hervorgeht. Du biſt heute in der beſten Laune, fügte er hinzu, Allem zu entſagen, was dir jemals Wahrheit geſchienen hat

und meine Gegenwart macht deinen Zuſtand, wie es ſcheint, nur noch ſchlimmer. Am beſten alſo, ich gehe.

Ich wollte ihn durch Bitten halten. Vergeblich. Es lag mir zentnerſchwer auf der Bruſt, eh' Biondini kam. Seine Gegenwart und die Nachricht von dem Tode meiner Pflegemutter hatten das Übel ärger gemacht. Es war mir unmöglich auf meinem Zimmer zu bleiben.

Ich gerieth auf den Gedanken zu der Gräfin zu gehen. Sie kennt, ſie billigt deine Liebe, dachte ich. Sie wird Mitleid mit deinem Zuſtande haben und dir das Unglück abwenden helfen, das dir bevorſteht. Je näher ich ihrer Wohnung kam, je unentſchloſſener wurde ich. Iſt ſie nicht auch ein Biondini? fragte ich mich ſelbſt. Sie lebt ſo gut als er nur in ihrem Verſtand; das Gefühl iſt längſt in ihr ausgeſtorben und beluſtigt ſie jetzt höchſtens noch.

Mehr, um nicht unverrichteter Sache umzukehren, als weil ich mir wirklich Erleich-

terung von einer Unterredung mit ihr verſprach, zog ich die Klingel an.

Sie war nicht zu Hauſe.

Für dich iſt heute nichts zu hoffen, ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich umkehrte. Im Unmuth verdoppelte ich meine Schritte. Mein Blut kam in einen lebhafteren Umſchwung. Plötzlich ſtand ich ſtill. Wozu dieſe Weitläuftigkeiten? dachte ich. Wozu Heloiſen durch Andere ſagen laſſen, was du ihr eben ſo gut ſagen kannſt? Wohnt ſie hier nicht in der Nähe? Iſt ihre Mutter nicht krank? Sind nicht ein Paar Minuten hinreichend und ſchützt dich nicht die Dunkelheit vor den Blicken der Verräther? —

Ich gefiel mir in dieſer Entſchloſſenheit. Der Raum der mich von Heloiſen trennte, war um ſo geſchwinder zurück gelegt. Schon ſtand ich vor der Thür, als ich mich an einen Zweifel ſtieß. Würde Biondini das billigen?

Mag er es doch misbilligen! rief ich aus und trat in das Gebäude. Ein Bedienter erſchien.

Ein Fremder wünscht Fräulein Heloisen zu sprechen, redete ich ihn stotternd an.

»Sein Name?«

Thut nichts zur Sache. Er hat blos einen Brief abzugeben.

Der Bediente ging und kam nach einer halben Minute mit dem Auftrage zurück, sich den Brief geben zu lassen.

Meine Verlegenheit war so groß, daß ich auf der Stelle umkehrte, ohne ihm die mindeste Antwort zu geben.

Ich kehrte nach Hause zurück. Ermattet von vergeblichen Anstrengungen warf ich mich in meinen Lehnstuhl. Das Unmöglichste schien mir nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich und gewiß sogar. Wozu Biondini's geheimnißvolle Miene, sagte ich zu mir selbst, wenn nicht etwas in Werk ist, was zu meinem Verderben abzweckt! Warum erschien Heloise nicht? War etwa der Graf bei ihr? — Unglückliche! rief ich aus, du kennst ihn nicht und dem Zauber seiner Syrenenstimme folgend, vergissest du eines früheren Versprechens und bahnst dir da-

durch selbst den Weg zu deinem Verderben. Doch nein! ungewarnt sollst du nicht in den Abgrund stürzen, der eine Welt verschlang und wie mein Versuch dich zu retten auch immer ausfallen mag, wagen will ich ihn.

Ich sprang auf und ging an mein Pult. In wenig Augenblicken war mein Brief an Heloisen fertig.

Mit Freuden thue ich auf dich Verzicht, Heloise, schrieb ich, wenn ich dein Glück dadurch befördern kann. Ohne Eltern, ohne Vermögen und ohne etwas mehr als meine Liebe, darf ich ohnehin nicht erwarten, jemals zu deinem Besitz zu gelangen. Erlaube indessen, daß ich dich vor der Schlange warne, welche dir näher schleicht und dich in ihre vergiftende Kreise zu winkeln droht. Graf von Hollersdorf ist der verworfenste aller Menschen. Ihn drücken Verbrechen, welche wir nie zu denken ge-

wagt haben, und das wodurch er sich deine Gunst erwirbt, ist nur die Folge derselben. In Schulden versunken, glaubt er sich durch dein Vermögen aus seiner bedrängten Lage reissen zu können. Nicht Liebe — wie könnte ein Verbrecher ihrer fähig seyn? — nur die Noth, bewegt ihn, sich um deine Hand zu bewerben. Glaube mir dies auf mein Wort, bis ich im Stande bin, die Beweise zu liefern, die ich nur nicht niederschreiben mag.

F.

Der Brief lag da und mit der ängstlichsten Ungeduld, welche ein grosses Unglück drohend näher kommen sieht, erwartete ich Biondini's Ankunft.

Zwei Tage blieb der Grausame aus und als er endlich erschien und ich den Brief ihm einhändigte und ihn unter den stärksten Bewegungen meines Herzens bat, ihn recht bald zu besorgen und zitternd vor ihm stand, um seine Antwort zu erfahren, las er

mit einem Flegma, das mich hätte tödten können, die Aufſchrift und nachdem er zweimal, wie im Traum, an Heloiſen? wiederholt hatte, ſagte er kalt: die werd' ich ſchwerlich in dieſen Tagen ſehen.

Plötzlich veränderte er den Ton. »Ich beſtelle keinen Brief, ſagte er, deſſen ſich der Verfaſſer zu ſchämen hat.«

Ich erröthete. Woher wiſſen Sie, fragte ich, was der Brief enthält?

Guter Francisco! erwiederte er, ich glaube beſſere Beweiſe von meinem Divinazionsvermögen abgelegt zu haben. Mit einem Wort: Deine Warnung iſt aufs Wenigſte ſehr überflüſſig. Hat Graf Hollersdorf keinen Eindruck auf Heloiſen gemacht, wozu ſie vor ihm warnen? Hat er ihre Liebe gewonnen, wozu ſie furchtſam machen? Etwa um ihre Leidenſchaft zu verſtärken? Mein gutes Kind! Noch nie iſt der Verſtand mit der Leidenſchaft davon gelaufen; nur das Widerſpiel davon kann ſtatt finden, und welche Gründe du auch erſinnen magſt, ſie werden immer nur gegen dich ſtreiten. —

Hier iſt dein Brief zurück! Ich werde dafür ſorgen, daß du Heloiſen noch in dieſen Tagen ſiehſt. Bis dahin verhalte dich leidend.

Leidend und immer leidend! gab ich ihm zur Antwort. Begreifen Sie denn nicht, Biondini, daß dieſer Zuſtand unerträglich iſt? daß Sie mich dadurch zur Verzweiflung bringen? daß ich gleich einem auf der Folter Geſpannten meine Richter verwünſchen muß? — Nicht länger kann ich es ertragen, Biondini, und wenn es Proben ſind, auf welche Sie mich bringen; ſo mögen Sie immerhin ſagen, daß ich ihnen nicht gewachſen bin. Mag Heloiſe immerhin für mich verloren ſeyn; ich habe mir nie mit ihrem Beſitz geſchmeichelt und werde Stärke genug beſitzen, den Verluſt zu ertragen; Leiden Sie nur nicht, Biondini, daß ſie den Grafen heirathe. Mit Thränen beſchwör' ich Sie darum.

Der Graf iſt ſchlecht, ich weiß es, antwortete Biondini —

Er iſt noch mehr als ſchlecht, erwiderte ich mit Feuer; er iſt verworfen.

»Das will viel ſagen.«

Ich habe die Beweiſe in Händen und will ſie geben, ſobald man ſie hören will.

Beſoſſe dich nicht damit, lieber Franciſco. Wenn der Graf einmal verworfen gehandelt hat, ſo folgt daraus nicht, daß er es noch jetzt iſt. Auf jeden Fall biſt du ein beſtochener Richter. Dein Vortheil rennt gegen den ſeinigen an; vermöge dieſes Umſtandes mußt du dich alles Urtheils über ihn enthalten, und ſoll ich fortfahren gut von deinem Herzen zu denken, ſo mußt du Heloiſen auf keine Weiſe gegen ihn einnehmen. Noch iſt es Zeit denen Brief zu vernichten. Thue es, und überlaß ſie ihrem eigenen Herzen, für welches ich allenfalls gut ſagen will.

Er gab mir meinen Brief noch einmal zurück und ich zerriß ihn auf der Stelle, nachdem er mir verſprochen hatte, mir eine Zuſammenkunft mit Heloiſen auszuwirken.

Den folgenden Morgen war ich kaum aufgeſtanden, als Biondini in mein Zimmer trat, um mir anzuzeigen, daß er Knall und

Fall eine Reise nach Wien machen müßte, welches ihn wenigstens auf vier Wochen von mir trennen könnte. Er würde mir schreiben, sobald er an Ort und Stelle seyn würde; sollte er aber daran verhindert werden, so würde ich durch die Gräfin alles erfahren, was mir zu wissen nöthig wäre. Er sagte mir noch, der spanische Gesandte wünsche mich diesen Mittag bei sich zu sehen und ich würde wohlthun, wenn ich zu ihm ginge, sollte mir die Einladung auch nicht in diesem Augenblick willkommen seyn.

Wie sehr mir auch das Geheimnißvolle in Biondinis Betragen auffiel, so wagte ich es doch nicht ihn darüber zur Rede zu stellen. Zu dem Gesandten versprach ich zu gehen.

Nachdem er mich eine lange Zeit unverwandt betrachtet hatte, fing er endlich also an:

»Soll ich meine Reise mit leichtem Herzen antreten, so muß ich noch ein Versprechen von dir mitnehmen, Francisco.

Und das wäre?

»Daß du, wie auch die Umſtände fallen »mögen, nie einen Schritt thun willſt, um »Heloiſen in ihrer eigenen Wohnung zu »ſehen und daß du — bis zu meiner Zu»rückkunft auch nicht an ſie ſchreiben willſt. »Es iſt durchaus nothwendig für meinen »Plan; ſonſt würd' ich es nicht von dir ver»langen. Wie die Sachen mit dem Gra»fen ſtehen, ſollſt du theils von ihr, theils »von Claren erfahren. Heloiſe wird öfters »an Dich ſchreiben und Clara wird ſo oft »Rückſprach mit dir halten, als es die Um»ſtände erfordern. Zu deinem Troſt füg' »ich noch das hinzu, daß du nichts zu be»fürchten haſt — wenn du dich nicht ohne »Noth quälen willſt. Alles wird ſich freund»lich endigen, ſobald ich zurückgekommen »ſeyn werde.

Ich verſprach unter dieſen Bedingungen alles und Biondini ſchied mit aller Zärtlich»keit eines Vaters von mir, dem das Glück ſeines Sohnes wirklich am Herzen liegt.

Ich vergaß den ſpaniſchen Geſandten nicht und fand eine ſo freundſchaftliche Auf»

nahme als mir jemals zu Theil geworden war. Es schien mir als ob er sich noch weit mehr für mich interessirte, als ehemals. Er fragte mich unter andern, ob ich nicht Lust hätte Spanien zu sehen und was dergleichen mehr war, worauf ich keine andere als bedingte Antworten geben konnte. Am auffallendsten waren die Liebkosungen, welche er in einem so reichlichen Maaße an mich verschwendete, als ob ich einer seiner nächsten Verwandten, wo nicht gar sein Sohn gewesen wäre. Auch seine Gemalin stimmte hierin ein und beide setzten mich in die größte Verlegenheit. — Auch die aufrichtigste Liebe ist eine Beschwerde, wenn man den wahren Grund derselben nicht faßt!

Ich ging zur Gräfin, um sie mit dieser seltsamen Erscheinung bekannt zu machen. Sie theilte meine Verwunderung weil sie, wie sie versicherte, von dem Räthsel nicht mehr verstand, als ich. Auch Biondini begriffe sie nicht, sagte sie; ihre Ungewißheit würde aber aufhören, sobald sie den ersten Brief von ihm erhielte; peinlich wäre indes-

ſen dieſe Ungewißheit nicht für ſie, weil kluge Leute doch zulezt die einzigen zuverläſſigen wären.

Eben wollte ich die Gräfin verlaſſen, als ſie mir noch in aller Geſchwindigkeit bekannte, daß ſie es geweſen wäre, welche Heloiſen vorgeſtern abgehalten hätte zu mir herauszugehen. Zufälligerweiſe wäre ſie gerade da geweſen, und da ſie aus der Natur der Verhältniſſe nichts anders hätte ſchließen können, als daß ich ſelbſt der Überbringer des Briefes ſeyn müßte; ſo hätte ſie Heloiſen einen Wink darüber gegeben, den dieſe glücklicherweiſe ſogleich verſtanden hätte. Biondini'n hätte ſie ſich nicht getraut ein Wort darüber zu ſagen, aus Furcht ihn gegen mich aufzubringen. Was es mich auch immer koſten möchte, ich könnte nichts Klügeres thun, als mich ſo lange leidend verhalten, bis alles gehörig vorbereitet wäre. So wie ſie jezt ſind, haben ſie keine Anſprüche auf Heloiſens Hand. Ich laſſe Ihrem Kopf und Herz gewiß alle Gerechtigkeit widerfahren; allein wie die Welt einmal

geht, gehört noch etwas mehr dazu um ein reiches Mädchen von Stande zu verdienen. Ob sie den Grafen zu fürchten Ursach haben, weiß ich nicht; aber so weit ich Heloisen kennen gelernt habe, ist Unbeständigkeit nicht ihr Fehler, und auf sie wird doch zuletzt alles ankommen. —

Sie hatte noch nicht geendigt als sich Heloise melden ließ. Ich zitterte vor Freuden, als ich ihren Namen nennen hörte. Sie trat herein und ihre ganze Miene sagte mir, daß etwas Unangenehmes vorgefallen war.

Mit stummer Innigkeit umarmte sie mich und wandte sich darauf an die Gräfin.

Was ist geschehen Heloise? fragte ich ängstlich.

»Nichts was du zu fürchten Ursache hättest, antwortete sie.

Ich drang in sie; aber vergeblich, sie blieb taub für alle meine Bitten und wiederholte mir blos, daß ich nichts zu fürchten hätte.

»Verlaß dich darauf, fügte sie hinzu, »daß ich ohne Deine Genehmigung keinen

»Schritt thue, der nur im geringſten von »Bedeutung iſt. Und nun muß ich dich bitten, »mich mit der Gräfin allein zu laſſen; ohne »vor dir Geheimniſſe zu haben, würde mir »deine Gegenwart bei meiner Unterredung »mit ihr beſchwerlich fallen.

Ich ging ohne Widerrede, da mir die Gräfin verſprach, daß ich Heloiſen den folgenden Tag wiederſehen, oder wenigſtens alles erfahren ſollte.

Schon ſah ich der Stunde mit Verlangen entgegen, als mir ein Brief von Heloiſens Hand überbracht wurde, der meiner Sehnſucht plötzlich ein Ende machte und ganz andere Gefühle in mir aufrief. Er lautet alſo:

»Ich werde dich heute nicht ſehen, »Geliebter! Die Umſtände haben »ſich ſeit geſtern ſehr geändert. »Der Schlag, den ich abzuwenden »hoffte, hat mich dennoch getroffen und alle Bemühungen der »guten Gräfin haben nichts gefruchtet. Wie ſoll ich dir »ſagen was mir begegnet iſt?

»Meine Mutter ließ mich die»sen Morgen zu sich rufen. »Freundlicher als ich sie seit län»gerer Zeit gesehen habe, redete »sie mich also an: Heloise, ich »habe dir eine eben so angenehme »als wichtige Nachricht mitzuthei»len. Der Graf Hollersdorf, »dessen erste Bekanntschaft du bei »dem Präsidenten gemacht hast, »hat sich durch die Frau von »Schaffer, seine nahe Verwandte, »bei deinem Vater und mir förm»lich um deine Hand beworben. »Der Mann ist nicht nur aus »einer der angesehensten Familien, »sondern auch bei Hofe sehr wohl »gelitten und wird außerdem »ganz allgemein für einen der »liebenswürdigsten und gebildetsten »jungen Männer gehalten. Um »seine Einkünfte soll es freilich »nicht am besten stehen, aber ein »jeder giebt ihm das Zeugniß, daß

»daß es nicht seine Schuld sey und
»da du reich genug bist um deinem
»Stand gemäß leben zu können,
»wenn auch dein Mann kein gro-
»ßes Vermögen haben sollte; so
»ist die Armuth des Grafen keine
»Schwierigkeit, über welche wir
»als vernünftige Eltern nicht hin-
»weg kommen sollten. Sage mir
»also wie dir der Graf gefallen
»hat?« — Ich schlug die Augen
»nieder — »Nicht wahr, fuhr
»meine Mutter fort, du hast nichts
»gegen die Parthie und wir kön-
»nen dem Grafen die Erlaubniß
»geben, dich zu besuchen?« —
»Wenn blinder Gehorsam Pflicht
»einer Tochter ist — Wer spricht
»von blindem Gehorsam? der
»kann nur da statt finden, wo
»keine Gründe angegeben wer-
»den.« — Oder auch da, liebe
»Mutter, wo die gegebenen hin-rei-
»chen sollen, den Willen zu bestim-

»men — »Laß doch hören, wenn »du mehrere hast — So hab' ich »es nicht gemeint. Ich habe nur »andere — »Also Gegengründe, »Einwendungen. Nun, heraus da»mit!« Ich kenne den Grafen »nicht — »Ich sage dir er ist von »guter Familie.« — Das entschei»det für sein Fortkommen in der »Welt, wenn er es danach macht; »aber nicht für eine glückliche »Ehe — »Sehr weise! Aber ich »hoffe, es ist dir nicht entgangen, »daß er liebenswürdig ist!« — Ich »habe ihn nur geschliffen gefun»den und ich gestehe, daß ich von »allen Eigenschaften eines Man»nes diese am wenigsten zu schät»zen weiß. Höchste Geschliffenheit »und höchste Flachheit des Charak»ters hab' ich immer gehört, wä»ren in der Regel dasselbe. Mit »einem Wort: Der Graf hat mei»nen Beifall bei der ersten Be-

»kanntschaft so wenig gefunden,
»daß ich nicht im mindesten lüstern
»bin, ihn wieder zu sehen. — »Un-
»streitig weil dir der bärtische
»Franz noch immer im Kopfe sitzt«
»— Hierauf kann ich nichts er-
»widern, als daß es nicht in mei-
»ner Macht steht, einen jungen
»Mann zu vergessen, mit welchem
»ich aufgewachsen bin und dessen
»Freundschaft mir das Leben ge-
«rettet hat — »Zwischen nicht ver-
»gessen können und albern lieben
»ist ein großer Unterschied. Um
»es kurz zu machen, Fräulein: die
»Grille die sich in deinem Kopf
»festgesetzt hat, wird niemals mei-
»nen Beifall finden und feierlich
»erkläre ich dir hiermit, daß, so
»lange ich lebe, Franz nicht wie er
»über meine Schwellen kommen
»soll. Nach meinem Tode kannst
»du es halten, wie du willst;

»aber mein Fluch soll dich nicht »weniger begleiten.

»Ihre Augen funkelten bei die»sen Worten und sprachen den »Fluch' weit fürchterlicher aus, als »ihn ihre schwache Stimme artiku»liren konnte. Sie übertreiben, »liebe M[illegible]er, sagte ich in einem »bittenden Ton, nachdem ich mich »ein wenig erholt hatte; nie wird »es mir einfallen einen Mann ge»gen ihren Willen zu heirathen; »nur seyn Sie dafür so billig, nicht »zu verlangen, daß ich mich auf »Ihren Befehl zu einem entschlie»ßen soll, der mich für mein gan»zes Leben unglücklich machen »würde. Alle liebende Eltern ge»statten ihren Kindern wenigstens »eine verneinende Stimme — Hier»auf erhielt ich keine andere Ant»wort als daß sie mich durch »Winke ersuchte, mich zu entfer»nen. Sie war so erschöpft,

»daß sie die Sprache verloren
»hatte.

»Mit welchen Gefühlen ich auf
»mein Zimmer zurück ging, kannst
»du leicht denken. Ich war noch
»nicht lange allein gewesen, als
»mein Vater zu mir kam. Du
»hast deiner Mutter sehr wehe ge-
»than, redete er mich an. — Ge-
»gen meinen Willen, lieber Vater.
»— »Das glaub' ich wohl; aber
»warum folgst du nicht meinem
»Beispiel? — Weil ich — Sie
»zwingen mich es zu sagen —
»gern meine Freiheit retten möchte.
»Welche Freiheit?« — Das Recht
»meiner Einsicht gemäß zu han-
»deln, wenn ich sie für gut er-
»kenne — Der Graf hat also nicht
»deinen Beifall?« — Und wird ihn
»nie bekommen — »Das sagst du
»so bestimmt?« — Weil ich fühle,
»daß ich nie zu ihm passen werde.
»Soll ich ihn etwa lieben, weil er

»Ihr Geld brauche? — »Die »Wahrheit zu gestehen, mir hat er »auch nicht gefallen. Es kam mir »vor, als ob er sich mit seinem »Grafentitel und seinem Ritter»kreuz etwas wüßte, und wenn »das wirklich der Fall ist; so ist »es ein offenbarer Beweis, daß »nichts an ihm ist. Vergleiche ich »ihn mit Franz — doch den müs»sen wir vergessen, liebe Heloise —

»Franz, dies gutmüthige Ge»ständniß meines Vaters rührte »mich so, daß ich in Thränen »ausbrach. Verlangen Sie nicht »zu viel von mir, mein Vater, »setzte ich hinzu. Vermeiden kann »ich den Mann, der mich den »Flammen entriß; aber vergessen »kann ich ihn nicht. Sie selbst »können dies nicht fordern, ohne »mich zur Undankbarkeit aufzu»muntern. — Mein Vater schwieg »und entfernte sich, um mir den

»Zuſtand zu verbergen in welchen
»ihn dieſe Unterredung geſetzt
»hätte.

»Ich blieb auf meinem Zimmer
»zurück, und ſitze jetzt ſchon ſeit
»zwei Stunden hier und ſuche mei-
»nen Empfindungen dadurch Luft
»zu machen, daß ich ſie in deinen
»und der Gräfin Busen ausſchütte.
»Schon vor einer Stunde hab' ich
»ſie bitten laſſen zu mir zu kom-
»men; aber ſie erſcheint nicht und,
»wie es ſcheint, darf ich von die-
»ſer Seite keinen Troſt erwarten.
»Am liebſten ſprächʼ ich dich; aber
»das geht nicht. Der Himmel
»weiß, wie ich aus dieſer Verlegen-
»genheit kommen werde. Ein
»paarmal iſt mir der Gedanke
»durch den Kopf geflogen, den
»Grafen geradezu zu bitten, daß
»er auf mich Verzicht leiſten möchte.
»Ich weiß nur nicht, wie ich das
»anfangen ſoll. Das Schreiben

»wird mir so leicht, wenn ich mich
»mit Personen unterhalte, die ich
»liebe, und so unendlich schwer
»wenn diejenigen für welche ich
»meine Feder in Bewegung setzen
»soll, Gegenstände meines Hasses,
»oder meiner Gleichgültigkeit sind.
»Sage mir, was ich thun soll, lie-
»ber Franz; sage es mir wo mög-
»lich, durch eben den Boten, der
»dir diesen Brief bringt. So ent-
»schlossen ich bin, nie gegen die
»Neigungen meines Herzens zu
»heirathen, so wünsch' ich doch,
»daß ich es auf eine gute Art ver-
»meiden möge. Der Vorwurf,
»die Tage meiner Mutter abge-
»kurzt zu haben, würde mich ewig
»schmerzen, er möchte nun aus mei-
»nem eigenen Gewissen, oder aus
»dem Munde eines dritten kom-
»men. Wie bereit bin ich, alle
»ihre gerechten Wünsche zu erfül-
»len! Wäre doch Biondini hier!

»Daß dein Zuſtand nicht glückli-
»cher iſt, als der meinige weiß ich,
»ohne daß du mir das geringſte
»darüber ſagſt und da Biondini
»nicht will, daß du an mich ſchrei-
»ben ſollſt, ſo erwart' ich auf
»meine Anfrage ein bloßes Ja oder
»Nein.

Heloiſe.

Da ich mich auf der Stelle entſchließen mußte, ſo geſchah es durch ein Ja. Was mich dabei leitete, weiß ich ſelbſt nicht. Auf jeden Fall kam es mir vor, als ob durch einen ſolchen Brief nichts verdorben werden könnte.

Den folgenden Abend erhielt ich folgende Copie von Heloiſens Brief an den Grafen und folgende Antwort darauf. Ich ſeze ſie der Vollſtändigkeit wegen hierher.

Herr Graf!

»Meine Mutter hat mich von den
»Geſinnungen unterrichtet, welche
»Sie für mich hegen, und nach al-

»len ihren Äußerungen muß ich »glauben, daß Sie von ihr begün»ſtigt werden. Eh Sie Ihre Be»werbungen um meine Hand fort»ſetzen, muß ich Sie mit mir be»kannt machen.

»Die Welt nennt Sie ei»nen liebenswürdigen Mann. »Wenn Sie es in ihren Augen »ſind, ſo ſind Sie es nicht in den »meinigen. Der Grund davon »liegt in meiner Erziehung, welche »immer auf die einfachſten Ver»hältniſſe des Lebens berechnet ge»weſen iſt und mich folglich vor »allen den Eigenſchaften bewahrt »hat, die man nothwendig beſitzen »muß, um einen Mann Ihres »Schlages lieben zu können. Mit »einem Wort: Wir ſind zwei ſehr »ungleichartige Weſen, welche nie »in eine engere Verbindung treten »müſſen.

»Dies ſcheint mir keine geringe

»Schwierigkeit zu ſeyn; aber es
»ſind noch größere vorhanden, wel-
»che nie aus dem Wege geräumt
»werden können. Ich trage kein
»Bedenken Ihnen zu geſtehen, daß
»ich mit allen Gefühlen meines
»Herzens einen Anderen liebe —
»einen jungen Mann, mit welchem
»ich aufgewachſen bin, der von
»meinem ſechſten Jahre an jede
»Freude mit mir getheilt hat,
»der mich noch vor einigen Jah-
»ren aus den Flammen rettete,
»der mich eben ſo ſehr aus Ge-
»wohnheit liebte, als ich ihn —
»kurz einen jungen Mann, dem
»ich nicht ungetreu werden kann,
»ohne leichtſinnig, undankbar, ja
»verworfen zu werden. Nein, ich
»würde ihn nie vergeſſen können
»und jeder Zwang, der dies bewir-
»ken ſollte, würde blos dazu die-
»nen, mir das Leben zur Marter
»zu machen. Ich weiß, es denken

»nicht alle wie ich, über eine eheliche
»Verbindung; aber ich würde mich
»nie überzeugen, daß es dabei
»nur auf gewisse Egards ankomme,
»und erkläre Ihnen hiermit, daß
»ich von allen weiblichen Geschöp-
»fen am wenigsten dazu gemacht
»bin, solche Egards zu ehren, wenn
»mich mein Herz nach einer ande-
»ren Seite hinzieht. Alles sagt
»mir, daß ich an Ihrer Seite nicht
»glücklich seyn würde. Hieraus
«folgt, dünkt mich, sehr bestimmt,
»daß Sie an der meinigen sich nie-
»mals wohlbefinden würden.

»Man nennt mich reich; Ob
»ich es wirklich bin, weiß ich nicht;
»denn ich habe niemals Ursache
»gehabt, mich darum zu bekün-
»mern. Es verhalte sich damit
»wie es wolle, so werd' ich nie ei-
»nem Manne meine Hand geben,
»von welchem ich nur ahnen
»kann, daß der Gedanke an

»mein Vermögen zu ſeinen Be»weggründen gehört habe.

»Es hängt von Ihnen ab, ob »die Verlegenheit, in welche Sie »mich geſetzt haben, fortdauern »ſoll oder nicht; aber Ihre Wün»ſche werden ewig unerfüllt blei»ben, da ich nicht nachgeben kann, »ohne mich ſelbſt verächtlich zu »finden.

»Mein Schreiben iſt rund und »wenn Sie wollen, ſogar grob; »aber ich habe nie geglaubt, daß »Delicateſſe da angebracht ſey, wo »eine freimüthige Erklärung allein »entſcheiden kann.

Heloiſe von Lichtenhain.

Die Antwort des Grafen lautete alſo:

Mein Fräulein!

Sie ſehen und lieben war Eins. Hab' ich mich mit meinen Bewerbungen übereilt, ſo liegt die Schuld lediglich in dem Enthuſiasmus,

den Schönheit und Unschuld allen Männerherzen einflößen.

Angebetete Heloise! Mußte ich den Himmel nur kennen lernen, um auf immer daraus verstoßen zu werden? Sie verfahren in der That sehr hart mit mir. Erstlich suchen Sie mich zu bereden, daß Sie mich nicht lieben können, weil ich in den Augen der Welt liebenswürdig bin; zweitens erklären Sie, daß Sie mich niemals lieben werden, weil Sie früher einen Anderen liebgewonnen haben, der, vom Zufall begünstigt, sich Verdienste um Sie erworben hat. Was soll ich darauf antworten?

Was es auch mit meiner Liebenswürdigkeit in den Augen der Welt auf sich haben mag, so seh' ich in diesem Vorwurf nichts mehr und nichts weniger, als eine Ungerechtigkeit, wie sie noch kein Mann erfuhr. In der That ich

weiß darauf nicht zu antworten; wenn ich nicht voraussetzen soll, daß diese Liebenswürdigkeit in Ihren Augen der Inbegriff aller Laster, Thorheiten und Abgeschmacktheiten ist; und selbst dann darf ich kein Wort darüber verlieren.

Was Ihre früheren Verhältnisse betrift, so bin ich darüber freilich nichts weniger als beruhigt; aber wenn ein Mann vorhanden ist, den Sie nothwendig lieben müssen, warum nehmen Ihre Eltern meine Bewerbungen an? Sollten Sie gegen den Willen derselben lieben? das würde eine Verirrung seyn, welche ich mit Ihrem ganzen Charakter, so weit ich ihn bisher kennen gelernt habe, nicht vereinigen kann. Ich habe Ihre Frau Mutter als eine Frau von richtigen Einsichten und edlen Gesinnungen kennen gelernt. Wie sollte sie dazu kommen, den Nei-

gungen einer Tochter in den Weg zu treten, die nur wollen kann was sich mit Tugend und Schicklichkeit verträgt? Auch hierin kann ich nur eine Ausflucht finden.

Ihr Vermögen — Doch darüber kann ich mich nicht erklären. Wollte der Himmel, Sie hätten keins!

Kurz: Nie werd' ich zugeben, daß man Gewalt gebrauche. Haben Sie einen bestimmten Abscheu vor mir; so bleibt mir nichts Anderes übrig, als mein Schicksal zu bejammern; Sind es aber nur Vorurtheile; so erlauben Sie, daß ich, da mir so unendlich viel an Ihrer Achtung gelegen ist, fortfahre, mich Ihnen zu zeigen. Bald wird sich dann zeigen, ob Sie mich ewig hassen können.

Gr: von Hollersdorf.

In dem ersten dieser Briefe fand ich Heloisen mit einem Entzücken wieder, welches

ches ich kaum zu beherrschen im Stande war; in dem zweiten sah ich den durch Egoismus abgehärteten Weltling, dem selbst das Bitterste nicht bitter ist, so lang ihm noch ein Funken von der Hoffnung bleibt, daß er zu seinem Zweck gelangen könne. In einem Billet bat mich Heloise ganz ruhig zu seyn. Sie würde diesen Kampf mit eigenen Kräften zu beendigen im Stande seyn; ihre Besonnenheit nehme in eben dem Maaße zu, in welchem das Ganze anfinge verwickelter zu werden; der Graf möchte kommen, wenn und so viel er wollte, sie werde ihm beweisen, daß freiwilliges Zurücktreten die klügste Parthey sey, die er nehmen könnte.

Wer hat es nicht erfahren, wie leicht man sich durch solche Versicherungen zu jeder Hofnung berechtigt glaubt? Meine Muthlosigkeit verschwand und eine Fröhlichkeit, wie ich sie seitdem selten empfunden habe, trat an ihre Stelle. Mein Zimmer war mir zu eng.

Kaum hatte ich es verlassen, als ich auf

den Einfall gerieth, ins Schauspiel zu gehen. Ich stand am Eingang, als mich der Comödienzettel von meinem Vorhaben abschreckte. Hamlet wurde gegeben und — Laura machte die Königin. Ihr bloßer Name war mir zuwider. Ich kehrte auf der Stelle um und mit Verabscheuung auf jede Zerstreuung, die mir die Bühne geben konnte, eilte ich unter die Linden, um mit der Menschenmasse, welche sich daselbst bewegt, einige Stunden auf und ab zu wogen.

Es hatte seit einigen Tagen sehr stark gefroren. Ein heller Mondschein erleuchtete jeden Winkel der Stadt. Voll von meiner Angelegenheit, durchstrich ich noch nach neun Uhr die Strassen, als beim Umwenden um eine Ecke ein junges Mädchen sich wild in meine Arme warf und mich um meinen Schutz anflehte. Von einem wüthenden Bruder verfolgt, setzte sie endlich hinzu, wäre sie keinen Augenblick ihres Lebens sicher; jetzt eben wäre sie aus dem Kerker entsprungen, in welchen er sie eingesperrt habe, und für verloren würde sie sich hal-

ten, wenn sie an mir keinen Retter fände. Meine Verlegenheit war nicht gering. Wohin mit ihr? Es hing freilich nur von mir ab, sie auf mein Zimmer zu führen; aber da ich kein dringendes Interesse dafür hatte, so fiel die Veranlassung zu einer Lafontainischen Scene von selbst weg. Mein erster Gedanke war, sie in den ersten besten Gasthof zu bringen; aber in eben dem Augenblick fiel mir ein, daß Biondini's Zimmer leer standen und daß ich darüber nach Belieben schalten und walten konnte. Er kann es dir unmöglich übel nehmen, dacht' ich, daß du ein unglückliches Geschöpf dahin in Sicherheit bringst; und ohne Zeitverlust eilte ich mit meiner Clientin dahin. Freilich machte der Wirth große Augen als er sah, in welcher Gesellschaft ich kam; aber da er mich zu genau kannte, um gerade etwas Arges zu ahnen, so wurde er mir sogar behülflich in den Anstalten, welche zur Aufnahme des Fremden gemacht werden mußten. Während das arme Mädchen zitternd auf dem Sopha lag, wurde das Zim-

mer erheizt und Thee gemacht; und als sich der Wirth mit den Seinigen zurückgezogen hatte, erzählte sie mir zu ihrer Rechtfertigung folgendes:

Mein Bruder ist der Rendant Weber. Vor zwei Jahren hatte ich das Unglück meine Eltern in dem kurzen Zeitraum von einigen Monaten zu verlieren. Vor seinem Tode setzte mein Vater meinen Bruder zu meinem Vormund ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu meiner Verheirathung in seinem Hause bleiben und meine Erziehung durch ihn vollendet werden sollte. Mein Bruder rechtfertigte dies Vertrauen mit der Gewissenhaftigkeit eines rechtschaffenen Mannes: und die Beweise von Achtung und Liebe, welche er dafür erhielt, waren seine wohlverdiente Belohnung. Schwerlich haben Bruder und Schwester jemals harmonischer mit einander gelebt. Dies dauerte bis zu seiner Verheirathung. Mehrmals hatte ihn mein Vater aufgemuntert, einem braven Mädchen seine Hand zu geben; aber nie hatte er sich aus Liebe für seine Frei-

heit — wie er es nannte — dazu entschlies-
ßen können, bis es einer Buhlerin gelang
ihn in ihre Netze zu ziehen. Amalia See-
dorf war ihr Name. Sie lebte in unserer
Nachbarschaft und es war allgemein bekannt,
daß sie nach mehreren verliebten Abentheu-
ern nach und nach dahin gekommen war,
von ihren Reizen zu leben. Wie es ihr ge-
lungen ist, meinen Bruder, den die ganze
Welt als einen sehr nüchternen Mann
kennt, zu fesseln, mag der Himmel wissen;
genug die Warnungen seiner Freunde wa-
ren eben so vergeblich, als die Vorwürfe,
welche er sich in den Augenblicken der Nüch-
ternheit machen mochte, und eine vorgebliche
Schwangerschaft bewog ihn zuletzt wirklich
zu einer Heirath. Eh' es dazu kam, führte
er mich öfters zu seiner Geliebten; aber es
sey nun, daß die auf ihre Rechnung verbreiteten
Gerüchte mich gegen sie eingenommen hat-
ten, oder daß eine unerklärbare Antipathie
unter uns statt fand, so ist so viel gewiß,
daß wir uns nicht kennen lernen konnten,
ohne uns zu hassen und dieser Haß nahm

von einem Tage zum anderen zu, bis Amalia als meine Schwägerin das Haus meines Bruders bezog. Vernichtet war von diesem Augenblick an das Glück meines Lebens und ungeduldig seufzte ich nach der einzigen Befreiung die mir zu Theil werden konnte. Die Aussicht dazu fand sich bald. Meine Gestalt und mein Vermögen bestimmten einen rechtschaffnen Mann, der mit meinem Vater in enger Verbindung gestanden hatte, und jetzt als Wittwer nicht weit von uns lebte, sich bei meinem Bruder um meine Hand zu bewerben. Mein Bruder war nicht abgeneigt seine Wünsche zu erfüllen. Er fragte bei mir an und meine Antwort war, wie Sie leicht denken können, um so günstiger, jemehr ich seiner oder vielmehr meiner Schwägerin Vormundschaft überdrüssig war. Eh' indessen alles ins Reine gebracht wurde, beliebte es meiner Schwägerin, gewisse Dinge noch einmal in Erwägung zu ziehen. Ich möchte ihr nicht gerne Unrecht thun; allein der Gedanke mich zu beerben, war ihr gewiß allzu angenehm, um

ihm widerstehen zu können; und kaum war sie über die Möglichkeit der Ausführung mit sich selbst einig geworden, als sie meinen Bruder durch die Vorstellung für ihren Plan gewann, daß ich für Herrn Wilke zu jung sey und aus unserer Verbindung nie etwas Kluges werden könnte. Mein Bruder trat also zurück und ich mußte wol folgen. Es bewarben sich noch Andere um mich; aber sie wurden bald unter dem einen, bald unter dem anderen Vorwand abgewiesen und ich sah sehr deutlich ein, daß mein Bruder, nachdem er einmal angefangen hatte, ungerecht gegen mich zu seyn, alles was Bruderliebe genannt werden kann, mit jedem Tage immer mehr ablegte. Mein Aufenthalt in seinem Hause wurde je länger, je drückender. Meine Schwägerin nahm die Miene an, als ob ich nur von ihrer Gnade lebte und forderte nicht nur die geringsten Dienste von mir, sondern kränkte mich auch bei jeder Gelegenheit auf das empfindlichste, indem sie mir jedes Laster zutraute. Ich ertrug diesen Despotismus so

gut und so lange ich konnte. Die einzige Erholung, welche mir vergönnt war, bestand in dem Umgang mit einer Freundin meiner verstorbenen Mutter; einer alten Dame, welche ich wöchentlich einmal besuchen durfte. Ihr klagte ich mein Leiden, indem ich sie um Rath fragte. Sie zuckte die Schultern. Das natürlichste Rettungsmittel, sagte sie, würde der Weg Rechtens seyn; aber dazu rath' ich nicht; denn ich habe von der Justiz während meines Wittwenstandes zu viel leiden müssen, als daß mir noch das mindeste Vertrauen zu ihr übrig bleiben konnte. Wo die Macht ist, da ist auch das Recht, und von seiner Frau unterstützt, wird dein Bruder tausend Gründe für einen anführen, um sein Verfahren gegen dich zu rechtfertigen, so schlecht es auch seyn mag. Darauf laß dich also nicht ein. Ruhig dulden sollst du indessen auch nicht länger. Die Macht wird nur durch List überwunden und an Anschlägen soll es dir nicht fehlen, wenn du mich nicht verrathen willst. — Weiter erklärte sie

ſich nicht; aber ſie bat mich, öfter als bisher bei ihr einzuſprechen. Bei meinem nächſten Beſuch fand ich einen jungen Mann bei ihr der in ihrem Hauſe wohnte. Gelehrter von Profeſſion ſchien er ſehr zurückgezogen und einfach. Dies wußte ich, ohne ihn jemals geſehen zu haben. Seine Meine gefiel mir eben ſo ſehr, als ſein Betragen. Wir wurden bald genauer mit einander bekannt. Meine Beſchützerin hatte immer mit vielem Lobe von ihm geſprochen; kaum aber bemerkte ſie, daß wir uns gegenſeitig gefielen, als ſie durch verſtärkte Lobeserhebungen mich vollens für ihn einnahm und bald darauf mit dem Plan hervorrückte, den ſie zu unſerem gegenſeitigen Beſten entworfen hatte. »Wenn du dich entſchließen kannſt, Luiſe,« ſagte ſie, dieſem braven Mann deine Hand zu geben, ſo bleibt nur Ein Mittel zu Eurer Vereinigung übrig. Die Einwilligung deines Bruders erhält er eben ſo wenig, als alle, welche ſich bisher um dich beworben haben; denn dieſer hat ſich einmal in den Kopf ge-

setzt, dich zu beerben oder wenigstens deinen Antheil an dem väterlichen Vermögen so lange zu behalten, als er immer kann; und in Hinsicht dieses jungen Manns hat er die scheinbare Entschuldigung, daß er ohne Vermögen und ein bloßer Gelehrter ist. Unter solchen Umständen kannst du dich nur dadurch retten, daß du mit ihm entfliehst und nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommst, um dein Erbe zu fordern. Was ihr dazu braucht, will ich mit Vergnügen vorschießen«. — Was sag' ich viel? Ohne den Mann, welchem ich meine Ehre und mein Vermögen vertraute öfter als sechsmal gesehen zu haben, nahm ich den Vorschlag meiner Vertrauten an und vor fünf Tagen wurde ihr Entwurf ausgeführt. Wir kamen unentdeckt aus der Stadt und glaubten schon alle Hindernisse überwunden zu haben, als uns der Zufall einem vertrauten Freund meines Bruders entgegen führte. Je mehr es ihm auffallen mußte, mich an der Seite eines jungen Mannes zu entdecken, desto mehr nahm er die Miene an, als bemerkte

er uns nicht und eilte nur deſto ſchneller nach der Hauptſtadt zurük. Sehr früh muß er meinen Bruder von meiner Flucht unterrichtet haben; denn kaum war ich mit meinem Geliebten in dem nächſten ſächſiſchen Städtchen getraut, als er ſich bereits einfand. Er fand uns Arm in Arm. Seine Wuth hatte keine Gränzen. Ohne ein Wort zu verlieren, mißhandelte er meinen Entführer — denn in dieſem Lichte fand er für gut ihn zu betrachten — ſo lange bis er ohnmächtig zu Boden ſank; und mich trug er gewaltſam in ſeinen Wagen. Denken Sie ſich das Hohngelächter meiner Schwägerin, als ich zurük kam! Man ſperrte mich ſogleich in ein abgelegenes Zimmer. Mit Lebensgefahr hab' ich mich daraus befreit. Sollen meine Leiden ein Ende nehmen, ſo kann es nur geſchehen; indem ich ſie öffentlich mache. Koſte es was es wolle, genug ich bin entſchloſſen, eine Unterſuchung anſtellen zu laſſen, in wie fern mein Bruder berechtigt iſt, ſo grauſam mit mir zu verfahren. Freilich werden mein Bruder und

seine Frau alles hervorsuchen wa' Sie in den Augen der Welt rechtfertigen kann; aber aufs Äußerste gebracht, werd' ich ihnen eine Standhaftigkeit entgegen setzen, welche mich einmal für allemal von dem Joche befreien soll, unter welchem ich bisher geseufzet habe. Nichts soll die Bande zerreissen die mich an Wohlert fesseln —

Wohlert ist der Name Ihres Gatten? unterbrach ich sie voll Erstaunen.

Wohlert heißt er, antwortete sie. Hat er etwa die Ehre von Ihnen gekannt zu seyn?

Ich kenne ihn nicht blos; ich schätze und liebe ihn auch. Ein doppeltes Interesse bewegt mich, Ihre Angelegenheit zu der meinigen zu machen, seitdem ich weiß, daß einer der rechtschaffensten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe, durch Ihre Hand glücklich werden kann. Was geschehen muß, weiß ich in diesem Augenblick nicht; aber Morgen werd' ich Ihnen darüber Vorschläge machen und was in meinem Vermögen steht, um Ihrer Sache einen freund-

lichen Ausgang zu geben, werd' ich mit Vergnügen thun. Und nun beruhigen Sie sich und schlafen Sie wohl. Vorher aber sagen Sie mir, ob Sie vermuthen, daß Wohlert bereits zurück gekommen ist, und wo Ihre Freundin wohnt?

Sie gab mir über beides die nöthigen Aufschlüsse und mit einer Theilnahme, in welcher der Gedanke an meine eigene Angelegenheit unterging, kehrte ich in meine Wohnung zurück.

Den folgenden Morgen sucht' ich Wohlert auf. Er war bereits zurück gekommen; aber noch immer so niedergeschlagen über das ihm widerfahrne Unglück, daß er sich meiner Erscheinung kaum freuen konnte. Als ich mich über die Ursache meines Besuchs erklärte, heiterte sich sein Auge auf. Sie sind, wie ich sehe bestimmt, mein Schutzengel zu seyn, sagte er und drückte mich an seine Brust. Wir verabredeten was geschehen mußte. Ich übernahm die Einleitung des ganzen Geschäfts und gab ihm die Erlaubniß zu seiner Luise zurück zu kehren.

Mein nächster Gang war zu einem Justiz-Commissarius, welcher zu meinen Bekannten gehörte. Ich trug ihm den ganzen Verlauf der Sache vor, so weit ich davon unterrichtet war. Er war bereit sich der Verfolgten anzunehmen, ob er gleich der Meinung war, daß ihr Bruder, wenn er der Mann danach wäre, auf die Trennung der beiden Verliebten bestehen könnte. Ehe ernsthaftere Schritte geschähen, meinte er, müsse man versuchen, ob man diesen hartnäckigen Bruder nicht durch die Vorstellung der Schande gewinnen könnte, welche über ihn zusammen schlagen würde, sobald sein Verfahren gegen seine Schwester Publizität erhielte. Ich selbst sollte diesen Versuch machen, ohne ihn von dem Aufenthalt seiner Schwester in dem Hause meines Freundes zu unterrichten.

Diesem Rath zufolge begab ich mich in die Wohnung des Rendanten. Er selbst war nicht zu Hause: aber da man mir sagte, daß seine Frau zu sprechen wäre, so glaubte ich meine Angelegenheit nicht besser

betreiben zu können, als wenn ich die weibliche Furchtsamkeit benutzte, um sie für mich zu gewinnen. Ich ließ mich melden und wurde angenommen.

Wie erschrack ich, als ich beim Eintritt in das Zimmer eben die Amalia Eggers wiedersahe, welche mich in den ersten Wochen meines Aufenthalts in B . . . um meine ganze Baarschaft geprellt hatte. Sie selbst erschrack nicht weniger. Wir hatten unstreitig gleich viel Mühe uns zu fassen; indessen war ich doch der erste dem dies gelang. Was ehemals unter uns vorgefallen ist, Madam, sagte ich lachend, ist nicht die nächste Ursache meiner Erscheinung in ihrem Hause, wiewohl ich nicht leugne, daß die 80 Friedrichsd'or, welche Sie die Güte gehabt haben in Ihre Verwahrung zu nehmen, noch immer ein Objekt sind, in dessen Besitz ich zurück zu treten wünsche. Was mich eigentlich zu Ihnen führt ist das Schicksal Ihrer Schwägerin. Sie befindet sich bereits unter dem Schutz der Gerichte. Auf Sie kömmt es jetzt an, ob dieser Handel

auf eine gute Art beigelegt werden soll. Versprechen Sie mir Ihren Mann zur Auszahlung des Antheils zu bewegen, den seine Schwester an der Nachlassenschaft seiner Eltern hat, und die Verbindung derselben mit Herrn Wohlert auf alle Weise zu begünstigen; so geb ich Ihnen mein Ehrenwort, daß von jenem Auftritt, der uns einer dem andren so interessant gemacht hat, niemals die Rede seyn soll. Geschieht beides aber nicht auf der Stelle; so werden Sie es verzeihlich finden, daß ich mich an die Zahl derjenigen anschließe, welche gegen Sie auftreten, um die Rechte eines boshaft gekränkten jungen Mädchens zu vertheidigen. Wählen Sie jetzt.

Madam Webers Verlegenheit zu schildern ist unmöglich. Lange konnte sie nichts zu Worte bringen. Endlich erklärte sie, ich sey falsch belehrt; ihre Schwägerin sei aus Lügen zusammen gesetzt; ihr Mann habe nicht das Geringste gegen eine Verbindung mit Herrn Wohlert; blos für ihre Hinterlist habe er seine Schwester bestrafen wollen;

ihr

ihr jeden Augenblick zu Dienſten u. ſ. w. Mehr verlangte ich nicht. Ich kehrte auf der Stelle mit dieſer frohen Bothſchaft zu meinen Freunden zurück. Sie erſtaunten über die Bereitwilligkeit ihrer Schwägerin als über eine durchaus unerklärbare Erſcheinung. Es hing von mir ab, dies Erſtaunen zu mäßigen; aber da ich einmal mein Ehrenwort gegeben hatte, ſo wollte ich es ſelbſt gegen ſie nicht brechen. Ich gab ihren Gefühlen eine andere Wendung und kehrte darauf zu dem Juſtiz-Commiſſarius zurück, um das angefangene Werk durch ihn zu vollenden.

Gleich den folgenden Tag zahlte der Rendant das Vermögen ſeiner Schweſter aus und bat ſeinen Schwager tauſend mal um Verzeihung wegen der Grobheit womit er ihn behandelt hatte. Madam Wohlerts übrige Sachen wurden mit eben ſo viel Pünktlichkeit ausgeliefert. Es machte mir Vergnügen, meine achtzig Friedrichsd'or nicht umſonſt verloren zu haben, und noch gröſſeres empfand ich zu ſehen, wie leicht es

selbst dem schlechtesten Weibe wird, ihren Mann zu jeder Handlung zu bringen, wenn sie nur Verstand genug besitzt, ihre Beweggründe gehörig zu beschönigen. Meine Clienten verließen auf der Stelle Biondini's Wohnung, indem sie in das Haus der Freundin zurück kehrten, welche den ersten Grund zu ihrem Glücke gelegt hatte. Meine besten Wünsche begleiteten sie.

Ich gefiel mir in meiner Thätigkeit für Wohlert und Luisen so sehr, daß ich meine eigenen Angelegenheiten darüber ganz aus den Augen verlor. Mit einer Heiterkeit, welche nur das Bewußtseyn einer guten That geben kann, kehrt' ich, nach einer mehrtägigen Unterbrechung, zu meinen Geschäften zurück und war fest entschlossen dem Himmel und Biondini'n die Angelegenheiten meines Herzens zu überlassen, als ich durch folgendes Billet von neuem in meinen Gefühlen gestört wurde:

Was muß ich ertragen, Franz! Meine Mutter triumphirt und selbst mein Vater hört auf die das

Wort zu reden. Glauben kann ich nicht was das Gerücht von dir ſagt; und dennoch fehlt es mir an Gründen es zu widerlegen. Mit einem Wort: Es heißt, du halteſt eine Maitreſſe. Ich erröthe, indem ich dies Wort niederſchreibe. Sage mir ſelbſt was an der Sache iſt. Die Gräfin weiß mir keine Auskunft zu geben; denn ſeit mehreren Tagen hat ſie dich nicht geſehen. O Franz! wenn es wahr ſeyn ſollte — Nein es kann nicht wahr ſeyn: denn alsdann hätteſt du mich nie geliebt und wäreſt eben ſo wenig jemals berechtigt geweſen, mich vor dem Grafen von Hollersdorf zu warnen. Auf jeden Fall muß meine Ungewißheit heute noch geendigt werden.

Heloiſe.

Wenn ich Biondini's Einſchränkungen bisher mit einiger Geduld ertragen hatte; ſo kam ich mit meinem Gehorſam gegen

seine Befehle jetzt in ein fürchterliches Gedränge. Mehr als einmal war ich im Begriff die Schranken zu überspringen, die ich mir hatte gefallen lassen. Ich glaubte, der Fall sey gekommen, wo Ungehorsam Tugend sey; und indem ich jeden Augenblick für kostbar hielt, war ich nur noch ungewiß, ob ich schreiben oder gehen sollte. Ich fühlte die Unzulänglichkeit des ersten Mittels aufs stärkste, als ein Bote von der Gräfin das Dilemma endigte, worin ich mich befand. Er forderte mich auf zu ihr zu kommen.

Ich verlor keinen Augenblick. Außer mir vor Verdruß, erzälte ich ihr ausführlich was vorgefallen sey und bat sie, Heloisen zu enttäuschen. Sie lächelte.

„Das ist nicht anders, mein lieber Franz, antwortete sie; und wer in dieser Werkeltagswelt die Tugend üben will, muß sich vor allen Dingen darauf gefaßt halten, daß man nur das Laster in ihm sehe. Seyn Sie indessen ganz ruhig. Bei Heloisen soll Ihnen das Gerede nicht schaden, in welches

Sie gekommen ſind. Stände nur alles Übrige vortheilhaft für Sie! Leider! wird die Mutter immer eigenſinniger für den Grafen eingenommen.«

Ich verließ die Gräfin ohne in eine beſſere Stimmung gerathen zu ſeyn. Den ganzen Tag hindurch quälte ich mich mit menſchenfeindlichen Gefühlen. Um mich zu zerſtreuen ging ich gegen Abend zu Wohlerts; aber auch dieſe vermochten nichts zu meiner Aufheiterung beizutragen.

Dieſer Zuſtand dauerte mehrere Tage. Ich kam nach und nach dahin, Heloiſen aufzugeben. Mein Trübſinn nahm mit jeder Stunde zu; und meine Verzweiflung ſchien den höchſten Punkt erreicht zu haben, als mir eine Erfahrung zeigte, daß jede Begebenheit den Uebergang zu einer andern enthält und daß es Thorheit iſt, in irgend einem Abſchnitt unſeres Erdenlebens ſein Schickſal als vollendet zu betrachten.

Da ich Wohlerts nie etwas von meiner Verbindung mit Heloiſen geſagt hatte; ſo war ihnen mein Trübſinn unerklärlich. In

der Voraussetzung, daß er blos die Folge der Unzufriedenheit mit meiner bürgerlichen Lage sey, fing Wohlert eines Abends also zu mir an:

»Mein ganzes Leben ist ein Kampf mit »dem Schicksal gewesen. Durch Sie, mein »theuerster Freund, hab' ich den Preis er»rungen. Jetzt fehlt mir zum vollkomme»nen Glücklichseyn nichts mehr, als Andere »glücklich zu machen. Scheu gemacht durch »viele unangenehme Erfahrungen, geh' ich »damit um, die Hauptstadt für immer zu »verlassen, um allen gewaltsamen Revolu»zionen, welche mir aus der Nähe oder »Ferne drohen, zuvor zu kommen. Meine »Luise ist darin mit mir einverstanden, daß »wir unser Vermögen nicht besser anlegen »können, als wenn wir uns in der Provinz »irgendwo ankaufen. Von dem Landbau »versteh' ich genug, um vor groben Fehlern »sicher zu seyn. Was ich nicht weiß, werd' »ich ohne Mühe lernen. Kurz, wir kaufen »uns ein Landgut und Sie ziehen mit uns »— um entweder für immer bei uns zu

»bleiben, oder sich bei uns aufzuheitern, da »Sie der Aufheiterung so sehr bedürfen.«

Wohlerts Antrag rührte mich. Von der anderen Seite fühlte ich, wie wohlthätig es für meinen ganzen Zustand seyn würde, fern von der Hauptstadt in irgend einem Winkel der Erde meinem Schmerz nachzuhängen, wenn alle meine Hofnungen fehlschlagen sollten. Ich versprach also dem guten Wohlert seinen Vorschlag anzunehmen, wenn in dem Zeitraum von vier Wochen mein Schicksal noch nicht entschieden wäre. Seine Freude darüber war unaussprechlich. Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit verlor er sich in Fantasien des Glücks. Nie hätte er geglaubt, sagte er, daß der heißeste Wunsch seines Herzens, fern von den Lastern der großen Städte auf einem einsamen Gute zu leben, werde erfüllt werden. Jetzt, wo dieser Wunsch seiner Zeitigung so nahe sey, wolle er die ganze Vergangenheit vergessen und sich, frei von Wünschen und Befürchtungen, lediglich darauf einschränken, nur sich und den Seini-

gen zu leben. Mag immerhin, fügte er hinzu, die Lebensphilosophie des Horaz der Egoismus selbst seyn; eine andere ist einmal nicht gestattet; — der tugendhafteste Sterbliche ist, der Natur unserer Verfassung nach, durchaus verdamt, unglücklich zu werden.

In solchen Vorstellungen drehte er sich den ganzen Abend. Es wurde Zeit, daß wir uns trennten. Ich verließ ihn unter Wiederholungen meines Versprechens. Voll Begeisterung drückte er mich einmal über das andere an seine Brust. »Glauben Sie mir, sagte er, auch Sie werden auf diesem Boden nie gedeihen. Es liegt in der Natur der Sache und die Erfahrung lehrt es tagtäglich, daß hier nur die Bösen prosperiren können. Es ist mir, fügte er hinzu, als dürfte ich mich gar nicht mehr von Ihnen trennen. Bleiben Sie gleich bei mir.« Ich mußte mich gewaltsam von ihm losreissen.

Auf dem Wege nach meiner Wohnung begegnete mir in einen dunkelblauen Mantel gehüllt ein Mensch, der mich im Vor-

übergehen sehr scharf ins Auge faßte. Ich fragte, ob etwas zu seinen Diensten stände; aber ohne ein Wort zu sagen entfernte er sich. Kaum trennte uns indessen ein Zwischenraum von einigen zwanzig Schritten, als ich den Knall eines losgeschossenen Pistols und die Kugel dicht an mir vorbeizischen hörte. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß der Schuß mir galt. Rasch drehte ich mich um; und da der Bandit sah, daß er mich verfehlt hatte, so ergriff er die Flucht. Ein Sprichwort sagt: dem fliehenden Feind muß man eine goldene Brücke bauen; aber ich war in diesem Augenblick nicht sehr aufgelegt, die Stimme der Klugheit zu hören. Ich verfolgte ihn und in wenig Minuten hatte ich ihn erreicht. Sobald er sah, daß er mir nicht entfliehen konnte, stellte er sich gegen eine Wand, warf das Pistol fort und vertheidigte sich mit einem Dolch. Ich hatte zum Angriff nur einen Stock. Ein tüchtiger Schlag, den ich ihm damit versetzte, brachte ihn zur Wuth. Ich sprang zurück, als er auf mich

losstürzte und widerholte einen Schlag so glücklich, daß ich ihn betäubt zu Boden streckte.

Der Pistolenschuß hatte, so spät es war, die Nachbarschaft in Aufruhr gebracht. Man eilte herbei und war nicht wenig erstaunt mich vor dem zu Boden Gestreckten ganz unbefangen da stehen zu sehen. Die Wache blieb nicht lange aus. Ich wurde atretiet und der Betäubte mir nachgetragen.

Ich weigere mich auf keine Weise Ihr Gefangener zu seyn, sagte ich zu dem Offizier, welcher die Wache befehligte; aber Sie werden mich verbinden, wenn Sie meinen Arrest und die vermeintliche Ursache desselben auf der Stelle dem Prof. Wohlert melden lassen, den ich noch heute in Ihrer Gegenwart sprechen muß, um die nöthigen Verfügungen zu treffen. Der Offizier erfüllte meine Bitte und kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Wohlert ganz athemlos ankam. Blaß und zitternd stund er da, als er den Leichnam in eben dem Zimmer entdeckte, wo ich mich befand. Ich

ſagte ihm mit wenig Worten was vorgefallen war, bat ihn die Gräfin davon zu unterrichten und forderte ihn auf, ſogleich Anſtalten zur Wiederbelebung des Betäubten zu treffen; denn in dieſem Lichte betrachtete ich den zu Boden geſtreckten Banditen. In der Nähe wohnte ein Wundarzt. Er kam von ſelbſt, von dem Lärm herbei geführt, welcher die ganze Gegend bewegte. Der Leichnam wurde ihm übergeben. Wohlert wollte durchaus bei mir bleiben. Zwingen mußte ich ihn, zu ſeiner Frau zurück zu kehren; und als er endlich ging, geſchah es unter der Bedingung, daß er Morgen ſogleich zu mir zurück kehren dürfte.

Der Vorfall war mir aus tauſend Gründen ärgerlich; indem ich aber vorausſetzte, daß meine Unſchuld von jedem unbefangenen Gemüth auf den erſten Blick anerkannt werden müßte, beruhigte ich mich nach und nach und ſchlief trotz dem harten Lager, welches mir angewieſen wurde, ſo ruhig ein, daß ich erſt ſehr ſpät wieder erwachte.

Den treuen Wohlert fand ich vor meinem Bette das h. vor der Lagerbank, welche die Stelle desselben hatte vertreten müssen. Wie steht es um den Erschlagenen? fragte ich ihn. Er zuckte die Schultern und fügte hinzu, daß alle Versuche, ihn ins Leben zurück zu bringen vergeblich gewesen wären. Dann steht es sehr schlimm um meine Angelegenheiten, antwortete ich; indessen, glaub' ich, dürfen wir noch nicht davon verzweifeln den Unglücklichen näher kennen zu lernen, welcher unter meinen Streichen gefallen ist. Sorgen Sie nur dafür, daß er ausgestellt werde, damit ihn Mehrere sehen können.

Ich bat Wohlert beim Weggehen, dem Minister mit meinem Abentheuer bekannt zu machen und ihn, wo möglich, zu dem Befehl zu bewegen, daß ich in ein Zivilgefängniß gebracht und mein Verhör auf der Stelle angestellt würde. Kaum aber war er fort, als sich bereits einer meiner Kollegen bei mir einfand. Das Gerücht von dem begangenen Morde war bereits bis zu

den Ohren des Miniſters gedrungen, welcher ihn abgeſchikt hatte ſich bei mir ſelbſt nach den näheren Umſtänden zu erkundigen. Ich erzälte den ganzen Hergang der Sache und wiederholte meine Bitte an den Miniſter.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte Wohlert zurück. Aus allen ſeinen Mienen ſtrahlte eine frohe Botſchaft.

Was bringen Sie mir, Wohlert? rief ich ihm entgegen.

Nicht viel war ſeine Antwort; aber doch etwas worauf ſich fußen läßt, d. h. etwas Wichtiges unter den Umſtänden, worin Sie ſich befinden. — Ich kehrte noch einmal, fuhr er fort, zu dem Wundarzt zurück, um zu ſehen, ob es ihm noch nicht gelungen ſey, den Scheintodten ins Leben zurück zu rufen und ihn mit Ihrem Wunſch bekannt zu machen, im Fall ſeine Bemühungen vergeblich ſeyn ſollten. Seine ganze Wohnung war bereits von Neugierigen angefüllt, und er ſelbſt noch gleich vergeblich beſchäftigt. Um von ihm zu dem Miniſter zu gehen,

mußte ich mich umziehen. Ich ging also nach Hause. Meine Luise, die ich mit Ih- rer Verlegenheit bekannt machte, wurde neugierig den Todten zu sehen und ersuchte mich, auf dem Wege zum Minister noch einmal vor dem Hause des Wundarztes vor- bei zu gehen und sie an der Todtenbeschau Theil nehmen zu lassen. Ich ließ mich da- zu bereitwillig finden. Wir kommen an, drängen uns durch die Menge der Neugie- rigen, welche sich noch vermehrt hat, und, kaum hat Luise den Erschlagenen gesehen, als sie mir zuruft: Ich kenn' ihn; ich kenn' ihn! Ich führe sie sogleich auf die Seite und erfahre, daß sie ihn öfters in dem Hause ihrer Schwägerin gesehen habe, mit welcher er sehr vertraut umgegangen wäre. — Dies wolle sie beschwören und nöthigen Falls noch andere Zeugen stellen.

Ist es möglich? rief ich aus. Und doch ist es so — gewiß so; Wo blieben meine Sinne? — — Ihre Frau hat Recht, Wohlert, fügte ich hinzu. Jetzt, nachdem sie meiner Einbildungskraft zu Hülfe gekom-

men iſt, erkenn' ich ſelbſt den Erſchlagenen wieder. Zum erzälen hab' ich jetzt keine Zeit; aber erfahren ſollen Sie alles. Es iſt ausgemacht daß ſich darauf fußen läßt. Verlieren Sie keinen Augenblick, dieſe Unterſuchung zu beſchleunigen. Ihre Schwägerin muß auf der Stelle als eine höchſt verdächtige Perſon verhaftet werden. Man frage ſie, ob ſie den Todten kenne und wenn ſie es leugnen ſollte, ſo mögen die Zeugen, Ihre Frau an ihrer Spitze, gegen ſie auftreten. Ha! daß ich nicht von der Stelle kann!

Wohlert verſprach, mich keinen Augenblick länger in Ungewißheit zu laſſen, als es durchaus nothwendig ſeyn würde. Er ging auf der Stelle.

Unmittelbar nach ſeiner Entfernung wurde ich in ein Civilgefängniß gebracht und das augenblickliche Verhör welches man mit mir anſtellte, bezeugte die Wirkſamkeit eines miniſteriellen Befehls. Meine Ausſage war, wie ſie ſich ein jeder ohne Mühe denken kann. Ich betheuerte zuletzt,

daß ich den Ermordeten nie gesehen und eben so wenig jemals etwas von ihm gehört hätte, bis mir vor ungefähr einer Stunde von einem meiner Freunde wäre gesagt worden, daß er in einer engen Verbindung mit einem Frauenzimmer gestanden, welches mich vor Jahr und Tag beraubt hätte. Ich erzälte die Art der Beraubung und bat dies Frauenzimmer auf der Stelle verhaften zu lassen.

Meine Bitte brauchte indessen nicht mehr erfüllt zu werden. Voll von dem Enthusiasmus sich mir nützlich zu machen, hatte sich Wohlert an den Polizeipräsidenten gewendet, um einen Verhaftsbefehl gegen Madam Weber, als eine in meinem Handel höchst verdächtige Person, auszuwirken; und sie war, wie er mir bald darauf versicherte, noch vor dem Abschluß meines Verhörs eingebracht worden. Er selbst war dabei gegenwärtig gewesen und konnte nicht Worte genug finden, mir ihr Schrecken zu beschreiben.

Er war noch bei mir als Clara erschien, welche er schriftlich von meinem Unfall un-

ter-

terrichtet hatte. Ich gab ihm einen Wink, ſich zu entfernen, den er auf der Stelle befolgte. Sie ſind ſehr ſtreng mit mir verfahren, Gräfin, redete ich Claren an; aber Sie haben noch nicht aufgehört meine Freundin zu ſeyn. Ich ſchließe dies aus Ihrer gegenwärtigen Erſcheinung welche mir ſehr deutlich ſagt, daß die meiſten Verſuche, welche ich gemacht habe Sie zu ſehen, bloß deshalb vergeblich geweſen ſind, weil ſie überflüſſig waren. —

Ich ſehe, fing ſie lachend an, daß es auch im Gefängniß breite Leute giebt; doch genug davon. Ob Sie unſchuldig ſind, oder nicht, iſt keine Frage. Meinen Vermuthungen nach, iſt die ganze Begebenheit von geſtern ein von der Rache angeſtiftetes Werk. Darüber ins Reine zu kommen wird nicht unmöglich ſeyn; nur fürcht' ich Zeitverluſt. Vor dem Eindruck, den die ganze Sache auf Heloiſen machen könnte, ſeyn Sie nicht bange. Ich werde ſie orientiren. Nebenher werd' ich alles thun, was in meinen Kräften ſteht, Ihrem Proceſſe einen freund-

lichen Ausgang zu geben. Damit die Langeweile Sie weniger drücke, bring' ich hier einige Bücher mit. Für die übrige Unterhaltung mögen Ihre neuen Freunde sorgen. Adieu. Von Biondini hab' ich keine Nachricht; das ist aber ein gutes Zeichen. Sollte es Ihnen an etwas fehlen, so versteht es sich, daß Sie sich an mich wenden.

In demselben Augenblick hatte sie auch schon meinen Kerker verlassen. Wie gern hätte ich noch Erkundigungen über Heloisen eingezogen! Sie war fort und die zurückgelassenen Bücher allein konnten meinen Gram zerstreuen.

Wohlert kehrte bald wieder zu mir zurück. Er brachte mir die Nachricht, daß man seine Schwägerin zu dem Todten geführt und gefragt habe: Ob sie ihn kenne? Er selbst sei dabei gegenwärtig gewesen. Anfangs habe sie sich über den Anblick so entsetzt, daß sie unfähig gewesen wäre, ein Wort hervorzubringen; aber bald darauf habe sie mit eben so viel Entschlossenheit als Bestimmtheit Nein! gesagt. Seine Frau

habe gegen sie auftreten wollen; sey aber von dem Richter verhindert worden, der sie ersucht habe, die übrigen Zeugen herbeizuschaffen. Diese wären bald darauf erschienen. Als Hausgenossen der Madam Weber hätten sie ausgesagt, daß der Todte sehr oft in dem Hause gewesen wäre und einer hätte hinzugefügt: Er wisse für gewiß, daß es der Bediente des Grafen Hollersdorf sey.

Ich konnte nicht umhin den ehrlichen Wohlert bei diesen Worten zu umarmen. Wie viel verdank' ich Ihren freundschaftlichen Bemühungen! rief ich aus. Jetzt zweifl' ich keinen Augenblick mehr, daß alles ins Klare kommen werde. Dieser Graf haßt mich aus einem doppelten Grunde. Jetzt kann ich Ihnen darüber nicht noch mehr sagen; Sie sollen aber alles erfahren, sobald mein Schicksal entschieden ist.

»Ich habe noch nicht geendigt, fing Wohlert an. Auf diese Aussage hat man den Grafen ersuchen lassen sich bei dem Wundarzt einzufinden — um den Todten in Augenschein zu nehmen.«

Herrlich! Herrlich!

„Seine Erklärung, so wie alles was in Ihrer Sache vorgeht, werden Sie durch mich immer sehr früh erfahren; denn der Zufall hat gewollt, daß der Inquirent mein Freund ist und vorläufig kann ich Ihnen sagen, daß er von Ihrer Unschuld überzeugt, Alles thun wird, was sich mit dem von den Gesetzen vorgeschriebenen Gang des Processes verträgt, um ihn abzukürzen.“

Jetzt, lieber Wohlert, mag Alles gehen, wie Gott will. Für den Ausgang wenigstens bin ich nicht mehr bange. Die Zeit hinzubringen, wird es mir Ihre Freundschaft nicht an Mitteln fehlen lassen. Ohne eigentliche Geschäfte, werden Sie mir einen Theil Ihrer Musse gönnen und wenn Sie mir dies versprechen, so mag ich nicht einmal gegen Kauzion loskommen. —

Wohlert versicherte mich, daß er nur denjenigen Theil seiner Zeit außer meinem Gefängnisse zubringen würde, den er zu den nöthigen Erkundigungen gebrauchte, und daß, wenn ich erlauben wollte, daß er seine

Luiſe mitbringen dürfte, ſeinem Wohlſeyn durch dies Opfer nicht das mindeſte abgehen würde. Meine Entlaſſung würde übrigens keinen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn, wenn ich gegen Kauzion loskommen wollte. Mit Vergnügen wollte er ſie machen.

Ich dankte ihm für dieſe Bereitwilligkeit. Mir ſelbſt ſey gegenwärtig an meiner Freiheit nichts gelegen, da ich ſie nicht gebrauchen könnte, wie wol ich möchte. Mein feſter Entſchluß ſey, mein Urtheil in dieſem Gefängniß abzuwarten.

Wir trennten uns erſt ſpät des Abends. Den folgenden Morgen war der unermüdliche Wohlert ſogleich wieder bei mir. Die Nachricht, welche er mir brachte war, daß der Graf ſich zwar zu der Todtenbeſchau eingefunden, aber durchaus geleugnet habe, daß der Todte ſein Bedienter gewesen ſey. Der Inquirent habe ihm geſagt, daß das Zeugenverhör noch dieſen Vormittag abgehalten und unmittelbar darauf Madam Weber zur Unterſuchung gezogen werden ſollte. Dies ſey vollkommen hinreichend um

den Grafen, im Fall er wirklich Antheil an dem Bubenstücke habe, zur Verantwortung zu ziehen.

Ich bat ihn der Gräfin zu sagen, daß ich mich wohl befände und nicht nur im Genuß aller Bequemlichkeiten wäre, sondern auch vermöge der Zerstreuung, welche mir der ganze Vorfall gewährte, eine beneidenswerthe Heiterkeit genösse.

Wenn ich übrigens je in meinem Leben das Glück gehabt hatte, unbekannte Personen für mich zu interessiren, so war es jetzt der Fall. Wer wollte mich nicht sehen? Ich hätte mich zum Wunderthier machen können; so groß war die Neugierde der Menschen, einen jungen Mann zu sehen, welcher unter Umständen, von denen man nichts begriff, zum Mörder geworden war. Der Zuspruch wurde so zahlreich, daß ich bald, um nur einen Augenblick zu mir selbst zu kommen, genöthigt war, dem Schließer zu befehlen, daß er, den einzigen Wohlert ausgenommen, Keinen unangemeldet zu mir lassen sollte. Nicht wenig erstaunte ich, als

er bald darauf den spanischen Gesandten meldete. Wie hätte ich Se. Excellenz abweisen können?

Er wäre blos gekommen, sagte er, um sich aus meinem Munde von der Wahrheit eines Gerüchts zu überzeugen, welches mich zum Mörder machte, während er nicht begreifen konnte, wie ein so harmloses Geschöpf als ich, des Mordes fähig wäre. Ich war gezwungen, den ganzen Hergang der Sache noch einmal zu erzälen. Unter solchen Umständen, sagte der Gesandte, ist ein guter Ausgang nicht blos zu hoffen, sondern auch zu glauben. Ich eile zu meiner Gemalin zurück, welche sich noch immer aufs lebhafteste für Sie interessirt, wenn sie es gleich nicht ganz artig findet, daß Sie uns seit einer Woche ganz vergessen haben. Sey es indessen darum! Mit ein wenig langer Weile wird die ganze Sache für Sie abgemacht seyn und was von unserer Seite geschehen kann, diese zu verringern, soll gewiß nicht unterlassen werden. Er fragte mich hierauf, ob ich Geld, Wein oder ir-

gend etwas Anderes zu meiner Bequemlichkeit vonnöthen hätte. Ich dankte ihm für seine Theilnahme und seine Bereitwilligkeit mir zu helfen, und erregte nicht wenig sein Erstaunen, als ich hinzufügte, daß ich der langen Weile nur dadurch ausgesetzt wäre, daß ich nicht wüßte, wie ich den ewigen Zerstreuungen entgehen sollte, welche von allen Seiten auf mich zuströmten. »Desto besser! desto besser! mein Freund, sagte der Gesandte; dann befinden Sie sich ja in der Lage eines Ambassadeurs.«

Mit diesen Worten verließ er mich.

Einige Stunden darauf kam Wohlert zurück. Auf seinem Gesicht ruh'te der Widerschein einer freudigen Botschaft. Er zog einige Bogen Manuscript aus der Tasche. Hier ist das Verhör der Weber, sagte er. Was es enthält weiß ich noch nicht; aber ein Billet des Protokollführers läßt mich vermuthen, daß unsere Sache nicht übel steht.

Ich bat ihn es vorzulesen. Er that es mit so viel Theilnahme, als ob die darin

verhandelte Sache wirklich seine eigene gewesen wäre.

Um dem Leser alle Details zu ersparen, welche er entweder schon weiß, oder sich leicht denken kann, berühre ich hier nur das Wesentlichste.

Die Aussage der Zeugen war in Hinsicht des Orts, der Zeit und der übrigen Umstände, unter welchen sie den Ermordeten im Hause der Madam Weber gesehn hatten, vollkommen übereinstimmend gewesen und ein jeder hatte die seinige beschworen. Die Weber selbst hatte von neuem alle Bekanntschaft mit dem Ermordeten geleugnet. Die Confrontazion mit den Zeugen hatte sie in Verlegenheit gesetzt; aber nicht aus der Fassung gebracht. Ihre Aussage war ihr vorgelesen und unmittelbar darauf ihr angedeutet worden, daß, wenn sie nach einer halben Stunde nicht alles bekennte, was sie zu bekennen hätte, diejenigen Zwangsmittel gebraucht werden würden, welche das Gesetz erlaubte. Man hatte sie sich hierauf selbst überlassen. Nach Verlauf der halben

Stunde war sie von neuem vorgefordert worden; und da sie beim Leugnen geblieben war, so hatte man Anstalten zum Zwang gemacht. Der Anblick derselben hatte sie bewogen, um eine viertelstündige Frist zu bitten. Sie war ihr bewilligt worden und nach Verlauf derselben hatte sie folgendes bekannt, welches ich, um das ewige Geschlepp der deutschen Hülfswörter zu vermeiden, lieber direkt als indirekt erzähle.

»Mein Name ist Amalia Braun. Ich bin die Tochter eines schlesischen Buchhändlers. Die bekannte Gewissenlosigkeit meines Vaters ward die Grundlage meines Leichtsinns. In einem Alter von siebzehn Jahren an einen Mann meines Standes verheiratet, folgte ich von dem ersten Tage meiner Ehe an nur meiner Laune und meine Reize und mein Vermögen bewogen meinen Mann zu einer blinden Nachgiebigkeit. Nach Jahr und Tag machte ich die Bekanntschaft des Grafen von Hollersdorf. Sein Stand wirkte auf meine mit verliebten Abentheuern angefüllte Fantasie um so stärker

ein, da ſich Jugend, Schönheit und Bildung in der Perſon des Grafen vereinigten, um ihn mir theuer zu machen. Ein vertrauter Umgang war unausbleiblich. Bald kam es dahin, daß die ganze Stadt davon ſprach. Um den Vorwürfen meines Mannes zu entgehen, deſſen Paſſivität ihr Ziel erreicht zu haben ſchien, that ich dem Grafen den Vorſchlag zu einer Entführung. Wir entkamen — unſtreitig, weil mein Mann zu ſehr Kaufmann war, um nicht zu überlegen, daß es nach ſo vielen durch mich errungenen Vortheilen nicht der Mühe werth ſey, mich ſelbſt noch länger zu beſitzen. Die Hauptſtadt des Königreichs wurde unſer Zufluchtsort. Hier lebten wir Anfangs ſehr zurückgezogen. Eine längere Zeit hindurch ſchmeichelte ich mir mit dem Gedanken, daß der Graf mich heirathen würde; da er aber keine Anſtalten dazu machte, ſo ließ ich mir nach und nach gutmüthig gefallen, ſeine Maitreſſe zu bleiben. Der Wahn unter dem Schutz eines reichen Mannes zu leben, verſchwand nicht eher, als bis ich genöthigt

war, meine Kostbarkeiten zu seinem Vortheil zu veräußern. Bald kam es dahin, daß ich mich ganz von ihm trennen mußte, wenn wir nicht beide zu Grunde gehen sollten. Ich machte einige Versuche zu einer Aussöhnung mit meinem Mann; aber sie waren um so vergeblicher, da mein Vater bald nach meiner Entweichung gestorben war und über den Rest seines Vermögens zu meinem Nachtheil disponirt hatte. Unter solchen Umständen blieb mir nichts anders übrig als von meinen Reizen Vortheil zu ziehen. Die meisten Abnehmer führte mir der Graf selbst zu. Mein Gewerbe war so einträglich, daß ich im Stande war, den Grafen oben zu erhalten. Freilich beschränkte ich mich nicht auf das, was Personen meines Standes einen ehrlichen Erwerb nennen. Der Graf selbst gab mir die erste Anleitung zum Plündern und sein Bedienter, ein eben so verwegener als verschlagener Mensch, unterstützte mich in der Ausführung der von ihm entworfenen Plane. Auf eben diese Weise erinnere ich mich eben den Mann ausgezogen

zu haben, deſſen unvorſetzlicher Mord dieſe Unterſuchung nach ſich gezogen hat. Aufmerkſam gemacht durch den Grafen, der ſeine Bekanntſchaft, ich weiß nicht mehr wie, gemacht hatte, und belehrt von ſeinen Umſtänden durch einige Freunde des jungen Mannes, welche der Zufall um eben dieſe Zeit zu mir führte, zog ich ihn unter der Maske einer Freundin ſeiner Geliebten an mich, und mit Hülfe des ebengenannten Bedienten, welcher ſich für einen Herrn von Eggers ausgab, nahm ich ihm ſeine Baarſchaft ab. Seit dieſer Zeit erfuhr ich nicht eher etwas wieder von ihm, als bis er vor ungefähr vierzehn Tagen in den Angelegenheiten meiner Schwägerin zu mir kam. Mein Schickſal hatte ſich indeſſen zu meinem Vortheil geändert. Von meinem gegenwärtigen Mann leidenſchaftlicher geliebt, als von allen meinen übrigen Liebhabern ſah ich ſehr deutlich ein, daß es nur von mir abhing, ſeine Frau zu werden. Da er reich war, ſo konnte ich auf die Einwilligung des Grafen rechnen. Unbekannt mit der Welt, hielt

mich Herr Weber für etwas Besseres, als ich wirklich war. Dies benutzte ich so gut, daß er sich sehr bald zu einer Heirath entschloß. In das Haus meines Mannes versetzt, war es mir unmöglich, seine Schwester lieb zu gewinnen, ob ich gleich nicht im Stande bin, den wahren Grund meiner Abneigung anzugeben, da ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie alles hervorgesucht hat, meinen Beifall zu haben und daß sie nicht eher meine offenbare Feindin geworden ist, als bis die Noth sie dazu gezwungen hat. An Heirathsvorschlägen und folglich an Mitteln sie aus dem Hause zu entfernen, fehlte es nicht, da sich aber mein Mann nie entschließen konnte, eine bedeutende Summe von dem Vermögen auszuzahlen, welches er seit dem Tode seines Vaters als das seinige zu betrachten gewohnt war; so blieb sie vor wie nach in dem Hause. Ungerechte Verfolgungen brachten sie zu dem Entschluß sich auf einen verbotenen Liebeshandel einzulassen. In dem Hause einer Freundin ihrer verstorbenen

Mutter wurden alle Verabredungen genommen. Sie entfloh. Mein Mann erhielt indessen noch zeitig genug davon Nachricht. Er eilte ihr nach und überfiel sie in eben dem Augenblick, wo sie sich hatte copuliren lassen. Ihrem Geliebten fehlte es an Stärke, sie zu vertheidigen. Er unterlag und mein Mann brachte sie glücklich zurück. Sie wurde eingesperrt. Wie es ihr gelungen ist sich aus dem Kerker zu befreien, weiß ich nicht. Der Zufall führte sie in die Arme des Mannes, der des Mordes angeklagt ist. Er brachte sie in seine Wohnung und erschien den folgenden Morgen, um wegen ihres Schicksals mit meinem Mann zu unterhandeln. Dieser war nicht zu Hause; und da ich nicht wußte, wovon die Rede seyn würde, so ließ ich den Fremden zu mir. Ich erschrak als ich in ihm den jungen Mann erkannte, den ich vor Jahr und Tag geplündert hatte. Auch er erkannte mich auf der Stelle wieder; aber mit vieler Geistesgegenwart sagte er mir, daß von jenem Auftritt nie die Rede seyn sollte, wenn ich ihm ver-

spräche gewisse Vorschläge, welche er meinem Mann in Betreff seiner Schwester zu machen hätte, ins Werk zu richten. Ich versprach es auf der Stelle und hielt Wort. Mein Mann zahlte den Antheil aus, welchen seine Schwester an seinem Vermögen hatte, versöhnte sich mit seinem Schwager und wurde ihm auf alle Weise nützlich. Einige Tage darauf kam Ferdinand — so hieß der Bediente des Grafen — zu mir. Die Geschichte lag mir noch im Kopf und da er nicht aufhörte nach der Ursache meines Verdrusses zu fragen, so erzählte ich ihm den ganzen Vorfall. Er spie Feuer und Flamme und machte sich auf der Stelle anheischig mich zu rächen. Ich habe jetzt einen doppelten Bewegungsgrund, sagte er, ihm zu Leibe zu gehen, da er meinem Herrn hinderlich ist, eine der reichsten Parthieen zu machen. Weiter erklärte sich Ferdinand nicht. Zur Ausführung der Projecte seines Herrn mußte ich ihm eine namhafte Summe verschaffen und nachdem er diese an sich genommen hat, hab' ich ihn nicht wieder gesehn.

sehen. Um meiner häuslichen Verhältnisse willen hab' ich geleugnet, diesen Ferdinand zu kennen.«

Wohlert freute sich vielleicht noch mehr als ich, über die geschwinde Beendigung eines Processes, der, dem ersten Anschein nach, außer einer langen Dauer sehr viel andere Unannehmlichkeiten versprach. Lachend bemerkte er, daß es doch keine üble Sache wäre, die Großen auf seiner Seite zu haben. Das Einzige was ihm nicht einwollte, war die Flucht des Grafen von Hollersdorf; er verdiente am Ende doch noch mehr in Betrachtung gezogen zu werden, als seine Schwägerin.

Sollte er wirklich fort seyn? fragte ich. So reich an Hülfsmitteln der Lüge und des Betrugs, sollte er den Kampfplatz so früh verlassen haben?

Das ist keinem Zweifel unterworfen, war seine Antwort; denn außer uns sind so viele andere Personen vorhanden, welchen mit seiner Flucht gar nicht gedient ist und welche folglich ein lebhaftes Interesse ge-

habt haben, dieſen Punkt aufs Reine zu bringen.

Und dieſe wären?

»Wer anders als ſeine Gläubiger? Unter den Israeliten iſt ein wahrer Aufruhr.

Jetzt trat der Schloſſer zu uns und übergab mir einen Brief von Helviſer.

Ich erbrach ihn haſtig und las:

»Vor Angſt habe ich dieſe Täge »hindurch gezittert, theuerſter »Franz; jetzt aber zittre ich vor »Freude. Der verhaßte Graf hat »die Flucht ergriffen und dadurch »Deine — und vielleicht auch »meine Freiheit bewirkt. Schon »geſtern fiel es meiner Mutter »auf, daß er ſich gegen ſein Ver»ſprechen bei ihr nicht zum Thee »einfand. In der Beſorgniß, daß »er krank geworden ſeyn könnte, »ſchickte ſie unſern Friedrich ein»mal über das andere in ſeine »Wohnung und obgleich der arme »Menſch immer mit der Nachricht

»zurück kam, daß der Graf nicht
»zu Hause wäre; so hörte sie doch
»nicht eher auf ihn zu quälen, als
»bis ich ihm einen Wink gab, den
»er auf der Stelle verstand.
»Heute ist es entschieden, daß er
»nicht mehr in B ... ist; denn
»es kommt eine Anfrage nach der
»anderen an uns, und alle
»rühren von Personen her, die,
»wie man sagt, ihre Freunde nicht
»gern weit aus den Augen lassen.
»Meine Mutter schimpft auf ihre
»Zudringlichkeit und will durchaus
»nicht glauben, daß ein Graf sich
»aus dem Staube machen könne;
»aber mag sie doch schimpfen und
»glauben wie und was sie will,
»wir wissen am besten was an der
»Sache ist und mein guter Vater
»freut sich — beiläufig gesagt —
»im Stillen mit uns, wenn er sich
»gleich davon um meiner schwa-

»chen Mutter willen wenig merken
»läßt.

»Wie hab ich für dich gezittert,
»theuter Franz! die erste Nach-
»richt von deinem Unglück erhielt
»ich aus dem Munde meiner Mut-
»ter. Sie würde mich zermalmt
»haben, wenn ich sie so hätte
»glauben können, wie sie mir mit-
»getheilt wurde. Du und Mor-
»den! Ich hätte meine fünf Sinne
»verloren haben müssen, um zwei
»so widersprechende Dinge mit ein-
»ander verbinden zu können. Ist
»wirklich etwas daran so ist die
»That ohne Absicht vollbracht —
»ungefähr eben so, wie der Ziegel
»vom Dach fällt und den Vor-
»übergehenden zerschmettert. So
»dacht' ich in dem ersten Moment
»und glaubte die That so wie sie
»mir erzählt wurde, durchaus nicht.
»Irgend etwas mußte indessen vor-
»gefallen seyn worauf man eine

»solche Lüge flühen konnte. Diese
»Ungewißheit war es was mich
»quälte. Wie oft verwünschte ich
»Biondini mit seinem Verbot!
»Wie ungeduldig seufzte ich dem
»Augenblick entgegen, wo die Grä-
»fin erscheinen würde. Endlich
»kam sie und von ihr erfuhr ich
»endlich die wahre Beschaffenheit
»der Sache. Ein Unglück ist es
»immer daß ein Mensch unter
»deinen Stteichen zu Boden ge-
»stürzt ist; wenn ich aber bedenke
»daß eben dieser Mensch dich mit
»Pistol und Dolch angriff — Muß-
»test du dich nicht vertheidigen?
»Und würdest Du nicht an
»seiner Stelle gefallen seyn, wenn
»dich das Glück nicht mehr begün-
»stigt hätte? Ich schaudere, wenn
»ich an die Gefahr denke, worin
»du dich befunden hast.

»Könnt' ich nur aus dem gan-
»zen Hergang der Sache klug

»werden! Daß der Graf im Spiele »ist, verſteht ſich von ſelbſt. Wa»rum hätte er ſonſt die Flucht zu »einer Zeit ergriffen, wo ſeine An»gelegenheiten, ſo viel von meiner »Mutter abhing, in dem beſten »Gange waren? Aber wie hat »man dieſe Entdeckung machen »können, wenn er den erſten beſten »Banditen gedungen hat? Iſt der »Bandit nicht todt vor dir nieder»geſtürzt? Iſt er nicht vollkom»men unbekannt geblieben? —. »Das böſe Gewiſſen hat den Gra»fen nicht zur Flucht gebracht. »Gewiß nicht, lieber Franz. Der »hat mehr zu verantworte», als »wir zu denken im Stande ſind »und mit dem Gewiſſen, hat man »mir geſagt, verhalte es ſich wie »mit dem Magnet, deſſen anzie»hende Kraft in eben dem Grade »zunehme, als man nach und nach »ſeine Laſt vermehre. Über den

»fatalen Biondini! In einer
»Stunde könnt' ich über Alles be-
»lehrt ſeyn, wenn er nicht ſo ſtreng
»geweſen wäre. Jetzt muß ich ab-
»warten bis die Gräfin zu mir
»kommt und dann bleiben mir
»doch noch hundert Fragen unbe-
»antwortet, blos weil ſie ſo hur-
»tig iſt. Doch möcht' ich ihr nicht
»gern Vorwürfe machen. Was
»wäre aus mir geworden, wenn
»ſie nicht mein Beiſtand geweſen
»wäre? Ihr allein verdank' ich,
»daß ich die Hofnung dich zu be-
»ſitzen, nicht ganz verloren habe.
»Wärſt du nur erſt aus dem Ge-
»fängniß! Vor allen Dingen laß
»mich wiſſen, wie lange das noch
»dauern kann. Sobald du deine
»Freiheit wieder erhalten haſt,
»muß ich dich ſehen, Biondini
»mag dagegen haben was er will.
»Adieu!«

Heloiſe.

Heloisens Wunsch mich bald befreit zu sehen, wirkte so mächtig auf mich ein, daß ich zum erstenmal mit beklemmten Herzen ans Fenster trat, um nach der Gegend hinzuschauen, wo sie wohnte, und mich zu überzeugen, daß ich nicht auf immer von ihr abgeschnitten sey. Ich öfnete es; aber die eisernen Stangen vor demselben, machten einen so widrigen Eindruck auf mich, daß ich es auf der Stelle wieder verschloß. Ich ging im Zimmer einigemal auf und nieder und blieb zuletzt vor der Thür stehen. Unwillkürlich legte ich die Hand auf den Drücker. Er sprang in die Höhe; aber ein eiserner Balken mit einem doppelten Schloß verhinderte die Thür aufzugehen. — O Biondini rief ich aus, wie sehr würdest du mich bedauern, wenn du mich mit meinen aufgeregten Gefühlen hier stehen sähest! Unglückliche! fuhr ich fort, welche mit einer Leidenschaft im Herzen, wie die meinige ist, die Hofnung verloren haben, die Freiheit jemals wieder zu schmecken! Wie wenig ist der Mensch ohne sie!

Die Ankunft eines Juſtizbedienten — deſſen Namen ich vergeſſen habe — unterbrach dieſe Apoſtrophe. So widerwärtig mir auch ſeine Miene war — er ſchielte mit dem einen Auge und ſein ganzes Geſicht war der lebendige Ausdruck kleinlicher Leidenſchaften, durch geſetzliche Formen gezwängt, — ſo überwand ich mich doch genug um ihm für die ſchnelle Beförderung meiner Sache zu danken. Zugleich fragte ich ihn, wie lange mein Arreſt noch dauern könnte?

Gegen Caution können Sie jeden Augenblick loskommen, mein Schatz, erwiderte er; wenn Sie aber den Ausgang des Proceſſes hier abwarten wollen, ſo bringt es die Natur Ihres Verbrechens — Ihres Falls wollt' ich ſagen — mit ſich, daß Sie noch mehrere Wochen im Gefängniß bleiben.

Ich erſtaunte.

Sehen Sie, mein lieber Freund, fuhr er fort, da es ein Criminalfall iſt, ſo muß die Sentenz von einer anderen Behörde geſpro-

chen werden und darüber verstreicht in der Regel eine längere Zeit.

Was heißt das in Ihrer Sprache?

»Nun, einige Monate.«

So überhäuft ist man?

»Wundern Sie sich nicht darüber! Es kömmt dazu, daß sich keiner gern in Amtsarbeiten übernimmt.«

Aber mehrere Monate in einer so evidenten Sache, als die meinige ist! Ein einziger Federzug ist hinreichend —

»Das denken Sie wohl. Es muß doch Alles ponderirt werden. — Indessen läßt sich die Zeit auch abkürzen, wenn Ihnen viel daran gelegen seyn sollte.« —

Alles ist mir daran gelegen, sag' ich Ihnen —

»Nun dann werden Sie auch kein Bedenken tragen die nöthigen Mittel anzuwenden« —

Welche Mittel? Ich bitte Sie mich damit bekannt zu machen —

»Verstehen Sie mich denn nicht? Kaum sollte man glauben, daß in Ihrem Alter

und nach einem jahrelangen Aufenthalt in der Hauptſtadt die Unbekanntſchaft mit dem Gang der Dinge ſo groß wäre. Sehn Sie, es kommt darauf an, die Leute gefällig zu machen; die Gerechtigkeit ſelbſt iſt ganz außer dem Spiele. Wenn Sie mir gefälligſt angeben wollen, wie viel Sie anzuwenden willens ſind, ſo kann ich Ihnen dadurch nützlich werden, daß ich mit dem Decernenten ſpreche — .«

Sagen Sie ihm, daß ich mit Freuden 20 Friedrichsd'or anwenden wollte.

In dieſem Augenblick kam Wohlert zurück. Der Juſtizmann verbeugte ſich ſo tief gegen mich, daß ein beſſerer Menſchenkenner als ich damals war, nach dieſer Verbeugung den Antheil hätte beſtimmen können, welchen er an dieſem Lucrum hatte. Wohlert ſchloß aus ſeinem Betragen ſehr richtig auf den Gegenſtand der Unterhaltung zurück; und kaum hatte ich ſeine Frage beantwortet, als er mit derſelben Bitterkeit, welche ich vor Jahr und Tag ſo unbegreiflich fand, in folgende Bemerkungen ausbrach.

Treuherziger Don Ulloa! rief er aus; mit eigenthümlichen Befremden erzählst du in deiner Reise nach America, daß es den unglücklichen Peruanern gleich viel sey, ob sie das Amt eines Richters oder eines Henkers verwalteten. Mit welchem Auge mußt du die Bewohner deines Vaterlandes und des ganzen übrigen Europa beobachtet haben, wenn du nicht sahest, daß sie hierin alle den Peruanern ähnlich sind! Was ist Ehre gegen Geld? Man verbinde das Gehalt des ersten Ministers mit der Stelle eines Scharfrichters und die Kunst Köpfe herunter zu schlagen wird mit eben dem Eifer getrieben werden, mit welchem man jetzt das Gesetzbuch studirt. — Mein theurer Freund, die Pluralität der Menschen ist verworfen und muß es seyn, weil wir in Verfassungen leben, welche mit dem besten Willen die Tugend zu beleben, nur das Laster in tausendfältiger Gestalt hervorbringen können. Ich mag nichts mehr darüber sagen; aber alle Ihre künftigen Erfahrungen werden Ihnen zeigen, daß ich nicht Unrecht

habe. Unter den Menſchen ſind nur diejenigen einiger Achtung werth, welche mit den Mitteln unabhängig zu ſeyn, den guten Willen haben, als ſolche zu leben. Lebhafter, als ſeit langer Zeit fühl' ich in dieſem Augenblick, daß mich weder meine Gefangenſchaft, noch mein gegenwärtiges Glück von dem Abſcheu geheilt haben, den ich von jeher für Niederträchtigkeiten empfand —

Aber wozu dieſer Feuereifer, lieber Wohlert? Bedenken Sie doch, daß, die Geſinnungen dieſes Mannes mögen ſeyn, welche ſie wollen, hier nur von einer Belohnung die Rede iſt, die auf die Gerechtigkeit keine Beziehung hat.

Ich ſpreche nicht von dieſem Fall, erwiderte er; ſondern von der überhand nehmenden Venalität überhaupt, welche die Gerechtigkeit zur Dienſtmagd der niedrigſten Triebe macht. O mögen Sie nie erleben, was ich habe erleben müſſen! Ihr Herz würde gewiß nicht weniger bluten.

Dieſe Unterhaltung nahm eine zu ernſthafte Wendung, als daß ich es meinem

Stern nicht hätte Dank wiſſen ſollen, daß er mir einen Brief von Heloiſen zuführte. Hier iſt er von Wort zu Wort:

»Die Gräfin iſt bei mir geweſen theurer Franz, und ich weiß jetzt Alles, was du mir auch dann verſchwiegen haben würdeſt, wenn Biondini dir nicht die Zunge gebunden hätte. Warum bin ich in dieſem Augenblicke nicht bei dir, um alle meine Gefühle in eine feurige Umarmung auszuſtrömen, welche dir ſage, wie ſehr ich dich — nicht liebe, ſondern anbete. Ja, theurer Franz, ſo konnteſt du nur handeln; von tauſend und aber tauſend, welchen das Schickſal dieſelben Veranlaſſungen gegeben hätte. Ich kenne deinen Wohlert bis jetzt nur aus der Beſchreibung; aber ich intereſſire mich unendlich für ihn und brenne vor Begierde die Bekanntſchaft eines rechtſchaffenen Mannes zu

machen, dem du zuerſt das Leben gerettet und dann zu Allem verholfen haſt, was ihm daſſelbe angenehm machen konnte. O warum iſt Biondini nicht hier, um meiner Mutter zu ſagen, was du gethan haſt? Glaube mir, ſo hart die Rinde iſt, womit Stolz und Vorurtheil ihr Herz umgeben haben, Biondini's Erzählung würde ſie ablöſen — und endlich würde ſie einſehen lernen, daß man nicht Ahnen und Wappen braucht, um ein unverdorbenes Mädchen zu beglücken. Doch Biondini erſcheine oder erſcheine nicht, ich fürchte wenig mehr. Gewiß, ein großer Theil der Schwierigkeiten die uns im Wege ſtanden, iſt überwunden. Bald, bald müſſen unſere Wünſche erfüllt werden! Nur ſeine Lieblinge führt der Himmel ſo wie er dich geführt hat. Viel, ſehr viel iſt ſchon dadurch gewonnen, daß der

Graf die Flucht ergriffen hat. Wie ſehr ſich auch meine Mutter jetzt noch ſperren mag, die Wahrheit anzuerkennen; ſie wird davon durchdrungen werden, wie alle welche ſie fürchten. Jetzt ſchon iſt ſie ſehr kleinlaut und wenn mein Vater bisweilen von der baldigen Zurückkunft des Grafen ſpricht — eine Rache, welche ihm ſo wunderlich läßt, daß ich es dir nicht beſchreiben kann — ſo erwidert ſie entweder gar nichts, oder antwortet in ſo gleichgültigen Ausdrücken, daß man einen ſo plötzlichen Übergang von der höchſten Wärme zur größten Kälte in einem menſchlichen Herzen nicht für möglich halten ſollte. Mag ſie künftig mit mir verfahren, wie ſie will, ſo hab' ich wenigſtens ein Schwerdt in Händen, wodurch ich die Hyder des Ahnenſtolzes bekämpfen kann, die in ihrem Buſen

ſen lebt. Adieu; aber eh' ich mich von dir trenne, muß ich dir noch ſagen, daß du Morgen einen augenblicklichen Beſuch von der Gräfin bekommen wirſt, welche ſeitdem ſie Wohlerts genauere Bekanntſchaft gemacht hat, mehr als jemals für dich eingenommen iſt.

Heloiſe.

Die Gräfin erſchien wirklich den folgenden Vormittag; aber ihr Erſcheinen und Verſchwinden war eins. Eh ich's verſah, umarmte ſie mich mit einem Kuß, den ſie mir, wie ſie ſagte, in Heloiſens Namen gab. Unmittelbar darauf warf ſie ein Rouleau auf den Tiſch. Sie brauchen Geld, hier iſt zu den dringendſten Bedürfniſſen. Ihre Befreiung kann nicht lange mehr ausbleiben und eben deswegen iſt es gut, daß Sie die Sentenz im Gefängniß abwarten.

Sie eilte ſogleich wieder fort.

Es war natürlich, daß ich meiner Befreiung um ſo ungeduldiger entgegen ſah, je näher ich ſie glaubte. Die verſprochenen

zwanzig Friedrichsd'or wurden ausgezahlt; aber es verstrich ein Tag nach dem anderen, ohne daß ihre Wirkung sichtbar wurde. So sehr Wohlerts Gesellschaft mein ungeduldiges Herz besänftigte; so hörte es doch nicht auf dem Augenblick entgegen zu schlagen, wo sich die Thür meines Kerkers zum letzten mal verschließen würde. Seine ganze Erfindungskraft bot er auf, mich zu zerstreuen. Er lehrte mich Schach spielen; er las mir die besten deutschen Schriften vor; er raisonnirte mit mir darüber indem er sie nicht nur mit seinen Lieblingen, den Alten, sondern auch mit den besten Neueren anderer Nationen verglich; er machte mich aufmerksam darauf, daß selbst in den besten Werken der Neueren jene Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen fehlte, welche nach den Vorschriften des Aristoteles die höchste Vollkommenheit eines Werks ausmachte; daß diese Verbindung nicht eher zu Stande kommen könnte, als bis es eine Moral gäbe, welche das Schattenbild von Tugend vernichtete, das gegenwärtig jeden

gleichgültig ließe, und an die Stelle desselben ein Ideal setzte, dem kein vernünftiges Wesen seine Huldigung versagen könnte; daß zu diesem Ende wesentliche Veränderungen in der Verfassung zu Stande kommen müßten, als welche die Quelle alles moralischen Unheils wäre u. s. w. Er war so unerschöpflich über diesen Punkt, als ein Mann es seyn mußte, der den größten Theil seines Lebens die ganze Kraft seines Geistes ausschließend darauf gerichtet hatte.

Die Behauptung, sagte er, daß Geisteswerke keine andere Tendenz haben müssen, als welche sie durch sich selbst haben, ist nicht sowohl die Folge des reinen Raisonnements, als der Furcht; und nur weil die Neueren ihren Werken keine große Tendenz geben dürfen, leugnen sie die Nothwendigkeit derselben überhaupt. In den Werken derjenigen Griechen und Römer, welche als freie Männer schrieben, ist die Tendenz unverkennbar, und da wo sie bleue Kunstprodukte scheinen, fällt die Schuld nicht auf ihre Verfasser, sondern auf die Zeit zurück,

welche die Beziehung theils überhaupt theils für uns vernichtet hat. Ein großer Schriftsteller wird man im Ganzen genommen durch eben die Eigenschaften, welche zu einem großen Helden und Staatsmann machen. Nur was aus einem tief bewegten Gemüth hervorgeht, trotzt dem Zahn der Zeit, und wenn die Werke der Griechen und Römer, welche ihre Erhaltung weit mehr ihrem edlen Charakter als dem Zufall verdanken, mit so schwachen und kleinlichen Empfindungen niedergeschrieben wären, so würde davon gewiß nichts auf unsere Zeiten gekommen seyn.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Alles mittheilen wollte, was Wohlerts Galle in den Stunden zum Vorschein brachte, wo er mich aufgelegt sah, ihn auf seinem Lieblingspferde zu erblicken. Glücklicher oder unglücklicher Weise war ich von der einen Seite zu sehr durch mich selbst zerstreut, um nicht einen großen Theil seiner Ideen wie bloßes Gemurmel an mir vorüberrauschen zu lassen, und von der andern zu wenig

vorbereitet, um Alles zu faſſen, was er vorbrachte; allein ſo viel ich mich noch jetzt davon erinnere, hätte man aus ſeinen Sätzen eine Äſthetik bilden können, welche, obgleich ſehr weſentlich von den gewöhnlichen unterſchieden, wenigſtens den Vorzug würde gehabt haben, den ſogenannten ſchönen Redekünſten ihr Princip in den menſchlichen Leidenſchaften ſelbſt anzuweiſen und von allen Denkern für wahr erkannt zu werden.

Offenbar war Wohlert in dieſen Tagen des Harrens von uns beiden der Glücklichere; er war es ſo ſehr, daß ich bisweilen genöthigt war, ihn an ſeine Frau zurück zu erinnern, während er nicht müde wurde, mir ſeinen Geiſt und ſein Herz zu zerlegen.

Mehr als vierzehn Tage waren auf dieſe Weiſe verſtrichen. Ich war allein und erwartete Wohlerts Zurückkunft mit aller Ungeduld eines von der Geſellſchaft abgetrennten Weſens. Plötzlich hörte ich die Tritte eines Mannes der vor meiner Thür ungeduldig auf und ablief. Der Schlieſſer kam. Die Thür ging auf. Herein trat — Biondini.

Ich flog ihm freudetrunken entgegen. In ſtummer Umarmung hing ich an ſeinem Halſe. Endlich! Endlich! rief ich aus — Stern der Mitternacht! — O Biondini, was hab' ich während Ihrer Abweſenheit erfahren.

Ich weiß alles, erwiederte er. Keine Erzälung! Hier iſt das Dokument deiner Befreiung. Erſt heute hab ich es erhalten.

» Sie ſind alſo ſchon länger zurück? — «

Seit vorgeſtern. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Man wartet auf dich.

» Wer? wo?

Das wirſt du bald erfahren.

» Was macht Heloiſe? «

Ich habe keine Zeit zum Erzälen. Deine Sachen befinden ſich in meiner Wohnung. In einer halben Stunde mußt du angezogen ſeyn.

Ich folgte ihm. Ein Wagen ſtand vor dem Hauſe. In wenig Minuten waren wir an Ort und Stelle. Alles lag in Bereitſchaft bis auf die unbedeutendſte Kleinigkeit. Ich zitterte vor Erwartung und nur dies verzögerte mich.

Viel zu spät war ich für den ungeduldigen Biondini fertig, welcher nicht aufhörte auf meine Langsamkeit zu schimpfen. Wir setzten uns von neuem in den Wagen. Ich hatte den Muth verloren, mich noch einmal zu erkundigen, wohin er mich fahren werde. Der Wagen hielt vor Heloisens Wohnung.

Wie schlug mein Herz! Mich bei der Hand fassend stieg Biondini aus. Eine Treppe hoch führte er mich in die Zimmer der Frau von Lichtenhain. In dem Saal fand ich eine Gesellschaft versammelt. Ich bemerkte, außer dem alten Lichtenhain und seiner Gemahlin, die Gräfin von St. Michel, den spanischen Gesandten und einen fremden. Mein Auge suchte nur Heloisen. An die Gräfin gelehnt entdeckte ich sie. Sie sehen, mich von meinem Führer losreissen und mich ihr zu Füßen werfen, war eins. Endlich! rief ich aus, ohne zu wissen, was ich sagte oder that. Die Augen der ganzen Gesellschaft waren auf uns gerichtet. Diese Scene dauerte mehrere Minuten. Endlich nahm der alte Lichtenhain das Wort:

Es ist als spielten Sie mit uns, Biondini, sagte er; Sie haben uns den Grafen von Molina versprochen und bringen uns unseren Franz zurück. —

Weil er, antwortete Biondini, mit dem Grafen von Molina nur Eine Person ausmacht. Diese beiden Herrn (auf den Fremden und den spanischen Gesandten zeigend) sind meine Bürgen. Sein Vater war Gesandter an diesem Hofe. Auf seiner Rückreise nach Spanien wurde er ermordet. Das eigennützige Mitleid eines Strassenräubers rettete das Leben seines ihn begleitenden Sohnes, während man allgemein annahm, er sey zugleich mit dem Vater ermordet worden. Der Zufall führte ihn in den Schutz Ihres Jägers und seine kindliche Liebenswürdigkeit in den Ihrigen. Aus Ihrem Hause verbannt, wandte er sich hierher. Ich machte seine Bekanntschaft durch die Ministerin St. Seine Physiognomie interessirte mich. Bald machte ich die Entdeckung, daß er mein Landsmann seyn müsse. Ein Miniaturgemälde seiner Mutter erhob

meine Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit. Von seiner Liebe unterrichtet, hielt ich es der Mühe werth, seine Geburt ins Klare zu setzen, um die Hauptschwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Ich theilte meine Entdeckung dem Gesandten mit, welchen Sie hier sehen. Er wünschte die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes zu machen; und da er ein vertrauter Freund seines Vaters gewesen war, so entschied er auf den ersten Anblick für die Ächtheit des Sohnes, vermöge der Ähnlichkeit, welche er zwischen beiden wahrzunehmen glaubte. Zugleich sagte er mir, daß wenn der junge Mann nach Spanien zurückkehren wollte, ihm seines Vaters Besitzungen durchaus nicht vorenthalten werden könnten. Diese Besitzungen befänden sich jetzt in den Händen seines mütterlichen Onkels, des spanischen Gesandten am östreichischen Hofe, eines sehr rechtschaffenen Mannes, welcher kein Bedenken tragen würde, seinen Neffen anzuerkennen, sobald er sich von seiner Existenz überzeugt hätte. Dies war mir genug. Mit dem

Miniaturgemälde seiner Mutter trat ich meine Reise an. Ein Beglaubigungsschreiben des Gesandten schaffte mir nach meiner Ankunft sogleich Eingang. Mein Geschäft war um so geschwinder geendigt, da ich es wirklich mit einem wackern Mann zu thun hatte. Um seinen Verwandten persönlich kennen zu lernen, begleitete er mich hierher zurück und stellt es jetzt seinem Neffen frei, ob er nach Spanien zurückkehren, oder zum Ersatz 200,000 Piaster annehmen will.

Jetzt trat mein mütterlicher Oheim hervor. Ja, sagte er, mich umarmend, ich erkenne dich für meinen Neffen und mache mich anheischig, mein Versprechen innerhalb zwei Monate zu erfüllen, wenn du nicht Lust hast, nach Spanien zurück zu kehren.

Ich sah Heloisen an.

Sie schlug die Augen nieder und blickte dann auf ihren Vater.

Nein, Franz, sagte der Ite Lichtenhayn, indem er näher trat, nach Spanien laß ich dich nicht. Magst du für dich selbst reich werden, wenn du kannst; ich habe nichts

dagegen: Aber deine bisherige Armuth hatte auf mein Verfahren gegen dich keinen Einfluß. Dem Himmel sey es gedankt, daß die Hauptschwierigkeit gehoben ist — deine Geburt. Da, fügte er hinzu, indem er mich zu Heloisen führte, da hast du das Beste, was ich zu geben im Stande bin. Du allein verdienst sie zu besitzen. Warlich, ich schäme mich sie dir so lange vorenthalten zu haben — aus den nichtigsten Gründen, welche es geben kann! Liebst du mich, wie ich dich immer geliebt habe — (Hier strömten dem Greis die Thränen von den Wangen) — so trennst du dich nie von mir. Er umarmte mich bei diesen Worten und bat mich ihm den Rest seiner Tage eben so zu versüßen, wie ich ihm während meines Aufenthalts in Lilienthal das Leben versüßt hätte.

Heloisens Mutter stand noch immer unbewegt. Schaam und Überraschung bearbeiteten sie sichtbar. Ich fühlte, daß ich mich ihr nähern mußte; aber ich zauderte noch immer. Heloise trat ins Mittel. Sie führte mich zu ihr. Mutter, sagte sie bittend, Sie

ſind ungerecht geweſen; aber haſſen Sie nun nicht länger und verzeihen Sie Ihrer Tochter, daß ſie glücklich zu werden ſtrebte. — Hab' ich mich geirrt, erwiederte die Mutter, ſo folgt daraus nicht, daß ich dich weniger geliebt habe, als dein Vater. Ich freue mich über die Wendung, welche das Schickſal eines jungen Mannes genommen hat, den ich immer geſchätzt habe und den ich jetzt als meinen Sohn lieben werde.

Die Gräfinn und Biondini ſtanden da wie zwei Schutzgeiſter. Keinen Dank! ſagte die Gräfin, als ſich Heloiſe ihr dankend näherte; um aller Freundſchaft willen keinen Dank! Biondini ſchloß mich weinend in ſeine Arme. Ich ziehe mit dir, ſagte er.

Was ich noch hinzuzufügen habe, iſt folgendes:

Ich kehrte mit der Lichtenhainſchen Familie nach Lilienthal zurück. Hier wurde Heloiſe meine Frau. Seit zwölf Jahren bin ich Vater einer zahlreichen Familie. Wohlert wohnt in meiner Nähe und iſt mein vertrauteſter Freund. Meine Schwiegermut-

ter ſtarb vor einigen Jahren, aber mein Schwiegervater lebt noch und ſein Blumengarten iſt nach ſeinen Enkeln ſeine liebſte Beſchäftigung. Biondini verſchied vor einigen Monaten in meinen Armen. Die Gräfin St. Michel beſucht uns jedes Jahr auf eine längere Zeit, um bei uns auszuruhen, wie ſie ſagt. Dem Lieutenant Riegen hab' ich ein Vorwerk abgetreten, auf welchem er ſo glücklich lebt, als man fern von einem geliebten Vaterlande leben kann. Die Welt, in welcher ich lebe, iſt ein Paradies. Ich hoffe und fürchte nichts. Thätigkeit und Freundſchaft ſind die einzigen Quellen meines Glücks

Vgl. die wahre Lebensgesch.
Mariana, von deren Verf. in Woltman
Zeitschr. G. sch. u. Polit. 1801. 4 St. u. 5 A.
„Seine Bildungsgesch. bis z. 17 J. ist gänzlich
unbekannt."

Juan de Mariana

oder

die Entwickelungsgeschichte

eines Jesuiten.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1804.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Einleitung.

Zwei und achtzig Jahr alt, beginn ich dieſes Werk, in welches ich alles niederzulegen gedenke, was ich jemals Gutes gedacht habe. Ob ich es vollenden werde, ſteht dahin; denn mit ſtarken Schritten nähere ich mich meiner Auflöſung. Wenn ich es aber vollende, ſo iſt es weniger für meine Zeitgenoſſen, als für die Nachwelt vorhanden. Nur dieſe kann mich ganz verſtehen; nur dieſe kann mir das rühmliche Zeugniß geben, daß, während ſich meine Mitwelt in einer Art von Schwindel dreht, ich mein Jahrhundert und in demſelben mich ſelbſt begriffen habe.

Was Thomas de Tomayo in dem kleinen Werke, worin er ſich meiner als Geſchichtſchreiber annimmt, von mir geſagt hat, iſt von keiner Erheblichkeit; er hat nie etwas von meinen Schickſalen im Zuſammenhang

gewußt, und was den Lobrednerton betrift, in welchem er von meinen hiſtoriſchen Compoſitionen ſpricht, ſo würde er ſich denſelben erſpart haben, wenn er nur geahnet hätte, wie dieſe Compoſitionen zu Stande gekommen ſind. Ich bin um ſo mehr berechtigt, der Nachwelt meine Entwickelungsgeſchichte vollſtändig zu überliefern, weil, ſeitdem Miniſterdespotismus ſich meiner Papiere bemächtigt hat, mehrere meiner Handſchriften, aus welchen die Geſchichte meines Geiſtes ſich zuſammenſetzen ließ, ganz verloren gegangen und andere, z. B. meine Abhandlung über die Gebrechen des Jeſuitenordens, abſcheulich verſtümmelt ſind.

Ich habe die Welt im Großen und im Kleinen kennen gelernt; aber ich habe ſie nicht eher begriffen, als bis ein unabläſſiges Studium der Geſchichte mich in die Natur und Beſtimmung des Menſchen eingeweiht hat. Was ich meine Philoſophie nennen kann, iſt von den unverwerflichſten Fakten abſtrahirt. Die Reſultate meines Nachdenkens unterſcheiden ſich aufs weſentlichſte von den Reſultaten anderer Denker. Auf weſſen Seite die Wahrheit iſt, muß die Nachwelt entſcheiden;

denn wenn ich meinen Zeitgenoſſen, vorzüglich meinen Landsleuten dieſe Entſcheidung überlaſſen wollte, ſo bliebe ihnen nichts anders übrig, als mich in die Gefängniſſe der Inquiſition zu werfen, welche, um konſequent zu ſeyn, mich in ein Sanbenito-Koſtum hüllen und zu einem Auto da Fe verbrauchen müßte.

Meine Maasregeln ſind ſo genommen, daß dieſes mein Werk erſt lange nach meinem Tode erſcheinen kann. Dieſe Vorſichtigkeit war aus allen möglichen Gründen nothwendig; vorzüglich aber, weil man, verleitet durch die Discrepanz meiner Ideen, auf den Einfall gerathen könnte, daß ein gewiſſes Delirium meine Muſe geweſen ſey. Allerdings hat man alle Urſach, ſeinen eigenen Vorſtellungen zu mistrauen, wenn ſie von den Vorſtellungen aller Zeitgenoſſen abweichen; aber ich bin über jeden Kummer dieſer Art hinaus. Ich habe, wie andere Sterbliche, einen groſſen Theil meiner phyſiſchen Kräfte im Strom der Zeit verloren; doch mein Geiſt iſt ungeſchwächt geblieben, und, wenn mich nicht alles täuſcht, ſo umfaſſe ich in meinem zwei und achtzigſten Jahre mit meinem Kopf bei

weitem mehr, als in der Periode jugendlicher Kraft, wo Eitelkeit und andere Auswüchse der Selbstheit, mein Inneres auf mannichfaltige Weise beschränkten; ein Vorzug, den ich vorzüglich dem Studium der Geschichte verdanke, welches nicht altern läßt, weil, wenn man sich einmal auf einer gewissen Höhe befindet, das Formelle, worin die meisten Menschen untergehn, gänzlich entweicht, und immer nur von momentanen Zuständen die Rede ist, ohne daß irgend etwas fixirt wird. Ich konnte von so vielen falschen Ansichten und Irrthümern nicht eher genesen, als bis ich mich aus dem Strudel der Gesellschaft zurückgezogen hatte. Man wird aus dem Folgenden sehen, wie sehr mich hierbei das Schicksal selbst begünstigt hat, und wie ich durch mein ganzes vorhergehendes Leben genöthigt war, meinen Standort in der Mitte des menschlichen Geschlechts zu nehmen, nachdem ich lange genug dem Interesse des Augenblicks gedient hatte.

Alles was ich noch hinzuzufügen habe, ist, daß ich nichts bereue. Wie ich auch eingegriffen haben mag — und man wird mir hoffentlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich kräftig genug eingegriffen habe — so

hab' ich doch immer nur das Verhängniß der Welt beſchleunigt, deren Umgeſtaltung, ewigen Naturgeſetzen zufolge, dann am nächſten iſt, wenn das Übel den höchſten Punkt erreicht zu haben ſcheint. Warlich, ſie iſt nicht fern, die Zeit, wo man auf alles, was das Intereſſe des gegenwärtigen Augenblicks ausmacht, wie auf ein Kinderſpiel zurückblicken wird.

Auf das allerbeſtimmteſte anticipir' ich das nächſte Jahrhundert, und, indem mein Geiſt demſelben entgegenſchwebt, laß ich mit Freuden dieſe Hülle zurück, die mir nur geliehen wurde, damit ich mich in der Zeit für alle Zeiten entwickeln möchte. Der Orden ſelbſt, den ich angehört habe, ſichert meine Unſterblichkeit. Was die Natur im Individuum angedeutet hat, vollendet ſie im Geſchlecht. Ich bin, ſo lang' ich in der Welt pragmatiſirte, ein Prieſter geweſen, der nur zerſtören konnte; aber ich werde im Lauf der Zeiten ein Geiſtlicher werden, der die entgegengeſetzte Beſtimmung verfolgt. Alles was ein Individuum in mir ankündigt, geht rettungslos unter; aber alles, was das Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft in mir ausſpricht, bleibt in alle Ewigkeit, ſelbſt wenn der Name

des Individuums ganz verhallen ſollte. Das Höchſte, was ich lehren kann, iſt: Wie man ſterbend lebt. Hierüber hoff' ich in der folgenden Erzählung meiner Entwickelungsgeſchichte ganz neue Beweiſe beizubringen.

Erſtes Buch.

Mein Schickſal wurde zu einer Zeit beſtimmt, wo ich noch nicht exiſtirte; und wenn ich auf den erſten Keim meiner Individualität zurückblicke, ſo muß ich ausrufen: „Alles in der Welt iſt Wechſelwirkung, und wenn gleich Individuen das Geſchick großer Geſellſchaften beſtimmen, ſo bilden dieſe wiederum die Individualität des einzelnen Staatsbürgers aus, ohne daß dieſer jemals mehr werden kann, als das Produkt des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſeiner Zeit!“

Es war beſonders das Verhältniß, worin mein Vater mit dem berühmten Don Juan de Padilla lebte, was mich zu einem Juan Mariana machte, und der Zuſammenhang dieſer Urſach mit dieſer Wirkung iſt intereſſant genug, um eine ausführliche Darſtellung zu verdienen.

Die Habſucht Chievres, erſten Miniſters Karls des Fünften während ſeines erſten Aufenthalts in Spanien, hatte den königlichen Schatz vollkommen erſchöpft, als ſeinem Kö-

nige die deutſche Kaiſerkrone angetragen wurde. Dies nöthigte Karln, welcher bei ſeiner erſten Erſcheinung in Deutſchland zu glänzen wünſchte, von ſeinen Unterthanen neue Subſidiengelder zu verlangen. Da dieſe ausſchließend dem Mittelſtande zur Laſt fielen, ſo ſchickten die vornehmſten Städte Kaſtiliens, ſobald der Entſchluß des Königs, nach Deutſchland zu gehen, bekannt geworden war, Abgeordnete an ihn ab, welche ihn um Abſtellung aller Misbräuche und um Verſchiebung ſeiner Abreiſe auf eine bequemere Zeit erſuchen mußten. Karl, welcher die wahre Abſicht dieſer Geſandtſchaften errieth und in ſich ſelbſt nicht den mindeſten Antrieb fühlte, den gerechten Wünſchen einer großen Nation Gehör zu geben, ließ die Abgeordneten der Städte gar nicht vor ſich; und um ſeinen Endzweck, trotz der leiſe angekündigten Widerſetzlichkeit, zu erreichen, verlegte er, auf Chievres Rath, die Ständeverſammlung, in welcher, vermöge der ganzen Verfaſſung des Reichs, die geforderte Subſidie allein bewilligt werden konnte, anſtatt nach Toledo oder Valladolid, nach Compoſtella in Gallizien, weil er die Mitglieder derſelben in dieſer Entfernung von ihren

Wohnörtern mehr in seine Gewalt zu bekommen glaubte.

Groß war die Erbitterung aller Städte Kastiliens über diese gewaltsame Maasregel. Valladolids Einwohner waren im Begriff, die Abreise des Königs auf dem Wege der Gewalt zu verhindern, als Karl einen fürchterlichen Sturm benutzte, um sich mit seinen Flamändischen Lieblingen zu entfernen. Auf dem Wege nach Compostella wurden ihm in allen Städten Bittschriften überreicht, worin man ihn dringend ersuchte, in Spanien zu bleiben, und nicht das schönste Land der europäischen Welt zu einer Provinz zu machen; allein, wenn der Ehrgeiz den König nach Deutschland trieb, so jagte der Wunsch, ihrer Reichthümer zu genießen, verbunden mit dem lästigen Bewußtseyn, den Fluch einer edlen Nation verdient zu haben, seine Günstlinge nach Flandern. Kurz: Karl blieb taub gegen die Bitten seiner Unterthanen, die er nicht leiden konnte, so sehr sie ihn auch lieben zu lernen wünschten, und erfüllte dadurch die Wünsche des spanischen Adels, welcher, seit einigen Jahren durch die Flamänder in Schatten gestellt, nur in ihrer gänzlichen Entfer-

nung aus Spanien die Endschaft seiner bisherigen Zurücksetzung erblickte.

Bald nach des Königs Ankunft in Compostella wurde die Stände-Versammlung eröffnet. Zwar hatten Chievres und seine Flamändischen Gehülfen jede List angewendet, um in den Cortes nur solche Repräsentanten erscheinen zu sehen, auf deren Bereitwilligkeit, die Wünsche des Königs zu erfüllen, sie rechnen konnten; allein so groß war der Gemeingeist der Spanier in diesem Augenblick, daß selbst diejenigen, welche den Beifall des Hofes bisher zu ihrer einzigen Richtschnur gehabt hatten, ein höheres Regulativ erkannten, sobald sie einsahen, daß Karls Interesse sich von dem des Königreichs für immer trennen würde. Toledo hatte gar keine Repräsentanten geschickt, weil das Loos, welches, einem alten Gebrauche gemäß, über die Wahl derselben entschied, auf zwei Personen gefallen war, von welchen die öffentliche Meinung sagte, daß sie dem Hofe verkauft wären. Salamanka's Repräsentanten weigerten sich, den Eid der Treue zu schwören, wofern die Cortes nicht nach Toledo oder Valladolid verlegt würden. Die Repräsentanten Madrid's,

Toro's, Cordoba's u. ſ. w. erklärten unumwunden, daß die Forderung einer neuen Subſidie, während die letzte noch nicht ganz entrichtet wäre, eben ſo konſtitutionswidrig als ungerecht ſey.

Mehrere Tage hindurch ſchien der Zweck der Verſammlung verfehlt. Doch nach und nach zeigte ſich, was Verheißungen und Drohungen, Schmeicheleien und Gewaltſtreiche auf große Verſammlungen für einen Einfluß haben. Eingeſchreckt durch den Geiſt der Unabhängigkeit der Gemeinen, bewilligte der Adel zuerſt die Forderung eines Königs, den er als Mittelpunkt ſeiner Günſtlinge nicht früh genug entfernen konnte. Die Geiſtlichkeit folgte dem Beiſpiel des Adels, weil es in dem vorliegenden Fall nur auf eine Geldunterſtützung ankam. Die Repräſentanten der Städte gaben nach, als ihnen die Verheißung wurde, daß alle die Misbräuche, über welche ſie ſich bisher vergeblich beklagt hatten, auf der Stelle durch neue Verordnungen abgeſtellt werden ſollten. So wurde die Subſidie bewilligt; die Nation machte ſich, gegen Wunſch und Willen, anheiſchig, innerhalb drei Jahren zwölf Cuentos zu bezahlen, welche geradezu

ins Ausland wanderten und folglich kein geringer Abbruch für die Nationalkraft waren.

Ohne auf die Stimme der Städterepräsentanten zu hören, welche ihre Beschwerden vorzutragen wünschten, machte Karl, der vor Begierde brannte, recht bald in Deutschland anzulangen, eiligst die Wahl bekannt, die er in Ansehung gewisser Personen getroffen hatte, welche während seiner Abwesenheit die Verwaltung der spanischen Königreiche übernehmen sollten; und schiffte sich eiligst mit seinen Günstlingen in Corunna ein.

Die Nachricht von diesem schnöden Verfahren verbreitete sich nur allzu schnell über ganz Spanien, und je mehr sich die Verfassung des Königreichs in diesen Zeiten der republikanischen näherte, desto allgemeiner war der Unwille des dritten Standes.

Toledo hatte an der Stelle förmlicher Repräsentanten zwei außerordentliche Abgeordnete auf die Ständeversammlung mit dem Auftrage gesandt, den König von seiner Reise nach Deutschland zurückzuhalten, und, im Fall ihnen dies nicht gelänge, gegen die Rechtmäßigkeit der Cortes von Compostella zu protestiren. Don Pedro Laso und Don Alonso

Suarez hatten ſich ihrer Aufträge als entſchloſſene Männer entledigt, die im Namen einer Stadt ſprechen, welche vor nicht gar langer Zeit der Mittelpunkt eines beſondern Königreichs geweſen iſt; aber eine Landesverweiſung nach Gibraltar für den erſteren und nach Neapel für den letzteren war die einzige Frucht ihrer patriotiſchen Kühnheit geworden. Kaum hatte alſo Toledo mit dem Ausgange der Cortes das Schickſal ſeiner Abgeordneten erfahren, als ſeine Einwohner um ſo heftiger entbrannten, je mehr ſie, vermöge ihrer mannichfaltigen Privilegien, ſeit langer Zeit gewohnt waren, ſich als die Wächter der Freiheiten aller übrigen Städte Caſtiliens zu betrachten. Einen König fahren laſſend, der ſich in ſeinem Reiche beſchränkt fühlte, wollten ſie nicht länger ſeine Unterthanen ſeyn. Sie griffen zu den Waffen, und ein entſchloſſener Angriff auf die Veſte von Toledo beſtimmte den Alkalden, ſich zu ergeben. Sogleich entſetzte man alle diejenigen ihrer Ämter, welche in dem Verdacht ſtanden, Anhänger des Hofes zu ſeyn. An die Spitze der Geſchäfte traten die Abgeordneten eines jeden Viertels der Stadt. Um ſich gegen mögliche

Angriffe zu vertheidigen, wurden Truppen angeworben. Das Kommando derſelben erhielt Juan de Padilla, ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, welcher ſich ſeit einiger Zeit nach Toledo zurückgezogen hatte und daſelbſt mit ſeiner jungen Gemalin Donna Maria Pacheco ſo anſpruchslos lebte, daß er, bei den bedeutenden Einkünften, die er von ſeinen Gütern bezog, nicht verfehlen konnte, das Vertrauen der großen Menge zu gewinnen.

Nach der Schilderung meines Vaters hatte Don Juan de Padilla bei der Übernahme des Kommandos der toledaniſchen Truppen keine andere Abſicht, als die Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe. So oft mein Vater in ſeinen Erzählungen auf ihn zurückkam, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten. Anſtatt ihn, wie Andere, den letzten Spanier zu nennen, nannte er ihn nur den ehrlichen Don Juan. »Nie,« pflegte er zu ſagen, »hat die Flamme des Ehrgeizes dies edle Gemüth ergriffen, das die Demuth ſelber war. Er getraute ſich, ein großes Unglück verhüten zu können, weil er keine von den Erfahrungen gemacht hatte, die den Vorſichtigen vor der Volksgunſt warnen. Einmal

von

von dem Strudel ergriffen, mußte er ein Interesse in sich aufnehmen, das ihm, seinem Wesen nach, fremd war. Er ging aus seiner stillen Würde heraus; und schwer hat er dafür gebüßt. Ich habe ihn genau gekannt; denn ich bin sein Freund und Rathgeber gewesen, und hätte er können gerettet werden, so würde ich ihn gerettet haben.«

Toledo's Beispiel gab das Signal zu einem allgemeineren Aufstand; aber wüthender als alle übrigen Städtebewohner bewiesen sich die Segovianer. Tordesillas, einer ihrer Abgeordneten, war kaum von Compostella zurückgekommen, als er von seinen Mitbürgern die Aufforderung erhielt, ihnen Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen. Er versammelte sie zu seiner größeren Sicherheit in der Kathedralkirche von Segovia; doch kaum hatte er das Wort ausgesprochen, wodurch er seine Bewilligung der außerordentlichen Subsidie eingestand, als ihn die Wuth seiner Zuhörer von der Kanzel riß, die er betreten hatte, und ihn unter tausend Mishandlungen durch die Straßen schleppte. Vergeblich versuchten der Dechant und die Capitularen der Stadt den Unglücklichen zu retten; vergeblich

warf ſich ſein Bruder, ein Franciskaner, mit allen Mönchen ſeines Kloſters den Wüthenden zu Füßen, um wenigſtens ſo viel Friſt für ihn zu gewinnen, daß er ſeine Sünden beichten und die Vergebung derſelben empfangen könnte. Taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit, wie gegen die des Aberglaubens, antworteten die Raſenden: Dem Vaterlandsverräther kann nur der Henker die Sünde vergeben; und als Tordeſillas unter ihren Mackern den Geiſt aufgab, hingen ſie ihn an den Füßen auf.

Dieſelbe Wuth ergriff die Einwohner von Madrid, Burgos, Toro, Zamora u. ſ. w. Da ihre Repräſentanten, gewarnt durch das Schickſal des unglücklichen Tordeſillas, Bedenken trugen, zu ihnen zurückzukehren, ſo verbrannten ſie ihre Bildniſſe, riſſen ihre Häuſer ein und opferten ihre ganze Habe den Flammen. So heftig war die Erbitterung, daß ſelbſt die Habſucht ſchwieg; denn niemand wollte etwas beſitzen, das den Verräthern des Vaterlandes gehört hatte.

Kardinal Hadrian, welcher von Karl dem Fünften zum Regenten von Caſtilien ernannt war, hatte ſeinen Wohnſitz in Valladolid auf-

geſchlagen. Auf die Nachricht von dieſen Unruhen verſammelte er ſogleich den Staatsrath, um ſich mit ihm über die Maasregeln zu vereinigen, welche unter ſo bedenklichen Umſtänden genommen werden müßten. Er ſelbſt hatte, wie alle konſtitutionelle Regenten, keinen Willen; die Meinungen ſeiner Räthe waren getheilt. Don Antonio de Rojas, Erzbiſchof von Granada und Präſident des Staatsraths, ein Mann von heftigem Gemüthe, beſtand auf einer abſchreckenden Beſtrafung der Rebellen. Don Alonſo Tellez Giron, ein Mann von einem durch Erfahrung gereiften Verſtande, meinte hingegen, man müſſe ein Volk, deſſen Erbitterung nicht ungegründet ſey, und deſſen Leidenſchaft, durch Strenge gereizt, ſehr bald in zerſtörende Wuth übergehen könne, mit Nachſicht behandeln. Beide Redner hatten, wie immer, ihre Anhänger. Die des Don Antonio gaben durch Geſchrei den Ausſchlag, ſo daß der Kardinal, ohne mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, einem gewiſſen Ronquillo, Alkalden des Königs und berühmt, oder vielmehr berüchtigt, durch die ſtrenge Verwaltung ſeines Richteramts, den Befehl ertheilte, ſich nach Segovia zu bege-

ben und die Rebellen aufs nachdrücklichſte zu beſtrafen. Tauſend Mann Reiterey, welche vor kurzem aus Afrika zurückgekommen waren, mußte ihn unter den Befehlen des Don Luis de la Cueva dahin begleiten.

Doch ehe der Alkalde Ronquillo vor Segovia erſcheinen konnte, hatten die Segovianer, welche in ihm ſelbſt einen unerbittlichen Richter und in ſeiner Begleitung ein Heer von raubſüchtigen Henkersknechten erwarteten, ſolche Vertheidigungsanſtalten getroffen, daß es ihm unmöglich gemacht war, in die Stadt einzudringen. Die Segovianer für Rebellen erklärend, begnügte er ſich, alle Zugänge ihrer Stadt zu beſetzen, um ſie durch Entziehung der Lebensmittel zur Übergabe zu bewegen; allein die Einwohner Segovia's, welche ſchon früher für hinlängliche Vorräthe geſorgt hatten, neckten ihren Dränger durch manchen muthigen Ausfall, der ihm Abbruch that; und als ſie bald darauf unter Padilla's Anführung eine Verſtärkung von Toledo erhielten, griffen ſie ihn noch nachdrücklicher an, und zwangen ihn, ſich mit dem Verluſt ſeines Gepäcks und ſeiner Kriegeskaſſe zurück-

zuziehen. Ein großer Triumph, den man in lärmenden Volksfesten feierte!

Dieſer unerwartete Erfolg und die Empörung mehrerer anderen Städte, bewogen den Kardinal, den Don Antonio de Fonſeca, Generaliſſimus aller Truppen des ſpaniſchen Königs, zu einer Vereinigung mit Ronquillo aufzufordern. Fonſeca ließ ſich dazu bereit finden; da es aber dem Heere gänzlich an Geſchütz fehlte, ſo konnte eine förmliche Belagerung Segovia's nicht eher Statt haben, als bis man aus Medina del Campo, wo Kardinal Ximenes vor mehreren Jahren ein Zeughaus angelegt hatte, einige Züge Artillerie hatte kommen laſſen. Die Anſtalten dazu wurden ſogleich gemacht.

Doch Medina's Einwohner weigerten ſich, Werkzeuge des Mords, welche nur für die Feinde des Staats beſtimmt waren, zur Zerſtörung ihrer Landesleute verabfolgen zu laſſen. Fonſeca wollte ſich des Zeughauſes mit Gewalt bemächtigen; aber die Medineſer vertheidigten es mit ſo viel Entſchloſſenheit und Muth, daß dem General nichts anderes übrig blieb, als ſich mit ſeinen Leuten zurückzuziehen. Erbittert durch dieſen Wider-

ſtand, ließ er bei ſeinem Abzuge die Stadt in Brand ſtecken, indem er wähnte, die Bürger würden, um ihre Familien und Habe zu retten, das Zeughaus verlaſſen. Doch ſo groß war der Enthuſiasmus dieſer Bürger, daß ſie nur noch wüthender über die Feinde herfielen. Dieſe wurden zwar gänzlich zurückgeſchlagen; allein während die Medineſer die Fliehenden verfolgten, wälzten ſich die Flammen durch die Straßen von Medina. Unberechenbar groß war der Schaden, den ſie anrichteten; denn da Medina eine von den bedeutendſten Handelsſtädten Spaniens war, ſo büßten die Einwohner nicht blos ihr Eigenthum ein, ſondern mit dieſem wurden auch alle die koſtbaren Waaren, welche die Kaufleute von Madrid, Segovia, Toledo u. ſ. w. zur nächſten Meſſe nach Medina geſandt hatten, ein Raub der Flammen. Durch ungeheure Anſtrengungen wurde die Feuersbrunſt gelöſcht. Die Medineſer hatten ſich den Ruhm erworben, großmüthige Alliirte zu ſeyn, und indem man ihr Schickſal betrauerte, wuchs die Liebe für eine Sache, die man bisher mehr aus einer Art von Inſtinkt, denn aus Einſicht umfaßt hatte. Der Strudel der Revolution erweiterte ſich.

Indem Fonſeca ein Gegenſtand des allgemeinſten Abſcheus wurde, erklärten nun auch die Einwohner Valladolids, welche die Gegenwart des Kardinals bisher gezügelt hatte, daß ſie einem ſolchen Verfahren gegen ihre Landsleute nicht gelaſſen zuſehen könnten. Der Erklärung folgte die That. Die Waffen ergreifend, erſchöpften ſie ihre erſte Wuth an Fonſeca's Haus, das ſie in einen Schutthaufen verwandelten. Hierauf ſetzten ſie ihren bisherigen Magiſtrat ab, warben Soldaten aus ihrer Mitte, und bewachten ihre Mauern mit eben ſo viel Sorgfalt, als ob der Feind bereits vor den Stadtthoren geweſen wäre. Dem Kardinal ſelbſt rettete ſeine Unſchuld das Leben. Von allen Flamändern, welche im Gefolge Karls des Fünften den ſpaniſchen Boden betreten hatten, hatte er allein ſich als uneigennützig bewieſen; und dieſe Uneigennützigkeit redete ihm jetzt das Wort, indem diejenigen, von welchen die Revolution ausging, ſich über keine Zurückſetzung zu beklagen hatten, da ſie lauter Bürgerliche waren. Die ganze Regierungsmaſchine war ſo gut, als aufgelöſt; doch wurde ſie es noch mehr durch das Betragen des Kardinals.

Höchſt verlegen, weil er auf dem Wege der Gewalt nichts ausgerichtet hatte, glaubte der Kardinal die Gemüther dadurch zu beſänftigen, daß er öffentlich erklärte, Fonſeca ſey bei Medina's Einäſcherung über gehabte Befehle hinausgegangen, und daß er die königlichen Truppen auseinander gehen ließ. Dies vermehrte nur den Übermuth der Städte, welche nicht ſobald die Unentſchloſſenheit des Kardinals wahrgenommen hatten, als ſie auf Mittel bedacht waren, den bisherigen Misbräuchen für immer abzuhelfen und die öffentliche Freiheit auf eine neue Conſtituzion zu gründen. Abſtrahirt man von allem Herkommen, ſo war dies Verfahren in ſich ſelbſt vollkommen richtig; denn der geſellſchaftliche Menſch bedarf einer Regierung ſo nothwendig, daß er, wenn die alte kraftlos geworden iſt, ohne Zeitverluſt eine neue an ihre Stelle ſetzen muß. Die Entfernung des Königs, die Erſchöpfung des öffentlichen Schatzes, die Entlaſſung aller regulären Truppen, welche eine Folge dieſer Erſchöpfung war, der verzagte Charakter des Kardinals u. ſ. w. waren lauter Umſtände, welche eine neue Ordnung der Dinge nothwendig machten, und der Wunſch

nach Freiheit war nur das Streben nach dieſer anderen Ordnung. Mein Vater konnte, ſo oft er von dieſen Zeiten ſprach, nicht Worte genug finden, die Auflöſung zu ſchildern, in welche der geſellſchaftliche Zuſtand durch regelloſen Druck und Gegendruck gerathen war. Er ſelbſt war einer von den Erſten geweſen, welche auf eine Union gedrungen hatten, und unterſtützt von allen beſſeren Bürgern, hatte er ſie wirklich zu Stande gebracht.

Da die Städtebewohner Spaniens ſich ſeit Jahrhunderten als einen beſonderen Stand zu betrachten gewohnt waren, ſo brauchte Avila von Toledo nur als Verſammlungsort angewieſen zu werden, um in kurzer Zeit alle Städterepräſentanten zu vereinigen. Sie erſchienen hier eben ſo förmlich, als ſie in den Cortes zu erſcheinen pflegten; und nachdem ſie geſchworen hatten, für den König und die Vertheidigung ihrer Rechte zu leben und zu ſterben, nahmen ſie die Benennung des heiligen Vereins (santa Junta) an, und ſchritten ſogleich zur Unterſuchung der Staatsgebrechen. Die Wahl eines Fremdlings zum erſten Aufſeher aller Staatsorgane ſtellte ſich ihnen als das allerauffallendſte dar, und ein-

stimmig erklärend, daß dies die gröblichste Verletzung der Grundgesetze des Königreichs sey, schickten sie auf der Stelle Deputirte an den Kardinal, welche ihn auffordern mußten, sein Amt niederzulegen. Der erste Schritt war geschehen; die folgenden lagen in diesem verborgen.

Das Verfahren der Junta zu rechtfertigen, ging Juan de Padilla von Medina del Kampo mit einigen Kanonen nach Tordesillas, wo Karls des Fünften Mutter, die unglückliche Königin Johanna, seit dem Tode ihres Gemals lebte. Freiwillig öffneten Tordesilla's Einwohner die Stadtthore. Don Juan ersuchte die Königin um eine Audienz. Vorgelassen, bewies er ihr eine Achtung, die sie, vermöge der Geistesverwirrung, worein der plötzliche Tod ihres heißgeliebten Gemals sie gesetzt hatte, von ihrer Umgebung vergeblich forderte. Mit den grellsten Farben malte er hierauf den Zustand, in welchem sich das Königreich seit der Regierung ihres ältesten Sohnes befände, welcher die Zügel des Staats mitleidslosen und unersättlichen Fremdlingen so lange überlassen habe, bis sich alle getreue Unterthanen der Königin Isabella gegen ihn

empört hätten. Johanna ſchien bei dieſer Nachricht aus einem langen Schlummer zu erwachen. Sie antwortete: Nie habe ſie das Mindeſte von dem Tode ihres Vaters (Ferdinands des Catholiſchen) und eben ſo wenig von den Leiden ihres Volks erfahren, weil ſie ſonſt, ihrer Pflicht gemäß, als Königin aufgetreten ſeyn würde; gegenwärtig berechtige ſie ihn, als ihren General, für die Wiederherſtellung der Ordnung zu ſorgen, und befehle ihm, ihr von allen ſeinen Maasregeln Rechenſchaft abzulegen. Don Juan hielt für wiederkehrende Vernunft, was nur ein lichter Verſtandesblick war, und forderte die Junta auf, ſich zu Tordeſillas niederzulaſſen. Dies geſchah ohne Zeitverluſt. Die Königin ließ die Mitglieder des heiligen Vereins vor ſich, entſchuldigte die Fehler ihres Sohnes mit ſeinem Mangel an Erfahrung, und verſprach, während ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle als Staatschef zu vertreten; aber unmittelbar darauf ſank ſie in ihre alte Dumpfheit zurück, und weder Gründe noch Bitten vermochten ſie zu irgend einer Unterzeichnung zu bewegen.

Ausſchweifend war die Freude der Caſti-

lianer, als ſie die Nachricht von der Wiederherſtellung der Tochter der unvergeßlichen Iſabella erhielten. Die Junta ihrerſeits benutzte dieſen Jubel und das damit verbundene Vorurtheil, als handle ſie mit königlicher Genehmigung, um ſich der Mitglieder des Staatsraths zu bemächtigen, und mit dem Staatsſiegel zugleich die Archive und Regiſter des königlichen Schatzes in Beſchlag zu nehmen. Padilla, den ſie zu dieſem Endzweck nach Valladolid ſandte, wurde als der Befreier des Vaterlandes empfangen. Die Verhaftung der Mitglieder des Staatsraths fand keinen Widerſpruch; die Aushändigung des Staatsſiegels und der Archive war eine Folge derſelben. Alles wurde nach Tordeſillas gebracht, und nur Kardinal Hadrian blieb als Privatmann in Valladolid zurück, weil man es nicht der Mühe werth hielt, ſich mit ihm beſonders zu befaſſen.

Karl der Fünfte befand ſich in Flandern, als er die erſte Nachricht von dieſer Empörung erhielt. Allzu ſpät öffnete er die Augen über die von ihm begangenen Fehler. Eine Rückkehr nach Spanien war unmöglich, weil ſie nur auf Koſten einer Kaiſerkrone geſche-

hen konnte, für welche ſich ſein jugendlicher Ehrgeiz ſo leidenſchaftlich erklärt hatte. Die Forderungen der Misvergnügten zu bewilligen, war gefährlich; noch gefährlicher aber, ſie alle zu verſagen. Um in einer ſo bedenklichen Lage wenigſtens etwas zu thun, ließ Karl an alle Städte Caſtiliens ein Sendſchreiben ergehen, worin er ſie, unter wiederholten Verſicherungen einer allgemeinen Verzeihung, zur Ablegung der Waffen ermahnte, den treu gebliebenen Städten Erlaſſung der in der letzten Ständeverſammlung bewilligten Subſidie verhieß, und ſich anheiſchig machte, die Staatsämter künftig nur mit gebornen Caſtilianern zu beſetzen. Zu gleicher Zeit aber forderte er in einem anderen Sendſchreiben den Adel zu einer tapferen Vertheidigung der Kronrechte ſowohl, als ſeiner eigenen Privilegien, gegen die Eingriffe übermüthiger Gemeinen auf; und zu Regenten ernannte er, außer dem Kardinal Hadrian, den Großadmiral von Caſtilien, Don Fadrique Henriquez, und den Condeſtable, Don Inigo de Velasco, zwei Edelleute von großen perſönlichen Eigenſchaften, welchen er die Vollmacht ertheilte, ſein königliches Anſehn mit

den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten, wofern der Eigensinn der Rebellen sie dazu nöthigen sollte.

Hätte Karl diese Maasregel vor seiner Abreise aus Spanien genommen, so würde keine Empörung entstanden seyn. Jetzt waren die Gemeinen allzu weit vorgerückt, um sich durch einzelne Bewilligungen zum Umkehren bewegen zu lassen. Der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Einmüthigkeit, womit der ganze dritte Stand ihre Autorität anerkannt hatte, vertrauend, entwarf die Junta einen Plan, nach welchem nicht nur die bisherigen Misbräuche abgestellt, sondern auch die Privilegien und die Freiheit der Gemeinen durch neue Einrichtungen für immer gesichert werden sollten. Die Hauptpunkte dieses Planes waren: Der König sollte nach Spanien zurückkehren und daselbst wie seine Vorgänger residiren; er sollte sich verbindlich machen, die Regierung nie wieder Fremdlingen zu überlassen und künftig die Staatsämter nur an Eingeborne zu vergeben; die Auflagen sollten auf den Fuß zurückgesetzt werden, worauf sie bei Isabella's Tode gestanden, und alle seit dem Tode dieser Fürstin

verlornen Domänen und Einkünfte sollten zurückgefordert werden; der Hof sollte sich künftig auf keine Weise in die Wahl der Repräsentanten mischen und jeder Stadt das Recht zugestehen, für jede in Zukunft zu haltende Ständeversammlung deren drei zu wählen, und diejenigen von ihnen, welche entweder für sich selbst oder für ihre Familien ein königliches Amt oder irgend eine andere Wohlthat annehmen würden, mit dem Tode und mit der Confiskation ihres ganzen Vermögens zu bestrafen; es sollte bei Todesstrafe kein Gold und Silber aus Spanien ausgeführet werden; die königlichen Richter sollten ein fixirtes Gehalt bekommen und keinen Antheil an Geldstrafen oder Confiskationen haben; der Adel sollte alle auf Kosten der Gemeinen errungenen Privilegien zurückgeben, die Gouvernörstellen in den Städten nicht länger bekleiden und eben den Taxen unterworfen werden, welche die Gemeinen drückten; die Geistlichkeit sollte künftig nur mit Genehmigung der Stände Indulgenzen predigen, alle Prälaten, welche jährlich nicht wenigstens sechs Monate in ihren Sprengeln lebten, an ihren Einkünften gestraft werden, und geistliche Rich-

ter und ihre Gehülfen auf keine größeren Gehalte Anſpruch machen dürfen, als weltliche. Dieſer Plan, bei welchem man vorzüglich die Rückkehr des Königs in ſeinen Staat beabſichtigte, gab der Souveränität deſſelben alles dasjenige, was die bisherige Verfaſſung nicht geſtattete, indem vermöge derſelben alle ſpaniſchen Könige in den Gängelbanden einer Verfaſſungsurkunde gingen, und im Grunde nichts anderes waren, als die folgſamen Werkzeuge des Adels und der Geiſtlichkeit. Doch dies einzuſehen, war Karls des Fünften Geiſt nicht reif genug, und immer war und blieb es ein Fehler, daß er, als Regent, ſeine Form von den Regierten, nicht dieſe ihre Form von ihm erhalten ſollten.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, überſandte die Junta dem jungen Könige die neue Conſtituzion. Da ſie Karls Aufenthaltsort nicht genau wußte; ſo ſchickte ſie zwei Geſandte an ihn ab, von welchen Anton Vasquez de Avila nach Worms und der Mönch Pablo nach Brüſſel reiſete. Karl befand ſich zu Worms. Anton Vasquez war kaum daſelbſt angekommen, als er verhaftet wurde, und Pablo hatte dies kaum erfahren, als er

nach

nach Spanien zurückeilte, um neue Verhaltungsbefehle von der Junta einzuholen. Groß war die Erbitterung der ganzen Nation bei der Nachricht von der Verhaftung ihres Abgesandten; man hielt es für unerhörte Tyranney, daß ein König von Spanien seinen Unterthanen den Zutritt auf eine so schneidende Weise versagte. Alle Maasregeln der Mäßigung und Klugheit schienen fortan unangebracht und die erlebte Schmach nur auf dem Wege der Gewalt auslöschbar. Einige Mitglieder der Junta waren der Meinung, den jungen König, so lange seine Mutter lebte, einer Macht zu berauben, welche man ihm allzu leichtsinnig anvertraut habe. Andere brachten in Vorschlag, die Königin Germaine, Ferdinands Wittwe, mit dem Prinzen von Kalabrien zu vermälen, welcher als ächter Nachkömmling und Erbe der neapolitanischen Könige aus dem Hause Aragonien, noch immer in spanischen Gefängnissen schmachtete, seitdem Gonzalo de Kordoba ihn von Neapel nach Saragoza gesandt hatte. Alle kamen darin überein, daß man auf das Billigkeitsgefühl eines Monarchen nicht rechnen könnte, der seinen eigenen Vortheil verschmähete.

Hätte die Junta nur die Vorrechte des Adels nicht angegriffen, so würde sie ihren Hauptzweck, den Monarchen nach Spanien zurückzuziehen, nicht ganz verfehlt haben. Der Adel hatte bisher ihre Schritte, wo nicht begünstigt, doch wenigstens nicht gemißbilligt; denn er setzte voraus, daß es blos um Abstellung derjenigen Misbräuche zu thun wäre, welche die Unerfahrenheit des Monarchen von der einen, und die Habsucht seiner Minister von der anderen Seite herbeigeführt hatten. Sobald es aber entschieden war, daß die Junta nicht blos eine Erweiterung des königlichen Gewaltmaßes, sondern, in dieser, auch eine Vernichtung der Feudalaristokratie beabsichtigte, entbrannte der Unwille des Adels aufs lebhafteste. Die Ernennung des Großadmirals und des Condestable zu Mitregenten hatte bereits den Groll vernichtet, den er bisher gegen den jungen Monarchen unterhalten hatte. Entschlossen, seine eigenen Rechte gegen die Eingriffe der Gemeinen zu vertheidigen, versammelte er, auf Karls Befehl, seine Vasallen, um die Junta aufzulösen, und gab dadurch das Signal zu einem förmlichen Bürgerkriege.

Die Rüſtungen des Adels machten Gegenanſtalten von Seiten der Gemeinen nothwendig, und die Junta forderte Caſtiliens ſämtliche Städte zu einer kräftigen Unterſtützung der einmal geſchehenen Schritte auf. Vergeblich bemühte ſich der Großadmiral, Don Fadrique Henriquez, die Städte Burgos und Valladolid für den Adel zu gewinnen; beide erklärten öffentlich, daß ſie, als Stützen der königlichen Macht, mit dem Adel keine gemeinſchaftliche Sache machen könnten. In kurzer Zeit brachte die Junta ein Heer von 20,000 Mann zuſammen. Es fehlte nur noch an einem erfahrnen Anführer. Die Stimme der großen Menge verlangte Juan de Padilla; aber indem Don Pedro Giron ſich darſtellte, trug dieſer fürs erſte den Sieg davon.

Don Pedro, ein Enkel des Herzogs von Medina Sidonia, glaubte ſich durch ſeinen Oheim verkürzet. Mit päbſtlicher Erlaubniß hatte ſein Großvater mütterlicher Seite ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin mit der Schweſter derſelben vermählt. Aus der erſten Ehe war Donna Mencia de Guzman vorhanden; die einzige Frucht der zweiten Ehe war Don Alonſo Perez de Guzman. Donna

Mencia vermählte ſich in der Folge mit dem Grafen Urenna, und Don Alonſo nahm nach dem Tode ſeines Vaters Beſitz von dem Herzogthum Medina Sidonia. Aus der Verbindung der Donna Mencia mit dem Grafen von Urenna entſprang Don Pedro Giron, der kaum ein männliches Alter erreicht hatte, als er auf das Herzogthum Medina Sidonia Anſpruch machte, indem er behauptete, daß, da es nach allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen verboten ſey, die leibliche Schweſter der verſtorbenen Gattin zu ehelichen, der Pabſt zur zweiten Vermählung ſeines Großvaters die Einwilligung nicht habe geben dürfen, und daß folglich Don Alonſo nie rechtmäßiger Erbe ſeines Vaters werden könnte. Ein Proceß, den er ſeinem Oheim unter Ferdinands Regierung machte, ging um ſo mehr verloren, weil ſich Don Alonſo mit der Tochter eines Baſtards des Königs vermählt hatte. Während der Regentſchaft des Kardinals Ximenes erneuerte Don Giron ſeine Anſprüche mit den Waffen in der Hand; aber er wurde durch den Herzog von Arcos gezwungen, die Belagerung von San Lucar aufzugeben, wohin ſich Don Alonſo zurückgezogen hatte.

Karl der Fünfte hatte ihm ſeine Unterſtützung verſprochen; aber nicht Wort gehalten. Betrogen in allen ſeinen Erwartungen, wollte Don Giron gegenwärtig die bürgerlichen Unruhen benutzen, um ſich in den Beſitz des Herzogthums zu ſetzen. Die Keckheit, womit er Spaniens Regenten zu behandeln gewohnt war, redete ihm bei dem großen Haufen das Wort, und die Mehrheit der Stimmen entſchied um ſo leichter für ihn, weil Padilla's Anſehn die Eiferſucht mehrerer Mitglieder der Junta rege gemacht hatte. Zwar ſprachen, außer meinem Vater, noch viele Andere für ihn, aber ſie mußten nachgeben, ſobald Don Girons Großſprecherey ſich der Gemüther bemächtigt hatte. Padilla ging gelaſſen in ſeine Vaterſtadt zurück, während Giron ſich an die Spitze des Heeres der Gemeinen ſtellte.

Die Regenten hatten Rioſecco zum Sammelplatz für die ſogenannte königliche Armee beſtimmt. Zwar ſtand dieſe Armee den Truppen der Gemeinen an Anzahl nach; aber ſie hatte den Vorzug größerer Tapferkeit und Disciplin. Die Reiterei beſtand aus lauter Adlichen, deren kriegeriſcher Geiſt noch durch die Gefahr verſtärkt wurde, welche ihren Pri-

vilegien drohete; die Infanterie, aus lauter geübten Soldaten, die man aus dem Königreiche Navarra gezogen hatte. An der Spitze dieser Armee stand Don Pedro Velasco, Graf von Haro, ältester Sohn des Condestable, ein Mann von gleicher Fähigkeit und Erfahrung.

Don Pedro eilte mit seinem zahlreichen Heere in die Gegend von Rioseco, theils um die Verstärkung der Königlichen zu verhindern, theils um sie durch Abschneidung der Zufuhr zur Übergabe oder zu einem nachtheiligen Kampf zu zwingen. Von allen diesen Planen gelang kein einziger. Mitten durch Girons Posten führte Graf Haro eine beträchtliche Verstärkung, und an eine Übergabe oder einen nachtheiligen Kampf war nicht eher zu denken, als bis Villapanda, wo die Königlichen beträchtliche Vorräthe hatten, eingenommen war. Um dies zu Stande zu bringen, verließ Giron die Ebene von Rioseco; kaum aber hatte er sich entfernt, als Haro eiligst nach Tordesillas marschirte, mehrere Mitglieder der Junta gefangen nahm und sich des Staatssiegels und der Königin bemächtigte.

Dieser Meisterstreich hatte für die Junta

die unangenehme Folge, daß ſie das Anſehn verlor, worin ſie bisher geſtanden hatte; und indem der Muth der Edelleute vermehrt wurde, ſank die Entſchloſſenheit der Gemeinen. Während jene von allen Seiten herbeieilten, um mit den Regenten gemeinſchaftliche Sache zu machen, waren dieſe ungewiß, ob es nicht gerathener ſey, eine Sache aufzugeben, für welche ſie vergeblich kämpfen würden, ſo lange ſie den Verrath ausgeſetzt wären; denn Giron galt in ihren Augen für einen Verräther, und hatte, unmittelbar nach der Eroberung von Tordeſillas, ſeine Oberbefehlshaberſtelle freiwillig niedergelegt. Indeſſen war noch nicht alles verloren, ſo lange noch ein Heer von 20,000 Mann auf den Beinen war, das einen großen Plan durchſetzen konnte.

Alle diejenigen Mitglieder der Junta, welche nicht in die Hände der Königlichen gefallen waren, hatten ſich nach Valladolid begeben, und durch eine neue Wahl war ein Ausſchuß zu Stande gekommen, dem man die höchſte Macht anvertraut hatte. Dieſer Ausſchuß wählte Juan de Padilla zum Oberbefehlshaber des Heeres der Gemeinen und führte dadurch den entflohenen Muth zurück.

Mit dem Wunſche die Freiheiten des dritten Standes zu behaupten, wuchs die Erbitterung gegen die Unterdrücker deſſelben. Nur an Geld fehlte es, die Truppen zu beſolden; denn Karls Miniſter hatten einen beträchtlichen Theil des Nazionalreichthums mit ſich genommen, und da, ſeit den bürgerlichen Unruhen, Handel und Gewerbe ſtockten, ſo mußte die Junta Bedenken tragen, ein Volk, das ſeit Iſabella's Zeiten keine ſchweren Laſten getragen hatte, mit Auflagen zu behelligen. Freiwillig thaten indeſſen die Städte ihr Äußerſtes, um die Wünſche des Ausſchuſſes zu befriedigen, und von einer anderen Seite kam eine entſchloſſene Frau zu Hülfe. Dies war Donna Maria Pacheco, Padilla's Gemalin. Erhaben über die religiöſen Wahnbegriffe ihrer Zeit, entwarf ſie einen Plan zur Ausplünderung der Kathedralkirche von Toledo. Um ihrer Handlung den Anſtrich des Frevels zu nehmen, den ſie ſo leicht in den Augen des großen Haufens gewinnen konnte, begab ſie ſich in einer feierlichen Prozeſſion dahin. In Trauer war ſie mit allen ihren Begleiterinnen gehüllt; und alle verſtrömten Thränen auf dem langſamen Zuge nach der Kirche. Als ſie end-

lich angelangt waren, baten ſie die Heiligen um Verzeihung wegen eines Raubes, den nur die dringendſte Noth des Vaterlandes entſchuldigen könnte. Hierauf bemächtigten ſie ſich der Reichthümer der Kirche, welche ohne Zeitverluſt verſteigert und der Junta übermacht wurden. Die Junta wandte ſie zum Beſten ihres Heeres an, indeß die Königlichen, für welche die Geldquellen eben ſo ſehr erſchöpft waren, bei dem König von Portugal borgten, und ihr eigenes Silbergeräth einſchmolzen. Beide Heere näherten ſich langſam dem Augenblick einer Entſcheidung.

Doch war es nicht der Geldmangel allein, der dieſe Entſcheidung verzögerte. Das ganze Verhalten des Groſsadmirals bewies auf eine unwiderſprechliche Weiſe, daß er es nicht aufs Äußerſte kommen laſſen wollte, und die Bewegungsgründe ſeiner Mäßigung lagen in der Natur des Streits. Einmal hatte den Adel die Unzufriedenheit der Nation mit dem König und ſeinen Günſtlingen entzündet. Ferner waren mehrere Forderungen der Gemeinen ſo beſchaffen, daß der Adel ihnen ſeine Billigung nicht verſagen konnte, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. End-

lich war zu befürchten, daß, während die beiden gesetzgebenden Körper der Nation ihre Kräfte in gegenseitigen Befehdungen verloren, die unumschränkte Macht des Königs, welche der Adel über alles fürchtete, sich auf den Trümmern der Unabhängigkeit der Feudalaristokratie und der Vorrechte der Gemeinen erheben konnte. Gern machte sich daher der Adel anheischig, die billigen Forderungen der Gemeinen vor dem Throne zu vertreten, wenn sie nur in denjenigen Artikeln nachgeben wollten, welche eben so verderblich für die Freiheit überhaupt, als für die Vorrechte des Adels wären. Doch so groß war der Eigensinn der Gemeinen und so entschieden ihr Haß gegen die Granden, daß sie lieber den sogenannten Despotismus des Fürsten wagen, als das Joch des Adels noch länger ertragen wollten. Unaufhörlich sprachen sie von Vereinigung der adlichen Besitzungen mit den Krongütern, und durch die dem Adel abgenommene Beute hofften sie ihren Frieden mit einem Monarchen zu machen, von welchem sie annahmen, daß er seinen Vortheil wohl einsehen würde, wenn der Erfolg nicht mehr

problematiſch wäre. Durch die Waffen alſo ſollte der Zwiſt entſchieden werden.

Einige über die Königlichen davon getragenen Vortheile vermehrten den Übermuth der Gemeinen. Den Muth des Heeres zu benutzen, beſchloß Juan de Padilla, daſſelbe nach Torrelobaton zu führen, einer Stadt, welche königliche Garniſon enthielt. Dieſe Maasregel war nicht nothwendig, und mein Vater, der ſich in dem Heere der Gemeinen als Offizier hatte anſtellen laſſen, proteſtirte dagegen, und forderte eine Annäherung an den Feind. Padilla hatte ſich aber in den Kopf geſetzt, daß er ſich ſein Heer durch eine reiche Beute verbinden müßte. Die Belagerung ging alſo vor ſich. Vergeblich war der Widerſtand der Belagerten; eben ſo vergeblich die Bemühungen des Adels, die Stadt zu entſetzen. Torrelobaton wurde mit Sturm eingenommen, und Padilla gab die Stadt der Plünderung preis. Dies war der Wendepunkt des Glücks der Gemeinen.

Hätte Padilla ſein ſiegreiches Heer geradeſ Weges nach Toideſillas geführt, ſo hätte er durch die bloße Hurtigkeit ſeiner Operationen nothwendig große Vortheile über die

Königlichen davon tragen müſſen. Allein er ſelbſt gefiel ſich im Genuſſe des Ruhms, den er durch die Einnahme von Torrelobaton erworben hatte, und, Valladolid allein ausgenommen, beſtanden die übrigen verbundenen Städte auf der Annahme eines Waffenſtillſtandes, welchen die Königlichen ſchlau genug waren, nach der Einnahme von Torrelobaton, anzubieten. Die Folge dieſer Zögerungen war indeſſen, daß Padilla einen beträchtlichen Theil ſeiner Leute verlor, der, durch die gemachte Beute bereichert, die Luſt zu kämpfen verloren hatte, und daß die Königlichen ſich von allen Seiten verſtärkten. Die bedeutendſte Verſtärkung führte der Conderable ſelbſt von Burgos herbei, und alle Bemühungen Padilla's, ſeine Vereinigung mit dem Grafen Haro zu verhindern, waren vergeblich. Sobald ſich nun die Königlichen ſtark genug fühlten, den Gemeinen die Stirne zu bieten, näherten ſie ſich Torrelobaton.

Durch die Entweichung der Seinigen geſchwächt, trug Padilla jetzt Bedenken, ſich in ein Treffen einzulaſſen, und machte dagegen einen Verſuch, ſich nach Toro zurückzuziehen. Große Vortheile waren gewonnen, wenn die-

ſer Rückzug gelang. Doch Haro, welcher dies einſah, ſuchte den Rückzug dadurch zu verhindern, daß er, mit Zurücklaſſung des Fußvolks, das Heer der Gemeinen mit ſeiner Reiterei verfolgte. Er erreichte es bei Villaret und machte ſogleich den Angriff. Ermüdet durch einen Rückzug, welcher einer Flucht ſehr nahe kam, that das Heer der Gemeinen auch nicht den mindeſten Widerſtand. Ein friſch aufgepflügtes und durch einen ſtarken Regen noch mehr aufgelöſtes Saatfeld, über welches es entfliehen wollte, vermehrte die Niederlage. Vergeblich bemühte ſich Padilla mit ſeinen Offizieren, die Flüchtlinge zum Stillſtand zu bewegen; ſie hörten weder auf ſeine Bitten, noch auf ſeine Drohungen. Ohne irgend einen Verluſt auf Seiten der Königlichen, blieben über hundert von den Gemeinen. Als Padilla alles verloren ſah, wollte er ſein Unglück nicht überleben. Verzweifelnd ſtürzte er ſich mitten unter die Feinde; aber er wurde verwundet, zu Boden geworfen, gefangen genommen. Sein Schickſal theilten mehrere ſeiner Offiziere, die ihren General nicht verlaſſen wollten, unter andern auch mein Vater. Mit ihnen begnügten ſich die

Königlichen, indem sie auf Befehl ihres Anführers die gemeinen Soldaten ungehindert in ihre Heimath zurückziehen ließen.

Nicht lange ließ man den General der Gemeinen und seine Offiziere in der Ungewißheit ihres Schicksals. Gleich am folgenden Morgen wurde Padilla von Villalva, wo er die Nacht zugebracht hatte, mit seinen Anhängern nach Villalar geführt, wo ihn der Generalstab der Königlichen erwartete. Hier wurde Kriegesrecht über die ganze Gesellschaft gehalten. Um keine Grausamkeit zu offenbaren und dadurch eine neue Erbitterung hervorzubringen, hielt man sich blos an den General und seinen Adjutanten, einem gewissen Juan Bravo, der, als ein Mann von bekannter Tapferkeit, von den Königlichen zu den Gemeinen übergegangen war. Beide wurden zum Tode verurtheilt, während die übrigen Offiziere in ihrer Haft bleiben sollten, bis die Ruhe gänzlich wieder hergestellt seyn würde.

Dies Urtheil sollte ohne Zeitverlust vollzogen werden. Padilla, der es mit Ergebung angehört hatte, bat sich nur so viel Zeit aus, daß er einige Briefe schreiben könnte. Diese

Bitte wurde ihm gewährt. Er ſchrieb jene beiden Briefe, welche in unſeren Geſchichtsbüchern eine Stelle verdient haben *), und

*) Hier ſind die beiden Schreiben, ſo wie Sandoval ſie im 9ten Buche ſeiner Geſchichte Karls des Fünften aufbehalten hat:

I.

Juan de Padilla an ſeine Vaterſtadt Toledo.

»Krone Spaniens! Leichtpunkt der Welt! Freiin ſeit den Zeiten der muthigen Gothen! Dir, die du eigenes und fremdes Blut verſtrömteſt, um deine und deiner Nachbarinnen Freiheit zu behaupten, Dir meldet dein ächter Sohn Juan de Padilla, wie er mit dem Blute ſeines Herzens deine Lorbeern anfriſcht. Was ich für Dich gethan habe, darf ich nicht zu deinen Großthaten zählen; allein die Schuld lag nicht an meinem guten Willen, ſondern am Schickſale. Nimm das Einzige, was ich für Dich hingeben konnte, nimm dies Leben wie eine gute Mutter an, die auch die kleine Gabe des liebenden Sohnes nicht verſchmäht. Unendlich mehr, als an dieſem Leben, liegt mir an deinem Urtheile über mich. Aber bedenke, daß, außer dem Vorſatze, Alles in der Welt nur Glück und Unglück iſt. Mich tröſtet der Gedanke, daß ich für Dich ſterbe und daß der Rächer meines Todes an deinen Brüſten genährt wird. Viele Zeugen werden Dir die Art meiner Hinrichtung verkündigen; ich ſelbſt weiß ſie noch nicht, ſo nahe ſie mir auch iſt. Genug, mein Ende ſoll ein Zeugniß für mich ablegen. Ich vermache Dir meinen Geiſt, als der Schützerin der Chriſtenheit. Mein Körper gehört nicht mir; ich kann darüber alſo nicht verfügen. Auch ſchreiben darf ich nicht mehr; denn voll Ungeduld erwartet mich der Nachrichter, das gezückte

ließ darauf meinen Vater zu ſich rufen, dem er die Beſorgung derſelben auftrug. Zugleich gab er ihm eine Reliquie, mit der Bitte, ſie wäh-

---

Schwerdt in ſeiner Hand. Mehr als eigene Leiden ſchmerzt mich dein Kummer.«

II.

Juan de Padilla an ſeine Gattin.

»Gennora, ginge mir dein Kummer nicht mehr zu Herzen, als mein Tod, ſo würd' ich mich für glücklich halten. Sterben müſſen wir alle; aber nicht alle ſterben auf gleiche Weiſe. Für eine beſondere Gunſt des Höchſten muß ich meinen Tod halten; denn wie ſehr man ihn auch bejammern mag, Ihm kann er nicht misfällig ſeyn. Ich möchte wohl ſo viel Zeit haben, dir das Eine und das Andere zu deiner Beruhigung zu ſchreiben; da man ſie mir nicht geſtattet, ſo will ich die Krone, die jenſeits meiner harrt, nicht länger entbehren. Beweine deinen Verluſt, aber nicht meinen Tod; er iſt allzu gerecht, als daß er beweint werden dürfte. Alles übrige hat man mir genommen; ich vermache Dir alſo meine Denkungsart, als dasjenige, was Dir immer am theuerſten geweſen iſt. An meinen Vater, Pero Lopez, ſchreib' ich nicht; ich wag' es nicht, weil ich nur Erbe ſeiner Tugenden, nicht ſeines Glücks geweſen bin. Kein Wort mehr! Der Nachrichter wartet auf mich, und ich möchte nicht gern in den Verdacht gerathen, als verlängerte ich meine Briefe, um mein Leben zu verlängern. Mein Diener Goſſa, Augenzeuge meines Schickſals und Vertrauter meiner geheimſten Wünſche, wird Dir alles ſagen, was ich nicht ſchreiben kann und darf. Geendet iſt die mühvolle Laufbahn, und ruhig erwarte ich den Streich, der, wie ſehr er dich auch betrüben mag, meine Leiden beendigt.«

während ſeiner Gefangenſchaft zu tragen, und ſie, nach wiedererhaltener Freiheit, der Donna Maria Pacheco, ſeiner Gemalin, zu überbringen. Padilla's Ruhe ſetzte meinen Vater in Erſtaunen; aber je mehr ihm die Ergebung des Helden gebot, deſto weniger konnte er ſich beim Abſchiede des Ausbruchs einer tiefen Rührung enthalten. Auch Padilla's Gemüth wurde durch meines Vaters Thränen erweicht; doch ohne dem Schmerze nachzuhängen, verkündigte er jetzt ſelbſt, daß er bereit ſey, den Todesſtreich zu empfangen.

Man führte ihn und Juan Bravo auf den Markt von Villalar, wo ein Richtplatz bereitet war. Der Nachrichter, welcher beiden zur Seite ging, rief ſie, der hergebrachten Sitte gemäß, für Vaterlandsverräther aus. Dies ſetzte Juan Bravo in Wuth. »Du lügſt!« ſprach er zum Nachrichter; »Verräther ſind wir nicht, aber wir haben für die Freiheit des Vaterlandes geſtritten.« Da ſagte Padilla: »Lieber Juan Bravo, geſtern war es Zeit wie ein Ritter zu kämpfen; heute müſſen wir als Chriſten ſterben.« Mit Juan Bravo's Hinrichtung wurde der Anfang gemacht. Den Leichnam ſeines Freundes erblickend, rief

Padilla aus: »So ſteht es um dich, guter Ritter!« Gelaſſen kniete er hierauf nieder, und legte ſeinen Kopf auf eben den Block, auf welchem Don Juan ſein Ende gefunden hatte.

Die Nachricht von Padilla's Tode verbreitete eine allgemeine Beſtürzung. Nur Donna Maria Pachero, ſeine Gemalin, theilte ſie nicht. Entſchloſſen vertheidigte ſie Toledo gegen die Angriffe der Königlichen. Als die Stadt eingenommen war, rettete ſie ſich in die Veſte; und als auch dieſe erobert wurde, ging ſie verkleidet nach Portugal. Unterdeſſen hatten ſich alle übrigen Städte unter das Joch der Königlichen gebeugt, und Spaniens Ruhe war wenigſtens in ſofern wiederhergeſtellt, daß die in den Gemüthern zurückgebliebene Neigung zur Oppoſition nicht zum Ausbruch kommen durfte.

Der Adel entſchädigte ſich für die auf den Krieg gewandten Koſten theils durch Brandſchatzungen, theils durch Confiskation der Hälfte des Vermögens aller in dem Heere der Gemeinen angeſtellten Offiziere, welche größtentheils ſehr begütert waren. Auf dieſem Wege wurde mein Vater, deſſen Vermögen mehr zurei-

chend, als bedeutend geweſen war, zu einem armen Manne gemacht. Er würde ſein Schickſal, wie er mir oft ſagte, mit Gelaſſenheit ertragen haben, wäre ihm das Verfahren des Adels nicht auf eine doppelte Weiſe nachtheilig geworden. Einmal zerriß es ein Verhältniß, auf welches er das Glück ſeines ganzen Lebens gebaut hatte; zweitens nahm es ihm die Ausſicht, in ſeinem Vaterlande jemals zu ſtaatsbürgerlicher Bedeutung zu gelangen. Mein Vater war nämlich, als alles dies vorging, ein junger Mann von ungefähr vier und zwanzig Jahren, und ſtand, als ein ſolcher, in Verbindung mit Donna Catalina de Aranna, der Tochter eines begüterten Kaufmanns, welche ihn eben ſo heiß wieder liebte, als ſie von ihm geliebt wurde. Donna Catalina hatte ihre Mutter ſeit mehreren Jahren verloren, und war ſeitdem in einem Kloſter erzogen worden. Die Jahre der Mannbarkeit hatten ſie in Freiheit geſetzt. Unter dem Schutze ihres Vaters lebend, machte ſie die Bekanntſchaft meines Vaters. Beide gewannen ſich gegenſeitig lieb; beide erklärten ſich bald dahin, daß ſie ſich für einander beſtimmt glaubten. Der alte Aranna

hatte nichts gegen ihre Verbindung, nur wünschte er, daß sie nicht eher vollzogen werden möchte, als bis die bürgerlichen Unruhen vorüber seyn würden. Da er als Kaufmann selbst den lebhaftesten Antheil an dem Kampf des dritten Standes mit der Feudalaristokratie nahm, so war es vorzüglich sein Beispiel, was meinen Vater bestimmte, sich enger mit Don Juan de Padilla zu verbinden. Den ganzen Krieg hindurch blieb sein Verhältniß zu dem alten Aranna und dessen Tochter in seiner Integrität; aber der Ausgang des Krieges, welcher mit einer starken Einbuße für Aranna verbunden war und noch nachtheiliger auf meinen Vater zurückwirkte, veränderte die Ansicht des Kaufmanns, der, um nicht geradezu zu sagen, daß er seine Tochter mit keinem Fulano verheirathen könnte, die schlaue Bedingung machte, daß mein Vater sich um ein einträgliches Amt bewerben sollte. Es läßt sich leicht erachten, daß der junge Mann, aus Liebe für ein angebetetes Mädchen, es nicht an seinen Bemühungen fehlen ließ; allein in Bürgerkriegen ist diejenige Parthey, welche einmal das Unglück gehabt hat, unterzuliegen, für immer die unterdrückte

und zurückgeſetzte. Was alſo mein Vater auch immer thun mochte, um ſich in den Credit eines Mannes zu ſetzen, der mit der Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge vollkommen zufrieden wäre, ſo erreichte er doch ſeinen Endzweck um ſo weniger, je mehr die ſiegreiche Parthey auf Belohnung derjenigen zu denken hatte, welche ſie ihre Freunde nannte. Jahr und Tag verſtrichen unter dieſen Bemühungen, und indem das Vermögen meines Vaters immer mehr zuſammenſchmolz, verlor er mit jedem Augenblick die Hoffnung, in Catalinens Beſitz zu kommen. Sein Unwille hierüber gränzte ſehr oft an Verzweiflung; doch beruhigte er ſich immer durch den Gedanken, daß Catalina, ohne die mindeſte Rückſicht auf die Bedingungen ihres Vaters zu nehmen, ihm mit immer gleicher Treue anhing; in der That mit einer Treue, welche jedes individuelle Intereſſe vernichtet und das eigene Selbſt nur in dem geliebten Gegenſtande wiederfindet. Hätte mein Vater es über ſeine legale Denkungsart erhalten können, den alten Aranna durch Entführung oder Verführung zu ſeiner Einwilligung zu zwingen, ſo würde die liebende Geliebte ihm

ſchwerlich entgegen geweſen ſeyn; allein je aufrichtiger und rückſichtsloſer meines Vaters Liebe war, deſto weniger fühlte er ſich geneigt, von dem ſchmalen Pfade der Tugend abzuweichen. Gleich dem unerbittlichen Schickſal ſtand Catalinens Vater da. Mein Vater haßte ihn, wie man alles haßt, was unſere innere Freiheit aufhebt; doch ſelbſt indem er ihn haßte, wünſchte er noch immer eine ſolche Auskunft aufzufinden, welche die Moralität ſeines Verhältniſſes mit Catalinen ſicher ſtellte. Das Weltgeſchick machte ihn aufmerkſam auf eine neue Wendung ſeines Glücks.

Ein kühner Abentheurer langte, von Amerika aus, in dem Hafen von Palos mit der Nachricht an, daß er im ſüdlichen Ozean ein ungeheures Land entdeckt hätte, deſſen Reichthümer den Eroberern eine ungemeſſene Belohnung verſprächen. Dieſer Abentheurer war Francisco Pizarro. Die Wahrheit ſeiner Ausſage verbürgte ſich ſelbſt durch das, was er von ſeiner Entdeckungsreiſe mitgebracht hatte: durch goldene und ſilberne Gefäße von eigenthümlicher Form, durch Lamas und andere Thiere, welche ſich nur in dem ſüdlichen Amerika antreffen laſſen. Vergeblich hatte

Pizarro den Gouvernör von Panama aufgefordert, ihm die zur Eroberung dieſes wichtigen Landes erforderlichen Streitkräfte zu reichen; da der geringe Beſtand der ſpaniſchen Colonie zu Panama ſich mit keiner Eroberung vertragen hatte, ſo war dem Entdecker nichts anderes übrig geblieben, als ſich nach Spanien ſelbſt zu wenden. Das Feuer, womit er nach ſeiner Ankunft in Spanien von ſeiner Entdeckung ſprach, bemächtigte ſich aller Gemüther, vorzüglich aber derjenigen, in welchen der Keim der Unzufriedenheit ſeit dem Ausgange des Bürgerkrieges fortſchlummerte. Die Nachricht, welche er brachte, verbreitete ſich bald durch ganz Spanien, und je ſtärker die Senſazion war, die ſie hervorrief, deſto begieriger wurde der Hof, den Abentheurer kennen zu lernen, der ſo große Verheißungen gab. Pizarro erſchien vor Karl dem Fünften, und ſprach von ſeinen Thaten mit der rohen Würde eines Mannes, der ſeine Bildung mehr dem Schickſal, als dem Umgange mit Menſchen verdankt, und, weil er dies Schickſal überwand, ſich zum Herrſcher berufen glaubt. Stark war der Eindruck, den der Abentheurer auf den Kaiſer und deſſen

Umgebung machte. Alles, was er forderte, wurde mit Freuden bewilligt, und alle diejenigen Unterthanen, welche an der neuen Expedizion Theil zu nehmen wünschten, erhielten dazu die ungesuchte Erlaubniß des Hofes.

So war die Lage der Dinge, als mein Vater, von seinem Schicksal gedrängt, auf den Gedanken gerieth, Pizarro's Unternehmung zu theilen. Er schloß sich hierüber Catalinen auf, welche, wie entgegen ihr auch die Idee einer längeren Trennung seyn mochte, dennoch ihre Einwilligung zu meines Vaters Vorhaben gab, sobald er ihr bewiesen hatte, daß in der entschlossenen Ausführung desselben das einzige Mittel zur Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zwecks enthalten sey. Catalinens Vater wünschte dem jungen Mann, der sein Schwiegersohn zu werden wünschte, von ganzem Herzen Glück zu seinem Entschluß, und gab ihm das Versprechen, daß seine Tochter ihm bleiben sollte, wenn er begütert aus dem neuentdeckten Lande zurückkehrte. Die Abfahrt zog sich in die Länge; doch endlich schlug die Stunde der Trennung. In der Gesellschaft ihres Vaters begleitete Catalina den geliebten Mann, der, um zu

ihrem Beſitz zu gelangen, ſich jeder nur möglichen Gefahr blosſtellen wollte, bis nach dem Hafen von Sevilla, wo die Einſchiffung ſtatt fand. Hier trennten ſich die Liebenden nach vielen ſtummen Umarmungen. Mein Vater ging als Offizier an Bord des von Pizarro befehligten Admiralsſchiffs. Ein kräftiger Oſtwind blähte die Segel. Catalinens langen Blicken entſchwebte das Schiff. Ihre Augen trocknend kehrte ſie in ihre Einſamkeit zurück, während ſich die Bruſt meines Vaters in dem Anblick der großen Welt erweiterte, die ſich ihm darſtellte.

Pizarro landete nach einer glücklichen Überfahrt bei Nombre de Dios, und ging von hier in der Begleitung ſeiner Brüder Ferdinand, Juan und Gonzalo, ſeines Oheims Francisco de Alcantara, und mehrerer Freunde, unter welchen ſich auch mein Vater befand, nach Panama, um daſelbſt das Nöthige mit ſeinen Verbündeten Almagro und Luque zu verabreden. Es waren noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, ehe der Invaſionsverſuch unternommen werden konnte; doch indem Pizarro klug genug war, den Forderungen ſeiner Verbündeten zu rechter

Zeit nachzugeben, brachte er es dahin, daß sich zuletzt alles nach seinen Wünschen bequemte. Es gehörte nicht wenig Kühnheit dazu, ein so großes Reich, wie Peru ist, mit einer so verächtlichen Macht zu überfallen, als hundert und achtzig Krieger sind. Doch diese Kühnheit war im sechzehnten Jahrhundert das Eigenthum der Spanier. Die Abfahrt geschah im Februar des Jahres 1531. Günstige Winde beflügelten die Reise, welche in dem kurzen Zeitraum von dreizehn Tagen zurückgelegt wurde. Anfangs durch Meerströme verschlagen, kehrte Pizarro bald nach dem Süden zurück, theils um seine Vereinigung mit den Verstärkungen, die er von Panama erwartete, zu erleichtern, theils um einen festen Punkt zu gewinnen, wohin er sich zurückziehen möchte, wenn die Invasionsversuche nicht glücklich von statten gehen sollten. Diesen Punkt fand er in der Bay von San Mateo. Die Streifereien nahmen ihren Anfang. Vom Hunger eben so geplagt, als vom Golddurst, überfiel die Mannschaft die friedlichen Hütten der Einwohner; doch der einzige Gewinn, den sie davon hatte, war der, daß sie ihren Nothstand vermehrte, indem die armen Kü-

ſtenbewohner von allen Seiten her die Flucht ergriffen, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Schon fing man an über die Beſchwerden zu murren, welche dies Räuberleben mit ſich führte; ſchon nannte man den Anführer einen Betrüger, der, ſelbſt getäuſcht, nun auch Andere täuſchen wollte, als Pizarro, alle Kräfte ſeines Gemüths aufrufend, ſeine Gefährten beſtimmte, mit ihm tiefer ins Land zu dringen, wenn ſie alle ihre Erwartungen übertroffen ſehen wollten. Man raffte ſich von neuem auf. Der Streifzug führte in die Provinz Coaque; man überfiel eine von den Hauptniederlaſſungen der Eingebornen; die Beute, welche man in goldenen und ſilbernen Gefäßen machte, belief ſich auf dreißig tauſend Peſos; der Anführer war gerechtfertigt; ein jeder ſchämte ſich ſeiner Kleinmüthigkeit und verſprach, dem tapferen Pizarro bis ans Ende der Welt zu folgen.

Dieſer glückliche Erfolg brachte noch eine andere Wirkung hervor, welche, ſobald ſie zur Urſache wurde, nicht wenig dazu beitrug, Pizarro's große Entwürfe zur Zeitigung zu bringen. Pizarro verlor nämlich keinen Augenblick, eins von ſeinen Schiffen nach Panama

zurückzusenden, und den Gouvernör durch ein bedeutendes Geschenk von der eben gemachten Beute zur Unterstützung aufzufordern. Die Kraft des Goldes that mehr, als der glänzendste Bericht. Der Gouvernör gestattete, daß man sich nach Peru einschiffen konnte; und so erhielt Pizarro zwei Verstärkungen, welche, obgleich in Hinsicht der Anzahl von keiner Bedeutung, einen besondern Werth durch die Anführer Benelcazar und Hernando Soto hatten; zwei Offiziere von Ruf und Erfahrung, welche eine Unternehmung heiligten, die bisher als ein verwegenes Abentheuer betrachtet war. Bei ihrer Ankunft hatte Pizarro so eben die Bewohner der Insel Puna in der Bay von Guayquil unterjocht und sich von hier nach Tumbez begeben, wo er einige Monate ausruhen mußte, damit sich seine Leute von den Beschwerden des kleinen Krieges erholen möchten.

Hier war es, wo er die ersten Nachrichten von dem Umfange des peruanischen Reiches und von der Lage der Sachen in demselben erhielt. Wenn der erstere von jeder feindseligen Unternehmung zurückschreckte, so enthielt die letztere die allerstärksten Aufmunte-

rungen dazu. Es war bald nicht mehr die Frage, ob man tiefer ins Land eindringen ſollte, ſondern nur, wie dies am vortheilhafteſten geſchehen könnte; und während Pizarro mit ſeinen Offizieren darüber berathſchlagte, bahnte man ihm, von der Hauptſtadt aus, die Wege weit beſſer, als er es je erwartet hatte. Es war, als ob das Schickſal Peru's Eroberung längſt vorbereitet hatte.

Durch religiöſen Despotismus beherrſchten die Incas Peru's Bewohner; und da es in der Natur dieſes Despotismus liegt, jede freie Entwickelung in ihren Keimen zu zerſtören, ſo waren Manco Capac's Nachfolger in Hinſicht der vollziehenden Gewalt unumſchränkte Monarchen, ohne daß ſie jemals nöthig hatten, die Einſicht bei dem Regierungsgeſchäft zu Hülfe zu rufen. Im vollſten Ernſte glaubten die Peruaner von Göttern regiert zu werden, und gaben dieſen Glauben nicht eher auf, als bis ſie nicht länger umhin konnten, die ſchwächſten Sterblichen in ihren Incas zu erblicken. Die erſte Veranlaſſung zur Irreligioſität — denn Gehorſam und Religioſität waren bei ihnen daſſelbe — gab ihnen Huana Capac, zwölfter

Nachfolger Manco Capac's, des Stifters der peruaniſchen Monarchie. Ob ihm dringende Bewegungsgründe zum Kriege mit dem König von Quito von außen gegeben wurden, oder ob er ſie aus ſeinem Ehrgeiz nahm, ſoll unentſchieden bleiben, weil dies nie aufs Reine gebracht iſt; genug er war der erſte, welcher die Gränzen ſeines Reichs verließ, um einen benachbarten König anzugreifen und einen Kampf um politiſche Exiſtenz zu wagen. Dieſer Kampf fiel zu ſeinem Vortheil aus; aber durch ihn wurde auch die Grundveſte des peruaniſchen Reichs zerſtört. Um Quito für immer mit Peru zu vereinigen, vermählte er ſich mit der Tochter des überwundenen Monarchen, obgleich eins von den Fundamentalgeſetzen der peruaniſchen Monarchie den Incas gebot, ihr königliches Blut nie durch eine Verbindung mit Fremden zu verunreinigen. Dieſe Übertretung beſtrafte ſich ſelbſt in ihren nächſten Folgen.

Die Tochter des Königs von Quito beſchenkte den Sieger mit einem Sohn Namens Atahualpa, der den Inca für immer an Quito feſſelte und ihn eben dadurch beſtimmte, das peruaniſche Reich als eine Provinz zu

behandeln. Die Folge dieſer Behandlung war, daß die Peruaner jene Innigkeit des Gefühls verloren, womit ſie bisher an ihren Beherrſchern gehangen hatten. Einmal in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſetzt, mußten ſie in den lebhafteſten Unwillen ausbrechen, als Huana Capac, kurz vor ſeinem Tode, ſeinen geliebten Atahualpa zum Regenten von Quito einſetzte, und den Reſt ſeiner Beſitzungen an Huascar, ſeinen älteſten Sohn von einer Gemalin aus dem Geſchlecht der Incas, abtrat; denn durch dieſes Verfahren wurden alle Vortheile vernichtet, welche die bisherige Vereinigung beider Königreiche mit ſich geführt hatte. Von dem Unwillen ſeiner Unterthanen emporgetragen, forderte Huascar von Atahualpa Verzichtleiſtung auf den Thron von Quito und Anerkennung der Vorrechte des Geſchlechts der Incas. Atahualpa weigerte ſich in Forderungen einzugehen, welche, wenn ſie erfüllt wurden, ihn nicht nur in die Dunkelheit des Privatlebens warfen, ſondern auch ſeinem Leben ſelbſt gefährlich zu werden droheten. So entwickelte ſich der Bürgerkrieg.

Der Ausgang dieſes Bürgerkrieges mußte

für Atahualpa günſtig ſeyn, weil er die Truppen, womit ſein Vater das Königreich Quito erobert hatte, an ſeine Perſon zu feſſeln verſtand; denn eine rein militäriſch wirkende Macht ſiegt gewiß über diejenige, welche ihre ganze Energie der Religioſität verdankt, beſonders wenn ſie zwiſchen Religion und Irreligion ſchwanket. Auch war Huascar's Schickſal nur allzu bald entſchieden. Geſchlagen, ſtreifte er in dem weiten Gebiete Peru's umher, während ſein Gegner, Manco Capac's Nachkömmlinge, ſo viel er deren auf dem Wege der Gewalt oder der Liſt habhaft werden konnte, ermorden ließ, und zur Gründung ſeines Anſehns in dem neueroberten Reiche in Huascar's Namen gebot.

Dies war die Lage der Dinge, als Pizarro mit ſeiner geringen Mannſchaft in San Mateo landete. Einige Jahre früher würde er der vereinigten Macht der Bewohner Peru's und Quito's unter der Anführung des entſchloſſenen Huana Capac nicht haben widerſtehen können. Der Bürgerkrieg bahnte ihm den Weg in den Mittelpunkt des Reichs. Eine längere Zeit hindurch wußte er ſelbſt nicht, wie günſtig die Umſtände ſeiner Unternehmungen

nehmung waren. Die Ungewißheit hörte auf, als Geſandte von dem geſchlagenen Huascar anlangten, welche um Beiſtand gegen den Uſurpator Atahualpa baten. Pizarro willigte auf der Stelle in dieſe Bitte, nicht um dem zurückgeſetzten Prinzen wirklich Beiſtand zu leiſten, ſondern um die Umſtände zur Vernichtung beider Nebenbuhler zu benutzen. Er brach alſo ſogleich von San Mateo auf, wo er nur gerade ſo viel Beſatzung zurückließ, als nothwendig war, dieſen feſten Punkt gegen die etwanigen Angriffe der Peruaner zu vertheidigen, und den Verſtärkungen, die er von Panama erwartete, einen beſtimmten Sammelplatz anzuweiſen. Sein ganzes Heer beſtand aus zwei und ſechzig Mann Reiterei und hundert und zwei Infanteriſten, von welchen zwanzig mit Armbrüſten und drei mit Flinten bewaffnet waren. Den Zug begleiteten zwei Feldſtücke.

Pizarro nahm ſeinen Weg nach Caxamalca, einer kleinen Stadt, welche in der Entfernung von zwölf Tagereiſen von San Mateo lag und in deren Nähe Atahualpa mit einem bedeutenden Theil ſeines Heeres kampirte. Kaum hatte er ſich in Bewegung ge-

ſetzt, als ein Geſandter von Atahualpa anlangte, welcher den Antrag zu einem Bündniß machte und eine freundſchaftliche Aufnahme zu Caxamalca verſprach. Ein neues vortheilhaftes Ereigniß, welches Pizarro auf der Stelle benutzte, um Atahualpa'n ſagen zu laſſen: Er käme als Geſandter eines ſehr mächtigen Monarchen, und der letzte Zweck ſeiner Unternehmung wäre kein anderer, als ihm Beiſtand zu leiſten gegen diejenigen, welche ſeine rechtmäßigen Anſprüche auf den peruaniſchen Thron nicht anerkennen wollten. Wenn dieſe Antwort die Wege ebnete, ſo wirkte die Ungewißheit, worin die Peruaner über den wahren Charakter der Spanier waren, noch weit mehr zu dem Vortheil der letzteren. Dieſe Ungewißheit war das Reſultat alles deſſen, was Peru's Einwohner bisher erfahren hatten. Da nämlich Pizarro bisher in allen Kämpfen obgeſiegt hatte, ſo herrſchte die Idee ſeiner Furchtbarkeit vor; eine Idee, welche eben ſo ſehr befreundet, als entfremdet, weil man nie umhin kann, in dem Mächtigen auch den Zuverläſſigen und Großmüthigen zu erblicken. Die Spanier zogen alſo unaufgehalten durch die Sandwüſte von San

Mateo bis Motupe, wo der kleinſte Widerſtand der Peruaner ihr unausweichliches Verderben hätte werden müſſen. Von Motupe aus näherten ſie ſich den Gebirgen, welche das flache Land von Peru einſchließen. In dieſen Gebirgen paſſirten ſie ein Defilé, ſo eng und unzugänglich, daß die kleine Mannſchaft hingereicht haben würde, den verwegenſten Feind abzuhalten. Doch auch hier fanden ſie keinen Widerſtand, weil Atahualpa Pizarro's Verſicherungen glaubte. Ein Fort, wodurch dieſer wichtige Poſten gedeckt wurde, ward von ihnen beſetzt, und indem ſie ſich Caxamalca immer mehr näherten, ermangelte Atahualpa nicht, ſie mit immer größeren Geſchenken zu überſchütten.

Sobald Pizarro in Caxamalca für ſein kleines Heer zwiſchen dem Pallaſt des Inca und dem Tempel der Sonne eine feſte Stellung gewonnen hatte, vertheilte er die Rollen des großen Trauerſpiels, deſſen Wirkungen Jahrtauſende hindurch in ſtärkeren oder ſchwächeren Schwingungen fortdauern mußten. Hernando Soto und Ferdinando Pizarro, Bruder des Anführers, wurden nach Atahualpa's Lager abgeſchickt, um den Monarchen in der

guten Meinung zu beſtärken, die er von den Spaniern gefaßt hatte, und eine Zuſammenkunft zu bewirken, worin man ſich näher über die zu ergreifenden Maasregeln beſprechen möchte. Beide wurden von Atahualpa mit der treuherzigen Gaſtfreundſchaft aufgenommen, welche den Peruanern gegen ihre Herzensfreunde eigen iſt, und beide brachten es ohne große Mühe dahin, daß der Monarch den ſpaniſchen Feldherrn am nächſten Tage zu beſuchen verſprach. Geblendet von dem Glanz des Goldes und Silbers, das ſie in dem peruaniſchen Lager angetroffen hatten, kehrten ſie zu ihren Landesleuten zurück; und nachdem ſie die frohe Botſchaft ausgeſprochen hatten, daß Atahualpa ohne Zeitverluſt erſcheinen werde, wurden ſogleich die Anſtalten zu deſſen Empfang gemacht. Pizarro theilte ſeine Reiterei in drei kleine Haufen, an deren Spitze er ſeinen Bruder Ferdinand, Soto und Benalcazar ſtellte. Die Infanterie formirte einen Haufen, und nur zwanzig von den entſchloſſenſten Kriegern wurden dazu gebraucht, die Perſon des Anführers zu umgeben. Die aus zwei Feldſtücken beſtehende Artillerie und die Bogenſchützen wurden am

Ende der Straße poſtirt, auf welcher Atahualpa ſich nähern mußte. Alle erhielten den Befehl, ſich nicht eher zu bewegen, als bis das Zeichen zum Angriff würde gegeben werden.

Mit Tages Anbruch war das peruaniſche Lager in Bewegung; doch da Atahualpa vor den Fremdlingen, an deren Freundſchaft ihm ſo viel gelegen war, mit allem Glanz der Majeſtät erſcheinen wollte, ſo dauerte es lange, ehe der Marſch wirklich angetreten wurde. Die Bewegung war äußerſt langſam, um an der einmal feſtgeſetzten Ordnung nichts zu verrücken.

So groß war die Ungeduld der Spanier, den entſcheidenden Augenblick herbeigeführt zu ſehen, daß Pizarro von neuem einen ſeiner Offiziere an den Inca abſandte, um ihn in ſeinem Vertrauen zu ſtärken. Endlich näherte ſich Atahualpa. Es war am 16. November des Jahres 1532 gegen Mittag. Die Sonne lächelte mit milden Stralen auf das Unternehmen der Spanier herab. Vierhundert Mann bahnten dem Monarchen den Weg. Dieſer ſaß auf einem mit vielfarbigen Federn geſchmückten und mit Gold, Sil-

ber und Edelgeſteinen reich gezierten Thron, welcher von ſeinen vornehmſten Dienern getragen wurde. Hinter ihm erſchienen einige von ſeinen Miniſtern, auf gleiche Weiſe getragen. Sänger und Tänzer begleiteten den Zug. Die ganze Ebene vor Caxamalca bedeckte ſich nach und nach mit Truppen. Es waren ihrer mehr als dreißig tauſend Mann. Von beiden Seiten geſpannte Erwartung. Die Kataſtrophe war gekommen.

Indem Atahualpa ſich Pizarro'n nähern wollte, trat Vincente Valverde, der Geiſtliche des ſpaniſchen Eroberungsheeres, zwiſchen beide. In der einen Hand ein Crucifix und in der andern ein Brevier haltend, ſprach er in dumpfen Tönen und mit der Miene der höchſten Seelenruhe von der Erſchaffung der Welt, von dem Sündenfall Adams, von der Sündfluth, von der Menſchwerdung, von den Leiden und der Auferſtehung des Erlöſers, von der Stellvertretung des heiligen Peter, von der apoſtoliſchen Macht des Pabſtes, von dem Geſchenk, welches Alexander der Sechſte den Königen von Caſtilien gemacht hatte. Hierauf und Kraft dieſes verlangte er von dem peruaniſchen Monarchen, daß er den chriſtli-

chen Glauben annehmen, die Souveränität des Pabſtes anerkennen und ſich dem König von Caſtilien, als ſeinem geſetzmäßigen Oberherrn, unterwerfen ſollte. Wofern er in dieſe Forderung willigte, ſo würde der mächtige Karl der Fünfte ihn in dem Beſitz ſeines Reichs ſchützen; wofern er ſich aber weigerte, ſo kündigte ihm eben dieſer Karl hiermit den Krieg an, und mit demſelben ein ewiges Verderben.

Atahualpa verſtand von dieſer in caſtilianiſcher Sprache gehaltenen Rede und Aufforderung kein Wort. Ein Dolmetſcher, der ſie ihm erklären ſollte, fand in der peruaniſchen Sprache keine Synonimen, um dem Monarchen die Thatſachen, worauf Valverde ſich bezogen hatte, und die Ideen, welche dem Ganzen zum Grunde lagen, klar zu machen. Je mehr Erkundigungen Atahualpa einzog, deſto höher ſtieg ſeine Verwirrung und mit dieſer ſein Unwillen. Endlich, nachdem er ſich lange genug beherrſcht hatte, brach er in die Erklärung aus: Er wäre Herr in den Ländern, über welche er kraft erblicher Folge herrſche, und begreife nicht, wie ein entfernter Prieſter Gegenden verſchenken könnte,

welche ihm nie gehört hätten; wäre wirklich ein ſolches Geſchenk gemacht, ſo werde er, als rechtmäßiger Eigenthümer, ſich wohl in Acht nehmen, dies Geſchenk zu beſtätigen; eben ſo wenig werde er ſich je entſchließen, dem Dienſt der Sonne zu entſagen, um den gebornen und geſtorbenen Gott der Spanier anzubeten; vieles von dem Geſagten verſtände er nicht, er wünſche aber zu wiſſen, woher der Prieſter dieſe ſeltſamen Dinge nähme.

»Aus dieſem Buche!« erwiederte Valverde, indem er dem Monarchen ſein Brevier überreichte. Atahualpa, welcher ſich keinen Begriff von der Schreibkunſt machen konnte, ſah das Buch mit Erſtaunen an, blätterte darin, und weil es nicht zu ſeinen Augen ſprach, ſo hielt er es an die Ohren. »Es ſchweigt;« rief er endlich voll Unwillen aus; »es ſagt mir nichts.« Er blickte es hierauf noch einmal mit ſtarren Augen an, und da es ihm wiederum nichts ſagte, ſo warf er das betrügliche Ding auf die Erde. In dieſem Augenblick veränderte ſich Valverde's ruhige Miene. Das Buch voll Eifer vom Boden aufraffend, wandte er dem Monarchen den Rücken zu, eilte zu ſeinen Landsleuten hin, und rief ihnen

zu: »Zu den Waffen, Chriſten, zu den Waffen! Das Wort des Herrn iſt geſchändet; rächt die Schande an dieſen frevelhaften Hunden.«

Kaum hatte Valverde ausgeredet, ſo gab Pizarro das Zeichen zum Angriff. Die Trompeten ſchmetterten, die Donner der Kanonen betäubten, die fallenden Flintenſchüſſe erregten eine andere Art von Verwunderung, die Reiterei brach los, das Fußvolk rückte mit gezogenen Schwerdtern an. Voll Erſtaunen über dieſen unerwarteten Angriff, blieben die Peruaner wie an dem Boden angewurzelt ſtehen, und erſt nachdem man wirklich auf ſie eingehauen hatte, ergriffen ſie von allen Seiten die Flucht. Ihre ungeheure Maſſe würde die Spanier erdrückt haben, wäre Einheit in dieſelbe zu bringen geweſen. Doch dieſe Einheit war für den Augenblick unmöglich. Zwar ſchloſſen die Vornehmſten einen Kreis um den König: allein, indem auch dieſe aus allen ihren Sinnen geſchreckt waren, vermochten ſie nur für einen angebeteten Monarchen zu ſterben. Über Leichenhaufen bahnte ſich Pizarro den Weg zu Atahualpa, und ihn bei dem Arm ergreifend, riß er den Mittelpunkt der Nazionalkraft von ſeinem

Thron auf den Boden, ihn für gefangen erklärend. Unterdeſſen verfolgten ſeine Leute die flichenden Peruaner. Mehr als viertauſend ſchuldloſe Weſen wurden niedergehauen, um den Schrecken zu verallgemeinern. Das Gemetzel dauerte bis zur Dunkelheit der Nacht. Nicht ein einziger Spanier fiel, nicht ein einziger von ihnen wurde verwundet. In einem kleinen Augenblick wurde eins der blühendſten Reiche aufgelöſt. Sehr wenig war dabei berechnet. Der heftige Inſtinkt zum Golde that alles. Haß und Liebe ſchwiegen in dieſem ſeltſamen Kampfe, durch welchen ſich jeder für ſein ganzes Leben zu beglücken glaubte.

Über alle Erwartung groß war die Beute, welche an dieſem Tage gemacht wurde. Ihrer Größe entſprach die übermüthige Freude der Sieger, die ſich aus dem Stande dürftiger Abentheurer plötzlich in die Regionen unbeſchränkter Freiheit erhoben fühlten. Was ſie empfanden, ſetzte den unglücklichen Atahualpa um ſo mehr in Erſtaunen, je weniger er ſich ihre Empfindungen erklären konnte. Allzu plötzlich war der Schlag gefallen, als daß der von ſeiner Höhe herabgeſtürzte Mo-

nach ſich nicht hätte in dem Zuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen befinden ſollen. Seine Niedergeſchlagenheit nahm in eben dem Maaße zu, in welchem er ſein Unglück kennen lernte. Zwar gab ſich Pizarro, der dieſe Gefangenſchaft eben ſo zu benutzen wünſchte, wie Cortes die des Montezuma benutzt hatte, jede nur erſinnliche Mühe, den Monarchen aufzuheitern; allein dies gelang nicht eher, als bis Atahualpa das Mittel, ſich in Freiheit zu ſetzen, gefunden zu haben glaubte. Den Anführer der Spanier bei der herrſchenden Leidenſchaft ſeiner Landsleute ergreifend, verhieß er ein unermeßliches Löſegeld, deſſen Belang auf eine eigenthümliche Weiſe angegeben wurde. Da man in Peru zwar Geld, aber nicht Münze kannte, ſo verſprach Atahualpa das Zimmer, welches er bewohnte, ſo weit er reichen könnte, mit goldenen Gefäßen anzufüllen. Dies Zimmer hatte zwei und zwanzig Fuß Länge und ſechzehn Fuß Breite. Es ſchien den Spaniern unmöglich, ſo viel Gold auf einen Haufen zuſammen zu bringen: aber gierig nahmen ſie den Vorſchlag des Inca an, und an den Wänden des Zimmers wurde eine Linie gezogen, um

die Höhe des verſprochenen Schatzes zu bezeichnen.

Atahualpa verlor keinen Augenblick, ſein Verſprechen zu erfüllen. Es wurden Boten nach Cuzco, Quito und anderen Städten geſandt, welche ſeine Miniſter aufforderten, alles in den Tempeln der Götter und den Wohnungen des Inca aufgehäufte Gold nach Caxamalca zu bringen, um die Befreiung des Monarchen zu bewirken. Dieſe Befehle wurden auf der Stelle in Ausübung gebracht. Von allen Seiten her ſchleppte man goldene Gefäße zuſammen. Atahualpa blieb dabei eben ſo ruhig, als die Spanier. Es war ein ſonderbarer Anblick, Leute, welche durch ihre Überzahl noch immer ſiegen mußten, ſobald es zu einem eigentlichen Kampf kam, mit ſo viel Treuherzigkeit ihre beſte Habe zur Befreiung eines Königs bringen zu ſehen, der, wenn er nicht mit Gewalt entführt wurde, für immer verloren war; doch auch hierin zeigte ſich die Wirkung des religiöſen Despotismus, welcher es durchaus verbietet, über das vorgeſchriebene Maas hinauszugehen, und was er ſelbſt nicht zu denken im Stande iſt, auch von Anderen nicht gedacht wiſſen will.

So weit ging die Paſſivität der Peruaner, daß ſie ſich nicht getrauten, die kleinſten Abtheilungen des kleinen Eroberungsheeres anzugreifen, und zwar blos deshalb nicht, weil ſie dazu keinen Befehl von dem König hatten. Einige von dieſen Abtheilungen hatten ſich mit Huascar in Unterhandlungen eingelaſſen. Sobald Atahualpa dies erfuhr, gab er ſeinen Unterthanen den Befehl, ſeinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Sie thaten dies ohne Zeitverluſt mit eben der Unbeſonnenheit, womit ſie jeder anderen Richtung folgten, die ihnen durch die höchſte Macht gegeben wurde.

Unterdeſſen wurde das Gefängniß Atahualpa's bis zur feſtgeſetzten Höhe mit goldenen Gefäßen angefüllt. Kaum war man damit zu Stande gekommen, als ſich der Durſt nach Eigenthum bei dem ſpaniſchen Heere einfand. Pizarro konnte der Aufforderung zur Einſchmelzung der ganzen Maſſe nicht länger widerſtehen; und ſo wurden Schmelzöfen gebaut, um das Volumen des köſtlichſten aller Metalle zu verringern. Nur wenige Gefäße von merkwürdigerer Form ſetzte man als Geſchenke für den Kaiſer auf die

Seite; alles Übrige wurde seiner Form nach zerstört, um in einem anderen Welttheil in verjüngter Gestalt wieder zum Vorschein zu kommen. Die Goldmassen lagen da; eine herrliche Augenweide roher Krieger, die im Golde das Höchste erhascht zu haben glauben. Der fünfte Theil wurde für die spanische Krone zurückgelegt; hundert tausend Pesos erhielt Almagro, der so eben von Panama angelangt war, für sich und seine Leute als Handgeld; Pizarro'n und den Seinigen blieben eine Million fünf mal hundert und acht und zwanzig tausend fünf hundert Pesos. Diese ungeheure Summe wurde am Feste des St. Jago unter lauten Dankgebeten getheilt. Der gemeinste Krieger erhielt acht tausend Pesos oder die Summe von funfzig tausend Thalern. Offiziere wurden ihrem Range nach belohnt, und der geringste erhielt wenigstens das Doppelte von dem, was die Gemeinen erhalten hatten. Nie war eine so ungeheure Beute gemacht; nie war die Zufriedenheit nach der Vertheilung allgemeiner; aber nie hatten sich auch Muth und Tapferkeit so schnell in die Begierde verloren, des

erworbenen Eigenthums im Vaterlande froh zu werden.

Unter allen Begleitern Pizarro's war vielleicht kein Einziger, der dies Vaterland in einer früheren Periode nicht gehaßt hatte. Jetzt sehnten sich die meisten nach demselben zurück. Diese Sehnsucht war, ihrem Wesen nach, nichts anders, als der Wunsch, dem erworbenen Reichthum Bedeutung zu geben; doch auch in dieser Gestalt fand sie ihre Rechtfertigung in sich selbst, und Pizarro war klug genug, Personen, welche in dem Besitze großer Summen ihre Energie verloren hatten, nicht zurückzuhalten; um so weniger, weil es ihm, nach so glänzenden Erfolgen, nie an Unterstützung fehlen konnte. Auch mein Vater forderte seinen Abschied. Der Zweck, der ihn nach Amerika geführt hatte, war erreicht und der Mittel, durch welche er erreicht war, wollte er sich nicht länger schämen.

Ehe er in Begleitung mehrerer Gefährten die Küste von Peru verließ, wurde Atahualpa's Schicksal vollendet. Der unglückliche Monarch forderte seine Befreiung; allein wie hätte Pizarro ihn in Freiheit setzen können,

ohne ſich das Eroberungsgeſchäft weſentlich zu erſchweren? Fürſten, welche einmal von der geſellſchaftlichen Höhe, auf welche der Zufall ſie geſtellt hatte, herabgeworfen ſind, können nur untergehen. Dies fühlte freilich Atahualpa nicht, aber deſto beſtimmter fühlte es Pizarro. Es kam nur auf die Art und Weiſe an, den Monarchen aus dem Wege zu räumen; denn da die große Menge ſich nie einen deutlichen Begriff von der Nothwendigkeit großer Maasregeln machen kann, ſo bleibt nichts anderes übrig, wofern man der Verantwortlichkeit nicht unterliegen will, als ſich hinter geachteten Formen zu verſtecken. So roh Pizarro auch war, ſo verſtand er ſich doch auf ſeinen Vortheil.

Um einem Mord den Anſtrich der Gerechtigkeit zu geben, wurde in einem geheimen Ausſchuß beſchloſſen, daß Atahualpa mit allen in Spanien gebräuchlichen Formalitäten hingerichtet werden ſollte. Pizarro und Almagro wurden zu Richtern beſtellt, und erhielten alſo das volle Recht loszuſprechen und zu verdammen. Im Namen des Königs von Spanien mußte ein Generaladvokat den Prozeß inſtruiren. Dem angeblichen Verbrecher wur-

wurden Vertheidiger gegeben. Gerichtsſchreiber mußten das ganze Verfahren zu Papiere bringen. Die Anklage beſtand aus folgenden Punkten: Atahualpa habe als Baſtard den rechtmäßigen Beſitzer vom Thron geſtoßen und die königliche Macht uſurpirt; Atahualpa habe ſeinen Bruder und geſetzmäßigen Oberherrn ermorden laſſen; Atahualpa habe nicht nur Menſchenopfer geſtattet, ſondern ſogar geboten; Atahualpa habe eine große Anzahl von Beiſchläferinnen gehalten; Atahualpa habe den königlichen Schatz, welcher jetzt von Rechtswegen den Eroberern zukäme, vergeudet und durchgebracht; Atahualpa habe ſeine Unterthanen aufgefordert, die Waffen gegen die Spanier zu ergreifen. Über alle dieſe Punkte fand das vollſtändigſte Verhör ſtatt; ſelbſt Zeugen wurden vernommen. Endlich erfolgte der Spruch, daß Atahualpa ſchuldig ſey, und lebendig verbrannt werden müßte. Valverde beſtätigte, kraft ſeines heiligen Amtes, dieſes Urtheil als gerecht. Es wurde dem unglücklichen Monarchen bekannt gemacht. Er konnte der Übermacht nur Thränen entgegen ſetzen. Seine Bitte, nach Spanien geſchickt zu werden, blieb unerfüllt. Val-

verde verhieß Milderung des Urtheils von der Annahme des Chriſtenthums. Das zitternde Schlachtopfer ließ ſich die Taufe gefallen. Mit großem Pomp wurde dieſe Ceremonie vollbracht; doch alles, was Atahualpa dadurch gewann, war — Erdroſſelung ſtatt der Verbrennung.

Unmittelbar nach dieſem tragiſchen Ereigniß verließ mein Vater mit mehreren Anderen das Gebiet von Peru, um nach Spanien zurückzukehren. Sie ſchifften ſich zunächſt nach Panama ein, wo ſie wohlbehalten anlangten, und lange genug verweilten, um die gänzliche Auflöſung des peruaniſchen Reichs zu vernehmen. Die Jahreszeit war der Überfahrt nach Spanien nicht günſtig. Sie blieben alſo bis zum Anfang des Jahres 1535 in Panama zurück. Der lang' erſehnte Augenblick der Abfahrt kam endlich, und jubelnd ging die Geſellſchaft an Bord eines Schiffes, das ſie, um unabhängiger zu reiſen, an ſich gekauft hatte.

Mein Vater kam geſund und froh vor eben dem Hafen an, aus welchem er vor ungefähr vier Jahren in See gegangen war. Während der Überfahrt hatte das Bild ſeiner

Geliebten ihm raſtlos vorgeſchwebt. Catalinen zu Liebe hatte er ſich den Wellen des trügeriſchen Oceans vertraut; Catalinen zu Liebe war er Eroberer geworden; Catalinen zu Liebe hatte er zwei Jahre hindurch den Gefühlen der Menſchlichkeit entſagt; Catalinen zu Liebe legte er einen Werth auf ſeine Schätze. Je mehr er ſich Sevilla näherte, deſto wahrſcheinlicher wurde ihm, daß die Geliebte wie ein glänzender Punkt am Ufer ſtehen würde, und zum voraus wußte er, daß er ſie unter tauſend Zuſchauerinnen wieder erkennen würde. Dieſe Erwartung wurde indeſſen nicht erfüllt; ſo gierig das Auge meines Vaters Catalinen unter der ungemeſſenen Schaar der Bewillkommenden ſuchte, er fand ſie nicht, und trübe Ahnungen bemächtigten ſich ſeines Gemüths, als er Sevilla einige Tage darauf verlaſſen mußte, ohne irgend eine Spur von Catalinen gefunden zu haben.

Er nahm den Weg nach Toledo, und kaum war er daſelbſt angelangt, als er Catalinens Wohnung aufſuchte. Sie war nicht mehr die Wohnung der Geliebten; ein Fabrikant hatte davon Beſitz genommen, und als mein Vater ſich mit bebenden Lippen nach dem alten

Urenna erkundigte, erhielt er die Antwort: Urenna ſey ſeit zwei Jahren todt. Es blieb noch eine andere Frage übrig, die Frage: was aus Catalinen geworden ſey? Mein Vater konnte Anfangs die Worte nicht finden, dieſe Frage zu thun; doch, indem die Noth ihn drängte, brachte er irgend etwas hervor, worin eine Erkundigung nach Catalinen enthalten war. Die Antwort, die er erhielt, war: Urenna's Tochter ſey nach dem Tode ihres Vaters nach Alcala de Henarez gegangen, wo ſie ſich unter den Schutz ihres mütterlichen Oheims begeben habe.

Mein Vater eilte ſogleich nach Alcala de Henarez, weil hier ſein Schickſal entſchieden werden mußte; er war aber kaum daſelbſt angekommen, als er erfuhr, daß Catalina de Urenna ſich ſeit Jahr und Tag mit einem wackeren Hidalgo vermählt hatte. Dieſe Nachricht, welche meinen Vater vor vier bis fünf Jahren zur Verzweiflung würde getrieben haben, brachte jetzt in ſeinem Gemüth keine andere Wirkung hervor, als die einer fehlgeſchlagenen Erwartung, auf deren Erfüllung man nicht mehr mit ganzer Seele gerechnet hat. War Catalina vor der Expedi-

tion nach Peru ſein höchſter Lebenszweck geweſen, ſo hatte die Erweiterung des Gemüths, welche die Folge großer Unternehmungen, oder auch der bloßen Theilnahme an denſelben, zu ſeyn pflegt, den Empfindungen, womit er ſein höchſtes Gut umfaßte, ſehr viel von ihrer Stärke genommen. Unſtreitig würde es ihm Vergnügen gemacht haben, die dreißig tauſend Peſos, welche er aus Amerika zurückgebracht hatte, zu den Füßen der Geliebten niederzulegen; allein da dieſe Geliebte einmal ihr Intereſſe von dem ſeinigen getrennt hatte, ſo lag in eben dieſen dreißig tauſend Peſos noch immer eine bedeutende Schadloshaltung für überſtandene Beſchwerden, und es kam blos darauf an, das, was bisher als Mittel berechnet war, ſo zu denken, daß es Zweck wurde; eine Operation des Gemüths, welche durch die Größe des Gegenſtandes nicht wenig erleichtert wird. Kurz: indem mein Vater reich geworden war, hatte er angefangen, einen höheren Werth auf ſeine Perſon zu legen, und dies Gefühl rettete ihn jetzt von allen den Qualen, welche die fehlgeſchlagene Liebe zu begleiten pflegen.

Je aufrichtiger er indeſſen geliebt hatte,

deſto mehr Vertrauen hatte er in die Moralität ſeiner Geliebten geſetzt. Er wünſchte alſo, wie beſtimmt er auch den Gedanken an Catalinens Beſitz aufgeben mochte, noch zu erfahren, was ſie bewogen hätte, ihn ſo bald zu vergeſſen, oder vielmehr, ihm einen Mann vorzuziehen, deſſen Werth er, nach allem, was er in einer früheren Periode von ihm erfahren hatte, in keinen hohen Anſchlag bringen konnte. Dieſe ſehr verzeihliche Neugierde konnte nur Catalina ſelbſt befriedigen; und ſo wurde mein Vater durch ſich ſelbſt beſtimmt, länger in Alcala de Henarez zu verweilen, als er ſich vorgenommen hatte.

Um Catalinen zu ſprechen, beſuchte er alle Kirchen, feſt überzeugt, daß er ſie daſelbſt wiederſehen und Gelegenheit zu einer Unterredung finden würde, welche den Weg zu einer Zuſammenkunft bahnen ſollte. Er ſah die Geliebte; aber was er auch thun mochte, ihr ein einziges Wort abzugewinnen, ſo erreichte er doch nie ſeinen Zweck. Catalina erröthete nur, ſo oft er ihr unter die Augen trat, und wußte, unmittelbar darauf, immer einen Ausweg zu finden, auf welchem ſie ihm entwiſchte.

Je mehr mein Vater durch dies Benehmen überraſcht wurde, deſto höher ſtieg ſeine Begierde, Catalinen zu ſprechen. Mehrere Verſuche, welche er machte, die Hausgenoſſen der Geliebten für ſich zu gewinnen, ſchlugen wenigſtens in ſo weit fehl, als er durch Catalinens Standhaftigkeit, einer Unterredung auszuweichen, ſeinen Endzweck, heimlich in ihre Wohnung eingelaſſen zu werden, zuletzt doch nicht erreichte. Unbefriedigte Neugierde, verbunden mit der Ahnung, daß nur etwas Außerordentliches dieſem Verfahren zum Grunde liegen könnte, brachten ihn auf den Gedanken, ſich als Portugieſen zu verkleiden, um Catalinen deſto gewiſſer zu überraſchen. Die Abweſenheit ihres Gemals benutzend, ſtellte er ſich ihr in einem Coſtum dar, wodurch ihre Augen nothwendig geblendet werden mußten; doch kaum war Catalina dieſes Betrugs inne geworden, als ſie, wiederum erröthend, in das nächſte Zimmer flog, und ihrer Duenna den Auftrag ertheilte, den ungeſtümen Portugieſen zu entfernen.

So wie mein Vater mit ſeiner Liſt zu Ende war, fühlte er ſich in ſeiner inneren Freiheit eben ſo beſchränkt, als jemals. Ca-

talinens Bild, das ihm unaufhörlich vorſchwebte, ſetzte ihn, nach und nach, in eben die Verfaſſung, worin er Spanien vor mehreren Jahren verlaſſen hatte; die alte Liebe kehrte mit ſo viel Innigkeit zurück, daß er in alle die Thorheiten verfiel, welche die ſüßen Begleiterinnen der Jugend zu ſeyn pflegen. Kein Abend verſtrich, an welchem er ſich nicht vor Catalinens Wohnung mit ſeiner Guitarre einfand, und in jenen Liedern, denen nie eine Spanierin widerſtehen konnte, um Erklärung bat. Der Ton ſeiner Stimme ſagte unſtreitig, wie viel für die Ruhe ſeines Lebens davon abhinge; und indem dieſer Ton mit jedem Tage rührender wurde, eröffnete ſich endlich, nach ungefähr einem Monat, das Fenſter, vor welchem er ſang, und eine weiße Hand ließ an einem Faden ein Schreiben folgenden Inhalts herab:

„Nein, mein theurer Don Pedro, länger kann ich nicht widerſtehen. In heißen Gebeten hab' ich die heilige Jungfrau angefleht, mir jeden Beiſtand zu leiſten, deſſen ein ſchwaches Gemüth bedarf, das ſich nach entgegengeſetzten Richtungen hingezogen fühlt; aber die Folter, auf welcher ich mich ſeit ſechs

Wochen befinde, iſt dieſelbe geblieben, und ich ſehe ſehr deutlich ein, daß ich, um nicht verloren zu ſeyn, meine eigene Retterin werden muß. Der Weg, den ich jetzt einſchlage, mir Erleichterung zu verſchaffen, iſt der einzige, der mir, bei meinen übrigen Vorſätzen, offen bleibt; eine Unterredung konnt' ich dir nicht geſtatten, ohne Alles zu wagen.

»Willſt du mir den Vorwurf machen, daß ich mein Wort gebrochen habe, ſo biſt du nur allzu ſehr dazu berechtigt. Allein bedenke auch, welche Härte in dieſem Vorwurf liegt! Don Pedro, wir ſind die Werkzeuge des Schickſals, und unſere beſten Vorſätze reichen nicht weiter, als dieſes Schickſal will, daß ſie reichen ſollen. Es war in der That nicht die Schuld meines Vaters, daß der Schritt, durch welchen ich dir ungetreu geworden bin, nicht weit früher erfolgte; er ließ es nicht an Aufforderungen dazu fehlen. Wenn ich ihm widerſtand, ſo war der Grund meiner Stärke nur in der Freiheit enthalten, die mir ſein Schutz gewährte. Dieſe Freiheit aber ging mit ſeinem Tode verloren. Voll der beſten Vorſätze begab ich mich nach Alcala; doch die Verhältniſſe, in welche ich, gleich nach

meiner Ankunft in dem Hauſe meines Oheims, gerieth, machten es mir allzu bald problematiſch, ob ich jene Vorſätze würde ausführen können. Glaube mir, dieſe Verhältniſſe waren die fatalſten, die es für ein junges Mädchen geben kann. Ich hielt den Gedanken feſt, daß ich durch dich würde befreit werden; aber darüber verſtrich ein Monat nach dem andern. Wäre nur meine Hoffnung durch ein einziges Lebenszeichen von dir aufrecht gehalten worden! Doch ſeit dem Augenblick, wo der Ocean, wie eine eherne Mauer, zwiſchen uns beide trat, hatte ich auch nicht die kleinſte Nachricht von deiner Exiſtenz erhalten. Was ſollte ich annehmen? Tauſende hatte das Meer und ein zerſtörendes Klima auf der anderen Halbkugel ſeit America's Entdeckung verſchlungen; und du ſollteſt zu den Wenigen gehören, welche ein günſtigeres Geſchick auf den väterlichen Grund und Boden zurückgeführt hat? Je mehr ich hierüber nachdachte, deſto mehr verſank ich in Zweifel, aus welchen mich nur ein blindes Vertrauen zu einer mit meinem Glücke beſonders beſchäftigten Vorſehung retten konnte; ein Vertrauen, das, ich geſtehe es, nicht in mir war,

weil ich so oft gehört hatte, die Liebe der Vorsehung offenbare sich am meisten in den Leiden, welche sie über ihre Günstlinge verhängt. Je länger du ausbliebest, desto mehr mußte ich mich in mein Schicksal ergeben; und sage selbst, ob dies geschehen konnte, ohne auf deinen Besitz Verzicht zu leisten, wie theuer mir auch dein Andenken bleiben mochte?

» Es war unter diesen Umständen, als mein gegenwärtiger Mann sich um meine Gunst zu bewerben anfing. Die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, konnte mich nicht gleichgültig lassen; denn in ihr offenbarten sich alle diejenigen Eigenschaften, die dich mir theuer gemacht hatten. Von der anderen Seite drängten mich die Verhältnisse, in welchen ich mich so übel befand, daß ich mehr als einmal im Begriff war, sie um ihrer selbst willen zu verlassen. So gab ich nach; und indem mein Oheim sich in der Verbindung, die mir angetragen wurde, geehrt fühlte, wurde sie nur allzu sehr beschleunigt. Ich gestehe dir, daß ich mit dem kältesten Blute von der Welt geheirathet habe; aber ich gestehe dir zugleich, daß mich diese Verbindung bisher

noch nicht gereuet hat. Mein Mann erweiſet mir alle die Achtung, die ich an deiner Seite gefunden haben würde. Unſer Hausſtand iſt einer der glücklichſten, die es in dieſen Königreichen giebt. Eins fehlt uns, es iſt wahr, und dies Eine erfüllt mich bisweilen mit einer namenloſen Sehnſucht; doch indem ich nicht glauben kann, daß der Himmel es mir ſo ganz unbedingt verſagt habe, beruhige ich mich wieder, und mein feſter Entſchluß iſt, daß mir mein Gatte nicht minder theuer ſeyn ſoll, weil ich bis jetzt keine Kinder mit ihm habe.

»Sieh, Don Pedro, wie einem Freunde ſchließ ich mich dir auf. Ich werde von dem Vertrauen geleitet, daß der Aufenthalt in Amerika dich nicht ſchlechter gemacht hat, als du ehemals wareſt; gute Naturen, ſie mögen ſich befinden unter welchen Himmelsſtrichen ſie wollen, können ſich ja nur noch herrlicher entwickeln. In dieſem Vertrauen erſuch' ich dich zugleich, den Gedanken aufzugeben, als könnteſt du je zu meinem Beſitz gelangen. Iſt dir in meiner Perſon etwas verloren gegangen, ſo halte es für auf immer verloren. Tauſend Weiber würden dich mit weitausſe-

henden Hoffnungen hinhalten, um das Vergnügen, welches die Eitelkeit aus den Huldigungen eines wackeren Mannes zieht, so lang als immer möglich zu genießen; aber du selbst hast mich gelehrt, meine eigene Bahn zu wandeln, und ich will mich deines Unterrichts würdig zeigen. Ich bitte dich also, mich zu vergessen, oder, wenn dies nicht in deiner Macht stehen sollte, solche Maasregeln zu nehmen, daß wir uns einer dem andern *ohne Gefahr* nähern können. Du begreifst ohne Mühe, was ich hiermit sagen will. In der That, es giebt nur *ein* Mittel, das, was ehemals Liebe unter uns war, in Freundschaft zu verwandeln; und da du in dem Besitz alles dessen bist, was Ansprüche befriedigt, so gebrauche es zu der besten Wahl. Herzlich werd' ich mich freuen, wenn ich in deiner Gattin eine Freundin erhalte, wie ich sie mir bisher vergeblich gewünscht habe; ich bin aber überzeugt, *daß* ich sie durch dich erhalten werde; denn wie sie auch gebildet oder verbildet seyn möge, so kann dein Umgang nicht verfehlen, sie zu einer wackeren Frau zu machen.

Ich habe dir jetzt alles gesagt, was ich

auf dem Herzen hatte. Misverſtehen wirſt du mich nicht, und wenn du es könnteſt, ſo würde dich mein Verfahren immer in das rechte Geleis zurückwerfen. Von jetzt an erhältſt du keine Zeile mehr von mir, und achteſt du mich, wie ich es verdiene, ſo umſchleichſt du nicht mein Haus gleich einem nächtlichen Geſpenſte, das die Ruhe des Schwachen ſtört, dem es furchtbar iſt. Don Pedro! Padilla war dein Freund, und dieſen Padilla hat man den letzten der Spanier genannt. Laß uns das Andenken deines Freundes dadurch ehren, daß wir die Tugend zurückrufen, welche mit ihm entfloh. Dann werden wir uns gegenſeitig immer achten, und was die Natur durch unſere Liebe bezweckte, wird die Geſellſchaft nicht ganz zerſtört haben. Sey ein Mann, und überzeuge dich bei dir ſelbſt, daß alles, was du bisher gethan haſt, auch nicht den kleinſten Werth hat, wenn du noch deinen Triumph in der Niederlage einer weiblichen Tugend finden kannſt. Ich möchte dich immer achten; aber da dies nur dann der Fall ſeyn kann, wenn du mich auch von deiner Seite achteſt, ſo entferne dich jetzt von Alcala, und kehre nicht eher hierher zurück, als

wann es keiner Verkleidungen, keiner Serenaden und keiner Art von Heuchelei mehr bedarf. Lebe wohl.

Catalina de Figueroa.«

Dies Schreiben, welches ich unter den Papieren meines Vaters fand, als mir dieſelben im Jahre 1566 eingehändigt wurden, machte mir zuerſt die Gründe klar, die ihn im Jahre 1536 bewogen hatten, ſich zu Talavera niederzulaſſen, wo ich ein Jahr darauf geboren wurde. Da jetzt die Geſchichte meines eigenen Lebens beginnt, ſo mache ich hier denjenigen Abſchnitt, den die Natur der Sache mit ſich bringt. Vorher aber bitt' ich den Leſer, das bisher geſagte nicht als etwas Müßiges zu betrachten. Die Formen unſeres Seyns fangen nicht mit dem erſten Augenblick unſerer Erzeugung oder unſerer Geburt an.

Zweites Buch.

Ich wurde den 15. März des Jahres 1537 zu Talavera geboren, nachdem ſich mein Vater daſelbſt ſeit Jahr und Tag niedergelaſſen und unmittelbar nach ſeiner Niederlaſſung mit Maria de Gutierre vermählt hatte.

Meine Mutter ſtarb, als ich ein Alter von zwei Jahren erreicht hätte. Wie mein Vater ihren Verluſt ertrug, iſt mir unbekannt geblieben; nur aus gewiſſen Anzeigen hab' ich immer ſchließen müſſen, daß ſein Verhältniß zu meiner Mutter nie ein ſehr inniges geweſen ſey; zu dieſen Anzeigen gehörte unter andern, daß er nie eigenen Antriebes von ihr ſprach, und, wenn er an ſie zurückerinnert wurde, ſehr einſylbig antwortete. Da ich übrigens nie das Mindeſte zum Nachtheil meiner Mutter erfahren habe, ſo iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich die Liebe meines Vaters blos deshalb nicht erwarb, weil Catalina, die ſein Gemüth mehrere Jahre hindurch unumſchränkt beherrſcht hatte, aus demſelben nicht zu verdrängen war. Meine Mut-

ter

ter ſollte das Band zwiſchen Catalinen und meinem Vater werden. Sie wurde es wirklich; doch indem ſie dadurch gewiſſermaßen zu einem bloßen Werkzeuge herabſank, verlor ſie allzu viel von ihrem perſönlichen Werth, und man kann leicht erachten, ob dieſer durch ihre Schwangerſchaft in Catalinens Augen gehoben wurde. Es giebt gewiſſe Vorzüge, welche ſelbſt die edelſten Naturen nie umhin können zu beneiden, wenn Zufall oder Nothwendigkeit ſie davon ausgeſchloſſen haben. Ich werde in der Folge auf Catalinen zurückkommen, und dann wird man ſehen, wie ſie dachte und empfand.

Meine erſte Erziehung erhielt ich von den Weibern, welche zur Umgebung meiner Mutter gehört hatten. Wie dieſe Erziehung beſchaffen war, iſt leicht zu errathen. Nach den Erinnerungen, die mir davon übrig geblieben ſind, lernte ich außer dem heiligen Jacob, dem Schutzpatron Spaniens, vorzüglich die Geiſtlichkeit achten. Den heiligen Jacob anlangend, ſo wurde er mir beſtändig als auf einem Schimmel reitend vorgeſtellt, und ich kann gar nicht ſagen, wie viel Vergnügen es mir machte, mit dem Heiligen zugleich den

Schimmel zu vergeistigen, auf welchem er ritt. Die Geistlichkeit lag meinen Sinnen näher; dennoch gebot sie mir durch das würdevolle Betragen derjenigen, die sich in dem Hause meines Vaters einfanden; ich erinnere mich, daß man alles von mir erhalten konnte, wenn man einen gewissen Pater Lorenzo, der sich vorzüglich mit mir zu schaffen machte, in meine Seele schob. Unterhielt man mich in diesem früheren Alter vorzüglich mit Legenden, Gespenstergeschichten u. s. w.; so lernte ich nebenher auch manche schöne Romanze, indem die glücklichen Bewohner unseres Hauses dergleichen sehr fleißig sangen. Kaum fünf Jahr alt, sang ich das Lied von dem berühmten Cid mit einer Präzision, welche meinen Vater entzückte. Es schlummerten Harmonieen in mir; nur ahnete es niemand, weil alle diejenigen, welche sie hätten wecken sollen, allzu sehr Spanier waren, um nicht bei der Cultur der Einbildungskraft stehen zu bleiben.

Als ich ein Alter von sechs Jahren erreicht hatte, kam ich unter die Obhut meines Vaters, der, sobald es entschieden war, daß ich nicht ohne Anlagen sey, sich Mühe gab, diese

Anlagen auszubilden. In den erſten Elementen wurde ich von denjenigen unterrichtet, die ſich auf dieſen Unterricht in Talavera am beſten verſtanden; mein Vater aber erwarb ſich das Verdienſt, meiner Einbildungskraft den erſten Schwung dadurch zu geben, daß er mich mit der ſpaniſchen Heldengeſchichte bekannt machte.

Es war eine beſondere Art des Unterrichts, die ich in dieſer Hinſicht genoß; aber ich weiß nicht, ob es nicht die beſte war, die ich in dieſem Alter genießen konnte. Eigentlich beſtand der Unterricht in lauter Commentaren zu den Romanzen, welche die Baſis der ſpaniſchen Literatur ausmachen. Die Romanzen ſelbſt mußte ich auswendig lernen; und ſo wie ich ſie rezitirte, knüpfte mein Vater alles dasjenige an, wodurch ſie mir verſtändlicher wurden. Hiervon hatte ich den doppelten Vortheil, daß, indem mein Ohr ſehr früh zu einem gewiſſen Rythmus gewöhnt wurde, mein Geiſt alles in beſtimmteren Umriſſen auffaßte, und ſo ſehr frühzeitig individualiſiren lernte. Es war im Grunde Zufall, daß mir vor allen meinen Zeitgenoſſen eine ſolche Erziehung zu Theil wurde; aber wenn ich es

recht bedenke, so verhindert nichts in der Welt, diesen Zufall in eine Regel zu verwandeln, und allen Spaniern ohne Ausnahme dieselbe Erziehung zu geben. Geschähe es wirklich, so würde die Folge davon die seyn, daß der Patriotismus der Spanier eine noch bestimmtere Grundlage bekäme, als er durch den Catholicismus und den Geist so vieler anderen gesellschaftlichen Institutionen erhält. Was mich besonders betrift, so hat nichts in der Welt mich so bestimmt zur Geschichtschreibung geführt, als diese Art des Unterrichts, der ich zugleich alle Lobreden verdanke, welche man meiner Schreibart gemacht hat.

Unaussprechlich zogen mich schon in der frühesten Jugend einzelne Charaktere an. Dahin gehörte der des Don Rodrigo Tellez Giron, Großmeisters des Ordens von Calatrava. Alle seine Thaten in der Vega von Granada schienen mir den Stempel der wahren Heldengröße zu tragen, welche, nie mit sich selbst beschäftigt, immer nur einer großen Bestimmung lebt. Mein Vater konnte mir nicht genug von ihm erzählen; selbst die Wiederholung derselben Thaten erfüllte mich mit

immer neuem Vergnügen. Ein weit geringeres Intereſſe flößte mir das ein, was mir mein Vater von dem berühmten Gonzalo de Cordoba erzählte. Der ächte Rittergeiſt ſchien mir von ihm gewichen, und ob ich gleich eine kräftige Natur in ihm zu entdecken nicht umhin konnte, ſo ahnete ich in ihm doch den Helden, der einer fremden Größe dient, und ſeine Beſtimmung mehr empfängt, als ſich ſelbſt giebt. Die Sarazeniſchen Helden haßte ich mit Bewunderung. Oben an in meinem Urtheil ſtand der Mialique Alabez; ſein Kampf mit Don Manuel Ponce de Leon in der Vega von Granada war eine von denjenigen Erzählungen, die ich nicht oft genug hören konnte. Albanaldos intereſſirte mich minder; dennoch koſtete mir ſein Tod von der Hand des Großmeiſters von Calatrava die aufrichtigſten Thränen. Die endliche Auflöſung der ſarazeniſchen Herrſchaft in Spanien erfüllte mich immer mit ſtummer Wehmuth; und wie ſehr ich auch das Kreuz ehren gelernt hatte, ſo hätte ich doch wünſchen mögen, es wäre nie in Granada aufgepflanzt worden, und alle Abencerragen, Zegris, Gomeles, Zulemas, Alducarines, Vanegas u. ſ. w.

existirten noch immer, um einen edlen Wetteifer zu entzünden.

Es war eine von den erfreulichsten Überraschungen, die mir zu Theil werden konnten, als mein Vater mir in meinem zwölften Jahre ankündigte, daß er das Königreich Granada mit mir durchreisen wollte, um mir alles, was mir bisher als Trümmer einer Fantasienwelt erschienen war, in seiner Wirklichkeit zu zeigen. Die Reise ging ohne Zeitverlust vor sich, und ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Muthe wurde, als ich die Vega, diesen Tummelplatz der Helden, betrat. Da lag sie vor mir, die schöne Granada, mit allen ihren Pallästen. Über den Xenil hin gingen wir in das Thor von Elvira. Mein Vater zeigte mir den Platz, wo die Gemalin des Königs Chico, die Tochter des berühmten Moranzel, der Untreue angeklagt, von dem tapferen Juan Chacon und seinen Gefährten dem nahen Verderben entrissen wurde, welches die Zegris und Gomeles über sie verhängt hatten. Ich sah hierauf den Löwenhof, wo so viele unschuldige Abencerragen auf den Befehl des Königs niedergehauen wurden. Der Alhambra erfüllte mich beim ersten Eintritt

durch seinen Umfang und seine Festigkeit mit peinlichen Gefühlen; doch, als wir einen der Hauptthürme dieser Festung erstiegen hatten, und die ganze große Vega vor uns ausgebreitet da lag, da konnte ich mir nur die Schauspiele vergegenwärtigen, die man von den Balcons dieser Thürme genoß, und ich empfand eine namenlose Wonne, indem ich die Zeiten zurükrief, wo der Malique Alabez mit dem tapferen Ponce de Leon durch einen Zweikampf den Vorzug des maurischen oder christlichen Adels ins Licht zu setzen suchte. Im Genalarif sah ich den weißen Rosenstrauch, der ein Zeuge der Zärtlichkeit der Tochter Morayzels für den edlen Abencerragen Albin Mahamet gewesen seyn sollte; aber mehr als dieser Rosenstrauch interessirte mich die Zurückerinnerung an alle die Lustbarkeiten, welche in diesem Garten angestellt wurden, wo sich die Granadischen Könige zu jeder Gemeinschaft herabließen, und, des Thrones vergessend, nur als Menschen zu existiren wünschten.

Die Scene veränderte sich, als wir aus dem Genalarif in diejenige Abtheilung von Granada kamen, welche man Albaizin nennt.

An einem unbedeutenden Namen hängen oft die merkwürdigſten Begebenheiten. War mir bisher ganz ſo zu Muthe geweſen, als athmete ich in dem alten Granada; ſo verſchwand die Täuſchung, ſobald mir mein Vater den Ort zeigte, wo ſich der Aufruhr entzündete, welcher den Cardinal Ximenes zu zerſchmettern drohte.

Ximenes war, nach Ferdinands und Iſabella's Abreiſe, in Granada zurückgeblieben, um das Bekehrungsgeſchäft zu vollenden. Seine Maasregeln waren ſtreng. Verhaftet wurde der Zegri, welcher den Mauren zum Stützpunkt diente, und nicht eher ruhte der Cardinal, als bis er ihn bekehrt hatte. Alle Corans wurden verbrannt, und die Morabiten und Alfaquis ſo eingeſchreckt, daß ſie den Mund nicht mehr zu öffnen wagten. Eine dumpfe Stille herrſchte in Granada; denn der Graf von Tendilla drohte jede Empörung dadurch zu rächen, daß er, von dem Alhambra aus, die Stadt in einen Aſchenhaufen zu verwandeln verſprach, ſobald er die kleinſte Bewegung bemerken würde. Dies war die Lage der Dinge, als einer von den Leuten des Cardinals in Albaizin auf zwei Mauren

ſtieß, die ſich von ihm beleidigt glaubten. Von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten. Zwei Spanier eilten ihrem Landsmann zu Hülfe. Dies ſetzte die mauriſchen Zuſchauer in Wuth. Man ergriff die Waffen. Der Aufruhr ergoß ſich durch die ganze Abtheilung. Laut ſchallte es von allen Seiten: »Es lebe die Freiheit und Mahomed!« Der Pöbel von Granada verband ſich mit dem von Albaizin. In weniger als zwei Stunden waren 50,000 Wüthende unter den Waffen. Der erzbiſchöfliche Pallaſt, den Ximenes bewohnte, wurde umringt, und laut ermunterten ſich die Empörer zur Ermordung des Cardinals und ſeiner Leute. Groß war die Gefahr, worin ſich Ximenes befand. Er verſuchte die Flucht; aber er mußte zurück, wenn er nicht von den Wüthenden zerriſſen werden wollte. In dieſer Noth nahm eben der Zegri, den er zum Chriſtenthum bekehrt hatte, ſich ſeiner an. Schon ſchleppte man Brennſtoffe herbei, den erzbiſchöflichen Pallaſt in Brand zu ſtekken, als der Zegri unter die Empörer trat, ihre Wuth beſänftigte und ſie zum Rückzug bewog. Ximenes war gerettet; aber ſein Leben war der Untergang des Mahomedanis-

mus und alles deſſen, was damit in Verbindung ſtand. Mit dem Chriſtenthum, das er den Mauren aufdrang, gab er ihnen die Sitten der Spanier. Allmälig verſchwand die Individualität, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch unerſchüttert geblieben war, und ſo manche reizende Blüthe getrieben hatte. Die ſchwächere Kraft mußte freilich der ſtärkeren weichen; doch auch die letztere verſchwand von dem Augenblick an, wo es ihr an einem Gegenſtand fehlte.

Der Aufenthalt in Granada hatte ſo viel Reizendes für meinen Vater, daß er ſich entſchloß, ſeine Reiſe in dieſer Abtheilung Spaniens noch weiter fortzuſetzen. Wir kamen in Almeria an; kaum aber hatten wir angefangen, uns mit dem Innern dieſer reizenden Stadt bekannt zu machen, als ein Eilbote meinem Vater ein Schreiben überreichte, welches ſeinen Reiſeplan auf der Stelle zerſtörte. So viel ich in der Folge erfahren habe, war dies Schreiben von Catalinen, welche meinen Vater aufforderte, ſogleich nach Alcala de Henarez zu kommen. Seit einigen Wochen Wittwe, wünſchte ſie ſich mit ihrem älteſten Freunde zu vereinigen, den ſie nie vergeſſen

hatte und der ihr jetzt nothwendiger geworden war, als jemals! Mein Vater versäumte keinen Augenblick, die Rückreise anzutreten; und indem er sich kaum so viel Ruhe gönnte, als nöthig war, um bei Kräften zu bleiben, kamen wir früh genug in Alcala de Henarez an, um Catalinen zu überraschen.

Da ich mich in einem Alter befand, wo man von den Verhältnissen des Lebens höchstens einen symbolischen Begriff hat, so berührte mich das gegenseitige Betragen Catalinens und meines Vaters sehr wenig. Indessen konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß auf beiden Seiten irgend eine geheime Freude, die sich nicht ausspricht, die Triebfeder aller Bewegungen war. Catalina sowohl als mein Vater hatten die Miene der Zufriedenheit, welche ankündigt, daß endlich ein großer Endzweck erreicht ist. Beide waren sehr oft in geheimen Unterredungen begriffen. Bald darauf erfuhr ich, daß Catalina und ihre Tochter — ein junges Mädchen von ungefähr neun Jahren — mit meinem Vater nach Talavera zurückkehren würden, und daß ich bestimmt sey, in Alcala de Henarez zu

bleiben, um daselbst von den Jesuiten erzogen zu werden.

Der Jesuiten-Orden war damals ein ganz neues Institut, für welches man sich um so mehr interessirte, weil die eigentliche Tendenz desselben vollkommen unbekannt war. Was den Jesuiten überall das Wort redete, war ihre Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Nichts für sich suchend, umfaßten sie nur das Wohl der Gesellschaften, und welche Hindernisse man ihnen auch in den Weg legen mochte, immer blieben sie in ihrem Gleichgewicht, jede Leidenschaft, als ihrer unwürdig, weit von sich entfernend. Was sie für den Unterricht der Jugend thaten, war um so willkommner, je lebhafter man das Bedürfniß guter Schulanstalten fühlte, und je weniger sie sich die Eltern ihrer Zöglinge tributbar machten. Als Geistliche geboten sie mehr als jeder andere Orden, weil sie, scheinbar unbekümmert um die Händel der Welt, auf eine Freiheit drangen, welche nur die Religion geben kann, und die Bestimmung eines jeden, der sich ihnen näherte, gewissermaßen durch ihren bloßen Anblick heiligten.

Als Aravz, Loyola's Zögling, zuerst nach

Spanien kam, fand er bei Hofe sehr wenig Eingang. Zwar gestattete Karl der Fünfte, daß sich der Orden in Spanien niederlassen durfte; allein er that nichts für die Aufnahme desselben, und ohne die Unterstützung des Herzogs von Gandia würde Araoz verloren gewesen seyn. Francisco de Borgia, Herzog von Gandia und ehemaliger Vice-König von Catalonien, war ein Abkömmling Alexanders des Sechsten von väterlicher und Ferdinands des Fünften von mütterlicher Seite; aber der Geist seiner Ahnen war nicht in ihn übergegangen. Wenn Alexander der Sechste und Ferdinand der Fünfte nach einer Freiheit strebten, welche hienieden realisirt werden muß, weil sie ihrer ganzen Natur nach politisch ist; so hatte ihr Enkel, vielleicht im Gefühl seiner Schwäche, sehr frühzeitig dieser Freiheit entsagen gelernt, weil er wohl einsah, daß der Kampf, zu welchem sie führte, nicht vollendet werden konnte, ohne ihn zehnfach zu zerschmettern. Seiner anerkannten Legalität verdankte er den Posten eines Vice-Königs von Catalonien; aber, da er ohne Ehrgeiz war, so machten die mit diesem Posten verbundenen Geschäfte ihm sehr bald Lan-

geweile. Eleonore de Caſtro, ſeine Gemalin, eine Frau von großer Schönheit und einem durchaus fantaſtiſchen Geiſte, trug nicht wenig dazu bei, Francisco's Gemüth diejenige Stimmung zu geben, vermöge welcher man ſich über alles Irdiſche hinausſehnt, und eine Welt verachtet, in welcher man ſich nicht mehr wohlbefinden kann. So vorbereitet hörte der Herzog von Gandia den Antonio Araoz in Barcelona predigen. Ergriffen von den Idealen des Predigers, kehrte er nach Gandia zurück, und als die ſchöne Eleonora bald darauf ſtarb, gab es für ihn keinen andern Troſt, als die Geſellſchaft eben des Mannes, den er ſo hoch verehrte. Araoz ermangelte bei dieſer Gelegenheit nicht, den Herzog mit Loyola's Planen bekannt zu machen, und dieſe Plane entzückten ihn ſo ſehr, daß er ihnen auf der Stelle ſeine Unterſtützung verſprach. Die Erbauung eines Collegiums zu Gandia war der erſte Schritt, und ſo wie das Intereſſe des Herzogs für dieſe Anſtalt wuchs, entwickelte ſich in ihm der Gedanke, ob er, bei ſeinem Entſchluß, als Wittwer in irgend einen Orden zu treten, nicht den neuen Jeſuiten-Orden jedem anderen vorziehen ſollte? Ein

Briefwechsel, in welchen er sich mit dem Ordensgeneral einließ, vernichtete sehr bald jeden Zweifel, und indem ganz Spanien mit Achtung auf einen Herzog hinsah, der des einzelnen Guten sehr viel und nie etwas Böses gethan hatte, so konnte es nicht fehlen, daß der Jesuiten-Orden durch den gewissen Beitritt dieses Granden zu einer Bedeutsamkeit emporstieg, von welcher sich noch kurz vorher sehr Wenige etwas träumen ließen.

Eine päbstliche Bulle verwandelte das Collegium von Gandia in eine Universität. Der Eifer, mit welchem die Jugend hier unterrichtet wurde, und der glänzende Erfolg dieses Eifers, so wie er bei öffentlichen Prüfungen in die Augen sprang, waren die Ursach, daß man den Orden auch nach Salamanca und Alcala de Henarez verpflanzt zu sehen wünschte. Diese Wünsche wurden befriedigt, indem aus den Profeß-Häusern, welche der Orden in Italien erhalten hatte, die ausgezeichnetsten Köpfe nach Spanien wanderten. Es fehlte dem Orden jetzt nur noch an Stürmen, seine Wurzeln zu befestigen; aber auch diese blieben nicht aus. Die Dominicaner und Franciscaner waren durch die Jesuiten allzu sehr

in Schatten geſtellt worden, um nicht erbittert zu ſeyn. Melchior Cano wurde der Wortführer beider. Was nur Nachtheiliges gegen den neuen Orden geſagt werden konnte, brachte er zur Sprache; allein der Orden antwortete auf alle Beſchuldigungen, die ihm gemacht wurden, mit den päbſtlichen Bullen, welche ſeine Wirkſamkeit wollten, und brachte dadurch ſeine Widerſacher zum Stillſchweigen. Selbſt der Erzbiſchof von Toledo mußte dieſer Aegide weichen. Alcala de Henarez gehörte in ſeinen Sprengel; und da der Abbruch, den die Jeſuiten, den Rektor Villeneuve an ihrer Spitze, den übrigen Profeſſoren dieſer Univerſität gegen ihre Abſicht thaten, die lauteſten Klagen nach ſich zog, ſo fehlte es dem Don Juan Martinez de Siliceo, damaligem Erzbiſchof von Toledo, nicht an gutem Willen, ſich der Zurückgeſetzten anzunehmen. Die beſte Rechtfertigung der Geſellſchaft lag in ihren Werken; doch, ohne ſich auf dieſem Wege geltend zu machen, verſuchte ſie, die Gunſt des Erzbiſchofs durch Demuth und Unterwerfung zu gewinnen. Es kam vor allen Dingen darauf an, der Jurisdiction des Erzbiſchofs zu entgehen und ihn zur Zurück-

rücknahme der Excommunikation zu bewegen, welche er gegen alle diejenigen ausgesprochen hatte, die den Jesuiten beichten würden. Dies schwierige Geschäft wurde endlich dadurch zu Stande gebracht, daß Paul der Dritte sich selbst bei dem Erzbischof für den Orden verwandte. Die Jesuiten siegten also auch diesmal über den mächtigsten Gegner, den sie in Spanien finden konnten, und dieser Sieg trug nicht wenig dazu bei, die Achtung zu verstärken, in welche sie sich durch ihre stille Thätigkeit gesetzt hatten.

Dies alles war dem Jahre 1550 vorangegangen. Wenn mein Vater mich den Jesuiten anvertraute, so geschah es in der That, weil meine Ausbildung unter ihren Händen am besten gelingen mußte. Meine Bestimmung war, meinem Vaterlande erst als Krieger und dann als Staatsmann zu dienen; und da es hierzu einer Vorbereitung bedurfte, wo konnte ich eine bessere finden, als in dem Orden, der die allerstrengste Unterordnung zur Basis hat und die höchste Freiheit in derselben finden lehrt?

Kaum war das Nöthige verabredet worden, als mein Vater mit Catalinen und ihrer

Tochter Alcala de Henarez verließ. Es war gewiß sehr verzeihlich, wenn ich mich in den ersten Tagen, die ich im Jesuiter-Kollegium verlebte, ein wenig beengt fühlte, und dem gepreßten Herzen nur durch Thränen Erleichterung verschaffen konnte. Dies hing mit dem Leben zusammen, das ich bis dahin geführt hatte; ein Leben, das seinen Stoff in einer beinah unbeschränkten Freiheit fand. Meine Ängstlichkeit war die eines Vogels, der aus der Wildniß, in welcher er bisher existirt hat, in einen Käfich verbannt wird. Die Welt, in welche ich trat, hatte in der That nicht viel Reizendes für einen jungen Spanier, der, wie ich, in die Jünglingsjahre tritt, und den die Natur mit jedem Tage höheren Genüssen entgegen führt. Ein Kloster, eine strenge Disciplin, eine Umgebung von Männern, welche sich mit so viel Abgemessenheit bewegen, daß sie mehr Intelligenzen als Menschen zu seyn scheinen, und überall der Ausdruck der Feierlichkeit und des Geheimnisses — es kam mir vor, als wandelte ich unter lauter Gespenstern, von welchen mich das eine hier, das andere dort schreckte, und meine Furcht war um so lebendiger, je weniger

ich auf eine ſolche Behandlung vorbereitet war.

Glückliche Zeiten, wo die Biegſamkeit des Geiſtes noch ſo groß iſt, daß man ſich mit jeder Lage ausſöhnt, in welche man geräth! Je unſchuldiger ich war, deſto geſchwinder verwandelte ſich meine Furcht in Vertrauen. Das Beiſpiel meiner Cameraden trug auch nicht wenig dazu bei, mich erſt zu beruhigen, und mir unmittelbar darauf meine ganze Heiterkeit wiederzugeben. Alle fanden in dem Willen ihrer Vorgeſetzten ihre Freiheit wieder; und ein edler Wetteifer machte, daß ſie nichts entbehrten. Dazu kam, daß die Religion mir und ihnen eine gränzenloſe Welt aufſchloß, in welcher wir nach Herzensluſt ſchwelgen konnten. Für junge Gemüther giebt es keine größere Schadloshaltung, ſo lange ihnen die Wirklichkeit des Genuſſes nicht zum Bedürfniß geworden iſt. Ich kann gar nicht ſagen, wie gehorſam mich die religiöſen Übungen machten, und wie ſehr ſie alle meine Verhältniſſe heiligten! Die Myſterien der chriſtlichen Religion waren mir nicht ganz unbekannt geblieben; allein ich hatte bisher keine Veranlaſſung gefunden, einen vorzüglichen

Werth darauf zu legen; ich hatte ſie nicht als Dogmen, ſondern als etwas Überliefertes in mich aufgenommen, worüber man nach Willkür ſchalten könnte. Jetzt wurden ſie mir als das Fundament aller Wahrheit vorgelegt; als Axiome, über welche kein Streit ſtatt finden darf. Als ſolche thaten ſie mir ungemein wohl. Mit welcher Achtung blickte ich auf eine Heilige hin, die zugleich Mutter und Jungfrau war! Meine Einbildungskraft löſete den Widerſpruch, der hierin lag, auf das vollkommenſte, und jedes andere Myſterium war mir wenigſtens eben ſo begreiflich. In der That, die Religion giebt durch ihr ganzes Weſen eine Docilität, welche da, wo jene überhaupt möglich iſt, durch nichts erſetzt werden kann.

Der Fleiß der Zöglinge wurde auf dem Jeſuiter-Kollegium zu Alcala de Henarez deſto ſorgfältiger unterhalten, weil der ganze Orden ſich nur auf dieſem Wege geltend machen konnte. Die Antriebe, die von unſeren Lehrern kamen, waren zugleich die kräftigſten und unbegreiflichſten. Keine von den gewöhnlichen Belohnungen! Ein äußerſt ſorgfältiger Unterricht entzündete den Trieb nach Wiſſen-

ſchaft. Zur Unterhaltung dieſes Triebes gab es kein beſſeres Mittel, als liebevolle Behandlung desjenigen, der ſich auszeichnete, und ſcheinbare Vernachläſſigung des Trägen und Gleichgültigen. Und dieſe Mittel wurden mit einer Conſequenz angewendet, in welcher aller Widerſtand unterging! Eine ſehr glückliche Folge dieſes Verfahrens war, daß ſich in allen Zöglingen ein feinerer Takt entwickelte, welcher alle lauten Zurechtweiſungen und eigentlichen Strafen überflüſſig machte. Iſt es erſt einmal dahin gekommen, daß man zu ſtarken Impulſen ſeine Zuflucht nehmen muß, ſo iſt alles für immer verdorben; denn von dieſem Augenblick an kann man in dem Terrorismus nur vorſchreiten, und indem man durch den Selbſterhaltungstrieb die Oppoſizion hervorruft, vernichtet man, ſo zu ſagen, das ganze Erziehungsgeſchäft. Da hingegen, wo man ſeine Stellung ſo nimmt, daß gar keine Oppoſizion möglich wird, erreicht man den Endzweck aller Erziehung ohne einen groſſen Aufwand von Kräften. Man regiert, aber man despotiſirt nicht; wenigſtens wird der Despotismus nie fühlbar, weil nur die Einbildungskraft ihm ſeine Realität giebt,

und ſein eigentliches Weſen darin beſteht, daß er ſich in ein Allerheiligſtes zurückzieht, von wo aus er, Ruhe empfindend, Ruhe giebt. Die Leidenſchaftsloſigkeit iſt immer der Grundcharakter der Jeſuiten geweſen, und dieſe Leidenſchaftsloſigkeit verdanken ſie ihrer erſten Erziehung, welche ganz dahin abzweckt, ein gewiſſes Gleichgewicht der Seele hervorzurufen, das der Apathie zwar ähnelt, aber in dem feſten Anklammern an gewiſſe Grundideen ſehr weſentlich von ihr verſchieden iſt; die Jeſuiten ſind, mit einem Wort, in ihrer Leidenſchaftsloſigkeit keine Indifferentiſten, und daher die Erſcheinung, daß ſie ihre Zuflucht ſo oft zu Mitteln genommen haben, welche von den Furien ſelbſt diktirt ſchienen.

Meine Exiſtenz iſt in ein Zeitalter gefallen, wo ſich die Geiſter nur dadurch erziehen können, daß ſie die Denkmäler einer früheren Kultur zu ihren Stützen machen. Die Werke der Griechen und Römer ſind für den Augenblick das Höchſte, was wir kennen. Ob dies immer ſo ſeyn wird, weiß ich nicht; aber ich habe oft gedacht, daß ſie von dem Augenblick an, wo wir ſie ganz begriffen haben werden, ſehr viel von ihrem Werth verlieren

müſſen. So wie ſie gegenwärtig aufgefaſst werden, iſt dies unmöglich. Ihr Studium, das nur dann, wann es für ſich ſelbſt Zweck geworden ſeyn wird, zu einer höheren Entwickelung führen kann, dient jetzt noch einem fremden Zweck, und dadurch wird das ganze Bildungsgeſchäft verdorben. Doch dem ſey, wie ihm wolle, da ich in dieſem Buche mich ſelbſt zergliedere, ſo will ich, ohne dieſe Materie weiter zu verfolgen, nur zeigen, wie die Alten auf meine Entwickelung eingewirkt haben.

Einem Spanier wird es niemals ſchwer, die Sprache der Römer verſtehen zu lernen. Mir und meinen Cameraden wurde die Kenntniß dieſer Sprache dadurch nicht wenig erleichtert, daß die Geſetze des Inſtituts ſie zur Sprache des Umgangs erhoben hatten. Die Schriftſteller, welche man mit uns las, waren die auf Schulen eingeführten Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen. Bei der Interpretation derſelben wurde ſehr gewiſſenhaft dahin geſehen, daß die Lectüre der Religioſität nicht ſchadete, die man ſich als das höchſte Produkt der Erziehung dachte. Gründlich war der Unterricht in der Grammatik,

weil dadurch für den Scharfſinn viel gewonnen wurde, ohne daß eine wahre Aufklärung damit in Verbindung ſtand. Wir wurden nebenher im Styl geübt, um Alles, was wir laſen, deſto begieriger in uns aufzunehmen. Dieſe Unterrichtsmethode hatte für uns die Folge, daß wir uns ſehr eifrig mit einer Sache beſchäftigten, von welcher wir im Grunde gar nichts begriffen. Die Welt, in welche wir eingeführt wurden, erſchien uns aber wie eine Feenwelt. Wahr iſt es, ſie hatte dadurch nur deſto mehr Anziehendes; allein die Verwirrung unſerer Köpfe mußte eben dadurch nur deſto größer werden. Ich möchte meinen Lehrern um keinen Preis den Vorwurf machen, daß ſie ihren Unterricht nach ihren Zwecken abgemeſſen hätten; ich bin von dieſer Ungerechtigkeit ſo weit entfernt, daß ich ſogar glaube, ſie würden keine Jeſuiten geweſen ſeyn, wenn ſie es hätten beſſer machen können. Sie ſelbſt waren, ihrem Geiſte nach, Produkte ihres Zeitalters, und indem ihre innere Nothwendigkeit auf ihre Schüler überging, war im Grunde niemand anzuklagen, als das Jahrhundert ſelbſt, in welchem wir zuſammen exiſtirten. Übrigens machten wir

uns die allerseltsamsten Begriffe von den Personen und Dingen der alten Welt. Sie standen uns um so abentheuerlicher da, je weniger in uns selbst etwas vorhanden war, womit wir sie hätten vergleichen können. Eben deswegen wirkten sie auch so wenig auf uns. Mehrere von uns wurden in einem Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren Ungeheuer von Gelehrsamkeit; aber diese Gelehrsamkeit war ein unbrauchbarer Schatz, der seinen Besitzer mehr beläſtigt, als befriedigt. Wir galten innerhalb der Mauern des Collegiums durch den Werth, welchen unsere Lehrer auf uns legten; aber außerhalb dieser Mauern waren wir die unwissendsten und unbehülflichsten Wesen, die man finden konnte; und hätte die Religiosität nicht eine gewisse Lebenswärme in uns erhalten, so würden wir rettungslos in uns zerfallen seyn. Unsere Lehrer wiederholten uns zwar bei jeder Gelegenheit das bekannte didicisse fideliter artes etc. aber was sie verhießen, bewährte sich nicht an uns; wenigstens konnte die Art von Sittlichkeit, die man in uns antraf, nicht das Produkt des Fleißes seyn, den wir auf die Lectüre der Alten wandten, da sie so ganz unmittelbar aus

den Verhältniſſen hervorging, in welchen wir theils unter einander, theils zu unſeren Lehrern ſtanden. Ich habe nie aufgehört die Alten zu leſen, und weiß daher am beſten, welche verſchiedene Eindrücke dieſe Lectüre in den verſchiedenen Epochen meines Lebens auf mich gemacht hat. Die Hochachtung, welche ich in meiner Jugend für ſie hatte, beruhete auf dem Anſehn meiner Lehrer, und es war die gröbſte aller Täuſchungen, wenn ich mir einbildete, daß ſie eine *gefühlte* ſey. Ich mußte mich erſt durch das Leben entwickeln, ehe ich in den Schriftſtellern des Alterthums große Männer ehren konnte; und ich begreife ſehr wohl, wie Perſonen, welche nicht von ihrer Studierſtube kommen, nie dahin gelangen, ſich mit denjenigen wahrhaft zu befreunden, die ſie ihre Lieblinge nennen. Alle ausgezeichneten Philologen meiner Zeit haben ſich, ſo oft ſie eine Veranlaſſung dazu fanden, als die roheſten und ungeſchlachteſten Schriftſteller gezeigt. Wie wäre dies möglich geweſen, wenn der Geiſt der gebildetſten Autoren des Alterthums wirklich in ſie übergegangen wäre? Platon und Cicero waren von einem ganz anderen Schrot und Korn, und

hätten die Craliger und Chioppius jemals mit ihnen in Verbindung geſtanden, ſo würde etwas ganz anderes aus ihnen geworden ſeyn.

Die ſtrengeren Wiſſenſchaften wirkten nicht beſſer auf mich ein. Ihre ſyſtematiſche Form vernichtete das innere Leben, das ſie hätten erzeugen ſollen. Als etwas Abſolutes lagen ſie vor mir da, und als etwas Abſolutes nahm ich ſie in mich auf, ohne daß mir jemals klar wurde, wie ſie entſtanden waren und was man durch ſie bezweckte. Die Autorität meiner Lehrer konnte mir dieſe Wiſſenſchaften wichtig machen; aber die Wiſſenſchaften ſelbſt hatten nicht den geringſten Reiz für mich, weil nichts in mir vorhanden war, woran ich ſie hätte knüpfen können. Artet die Inſtruktion in ein bloßes Lehren aus, wobei auf kein inneres Bedürfniß Rückſicht genommen wird; ſo wird das Lernen eine Folter, welche die edelſten Kräfte verzehrt und das Genie in ſeinem Keim vernichtet. Ich habe oft gedacht, daß unſeren Unterrichtsmethoden diejenige Uniformität der Geiſter zuzuſchreiben ſey, welche die Originalität aus der modernen Welt exilirt. So lange ſie nicht vorhan-

den waren, gab es der Originalköpfe bei weitem mehrere; und so oft ein neuer Originalkopf auftreten soll, muß die Natur ihre Maasregeln vor allen Dingen so nehmen, daß die Schule ihn nicht erreiche. Die mathematischen und philosophischen Wissenschaften, so wie sie jetzt vorgetragen werden, richten einen gar nicht zu berechnenden Schaden an, wenn gleich die ersteren dadurch, daß sie nur die Abstrakte der in ihren Erscheinungen sich immer gleich bleibenden physischen Welt sammeln und ordnen, weniger verkehren und verkrüppeln; denn jedes Gemüth, welches nach Wahrheit strebt, kann die Wahrheit dieser Abstrakte noch immer ohne große Anstrengungen wieder finden, indem es dieselben mit den Gegenständen vergleicht, von welchen sie genommen sind. Soll dies Unheil jemals aufhören, so müssen die Wissenschaften, von welchen hier die Rede ist, nicht mehr als etwas in sich selbst vollendetes genommen werden; vorzüglich aber muß man nachweisen, wie sie entstanden sind, oder vielmehr, wie sie haben entstehen müssen. Die Geschichte der Wissenschaften ist es, mit einem Wort, was den Geist des Schülers wahrhaft aufhellt. In ihr ist

die ganze Wiſſenſchaft, ſo weit ſie ſich bisher entwickelt hat, gegeben, und indem durch ſie ihre ſyſtematiſche Geſtalt verſchwindet, gewinnt ſie jene lebendige Kraft wieder, der ſie ſelbſt ihre Exiſtenz verdankt. Wie ſind dieſe Syſteme entſtanden? Wir verdanken ſie den Griechen, die, weil ihnen die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts fremd war, nicht nachweiſen konnten, wodurch ihre Entwickelung zu Stande gebracht war, und das Wiſſen weit lieber für in ihnen abgeſchloſſen betrachten und Paragraphen ſchreiben, als auf frühere Zuſtände zurückgehen wollten, wo eben dies Wiſſen in ganz anderen Formen vorhanden war.

Blühend und kräftig war ich in das Jeſuiter-Collegium eingetreten. Dieſe Blüthe und dieſe Kraft waren nach den erſten drei Jahren meines Aufenthalts zu Alcala de Henarez vernichtet. Ich hatte viel gelernt; aber ich hatte nichts begriffen, und gerade weil ich nichts begriffen hatte, war ich phyſiſch ſo ſehr zurück gekommen; denn unſere ganze Maſchine leidet, ſobald ein Stillſtand in das eigentliche Leben gebracht wird. Auf anderen Erziehungsanſtalten retten die Zöglinge ſehr

häufig ihre Blüthe und Kraft dadurch, daß ſie mit ihren Erziehern in Widerſpruch geraſthen. Dies Rettungsmittel war uns auf dem Jeſuiter-Collegium abgeſchnitten, weil das Verfahren unſerer Erzieher in Beziehung auf uns ſo beſchaffen war, daß ſchlechterdings alle Oppoſizion wegfiel. Eben deswegen waren auch keine Sympathien oder Antipathien unter uns möglich. Die Wörter: Freundſchaft und Feindſchaft, waren für uns ohne alle Bedeutung, weil wir die Dinge, welche dadurch bezeichnet werden, nie kennen lernen konnten. Da, wo die Autorität durch die Religion gehalten wird, geht ſie ins Unendliche, und wo ſie ins Unendliche geht, vernichtet ſie alle Faktionen in ihrer Geburt. Ich fing in meinem ſechzehnten Jahre an, eine Vorliebe für einen gewiſſen Cameron zu faſſen; aber dieſe Vorliebe war mehr ein Wohlbehagen an ſeiner Bildung, als ein Erguß ſympathetiſcher Gefühle, die einen Gegenſtand ſuchen. Was in der Folge aus unſerer Freundſchaft geworden iſt, hat kaum einen entfernten Zuſammenhang mit dem, was ſie auf dem Jeſuiter-Collegium war. Je bedürfnißloſer jeder von den Zöglingen da ſtand, deſto mehr war er ſich

ſelbſt genug. Bedurfte er einer Stütze, ſo fand er ſie in ſeinem Vorgeſetzten, welcher ſich, ſeinerſeits, immer ſo zu ſtellen wußte, daß die Dankbarkeit des Unterſtützten zwar die Achtung vermehrte, ohne welche er nicht beſtehen konnte, aber nie ein anderes Gefühl weckte, wobei der Zögling ſeine Rechnung fand. Kurz, die ganze Erziehung, die wir erhielten, entwickelte für den Augenblick nichts, wenn ſie gleich durch den Entwickelungsſtoff, welchen ſie gab, in der Folge unter günſtigen Umſtänden zu einer großen Entwickelung führen konnte.

Ich hatte dieſe Exiſtenz vier Jahre ertragen, als das, ewige Lernen ſo zerſtörend auf mich zurückwirkte, daß ich meiner Auflöſung nahe war. Abgezehrt bis auf die Knochen, ſah ich einem Schemen ähnlicher, als einem Menſchen. Selbſt meine Erzieher glaubten, daß ich nicht lange mehr leben würde, und trugen bei meinem Vater darauf an, daß er mich zu ſich zurück nehmen möchte. Es war ſehr gut, daß ſie ſich für mich verwendeten; denn ich ſelbſt hatte die Fähigkeit dazu ſo ſehr verloren, daß ich mich meines Vaters kaum erinnerte. In der That, alle meine

Gefühle waren in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren so abgestorben, daß ich an nichts in der Welt mehr hing; es war ein Hinbrüten, wobei sich alles in das Bewußtseyn der Schwäche auflöſete; die Tendenz nach Ruhe war die einzige, die ich in mir wahrnehmen konnte, so oft ich mein Wesen mit meinen Gedanken zu begreifen suchte. Mein guter Wille hatte mich zu Grunde gerichtet. Ich war recht eigentlich in der Achtung untergegangen, die mir meine Erzieher für sich einzuflößen verstanden.

Es wurde mir schwer, das Jesuiten-Collegium zu verlassen, weil ich nichts so sehr verabscheute, als Bewegung; kaum aber war ich aus den Thoren von Alcala de Henarez gekommen, als die ganze Anstalt in meiner Erinnerung unterging. Eine rein physische Ursach bewirkte dies. Meine Brust arbeitete anfangs den elastischen Luftstrom zu überwinden, der, kräftig auf sie eindringend, sie zu zerdrücken drohte; allein diese Beängstigungen verloren sich, so wie ich weiter fuhr, und sobald nur diese Folter aufgehört hatte, fing ich an, meine beweglicheren Sinne den Gegenständen zuzuwenden, die sie in Anspruch nah-

nahmen. Nach und nach wurde ich ſo heiter, als man es bei ſehr viel Schwäche werden kann; und ſo wie ich der Wohnung meines Vaters näher rückte, rührten ſich Pulſe in mir, die ſeit länger als drei Jahren geruht hatten.

Mein Vater hatte — aus welchen Gründen, weiß ich nicht — Talavera verlaſſen und bewohnte eine Villa, welche er ſich in der Nähe von Abula an der Nordſeite eines iſolirten Berges hatte bauen laſſen. Dieſe Gegend iſt, wie alle Spanier wiſſen, im höchſten Grade romantiſch, und das Thal, in welchem die Villa ſteht, kann ohne alle Übertreibung paradieſiſch genannt werden. Vor den Nordwinden durch den Berg geſchützt, kann man faſt in jeder Jahreszeit die Nächte im Freien verſchlafen, ohne irgend eine Bequemlichkeit zu vermiſſen. Jede Art von Blumen ſprießt hier von ſelbſt, und ſo ſtark iſt ihr Duft in der Abenddämmerung, daß man daran ſeit längerer Zeit gewöhnt ſeyn muß, um von den Wohlgerüchen nicht betäubt zu werden. Bäche durchſchneiden das Thal und Quellen ſprudeln am Fuß jedes noch ſo kleinen Hügels. Caſtanien- Pflaumen- und Maul-

beerbäume mildern die Sonnenhitze, und Nußgesträuch wölbt sich, wie von selbst, zu schattigen Lauben. Dabei die höchste Fülle alles dessen, was ein unverdorbener Geschmack lekkerhaftes begehren kann: Forellen, Geflügel, Wild, Feigen, Weintrauben und jede andere Art des Obstes findet man in Überfluß.

Um in sehr kurzer Zeit wieder hergestellt zu werden, hatt' ich mich an keinen besseren Ort versetzen können. Gleich nach den ersten Wochen meines Aufenthalts auf dieser Villa meines Vaters fühlte ich, daß das Leben eine Wollust ist, wenn man es sorgenfrei in einem solchen Thale genießt. Es gab Augenblicke, wo der empfindende Theil meines Ichs seine Hülle hätte zersprengen mögen, um ungehinderter schwelgen zu können. Dann überfiel mich — oft unmittelbar darauf — eine mir unerklärbare Melancholie, die sich in reichliche Thränenströme auflöseke. Ich lief ohne Zweck und Ziel im Thal umher, warf mich bald unter den einen, bald unter den andern Baum nieder, überließ mich! ich weiß nicht mehr welchen Träumereien, und kehrte, halb ermüdet, halb beruhigt, auf mein Zimmer zurück. Alle Versuche, welche ich machte, mei-

nen Lieblingsschriftsteller unter den Alten zu lesen, waren vergeblich; es war mir, als gehörten sie gar nicht hierher. Dagegen entzückten mich die Dichter meines Vaterlandes, so viel ich deren in der Wohnung meines Vaters fand. Eine ganz neue Welt ging mir in ihnen auf; und diese Welt hatte nichts Räthselhaftes für mich. Vor allen übrigen bezauberten mich Garcilaso's Werke, welche damals seit einigen Jahren erschienen waren. Unaussprechlich ist das Entzücken, womit ich seine Idyllen las; besonders zogen mich die erste und zweite so magisch an, daß ich sie noch immer las, nachdem ich sie längst auswendig gelernt hatte, und ein Verdienst darin setzte, sie so zärtlich vorzutragen, als der Dichter sie gedacht hatte. Garcilaso's Werke waren die Sonne, an deren Stralen meine im Jesuiten-Collegium getödtete Einbildungskraft sich von neuem erwärmte; und so wie die Lebenskraft überhaupt in mir zunahm, fühlte ich das Bedürfniß, mich meinen Hausgenossen zu nähern, um auf sie abzuleiten, was mir beschwerlich zu werden begann.

Es waren drei Personen, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen und mir mit

jedem Tage intereſſanter wurden. Die erſte war mein Vater, der nicht aufgehört hatte, mich zu lieben, und mich, vorzüglich in den erſten Wochen meines Aufenthalts auf ſeiner Villa, mit Zärtlichkeiten überſchüttete. Die zweite war Catalina, welche mich ſo behandelte, daß ich mehr Achtung als Liebe für ſie empfinden mußte. Die dritte war Ineſilla, ihre Tochter, ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, in der erſten Blüthe der Schönheit und von einer ſo ausgezeichnet intereſſanten Geſichtsbildung, daß, wenn ſie nicht ſogleich den lebhafteſten Eindruck auf mich machte, der Grund davon nur in der Abſpannung liegen konnte, mit der ich in das väterliche Haus zurückgekommen war.

Dieſe drei Perſonen ſtanden unter einander in folgendem Verhältniß. Mein Vater hatte, Catalinen gegenüber, gar keinen Willen; ihre kräftige Natur riß ihn mit ſich fort; ihr lebendiger Geiſt gab über den ſeinigen ſo ſehr den Ausſchlag, daß er es gar nicht mehr der Mühe werth hielt, ſelbſt zu denken. Was ihm in dieſem Verhältniß begegnet war, hätte tauſend und aber tauſend Männern eben ſo gut begegnen müſſen. Die Natur ſelbſt

hatte Catalinen zum Herrſchen geſchaffen. Sie war groß und bei weitem muskulöſer, als die Spanierinnen zu ſeyn pflegen. Selbſt ihre Geſichtsbildung kündigte mehr den Mann als das Weib an. Die Ovalität des Kopfs, wodurch die plaſtiſche Hand der Natur die Nachgiebigkeit bezeichnet, verlor ſich bei ihr in Rundheit. Ihr Mund war mehr groß zu nennen, ob er gleich dadurch nicht häßlich wurde. Ihre Naſe war klein; aber ſie hatte jene Biegung, die zur Habichtsnaſe gehört, in einem etwas auffallenden Maaße. Ihre Augen waren mehr braun, als ſchwarz, und enthielten jenes trübe Feuer, das einen feſten Willen verräth. Die ſchön gewölbte Stirne war der Sitz der Klarheit. Das ganze Geſicht war ſo geformt, daß Männer, bei welchen das Gefühl der Schwäche die Oberhand hatte, ſich in den Anblick deſſelben verlieren mußten, während die Blicke der wahrhaft Starken ohne allen Schaden darauf ruhen konnten. Man denke ſich nun noch einen hohen Wuchs, wunderſchöne Arme, einen kräftigen Gang und in jeder anderen Bewegung den Ausdruck der Energie, ſo hat man ein ſehr vollſtändiges Bild von Catalinen. Je

unumschränkter sie übrigens herrschte, desto wohlwollender und gütiger war sie. Nie hab' ich bemerkt, daß sie ihre Stärke mißbrauchte. Heuchelei und List waren gar nicht für sie vorhanden; und ihre Ehrlichkeit sprang gleich bei der ersten Bekanntschaft so sehr in die Augen, daß man Vertrauen zu ihr fassen mußte, wenn man sie gleich nicht lieben konnte. Durch solche Eigenschaften hatte sie meinen Vater gefesselt, den ich, nach einer Abwesenheit von vier Jahren, wenigstens in so fern sehr wesentlich verändert fand, als er ziemlich träge geworden war und das größte Glück seines Lebens in Beweisen des Wohlwollens fand. Je weniger er Catalinen lieben konnte, desto mehr liebte er Inesillen. In der That hatte Inesilla alles, was ihrer Mutter zur Weiblichkeit fehlte; und hatte es vielleicht blos, *weil* es jener fehlte, d. h. *weil* die Männlichkeit, womit sie ihre ganze Umgebung beherrschte, ihrer Tochter die volle Weiblichkeit wiedergab; denn das Beispiel steckt nicht immer an, und bringt sehr oft die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Mein Vater betete das junge Mädchen an; wenigstens sagten seine Gebehrden und Worte bei

jeder Gelegenheit, daß ſie ihm das Theuerſte ſey. Ineſilla, ihrerſeits, hing mit gleicher Zärtlichkeit an meinem Vater. Ihre Mutter betrachtete ſie als eine Gottheit, der man gehorchen muß. Eben deswegen ſchwieg ſie ehrerbietig in ihrer Gegenwart. Ihre Freiheit gewann ſie nicht eher wieder, als bis ſie mit meinem Vater allein war, den ſie durch tauſend muntere Einfälle zu beluſtigen wußte, und dem ſie ſich dadurch gewiſſermaßen nothwendig gemacht hatte. In allen dieſen gegenſeitigen Äußerungen war übrigens kein anderer Zwang, als welchen die Achtung für die Individualität jedes Einzelnen auflegte; keiner forderte von dem Andern etwas; es verſtand ſich alles ſo ſehr von ſelbſt, daß niemand genau wußte, wodurch er ſich denn eigentlich beſtimmen ließ.

Mein Vater ſah es ſehr ungern, daß Ineſilla mich ſo gleichgültig ließ: aber er ſprach nie darüber. Catalina errieth meinen inneren Zuſtand, und bemühte ſich, mir die Weiberſcheu zu nehmen, welche immer die Folge einer iſolirten Erziehung und des ausſchließenden Umgangs mit Männern iſt. Ineſilla bewies mir eine Aufmerkſamkeit, wodurch ſie

zuletzt alle die Rinden zersprengen mußte, welche mein Gefühl verwahrten. So geschah es, daß ich mit dem lebendigeren Bewußtseyn, welches mir der Aufenthalt auf dem Lande gab, sehr bald dahin gelangte, Inesillen lieb zu gewinnen. Zwar suchte ich noch immer die Einsamkeit; allein ihr Bild begleitete mich in dieselbe, und so oft ich aus dem benachbarten Hain in die Villa zurückkehrte, war Inesilla der erste Gegenstand, den meine Blicke suchten. Hatte ich sie gefunden, so war ich wieder ruhig. Stundenlang waren wir beisammen, ohne mit einander zu sprechen, und Inesilla mußte immer den Anfang machen, wenn wir uns die in der Mittheilung enthaltene Erleichterung nicht länger versagen konnten. Am besten befanden wir uns bei einem gemeinschaftlichen Geschäft im Garten. Wir waren um so thätiger, je mehr das Geschäft das Mittel war, uns einer dem anderen zu entfliehen, ohne uns eigentlich zu trennen.

Inesilla spielte die Guitarre, ohne daß ich etwas davon wußte; ihr Instrument war kurz vor meiner Ankunft nach Abula geschickt worden, um daselbst ausgebessert zu werden; und indem die Trägheit des Künstlers diese

Ausbeſſerung über die Gebür verſpätet hatte, war mir Ineſilla's Talent unbekannt geblieben. Endlich war dies Inſtrument zurück geſandt worden; und was war natürlicher, als daß Ineſilla es zu probiren wünſchte? Mein Vater, welcher dabei gegenwärtig ſeyn wollte, hatte ſeinen Liebling in die Laube begleitet, welche im Vorhofe der Villa vor den Strahlen der Sonne ſchützte. Beide hatten ſich ſo eben niedergelaſſen, und Ineſilla gerade die erſten Läufe gemacht, als ich von einem Spaziergang zurückkam, den ich, weil niemand mich begleiten wollte, längs dem Bache gemacht hatte, der das ganze Thal durchſchlängelt. Ich vernahm die Töne der Guitarre, ohne im mindeſten zu ahnen, daß ſie von Ineſillen herrührten. Je neuer ſie mir waren, deſto mehr wurde ich davon überraſcht. Langſam ſchlich ich näher. Plötzlich ſchlug eine Silberkehle an, welche nur Ineſillen gehören konnte. Was ſie ſang, war eine von den Lieblings-Romanzen meines Vaters. Ich trat zeitig genug in die Laube, um jede Sylbe zu vernehmen. Wie eine Muſe ſtand Ineſilla vor meinem Vater da. Nichts war an ihr lebendig, als die Stimme und die Finger-

ſpitzen. Sie hatte die Ruhe ihres Inſtruments, indem ſie mit einer bezaubernden Mannigfaltigkeit der Accente folgendes Liedchen ſang:

En consulta estaba un dia
Con sus grandes, y consejo,
El noble Rey don Ramiro
Varias cosas discurriendo;
Quando sin pedir licencia,
Se entró por la sala á dentro
Una gallarda doncella
De amable y hermoso gesto,
Vestida toda de blanco,
A quien el rubio cabello
Bordaba de oro los hombros,
A causa de venir suelto.

Romanze.

Eines Tages, in dem Kreiſe
Seiner Grauden ſich berathend,
Stand, verlegen und voll Zweifel,
Don Ramiro, Spaniens König.

Sieh, da trat, voll hohen Muthes,
Eine Jungfrau in die Mitte
Der Verſammlung, und erregte
Staunen durch der Schönheit Schimmer.

Schneeweiß war ihr edler Anzug,
Und von ihrem Haupte wallte
Auf die Schultern, ringsd vergoldend,
Eine Fluth von blonden Locken.

Ponen los ojos en ella,
Y poniéndolos en ellos,
Ella comensó á hablar,
Y ellos á darle silencio.
„Perdona me, dice, Rey,
Si tu consejo atropello,
Aunque, si te le dah malo,
Antes soy digna de premio.
„No sé, si de Rey Christiano
Te dé nombre, porque entiendo,
Que con fingida apariencia
Debes ser Moro encubierto.
„Que quien da á los que lo son
Las doncellas ciento á ciento,
Si ya no es Moro, con ellas
Los soborna para serlo.

Starre Blicke auf die Jungfrau
Heftend, ſtanden da die Räthe;
Und die Jungfrau, unbefangen,
Sprach, indeß die Räthe ſchwiegen:
»Don Ramiro, du verzeihſt,
Daß ich die Verſammlung ſtöre;
Doch, wenn deine Räthe ſtraucheln,
So verdien' ich noch Verzeihung.
»Traun! ich weiß nicht, ob der Titel
Chriſtenkönig, dir gebühret,
Weil du unter Heuchelſcheine
Wirklich nur ein Maure ſeyn kannſt.
»Denn wer Mauren edle Jungfrauen
Hundertweiſe kann abtreten,
Iſt, wenn auch kein Maur', doch einer,
Der zum Abfall ſtark verführet.

„Si por darle muerte oculta
Vas desangrando tu Reyno,
Por harto mejor tuviera
De una vez pegarle fuego.
„O sino en tributo y parias
Dieras hombres alomenos,
Que gra dalles enemigos
De quien vivieran con miedo.
„Pero si les das doncellas,
Alla en dexando de sello,
Nacerán de cada una
Cinco ó seis contrarios nuevos.
„Mas bien acordado está,
Que tus hombres se esten quedos,
Porque pueden engendrar
Hijas que paguen el feudo.

»Wenn du, nun dein Reich zu morden,
Ihm gemach die Kraft entzögest,
Besser wär' es dann, auf einmal
Es in Flammen zu versetzen.
»Gäbst Du mind'stens zum Tribute
Männer, die der Stärke trotzen!
Denn das hieße, Feinde geben,
Die sich furchtbar machen könnten.
»Aber wenn du Jungfrau'n giebest,
Die von Mauren Mütter werden,
Dann gebiert uns eine jede
Fünf bis sechs entschloßne Feinde.
»Ha! das Land ist gut berathen,
Wo die Männer ruhig bleiben,
Daß sie mögen Töchter zeugen,
Eine Lehnschuld zu bezahlen!

„Que solo para engendrarlas
Deben de tener sugeto
De hombres, que en lo demas
Yo por mugeres los tengo.
»Si te acobardan las guerras,
Las mismas doncellas creo
Que han de venirtela á dar
Por el mal que las has hecho.
„Y sin duda vencerán,
Si lo ponen en efecto,
Que ellas son mugeres hombres
Y hombres mugeres aquestos."
Alborotaronse algunos,
Y el Rey corrido y suspenso
Determinó de morir,
O libertar á su Reyno

»Wär' es nicht um dieses Zeugen,
Nimmer könnten sie als Männer
Gelten, weil sie sonst, wie Weiber,
Jede Tugend standhaft fürchten.
»Schrecken dich des Krieges Mühen,
Dann, Ramiro, werden Jungfraun
Dich zuletzt mit Krieg bedräuen
Ob des Schimpfes, den sie dulden.
»Und sie werden sicher siegen,
Wenn sie zu den Waffen eilen;
Denn aus Weibern werden Helden
Wo aus Männern Memmen wurden."
Schaam erfüllte die Versammlung;
Und der König, langsam zürnend,
Wollte nur sein Reich befreien,
Oder rühmlich unterliegen.

Iuntó su gente de guerra
Y prestandoles su esfuerzo
El glorioso Santiago,
Dió la batalla, y venciéron.
Quedó medroso Almanzor,
Y el Rey con aqueste hecho
Dió libertad á Castilla,
Y á si mismo honroso premio.

Ich gebe dieſe Romanze dem Urtheil der Leſer preis; ich ſelbſt bin weit entfernt, ſie für eine der beſten zu halten, welche in Spanien geſungen werden. Allein ſo wie ſie von Ineſillen vorgetragen wurde, mußte ſie mich unausſprechlich ergreifen. Es war zuletzt nicht die Romanze ſelbſt, ſondern nur Ineſilla's Stimme, was ſo unwiderſtehlich auf mich ein-

---

Er vereinigt ſeine Schaaren;
Santiago ſtärkt die Herzen;
Es wird eine Schlacht geſchlagen,
Und der Sieg belohnt die Kühnen.
Manſor wird zurückgetrieben,
Und der König giebt Caſtilien
Die verlorne Freiheit wieder,
Und ſich ſelbſt den Lohn des Ruhmes.

(Dieſe Überſetzung iſt nur für diejenigen da, welche das ſpaniſche Idiom nicht kennen. Da die Muſik der einen Sprache nicht die der andern iſt, ſo mußte das Lied ſelbſt in den Contexte aufgenommen werden.)

Der Überſetzer.

wirkte. Die Gefühle, welche in mir aufgeregt wurden, waren mir so neu, daß ich in der Sängerin etwas Überirdisches zu erblicken glaubte. War mir mein Ich bisher noch immer gegenwärtig geblieben, so verschwand es jetzt von Stund an. Ich lebte und webte in Ineſillen, gerade so wie fromme Personen in der Idee der Gottheit leben und weben. Es kam mir vor, als müßte ich, um recht glücklich zu werden, für Ineſillen sterben. Was ich empfand, war Liebe; aber dieſe Liebe war so rein von allen Begierden, daß ich in meiner Unschuld behauptet haben würde, ich sey keiner Liebe fähig.

War es Instinkt, wenn Ineſilla mein Gefühl noch dadurch verstärkte, daß sie jene religiösen Ideen, welche mir im Jesuiten-Collegium eingeimpft waren, von neuem ins Leben rief? Sie that es dadurch, daß sie die Lieder des Augustinermönchs Luis de Leon nur allzu häufig sang. Dieſe Lieder waren damals ganz neu; und mehrere seiner geistlichen Oden, vorzüglich aber sein: Quando será que pueda etc. wirkten mit vernichtender Kraft auf mich ein. Die natürliche Folge davon war, daß ich mir selbst immer unbe-

greiflicher wurde. Was urſprünglich bloßes Wohlwollen geweſen war, wurde Religion, und Ineſilla ward, nach und nach, für mich der Vereinigungspunkt des Himmels und der Erde.

Ich mochte mit Ineſilla'n allein ſeyn, oder nicht, ſie war mir immer gleich heilig. Fühlte ich mich unausſprechlich an ſie angezogen: ſo fühlt' ich mich zugleich auf das beſtimmteſte von ihr zurückgeſtoßen. Es war da irgend eine unſichtbare Gränzlinie, über welche ich mich nicht hinaus gewagt hätte, ohne vor mir ſelbſt zu erzittern. Nur mit den Augen konnt' ich ſie berühren; jede andere Berührung würde mir als Hochverrath erſchienen ſeyn. Seltſamer Zuſtand der erſten Liebe! Die Widerſprüche, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, ſind nicht zu löſen, und von dem Augenblick an, wo ſie aufhören, iſt der ganze Zuſtand vorüber.

Mein Vater und Catalina hätten es in ihrer Gewalt, den Zauber zu vernichten, der mich gefangen hielt; allein, indem ſie glaubten, daß es damit noch Zeit habe, ſahen ſie der Verwandlung, die mit mir vorgegangen war, ganz ruhig zu. Meiner und Ineſilla's Un-

Unſchuld vertrauend, ließen ſie unſern gegenſeitigen Empfindungen den freieſten Spielraum. Wir waren oft Stunden lang allein; und wenn der Aufenthalt in der Villa uns läſtig zu werden begann, ſo eilten wir zuſammen in das Thal, um das Beiſammenſeyn in ſeiner höchſten Vollkommenheit zu genießen. Dieſe Spaziergänge ſind die glänzendſten Punkte in meinem ganzen Leben; und noch jetzt ruf' ich ſie mir zurück, ſo oft ich mich aufheitern will. Die milde Wärme der untergehenden Sonne, der Duft der Blumen und Stauden, das ſanfte Gemurmel der Bäche, und die Ausſicht auf den fernher ſtrahlenden Tajo beſchäftigten jeden Sinn, und wiegten das Gemüth in ein ſo ſüßes Vergeſſen, daß man der Erde entflohen zu ſeyn wähnte.

Es war an einem ſolchen Abend, als Ineſilla, indem wir längs dem Hain dahin ſchlenderten, ohne ein Wort zu ſprechen, von ſtärkeren Gefühlen überwältigt, plötzlich ſtill ſtand, mir ihre Hand reichte, mich mit Blikken betrachtete, die mein Innerſtes durchſchauerten, ſich mit einem Strom von glühenden Thränen an meine Bruſt warf, und

ausrief: Theurer, theuerſter Juan! Ich zitterte, indem ich auf dieſe Weiſe überraſcht wurde; und in unwillkürlicher Bewegung ſchlang ich meine Arme um ihren ſchönen Leib, um ſie zu halten und mich ſelbſt zu ſtützen. Aber meine Kräfte reichten dazu nicht aus. Niederſinkend auf den Schooß der Erde, ſaßen wir bald neben einander, ohne zu wiſſen, was uns in dieſe Stellung gebracht hatte. Ich ſchaute Ineſilla'n mit Verlegenheit und Ineſilla mich mit Vertrauen an. Wie hätten wir etwas zu Worten bringen können? Endlich fragte mich Ineſilla: Ob ich ſie liebe? Ein Thränenſtrom war jetzt meine Antwort, und als ich nach einigen Minuten die Sprache wiedergewann, rief ich lebhaft aus: Ich lebe nur in dir, Ineſilla, und was mich von dir trennt, vernichtet mich.

Ineſilla's Hand in der meinigen haltend, ſaß ich lange an ihrer Seite. Als es allmälig dunkler wurde, rafften wir uns, wie vom Inſtinkt getrieben, auf, um der Wohnung unſerer Eltern zuzueilen. War Ineſilla auf der Heimkehr in ihre Empfindungen verloren, ſo war ich es nicht minder. Doch Ineſilla blieb es nur bis zum Augenblick unſerer An-

kunft. Unſern Eltern gegenüber veränderte ſich plötzlich ihr ganzes Weſen: Sie wurde die Heiterkeit ſelbſt. So hatte ich ſie nie geſehen. Die Freude ſtrahlte aus ihren Augen, und ihr Gang war ein Schweben. Als wir uns endlich zu Tiſche ſetzten, erlaubte ihr der Aufruhr, worin ſich ihre Lebensgeiſter befanden, durchaus nicht, etwas zu genießen. Es war, als hätte ſie die volle Freiheit ihres Gemüths wieder erhalten. Ein Scherz verdrängte den andern. Ich ſelbſt wurde ein Gegenſtand ihrer Neckereien. Dies dauerte fort, bis die Nacht uns trennte.

Ich brachte dieſe Nacht unter widerſtrebenden Gefühlen zu. Die Berührung hatte der Religion, womit ich bisher gegen Ineſilla'n erfüllt geweſen war, keinen Abbruch gethan; ſie dauerte noch immer in mir fort. Dagegen hatten ihre Neckereien meiner Neigung, ich weiß ſelbſt nicht, welche Wendung gegeben, wodurch ſie dem Profanen näher gekommen war. Indem ich meinen ganzen Zuſtand zu begreifen ſtrebte, begann meine Fantaſie mir eine noch nie empfundene Wonne vorzuſpiegeln. Zagend gab ich mich dieſem Bilde hin; denn ich erinnerte mich alles deſ-

ſen, was ich auf dem Jeſuiten-Collegium jemals zum Lobe der Keuſchheit gehört hatte. Ich gerieth nach und nach auf eine Folter, die ſehr peinlich war. Ermattet ſchlief ich endlich gegen Morgen ein. Doch meine Fantaſie ſetzte meine wachen Träume fort; — und ſie war es zuletzt, welche alles aufhellte, was mir bisher in meinen Vorſtellungen und Gefühlen dunkel geblieben war. Ich erſchrak beim Erwachen; aber kaum hatte mich das Nachdenken auf den letzten Punkt geführt, als ich Ineſilla'n, die mir bisher ein überirdiſches Weſen geſchienen hatte, als Weib begriff.

Es war, von jetzt an, eine Sehnſucht anderer Art, die uns an einander zog. Begierden hatten ſich in unſere Liebe gemiſcht, und ihr den Charakter des Vertrauens genommen. Ineſilla, als ahnete ſie die Verwandlung, die mit mir vorgegangen war, vermied jede Gelegenheit, wo wir allein ſeyn konnten, und ſchloß ſich enger, als jemals, an ihre Mutter an. Wir waren uns noch immer unentbehrlich; aber wir fühlten das Sündliche dieſer Unentbehrlichkeit. Der Zwang, der aus dieſem Gefühl hervorging, nahm uns, nach und

nach, alle Heiterkeit. Langſam bewegten wir uns jetzt an Catalinens Seite durch das Thal. Der Geiſt der Wolluſt, der uns anwehte, erfüllte uns mit ſchmerzlichen Gefühlen. Bald blieb Ineſilla und bald ich zurück. Wir ſahen uns mit brennenden Blicken an. Unſere ſiedenden Empfindungen forderten Genugthuung; aber welche?

Dies wußte nur Catalina, welcher keine unſerer Bewegungen entgangen war. Sie hielt jetzt den Augenblick für gekommen, wo die Täuſchung, in welcher wir bisher gelebt hatten, ein Ende nehmen müſſe. Ineſilla'n nicht von ihrer Seite laſſend, ſprach ſie von unſerem Verhältniß, als von etwas, das keine andere Gefühle zulaſſe, als die der Freundſchaft. So ausführlich ſie ſich aber auch darüber erklärte, ſo blieb das eigentliche Wort, wodurch das Räthſel gelöſt werden mußte, immer im Hinterhalt. Ineſilla gab ſich gewiß alle Mühe, es zu finden; allein ſie fand es nicht, und je mehr ihre Aufmerkſamkeit geſpannt wurde, deſto bedeutender trat ich in ihre Seele. Wir hatten nie an ein ſo ernſthaftes Verhältniß gedacht, als eine eheliche Verbindung iſt; aber indem man uns jetzt zu

verſtehen gab, daß dergleichen für uns unmöglich ſey, wünſchten wir die Urſache dieſer Unmöglichkeit kennen zu lernen. Uns in tauſend Vermuthungen erſchöpfend, ſetzten wir noch immer voraus, daß es dabei blos auf Schwierigkeiten ankäme, welche überwunden werden könnten; und dabei faßten wir den geheimen Entſchluß, uns nicht eher zu verrathen, als bis man eine Trennung verſuchen würde. Wir waren aus der Welt der Ideen in die Wirklichkeit zurück verſetzt. Es galt jetzt, wie es uns vorkam, Muth gegen Muth und Liſt gegen Liſt. Wie wir aber auch verfahren möchten, immer glaubten wir, unſere Rechtfertigung in unſerer Liebe und Schuldloſigkeit zu finden.

So war die Lage der Dinge, als mich mein Vater eines Nachmittags zu ſich aufs Zimmer rief, und mich folgendermaßen anredete:

»Du biſt jetzt wiederhergeſtellt, mein lieber Juan, und es wird Zeit, deiner Beſtimmung näher zu treten. Welche Bahn dir vorgezeichnet iſt, weißt du. Mache dich darauf gefaßt, in einigen Tagen abzureiſen. Der Infant iſt im Begriff nach den Niederlanden

zu gehen, wohin ihn der Kaiſer berufen hat. Er wird dich in ſein Gefolge aufnehmen, und dich nach ſeiner Zurückkunft anderweitig anſtellen.«

Ich war wie vom Donner gerührt, als ich dies hörte, und erklärte meinem Vater, daß ich es gerne ſehen würde, wenn er mein Schickſal anders beſtimmen wollte. »Sie ſelbſt, ſagte ich unter andern, haben die Erfahrung gemacht, wie wenig man im Dienſt der Fürſten gewinnt, und wollen mir dieſen Dienſt zu einer Zeit aufdringen, wo ich ihn entbehren kann? Laſſen Sie mich doch, wie ich einmal bin. Der Ehrgeiz quält mich nicht. Ich habe jetzt angefangen zu leben. Vergönnen Sie mir, in dieſem Zuge zu bleiben. Laſſen Sie mich glücklich ſeyn — und noch glücklicher werden.«

Ich ſprach dieſe letzten Worte mit ſo viel Nachdruck, daß mein Vater nicht umhin konnte, auf eine nähere Erklärung zu dringen. Dieſe gab ich, ſehr unbefangen, dahin, daß ich Ineſilla'n liebte, Ineſilla'n zu beſitzen wünſchte. Sichtbar entfärbte ſich mein Vater, als er dies hörte. Das Zimmer auf- und abgehend, ſchien er ſich ſammeln zu müſſen. End-

lich, nachdem ich lange gewartet hatte, begann folgender Dialog:

»Du liebſt Ineſilla'n?«

Ja!

»Sie kann nie die deinige werden.«

Warum nicht?

»Weil die Kirche es verbietet; ſie iſt deine nahe Verwandte.«

Die Kirche iſt nicht unerbittlich. Eine Dispenſation —

»Werd' ich niemals nachſuchen —«

Auch dann nicht, wenn das Leben Ihres Sohnes auf dem Spiel ſteht?

»Auch dann nicht!«

Und indem mein Vater dies in dem Ton des feſten Entſchluſſes ausſprach, ging er mit ſtarken Schritten das Zimmer einigemale auf und nieder; und zu mir zurückkehrend, meine Hände ergreifend, und Thränen vergießend, ſagte er: »Juan, du biſt ohne Schuld. Aus falſcher Schaam verſchwieg ich dir, was ich nie hätte verſchweigen ſollen. Ineſilla kann nicht die deinige werden, — weil ſie deine Schweſter iſt. Mehr kann ich dir in dieſem Augenblick nicht ſagen. Verlaß mich, und bitte Ineſilla's Mutter, zu mir zu kommen.«

Im Weggehen begegnete mir Ineſilla. Ich ſchlug die Blicke nieder. »Wie ſteht es, Juan?« fragte ſie voll Angſt. Ich war nicht im Stande zu antworten. »Iſt Alles verloren?« fragte ſie von neuem. Ich antwortete noch immer nicht. »Sage es; ich beſchwöre dich darum, lieber Juan; was du ertragen kannſt, wird für mich nicht unerträglich ſeyn.« Ja, Ineſilla, erwiederte ich endlich, ohne die Blicke aufzuſchlagen; ja unſere heißen Wünſche bleiben unerfüllt. »Und warum?« fragte ſie haſtig. Weil — Das Wort erſtarb mir auf den Lippen, und zitternd faßte ich ihre bebenden Hände. »Warum?« rief ſie mit Lebhaftigkeit; »ich will es wiſſen; ich will nicht länger gefoltert ſeyn.« Weil — du — meine Schweſter biſt.

Ineſilla's Augen erloſchen bei dieſem Wort. Sie wollte ſich von mir losreißen; aber ſie taumelte zu mir zurück. Ohnmächtig ſank ſie in meine Arme; und ich ſank mit ihr nieder. Mein Vater kam uns zu Hülfe. Wir wurden ins Leben zurückgerufen. Als Ineſilla nach mir die Augen öffnete, ſchaute ſie verſchämt um ſich her. Dann bat ſie, daß man ſie zu Bette bringen möchte. Ich war zuge-

gen, als dies geſchah, und bemerkte in ihrem Geſicht eine tödtliche Abſpannung, die mich mit ſchwarzen Ahnungen erfüllte.

Sobald Ineſilla wahrgenommen hatte, daß ich mich in ihrem Schlafzimmer befand, gab ſie durch Winke zu verſtehen, daß ich mich entfernen ſollte. Ich war im Begriff ihrem Befehl zu gehorchen, als ſie mich wieder zurückrief. So wie ich mich ihrem Bette näherte, ſtreckte ſie mir langſam die Rechte entgegen. Sie wollte ſprechen, aber es fehlte ihr dazu an Kraft. Endlich brachte ſie die Worte hervor: »Alſo mein Bruder!« Eine feine Röthe überzog ihr Geſicht, indem ſie dies ſagte. Sie blickte mich hierauf mit unverwandten Augen an; und als ich bald darauf abgerufen wurde, ſetzte ſie noch hinzu: »Juan, dies überlebe ich nicht.«

Dies waren die letzten Worte, die ich aus ihrem Munde vernahm. Gleich am folgenden Tage war es entſchieden, daß ein hitziges Fieber ihr Leben in Gefahr ſetzte. Die Kriſis dauerte drei Tage. Am vierten verſchied ſie. Wenige Augenblicke vor ihrem Tode wollte ſie mich noch einmal ſehen. Ich wurde gerufen, aber ich kam zu ſpät; denn

ſie war nicht mehr. Ich warf mich auf den entſeelten Körper mit aller der Bewußtloſigkeit, welche das Übermaaß der Empfindung giebt. Was, von dieſem Augenblick an, zwölf Tage hindurch mit mir vorging, davon weiß ich nichts. Genug, man ſchleppte mich auf mein Zimmer, und hier erwachte ich nach dem zwölften Tage zu einem neuen Bewußtſeyn in der vollkommenſten Kraftloſigkeit. Dieſe Zeit hindurch war auch mein Leben in Gefahr geweſen. Wie es auch gerettet ſeyn mochte, immer war meine Erhaltung ein Beweis, daß mich die Kataſtrophe, wodurch Ineſilla getödtet worden war, minder ergriffen hatte.

Eine beſtimmte Zurückerinnerung ſagte mir, daß Ineſilla nicht mehr ſey. Eben deswegen vermied ich, mich nach ihr zu erkundigen. Mein Vater und Catalina pflegten meiner mit der äußerſten Sorgfalt; aber da Ineſilla das Band geweſen war, das mich an beide gefeſſelt hatte, ſo konnten alle ihre Bemühungen um meine Wiederherſtellung kein Gefühl der Liebe in mir aufregen. Nie iſt eine Dumpfheit vollendeter geweſen, als die meinige war. Selbſt als ich Kräfte genug ge-

wonnen hatte, das Zimmer zu verlaſſen, war der erſte Anblick, den mir Ineſilla's Grab gewährte, nicht im Stande, mein Inneres aufzuregen; mehrere Wochen verſtrichen, ehe ich eine Thräne aufbringen konnte, dies Grab zu befeuchten. Was mich, in meiner damaligen Unſchuld, am häufigſten beſchäftigte, war die Frage: Wo denn dieſe Ineſilla geblieben ſey? Ich mochte mich anſtrengen, wie ich wollte, um eine Vernichtung möglich zu finden, der Gedanke an dieſelbe wollte mir nicht ein. Von der andern Seite war ich weit entfernt, die Nothwendigkeit der Fortdauer ſo zu begreifen, wie ich ſie jetzt begreife. Es war alſo wohl ſehr natürlich, daß ich das Problem, welches mich jetzt einzig beſchäftigte, auf dem Wege des Glaubens zu löſen ſuchte. Süße Zurückerinnerungen an gewiſſe Augenblicke, die ich an Ineſilla's Seite verlebt hatte, erleichterten mir dies Geſchäft. Keiner von allen ſprang glänzender hervor, als der, wo ſie Luis de Leon's Ode auf die Unſterblichkeit der Seele ſang. Ich wiederholte mir unabläſſig dieſe Ode, und obgleich der Himmel, zu welchem ich aufzufliegen wünſchte, ſeinen ganzen Werth nur unter der Voraus-

ſetzung hatte, daß Ineſilla in ihm wiederzufinden wäre, ſo bildete ich mir doch treuherzig genug ein, daß ich ihn um ſein ſelbſt willen liebte. Ob ich ſeiner würdig ſey, war kaum eine Frage, die beantwortet zu werden verdiente. Hatte mich Ineſilla nicht geliebt? Und konnte dieſe Ineſilla irgendwo anders ſeyn, als im Himmel?

Ich hing durch Ineſillen nicht blos mit meinem Vater und Catalinen, ſondern auch mit der ganzen übrigen Welt zuſammen. Es war alſo kein Wunder, wenn mich ihr Tod auf das allervollkommenſte iſolirte. Je mehr man aber dahin gebracht wird, ſein ganzes Verdienſt im ſtillen Dulden zu finden, deſto gleichgültiger wird man gegen die wahre Tugend, welche mit dem Dulden nichts zu ſchaffen haben will, weil ſie nur in einer freien Thätigkeit gedeihen kann. Wie ſchal und abgeſchmackt ſchien mir das Thun und Treiben aller Sterblichen! Mit welchem Stolz ſah ich auf jedes Leben hin, das nicht ausſchließend der Contemplation geheiligt war! Ich ſprach nicht darüber, weil ich vorherſah, daß alle meine Äußerungen den Widerſpruch herbeiführen mußten; aber wozu auch darüber ſpre-

chen, dachte ich bei mir ſelbſt, da du im Lichte ſelber wandelſt? Die Täuſchung, worin ich lebte, war um ſo größer, je unendlicher die Region war, worin ich mich bewegte, und je mehr ich mich durch eine ganz neue Art von Lectüre in meinen Grundſätzen beſtärkte.

Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß die Werke der Griechen und Römer durch die religiöſe Stimmung, worin ich mich befand, ihren Werth vollens für mich verloren; wie hätte ich in ihnen das Mindeſte antreffen können, meinen inneren Zuſtand, ich will nicht ſagen, zu begreifen — denn daran lag mir nichts, weil ich mich in ihm ſo wohl befand — ſondern zu unterhalten, zu ſtützen? Indem ich nun gleichwohl Lectüre ſuchte, ſtieß ich auf die Blumen der Heiligen. Die Wirkung, welche dies Buch in mir hervorbrachte, war eben die, welche Ignaz Loyola davon erfuhr, als er, nach der Eroberung von Pamplona durch die Franzoſen, an ſeinen Wunden krank danieder lag. In der That lag der Unterſchied zwiſchen ihm und mir nur darin, daß er durch körperliche Leiden zur Frömmigkeit geleitet wurde; während ich durch den unerſetzlichen Verluſt Ineſilla's zu

einer Ergebung geführt wurde, die, weil sie das unmittelbare Werk des Schicksals war, mich nicht minder peinigte. Die Nothwendigkeit zu besiegen, in welcher Gestalt sie auch erscheinen möge, ist die Bestimmung des Menschen, weil er zur Freiheit berufen ist. Je schwieriger aber diese Aufgabe ist, desto mehr sucht er sich der Lösung zu entziehen, und nichts ist ihm willkommner, als ein Ausweg, der ihn einmal für allemal in die Region der Freiheit führt. Dies ist die allgemeinste Erklärung der Entstehung der Frömmigkeit, welche nie etwas anderes ist, als die Trägheit selbst, verbunden mit einem Wohlgefallen an einem schmerzlich-süßen Zustand, welcher durch physische oder moralische Leiden herbeigeführt ist. Nie würde Loyola ein Heiliger geworden seyn, hätte ihm das Schicksal erlaubt, ein tapferer Ritter zu bleiben. Das neue Ideal, das sich in seiner Seele erzeugte, war durch das Gefühl eines körperlichen Gebrechens gehalten, wodurch er verhindert wurde, die alte Laufbahn fortzusetzen; und daß er gerade diesen und keinen anderen Ausweg nahm, war in der individuellen Beschaffenheit seines von keiner Wissenschaft oder Kunst gebildeten Ge-

müths gegründet, welches, seinerseits, seine Nothwendigkeit in dem Geist des Zeitalters fand, worin er lebte. Und dasselbe begegnete mir, wenn gleich unter anderen Modifikationen. Hätte Inesilla die meinige werden können, so würde sie schwerlich gestorben seyn, und mit ihrem Hintritt waren alle die Folgen herbeigeführt, welche ihr Tod nach sich zog.

Was mich bei der Lectüre der Blumen der Heiligen am meisten entzückte, war der Anblick der Ergebung, die das Fundament ihres Charakters ausmachte. In der That, es liegt etwas Gebietendes in dem Bilde eines Menschen, der jedem Schicksal kühn entgegenschreitet, weil er sich selbst sagt, daß es ihn zermalmen, aber nicht besiegen könne. Eigentlich hat es damit folgende Bewandniß: Die Regel, die er in sich trägt, ist eine falsche Abstraktion; aber diese falsche Abstraktion bringt die Rückwirkung hervor, daß er das, was Anderen das Höchste ist, geradezu als etwas Geringfügiges verachtet. Im Grunde soll jede Regel um des Lebens willen vorhanden seyn. Doch bei ihm ist das Leben selbst in der Regel begriffen, weil er es nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zum Zweck be-

betrachtet. Dabei giebt es für ihn keine Klugheit. Auch über dieſe hat die Regel ſo tyranniſch entſchieden, daß ſie vernichtet iſt. Die Liebe zum Leben, und mit ihr die Klugheit, wirken in dem Heiligen nur ganz leiſe, in ſofern ſie ihm zuflüſtern, daß ſeine Regel nie die Regel Aller werden könne, und daß er folglich, um dem endloſen Kampfe mit ſeinen Nebenmenſchen zu entkommen, die Geſellſchaft als etwas in ſich ſelbſt Unheiliges fliehen und ſich in die Einſamkeit zurückziehen müſſe. Er folgt dieſer Stimme. Die Abgeſchiedenheit giebt ihm die Tugend wenigſtens in ſofern zurück, als er mit Bewußtſeyn tauſend Bequemlichkeiten entbehrt, welche die Geſellſchaft reicht. Sein Stolz erwacht in eben dem Maaße, in welchem er in der Fertigkeit zu entbehren Fortſchritte macht; aber er will die Demuth feſthalten, weil er fühlt, daß er ohne ſie in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geräth. So entſteht in ihm ein innerer Kampf, der, wenn der Heilige ſich ſelbſt getreu bleibt, nur durch eine gänzliche Abſtumpfung oder durch den Tod geendigt werden kann. Dies iſt die geheime Geſchichte aller Heiligen.

Doch so lernte ich sie nicht aus den Blumen der Heiligen kennen. Diese hielten mir blos die Ergebung und das Verdienstliche des Festhaltens der einmal angenommenen Regel vor; und da ich in meiner Entwickelung noch allzu weit zurück war, um die Immoralität der Heiligkeit zu begreifen, so war ich nur allzu geneigt, mich von dem Nimbus blenden zu lassen, in welchem mir diese Klasse von Helden dargestellt wurde. Vermöge meiner ganzen Stimmung empfand ich bald den allerbestimmtesten Beruf, mich an sie anzuschließen. Die Zurückerinnerung an meinen Aufenthalt im Jesuiten-Collegium trug nicht wenig zur Verstärkung dieses Berufes bei. Hier hatte ich, geschieden von der Welt, einer Regel gelebt, die mir nie beschwerlich geworden war. Hier war ich, mitten unter Menschen, so abgesondert gewesen, daß mich weder Haß noch Liebe berührt hatte. Hier hatte mein Geist den ersten Aufflug in jene Regionen genommen, nach welchen ich mich so heftig sehnte, daß ich nicht früh genug daselbst anlangen konnte. Es war also wohl kein Wunder, wenn ich keinen anderen Ehrgeiz

fühlte, als den, ein Mitglied des Jesuiten-Ordens zu werden.

Den Widerspruch meines Vaters befürchtend, trug ich Bedenken, ihm meinen geheimen Entschluß zu offenbaren. Ich trat nicht eher damit hervor, als bis meine ehemalige Bestimmung wieder zur Sprache gebracht wurde. Jetzt sagte ich unumwunden, daß ich, allen meinen Neigungen zufolge, nur das Mitglied eines geistlichen Ordens werden könnte, und daß ich vorzugsweise in den Jesuiten-Orden aufgenommen zu werden wünschte: Mein Vater sah mich mit Verwunderung an; aber diese Verwunderung verlor sich, sobald ich hinzugefügt hatte, daß ich es reizend fände, da anzufangen, wo der Herzog von Gandia geendigt hätte. Autoritäten entscheiden das meiste im Leben, und die von mir angeführte war um so kräftiger, weil ganz Spanien, seit dem Übertritt des Herzogs von Gandia, mit Achtung auf den Jesuiten-Orden hinblickte. Kaum hatte also mein Vater über meinen Vorschlag einige Minuten nachgedacht, als er ihn annehmlich fand, und mir das Versprechen gab, daß er mit mir nach

Alcala de Henarez reiſen wollte, um das Nöthige mit Villeneuve zu verabreden.

Da ich jetzt im Begriff bin, das väterliche Haus für immer zu verlaſſen, ſo muß ich noch genauer angeben, was mich aus demſelben vertrieb. Ich habe bisher nur geſagt, daß Ineſilla meine Schweſter war; aber ich habe noch nicht geſagt, in wiefern ſie es war.

Catalinens kräftige Natur hatte meinem Vater allzu ſehr geboten, als daß es in ſeinem guten Willen geſtanden hätte, ſie zu vergeſſen. Seine Verbindung mit meiner Mutter mochte nun ein ehrlicher Verſuch zu dieſem Endzweck ſeyn, oder er mochte dabei nichts weiter beabſichtigen, als das Mittel, ſich Catalinen ohne Verdacht zu nähern; immer behielt Catalina in ſeinem Gemüth die Oberhand, und meine Mutter — ſie mochte nun eine Ahnung davon haben, oder nicht — war nie etwas mehr, als das Band zweier Liebenden, welche zwar auf gegenſeitigen Beſitz Verzicht leiſten, aber einander nicht entbehren konnten. Was meinen Vater ſo ſtark nach Catalinen zog, war die Fülle ihres Geiſtes und die damit in Verbindung ſtehende

Festigkeit ihres Charakters; was Catalinen an meinen Vater fesselte, war die Huldigung, die er ihr darbrachte, eine Huldigung, in welcher seine ganze Persönlichkeit so sehr unterging, daß sie in ihm nur ihr Geschöpf erblikken konnte. So lange meine Mutter lebte, blieb dies Verhältniß schuldlos; aber nach ihrem Tode veränderte es seine Gestalt zum Nachtheil der Tugend. Die Wege waren gebahnt. Aus dem freieren Umgang wurde sehr bald Vertraulichkeit. Catalina hatte ihre Kinderlosigkeit nie verschmerzen können; dies führte sie in die Arme meines Vaters. Sie wurde schwanger, und Inesilla war die Frucht der verstohlnen Liebe. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß Inesilla für die Tochter Figueroa's ausgegeben wurde; aber die beiden Liebenden selbst waren über jede Täuschung durch den Glauben hinaus, den sie an einander hatten. So lange Catalinens Gatte lebte, trat ihm mein Vater, aus Achtung gegen das Urtheil der Welt, seine Vater-Rechte ab; doch sobald Figueroa gestorben war, eilte er, sich der Mutter und Tochter zu bemächtigen. Zur Vermeidung des Scandals gingen sie von

Alcala de Henarez nach Talavera, und von da in die Gegend von Abula. Ineſilla war der Liebling meines Vaters; aber ſeine Verſchämtheit erlaubte ihm nie, ſie öffentlich für ſeine Tochter auszugeben. Aus demſelben Grunde machte er auch mir ein Geheimniß aus ſeiner Vaterſchaft; außer etwa in ſofern er es mir überließ, dieſe aus ſeinem zärtlichen Betragen gegen Ineſilla'n zu abſtrahiren. Doch was mich auf den rechten Weg führen konnte, leitete mich, durch Ineſilla's Schönheit und Talente, auf den Irrweg. Mein Vater glaubte unſtreitig, die Kataſtrophe in Händen zu haben. Seinem Plane nach ſollte ich Ineſilla'n liebgewinnen; aber ſobald ich über eine gewiſſe Gränze hinausginge, wollte er mit einer Erklärung dazwiſchen treten, welche eine ewige Scheidewand errichtete. Der Calcul war richtig; nur hatte mein Vater die Wirkung überſehen, welche die Aufdeckung des Geheimniſſes auf Ineſilla's zartes Gemüth hervorbringen konnte. Ineſilla's Tod machte alles Übrige; und wenn mein Vater meinen Wunſch in den Jeſuiten-Orden zu treten, ſo bereitwillig erfüllte, ſo

hatte der Trübsinn, welcher ihn seit dem Hintritt seines Lieblings beherrschte, gewiß keinen geringen Antheil an dieser Bereitwilligkeit.

Drittes Buch.

Mein Beruf, in den Jeſuiten-Orden zu treten, war wohl ſehr natürlich, und, wenn man in Betrachtung zieht, daß ich bisher von den Verhältniſſen des Lebens nichts weiter kennen gelernt hatte, als was davon in dem Hauſe meines Vaters und in dem Collegium vorhanden war, ſogar nothwendig. Doch von dieſer Nothwendigkeit hatte ich damals keinen Begriff; man glaubt nicht eher an eigene Beſchränktheit, als bis ſie aufgehört hat.

Villeneuve ſtellte mir, ſobald ich vor ihm erſcheinen konnte, die Sache in einem anderen Lichte dar. Er empfing mich mit aller der Leutſeligkeit, welche den Jeſuiten eigen iſt, und, nachdem er mir die eine und die andere Frage vorgelegt hatte, richtete er ſeine Blicke gen Himmel, um der Gottheit für die wunderbare Schickung zu danken, durch welche ſie mich den Strudeln der Welt entriſſen und zu ihrem Werkzeug geeignet hätte. Hierauf redete er mich folgendermaßen an:

»Du haſt Erfahrungen gemacht, welche dir für dein ganzes Leben zu Statten kom-

men werden. Jetzt kennst du die bitteren Früchte des Umgangs mit der Welt. Du wolltest das Leben gewinnen, aber du hast es verloren. Nur in der Abgeschiedenheit und Absonderung läßt sich ein Gleichgewicht erwerben, das für die ganze Lebensdauer vorhält. Wer sich den Wellen des Oceans ohne Kompaß anvertraut, geht in ihnen unter; eben so, wer sich in die verworrenen Verhältnisse des Lebens stürzt, ohne eine Regel in sich zu tragen, wodurch er diese Verhältnisse beherrscht. Ein mächtiger Arm hat dich ergriffen und dem Orden zugeführt. Erkenne es mit Demuth, und strebe von jetzt an nach einer Größe, die über jede weltliche erhaben ist.«

»Mein geheimer Wunsch,« fuhr Villeneuve nach einer Pause fort, »ist in Beziehung auf dich nie ein anderer gewesen, als daß du unserer Gesellschaft beitreten möchtest, und ich will dich jetzt mit den Gründen bekannt machen, aus welchen dieser Wunsch hervorging.

»Unser Institut hat, Dank sey es der Großmuth erleuchteter Wohlthäter, genug, um zu bestehen. Der Reichthum deines Vaters konnte

alſo bei mir in keine Betrachtung kommen. Wünſchte ich deinen Beitritt, ſo geſchah es nicht um der weltlichen Vortheile willen, die, in Verlauf der Zeit, durch denſelben auf das Inſtitut zurückfallen müſſen, ſondern des geiſtlichen Nutzens wegen, den das Inſtitut durch dich und du durch das Inſtitut haben wirſt. Wiſſenſchaftliche Köpfe, wie der deinige, bedürfen der Unterſtützung eben ſo ſehr, als ſie ſelbſt Unterſtützung geben. Mit der beſſeren Einſicht iſt man in der Welt nur dann an ſeinem Ort, wenn ſie durch eine große Geſellſchaft gehalten wird. So oft dies nicht der Fall iſt, ſtößt man allenthalben an, und eine gegenſeitige Erbitterung iſt zuletzt die einzige Frucht großer Anſtrengungen zum Beſten der Welt. Du, mit allen deinen Anlagen, konnteſt der Menſchenfeindlichkeit nur dadurch entrinnen, daß du deine Gaben einem Orden widmeteſt, der, indem er darüber mit Willkür ſchaltet, nie undankbar iſt; für ihn handelſt du, und alle deine Handlungen bezwecken das Wohl der Welt; ſie mögen nun anerkannt werden, oder nicht, ſo berührt dich die Dankbarkeit oder Undankbarkeit der Welt nicht weiter, weil du nur dem Orden

lebst, und in ihn zurücktrittst, sobald die Verfolgung ihr Haupt gegen dich erhebt. Noch mehr: Du wirst als Mitglied unserer Gesellschaft bald einsehen, daß für dich kein Widerspruch mehr möglich ist. Das Leben außer dem Orden ist nichts, als ein ewiger Kampf der Interessen; ein Kampf, in welchem alle Leidenschaften aufgeregt werden, ohne daß man jemals zur Ruhe gelangt. Im Orden, besonders aber in unserer Gesellschaft, giebt es, wie du bald einsehen wirst, nur Ein Interesse, und dieses einzige Interesse ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es alle gemeinen Leidenschaften durch sich selbst tödtet. Die Welt konnte dich nur klein machen, und selbst der Ruhm, der sich in dem Gewirre der Verhältnisse erwerben läßt, konnte doch nie zu irgend einem Selbstgefühl führen, worin du wahre Entschädigung für tausend unausweichliche Kränkungen fandest. Als Mitglied unserer Gesellschaft hast du freilich keinen Ruhm einzuerndten; allein dafür bist du auch über jede Kränkung erhaben, und indem die Kraft der ganzen Gesellschaft die deinige ist, lebst du in einem beneidenswerthen Selbstgefühl, das sich, wie du in der Folge erfahren

wirſt, in lauter Liebe ausſpricht. Welche Selbſtverleugnungen auch mit dem Noviziat verbunden ſeyn mögen, ſo wirſt du dich doch bald überzeugen, daß es außer dem Orden keine Freiheit giebt, und daß das Noviziat nichts anders iſt, als das Mittel, dieſer Freiheit theilhaftig zu werden. Du kannſt in der Folge wählen, welches Geſchäft du willſt, kannſt dies Geſchäft verfolgen, ſo viel deine Neigungen es heiſchen, kannſt zu einem anderen übergehen, ſobald du es für gut findeſt. Uber unſere Beſtimmung ſag' ich dir vorläufig nur Folgendes: Wir ſollen zuſammenhalten was ohne uns durchaus zerfallen müßte. Staat und Kirche ſind die Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit, unſerer Liebe. Dabei ſetzen wir voraus, daß der erſtere um der letzteren willen vorhanden ſey, und ohne ſie nicht beſtehen könne. In der gegenwärtigen Criſis, wo ſich alle Bande der Geſellſchaft aufzulöſen ſcheinen, indem die höchſte geſetzgebende Macht in Gefahr iſt, von der vollziehenden verſchlungen zu werden, wollen wir die ewige Trennung beider bewirken. Ich ſage dir dies, damit du in deiner Beſtimmung nichts Alltägliches oder Gemeines findeſt. Braucht

gleich der Orden Köpfe aller Art, ſo werden ihm doch vor allen immer diejenigen gelten, welche mit Erfolg an dieſem großen Werke arbeiten können; und zu ihnen zu gehören, muß das Ziel aller deiner Beſtrebungen ſeyn. Du biſt im Irthum, wenn du bei uns bloßen Genuß ſucheſt. Wir würden die Verfolgungen, denen wir ausgeſetzt ſind, verdienen, wenn wir, wie die übrigen Orden, in einer müßiggängeriſchen Geſchäftigkeit unſer Leben vertrödelten. Für uns iſt keine Erſchlaffung möglich; wir haben unſer Ende von dem Augenblick an gefunden, wo uns die Energie verläßt.«

Villeneuve ſo reden zu hören und von einem Erſtaunen in das andere zu gerathen, war für mich eins. So hatte ich mir den Jeſuiten-Orden nie gedacht. Wenn ich ihm beizutreten wünſchte, ſo war es wahrlich nicht das Streben nach Thätigkeit, was dieſen Wunſch diktirte. Indeſſen ſchreckte mich Villeneuve's Rede von meinem Vorhaben nicht ab. Je myſteriöſer meine Beſtimmung war, deſto bereitwilliger ließ ich mir alles dasjenige gefallen, was ich mir für's erſte nur als Unterbrechung der Contemplation dachte. Was

er mir von einer ewigen Trennung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht sagte, davon begriff ich freilich für den Augenblick nichts, weil dies Ausdrücke waren, die ich nie vernommen hatte; allein wie leicht versöhnt man sich selbst mit Unsinn, wenn man überhaupt nur eine große Bestimmung ahnet!

Es war im September des Jahres 1554. als ich mich in die Gesellschaft aufnehmen ließ. Schule, Noviziat- und Profeß-Haus waren damals noch in einem Gebäude vereinigt. Ehe ich den Novizen einverleibt wurde, mußte ich mich einer Unterredung mit dem Examinator unterwerfen. Ihr Gegenstand war meine Abkunft, mein bisheriges Leben, mein physischer und moralischer Zustand, und was sonst noch konstitutionsmäßig in Betrachtung gezogen werden muß, ehe eine Aufnahme erfolgen kann. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß in Beziehung auf mich nichts vorhanden war, was eine Verstoßung nöthig gemacht hätte. Der Examinator berichtete an den Präpositus. Dieser gestattete eine vorläufige Annahme, und berichtete, seiner Pflicht gemäß, an den Provinzial. Die

Bestätigung erfolgte ohne Zeitverlust; mein wirkliches Noviziat nahm sogleich seinen Anfang.

Doch ehe ich von diesem Noviziat rede, muß ich noch einige Augenblicke bei mir selbst verweilen. Ich hatte ein Alter von siebzehn Jahren erreicht. Mein Körperwuchs war vollendet. In meiner Gesichtsbildung lag alles das Anziehende, was nur die Erziehung in in einem Jesuiten-Collegium geben kann; ich meine den Ausdruck einer Kraft, welche mehr nach innen, als nach außen wirket, und die Richtung, die sie nehmen soll, immer von Anderen erwartet. Der Aufenthalt auf der Villa meines Vaters war von allzu kurzer Dauer gewesen, um die Falten, welche ich bereits geschlagen hatte, auszuglätten; und die Erwartungen, womit ich nach Alkala de Henarez zurückgegangen war, hatten meinem ganzen Wesen den Charakter der Passivität noch weit vollkommner gegeben, als er vor diesem Zeitpunkt vorhanden seyn mochte. Um ein bestimmtes Bild von mir zu bekommen, denke man sich mich von mehr als mittler Größe, brünet, blaß, mit einem Blick, welcher keine Leidenschaft, aber desto mehr Empfindsamkeit

ankündigt, und mit einem Gang, der mehr ſchleift, als tritt. Ich war das eigentliche Symbol der Demuth, ohne das Weſen derſelben begriffen zu haben.

Was Villeneuve mir über meine Beſtimmung geſagt hatte, ſchwebte mir unaufhörlich vor. Zwar ſah ich nicht ein, wie ich jemals dazu gelangen könnte, in dem Weinberg des Herrn mit Erfolg angeſtellt zu werden; allein der bloße Gedanke einer ſolchen Anſtellung vermehrte, von der einen Seite, meine Ergebung in Hinſicht aller der Experimente, die man mit mir anzuſtellen für gut befinden würde, und verwandelte, von der andern, meine Demuth in Stolz. Ich war kaum einen Monat Novize geweſen, als jene frühere Demuth, welche ich mitgebracht hatte, verſchwunden war; denn ich konnte nicht umhin, den Proben, auf welche man mich brachte, einen Zweck zu geben, und ob ich gleich dieſen Zweck nicht begriff, ſo fing ich doch an, mich als Mitglied einer Geſellſchaft zu denken, die ſich zu etwas Großem berufen fühlt. Die Wahrheit zu geſtehen, die geiſtlichen Übungen, welche ich den erſten Monat hindurch anſtellen mußte, machten mir ein wenig Lan-

ge-

geweile; und dies war sehr natürlich, weil in mir nichts vorhanden war, was ich hätte zum Gegenstand der Reue erheben können, und weil die Ordensregel es mit sich bringt, während dieser Zeit in der allervollkommensten Abgeschiedenheit zu leben. Der Präpositus hatte Einsicht genug, um dieses zu durchschauen; aber, ohne Erbarmen mit meinem Zustande zu haben, überließ er mich mir selbst, bis der Monat verflossen war, an dessen Schluß ich zu einer allgemeinen Beichte gelassen werden konnte. Ich erhielt das Ordenskleid.

Was mir von diesem Augenblick an auch aufgetragen werden mochte, ich unterzog mich jedem Geschäft mit einer solchen Freudigkeit des Gemüths, daß ich den Beifall meiner Vorgesetzten im höchsten Maaße erringen mußte. Es kostete mich nichts, von Haus zu Haus zu gehen, um Almosen zu sammeln; denn ich that es nicht für mich, sondern für den Orden. Wurde ich in die Hospitäler gesandt, um Kranken und Sterbenden Trost einzusprechen, so that ich es ohne Furcht oder Ekel. Wie niedrig auch das Geschäft seyn mochte, wodurch man mich zur Verleugnung meiner

ſelbſt und zur Unterwürfigkeit zu gewöhnen bemüht war; die Selbſtverleugnung und Unterwerfung unter den Willen meiner Vorgeſetzten waren mir aus einem doppelten Grunde natürlich; einmal, weil ich nie meiner eigenen Einſicht gefolgt war, und folglich keinen anderen Willen hatte, als den man mir in jedem Augenblick gab; zweitens, weil ich mir von dem pünktlichſten Gehorſam die ausgezeichnetſten Belohnungen verſprach. Die Biegſamkeit meines Geiſtes war ſo groß, daß ſelbſt die vom Geſetze vorgeſchriebenen (ſtillen oder lauten) Gebete, Meditazionen und Roſenkränze mir nie zur ungelegenen Zeit kamen, und daß ich die Schriften, auf welche die Novizen eingeſchränkt ſind, mit Vergnügen las. Ich erinnere mich, daß ich in dieſer Periode nach alphabetiſcher Ordnung die Werke eines Baſilius, Gregorius, Hugo von St. Victor, Innocentius, Thomas de Kempis und Landulphus u. ſ. w. geleſen habe, und daß es mir einen beſondern Genuß gewährte, die Kirchengeſchichte des Euſebius, das Leben des heiligen Martinus von Severus Sulpitius, die Lebensgeſchichte der beiden Heiligen Lipomanus und Surius, die Wunder von Petrus

Cluniacenſis und die Indiſchen Briefe zu leſen. Mit Mühe trennte ich mich von den letzten, als ich den Auftrag erhielt, jene Wanderung anzutreten, welche jeder Novize ohne Geld und andere Unterſtützung, als welche er durch Betteln findet, einen Monat hindurch machen muß. Aus Schonung für meine Geſundheit hatten meine Vorgeſetzten dazu denjenigen Monat gewählt, wo die Hitze etwas nachläßt. Ich kann wohl ſagen, daß, nachdem ich einmal in Gang gekommen war, mir wiederum eben ſo zu Muthe wurde, als bei meiner erſten Rückkehr aus dem Jeſuiten-Collegium in die Wohnung meines Vaters; nur mit dem Unterſchied, daß ich jetzt einen bedeutenden Stoff zur Unterhaltung in mir trug, den ich in jener früheren Periode nicht hatte.

Bei meiner Aufnahme unter die Novizen war mir geſagt worden, daß ich Vater und Mutter und meine eigne Seele verleugnen lernen müßte, um dem Orden anzuhängen. Ich hatte es ohne alle Anſtrengung gelernt. Meine ganze Perſönlichkeit war in dem Orden untergegangen. Ich lebte und webte nur in ihm, und erwartete mit Ungeduld den

Augenblick, wo er mich würdig finden würde, für ihn zu handeln und zu leiden.

Dieſer Zeitpunkt war jetzt gekommen; denn verfloſſen war die Zeit des erſten Noviziats. Ich hatte während deſſelben allzu auffallende Beweiſe von meinem Eifer für die gute Sache des Ordens abgelegt, als daß ich von Seiten meiner Oberen nicht ſehr bereitwillig zur Ablegung jener drei Gelübde hätte gelaſſen werden ſollen, welche das erſte Noviziat beſchlieſſen; ich meine die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams. Ich ſelbſt fühlte mich von dieſem Augenblick an veredelt.

Die neue Laufbahn, welche ſich mir eröffnete, betrat ich mit dem vollen Enthuſiasmus eines jungen Menſchen, der ſich auszuzeichnen wünſcht. Der Provinzial hatte entſchieden, daß ich unter diejenigen aufgenommen werden ſollte, welche der Orden als Intelligenzen verbraucht. Die Behandlung, die mir von nun an zu Theil wurde, unterſchied ſich auf das weſentlichſte von der vorhergegangenen, indem es darauf ankam, mir neue Tugenden einzuimpfen. Die Mortifikationen, Andachtsübungen und Geſchäfte außer den

Mauern des Collegiums hatten ihren Werth verloren und mußten durch einen eisernen Fleiß in allen denjenigen Studien ersetzt werden, welche das Fundament des theoretischen Jesuiten ausmachen. Ich folgte der neuen Richtung, die man mir gab, mit jener willenlosen Kraft, die sich seit dem ersten Augenblick meiner Existenz in mir entwickelt hatte, und die Fortschritte, welche ich in den Studien machte, setzten meine Oberen so sehr in Erstaunen, daß sie sich ohne Mühe dahin vereinigten: ich besitze eine allgemeinere Fähigkeit, deren Entwickelung man keine allzu enge Schranken setzen müsse.

Es giebt unstreitig nur Eine Wissenschaft; aber diese Eine Wissenschaft ist noch nicht vorhanden, und es werden vielleicht noch Millionen von Jahren erforderlich seyn, um sie auszubilden. Gegenwärtig zerfällt das Gebiet des menschlichen Wissens in wer weiß wie viele Abtheilungen, und die menschliche Begränzung besteht recht eigentlich darin, daß man eine von diesen Abtheilungen vorzugsweise anbauet. Bei dem Anbau selbst entscheidet der Standort, den man in der Gesellschaft gewonnen hat. Je höher derselbe ist

und je mehr sich folglich von ihm aus übersehen läßt, desto weniger ist man der Gefahr ausgesetzt, einseitig und beschränkt zu werden. Doch wie hoch auch dieser Standort immer seyn mag, so giebt er noch keinen Mittelpunkt, worin es möglich wäre, die Wissenschaft der Wissenschaften in sich aufzunehmen. Zwar will man, daß diese Wissenschaft der Wissenschaften die Theologie sey; allein wie viel fehlt daran, daß sie es wirklich wäre! Was wir so nennen, löset sich in tausend Trümmer auf, sobald wir in die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte dieser Wissenschaft zurückgehen; wir sehen nämlich alsdann aufs deutlichste ein, daß die jedesmalige Beschaffenheit des gesellschaftlichen Zustandes auf einem gegebenen Erdfleck am meisten über das System entschieden hat, und daß das Ganze zwar zum Glauben, aber nie zum Wissen führen kann, daß also die Theologie als Wissenschaft der Wissenschaften in ihrer gegenwärtigen Form gar keinen Werth hat, und nur zur Grundlage des Cultus, d. h. zu polizeilichen Zwecken dienen kann.

Ideen dieser Art hat man indessen nicht, so lange man das Wesen der Wissenschaften

noch nicht erforscht hat, und sie als etwas Absolutes nimmt, welches für alle Zeiten vollendet ist. Es war daher ganz natürlich, daß ich in der neuen Laufbahn, welche mir nach dem ersten Noviziat geöffnet worden war, mich der Wahrheit mit jedem Schritte mehr zu nähern glaubte. Die Vorbereitung, die ich in einer früheren Periode erhalten hatte, trug nicht wenig dazu bei, daß ich mich schneller bewegte, als so viele andere von meinen Commilitonen.

Die Übungen in der Poesie und Beredsamkeit, mit welchen der Anfang gemacht wurde, konnten nicht anders als lahm seyn, weil, wenn dabei noch etwas mehr beabsichtiget wird, als Fertigkeit in dem Mechanischen, man eben so wohl daran thut, den Blinden sehen zu lehren, als jemand in der Poesie und Beredsamkeit zu unterrichten. In der That, da wo das Gemüth des Individuums alles machen muß, da kann der Unterricht nur durch die Formen nützlich werden, welche er darreicht; und selbst diese Formen sind bei weitem nicht so nothwendig, als man gemeinhin annimmt, weil alle Materie sich von selbst formt, sobald sie in Bewegung geräth. Wie

elend indeſſen auch die Verſuche ſeyn mochten, welche ich unter der Aufſicht meiner Lehrer in der Poeſie und Beredſamkeit machte, ſo erhielten ſie doch ihren lauten Beifall um ſo mehr, weil keiner von ihnen Meiſter in dieſen Künſten war; das größte Verdienſt des Schülers beſteht immer in der Hingebung, womit er den von ſeinen Lehrern gegebenen Antrieb empfängt, und die Eitelkeit der letzteren iſt in den meiſten Fällen die Urſache der großen Erwartungen, welche der erſtere giebt. Nie hat bis jetzt der Jeſuiten-Orden einen Dichter hervorgebracht, welcher der Rede werth geweſen wäre, und nie wird dies der Fall ſeyn, weil der Orden durch die Beſtimmung, die er ſich ſelbſt gegeben hat, das Band zerreißt, wodurch die Religion an die Poeſie geknüpft iſt, oder mit anderen Worten, weil er, weltliche Zwecke verfolgend, die Frömmigkeit in Klugheit verwandelt, und dadurch der Zerſtörer des letzten Keimes aller Poeſie, im engeren Sinne des Wortes, wird. Mehr iſt die Beredſamkeit für den Jeſuiten vorhanden; aber dieſe ſtellt ſich von ſelbſt ein, ſobald ſein Leben ein öffentliches wird, und er den Geiſtern die von ſeinen Oberen

vorgeſchriebenen Richtungen geben muß; denn von dieſem Augenblick an entſteht ein Kampf der Kräfte, der jede Leidenſchaft aufregt und in Freiheit ſetzt, während der Dichter ruhig fortwirkt und ſeinem Ziele ebenmäßig zutreibt. Dies habe ich auf das allerbeſtimmteſte an mir ſelbſt erfahren. Die Poeſie iſt in mir untergegangen; die Beredſamkeit hingegen hat ſich bei mir immer eingefunden, ſo oft ich ihrer bedurfte. Von Hauſe aus hatte ich zu beiden gewiß gleich viel Anlage, und wenn ich nie ein Dichter geworden bin, ſo kann der Grund davon nur in den Richtungen liegen, welche mir das Schickſal durch die Erziehung gegeben hat, die mir im Collegio zu Theil wurde. So lange indeß die poetiſchen und rhetoriſchen Übungen dauerten, war von dem, was ich in der Folge geleiſtet habe, ſehr wenig ſichtbar. Hatten dieſe Übungen überall einen Nutzen, ſo beſtand er darin, daß durch die fleißige Lectüre der Alten in mich ſo Manches niedergelegt wurde, was ich in der Folge als Material benutzen konnte. Dies war aber ein nicht beabſichtigtes Reſultat. Der allgemeinſte Fehler aller modernen Bildungsanſtalten iſt überhaupt kein anderer,

als der, daß man damit anfängt, womit man aufhören ſollte, d. h. daß man einem Geiſt, der gar noch nicht vorhanden iſt, eine Form zu geben ſucht, und aus der Theorie, durch den ſeltſamſten Misgriff von der Welt, eine Praxis macht. Doch, es werden noch mehrere Jahrhunderte verſtreichen müſſen, ehe man das Fehlerhafte dieſer Methode einſieht, und jetzt ſchon davon mit Ausführlichkeit ſprechen, würde eben ſo überflüſſig ſeyn, als das bekannte Mohrenwaſchen.

Auf den Curſus in den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften folgte das Studium der Philoſophie, als nähere Vorbereitung zur ſcholaſtiſchen Theologie.

Auch mit dieſem Studium ging es mir, wie mit dem vorhergehenden; ich nahm den Vortrag meiner Lehrer auf Treu und Glauben in mich auf, und machte dadurch etwas zur Sache des Gedächtniſſes, was gar keinen Werth hat, wenn es nicht die Sache des Verſtandes iſt. Seltſamer Gebrauch, den man von der Logik und Metaphyſik auf Schulen macht! Geſetzt auch, Ariſtoteles hätte das allgemeinſte Geſetz des Denkens aufgefunden, was nützt mir die Kenntniß dieſes Geſetzes,

ſo lange ich ſelbſt nicht im Stande bin zu denken, d. h. Ideen zu verbinden? Ich könnte ſogar fragen: Was nützt es mir, wenn ich dazu im Stande bin? Zwar erwiedert man hierauf: daß die Logik uns die Wahrheit finden lehre; aber was iſt Wahrheit im Allgemeinen? Die einzelne Wahrheit kann mich keine Logik finden lehren; denn die einzelne Wahrheit iſt immer das Reſultat glücklicher Combination in Beziehung auf ein beſtimmtes Objekt, mit welchem die Logik nichts zu ſchaffen hat. Iſt von ſubjektiver Wahrheit die Rede; ſo leugne ich die Exiſtenz derſelben als Wahrheit, und daraus folgt von ſelbſt, daß die Logik, als die Kunſt richtig zu denken, eine Charletanerie iſt. Gehen wir auf die einfachſte Form des Denkens zurück, ſo finden wir, daß es nichts anderes iſt, als eine Vergleichung der Senſationen unter einander. In dieſer Form iſt das Denken etwas Nothwendiges; denn indem wir nicht vermeiden können, die Eindrücke, welche verſchiedene Gegenſtände auf unſere Sinne machen, in uns aufzunehmen, können wir auch nicht umhin, dieſe Eindrücke unter einander zu vergleichen, um ihre Ähnlichkeit oder Verſchie-

denheit aufzufinden. Daß aus diesem äußerst einfachen Mechanismus so viel hervorgegangen ist, beruht auf einer Einrichtung, vermöge welcher die Natur den Menschen in den Stand gesetzt hat, die Resultate seines Denkens auf andere zu übertragen, oder, mit anderen Worten, darauf, daß die Natur ein menschliches Geschlecht möglich gemacht hat. In welchem Zeitraum auch ein gegebenes Individuum leben mag, immer ist es, dem Geiste nach, das Produkt aller vorhergegangenen, und will es sich in seinem Geiste begreifen lernen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Geist seiner Vorgänger zu studiren, weil es sich nur in diesem, seiner Grundlage nach, wiederfinden kann. Hätte Aristoteles hiervon das Mindeste geahnet, so würde er nie eine Logik geschrieben haben. Was er durch diese Logik zu Stande bringen wollte, läßt sich entweder gar nicht, oder wenigstens nicht auf diesem Wege bewerkstelligen; denn kommt es vorzüglich auf Vermeidung der Paralogismen an, so kann man mit voller Wahrheit behaupten, daß in ihnen eben so viel Nothwendiges liegt, als in ihrem Gegentheil. Wir glauben in jedem Augenblick richtig zu

ſchließen, und ſündigen doch nur allzu oft an der Wahrheit, weil dieſe bei weitem mehr auf die richtige Erkenntniß des Objekts, als auf den Gebrauch der Denkformen beruht, welche immer und ewig dieſelben ſind. Welche Mannichfaltigkeit in den Reſultaten des Denkens nicht nur verſchiedener Völker, ſondern ſogar verſchiedener Individuen! Wäre dieſe Mannichfaltigkeit möglich, wenn die Subſtrata des Denkens oder die Objekte immer dieſelben wären? Ein Kopf ſey noch ſo wiſſenſchaftlich ausgebildet, dennoch wird ſein Raiſonnement zu verſchiedenen Zeiten ganz verſchieden ſeyn, vorausgeſetzt nur, daß kein Stillſtand in ihm ſtatt gefunden hat. Dieſe Verſchiedenheit des Raiſonnements aber läßt ſich bei dem einzelnen Menſchen nicht anders erklären, als ſo, daß ſich ſeine Begriffe im Verlauf der Zeiten anders beſtimmt haben, und daß er mit dem beſten Willen, eine freiere Anſicht feſtzuhalten, es gar nicht in ſeiner Gewalt hatte. Überhaupt ſind alle Syſteme nur dadurch Syſteme, daß ſie mit dem Gedächtniß von Anderen aufgefaßt werden; denn von dem Augenblick an, wo der Verſtand ſich ihrer zu bemächtigen ſtrebt, zerfal-

len sie in tausend Trümmer, aus welchen sich zwar neue Systeme aufbauen lassen, bei welchen aber auch die Wahrheit nie gewinnt. Dabei operiren unsere Denkformen immer auf dieselbe Weise, und der höchste Paralogismus, den wir begehen können, liegt eigentlich darin, daß wir uns einbilden, aus ihnen könne die Wahrheit hervorgehen, da sie eigentlich nichts weiter sind, als das Netz, in welchem die Wahrheit gefangen werden kann. Unendlich belehrender, als jede förmliche Logik, würde diejenige Wissenschaft seyn, welche uns zeigte, auf welchen Wegen der Mensch, nach und nach, dahin gelangte, daß er zum Schöpfer einer Logik werden mußte, um sich selbst begreifen zu lernen.

Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Metaphysik. Die Philosophen setzen beständig voraus, daß das menschliche Geschlecht von gestern und ehegestern sey. Dies ist es aber nicht: Viele Jahrtausende vor ihnen wurde der Grund zu dem gelegt, was sie ihre Wissenschaft nennen, und in ihrer höchsten Allgemeinheit genommen, sind sie selbst nichts weiter, als die Produkte eines durch die Länge der Zeit vervollkommneten gesellschaftlichen

Zuſtandes. So lange ſie dies nicht einſehen, wird ihre Philoſophie nie eine wahre Philoſophie ſeyn; denn ohne dieſe Einſicht werden ſie immer auf etwas Abſolutes dringen, das zwar, in den Naturgeſetzen, aller Entwickelung zum Grunde liegt, nicht aber in der Entwikkelung ſelbſt vorhanden iſt, weil dieſe ſonſt dadurch würde zum Stillſtand gebracht werden. Alle ihre Syſteme, ſo viel deren bisher zum Vorſchein gekommen ſind, haben alſo ihren Grund in Vorausſetzungen, die ſie blos deshalb als wahr annehmen, weil ſie allzu unwiſſend ſind, den eigentlichen Gehalt derſelben einzuſehen. In der That, es würde ſehr ſchlecht um ſie ſtehen, ließe ſich nicht durch eine künſtliche Anordnung der Sätze eine Scheinwahrheit hervorrufen; aber alle Syſteme ohne Ausnahme können nur die Überſicht erleichtern, nicht die Wahrheit gebären. Ein großer Fortſchritt zur wahren Philoſophie wird alsdann gemacht ſeyn, wenn man die Entſtehung und den Zuſammenhang der bisherigen Syſteme nachgewieſen haben wird; denn von dieſem Zeitpunkt an wird es kein Syſtem mehr geben, wohl aber einen Schlüſſel zur Erklärung aller bisherigen Sy-

steme. Was ich hier gesagt habe, sieht einer Prophezeihung ähnlicher, als der Wahrheit; ich hoffe indessen, daß mich die Zeit darüber rechtfertigen werde. Die Kategorien des Aristoteles sind unstreitig das Produkt einer weitgetriebenen Reflection; allein wenn die Natur des menschlichen Geistes aus ihnen hervorgehen soll, so wird sie uns ewig unbegreiflich bleiben. Die Reflection muß freilich immer von dem reflectirenden Individuum ausgehen; aber geht sie nicht auf frühere Individuen zurück, so wird sie nie zur Wahrheit führen. Alle Wahrheit, in sofern sie eine menschliche ist, liegt in der Erkenntniß der Genesis oder der allmähligen Entwickelung. Findet man sie auf diesem Wege nicht, so ist sie überhaupt nicht zu finden.

Dies in Beziehung auf alle Philosophie überhaupt. Die aristotelische, welche auf dem Collegium vorgetragen wurde, mußte aus einem doppelten Grunde in diejenigen Nebelregionen führen, wo sich nichts mehr unterscheiden läßt. Einmal ist sie an und für sich so dunkel, daß nur derjenige, der sich ihrer mit dem Gedächtniß bemächtigt, etwas Reales in ihr zu besitzen glauben kann. Zweitens

galt

galt beim Unterricht der Grundſatz: Philosophia debet ancillari Theologiae. Wo ſie alſo nur einigermaßen mit dem chriſtlichen Glauben, ſo wie die römiſche Kirche ihn predigt, im Widerſpruch ſtand, wurde ſie verſtümmelt vorgetragen. Selbſt die Commentatoren des Ariſtoteles wurden preisgegeben, ſo oft dieſer Widerſpruch nur von fern her ſichtbar wurde. Überhaupt betrachtete man den Unterricht in der Philoſophie als etwas, das nur in ſofern einen Werth hätte, als es den blinden Glauben vorbereitete; und ſoll meine individuelle Erfahrung hierüber entſcheiden, ſo iſt, in der That, kein kräftigeres Mittel vorhanden, den Verſtand gefangen zu nehmen, und eine liberale Anſicht der Welterſcheinungen unmöglich zu machen.

Die Moral, welche in dem philoſophiſchen Curſus den Beſchluß machte, vollendete die Verwirrung. In ſich ſelbſt iſt die Moral nichts weiter, als die Kenntniß der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, für welche es eine allgemeine Regel giebt, welche die Baſis des Chriſtenthums ausmacht. Aber auf dem Collegium war man ſehr weit davon entfernt, dieſe Anſicht zu haben. Man betrachtete ſie

vielmehr als ein Aggregat von Maximen zur möglich-besten Benutzung der Gesellschaft. Daher die jesuitische Moral, welche unter der Benennung einer Kasuistik so allgemein bekannt ist. Diese Kasuistik ist in der That bisher die Moral der Welt gewesen, und wird es unstreitig so lange bleiben, bis die Gesellschaft eine Organisazion erhalten hat, welche, vermöge ihrer Vollkommenheit, die eigentliche Moral möglich und durch sie die Moralität nothwendig macht. Da es in diesem Zustande der Gesellschaft keine Jesuiten mehr geben kann, so begreift man sehr leicht, daß die eigentliche Kasuistik bei weitem weniger ihr Werk, als das Produkt des Entwickelungsgrades der sämtlichen europäischen Gesellschaften gewesen ist. Überall ist man im höchsten Grade ungerecht, wenn man die Jesuiten die Verderber der Moral nennt. Was ging die Moral sie an? Ihre Bestimmung war nie eine andere, als die Religiosität auszubilden; und in sofern sie dies nicht konnten, ohne die Moral unausgebildet zu lassen, versteht sich ihre Vernachlässigung der letzteren ganz von selbst. Mehr als Vernachlässigung ist ihnen aber nicht zur Last zu legen. Warlich, um

den Forderungen zu genügen, welche man in dieser Hinsicht beständig an sie gemacht hat, hätten sie sich selbst zerstören müssen; denn es ist eben so unmöglich, Jesuit und Moralist zugleich zu seyn, als sich Judenthum und Christenthum nicht mit einander vereinigen lassen. Alles, worauf sie es jemals anlegen konnten, war: die Moralität, welche sie vorfanden, zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen und der Gesellschaft durch die Religion eine Verfassung zu geben, wodurch sie ihrem Ideale von einem gesellschaftlichen Zustande näher gebracht würde. Hierüber werd' ich mich in dem letzten Buche meiner Lebensbeschreibung ausführlicher erklären.

Der Stifter des Jesuiten-Ordens verwirrte sich durch das Studium der aristotelischen Philosophie so sehr, daß ihm zuletzt nichts anders übrig blieb, als seine Beruhigung in dem Glauben zu suchen, wo er sie auch fand. Was ihm begegnet war, begegnete auch mir. Kaum hatte ich das Studium der Theologie begonnen, als es endlich in meinem Kopf zu tagen begann; wenigstens erschien mir das künstliche Licht, welches ein in sich selbst vollkommen abgerundetes System ausströmte, als

ein Tagen. In der That: man muß dem Scharfsinn derjenigen, welche dies System allmälig geschaffen haben, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus einem rein-metaphysischen Stoffe ein Gebäude aufgeführt haben, das keiner anderen Gewalt unterliegen kann, als der rein-physischen. Je mehr ich dies Gebäude betrachtete, desto mehr entzückte es mich durch seine hohe architektonische Schönheit. Da war nicht das Mindeste überflüßig, und alles so gut in einander gefugt, daß es wie aus Einem Guß zu seyn schien. Sein bloßer Anblick gewährte vollkommene Ruhe. Eine längere Zeit hindurch überließ ich mich der Seligkeit, welche die Glaubenslehren dem Gläubigen gewähren, bis ich, nach und nach, durch den Wunsch, mich in dieser Seligkeit für immer zu befestigen, zu dem Entschluß geleitet wurde, die Quelle aller Hoffnung und alles Trostes in ihrem ersten Ursprung kennen zu lernen, oder mit anderen Worten, das Hebräische zu studiren. Wie leicht hätte eine unbefangene Lectüre des alten Testaments meinen ganzen inneren Zustand verändern können! Aber einer solchen Lectüre war ich nicht mehr fähig,

weil mich nur das ergriff, was zu meinem System paßte, und in Hinsicht alles Übrigen die nöthigen Aufschlüsse durch das System gegeben waren. Bei anderen Schriften lieset man sich hinein und wieder heraus; aber wenn ein Werk durch den Glauben eines ganzen Welttheils als ein göttliches da steht, und der ganze gesellschaftliche Zustand sich durch diesen Glauben in dem engsten Zusammenhang befindet, so ist die Freiheit des Gedankens in sich selbst vernichtet, indem man seiner Vernunft mistraut, weil sie nicht die Vernunft aller Menschen ist.

Dies mußte bei mir um so mehr der Fall seyn, weil die Disciplin des Ordens, in welchen ich getreten war, die Wirkungen des bloßen Unterrichts nicht wenig verstärkte. Dahin gehörte der häufige Genuß des heiligen Abendmals, die Gewissensprüfungen, welche einen Tag um den andern angestellt werden mußten, die Erneuerung der Gelübde nach einem Verlauf von sechs Wochen, die außerordentlichen Büßungen, die geistlichen Übungen, die Rechenschaft über den Zustand des Gemüths, an den Oberen abgelegt u. s. w. Wo die Praxis so eng mit dem theoretischen

Unterricht verbunden ist, wie in dem Jesuiten-Orden, da wird man sich immer sehr leicht an ein Geleise gewöhnen, das man zuletzt nicht verlassen kann, ohne Schwindel zu empfinden. Es ist in Wahrheit merkwürdig, daß der Jesuiten-Orden lauter Mitglieder gezogen hat, die außer ihm jede Existenz unerträglich fanden, und ihm daher mit Leib und Seele ergeben waren. Selbst wenn der Zweck dieses Ordens nicht gebilligt werden kann, sollte man wenigstens die Mittel ehren, durch welche er diesen Zweck erreichte; ich meine die Formen, wodurch er diese hohe Einheit seiner Mitglieder bewirkt. Schwerlich dürfte unter allen gesellschaftlichen Instituten ein einziges anzutreffen seyn, das ihm hierin gleich käme; und wenn irgend etwas für das Genie des Stifters dieses Ordens argumentirt, so ist es die Schöpfung dieser Formen, welche, so weit meine Beobachtung reicht, keinen Widerstand gestatten, und, ob sie gleich jedes Individuum, das dem Orden angehört, in eine willenlose Maschine verwandeln, dennoch in eben diesem Individuum einen Gemeingeist hervorrufen, welcher schwerlich größer seyn kann. Es ist ein bloßes Vorurtheil, wenn

man annimmt, daß Ignaz de Loyola nicht der Erfinder dieser Formen sey. Wie hätten sie von seinen Zöglingen herrühren können, da er diese sein ganzes Leben hindurch beherrschte? Seine Unbehülflichkeit in so vielen anderen Dingen ist kein Beweis gegen sein Genie. Die ganze Kraft seines Geistes war auf einen einzigen Punkt gerichtet, und indem dieser ihn ausschließend beschäftigte, konnte er nicht anders, als etwas Vollkommenes schaffen, worauf sich auch seine Schöpfung beziehen mochte. Das Schicksal machte ihn zu einem Ordensstifter; es hätte ihn aber eben sowohl zu einem großen Dichter, Staatsmann, Regenten u. s. w. machen können.

Daß ich nicht im Stande bin, meinen ganzen innern Zustand, so wie er um diese Zeit war, mit einem Worte darzustellen! Da es unmöglich ist, den Menschen in eine Statue zu verwandeln, so hatte ich, bei aller bisher bewiesenen Passivität, noch immer einen Willen; allein dieser Willen war nicht das Produkt jener freien Combinationen, welche der sich selbst gelassene Mensch bildet, sondern vielmehr das Produkt der mir von dem

Institut aufgedrungenen Ansichten. Was konnte ich anders wollen, als das Interesse der Gesellschaft, da ich kein anderes hatte, und vermöge der Zurückgezogenheit, worin ich lebte, kein anderes haben konnte? Meine ganze Erziehung kündigte freilich an, daß außer den Ringmauern des Collegiums noch eine andere Welt vorhanden wäre; allein, so wie mir die Dinge, vermöge meines Standorts, einleuchten mußten, konnte ich nicht umhin, das Collegium als den Mittelpunkt der Welt, als das Sensorium derselben zu betrachten. Ich bin jetzt weit entfernt, auf die Entwickelung, die ich damals hatte, irgend einen Werth zu legen; doch die Rückwirkung derselben auf mein ganzes Wesen war allzu merkwürdig, als daß ich sie hier mit Stillschweigen übergehen könnte. Ich hatte ein Alter von vier bis fünf und zwanzig Jahren erreicht, und obgleich meine ganze Konstituzion nicht zu den starken gehörte, so war sie doch in sich selbst nichts weniger als fehlerhaft; denn ich genoß einer fortgehenden Gesundheit. Gleichwohl war und blieb ich frei von allen den Emotionen, welche in diesem Alter nach dem anderen Geschlecht hinziehen.

Ich könnte ſagen, daß die Keuſchheit mir nothwendig war. Immer nur mit meiner Beſtimmung beſchäftigt, fühlte ich keine andere Begierde, als welche ſich auf dieſe Beſtimmung bezog; es war, als hätten ſich alle Funktionen meines Weſens in dem Kopf konzentrirt. Meine Verworrenheit mochte nicht wenig dazu beitragen, dieſe Apathie zu unterhalten; denn indem ich unaufhörlich meine Ideen bearbeitete, um dieſe mit ſich ſelbſt in Harmonie zu ſetzen, mußte mein Geiſt alles abſorbiren, was man Seele nennt. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo weiß ich aus eigener Erfahrung, daß die Zweifel, welche man ſich in der Welt gegen die mönchiſche Keuſchheit erlaubt, wenigſtens ungerechte Zweifel ſeyn können. Es wird mir nie einfallen, die Keuſchheit zu dem Range der Tugenden zu erheben; denn wenn ſie eine Tugend ſeyn ſoll, ſo muß man zugleich eingeſtehen, daß dieſe Tugend nichts hervorbringt. Allein als bloße Erſcheinung bedarf ſie der Unterſtützung des Glaubens nicht, um volle Realität zu haben, und ich zweifle gar nicht daran, daß es außerhalb der Klöſter viele Individuen giebt, bei welchen ſie angetroffen werden kann, vorausge-

ſetzt nur — was auch bei klöſterlichen Individuen immer vorausgeſetzt werden muß — daß ſie in dem edelſten Organ hinlänglich beſchäftigt ſind. Bei mir verſtand ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Keuſchheit ganz von ſelbſt. Alles, was von Liebe in mir war, bezog ſich auf das ganze Inſtitut, dem ich angehörte, und bezog ſich um ſo ausſchließender darauf, je größer der Werth war, den das Inſtitut auf mich legte. Hatte ich mir in meinem erſten Noviziat die Liebe und Achtung meiner Vorgeſetzten erworben, ſo war dies noch weit mehr der Fall in der Periode der näheren Vorbereitung durch Studien. Der Eifer, womit ich alles umfaßte, was mir als wiſſenswürdig dargeſtellt wurde, war an und für ſich keine geringe Empfehlung; eine noch weit größere aber war die Präciſion, womit ich den empfangenen Unterricht bei vorkommenden Gelegenheiten zurückgab. Ich glänzte in den Prüfungen, welche unſere Lehrer anſtellten; aber ich glänzte noch weit mehr in den Disputirübungen, wodurch man in den Collegien das Fundament zur Beredſamkeit legt. Eine raſche Combination war bei der Fülle der Ideen, welche mir das

ſorgfältige Studium gegeben hatte, und bei der Furchtloſigkeit, welche das unmittelbare Produkt meines Standorts war, ſehr natürlich. Damit aber verband ich ein angenehmes (wenn gleich nicht ſtarkes) Sprachorgan. Beides ſicherte mir den Sieg in allen den Kämpfen, welche von der Anſtalt herbeigeführt wurden, um ſo mehr, weil ich, vermöge der Achtung, die ich für meine Beſtimmung hatte, nie über die in den Konſtitutionen vorgeſchriebene Gränzen hinausging, und meine Gegner, wenn ſie irgend etwas Ketzeriſches vorbrachten, immer in den Kreis der Theologie zurückzuführen wußte. In der That, ſobald ich mir nur die Formen des Kampfes angeeignet hatte, erhitzte der Kampf ſelbſt mich gar nicht mehr, und der Eindruck, den ich machte, war um ſo ſtärker, weil ich nur die Wahrheit auszuſprechen ſchien, und ſo ganz die Miene hatte, als verachtete ich alles, was in dem Ringen mit meinen Gegnern bloßes Spiel war.

Für die Wahrheit unſerer Vorſtellungen kömmt alles darauf an, ob ſie beſtimmten Objekten entſprechen, oder nicht; und je nachdem das eine oder das andere ſtatt findet, iſt

unſere Handlungsweiſe weſentlich verſchieden. Iſt das erſtere der Fall, ſo werden wir in unſere Handlungen die größte Behutſamkeit legen, weil wir uns der Schwierigkeiten bewußt ſind, welche überwunden werden müſſen, ehe wir zum Ziel gelangen können. Im letzteren Fall fällt die Behutſamkeit weg, und indem an die Stelle der deutlichen Erkenntniß der Inſtinkt tritt, überlaſſen wir es dem Zufall, an welche Klippen er uns treiben will, feſt entſchloſſen, im Kampf mit Hinderniſſen unſere Pflicht zu thun, wir mögen nun ſiegen oder zu Grunde gehen. Je weniger es mir bisher eingefallen war, die Fundamente meines Wiſſens zu unterſuchen, und ſo an meinem eigenen Kopf zum Kritiker zu werden, deſto beſtimmter war für mich jeder Beruf vorhanden, den man mir anweiſen konnte. Meine Bereitwilligkeit, alles zu unternehmen, mußte aber um ſo größer ſeyn, weil Religioſität den Grundſtoff meines Weſens ausmachte; denn der religiöſe Menſch wagt alles, weil er, ſeiner Hypotheſe zufolge, nichts verlieren, wohl aber alles gewinnen kann. Es gewährte mir daher ſehr viel Vergnügen, als ich, nach vollendeten Studien, den Auftrag

erhielt, das Wort des Herrn in der umliegenden Gegend zu verkündigen. Was ich dadurch wirken wollte oder vielmehr wirken sollte, wußte ich selbst nicht, wenn mir gleich Reue und Bekehrung als Zwecke vorgehalten wurden. In welchem Verhältniß meine Einsicht zu der meiner Zuhörer stand, und ob überall irgend ein Verständniß zwischen uns möglich sey — dies war eine Frage, die ich mir gar nicht aufwarf. Genug, ich sprach mich in ihrer Gegenwart aus, und fand an diesem Geschäft um so mehr Vergnügen, weil es mir immer als etwas Verdienstliches vorgestellt war. Unstreitig war es die Heiligkeit meiner Gestalt, verbunden mit einem Gemisch von Sanftheit und Heftigkeit in meinen Tönen, was auf meine Zuhörer so stark einwirkte, daß sie nicht müde wurden, mir zuzuhören; denn wenn unsere Ideen nichts weiter sind, als begriffene Gefühle, so wirken wir auf Andere selbst dann noch ein, wenn wir durch die Sprache nicht Ideen, sondern Gefühle zuführen, und ein Redner, der durch seinen Vortrag keine Musik macht, wird für den großen Haufen immer ein schlechter Redner seyn. Wie dem aber auch seyn mag, der

Erfolg meiner Predigten war, daß ich überall geſucht wurde, und daß meine Celebrität in eben dem Maaße zunahm, in welchem ich mir in meiner Demuth getreu blieb.

Ein Jahr war unter dieſer Beſchäftigung verſtrichen, als ich förmlich in das Profeß-Haus aufgenommen wurde. Ich hatte um dieſe Zeit ein Alter von ſechs und zwanzig Jahren zurückgelegt. Das Vertrauen, das man in meine Talente und Geſchicklichkeiten ſetzte, war meinen Wünſchen angemeſſen. Es war daher gar keinen Zweifel unterworfen, daß ich in die Klaſſe derjenigen Mitglieder des Ordens kommen würde, welche man Profeſſi quatuor votorum nennt. Dies war von jeher der geheime Wunſch meines Herzens geweſen, wie viel Mühe ich mir auch gegeben hatte, ihn zu unterdrücken. Was es mit dieſer Klaſſe auf ſich hat, iſt gegenwärtig allgemein bekannt. Sie ſind die politiſchen Fühlhörner des Generals, der ohne ſie ſeine Beſtimmung nicht erfüllen kann. Gewiſſermaßen exiſtirt der ganze Jeſuiten-Orden durch ſie; denn, indem ſie allenthalben die Wege bereiten, findet der Orden überall Eingang. Was ich hier ſage, wird in der Folge noch deut-

licher werden. Das vierte Gelübde, welches dieſe Klaſſe ableget, heißt: Gehorſam gegen den Pabſt. Dieſer Ausdruck iſt anſtößig geweſen. Da die Profeſſi quatuor votorum höchſtens ein Drittel der wirklichen Jeſuiten ausmachen, ſo haben einige geſchloſſen, der Stifter des Jeſuiten-Ordens hab' es gleich bei der Organiſazion deſſelben auf die höchſte geiſtliche Macht angelegt, indem er nämlich die Profeſſi quatuor votorum in ihrer Abhängigkeit von dem Pabſte durch die Oppoſizion der übrigen, von ihm allein abhängigen, Jeſuiten unſchädlich zu machen geſucht habe. Es iſt aber nicht ſelten der Fall, daß man den Perſonen Unrecht thut, indem man ihnen allzu viel Liſt zuſchreibt. Der Idee des Stifters des Jeſuiten-Ordens zufolge, ſollte der Orden nie ein anderes Intereſſe haben, als das päbſtliche. Eine Organiſazion, wodurch die Einheit dieſes Intereſſes wäre aufgehoben worden, würde für den Orden ſelbſt am verderblichſten geweſen ſeyn, weil ſie nothwendig hätte Spaltungen nach ſich ziehen müſſen, welche nie vorhanden geweſen ſind, und nie vorhanden ſeyn werden. Möglich, daß eine Zeit kommt, wo der Jeſuiten-Orden

ſeine Conſequenz nur dadurch retten kann, daß er dem Statthalter Chriſti ungehorſam werden muß, um ihm deſto beſſer zu dienen; allein derjenige Pabſt, dem dies widerfährt, wird ganz allein die Verantwortung tragen, und ſchon gegenwärtig kann ich mit Beſtimmtheit ſagen, daß dieſer Pabſt — kein Pabſt iſt. Dies wird ſich in der Folge noch mehr aufklären.

Ehe ich zu dem vierten Gelübde gelaſſen wurde, machte man mich eine Zeitlang zum Coadjutor ſpiritualis. Als ſolcher unterrichtete ich in der Philoſophie und ſcholaſtiſchen Theologie. Der Provinzial, welcher meinem Unterricht einmal beiwohnte, erkundigte ſich, nach geendigter Lection, ob ich Italiäniſch gelernt hätte, und gab mir auf meine verneinende Antwort den Rath, dieſe Sprache einzuſtudiren. Ohne zu wiſſen, was der Provinzial dabei beabſichtigte, folgte ich ſeiner Weiſung; und da die Erlernung des Italiäniſchen einem Spanier niemals ſchwer werden kann, ſo war ich, nach einigen Monaten, weit genug vorgerückt, um dem Provinzial genugthuende Proben ablegen zu können. Meine Coadjutorgeſchäfte waren ſogleich geendigt.

endigt. Ich wurde förmlich in die Klaſſe der Profeſſen der vier Gelübde aufgenommen, und nachdem ich noch ungefähr drei Monate in dem Profeßhauſe dem Studium der Theologie obgelegen hatte, erhielt ich ganz unerwartet den Befehl, nach Italien zu kommen, um unter der unmittelbaren Aufſicht des Generals zu ſtehen. Der kühnſte meiner Wünſche war jetzt erfüllt. Voll Sehnſucht ſtrebte ich dem Augenblick entgegen, wo ich den General von Angeſicht zu Angeſicht ſehen würde. Dies war bei weitem das Höchſte, was ich ertragen zu können glaubte; denn zu dem Pabſt aufzublicken, hatte ich noch keinen Muth. Zwar wußte ich, daß er in Rom ſey; allein ich rückte ihn in Gedanken aus dieſer Hauptſtadt der Welt hinaus, ſetzte ihn zwiſchen Himmel und Erde, um beide durch ihn verbinden zu können, und dachte ihn mir ſo ſehr als Statthalter Chriſti, daß ich in ſeiner Größe unterging.

Schwerlich hat jemals ein junger Menſch von noch nicht ſieben und zwanzig Jahren ſeine Reiſe in die große Welt mit mehr Vertrauen zu derſelben angetreten, als ich, und ſchwerlich iſt jemals einer ſchneller aus ſeinen

Träumen erwacht. Acht Jahre hindurch war ich zum Jeſuiten dreſſirt worden; aber ich war die Unſchuld ſelbſt. Es gab weder ein Gutes noch ein Böſes für mich; es gab für mich nur eine Pflicht, und Pflicht war mir Alles, was mir als das Intereſſe des Ordens dargelegt wurde. Zur Steuer der Wahrheit muß ich dies ſagen; und ich kann hinzufügen, daß es ſich mit den übrigen Mitgliedern des Ordens nicht anders verhielt. Von allen den Beſchuldigungen, welche gegen uns ausgeſtoßen wurden, traf uns keine einzige, und indem wir uns in unſerem Inneren rein fühlten, mußten wir uns in dem Lichte der Märtyrer betrachten, ſo oft ein neues Ungewitter über uns ausbrach. Wir konnten dem Intereſſe Anderer entgegen handeln, aber wir konnten nach der Regel, die wir in uns trugen, nie Unrecht thun; dieſe Regel war nicht aus uns hervorgegangen; ſie war uns vielmehr allmälig eingeimpft worden, und alles ſagte uns, daß ſie unabänderlich ſey.

Viertes Buch.

Ich ſchiffte mich zu Barcelona ein. Die Überfahrt war ſchnell; denn nach zwei Tagen kam ich zu Oſtia an. Mit heiligem Schauer betrat ich das Land, in welchem ich die Realität alles deſſen wiederfinden ſollte, was ich bisher als bloße Idee in mich aufgenommen hatte.

Doch kaum hatte ich mich unter die Bewohner des Kirchenſtaates gemiſcht, als mich ſogleich ein Geiſt anwehte, der mich verwirren mußte. Die kecken Urtheile der Römer waren mir unbegreiflich. »Dem Pabſt ſo nahe,« dachte ich bei mir ſelbſt, »und doch ſo unheilig?« Alles, was ich ſah und hörte, erinnerte mich an jene Römer, die ich aus dem Livius kennen gelernt hatte; nur konnte ich mir nicht enträthſeln, wie dieſer Freiheitsſinn in ſich ſelbſt verſchwand, ſobald ein Mitglied der Geiſtlichkeit erſchien. Dies Gemiſch von Trotz und Fügſamkeit enthielt für mich einen Widerſpruch, den ich nicht löſen konnte.

Als ich in Rom ankam, bemerkte ich allenthalben den Geiſt des Aufruhrs; und als ich mich treuherzig nach der Urſache deſſelben erkundigte, erfuhr ich: »Daß Paul der Vierte dieſen Geiſt geweckt hätte. Sein Haß gegen das Haus Oeſterreich hätte Rom den Grauſamkeiten des Herzogs von Alba ausgeſetzt, und ſein ſchrankenloſer Despotismus die unerhörteſten Frevel herbeigeführt. Durch beides empört, hätten die Römer, von einigen Großen angehetzt, noch gegen ſein Ende ihren ganzen Unwillen über ſeine Regierung an den Tag gelegt. Gewaltſam hätten ſie alle öffentlichen Gefängniſſe geſprengt, und mehr als vierhundert Gefangene in Freiheit geſetzt; und auch damit noch nicht zufrieden, hätten ſie ſich nach Ripetta gewandt (wo der Pallaſt der heiligen Inquiſizion war) und nicht nur alle Gefangene befreit, ſondern auch alle Prozeßacten verbrannt und zuletzt den Pallaſt ſelbſt in einen Aſchenhaufen verwandelt. Ein Dominikaner-Kloſter, dem daſſelbe Schickſal bevorgeſtanden, wäre nur durch die Dazwiſchenkunft des Marc-Antonio Colonna gerettet worden; aber nichts hätte die wüthende Menge verhindern können, eine zur

Ehre des Pabſtes errichtete Statüe niederzureißen, zu zertrümmern, und den Kopf derſelben triumphirend durch die ganze Stadt zu tragen. Unter ſolchen Beſchimpfungen wäre der Pabſt geſtorben. Die Kardinäle hätten den wüthenden Pöbel beſänftigt, und darauf Johann Angelo de Medici unter dem Namen Pius des Vierten zum Pabſt gewählt. Dieſer hätte ſich bemüht, die Fehler ſeines Vorgängers wieder gut zu machen. Auf die Fürſprache der Kardinäle hätte er den Aufruhr des Volks verziehen, den Kardinal Morone dem Kerker entriſſen, worin er ſeit mehreren Jahren wegen Verdachts der Ketzerei geſchmachtet, und den Nepoten und Pronepoten ſeines Vorgängers den Prozeß gemacht. Durch ihre Hinrichtung wären große Summen ins Publikum zurückgefloſſen, und dies hätte die Ruhe wiederhergeſtellt, nur daß dieſe Revolution viele Unzufriedene gemacht hätte, welche noch immer auf eine Gegenrevolution bedacht wären.« — Ich kann nicht ſagen, wie mir bei dieſen Details zu Muthe war. Was ſollte ich von einem Pabſt denken, der ſolche Wirkungen hervorbrachte? Was war ein Statthalter Gottes, der die Geſellſchaft

in ſeiner nächſten Umgebung zerſtörte? Ich verlor mich in Zweifel, die ich nicht löſen konnte, und die auf meinen inneren Zuſtand beängſtigend zurückwirkten.

General des Jeſuiten-Ordens war damals Francisco de Borgia, ehemaliger Herzog von Gandia. Als ich vor ihm erſchien, empfing er mich mit jener Ruhe, welche allen Mächtigen eigen iſt. »Ich habe dich,« ſagte er, »nach Rom kommen laſſen, um dich mehr in meiner Nähe zu haben. Was ich von dir erfahren habe, läßt mich vermuthen, daß du der Geſellſchaft Ehre machen wirſt. Groß iſt das Werk, deſſen Ausführung wir unternommen haben; und wer an dieſer Ausführung Theil nehmen will, muß in dem vollkommenſten Gehorſam die höchſte Entſchloſſenheit wiederfinden. Die Welt iſt aus ihren Fugen geriſſen. Was du hier und allenthalben bemerken wirſt, iſt nichts weiter, als die Wirkung einer verloren gegangenen Einheit, welche nur dadurch wiederhergeſtellt werden kann, daß die phyſiſche Macht wiederum in der geiſtlichen untergehe. Erſchrick alſo nicht über das Elend, unter welchem die Menſchheit ſeufzet; es iſt als Wirkung einer beſtimmten Urſach

nothwendig, aber es iſt vorübergehend, und jede Spur deſſelben iſt verweht, ſobald unſer Werk vollendet iſt. Der Stifter des Chriſtenthums ſagte: Ich bin nicht in die Welt gekommen, um ihr den Frieden zu geben, ſondern das Schwerdt unter die Menſchen zu werfen. Eben ſo verhält es ſich mit uns; und die Gleichheit der Beſtimmung iſt es, worauf ſich die Benennung eines Jeſuiten ſtützt. In der Vollendung des Kampfes liegt der Frieden, und wir hören nicht auf, Freunde der Menſchen zu ſeyn, weil wir alles thun, was in unſeren Kräften ſteht, dieſen Frieden durch den Kampf zu beſchleunigen. Selbſt dann, wenn wir für entfernte Generationen arbeiten ſollten, müſſen wir uns ſelbſt nicht entſtehen; denn die Wahrheit der Idee entſcheidet, und dieſe Wahrheit darzuſtellen, iſt kein Opfer allzu groß. Ich ſage dir dies, daß die Menſchlichkeit dich nicht beſchleiche. Indem du unſerem Orden beigetreten biſt, haſt du allen Gefühlen entſagt. Du ſelbſt biſt nichts weiter, als eine Idee, die ſich in immer gleicher Geſtalt darſtellen muß. Je vollkommner du dich als ſolche darſtellſt, deſto höher ſteigt dein Verdienſt. Für's Erſte iſt

dein Geſchäft, in dem neu geſtifteten Seminarium die Theologie zu lehren. Thue es mit Eifer, und erwarte mit Reſignation andere Aufträge.«

Ich hatte noch nicht vergeſſen, was mir Villeneuve in einer früheren Periode über die Beſtimmung des Jeſuiten-Ordens geſagt hatte. Nach ihm beſtand dieſe Beſtimmung in der Aufrechthaltung einer ewigen Trennung der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt. Die Jeſuiten ſtellten ſich alſo in die Mitte zwiſchen die geiſtliche und weltliche Macht, und waren, ihrem Weſen nach, die Vermittler, d. h. die Beherrſcher beider Mächte. Ich verſtand, bei meinem Eintritt in den Orden, nicht, was er damit ſagen wollte. Jetzt, nach meiner erſten Unterredung mit dem Ordensgeneral, fing in meinem Kopfe eine gewiſſe Dämmerung an, welche vorzüglich dadurch erzeugt wurde, daß der General von einer Einheit der Autorität ſprach, die wiederhergeſtellt werden ſollte. Wem ich am meiſten glauben ſollte, war gar nicht die Frage; denn was Villeneuve mir anvertraut hatte, konnte nichts anders ſeyn, als die Privat-Abſtraktion eines Mannes, der, als Rector

des Collegiums, nie das vierte Gelübde abgelegt hatte. Es kam nur noch darauf an, mir die Sache ſelbſt deutlich zu machen. Allein, wie viel ich auch darüber nachdenken mochte, ſo konnte ich jetzt darüber noch nicht auf's Reine kommen, weil es mir, bei meiner Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen der Welt, an allen den Erfahrungen fehlte, die dieſem Ausdruck einen beſtimmten Sinn zu geben vermochten.

Das Seminarium, bei welchem ich vorläufig angeſtellt wurde, war erſt ſeit kurzer Zeit fertig geworden. Als ein Geſchenk, welches Paul IV dem Orden gemacht hatte, um ihm einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit für die groſſen Dienſte zu geben, die ſich der Orden um den päbſtlichen Stuhl zu erwerben anfing, mußte es feierlich eingeweihet werden. Es wurden alſo glänzende Disputationen veranſtaltet, in welchen die Rechte des Pabſtes der Gegenſtand der Debatten waren. Die Beredſamkeit hatte hier einen offenen Tummelplatz. Kardinäle waren es, welche die Theſen aufgaben. Man ſprach darüber in langen Reden, worin das pro und contra mit allem Scharfſinn abgehandelt wurde, den die Um-

ſtände geſtatteten; denn da keine Vorbereitung möglich war, ſo mußte die wahre Gründlichkeit wegfallen und durch die bloße Dialektik erſetzt werden. Daß die Ketzer mitgenommen wurden, verſteht ſich ganz von ſelbſt; die Ausfälle auf Luther und Calvin mußten den ſchönſten Schmuck dieſer Redeübungen ausmachen, bei welchen alles darauf abzielte, Concilien-Triumphe vorzubereiten. Wie ſehr nun auch meine Mitdisputanten glänzen mochten, ſo zeichnete ich mich doch durch meinen Vortrag vor allen aus. Nicht etwa als wär' ich ein beſſerer Dialektiker geweſen, als die übrigen — in dieſem Punkt mochten wir uns unter einander die Wage halten — ſondern indem ich die Sprache der alten Römer bei weitem fließender und einſchmeichelnder ſprach, als die übrigen. Das wollüſtige Ohr der Zuhörer war es, was mir den lauteſten Beifall verſchaffte; einen Beifall, der meine Competitoren hätte beſchämen müſſen, wär' es möglich, daß unter Jeſuiten jemals Neid und Eiferſucht entſtehen könnte. Dieſe Disputationen dauerten mehrere Tage. Als ſie geendigt wurden, hielt der Präſident uns eine Lobrede, worin er uns junge Männer nannte, welche

ihrem hohen Berufe entſprächen, und der guten Sache des römiſchen Cultus gewiß ſehr nützlich werden würden. Es war unter uns gewiß kein Einziger, der ſich nicht angefeuert fühlte; auch ich fühlte mich aufgemuntert, nur daß ich noch immer nicht begreifen konnte, wozu dies alles vorhanden war.

Als Lehrer der Theologie in dem Seminarium koſteten mir meine Amtsgeſchäfte um ſo weniger Zeit, weil die Theologie bisher mein Lieblingsſtudium geweſen war. Lange unſchlüſſig, wozu ich meine Muße benutzen ſollte, gerieth ich zuletzt auf den Einfall, die beſten römiſchen Geſchichtſchreiber noch einmal an Ort und Stelle zu leſen. Den Anfang dieſer Lectüre machte ich mit dem Livius. Ich geſtehe, daß es ziemlich lange dauerte, ehe ich den Zauber überwinden konnte, den dieſer Schriftſteller in ſeinen Styl zu legen für gut befunden hat; doch, ſobald ich mich in Freiheit geſetzt hatte, und nun anfing, mich mit dem Inhalt zu beſchäftigen, verlor ich mich auch in einen Ocean von Gedanken. »Dies alles,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »iſt irgend einmal da geweſen; warum iſt es jetzt nicht mehr da? Wie hat die Natur es

angefangen, dieſe Formen zu zerbrechen? Freilich waren auch ſie ihr Werk, und was man ſelbſt geſchaffen hat, kann man auch ohne große Mühe wieder zerſtören; allein wozu dieſe Veränderlichkeit? Verfolgt die Natur einen beſtimmten Plan? Läßt ſie den bloßen Zufall walten? Da, wo jetzt Päbſte ſitzen, ſaßen ehemals Conſuln und Imperatoren, welche die Welt mit ganz anderen Augen betrachteten, ganz andere Maasregeln ergriffen, eine ganz andere Rolle ſpielten. Wie haben doch dieſe Päbſte an die Stelle jener Imperatoren treten können? Das Faktum ſetzt die allervollkommenſte Umwälzung in der Ideenwelt voraus. Wodurch iſt dieſe Umwälzung zu Stande gekommen? Nur die Geſchichte kann hierüber Aufſchluß geben; wer dies Problem auf irgend einem anderen Wege löſen wollte, würde ſich vergeblich abmatten. Wenn aber die Geſchichte ſo viel leiſtet, ſo wird das, was wir bisher Zufall genannt haben, aus der Reihe unſerer Vorſtellungen durchaus verdrängt werden; ſo werden wir einſehen, durch welche Ideen ſich alles gemacht hat, was jemals zum Vorſchein kam; ſo werden wir vielleicht ein Geſetz für alle

Erſcheinungen auffinden, das uns in dem Labyrinth unſerer Vermuthungen und Vorſtellungen eben ſo zu ſtatten kommt, wie dem Theſeus der Faden der Ariadne.« Durch dies Räſonnement wurde der urſprüngliche Zweck meines Studiums der Geſchichte zerſtört; aber indem ich einen höheren Zweck aufgefunden hatte, las ich nur deſto eifriger.

Ich geſtehe, daß die Reſultate meiner Lectüre nicht geeignet waren, mir den Standort liebenswürdiger zu machen, den ich einmal in der Welt gefaßt hatte. Es kam mir vor, als ob der wahre Geſchichtforſcher nichts weiter ſeyn müſſe, damit ſein Urtheil immer die gehörige Unbefangenheit behalten möge; und führte das Studium der Geſchichte einmal zu ſo wichtigen Reſultaten, ſo war es offenbar Schade um jeden Augenblick, der irgend einem anderen Geſchäfte gewidmet wurde. Mit welchem Vergnügen würd' ich jetzt die Verhältniſſe zerriſſen haben, worein ich ſo tief verwickelt war! Ich überlegte die Sache von allen Seiten, um irgend einen Ausweg zu finden; allein ich fand nur unüberſteigliche Hinderniſſe. Ein Trübſinn, wie ich ihn bei Ineſilla's Tod empfunden hatte, bemächtigte

ſich meiner. Dies bemerkte eins von den Mitgliedern des Ordens, ein junger Italiäner, Namens Renzo Ceni, der ſich ſeit einiger Zeit enger an mich angeſchloſſen hatte. Ceni drang ſo lange in mich, bis ich ihm über meinen inneren Zuſtand wenigſtens in ſofern Aufſchlüſſe gegeben hatte, daß er glauben mußte, mein Trübſinn rühre blos von den Zweifeln her, welche das Nachdenken über meine Beſtimmung als Jeſuit nach ſich gezogen hätte. Er hörte mich gelaſſen an, und erwiederte hierauf mit italiäniſchem Leichtſinn Folgendes:

Ihr anderen Spanier, wie achtungswürdig ihr auch im Übrigen ſeyn mögt, habt den allgemeinen Fehler, allzu ehrliche Leute zu ſeyn, und euch dadurch ſehr oft in eine mißliche Lage zu ſetzen. Warum willſt du mit ganzer Seele das ſeyn, wozu du dich anheiſchig gemacht haſt? Das taugt in den wenigſten Fällen, vielleicht in keinem einzigen; denn die Welt iſt ſo verdreht, daß die Kräfte keines Einzelnen, wäre er auch der erſte aller Heroen, hinreichen, ſie wieder ins gehörige Geleis zu ſetzen. Laſſen wir ſie gehen, und, da ſie uns benutzen will, ſie auch von unſerer Seite benutzen. Dich quält der Gedanke,

daß du ein Jeſuit geworden biſt. Thörichter Menſch, was hätteſt du ſonſt werden wollen? Du haſt ein Amt übernommen; nichts weiter. Was verlangt man von einem Beamten? Daß er ſeinem Geſchäft mit Treue und Eifer vorſtehe. Gut! Wenn nicht mehr gefordert wird, ſo biſt du nur zur Hälfte ein Sklave. Was du über die Gränzen deines Amts hinaus denkeſt und empfindeſt, iſt dein Eigenthum, das du nach Gutdünken anlegen kannſt. Ich trenne, mit einem Worte, den Jeſuiten von dem Juan Mariana. Der erſtere muß ſeinen Pflichten nachgehen; den letzteren bindet keine, weil er in den Regionen der Freiheit lebt. Was wir aber als Staatsbürger thun, muß uns gar nicht weiter zu Herzen gehen; denn die Verantwortlichkeit unſerer ſtaatsbürgerlichen Handlungen fällt auf diejenigen zurück, die uns den Antrieb gegeben haben. Wo iſt überhaupt die Gränzlinie des Guten und Böſen? Schwing' ich mich auf einen höheren Standort, ſo verſchwindet beides aus meinen Augen. Ich fühle keinen Beruf, Cartheuſer zu werden, um eine gewiſſe Unſchuld zu erhalten, die, wenn man weiter darüber nachdenkt, die Dummheit ſelbſt iſt. Mag

doch der letzte Zweck unſeres Ordens ſeyn, welcher er wolle, ſo lange ich nicht General bin, bekümmere ich mich darum nicht, und thue blos was mir befohlen wird.«

Renzo Ceni's Argument wirkte auf ſo beruhigender auf mich ein, weil es mir einen feſten Punkt gab, den ich lange geſucht hatte. Ich nahm mir alſo vor, jeden Auftrag, der mir von Seiten meiner Oberen zu Theil werden könnte, mit einer Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit zu vollbringen, welche ſich gar nicht einfallen läßt, mit der eigenen Einſicht zu Rathe zu gehen; im Übrigen aber den für die ſämtlichen Mitglieder des Jeſuiten-Ordens vorhandenen Maasſtab wenigſtens nicht in ſofern zu dem meinigen zu machen, daß ich mit mönchiſcher Trägheit annähme, es ſey ein Verbrechen, in Anſehung der Einſicht den Ausſchlag über den heiligen Ignaz geben zu wollen.

Mit dieſem Vorſatz lehrte ich, nach wie vor, die Theologie ſo eifrig, daß von der doppelten Richtung, welche mein Kopf zu nehmen angefangen hatte, auch nicht das Mindeſte ſichtbar wurde. Die Muße, welche mir von dieſem Geſchäft übrig blieb, wandte

ich

ich ausſchließend auf das Studium der Geſchichte. Mit dem Überblick, den ich nach und nach gewann, wuchs mein Intereſſe. Dieſes ward ſo lebhaft, daß ich mich in meiner Einſamkeit begrub und mich von Seiten meiner Oberen für vergeſſen hielt. Doch dieſe Täuſchung dauerte nicht lange.

Ganz unerwartet ließ der General mich zu ſich rufen und gab mir den Auftrag, mich unter die Menſchen zu miſchen, um, wie er ſagte, ihr Thun und Treiben in der Nähe zu beobachten, ihre ſtarken und ſchwachen Seiten genauer kennen zu lernen, und mich durch dies alles in den Stand zu ſetzen, dem Orden nützlich zu werden, ſobald er es für gut befinden würde, von meiner Geſchicklichkeit Gebrauch zu machen.

Dieſer Auftrag war mir in dem Augenblick, wo ich ihn erhielt, nicht ganz willkommen. Indeſſen ſah ich ſehr bald ein, daß er der geheimen Beſtimmung, die ich mir ſelbſt gegeben hatte, beſſer entſprach, als ich ſelbſt geglaubt hatte; denn wenn mir das menſchliche Geſchlecht mit allen ſeinen einzelnen Erſcheinungen nicht länger räthſelhaft bleiben ſollte, ſo mußte ich in den Ocean des Lebens

untertauchen, um durch Vergleichung ganz verschiedener Zustände der Wahrheit näher zu kommen.

Wo ich mich auch einfinden mochte, überall fand ich eine gütige Aufnahme. Jetzt kam mir die Celebrität zu statten, die ich mir bei Gelegenheit der Einweihung des Seminariums erworben hatte. Weckte meine ruhige Miene Vertrauen, so zog die Art meiner Unterhaltung (aus welcher alles Gemeine eben so sehr entfernt war, als alles Gezierte) noch desto stärker an mich an; denn alle Menschen lieben die Belehrung, vorzüglich diejenige, welche ihnen von keiner Seite etwas kostet. Ich hatte Mühe den Vertraulichkeiten zu entgehen, womit man mir allenthalben entgegen kam. Das Leben, welches ich führte, war nicht ohne alle Beschwerde; immer aber hatte es das Gute, daß ich Menschen kennen und behandeln lernte. Es war das eigentliche Leben eines Mönchs, der, nachdem er seinen Stützpunkt in seinem Orden gefunden hat, frei von den Sorgen und Leidenschaften des großen Haufens, keine weitere Forderungen an die Gesellschaft macht, aber sich selbst als Stützpunkt darstellt, an welchen sich jede Be-

kümmerniß lehnen kann, und auf dieſe Weiſe einen Mittelpunkt allgemeiner Sympathie bildet.

Dies Leben hatte gerade ein Jahr gedauert, als ſich ein Vorfall ereignete, den ich nie vergeſſen werde, weil er ſehr deutlich zeigte, wie gut die Meinung war, in welche ich mich geſetzt hatte. Ich theile ihn hier um ſo lieber mit, weil er von den italiäniſchen Geſchichtſchreibern, welche ihn in ihren Annalen aufgezeichnet haben, nur in den gröbſten Umriſſen dargeſtellt iſt, ſo daß weder die Thatſache ſelbſt, noch die Bewegungsgründe, denen ſie ihre Entſtehung verdankte, deutlich aus ihrer Erzählung hervorgehen.

Im Jahre 1565 wurde eine Verſchwörung gegen Pius den Vierten entdeckt. Angezettelt hatte ſie Benedetto Accolti, Sohn des verſtorbenen Kardinals Accolti. Seine Mitverſchwornen waren: der Graf Antonio Canoſſa, Taddeo Manfredi, der Ritter Pellicione, Proſpero Vittorio, und mehrere andere Perſonen von gemeinerer Herkunft. Es war verabredet worden, daß Benedetto Accolti ſich dem Pabſte unter einem Vorwande nähern und ihn erdolchen ſollte. Unmittelbar darauf wollten die Übrigen über das Conclave herfallen. Der

Zweck der ganzen Verschwörung war, wie immer, kein einiger, indem jeder von den Mitverschwornen seinen besonderen Plan verfolgte. Die Mittel waren fein genug combinirt. Endlich erschien der Tag, wo das Vorhaben ausgeführt werden sollte. Alles kam auf Benedetto Accolti an, und alles mislang durch ihn. Zwar kam er in die Nähe des Pabstes; doch in eben dem Augenblick, wo er den Dolchstoß führen sollte, ergriff ihn eine Furcht, die er zu besiegen nicht im Stande war. Er kehrte unverrichteter Sache zu seinen Mitverschwornen zurück. Diese machten ihm Vorwürfe über seine Verzagtheit. Unwilliger als alle Übrigen, zeigte der Ritter Pellicione die Verschwörung an. Alle wurden nach und nach verhaftet. Das Verhör begann. Über die Bewegungsgründe der Übrigen kam man nur allzu bald ins Reine; aber weder Verheißungen, noch Drohungen, noch Foltern, konnten den Benedetto Accolti bewegen, die Wahrheit zu gestehen. Alles, was er aussagte, war so unbestimmt, so übel zusammenhängend, und so unwahrscheinlich, daß man sich gar nicht getraute, ein Urtheil darauf zu gründen. Unter diesen Umständen überließ sich jeder seinen

Vermuthungen; und da Accolti ſich eine längere Zeit in Genf aufgehalten hatte, ſo war die allgemeinſte Vorausſetzung, daß er von den Anhängern Calvins fanatiſirt worden ſey.

Es lag der Regierung daran, den Stifter der Verſchwörung in ſeiner wahren Geſtalt kennen zu lernen. Man ſann alſo auf ein Mittel, welches kräftiger wäre, als Verheißungen, Drohungen, und Foltern. Wie man auf den Gedanken gerieth, daß ein ſanftes Gemüth am meiſten zu Bekenntniſſen ſtimmt, weiß ich nicht; aber ich erhielt von dem General den Auftrag, den Benedetto Accolti in ſeinem Gefängniß zu beſuchen. Dies geſchah den Tag vor ſeiner Hinrichtung, von welcher er zum voraus wiſſen konnte, daß ſie im höchſten Grade grauſam ſeyn würde. Der Zeitpunkt war, wie man ſieht, nicht ganz übel gewählt, um ihn, den Todesfoltern gegenüber, zur Mittheilung ſeiner Motive an einen Mann zu bewegen, der ihm in ſeinen Bekenntniſſen durch Gelaſſenheit und Sanftmuth zum Ableiter diente, im Fall ſie wirklich nicht gemeine waren.

Ich ging zu ihm und fand, als ich in ſein Zimmer trat, die Faſſung der Tugend über

ſein ganzes Weſen verbreitet. »Kommen Sie,« redete er mich an, »mich zu bekehren, ſo erſparen Sie ſich die Mühe; denn ich bin ein ſo verſtockter Sünder, daß alles, was Sie mir als Bekehrer ſagen können, mich niemals zu anderen Geſinnungen bewegen kann. Dabei wiſſen Sie, daß bei Greiſen und bei Verbrechern, welche ihrer Hinrichtung entgegen gehen, die Minuten im Preiſe ſteigen. Sie verbinden mich alſo, wenn Sie alles beſeitigen, was mir Langweil machen würde.«

So abſchreckend auch dieſer Empfang war, ſo faßte ich mich doch bald, indem ich ihm verſicherte: Ich käme nicht als Prieſter, ſondern als Menſch, der einen Mann genauer kennen zu lernen wünſchte, welcher ſo viel Geiſtesſtärke bewieſen hätte, und welchen man unter anderen Umſtänden, als die gegenwärtigen, vielleicht für einen Wohlthäter des Vaterlandes, für einen Heros erklärt haben würde. »Wie wenig ich auch bis jetzt in der Welt gelebt habe,« fügte ich hinzu, »ſo leuchtet mir doch ſehr deutlich ein, daß es Verbrechen giebt, an welchen nichts weiter ſträflich iſt, als die Geringſchätzung derjenigen, welche das Strafrecht üben. Sokrates trank

den Giftbecher, weil er den Unſinn des Polytheismus aufdeckte, bei welchem der atheniensiſche Staat ſeine Rechnung fand. Jeſus wurde ans Kreuz geſchlagen, weil er die Regierung ſeines Vaterlandes eine Geſellſchaft von Heuchlern und Betrügern nannte, welche mit dem Ruin des Staats beſchäftigt wäre. Tauſend und aber tauſend haben ſich in ihrem Fall befunden; und wo es jemals einen Märtyrer der Wahrheit gab, da iſt er durch den Kampf mit den Machthabern zum Märtyrer geworden. Überall iſt das Recht von der Macht ausgegangen; und wenn es ein Recht des Geſetzes giebt, ſo muß man nicht vergeſſen, daß das Geſetz ſelbſt ſeine Entſtehung der Macht verdankt. Das phyſiſche Leben iſt ein Kampf mit den Elementen; das geiſtige ein Kampf mit der Geſellſchaft. Siegt man nicht, ſo wird man beſiegt. Was Sie auch gethan haben mögen, ich nehme es nicht als Richter; ich nehme es als Menſch, als mitempfindendes Geſchöpf, das, um wahrhaft mit zu empfinden, begreifen will.«

Benedetto ſah mich mit ſtarren Augen an, indem ich dies ſagte. Es entſtand eine Pauſe von einigen Minuten. Endlich brach er ſol-

gendermaßen aus: »Sie würden ein Ungeheuer von Heuchelei und Verſtellung ſeyn, wenn Sie kein ehrlicher Mann wären; dies ſagen Ihre Worte; dies ſagen Ihre Mienen, welche genau zu Ihren Worten paſſen. Die Stunde meiner Hinrichtung iſt nahe; denn ich werde einem martervollen Tode nicht entgehen, weil mein Vorſatz nicht zur That gereift iſt. Ihnen will ich mich alſo aufſchließen, weil Sie der Einzige ſind, der mich verſtehen kann. Meine Richter verdienten es nicht, weil ihre Köpfe mit dem meinigen in einem ſolchen Widerſpruch ſtanden, daß ein Verſtändniß unter uns unmöglich war.

»Der Cardinal Accolti war mein Vater. Das Verhältniß, worin er mit meiner Mutter lebte, war ſo, wie ſein Stand es mit ſich brachte; nur daß beide ſich dabei wohl befanden. Staatsbürgerliche Vortheile wurden in einen höheren Anſchlag gebracht, als die Forderungen der Natur; aber indem meine Eltern durch gegenſeitige Achtung ſich zwiſchen die ſtaatsbürgerlichen Vortheile und die Forderungen der Natur gleichſam in die Mitte ſtellten, wurde aus ihrem Verhältniß eine weit beſſere Ehe, als die Geſetze zu bilden pflegen.

Meine Mutter, von welcher hierbei alles ausgehen mußte, war gewiß eine seltene Frau. Sie hatte viel Verstand, aber sie glänzte nie damit. Wer ihn nicht in ihren Handlungen wiederzufinden wußte, gewahrte ihn kaum; wer aber diese Hülle durchdrang, nannte sie unbedenklich ein edles, ein hochherziges Weib.

Mich erzog sie mit liebevoller Sorgfalt. Was nur einen Gegenstand des Unterrichts abgiebt, wurde mir wenigstens vorgehalten. Ich nahm davon in mich auf, was meinem Wesen entsprach. Meine Ausbildung gerieth um so besser, je mehr man auf meine Anlagen achtete und je weniger man bei dem Bildungsgeschäft dem bloßen Zufall überließ. Der einzige Fehler, den man beging, bestand darin, daß man mir keine Bestimmung gab. Über diese sollte das Schicksal entscheiden. Man verfuhr mit mir also ganz nach der italiänischen Weise, welche es mit sich bringt, daß aus so vielen kräftigen Individuen nie etwas tüchtiges wird, weil man ihnen nicht das Recht nehmen will, Alles zu werden. Dies kommt auf die Rechnung des lockeren Gesellschafts-Zustandes, so wie er in Italien einmal ist.

»Meine Leidenschaften schlummerten bis zum achtzehnten Jahre, in welchem Alter die Liebe erwachte. Es ist eine alte Bemerkung, daß Misverhältnisse, wenn sie einmal in einer Familie Wurzel gefaßt haben, sich nicht wieder ausrotten lassen. Da alles mit unseren Ideen zusammen hängt, und das Nicht-Daseyn derselben eben so wesentlich ist, als das Daseyn; so mochte es vielleicht in der staatsbürgerlichen Unbefangenheit liegen, welche eine Folge meiner ganzen Erziehung war, daß ich in der Wahl des Gegenstandes meiner Liebe gar keine Rücksicht auf den Stand meines Vaters nahm. Aurelia — so hieß meine Geliebte — war die Tochter eines Kaufmanns. Aus dem bloßen Wohlgefallen, das ich an ihrem Anblick fand, ward durch die Strenge ihrer Eltern, welche sie mit Argusaugen bewachten, die heftigste Leidenschaft. Ich sagte mir bald aufs bestimmteste, daß ich meine Eltern verlassen könnte, um an Aureliens Seite zu leben; denn da ich nicht ohne Talente war, so fand ich in mir hinreichende Mittel zur Unabhängigkeit. Nichts blieb mir übrig, als Aurelien zu entführen, und in einem anderen italiänischen Staat mit ihr zu

leben. Ich theilte ihr meinen Entſchluß durch ein Billet mit, welches ſie Abends an einem Faden nach ſich zog. Eine Römerin thut alles für einen jungen Mann, der bereit iſt, ihr große Opfer zu bringen. Aurelia machte keine Schwierigkeiten. Ich glaubte meine Anſtalten mit aller nur möglichen Vorſichtigkeit getroffen zu haben. Die Stunde der Entführung ſchlug; Aurelia erſchien. Ich empfing ſie mit dem Wonnetaumel eines Jünglings, der ſich am Ziel aller ſeiner Wünſche erblickt. Doch in eben dem Augenblick, wo ich ſie in den Wagen tragen wollte, wurden wir von ihrem Vater überfallen, der, nachdem er ſeine Tochter ins Haus zurückgeführt hatte, mich, der noch immer betäubt da ſtand, nicht wie den Sohn eines Cardinals, ſondern wie einen ganz gemeinen Entführer behandelte.

Dieſer Auftritt mußte bekannt werden. Ich hielt mich zu Hauſe, theils um dem öffentlichen Geſpötte zu entgehen, theils um zu verhindern, daß der Handel, den ich mit Aureliens Vater gehabt hatte, zur Kenntniß meiner Eltern kommen möchte. Während ich noch damit beſchäftigt war, einen Bedienten nach dem andern in mein Intereſſe zu ziehen,

trat meine Mutter bei mir ein. Thränen standen in ihren Augen, und es dauerte mehrere Minuten, ehe sie etwas zur Sprache bringen konnte. Endlich brach sie in bittere Klagen über die Schande aus, welche ich ihr und meinem Vater zugefügt hätte. »Du kannst »nicht länger hier bleiben,« sagte sie. »Was »darüber mit deinem Vater verabredet wer»den mußte, ist verabredet. Der Pater Fran»cesco soll dich begleiten. Du sollst Italien, »Frankreich und die Schweiz besuchen. Sechs »Jahre soll deine Abwesenheit dauern. Bei »deiner Zurückkunft wird der einfältige Streich »vergessen seyn, den du gemacht hast.«

»Ein angenehmerer Vorschlag hätte mir unter diesen Umständen nicht gemacht werden können. Ich küßte meiner Mutter tausendmal die Hände dafür. Die Begleitung des Paters Francesco war mir von allen die liebste. Ihn liebte ich, wie meinen zweiten Vater, und vielleicht noch mehr; denn von Jugend auf hatte er sich mit mir beschäftigt, und die Erkenntlichkeit, die er meinem Vater dafür schuldig war, daß er ihn den Kerkern der Inquisizion durch seine Fürsprache entris-

sen hatte, in der liberaleren Form der Liebe auf mich übergetragen.

»Die Reise ging gleich am folgenden Tage vor sich. Kaum hatte ich Rom im Rükken, als mir die Begebenheiten der letzten Tage meines Aufenthalts in dem Hause meiner Mutter wie ein Traum erschienen. Francesco, dem dies nicht entging, benutzte meine Stimmung, um mir alle die Aufschlüsse zu geben, deren ich noch bedurfte. Es kam an den Tag, daß meine Mutter die letzte Katastrophe herbeigeführt hatte. Sie war es gewesen, welche Aureliens Vater nicht blos einen Fingerzeig über mein Vorhaben gegeben, sondern ihn sogar zu einer solchen Behandlung berechtigt hatte. »Und daran,« fuhr Francesco fort, »hat sie sehr weise gehandelt. »Was wäre aus Ihnen geworden, wenn die »Entführung gelungen wäre? In einem Al»ter von achtzehn Jahren taugt man noch »nicht für ein so ernsthaftes Verhältniß, als »die Ehe ist. Sie würden Aureliens in kur»zer Zeit überdrüßig geworden seyn, und das »Ende wäre kein anderes gewesen, als daß »Sie ein unschuldiges Mädchen dem Elend »und sich selbst der Schande geopfert hätten.

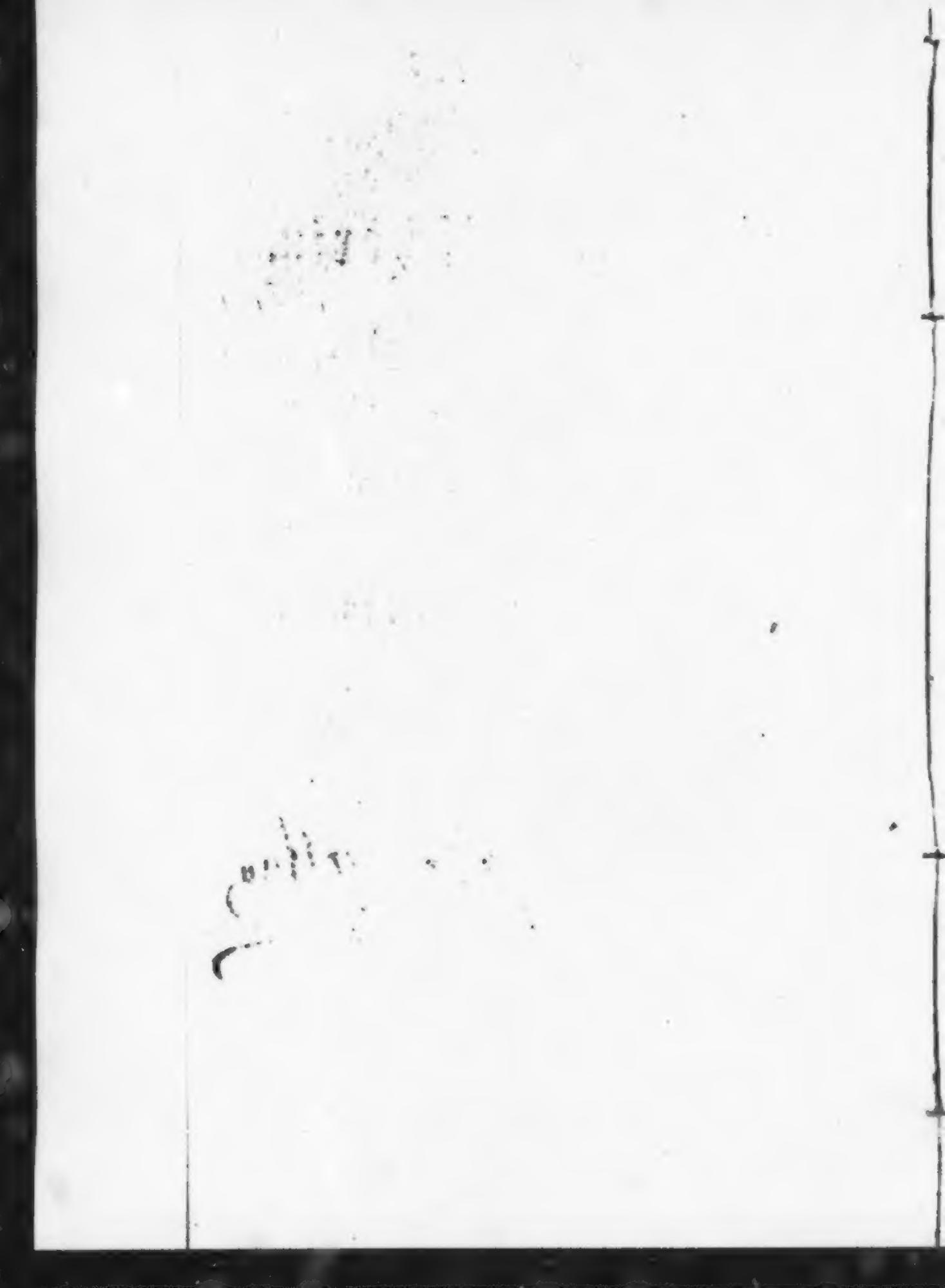
Bekenntnisse

einer Giftmischerin.

Von ihr selbst geschrieben.

Berlin.
1803.

176778 A



An den Leser.

Die Aechtheit einer Schrift zu erweisen, ist eine so schwierige Sache, daß Alle, die sich darauf eingelassen haben, immer hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben sind; der Unglaube steigt, je mehr man den Glauben erzwingen will.

Um den Vorwurf eigener Leichtgläubigkeit, oder dem noch schlimmeren einer beabsichtigten Täuschung zu entgehen, findet der Herausgeber gegenwärtiger Bekenntnisse keinen andern Ausweg, als den geneigten Leser zu ersuchen:

„Alles, was in diesen Bekenntnissen faktisch ist, oder als faktisch erscheint, so zu

nehmen, daß dadurch ein merkwürdiges psychologisches Problem gelöset wird.“

Durch die Erfüllung dieser bescheidenen Bitte erspart der geneigte Leser dem Herausgeber alle Erklärungen über die Entstehung dieses Werkes, über die Schicksale desselben und über so manches Andere, was man nicht gern sagt, wenn man sich nicht wichtig machen will, und was füglich ungesagt bleiben kann, ohne dem Werth einer Schrift den mindesten Abbruch zu thun.

Der Herausgeber.

An Julie Z.

Wie soll ich Sie nennen? — Freundin? — Meinem eigenen Schatten gegenüber gesteh' ich mir wenigstens, daß ich keine Freundin habe — keine haben kann — wenn ich gleich in der großen Welt die Miene annehme, als ob ich auf meine Freundschaft sogar einen Werth setzte. — Hochverehrte! — Als ich Sie zum erstenmale sah, erschrak ich über Ihre Unschuld. Ja, Erschrecken ist das rechte Wort, um das Gefühl auszudrücken, das sich, Ihnen gegenüber, meiner bemächtigte. Ihresgleichen findet man überhaupt sehr selten; ich aber hatte seit mehreren Jahren darauf Verzicht gethan, eine Frau kennen zu lernen, die, jede Art von Schminke hassend, sich immer so zeigt, wie sie ist — wahrhaft in ihrem ganzen Wesen — voll Eifer für eine gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten — anspruchslos im eigentlichen Sinne des Worts — zufrieden mit der

ganzen Welt — mehr in Andern, als in sich selbst, lebend. Es war unstreitig der Kontrast, worin ich gegen Sie stand, was mich erschrecken machte. Im Grunde erschrak ich über mich selbst — über meine innere Häßlichkeit — über meine bis zur Karrikatur verdrehte innere Physiognomie. Da man sich nicht selbst hassen kann, so sucht' ich mich Anfangs zu bereden: Was mir an Ihnen als Unschuld erschiene, wäre nichts anders, als das Produkt einer gewissen Geistesblödigkeit. Aber von diesem Wahn kehrt' ich nur allzu bald zurück; denn so oft ich Sie wiedersah, hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß das Gefühl für das Große und Schöne reiner und stärker in Ihnen ansprach, als in allen meinen übrigen Bekannten, und daß sich Ihr Urtheil über Gegenstände erstreckte, welche in der Regel ganz außerhalb unserer Ideenwelt liegen. Als ich Sie, Hochverehrte, endlich im Kreise Ihrer Familie sah, da fielen mir die Schuppen vollends von den Augen; denn da begriff ich, daß in Ihrer Unschuld, Ihrer Engelgüte etwas Nothwendiges ist. Ich sage nichts von Ihrem Gatten; aber ich habe Ihre Söhne gesehen. Unstreitig erinnern Sie sich noch, wie sinnend ich da saß, und wie nichts im Stande war, mich zu zerstreuen, oder aufzuheitern. Der Gedanke, der mich einzig beschäftigte, war: „Hättest du je einen solchen Sohn gehabt, so würd' es besser um dich stehen." Ich werde in meinen Bekenntnissen noch mehr als einmal auf diesen Punkt

zurückkommen. Genug, Ihre Bekanntschaft hat mich stärker auf mich selbst zurückgeworfen, als dies je der Fall gewesen ist. Unempfindlich gegen Alles, wodurch ich mich bisher zerstreut habe, denk' ich nur darüber nach, wie ich geworden bin, was ich bin; und wenn ich meine Begebenheiten niederschreibe, so hat das keinen anderen Grund, als den, daß ich mir ganz klar werden möchte. Wie ich auch endigen mag, diese Blätter kommen nach meinem Tode in Ihre Hände; ich habe alle meine Anstalten so getroffen, daß dies nicht fehlen kann. Sie werden Schauder über Schauder empfinden, indem Sie mich lesen; aber solche Empfindungen konnte ich Ihnen nicht ersparen, wenn ich noch einmal in meinem Leben wahrhaft seyn wollte. Wie dem Weltrichter will ich Ihnen mein Inneres aufschließen. Verdammen Sie mich, wenn Sie können. Losgesprochen mag ich nicht seyn; ich würde sogar denjenigen hassen, der meine Vertheidigung übernähme. Daß ich eine Verbrecherin bin, weiß ich; daß ich Verbrechen auf Verbrechen häufen muß, weiß ich nicht minder. Für mich findet keine Reue statt; noch weit weniger ein Umkehren von dem einmal betretenen Pfade. Alles, was ich über mich selbst vermag, ist: diejenigen zu meiden, die ich zu lieben durch mein ganzes Wesen gezwungen bin. Mit der übrigen Welt führ' ich den einmal angefangenen Kampf fort, bereit zum Unterliegen, sobald ich mit meiner List zu Ende bin. Ich habe mich

devovirt. Unter jedem meiner Fußtritte eröffnet sich ein Abgrund. Ich springe vor dem einen und dem andern zurück. Alle meine Bewegungen geschehen in Schlangenlinien. Der Himmel weiß, wie lange dies dauern wird, und wie ich versinken werde, da ich einmal doch versinken muß.

Erstes Buch.

Mag die Geburt an un für sich etwas sehr gleichgültiges seyn, so ist ie doch in Beziehung auf die unmittelbar daraf folgende Erziehung alles. Ich habe hierüber ßr lange nachgedacht, und das Resultat meines Nachdenkens ist: daß ich gerade von solchen Eltern geboren und erzogen werden mußte, um das zuwerden, was ich geworden bin.

Mein Vater war der berüchtigte W..., der an seinem Vaterlande und seinem Fürsten zum Verräther wurde. Haben Sie jemals ein Bild von Zäsar Borgia gesehen? Ich weiß nicht, wie es die Natur anfängt, um gewisse, längst zerbrochene, Formen wiederherzustellen; aber das weiß ich, daß keine Aehnlichkeit größer seyn kann, als welche zwischen meinem Vater und jenem entschlossenen Egoisten war. Diese Aehnlichkeit war indessen nicht blos eine physische. Auch für meinen Vater war, so weit ich ihn kennen gelernt

habe, nichts heilig; und hätte er in den revolu-zionären Zeiten gelebt, oder hätte irgend ein Mächtiger dieser Erde es der Mühe werth gefunden, ihm die Wege zu bahnen, so würde er eben so kühn und keck, wie jener, vorgeschritten seyn, bis er seinen Platz auf irgend einem Thron gefunden hätte. Nie ist ein Staatsbürger um die Mittel, sein Glück zu machen, weniger verlegen gewesen. Sie lagen in seiner Seele in Bereitschaft, noch eh' sich die Gelegenheit gefunden hatte, wo sie angewendet werden konnten. Was ihm auch aufstoßen mochte, immer war er sich seiner aufs deutlichste bewußt; immer hatte er das Ansehn, als ob er das neueste Ereigniß längst erwartet hätte; immer wußte er Rath. Die höchste innere Unruhe und die höchste äußere Ruhe schienen sich in sein Wesen getheilt zu haben. Er liebte außer sich selbst gewiß keinen Sterblichen; aber er hatte die Miene, als wäre die Welt noch immer zu klein für sein Wohlwollen. In seiner Höflichkeit lag ich weiß nicht was Verbindliches. Er sprach viel; aber mit Vorsicht, und, wie es mir immer vorgekommen ist, weit mehr in der Absicht, treuherzig zu machen, als sich selbst aufzuschließen. So allgemein bekannt auch sein Vergehen war, so hab' ich doch nie bemerkt, daß man ihn gehaßt hätte; die Maxime, nach welcher man den Verrath liebt und den Verräther verabscheut, hätte in Beziehung auf ihn umgekehrt werden können. Es war unstreitig kein gemeines Problem, das er in

dieſer Hinſicht zu löſen hatte. Seine Freigebigkeit trug indeſſen nicht wenig dazu bei, die Gemüther zu verſöhnen, wiewol auch in dieſer nur allzu viel Schein war. Niemand verſtand ſich auf den Werth des Geldes beſſer, wie Er, ſelbſt indem er das Anſehn gewann, als habe es gar keinen Werth in ſeinen Augen. Er iſt nicht arm geſtorben, ſo viel er auch die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens depenſirt hat. Sein Umgang mit den Vornehmſten war ihm auch in pekuniärer Rückſicht vortheilhaft. In dieſem Umgang war er leicht mit Beſonnenheit; und die Folge davon war, daß man nur deſto mehr Vertrauen zu ſeiner Geſchicklichkeit hatte und behielt. Man hat mir oft geſagt, daß er über die verſchlungenſten Verhältniſſe in der höhern Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens belehrt geweſen ſey, und ich glaube es; denn er war in einer ewigen Beobachtung begriffen, und wenn er das menſchliche Thun und Treiben von einer Seite als ein verächtliches Spiel nahm, das man bei Gelegenheit unter die Füße treten müſſe, ſo hörte er doch nicht auf, ſich in Acht zu nehmen, und ſich eben dies Spiel ſogar einträglich zu machen. Denken Sie ſich übrigens meinen Vater groß, ziemlich mager, von blaſſer Geſichtsfarbe, mit großen ſchwarzen Augen und einer wunderſchönen Hand, an die ich noch jetzt nicht ohne Intereſſe zurückdenken kann, weil mir nie eine ſchönere vorgekommen iſt. Er würde nicht Ihren Beifall gefunden haben, ich weiß es; aber auch Sie hätten

mit tausend und aber tausend Andern gesagt: Ein interessanter Mann!

In meiner Mutter war, wie in den meisten Weibern, ein Widerspruch, der sich nie gelöst hat. Das Fundament ihres Charakters, so weit ich denselben habe durchschauen können, war Frömmigkeit. Tochter eines sächsischen Geistlichen, wurde sie mit meinem Vater zu einer Zeit verheirathet, wo sie kaum angefangen hatte, sich einen Mann zu wünschen, d. h. so jung, daß sie schlechterdings außer Stande war, über das Verhältniß zu denken, in das man sie stieß. Es würde meinem Vater möglich gewesen seyn, sie gut oder böse zu bilden, hätte er von der einen Seite mehr Interesse an ihr gefunden und wäre er nicht von der andern durch besondere Schicksale von der Bahn des häuslichen Glücks gewaltsam weggezogen worden. Er selbst hat mir sehr oft gesagt, daß das Beten meiner Mutter ihm von Anfang an unausstehlich gewesen wäre. Bleib' ich hierbei stehen, so muß ich annehmen, daß meine Eltern sich nie gegenseitig begriffen haben, und daß ihr Verhältniß zu einander in dem ersten Jahre ihrer Verbindung eben so gewesen ist, als in dem letzten. Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist wenigstens so viel gewiß, daß es keine Ehe geben kann, welche zugleich elender und bequemer wäre, als die ihrige war. Mein Vater wenigstens machte nicht die geringsten Prätensionen an meine Mutter. Dieser fiel es öfters ein, daß sie einen Gatten habe; aber

von dem, was die Ehe eigentlich iſt, hatte ſie gar keinen Begriff. Da ſie nicht ohne Temperament war, ſo hielt ſie ſich ſchadlos wegen der Vernachläſſigungen ihres Mannes. Vor ungefähr dreißig Jahren waren die Geiſtlichen nicht beſſer, als ſie es gegenwärtig ſind; aber man hatte eine beſſere Meinung von ihnen. Der Liebhaber meiner Mutter war ein Prediger, der es für gut befunden hatte, unverheirathet zu bleiben, und von ſeinen Brüdern ſich noch dadurch unterſchied, daß er — damals etwas ganz unerhörtes, wie gemein es auch gegenwärtig ſeyn mag — den Agreablen an den Tafeln der Vornehmen machte, und mit Anekdoten, die er von allen Enden und Orten zuſammen brachte, für ſolidere Leckerbiſſen bezahlte. M..., dies war ſein Name, fand ſich aber nicht blos an der Tafel meines Vaters ein, ſondern benutzte auch die Zerſtreuung, worin dieſer lebte, um meiner Mutter die tödtliche Langeweile erträglich zu machen, von der ſie verzehrt wurde. Fromme Perſonen ſind immer verliebter, als nicht fromme. Unſtreitig fand M... aus dieſem Grunde ſeine Rechnung um ſo mehr bei meiner Mutter, welche ihrerſeits gewiß nicht ungern ſündigte, weil ihre Frömmigkeit dadurch neue Nahrung bekam; denn ich habe immer bemerkt, daß die Gottheit in unſerem Geſchlechte ſehr wenig Verehrer finden würde, dächte man ſie ſich nicht als einen Richter, deſſen Zorn man durch freiwillige intereſſante Anklagen zuvorkommen könne. Der Widerſpruch

nun, worin meine Mutter mit sich selbst stand, beruhte eigentlich darauf, daß sie nicht blos von Andern für tugendhaft gehalten seyn, sondern auch sich selbst als tugendhaft erscheinen wollte, während sie ihrer Schwachheit täglich den Zügel schießen ließ. Wäre sie eine entschlossene Frau gewesen, so würde sie wenigstens die eine oder die andere gute Eigenschaft gerettet haben; da sie es nicht war, so mußte bei ihrem ewigen Schwanken zwischen Vorsatz und Leidenschaft, alles gute nach und nach in ihr untergehen und zuletzt nichts weiter übrig bleiben, als ein Bodensatz von Eigensinn und Unerträglichkeit. Ich habe unter meinen weiblichen Bekannten dergleichen Mittelgeschöpfe sehr viele angetroffen, und es kommt mir vor, als ob diese moralische Zwitterartigkeit das nothwendige Produkt der weiblichen Erziehung sey, nach welcher es uns schlechterdings nicht gestattet ist, offen und ehrlich zu verfahren.

So waren also meine Eltern Entgegengesetzte ganz besonderer Art; mein Vater, in sich vollendet, obgleich auf eine Art, die nicht zu empfehlen ist; meine Mutter, sehr unvollendet und ein wahres Embryo in der Tugend, wie im Laster. Beide stießen sich wie Nord- und Südpol von einander. Das nahm mit den Jahren zu. Ohne die Feinheit meines Vaters würden täglich Scandale erfolgt seyn. Nie hat es ein Mann in der Kunst, seiner Frau zu entschlüpfen, weiter gebracht. Selbst wenn meine Mutter in Begriff war, wie ein Un-

gewitter auf ihn loszustürmen, besänftigte er sie durch eine einzige Miene, oder durch ein bloßes Wort. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß es ihr nie gelungen ist, ihrem Herzen Luft zu machen. Sie hätte bisweilen vor Erboßung sticken mögen; aber was halfs? Mein Vater ließ sie nie zu Worten kommen, und von dem Augenblick an, wo sie in ihrem M... eine Schadloshaltung gefunden hatte, war er großmüthig oder nachsichtig genug, sich wenig oder gar nicht um sie zu bekümmern, und ihr um so mehr alle Freiheit zu gestatten, da er überzeugt seyn konnte, daß ihr Liebhaber jede Vorsicht anwenden würde, um den öffentlichen Aergerniß vorzubeugen.

Ich war die Aelteste von drei Geschwistern. Mein Bruder Karl offenbarte, von Jugend an, keine besondere Anlagen. Dies war der Grund, warum mein Vater mich zuletzt allen vorzog. Denn sobald der Unterricht seinen Anfang genommen hatte, zeigte sich, daß meine Lebhaftigkeit sich auf alle nur mögliche Gegenstände bezog, und daß von dem, was gelehrt und gelernt werden kann, für meinen Kopf nichts zu schwer war. Wie sehr bedauerte mein Vater, daß aus mir kein Junge geworden sey — und wie oft hab' ich es in der Folge mit ihm bedauert! Ninon d'Enclos pflegte zu sagen: Sie habe den lieben Gott immer gebeten, lieber einen ehrlichen Mann, als eine ehrliche Frau aus ihr zu machen. Ich weiß nicht genau, was Ninon damit sagen wollte;

aber das weiß ich gewiß, daß, wäre ich ein Mann geworden, ich auch ein ehrlicher Mann geworden seyn würde; dies verbürgt mir die Heftigkeit meines Temperaments, welche sich ursprünglich mit keiner List und keinem Betruge verträgt. Doch ich greife mir vor. Ich hatte kaum ein Alter von fünf Jahren erreicht, als ich fertig las und schrieb. In einem Alter von sieben Jahr begann ich die Musik zu kultiviren und machte solche Fortschritte, daß ich allgemein bewundert wurde. Um diese Zeit fing mein Vater an, mich in der Dechiffrirkunst zu üben; und wie nüchtern auch diese Kunst ist, so gewann ich in kurzer Zeit große Fertigkeit darin. Meine Hirnmasse muß von unaussprechlicher Weichheit und Zähheit seyn; denn jeder Eindruck früherer Jahre ist mir geblieben, und so verschlungen und mannichfaltig auch meine Schicksale gewesen sind, so hat doch keine meiner Erinnerungen ganz zerstört werden können. Dies ist's, was gegenwärtig mein größtes Leiden ausmacht; was ich immer zu vernichten gestrebt habe und nie habe vernichten können.

Als Kind stand ich in der unglücklichsten Mitte zwischen Vater und Mutter. Dem ersteren mehr ergeben, als der letzteren, kam ich nur allzu bald dahin, Parthei gegen diejenige zu ergreifen, der ich das Leben verdankte. Ich glaube, es liegt in der Natur, daß Väter, wenn sie Söhne haben, ihre Töchter mehr lieben; ich getraue mir aber nicht, den Grund davon anzuzeigen. Eben so

glaub' ich, daß Töchter ihre Väter mehr lieben, als ihre Mütter. Bei mir war dies durchaus der Fall. Für meinen Vater würd' ich, wie man's nennt, durchs Feuer gelaufen seyn; meiner Mutter hingegen auch nur eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, wurde mir immer sauer. Da ich von Natur gewiß eben so wenig bösartig war, als irgend ein Mensch, so mochte meine Ungefälligkeit auch wohl darin gegründet seyn, daß meine Mutter, sobald sich meine Talente zu entwickeln begannen, ihren Antheil an meiner Erziehung haben wollte und mir dadurch manchen Zwang auflegte. Weil die Frömmigkeit bei ihr oben an stand, so war ihr Erstes, mich eine Menge von Gebeten zu lehren. Dieß ließ ich mir um so williger gefallen, da man Poesie, wär' es auch noch so schlechte, bei einem erträglichen Gedächtniß sehr leicht lernt. Weniger wollten mir die sogenannten Sittsamkeitsübungen ein. Meine Lebhaftigkeit vertrug sich sehr schlecht mit dem Aufenthalt in halbdunklen Zimmern, wie sie meine Mutter liebte. Noch weniger aber vertrug sie sich mit einem gezwungenen Sitzen und einer schlaffen Unterhaltung. Wo es sich also nur thun ließ, entwischte ich meiner Mutter; und da mir eine Art von Instinkt sagte, daß dies ohne Erfolg seyn würde, solange ich an meinem Vater keinen bestimmten Rückhalt gewonnen hätte, so schloß ich mich an diesen desto enger an. Mein Vater konnte, wie es scheint, nicht widerstehen;

vielleicht bedurfte er gerade der Zerstreuung; vielleicht ließ er sich durch den rasenden Gedanken irre führen: Sein Geist verdiene in mir fort zu leben. Genug, von meinem neunten oder zehnten Jahre an, ward ich sein entschiedener Lieb-ling, und nun ging es mit mir rasch vorwärts.

Ich darf nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß meine Geschwister mir in nichts hinderlich oder beförderlich waren; ich wandelte durchaus meine eigene Bahn. Kamen sie mir in den Weg, so gebot ich ihnen mit der Autorität, die allen älte-ren Geschwistern eigen ist, wenn sie Kopf haben. Apostimmt erinnere ich mich, daß ich meinen Bruder mehr als einmal gemißhandelt habe, nicht weil ich ihn etwa nicht hätte leiden können, son-dern weil er mich durch seine Trägheit inkommo-dirte. Meine Schwester behandelte ich vollends wie meine Puppe; bald putzte ich sie, bald schlug ich sie. Es machte mir Vergnügen, wenn man vor mir zitterte, und eine Tochter unseres Nach-barn fing ich an lieb zu gewinnen, weil sie mir beständig auswich und bei Gelegenheit zu einer ihrer Gespielinnen sagte: die W — ist meschant. Alle diese Züge beweisen mir bis zur Evidenz, daß der Despotismus in unserer Natur steckt, und daß das Gegentheil desselben, wir mögen es Humanität oder Liebe nennen, nichts anderes ist, als das Produkt einer langen Gewöhnung und der richtigen Schätzung des Widerstandes, den wir in andern Menschen antreffen. Ich kann

mich irren, aber ich bin sehr geneigt zu glauben, daß, vermöge der uns allen eingepflanzten Selbstliebe, jeder Mensch, der ungestraft despotisiren kann, sich in der Ausübung des Despotismus glücklich fühlt, und von seiner einmal errungenen Machtvollkommenheit, sey sie auch noch so gering, mit seinem guten Willen nie etwas verliert.

Von allem Umgang mit meinen Geschwistern und Freundinnen war ich von dem Augenblick an getrennt, wo mich mein Vater in seinen besonderen Schutz nahm. Wir lebten in der Hauptstadt. Die Geister fingen damals an, sich zu regen. Es wurden die ersten Fundamente zu einer schönen Literatur geworfen. Schöngeisterei war das allgemeine Gepräge der Köpfe. Man übersetzte aus dem Französischen und Englischen, bis man nach und nach anfing, sich auf eigenen Füßen zu erheben. Verschieden von dem gegenwärtigen waren die Produkte des Geistes; aber sie gefielen deswegen nicht minder. Mit Heißhunger verschlang man alles, was zum Vorschein kam. Neben dem einen Buchladen entstand ein anderer, weil geistige Bedürfnisse sich einfanden, welche befriedigt seyn wollten. Damals war man noch weit entfernt von jenem Fakzionsgeist, der sich gegenwärtig der Gemüther bemächtigt hat. Die guten Köpfe suchten und unterstützten sich, anstatt sich, wie jezt so häufig geschieht, zu isoliren und zu verfolgen. Noch mehr: die guten Köpfe wurden sogar von denjenigen gesucht, die es nicht

waren; man schätzte sich glücklich, einige Stunden in ihrer Gesellschaft zuzubringen und machte sie sich einander eben so abspännstig, wie man sie jetzt allgemein verachtet.

Nichts beschäftigte indessen die ganze Hauptstadt mehr, als das Theater. Mit diesem verhielt es sich, wie mit allen übrigen Erscheinungen der damaligen Zeit. Da der Geschmack noch nicht verwöhnt war, so nahm man mit Hausmannskost vorlieb. Schauspieler und Schauspielerinnen, welche gegenwärtig gar nicht in Betrachtung kommen würden, waren damals vortrefflich und eben so sehr das Entzücken der Zuschauer und Zuschauerinnen, als es gegenwärtig die angeblichen Meister und Meisterinnen in ihrer Kunst sind. Je weniger man über die Regeln des guten Geschmacks gedacht hatte, desto mehr genoß man. Kaum ahnete man damals, daß es dergleichen Regeln gebe; und was auch immer unsere Zeitungskritiker dagegen sagen mögen, so bin ich überzeugt, daß sie nur in ihrem unfruchtbaren Gehirn vorhanden sind, und daß die Künstler nichts Schlechteres thun können, als wenn sie von ihrem Kunstgeschrei die mindeste Notiz nehmen. Das Wahre von der Sache ist — wenigstens scheint es mir so — daß mit der Kunst auch die Kritik vorrückt, die zu allen Zeiten sehr überflüssig ist, während die Kunst nicht entbehrt werden kann. Können die modernsten Kritiker auch nur mit einem Schein von Wahrheit behaupten,

daß ihre Abſtrakzionen vor dreißig Jahren dieſelben waren? Die Kunſt iſt ein unbekanntes Land, in welches man mit Vorſichtigkeit dringen muß, ohne einen Geographen zum Führer zu nehmen, weil alle Geographie erſt dann einen Werth hat, wenn die Entdeckung vollendet iſt. Doch wohin gerath' ich? Noch iſt's nicht Zeit, mir ſelbſt zu entfliehen. Ich bin noch laſterfrei; ich habe mir noch nichts zu Schulden kommen laſſen, deſſen ich mich zu ſchämen Urſache hätte.

Mein Vater liebte das Schauſpiel und führte mich als ein zehnjähriges Mädchen ſehr häufig mit ſich ins Schauſpielhaus. Die meiſten Eltern und Erzieher haben keine Idee von der allmähligen Entwickelung, durch welche ſie gegangen ſind, und ſetzen daher voraus, daß das, was ſie ohne allen Nachtheil ſehen oder hören, auch von ihren Kindern und Zöglingen ohne Schaden aufgenommen werde. Unſtreitig gehörte mein Vater zu dieſen Unbedachtſamen. Geh' ich indeſſen in meine Jugend zurück, ſo finde ich, daß ich, um nur erträglich zu gerathen, vor meinem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre nie hätte ein Schauſpiel ſehen ſollen. Ich bin nicht im Stande, die erſten Eindrücke, welche das Schauſpiel auf mich gemacht hat, noch gegenwärtig darzuſtellen; aber das kann ich mit der größten Beſtimmtheit ſagen, daß mich dieſe Eindrücke zuerſt verwirrten. Sobald die erſte Täuſchung verſchwunden war, wurde es mir klar, daß man etwas ſeyn und etwas ſcheinen

kann; und für ein junges Mädchen von zehn bis eilf Jahren, wie ich war, kommt dieſe Abſtrakzion viel zu früh; denn ich ſollte noch erſt etwas werden, um dadurch einen Maasſtab für den Werth des Scheinens zu erhalten. Dies war aber nicht der ganze Schaden, den ich von meinen häufigen Beſuchen des Schauſpielhauſes hatte. Je beweglicher meine Einbildungskraft von Natur war, deſto weniger entging mir irgend etwas von dem, was ich auf der Bühne ſah und hörte. Nicht blos Bewegungen und Mienen, ſondern auch Worte und Töne drückten ſich ſo einätzend in meinem Kopfe ab, daß das Schauſpiel im Grunde erſt dann für mich geendigt war, wenn ich ein neues aufführen ſah. Was mir auf der Bühne gefallen hatte, ahmte ich zu Hauſe nach. Ich deklamirte Selbſtgeſpräche, und hätte ſehr viel darum gegeben, wenn ich unter meinen Bekannten ein gleichfühlendes Weſen gefunden hätte, mit welchem ich den Dialog hätte üben können. Wär' ich zwanzig Jahre ſpäter geboren worden, ſo würde ich keine Mühe gehabt haben, meinesgleichen zu finden; aber die Freigeiſterei war um die Zeit, in welche meine Entwickelung fiel, noch nicht ſo allgemein, wie gegenwärtig; man hatte noch nicht einmal die Ahnung von einem Liebhabertheater, dergleichen man jetzt beinah in allen Hauptſtraßen antrift. Ich half mir indeſſen ſo gut ich konnte. Was ich nicht mit eigenen Kräften darſtellen konnte, ließ ich auf der Seite und übte mich dafür

deſto emſiger in der Nachahmung der Gebehrden. Schon in meinem eilften Jahre verſtand ich die Kunſt, in Ohnmacht zu fallen, ſo vollkommen, daß ich, glaub' ich, mit der erſten Schauſpielerin hätte wetteifern können. Mein Temperament iſt von Natur ſtark, und ich erinnere mich nicht, irgend einmal in meinem Leben jene Schwäche empfunden zu haben, die, durch den plötzlichen Zurücktritt des Bluts in die Hauptgefäſſe hervorgebracht, durch Ohnmacht bezeichnet wird; aber ich habe dieſen Zuſtand ſo gut kopiren gelernt, daß ich mir getraue, die halbe Welt zu täuſchen; ich habe Verſuche dieſer Art mehr als einmal gemacht, um mich in den Kredit einer ſentimentalen Frau zu ſetzen, und ſie ſind mir ſo vollkommen gelungen, daß ich ſelbſt hinterher über die Treuherzigkeit gelacht habe, mit der ſich gewiſſe Leute einbilden, man lebe und webe nur in ihrem Intereſſe. Stärke des Temperaments war unſtreitig der Grund, wenn ich, wie ſo viele andere junge Leute, die Tragödie der Komödie bei weitem vorzog. Dieſer Geſchmack iſt mir geblieben, und wenn Sie die Lektüre meiner Bekenntniſſe werden geendigt haben, ſo werden Sie ſich ohne Mühe erklären können, warum er mir bleiben mußte. Ich bemerke hier nur im Vorbeigehen: daß ich in meinem ganzen Leben kaum dreimal gelacht habe, und daß mir dieſe Art der Erſchütterung von Jugend an ſo gleichgültig geweſen iſt, daß ich die Gelegenheit dazu bei weitem mehr vermieden, als

gesucht habe. Das Schauspielerleben schien mir lange beneidenswerth. Mochte mir mein Vater noch so sehr das Gegentheil betheuern, ich glaubte es ihm nicht eher, als bis eine genauere Bekanntschaft mit Personen dieser Art mich überzeugt hat, daß sie sich in der Regel unglücklich fühlen, und das Metier, dem sie sich ergeben haben, in ihrem Innern verwünschen, weil es sie zur Entsagung aller eigenen Individualität zwingt und sie zu Sklaven des Publikums macht, das nie zu befriedigen ist, und, selbst wenn es Beifall klatscht, dem Vorrecht der Verachtung nicht entsagt. Je später ich von dieser Wahrheit überzeugt worden bin, desto später hab' ich auch den Gedanken aufgegeben, Schauspielerin zu werden; ein Gedanke, der wenigstens zehn Jahr hindurch in dem Hintergrund meiner Seele gelegen hat, und regelmäßig zum Vorschein trat, so oft ich meine Reputazion für unwiderbringlich verloren hielt. Und dennoch wünschte ich wohl, ich hätte mich über alle Schwierigkeiten hinweggesetzt, welche der Ausführung entgegenstanden! Auf jeden Fall wäre ich allen den Kollisionen entgangen, worin ich mit meinen Neigungen gerathen bin; auf jeden Fall wäre mehr Einheit in mein Wesen gebracht worden; auf jeden Fall hätt' ich durch die größere Freiheit, deren ich bedurfte, nicht die Tugend gewonnen, aber das Verbrechen vermeiden gelernt. Ich würde nicht glücklich geworden seyn; aber ich wäre gewiß auch nicht schlecht geworden.

Nachdem meine Einbildungskraft durch das Schauspiel einmal in Gang gebracht war, durfte nur noch die Romanenlektüre hinzukommen, um mich einmal für allemal für die Verhältnisse des Lebens unbrauchbar zu machen. Wenn Ludwig der Funfzehnte den Bewohnerinnen des Park-au-Cerf Kantharidenbonbons gab, so war er sich der Wirkung bewußt, die er hervorbringen wollte. Dies ist nicht der Fall mit den Eltern, welche ihren Töchtern Romane in die Hände geben; allein die Wirkung, welche durch diese Art von Lektüre hervorgebracht wird, ist in den meisten Fällen eben so sicher, und den Folgen nach noch viel schrecklicher. Soll ich nach meinen Erfahrungen entscheiden, so darf kein junges Mädchen einen Roman lesen, er sei so gut, d. h. so moralisch er wolle. Denn außerdem daß diese Lektüre die Zerstreuung habituel macht, indem sie den Geschmack an ernsthaften und nützlichen Beschäftigungen verdrängt, bringt sie eine unüberwindliche Neigung zum Abentheuerlichen hervor, die um so gefährlicher ist, da sie die stärkste aller Leidenschaften, die Geschlechtsliebe, zur Basis hat. Mein besonderes Unglück war, in Zeiten geboren zu werden, wo man von allem diesen keine Ahnung hatte und die Romanenleserei für unumgänglich nöthig hielt, theils um den mündlichen Ausdruck junger Frauenzimmer zu kultiviren — wobei im Grunde alles auf Phrasen hinauslief, die man einlernte — theils um ihrem Betragen Anstand zu geben — wobei nichts

anders herauskam, als Ziererey. Mein Vater selbst brachte mir die Romane, die ich lesen sollte, nachdem ich mich dieser Art des Zeitvertreibs einmal hingegeben hatte. Unstreitig glaubte er sich ein besonderes Verdienst um mich zu erwerben, als er mir Richardsons Werke in die Hände spielte; allein ich kann betheuern, daß mir keine Lektüre nachtheiliger gewesen ist, als die der Clarissa und des Grandison. Alle übrigen Romane hatten mein Blut erhitzt, meine Fantasie aufgeregt und mich in diejenige Stimmung des Gemüths gebracht, vermöge welcher man über gewissen Geheimnissen brütet, die man ergründen zu müssen glaubt. Clarissa und Grandison zogen mich davon ab; aber indem das Licht, daß ich mir einmal verschaft hatte, blieb, konnte meine Einbildungskraft nicht mit gigantischen Figuren angefüllt werden, ohne daß ich über das ganze Leben deforientirt wurde. Grandison wurde mein Maasstaab. Ihn hielt ich an alle Männer, die mir angenehm in's Auge fielen; vorzüglich an alle groſse, wohlgebaute Männer, die ich, vermöge des allen Weibern eigenen Instinkts, für die einzigen bemerkenswerthen hielt. Ich habe in der Folge alles Mögliche gethan, um von dieser Narrheit zurükzukommen; aber sie ist mir gegen meinen Willen geblieben, und hat nur allzu viel Einfluß auf meine Handlungen gehabt. Und noch jetzt such' ich das in den Athos eingehauene Gebilde, und würde, wenn mir auch der vollkommenste Mann, den es auf

ganzes Leben war v
ewiger Wechsel von
fen, und je mehr sie
gewöhnte, desto lieb
Nicht daß sie nicht
eins von meinen G
lassen; aber, im
ihr eben so gleichg
Welt; sie lebte für
feuerte sich um so st
kam. Es ist seltsam
Unendlichkeit zunehmn,
unserer wahren Bestim
mußte wohl so seyn,
Geschlecht etwas Gr
habe oft gedacht, da
Fortdauer auch keine
als diese Unendlichkei
rii die Zerstörung d
weil ich mir bei der
viel Stillstand denken

Ich hatte ein A
Jahren erreicht, als
Geheimnisse ganz in
Stärke in mir erhielt
tete. Mein Vater n
die ich deshalb an ih
an unsere Köchin, el
aber so dienstfertig
mögen, sobald es nur

von diesem Augenblick an ein
Beten und Trinken und Schla
e sich an diese Art von Existenz
ber wurde ihr die Einsamkeit.
och dann und wann mich oder
Geschwistern hätte zu sich rufen
anzen genommen, waren wir
ültig, als die ganze übrige
eine ganz andere, und be
rker, je näher sie ihrem Ziele
mmung entfernen; aber dies
wenn aus dem menschlichen
oßes werden sollte, und ich
ß, wenn der Glaube an die
n andern Grund haben sollte,
it der Begierden, es dennoch
esselben Schade seyn würde,
höchsten Vernünftigkeit sehr
n muß.

lter von ungefähr dreizehn
der Wunsch, über gewisse
s Reine zu kommen, eine
, die mir keine Ruhe gestat
wich allen den Fragen aus,
n richtete. Ich wandte mich
ne ziemlich bejahrte Person;
dergleichen Leute auch seyn
r auf Befriedigung der Neu

gierde ankommt, so konnte ich doch nichts weiter aus ihr herauspressen, als die Antwort: das werden Sie zeitig genug erfahren. Der Bediente meines Vaters war ein Stock, und dabei so häßlich, daß ich ihn nie ohne Widerwillen ansehn konnte. Auf mich selbst zurückgebracht, grübelte ich unablässig, bis ich, der Himmel weiß durch welche Kombinazion, auf das rechte Mittel fiel.

Nicht weit von unserm Hause war eine Pensionsanstalt, in welcher ein französischer Graf, der eines Duells wegen aus seinem Vaterlande entwichen war, in seiner Muttersprache Unterricht ertheilte. Täglich sah ich den Grafen vor meinem Fenster vorübergehen, und die Keckheit, womit er einherging, war mir schon lange eben so sehr aufgefallen, als seine wirklich schöne Figur. Ihm zu gefallen, hatte ich die Bekanntschaft mehrerer Demoiselles aus der Pensionsanstalt gemacht, wenn gleich ohne allen Erfolg für meinen eigentlichen Zweck. Sobald ich einsah, daß ich meine Absicht nur dann erreichen würde, wenn ich den Grafen allein hätte, bat ich meinen Vater um die Erlaubniß, das Französische, das ich mehr als einmal angefangen, aber immer wieder aufgegeben hatte, fortsetzen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde mir nicht vorenthalten; und da man nicht gern zu einem einmal abgedankten Maitre zurückkehrt, so verstand es sich im Grunde von selbst, daß der Graf von Vandreuil mein Lehrer werden würde. Aufgefordert fand er sich bei mir ein. Mein Vater war bei den

erſten Lekzionen zugegen; aber, unruhig und unſtät, wie er immer war, wurde er dieſer Meiſterſchaft bald überdrüſſig. Vaudreuil war allzu ſehr Franzoſe und ſchämte ſich ſeines Metiers viel zu ſehr, als daß er die vortrefliche Gelegenheit, die ihm mein Vater darbot, nicht zu einem Liebeshandel hätte benutzen ſollen. Ein Liebhaber iſt um ſo beſſer daran, wenn ſeine Geliebte vor Ungeduld brennt, gewiſſe Geheimniſſe durch ihn aufgedeckt zu ſehen; und da dies nur allzu ſehr bei mir der Fall war, ſo gab ich mich ſeinen Liebkoſungen um ſo unverſtellter hin. Vaudreuil verſchob die Schäferſtunde ſelbſt von einer Zeit zur andern, ohne daß ich die Urſache dieſes Aufſchubs damals recht ergründen konnte; indeſſen bereitete er mich auf alle nur mögliche Weiſe darauf vor, und ich habe hinterher ſehr wohl eingeſehen, daß er zu den Roués ſeines Zeitalters gehörte, die keine andere als die frikaſſirte Liebe genießen mögen. Es würde ekelhaft ſeyn, wenn ich hier erzählen wollte, durch welche Stufen er mich führte; aber das darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß er mir nach und nach eine Wuth einimpfte, vermöge welcher mir nichts anderes übrig blieb, als ihn um die letzte Gunſt wie um eine Gefälligkeit zu bitten. Unſtreitig war dies der Punkt, auf welchen er mich führen wollte; denn die Eigenliebe der Franzoſen aus den höheren Sphären der Geſellſchaft, iſt, im eigentlichſten Sinne des Worts, unermeßlich, und das größte Opfer, das man ihnen darbringt,

hört auf, ein Opfer zu ſeyn, wenn es nicht mit einer vollendeten Proſtituzion verbunden iſt. Vaudreuil erreichte ſeinen Zweck mit mir. Gränzenlos war die Liebe, die ich für ihn fühlte. Er hätte mich tyranniſiren können, und ich würde ihn noch immer geliebkoſt haben. So ſehr hatte ich die Tramontane verloren, daß ich ihn überall verfolgte. Es war mir, als ob mein ganzes Leben von ſeinem Athemzuge abhinge. Ein lang verhaltenes Feuer war endlich zum Ausbruch gekommen, und loderte jetzt nach Maasgabe des reichen Brennſtoffs, den ich enthielt.

Wenn ich bisher noch nichts von meiner Figur geſagt habe, ſo iſt es blos darum geſchehen, weil ſie bis jetzt noch immer in Werden war. Ungefähr vierzehn Jahr alt, war ich der Länge nach vollkommen ſo, wie ich noch jetzt bin, d. h. über das Mittelmaas hinaus groß. Mein Geſicht war rund. In meinem Auge, das man ſich ſehr feurig denken muß, lag ein gewiſſer Triumph; erſt ſpäterhin hat es eine beſtimmte Richtung zur Erde erhalten, und ich werde nicht vergeſſen, anzuzeigen, in welchem Zeitpunkt es dieſe Richtung zuerſt erhielt. Meine Farbe hatte die Friſchheit der Jugend mit demjenigen Zuſatz, welchen die Brünetheit giebt. Ich war nicht fleiſchig; aber ich hatte die Anlage, es zu werden. Mit dieſen Reizen würden teutſche Männer an Vaudreuils Stelle zufrieden geweſen ſeyn; aber Vaudreuil war es um ſo weniger, weil man ihm von allen Seiten

entgegen kam, und die Genüſſe der Eigenliebe bey ihm den Ausſchlag über alle anderen gaben. Was ich auch thun mochte, ihn zu feſſeln, es blieb zwiſchen ihm und mir immer eine gewiſſe Kluft befeſtigt, die ich ſehr gut wahrnahm, über die ich mich aber nicht erklären konnte. Eines Tages ſah ich ihn verdrüßlich. Ich forſchte ſo lange nach der Urſache ſeiner Verſtimmung, bis ich erfahren hatte, daß es ihm an Gelde fehlte. Was konnt' ich thun? Selbſt hatte ich nichts; und da alle meine Bedürfniſſe, ja ſogar meine Fantaſien, befriedigt wurden, ſo war auch nie der Wunſch in mir aufgeſtiegen, dergleichen zu beſitzen. Jetzt hätte ich Peru's Schätze haben mögen, um ſie dem Geliebten zu Füßen zu legen. Ich ſann hin und her, wie ich ſeiner Verlegenheit abhelfen möchte, bis mir das allerbequemſte Mittel einfiel. Was ſag' ich viel? Ich beſtahl meinen Vater um eine beträchtliche Summe, und gab ſie meinem Geliebten, der ſie ohne alles Bedenken nahm. Man ſollte glauben, er werde jetzt wenigſtens angefangen haben, meine Hingebung zu belohnen. Nichts weniger, als das. Seine Leichtigkeit blieb, wie ſie vorher geweſen war. Dankbarkeit war etwas, wovon er gar keinen Begriff zu haben ſchien, und wenn er mich nicht gleich verließ, ſo hatte dies ſchwerlich einen anderen Grund, als den, daß ihm der Gedanke, in mir eine bereite Diebin zu beſitzen, Vergnügen machte.

Dies alles geſchah in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Monaten. Iſt es möglich, in noch kürzerer Zeit mehr zu Grunde gerichtet zu werden, als ich es wurde? Ich ſelbſt hatte keine Ahnung davon, und würde mich meiner Leidenſchaft für Vaudreuil noch länger überlaſſen haben, hätte mein Vater nicht den Defekt bemerkt, den ich in ſeiner Kaſſe verurſacht hatte. Das Geld hat eine bindende und eine trennende Kraft, je nachdem die Umſtände ſind. Meine Leidenſchaft für Vaudreuil konnte meinem Vater nicht entgangen ſeyn, da ſich mein ganzes Weſen verändert hatte; aber er hatte nicht für gut befunden, Notiz davon zu nehmen, weil ſie ihn in nichts ſtörte. Nach Entdeckung des Diebſtals veränderte ſich ſeine Anſicht. Er ſtellte mich darüber zur Rede; und da ich es durchaus nicht läugnete, das Geld genommen zu haben, und ihm außerdem geſtand, daß Herr von Vaudreuil es bekommen und zurückzugeben verſprochen habe, ſo machte er dem ganzen Handel dadurch ein Ende, daß er meinem Sprachmeiſter ſchrieb, er möchte ſich nicht weiter zu mir bemühen, weil er Willens wäre, eine Reiſe mit mir zu machen. Das Letztere kündigte er auch mir an. Es mochte nun damit Ernſt ſeyn oder nicht, ſo hatte ich immer keine Zeit zu verlieren. Jeden Tag mußte ich meinen Vaudreuil wenigſtens einmal ſehen, die zahlloſe Menge Briefe gar nicht in Anſchlag gebracht, die ich ihm ſchrieb, und worin ich mich mit aller Wahrheit der Leidenſchaft

und allem Unſinn der Verrücktheit über die Härte des Schickſals beklagte.

Unſere Zuſammenkünfte wurden in einem entlegenen Garten gehalten, in welchem Vaudreuil ein Zimmer gemiethet hatte. Es war ein ſchöner Frühlingstag. Wir gingen Arm in Arm eine blühende Kirſchenallee auf und nieder, als Vaudreuil ſich nach gewiſſen Kennzeichen erkundigte, deren periodiſche Wiederkehr für [illegible]n guten Namen unverheiratheter Perſonen ſo ſe[illegible] entſcheidend iſt. Ich verſtand ihn Anfangs nicht; als er ſich aber näher erklärte, war ich aufrichtig genug, ihm zu geſtehen, daß dieſe Symptome ſeit meinem Umgange mit ihm verſchwunden wären. Er erſchrak. Wie ein Mann von ſeinem Charakter erſchrecken konnte, begreif' ich jetzt noch weniger, als ich es damals begriff; aber ſeine Farbe veränderte ſich ſo weſentlich, daß ich ängſtlich fragte: Was ihm fehle? „Nichts, nichts, antwortete er; ich denke nur darauf, Dich nicht unglücklich werden zu laſſen; die Welt iſt etwas albern, und ein junges Mädchen hat in Deiner Lage nicht das Recht, dieſer albernen Welt zu trotzen. Du kommſt morgen wieder zu mir. Gut! Ich werde Dir eine Flaſche geben, die Du in einem Zuge ausleeren mußt. In meiner Gegenwart ſoll dies geſchehen, damit es Dir nicht an Muth dazu fehle." Dies alles war mir unverſtändlich und fremd; aber eh' ich Zeit gewann, darüber nachzudenken, hatte Vaudreuil den Gegenſtand des Ge-

ſprächs verändert. Er wurde munterer, als ich ihn jemals geſehen hatte, und indem er mir einen Beweis von Liebe über den andern gab, vergaß ich gänzlich wovon die Rede geweſen war, und ſchied, als die Stunde der Trennung ſchlug, ungerner als jemals von ihm.

Am folgenden Tage gab mir Vaudreuil die Flaſche nicht eher, als einige Minuten vor unſerer Trennung. „Es iſt zu Deinem Beſten," ſagte er. Starr ſah ich ihn an. „Es iſt zu Deinem Beſten," wiederholte er. — „Und wenn Du mich auch wirklich vergifteſt, Vaudreuil, ſagte ich; ſo leer' ich die Flaſche vertrauensvoll aus." — Ich ſetzte die Flaſche an den Mund. Der Geruch der Arznei war abſcheulich; die ganze Hölle ſchien darin konzentrirt zu ſeyn. Gleichwol leert' ich ſie bis auf den letzten Tropfen aus. Vaudreuil, der unſtreitig bemerkt hatte, wie ſauer es mir geworden war, nahm mich in ſeine ſtarken Arme und trug mich in den Wagen, der vor der Gartenthür für mich hielt. Jetzt ſo ſchnell nach Hauſe, rief er dem Kutſcher zu, als es nur immer möglich iſt! Dieſer verlor keine Zeit. In wenig Minuten war ich an Ort und Stelle. Mir war ſonderbar zu Muthe. Nach und nach fand ſich eine Schwäche ein, die es mir unmöglich machte, länger aufzubleiben. Auf dieſe Schwäche folgte ein fürchterlicher Aufruhr in meinem Blute. Dann ſtellten ſich Krämpfe ein, von welchem ich glaubte, daß ſie mir das Leben koſten würden. Unter fürchter-

lichen Ausleerungen fand endlich ſtatt, was Vandreuil bezweckt hatte.

Mehrere Tage hindurch glaubt' ich zu ſterben; die Aerzte, welche gerufen wurden, machten bedenkliche Mienen, und verſchrieben, nach Herkommen und Brauch, ihre Mittel. Ich war klug genug keins davon zu nehmen, da ich mich über die Urſach meiner Krankheit nicht erklärt hatte. Meine gute Konſtiſtuzion half ſich von ſelbſt. Auf meine unbeſchreibliche Erſchöpfung erfolgte eine unwiderſtehliche Müdigkeit; und nachdem ich vier und zwanzig Stunden hinter einander geſchlafen hatte, fühlte ich ganz beſtimmt, daß ich wieder geneſen würde. Ich ſehnte mich, von jetzt an, nur nach dem Augenblick, der mich Vandreuil wiedergeben würde.

Dieſer Augenblick kam nach ungefähr zwölf Tagen, die ich gebrauchte, um alle meine Kräfte wieder zu erhalten. Ich flog in den Garten, wo ich meine Zuſammenkünfte mit Vandreuil zu halten pflegte, und ſetzte mich in Bereitſchaft, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er, während einer ſo langen Zeit, kein Lebenszeichen von ſich gegeben hätte, als mir, indem ich mich nach ihm erkundigte, folgendes Schreiben übergeben wurde:

„Ich habe die Hauptſtadt verlaſſen, um in mein Vaterland zurückzukehren. Gern hätt' ich deine Geneſung abgewartet, aber es war mir aus tauſend Gründen unmöglich. Gänzlich trennen kann ich mich nicht von Dir, ohne Dir zu ſagen,

daß eine Liebe, wie Du sie empfindest, für unser Zeitalter nicht paßt. Laß Deine nächste Sorge seyn, einen Mann zu bekommen; sonst bist Du verloren. Adieu."

Denken Sie sich ein vierzehnjähriges Mädchen, das so hart betrogen wird, und Sie werden es verzeihlich finden, wenn ich in Vaudreuil eines von den Ungeheuern sah, die in der Clarissa und dem Grandison ihr Wesen treiben. Ich ging die Alleen des Gartens noch einigemal auf und nieder. Beim Austritt aus dem Garten konnt' ich einen Thränenstrom nicht unterdrücken. Ich hatte Mühe meine Augen zu trocknen, als ich in das Stadtthor eintrat; aber nachdem ich mir einmal gesagt hatte, daß der Ungetreue nicht wiederkehren würde, faßte ich auch den Muth, ihn zu vergessen. So kehrt' ich in das väterliche Haus zurück.

Ich hatte Erfahrungen gemacht, die mich auf eine andere Bahn bringen konnten, wäre mir das Schicksal günstiger gewesen. Aus der Reise meines Vaters wurde nichts; alle Anstalten waren dazu gemacht, als die Ankunft eines Schreibens, dessen Inhalt ich nie habe erfahren können, über unser Daheimbleiben entschied. Meinen Vater selbst hab' ich zu keiner Zeit mehr in sich gekehrt gesehen; es war, als brütete er über einem einzelnen Gedanken, der sich in Entschluß verwandeln soll und nicht verwandeln will. Der Zustand meiner Mutter wurde von Tage zu Tage schlimmer; ich besuchte sie zwar, aber bei weitem mehr aus Neu-

gierde, als aus irgend einem andern Beweggrund; es war mir interessant, die Fortschritte zu beobachten, die sie zu ihrer Auflösung machte. Nehm' ich meine Geschwister aus, welche von nichts berührt, mit jugendlicher Unbefangenheit in den Tag hineinlebten, so lag unsere ganze Familie in einer furchtbaren Krisis, die sich über kurz, oder lang, lösen mußte.

Kein Zustand ist der Poesie günstiger, als der Zustand der Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner ganzen Umgebung. Man schaft sich eine idealische Welt, wenn man sich in der wirklichen nicht wohlbefindet. Dies liegt so sehr in der Natur des Menschen, daß ich gegenwärtg sehr wohl begreife, wie die temporelle Stimmung, worin ich mich befand, mir nicht nur die Dichterwerke schmackhafter machte, als sie mir bisher gewesen waren, sondern mir auch auf Jahr und Tag eigene produktive Kraft verlieh. Sie kennen Wielands frühere Werke. In ihnen fand mein Geist die meiste Nahrung, und indem ich sie beinah auswendig lernte, legte ich den Grund zu der religiösen Schwärmerey, die mich, wie ich Ihnen bald erzählen werde, so sehr zu meinem Vortheil auszeichnete und eine Art von Egide für meine Ausschweifungen wurde. Klopstocks Messiade, von welcher die ersten Gesänge erschienen waren, exaltirte mich noch mehr. Ohne jemals den unbedeutendsten Unterricht in der Prosodie erhalten zu haben, abstrahirte ich mir die Regeln derselben

ohne Mühe, und sobald ich im Besitz dieser Regeln war, bestand mein größtes Vergnügen darin, alle meine Gedanken in poetische Formen zu pressen; eine Beschäftigung, die mir bald so geläufig wurde, daß ich eine längere Zeit hindurch nur in Versen schreiben konnte, und der ich es verdanke, daß man mich immer mit Vergnügen sprechen hörte. Von meinen Arbeiten selbst sag' ich Ihnen nichts. Ich habe sie verbrannt, und glaube nicht Unrecht daran gethan zu haben, ob ich gleich überzeugt bin, daß sie wenigstens eben so viel Werth hatten, als das markloſe Zeug, das uns gegenwärtig für Poesie verkauft wird.

Fünf bis sechs Monate verstrichen mir unter diesen Beschäftigungen. An Vaudreuil dacht' ich nur in denjenigen Augenblicken zurück, wo die lang' getäuschte Sinnlichkeit in ihre Rechte eintritt; Augenblicke, die in meiner gegenwärtigen Stimmung eben so selten, als vorüberfliegend waren. Hätt' ich irgend einen bleibenden Antrieb erhalten, so würd' ich, trotz irgend einem Weib eine Dichterin geworden seyn; aber mein Schicksal war, daß keine meiner Anlagen vollendet werden sollte. Indem sich die Krisis löſete, von welcher ich so eben gesprochen habe, ging eine Verwandlung mit mir vor, die ich Ihnen so umständlich beschreiben will, als ich es vermag.

Ich wußte, daß meine Mutter nicht lange mehr leben konnte, und war auf ihren Tod gefaßt, ohne ihn gerade zu wünschen; denn, da sie mir

nicht hinderlich war, so gehörte sie zu denjenigen Personen, für die man weder Liebe noch Haß empfindet, und die man folglich ohne Freude und Leid fortleben oder untergehen sieht. Der Schmutz, in welchem sie lebte, hatte sie mir so ekelhaft gemacht, daß ich sie gar nicht mehr sah; aber, da ich auch nicht an sie dachte, so war sie für mich so gut als gar nicht vorhanden. Schon seit längerer Zeit hatte ihr mein Vater in ihrer Liebhaberei für starke Getränke gänzlich den Zügel schleßen lassen, und keine andere Taktik beobachtet, als — progressive Verstärkung dieser Getränke. Ihr Ende war vorherzusehen, aber nicht auf Tag und Stunde zu bestimmen. Unbegreiflich widerstand ihr Temperament. Ohne die Tücke zu bemerken, wodurch man ihr Leben verkürzte, sprach sie nur von der Gefälligkeit und Güte ihres Mannes, und, auf eine zwiefache Weise beseligt, dachte sie an nichts weniger, als an ihren nahen Tod, als sie eines Nachmittags ihr Innerstes von einem schneidenden Schmerz durchwühlt fühlte, und das ganze Haus durch ihr Geschrei in Bewegung setzte. Zu ihr gerufen, war ich ein Zeuge der unaussprechlichen Foltern, welche sie litt. Da ich nicht wußte, was ich davon denken sollte, so schickte ich nach meinem Vater, der sich in der Nachbarschaft befand. Er ließ mir zurücksagen, daß er nicht kommen könnte, daß die Krämpfe vorübergehen würden, daß man keinen Lärm machen und nicht eher zu einem Arzt schicken sollte, als bis

er zu Hause gekommen seyn würde. Was soll' ich thun? Meine Mutter hülflos daliegen sehen, in den heftigsten Konvulsionen begriffen und mit einem dicken Schaum auf blauen Lippen — ward mir je länger, desto unerträglicher, und indem ich den Unterschied des Tragischen in der Idee und des wirklich Tragischen nur zu lebhaft empfand, ging ich auf mein Zimmer zurük, unfähig, mich mit irgend etwas zu beschäftigen, aber doch bei weitem nicht so unruhig, als tausend und aber tausend Töchter an meiner Stelle gewesen seyn würden. Nach einigen Stunden brachte man mir die Nachricht, daß meine Mutter gestorben sey. Ich vernahm sie ohne die mindeste Bewegung, und da mein Vater in eben diesem Augenblick zurückkehrte, so brauchte ich nur in sein ruhiges Gesicht zu blicken, um aller Affektazion überhoben zu seyn. Es war unstreitig ein Opfer, das er der Schicklichkeit brachte, als er sich entschloß, die Leiche zu sehen. Ich begleitete ihn in das Schlafzimmer meiner Mutter. Er erschrak, als er sie in allen ihren Zügen verändert daliegen sah; aber er sagte kein Wort und kehrte nach der ersten Minute auf sein Zimmer zurück. Am folgenden Tage wurden die Begräbnißanstalten gemacht, Tages darauf wurde die Leiche in aller Stille gegen Abend begraben, und kaum waren acht bis zwölf Tage verflossen, als von meiner Mutter gar nicht mehr die Rede war; da keine angenehme Erinnerung ihr Bild in unsere Gemü-

ther zurückwarf, so wurde sie so rein vergessen, als man den Schmerz zu vergessen pflegt, wenn er einmal überstanden ist.

Es traf sich, daß meinen Vater bald nach diesem Vorfall eine Unpäßlichkeit befiel, die ihn an den Sopha fesselte. Es hatte damit nichts auf sich, und er selbst schrieb seinen Zufall dem Ekel zu, den ihm der Anblick meiner todten Mutter verursacht hatte. Da er indessen seit vielen Jahren an beständiger Zerstreuung gewöhnt war, so ward er wenigstens mürrisch. Meine übrigen Geschwister waren noch zu jung, um ihn aufheitern zu können; sie störten ihn vielmehr in einem so hohen Grade, daß er sie lieber gehen, als kommen sah. Unter diesen Umständen wurde ich, die ihm immer theuer gewesen war, nothwendig, und ihm eben dadurch noch viel theurer. Während meines Umgangs mit Vaudreuil hatte ich die Kunst gelernt, mich in fremde Launen zu schicken, und indem ich diese Kunst auf einen kranken Vater anwandte, gefiel ich mir selbst so sehr, daß ich ihm noch weit mehr gefallen mußte. Alles suchte ich hervor, ihm die Langeweile zu vertreiben. Unter andern machte ich ihm auch die Konfidenz meiner poetischen Versuche. Er wurde begierig, etwas davon zu sehen. Ich las ihm vor, was ich für das Beste hielt. Er erstaunte über mein Talent und munterte mich auf, es zu kultiviren. Mehr noch behagte ihn indessen die Aufmerksamkeit, womit ich allen seinen Bedürfnissen oder

Wünschen zuvorkam. Es war, als ob ganz neue Gefühle in ihm erwachten. Einmal über das andere drückte er mir die Hand. Mein Vater war, wenn irgend ein Mann, sich, sein ganzes Leben hindurch, seiner Persönlichkeit bewußt geblieben; aber dies verlor sich einer Tochter gegenüber, welche die Hingebung selbst war. Er faßte Vertrauen zu mir; er erzählte mir die Art und Weise, wie er zu dem Besitz meiner Mutter gekommen war, und wie er weder mit ihr noch ohne sie hätte leben können, bis Liebe zum Trunk sie ihm verleidet hätte. Es war eine ganz gewöhnliche Ehestandsgeschichte; aber es war immer viel von meinem Vater, daß er, der alles in sich selbst verschloß, sich gegen mich eröffnete.

Er war noch in dieser Erzählung begriffen, als ein Fremder erschien, der ich weiß nicht welches ihm anvertraute Dokument zurückforderte. Da ihm sein Zustand nicht erlaubte, den Sopha ohne Beschwerden zu verlassen, so reichte er mir den Schlüssel zu seinem Sekretär mit dem Auftrag, das Geforderte zu suchen. Ganz arglos nahm ich den Schlüssel. Das Papier war durchaus nicht zu finden. Indem ich nun alles durchkramte, stieß ich auf eine Schachtel, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben war: Gift! Ich kann nicht sagen, welchen gewaltigen Eindruck diese Paar Buchstaben auf mich machten: Ich verlor die Besinnung so sehr, daß ich wie versteinert dastand, und durch meine Unbeweglichkeit

meinen Vater nöthigte, sich, aller Schmerzen ungeachtet, von dem Sopha zu erheben, um mir zu Hülfe zu kommen. Er fand das Dokument sogleich; aber indem er meine Augen bewegungslos auf die Schachtel gerichtet sahe, begriff er zugleich die Ursach meines Erstaunens. Hurtig fertigte er den Fremden ab, um einer Szene vorzubeugen, die ihm gefährlich werden konnte. Er wollte hierauf die Miene des Unbefangenen annehmen, und seine Erzählung da fortsetzen, wo er sie hatte abbrechen müssen; aber indem er gegen seinen Willen stockte, und ich ihm gegenüber mit Blicken da saß, die eine Frage ankündigten, welche er zu beantworten keine große Lust haben konnte, faßte er sich kurz, indem er mir sagte: Ich sehe, was in Dir vorgeht; Deine Frage ist nicht mit ein Paar Worten zu beantworten; Ich werde Dir zu seiner Zeit darüber sagen, was Du wissen mußt." Dies war nur ein halbes Bekenntniß; ich nahm es aber für ein ganzes. Da mein Vater für den Augenblick das einzige menschliche Wesen war, das ich liebte, so gab ich mir alle nur ersinnliche Mühe, ihn wegen einer so schrecklichen Handlung, als mir eine Vergiftung damals schien, wo nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen. Ich dachte an den Zustand zurück, in welchem sich meine Mutter schon seit Jahren befunden hatte — an ihr Laster, an ihre Ekelhaftigkeit, an ihre gänzliche Unbrauchbarkeit für die Gesellschaft, an die Nothwendigkeit ihres Todes. Was besonders

die letztere betraf, so sagte ich mir, daß sie höchstens auf einen oder zwei Monate wäre antizipirt worden. Auf diese Weise gelang es mir, meinen Vater nicht zu hassen; aber welche unermeßliche Kluft zwischen Nicht-Haß und Vertrauen! Wie sollte ich sie ausfüllen? Ich verwünschte den Augenblick, wo ich die fatale Entdeckung gemacht hatte. Wie ein Fels lag das Geheimniß der Vergiftung auf meiner Brust; es drückte um so mehr, da es das erste war, das ich zu verschweigen hatte, und da ich mir selbst sagen mußte, daß ich es entrissen hatte. Ich weiß nicht, ob gewissen privilegirten Seelen die Großmuth habituel ist, aber ich habe immer gefunden, daß sie einen unangenehmen Zustand voraussetzt. Mehr als einmal warf ich mir die Frage auf: Ob es nicht meine Pflicht sey, den plötzlichen Tod meiner Mutter und meine Vermuthungen darüber den Gerichten anzuzeigen? Hab' ich mich selbst begriffen, so that ich dies blos, um mir auf eine versteckte Weise zu verstehen zu geben, daß das Leben, oder wenigstens die Freiheit meines Vaters, in meinen Händen sey. Ich gestehe, daß dergleichen Anregungen mir in jeder andern Hinsicht sehr fremd und seltsam erschienen; aber was für meine poetische Welt paßte oder nicht paßte, stand in keiner Verbindung mit dem, was ich für die wirkliche für nothwendig hielt, und hätt' ich irgend eine äußere Aufforderung gehabt, an meinem Vater zur Verrätherin zu werden, so würd' ich

ihr aus Affektazion widerstanden, aber gewiß sehr bald unterlegen haben.

Wollen Sie sich gütigst erinnern, daß ich mich seit mehreren Monaten mit Poesie beschäftigte, und daß alles, was währemd dieser Zeit in dem Hause meiner Eltern vorging, nothwendig dazu beitragen mußte, mir, wie es die Philosophen nennen, Intension zu geben; so begreifen Sie leicht, daß ich zu keiner bequemeren Zeit konfirmirt werden konnte. Der Geistliche, der dies Geschäft übernahm, galt für den rechtschaffensten und aufgeklärtesten Mann seines Gewerbes. Ich stellte mich ihm mit so viel Unschuld dar, als ich immer aufbringen konnte, und hatte das Glück, für das gehalten zu werden, wofür ich mich ausgab. Da Gelehrigkeit die erste Eigenschaft eines künftigen Beichtkindes ist, so ließ ich es auch daran nicht fehlen. Indessen wurd' ich des Endoktrinirens nach und nach überdrüssig; und indem sich eine gewisse Koketterie ins Spiel mischte, fing ich an, mit Einwürfen hervorzutreten, auf welche der gute Mann nicht gefaßt war. Zu meiner eigenen Entschuldigung sagte ich, daß ich manches gelesen hätte, und daß, wenn ich Zweifel vorbrächte, die nicht in meinem eigenen Kopfe entsprungen wären, dies nur deshalb geschähe, damit sie mich nicht noch länger beunruhigen sollten. Mit dieser honneten Entschuldigung fand ich allen nur möglichen Eingang. Meine Einwürfe wurden widerlegt, und ich nahm die Miene an, als ob sich gegen

solche Gründe nichts einwenden ließe. Um den guten Geistlichen noch mehr zu gewinnen, hob ich seinen Vortrag, der durch die Länge der Zeit ein wenig lahm geworden war, durch Gefühle, die ich einmischte, und die ihn um so stärker erweichten, je mehr sie ihm fremd geworden waren. Was ihn aber ganz bezauberte, war: daß ich von seinem ganzen Vortrag kein Wort auf die Erde fallen ließ. Den Beweis davon gab ich ihm dadurch, daß ich ihm bei jeder neuen Lekzion, die er mir gab, eine Rekapitulation der vorhergegangenen überreichte, und zwar eine so vollständige, als er nur wünschen konnte. Da meine Rezeptivität wirklich eine allgemeine war, und da das Schreiben mir wenig oder gar keine Mühe machte; so wurde mir diese Arbeit nicht schwer, und was ich dadurch gewann, stand in gar keinem Verhältniß mit der Zeit, die ich darauf verwandte. Es leuchtete mir nämlich ein, daß mein Konfirmator ein vortreffliches Werkzeug sey, mir eine gewisse Reputazion zu verschaffen. Lobte Er meine Talente, so lobte er mich überhaupt; und welches Lob hätte mir lieber seyn können, als das eines Geistlichen, dessen Unpartheilichkeit in sich selbst gehalten war? Unstreitig betrog ich ihn, indem ich so verfuhr; aber es giebt Umstände, unter welchen der Betrug unvermeidlich ist. Ich selbst war weit entfernt, mir klar zu seyn. Auf eine so wunderliche Weise vermischte sich Religiosität mit Eitelkeit und Reputazionssucht, daß ich selbst nicht wußte, welcher

von allen diesen Antrieben die erste Rolle spielte. Ich trieb die Sache noch weiter, als sich die Konfirmazion ihrem Ende näherte. Außer den Rekapitulazionen, brachte ich meinem Konfirmator Gebete und Selbstgespräche, die, so wie sie abgefaßt waren, d. h. bei dem Werth, den man damals auf wohltlingende Phrasen zu legen gewohnt war, für baare Meisterstücke gehalten werden mußten, und von meinem Konfirmator wirklich dafür erklärt wurden. Ich endigte damit, ein förmliches Glaubensbekenntniß aufzusetzen, das ich nicht sobald gezeigt hatte, als es unter allen gläubigen Seelen des Kirchspiels als ein Muster der Erbauung pronirt wurde, das den jungen Mädchen meines Alters vorgelegt zu werden verdiente. Den Konfirmazionsakt übergeh' ich mit Stillschweigen, um mich nicht über das Gepränge erklären zu dürfen, wodurch man die heiligsten Handlungen vergiftet. Viele Personen waren dazu eingeladen; was noch von Bescheidenheit in mir war, ging an diesem Tage durch die Lobeserhebungen verloren, womit man mich von allen Seiten überschüttete; es ward mir jetzt zum erstenmale klar, daß man betrügen und für den Betrug großen Dank einernten könnte. Freude und Stolz sprachen aus den Blicken und Mienen meines Konfirmators. Ich hielt die Demuth fest, die ich für den Augenblick trauchte; als sich aber die Gesellschaft trennte, glaubt' ich im vollen Ernst ein Gaukelspiel geendigt zu haben, und

kehrte so ermüdet in meine Wohnung zurück, als irgend eine andere Schauspielerin, die sich, mehrere Stunden hindurch, dem Publikum geschlachtet hat. Gleich am folgenden Tage versank der ganze religiöse Kursus, den ich gemacht hatte, in mir, und nur die Folgen blieben, welche die Bekanntschaft nach sich zog, in welche ich mit der Familie meines Konfirmators gerathen war.

Ehe ich indessen von diesen spreche, muß ich auf meinen Vater zurückkommen. Ich werde bei dieser Gelegenheit von Dingen sprechen, die man, weil sie selten sind, für unmöglich zu erklären pflegt. Ich thue es ungern; aber nachdem ich mich einmal entschlossen habe, meine Bekenntnisse zu schreiben, will ich sie auch ganz schreiben, ohne mich von irgend einer Schaam irre machen zu lassen. Mein Vater also hatte die Veränderung meiner Gesinnungen in Beziehung auf seine Person, allzu gut wahrgenommen, um mich auf dem Punkt zu lassen, den ich nach meinem Umgang mit Vaudreuil erreicht hatte. Die Furcht, welche ihn trieb, wurde nicht wenig durch die Besuche verstärkt, welche ihm mein Konfirmator machte, während ich von ihm in den Lehren des Christenthums unterrichtet wurde. Je mehr der gute Mann von mir in dem Lobrednerton sprach, und je ausführlicher er sich besonders über die Zartheit meines moralischen Sinnes ausließ; desto mehr besorgte mein Vater, ich möchte in einem Augenblicke von Schwäche mit einem Bekenntniß hervor-

treten, an deſſen ewiger Verſchweigung ſein Alles hing. Um nun dieſem zuvorzukommen, gab es kein beſſeres Mittel, als mir eine ganz neue Art des Intereſſes für ſich einzuflößen. Wie er dies über ſich ſelbſt erhalten konnte, weiß ich nicht zu ſagen; aber das weiß ich, daß einmal aufgeregte Sinnlichkeit ein junges Mädchen für das ganze männliche Geſchlecht verführbar macht. Wenigſtens war das bei mir der Fall. Mein Vater fing damit an, mir mehrere Koſtbarkeiten zu ſchenken. Dieſe würden hingereicht haben, mich zu einem ewigen Stillſchweigen zu verpflichten, hätte er an ihre Zulänglichkeit geglaubt. Auf die Geſchenke folgten Liebkoſungen — anfangs wörtliche, in der Folge thätliche. Ich ſchämte mich in der Seele meines Vaters; aber ich hatte das Recht verloren, mich in meiner eigenen zu ſchämen. So war der Widerſtand, den ich leiſtete, nur ein halber Widerſtand, und es bedurfte nur eines ernſtlichen Ueberfalls, um mich zu Boden zu werfen. Dieſer blieb nicht aus; denn mein Vater, der ſehr deutlich einſah, daß Perſonen, mit welchen eine tugendhafte Verbindung unmöglich iſt, durch das Laſter gewonnen werden müſſen, überfiel mich Nachts, und halb bittend halb Gewalt brauchend, machte er mich zu ſeiner Beiſchläferin. Mein Gewiſſen zu beruhigen, wiederholte er ſeine Liebkoſungen; um aber ſeinen Endzweck noch vollkommner zu erreichen, ſprach er von der ganzen Moral, als von einem Gängelbande für diejenigen, denen betrogen

zu werden Bedürfniß sey. Ich war also zu eben der Zeit eine de Berri, wo ich für das Muster der Frömmigkeit und Tugend ausgeschrien wurde; aber ich bekenne mit Aufrichtigkeit, daß gerade dieser Umstand nicht wenig dazu beitrug, mein Interesse für die Lehren der Moral aufrecht zu erhalten. Der Widerspruch, in welchem meine Handlungen mit den Regeln standen, welche sie leiten sollten, machte mir um so mehr Vergnügen, da ich mir selbst sagen konnte: Wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Sünde. Mag es sich doch mit der Moral verhalten, wie es wolle, sagte ich zu mir selbst; für mich kann sie doch billigerweise nicht eher vorhanden seyn, als bis der Kursus geendigt ist. Und so duldete ich die Umarmungen meines Vaters aus jenem Widerspruchsgeist, den man, der Anlage nach, in allen Menschen wiederfindet. Selbst der Wilde findet sein Vergnügen daran, die Gottheit, die er anbetet, zur Abwechselung zu besudeln. Kann der Mensch, der sich nicht fürchtet, etwas anderes anbeten, als sich selbst? — Doch ich kehre von diesen Reflexionen zu meinen Bekenntnissen zurück.

Da Sie in der Hauptstadt geboren und erzogen sind, so werden Sie die R...sche Familie wenigstens dem Rufe nach kennen. Es war die meines Konfirmators, der in seiner Treuherzigkeit nicht eher ruhte, als bis er mich mit ihr in Verbindung gesetzt hatte. War seine Absicht, mich als Tugendmuster für die Seinigen aufzustellen, so griff er

fehl; glaubte er von seinen Töchtern, daß sie durch ihr Beispiel die rechtschaffenen Gesinnungen, die er in mich niederlegte, gedeihlich machen könnten, so irrte er noch weit mehr. Ich sage dies nicht, um einen Schatten auf die Beurtheilungskraft des guten Mannes zu werfen; aber ich behaupte, daß jeder Geistliche, so wie die Lage der Dinge einmal ist, über die Menschen desorientirt seyn muß, und daß ihm nichts anders übrig bleibt, als sich durch eine gewisse Gutmüthigkeit aus der Affaire zu ziehen. Er hatte nicht weniger als fünf Töchter; aber, wie verschieden sie auch von einander seyn mochten, so war doch unter ihnen keine einzige, die nur um einen Gran besser gewesen wäre, als ich. Sehr bald bemerkte ich, daß das, was ihr Vater an mir in einen so hohen Anschlag brachte, in ihren Augen nur einen sehr geringen Werth hatte. Dies war, ihrer Denkart zu Folge, eine Sache für sich, die, wenn sie ein vortheilhaftes Licht auf mein Talent warf, mit meinen übrigen Eigenschaften in keiner weitern Verbindung stand, und ohne allen Nachtheil entbehrt werden konnte. Dies Urtheil lag auf das allerbestimmteste in dem Empfang, den sie mir machten. Uebrigens bewies mir eben dieser Empfang bis zur Evidenz, daß von meinem Umgang mit Vaudreuil nichts bekannt geworden war; denn sie behandelten mich als einen Neuling, dem man die Augen öffnen müßte. Die Gelegenheit dazu fand sich nur allzu bald.

Ihr Vater wollte mich einmal, nach geendigter

Lekzion, aus dem Hauſe begleiten, als wir, beim Austritt aus der Stubenthüre, einen Artillerieoffizier die Treppe herunter kommen ſahen. Der Alte erſchrak über dieſen Anblick ſo ſehr, daß er, der an und für ſich nicht klein war, noch eine halbe Elle größer zu werden ſchien. Es war der unangenehmſte Vorfall, der ſich ereignen konnte, und Vater R... hatte den beſten Willen, ihn eine dem guten Namen ſeiner Töchter gefährliche Wendung zu geben. Glücklicherweiſe fehlte es dem Ertappten nicht an Gegenwart des Geiſtes. Ehe der beſtürzte Vater zu Worten kommen konnte, redete ihn der Artillerieoffizier, unter dem Schirm der höchſten Devozion alſo an: „Ich ſuche einen meiner Freunde: man weiſet mich in dies Haus; ich gehe in Gedanken die Treppe hinauf, und komme bei einer Familie an, die mir glücklicherweiſe ſagen kann, daß ich ein Haus weiter gehen muß.“ Dieſe einfache Erzählung beſänftigte den guten Alten auf der Stelle. Was ließ ſich auch dagegen ſagen? Hatte der Mann, der ſich auf dieſe Weiſe entſchuldigte, nicht einen Degen an der Seite? Ich habe immer bemerkt, daß dieſes, in Friedenszeiten ſo unſchuldige Werkzeug den Perſonen, die es führen, bei weitem mehr Glauben verſchaft, als ſie verdienen. Ich ſelbſt war keinen Augenblick zweifelhaft, was ich von dem Vorfall denken ſollte; und nahm die Sache für das was ſie wirklich war, für einen Aufſchluß über meine neuen Freundinnen.

Dieſen war es nicht entgangen, daß ich bei der Ertappung zugegen geweſen war. Noch an demſelben Tage beſuchte mich die jüngſte von ihnen, und, ohne daß ich es auf Konfidenzen anlegte, erzählte ſie mir, in welcher Verlegenheit Minchen — ihre zweite Schweſter — ſich befunden hätte. Ich nahm mich wohl in Acht, irgend ein Wort — gutes oder böſes — dazu zu ſagen. Als von der Strenge ihres Vaters die Rede war, nahm ich die Väter in meinen Schutz, ohne gerade die Töchter zu verdammen. Ueber den meinigen, fügte ich hinzu, habe ich keine Urſach mich zu beklagen; da er alle meine Neigungen kennt, ſo ſetzt er auch Vertrauen in mich; kein Mädchen kann freier ſeyn, als ich bin. — „Aber ſtudiren Sie denn immer?“ fragte Caroline. — „Womit ſoll ich mich anders beſchäftigen,“ war meine Antwort; „ich habe keinen andern Umgang, als den Ihrigen, und Sie ſelbſt wiſſen, wie ſelten ich den genieße.“ Indem auf dieſe Weiſe ein Wort das andere gab, erfuhr ich, daß jede meiner neuen Freundinnen ihren Liebhaber hatte, den ſie ſowohl in als außer dem elterlichen Hauſe ſähe. Wir legten uns darauf ins Fenſter, und es war noch keine halbe Stunde verſtrichen, als ein Referendarius ankam, der ſich mit Carolinen in ein Geſpräch einließ. Ich zog mich behutſam zurück, um die freie Mittheilung nicht zu ſtören; aber Carolinen verband ich mich dadurch nur halb, weil ſie nichts Geringeres im Sinne hatte, als ihren Geliebten herauf zu rufen,

und jetzt wohl einsah, daß dies nicht zu wagen wäre.

Ich wurde nach und nach mit den Verhältnissen der übrigen Schwestern bekannt; aber wie viel Mühe sie sich auch geben mochten, mich in ihr Interesse zu ziehen, so beobachtete ich doch gegen sie alle eben dieselbe Taktik, die ich gleich Anfangs gegen Carolinen angekündigt hatte. Ich habe mir sehr früh Begriffe von der Nothwendigkeit gemacht. Ob ich gleich durch Eigenschaften, auf die ich selbst einen sehr geringen Werth legte, in Ruf gekommen war; so leuchtete mir doch sehr deutlich ein, daß ich diesen Ruf nur durch diese Eigenschaften aufrecht erhalten könnte. Das leinste Dementi, das ich mir, der R...schen Familie gegenüber, gab, mußte mich unausbleiblich zu Grunde richten. Dies war es, was mir beständig vorschwebte, und mich in meinem Verhalten gegen die R... leitete. Die schwierigste Aufgabe, die ich dabei zu lösen hatte, war, zu verhindern, daß meine Wohnung nicht zu einem allgemeinen Rendezvous gemacht wurde. Sie selbst legten es einzig darauf an; denn sie erlaubten ihren Liebhabern von Zeit zu Zeit Ueberraschungen in meinen Zimmern, um mich zu gewöhnen. Aber ich hatte nicht sobald ihre wahre Absicht gemerkt, als ich über die Strenge meines Vaters im Punkt des guten Rufs solche Winke fallen ließ, daß sie es nicht länger wagten, Zusammenkünfte bei mir zu veranstalten. Da ich

einmal in ihre Geheimnisse eingeweiht war, so konnten sie nicht abbrechen, ohne sich manchem Nachtheil auszusetzen; ich hingegen konnte mich zu jeder Stunde zurückziehen; sogar mit einer Miene des Triumphs, wenn ich einmal für gut befand, sie anzunehmen.

Um meine Rolle desto besser zu spielen, setzte ich, nach geschehener Konfirmazion, das Verhältniß fort, worin ich mit dem alten R... getreten war; und auch damit noch nicht zufrieden, schloß ich mich an alle die alten Damen an, deren Bekannschaft ich in seinem Hause machte. Dieser Theil der menschlichen Gesellschaft ist für Aufmerksamkeiten, die man ihm beweiset, um so empfindlicher, je mehr er in der Regel zurückgesetzt wird; und da er niemals aufhört, Sitz und Stimme zu haben, so ist ein gutes Vernehmen mit ihm für alle junge Personen, sie mögen männlichen oder weiblichen Geschlechtes seyn, von der größten Bedeutung. Auffallend war es, daß ich mir dies schon in einem Alter von noch nicht sechszehn Jahren sagte; aber lag es nicht unmittelbar in den Verhältnissen, worin ich mit den jungen R... stand? Diejenigen, welche dergleichen Urtheile auf Rechnung des Instinkts bringen, mögen sich deswegen vor dem gesunden Menschenverstande rechtfertigen. Was mich betrift, so glaub' ich, der Instinkt hätte sehr viel zu thun, wenn er der Urheber aller gescheuten Einfälle seyn sollte, die ein junges Mädchen, das seine Verhältnisse richtig

in's Auge faßt, haben kann. Die Parthie, welche ich ergriffen hatte, war in der That die beſte, die ich ergreifen konnte. Die alten Damen belohnten das Intereſſe, das ich ihnen bewies, dadurch, daß ſie mich in ihre Zirkel zogen, und indem ich meinem verbindlichen Betragen gegen das Alter eine gewiſſe Allgemeinheit zu geben verſtand, und dadurch die Gunſt Aller gewann, ſchuf ich mir in ſehr kurzer Zeit einen Kreis von Bekanntſchaften, der mir zur Ehre gereichte, und mich, ich weiß nicht durch welche Mannichfaltigkeit, für die Langeweile entſchädigte, die nicht von ihm zu trennen war.

Indem ich mich auf dieſe Weiſe durch eine für mein Alter gewiß ſehr ſeltene Schlauheit in Gang brachte, und überall für eine junge Perſon von dem glänzendſten Verſtande und den beſten Sitten ausgerufen wurde, dauerten die Verhältniſſe fort, worin ich mit meinem Vater lebte. Ich habe mir oft in meinem Leben die Worte Shakeſpear's wiederholt: „Wer würde dem Staubbeſen entrinnen, wenn das Verdienſt entſcheiden ſollte?“ Von allen Perſonen, mit denen ich umging, ahnete auch keine einzige, wie es eigentlich um mich ſtand; und wie hätte man dergleichen ahnen ſollen, da es gar nicht vorauszuſetzen war, daß ich da anfangen würde, wo andere aufhören? Je tiefer ich im Verbrechen war, deſto ſicherer war ich; man ſah auf mich, wie auf eine Heilige. Was würde erfolgt ſeyn, hätte man durch irgend einen Zufall die de Berri

in mir erblickt? Ich ſelbſt legte mir dieſe Frage mehr als einmal vor, während ich von der Gunſt ſo hoch emporgetragen wurde; allein ſie beunruhigte mich nicht. Wer konnte mich verrathen? An den jungen Männern ſah ich übrigens, wie aufrichtig die Achtung war, die man für mich fühlte; denn mir gegenüber verſchwand die Leichtfertigkeit, womit man anderen Schönen den Krieg machte; man hielt mich für eine von denjenigen, die langſam und förmlich erobert ſeyn wollen, und ſprach mit mir aus einem feierlichen Ton; und ich ließ mir dies alles ſehr gern gefallen, weil, wenn ich dabei etwas entbehrte, meine Eigenliebe dafür auf das allerreichlichſte entſchädigt wurde.

Was zwiſchen mir und meinem Vater vorging, mußte uns indeſſen ſehr bald langweilig werden. Dies ſeltſame Verhältniß nahm von dem Augenblick an ein Ende, wo ich meinem Vater zu verſtehen gab, ich hätte ſeine Abſicht ſehr wohl durchſchaut, und ſein Geheimniß wäre in meinem Buſen auf das Beſte bewahrt. Mit der R...ſchen Familie ſtand ich, wie man es zu nennen pflegt, auf einem guten Fuß, indem ich, ohne mich des Glücks, das ich in der Welt gemacht hatte, im mindeſten zu überheben, fortfuhr, meinem ehemaligen Konfirmator und jetzigen Beichtiger gewiſſe kleine Konſidenzen zu machen, die unter der Vorausſetzung, daß ſie die einzigen ſind, die man zu machen hat, immer eine gute Aufnahme finden, und mich übrigens gegen ſeine Töchter ſo ſtellte,

daß sie den einmal vorgezeichneten Kreis nicht zu überschreiten wagten. Ich würde mich glücklich gefühlt haben, gewöhnte man sich nicht an Alles. Das Umhertreiben in den Zirkeln war nicht ohne Unterhaltung; aber es fehlte an einem bestimmten Zweck, wenn gleich eine brillante Ehe im Prospekt lag. Eine sogenannte Affaire de Coeur war was mir fehlte. Aber wie dazu gelangen? Die größte Vorsichtigkeit war nothwendig, wenn ich nicht in einem Augenblick alles niederreißen wollte, was ich so mühsam aufgeführt hatte. Ich fürchtete die Männer von Seiten ihrer Unbeständigkeit; aber diese Befürchtung war nicht die größte; denn noch weit mehr zitterte ich vor ihrer Schwatzhaftigkeit, die mir um so natürlicher schien, da ich mich in den Kredit einer verständigen Person gesetzt hatte, die man nicht auf den ersten Anlauf besiegt, oder mit anderen Worten: Da ein Triumph über mich ein wirklicher Triumph zu seyn schien, den man ungern verschweigt. Ich wußte nicht, wie ich mich aus dem Widerspruch, in welchen ich mich mit mir selbst gesetzt hatte, herausfinden sollte, als mir der Lieutenant von P... ganz unerwartet seine Liebe antrug.

Er hatte mich öfters in Gesellschaften angetroffen, und es unstreitig der Mühe werth gefunden, zu untersuchen, wie viel an meinem äußerst züchtigen Betragen Schein, und wie viel daran Wahrheit sey. Wer diesen Liebling meines Geschlechts gekannt hat, wird sich erinnern, daß

er wegen eines Gegenſtandes für ſeine Zärtlichkeit nie in Verlegenheit war, und wie viel Mühe man hatte, ihm zu widerſtehen. Sobald er mich ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit würdigte, nahm ich mich um ſo mehr zuſammen, je mehr ich fürchtete, daß irgend eine geheime Verabredung dabei zum Grunde liegen könnte. Ohne ihn abzuweiſen, ließ ich keine Art von Hoffnung in ihm aufkeimen. So hielt ich ihn eine längere Zeit hin. Die Geſchenke, welche er mir machte, nahm ich an, ohne mich nach dem Geber zu erkundigen; ich trug ſie ſogar, weil ich vorausſetzen konnte, daß ihm dies ein beſonderes Vergnügen machen würde. Endlich erſchienen Briefe mit ſeiner Unterſchrift. Dieſe ließ ich aus einem doppelten Grunde unbeantwortet; einmal, weil ich wußte, daß er ſie nicht ſelbſt geſchrieben hatte, da er nicht vielmehr als ſeinen Namen ſchreiben konnte; zweitens, weil ich vor einem Mißbrauch meiner Handſchrift nicht ſicher war, die bei einem ſchwachen Intereſſe für meine Perſon, ſehr leicht von einer Händ in die andere gehen konnte, bis ſie dahin kam, wo ſie meine Reputazion untergraben mußte. Beiläufig bemerke ich hier, daß ich dieſe Politik ſeit meiner Verbindung mit Vaudreuil immer beobachtet, und mich dabei ſehr wohl befunden habe; zugleich aber bekenne ich, daß mir nichts ſo ſchwer geworden iſt, als dieſer Maxime treu zu bleiben, da mich die Schöngeiſterei beſtändig plagte. Herr von P... hörte indeſſen nicht auf, ſich mir darzuſtellen, und

sein Vertrauen zu sich selbst wuchs, so wie er mich seine Farben tragen sah. Gefiel mir seine kolossalische Gestalt und seine gute Miene; so brachte ich dabei in Anschlag, daß er, als Edelmann, mich weniger verrathen würde, wenn es mir gelänge, ihm ein mehr als gewöhnliches Interesse gegen mich einzuflößen. Beschlossen hatte ich seine Erhörung; aber noch nicht die Art und Weise derselben. Mit einem routinirten Mann einen ernsthaften Roman anzuheben, war lächerlich. Gleichwol mußte ich ihm die Idee einimpfen, daß er zuerst über meine Tugend gesiegt habe, weil er sich sonst versucht fühlen konnte, über mich als eine Heuchlerin zu sprechen. Um dies zu verhindern, behielt ich meine ganze Züchtigkeit bei. Unter einem Strom von Thränen nahm ich seine Erklärungen an. „Ich bin in Ihren Händen, sagte ich zu ihm, aber Sie werden großmüthig mit mir verfahren; wie könnten Sie ein schuldloses Mädchen unglücklich machen?“ Dergleichen Phrasen waren nicht für den Herrn von P... Auch änderte ich meine Sprache; nur daß ich fortfuhr, die Scheue und Unerfahrne zu machen. Jedem ernstlichen Angriff setzte ich den entschlossensten Widerstand entgegen. Den Rendezvous, die mir gegeben wurden, wich ich aufs sorgfältigste aus, weil ich sie selber geben mußte, wenn ich einigermaßen sicher gehen wollte. Endlich nahm ich die Miene an, als ob die stärkere Natur über die Grundsätze siegte. Es bedurfte nur eines Winks, um den Geliebten in meiner

eigenen Behausung zu meinen Füßen zu sehen. Auch hier kapitulirte ich noch, wenn gleich mit größerer Gelassenheit; und als ich mich endlich ergab, geschah es unter solchen Wendungen, daß Herr von P... durchaus glauben mußte, er habe zuerst über mich gesiegt.

Es gelang mir, den Herrn von P..., der bei aller Eitelkeit ein höchst gutherziges Wesen war, so in mein Interesse zu verflechten, daß mir der Umgang mit ihm auf keine Weise nachtheilig wurde. Er selbst gestand mir, daß seine ersten Bemühungen um meine Gunst, eine Wette zum Grunde gehabt hätten; aber er versprach mir zugleich, daß er diese Wette sehr gern verlieren wollte, nachdem er sich überzeugt hätte, daß ich Achtung verdiente. Treuherzig reichte er mir darauf seine Hand, die ich küßte. Und Wort hat er gehalten, als ein braver Mann; denn er hat, wie ich gewiß weiß, nicht nur seine Wette als verloren bezahlt, sondern auch in solchen Ausdrücken über mich gesprochen, daß mein Ruf noch wesentlich gewinnen mußte.

Der Besitz dieses Geliebten machte mir, ich leugne es nicht, unaussprechliches Vergnügen. Um ihn noch mehr an mich zu fesseln, wiederholte ich mit ihm, was ich in Vaudreuil's Schule gelernt hatte, doch so, daß es ganz das Ansehn gewann, als ob die Liebe mich zur Erfinderin aller der Künste machte, die ich an ihm ausübte. Wie gut er sich aber auch dabei befand, so würde

ihn dies doch nicht gefeſſelt haben, wäre ich nicht auf ein noch wirkſameres Mittel gefallen. P..., obgleich ohne alle gelehrte Bildung, hatte einen für das geſellſchaftliche Leben ſehr entwickelten Verſtand; und da es ſich mit mir gerade umgekehrt verhielt, ſo durſt' ich mich nur zu ſeiner Schülerin machen, um ihm Geſinnungen gegen mich einzuflößen, wie er ſie nie für ein weibliches Weſen genährt hatte. Einem liebenden Weibe koſtet die Reſignazion nichts; und mein Stratagem gelang ſo gut, daß P..., der, wie viele ſeines Standes, ſelbſt nicht wußte, wie viel Vortreffliches in ihm war, ſich nicht wenig geſchmeichelt fühlte, als er in ſeinem eigenen Lande Entdekkungen machte, auf die er nie gerechnet hatte. Es iſt eine ewige Wahrheit, daß die Liebe nur deſcendirt; wo ſie dies nicht kann, zerflattert ſie wie ein Luftgebilde. Unmöglich würde es mir geweſen ſeyn, den flüchtigen P... länger als höchſtens einen Monat in meine Feſſeln zu ſchlagen, hätt' ich ihn nicht zu meinem Lehrer erhoben, hätt' ich ſeinen Unterricht nicht begierig aufgefaßt, hätt' ich ihn nicht zum Schiedsrichter meines Betragens in Geſellſchaften gemacht. Ich habe Weiber gekannt, welche die Hofmeiſter ihrer Geliebten werden wollten. Es waren Närrinnen, die ſich auf die Liebe eben ſo wenig verſtanden, als ich auf das Hebräiſche. Ein Mann iſt gar nicht dazu gemacht, von einem Weibe unterrichtet zu werden. Ueberhaupt glaub' ich, daß ein Weib

nichts so sehr verme
des Verdienstes um
England, eine Prinz
bon, opferte dem
Lauzun ein Herzogth
den Vierzehnten abtra
der Bastille zu ziehen
mußte dem Undankb
wenn er von der Ja
ferdem von ihm schl
ein allzu niederdrück
sich mit dem Streb
sollte.

Während meines
von P... setzte ich al
ten fort. Mein Ben
ger, je mehr ich beob
denn ich sprach mit
gegen das Urtheil An
schuld ließ sich nicht
fortfuhr, dem Alter
Dies that ich denn
welche keine Ausnahm
sich um meine Gunst,
jenigen, die es auf
anlegen konnten, von
anderweitigen Verhält
setzung gestatteten. D
Aufmunterungen, die
konnten; den letzteren

ilden muß, als den Schein
den Mann. Henriette von
zessin aus dem Hause Bour
liebenswürdigen Grafen von
um auf, das sie an Ludwig
at, um ihren Angebeteten aus
n. Was war ihr Lohn? Sie
aren die Stiefeln ausziehen,
gd zurückkam, und sich auf
agen lassen. Dankbarkeit ist
endes Gefühl, als daß es
en nach Freiheit vertragen

Umganges mit dem Herrn
le meine alten Bekanntschaf
nehmen wurde immer gefälli
achtete. Ich sprach wenig;
Vorsichtigkeit und Deferenz
derer. Der Schein der Un
besser retten, als wenn ich
meinen Tribut darzubringen.
auch mit einer Entsagung,
e gestattete. Bewarb man
so schied ich sorgfältig die
eine dauerhafte Verbindung
denen, deren Stand oder
tnisse keine solche Voraus
Die ersteren erhielten alle die
e sie noch mehr anfeuern
wies ich auf eine gute Art

die Zähne, weil ich ihrer nicht bedurfte. Man ruinirt seine Reputazion durch nichts so leicht, als wenn man sich auf mehrere Liebeshändel zugleich einläßt; und wenn mir die meinigen so wenig geschadet haben, so verdanke ich dies besonders der Treue, womit ich an meinen Liebhabern gehangen habe, bis sie mir abtrünnig oder lästig wurden.

P... sagte mir sehr oft, er würde mich heirathen, wenn er im Mindesten glauben könnte, daß er für ein solches Verhältniß, als die Ehe ist, nicht allzu sehr verwöhnt sey. Ich glaube, daß er auch hierin die Wahrheit sagte. An einem anderen Orte werd' ich mein Glaubensbekenntniß über die Ehe ablegen. Alsdann wird man einsehen, daß auch ich tausend Bedenken hätte tragen sollen, mich in ein solches Verhältniß einzulassen. Was aber P... betrift, so fiel es mir gar nicht ein, ihn zum Gatten haben zu wollen. Ich begriff, daß es irgend einmal einen Augenblick geben würde, wo unsere Verbindung aufhören müßte; allein so lange dieser Augenblick nicht gekommen war, sollte mich, dies war mein ernstlicher Vorsatz, nichts in dem Vollgenuß der Liebe stören. Einige Heirathsvorschläge, die mir gerade in dieser Zeit gemacht wurden, kamen in gar keine Betrachtung, ob sie gleich einer Erwägung verdienten. Man legte mir das als Stolz aus; aber es trift sich nicht selten, daß auch andere Leute weit bessere Beweggründe zu unseren Hand-

lungen auffinden, als die sind, die uns wirklich geleitet haben. Ich schätzte mich glücklich, meinem P... diese Opfer zu bringen, ob ich gleich darüber durchaus nicht sprach, theils um den Schein der Verdienstlichkeit zu vermeiden, der ihn gegen mich aufgebracht haben würde, theils aus der besonderen Furcht, daß er mein Verfahren mißbilligen möchte; denn ich kannte ihn als einen allzu einsichtsvollen Mann, um von ihm glauben zu können, daß er meinen Leichtsinn gut heißen könnte.

Mein Verhältniß mit P... hatte über Jahr und Tag gewährt, als es durch eine Reise zerrissen wurde, die er auf höheren Befehl machen mußte. Vor seiner Abreise sagte er mir, daß er unsere Verbindung als gänzlich aufgehoben betrachtete. Das schmerzte mich, weil ich mich an ihn gewöhnt hatte; allein ich beruhigte mich von dem Augenblicke an, wo ich ihn entfernt wußte, und dachte jetzt nur auf Mittel, den Ausfall zu decken, den ich durch sein plötzliches Verschwinden litt. Meine Fassung war die Folge meines Verlustes. Nie werd' ich ohne Vergnügen an dies Verhältniß zurück denken; denn es war nicht nur das genußreichste, sondern auch das ehrlichste, worin ich jemals gelebt habe. Von allen Männern entsprach P... am meisten der Idee, die ich mir in einem früheren Alter von einem vollkommenen Manne gemacht hatte; eine Idee, die ich noch immer festhielt, und in welcher

ich durch nichts so sehr bestärkt wurde, als durch seinen Umgang.

Versetzen Sie sich, wenn Sie so gefällig seyn wollen, in meine Lage. Ich hatte ein Alter von siebzehn Jahren erreicht, und war mir durchaus selbst überlassen. Mein Vater bekümmerte sich so wenig um mich, als ob ich gar nicht vorhanden, oder Er nicht mein Vater gewesen wäre; unstreitig eine Folge des seltsamen Verhältnisses, worin ich mit ihm gelebt hatte. Verloren war die Stütze, die ich an P... besaß. So wie ich in der Welt dastand, kam ich mir vor, wie einer, der einzeln auf den Wellen eines ungeheuren Ozeans treibt. Da alle meine Familienverbindungen nur einen politischen Zweck hatten, so sagten sie meinem Herzen nichts; und da gegenwärtig selbst der politische Zweck wegfiel, so fingen sie an, mir langweilig und eckelhaft zu werden. Hätte sich gerade um diese Zeit eine anständige Parthie für mich gefunden, so würd' ich ohne Bedenken eingewilligt haben, und wäre mein Gatte nur erträglich gewesen, so würd' ich, trotz allem, was vorhergegangen war, eine erträgliche Hausfrau geworden seyn; nicht gut und brav wie Sie, aber doch achtungswerth genug, um wenigstens nicht gegen die große Menge zu meinem Nachtheil abzustechen. Eine solche Parthie fand sich jetzt gerade nicht, und mein Schicksal war, zu neuen Verirrungen hingerissen zu werden.

Zu den Häusern, die ich am häufigsten besuchte,

gehörte das des Geheimeraths K... Hier lebte man unglücklich, wie in den meiſten Häuſern der Vornehmerin; aber die Aufgabe war, dies vor der Welt zu verbergen, indeß ein bedeutendes Vermögen es dazu nicht an Mitteln fehlen ließ. Nichts hätte die Geheimeräthin ſo lüſtern nach meinem vertrauten Umgange gemacht, als eine vorausgeſetzte Aehnlichkeit zwiſchen meinem Kopf und dem ihrigen. Von der Schöngeiſterei angeſteckt, verband ſie damit einen hohen Grad von Frömmelei. Gellert war ihr Held, und ſeine Schriften kamen gar nicht aus ihren Händen. Nun war ich zwar nicht blos von aller Frömmelei, ſondern auch ſelbſt von aller Frömmigkeit geneſen; allein da die Geſchmeidigkeit geblieben war, und die Geſellſchaft, die ich in dem K...ſchen Hauſe fand, nicht zu den unintereſſanteſten gezählt werden konnte, ſo wurde es mir nicht ſchwer, meiner Freundin gegenüber, eine ſolche Stellung zu gewinnen, daß ſie durchaus glauben mußte, ſie habe die rechte in mir gefunden. Der Geheimerath war das vollkommenſte Widerſpiel ſeiner Frau. Die Schöngeiſterei von ganzem Herzen verachtend und ein determinirter Freigeiſt, lebte er nur ſeinen Geſchäften und dem Vergnügen. Die Natur ſelbſt ſchien ihn für den Epikuräismus beſtimmt zu haben, und ich erinnere mich nicht, jemals einen Mann geſehen zu haben, der mir das Bild des griechiſchen Philoſophen beſtimmter dargeſtellt hätte, als ihn. Die Männer, welche

man im gemeinen Leben Epikuräer nennt, sind offenbar den Schweinen mehr verwandt, als den Menschen; aber von diesen unterschied sich K... theils durch einen sehr lebhaften Geist und eine seltene Penetrazion, theils dadurch, daß ihm Arbeit wirklich Bedürfniß war. Denken Sie sich nun eine an Leib und Seele kränkliche Frau auf der einen, und einen an Leib und Seele gesunden Mann auf der andern Seite, um begreiflich zu finden, daß zwischen beiden an keine Harmonie zu denken war. Das Verhältniß beider ward dadurch noch schlimmer, daß K... sich nicht entbrechen konnte, über die Schwäche seiner Frau zu spotten, und als ein liebender Vater die verkehrte Bildung zu berichtigen, die seine Kinder erhielten.

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß K... den Unterschied bemerkte, der zwischen mir und seiner Frau war; aber kaum war er desselben inne geworden, als er mich einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen begann; denn bis dahin war ich ihm nicht blos gleichgültig gewesen, sondern er hatte mich sogar unter der Voraussetzung gehaßt, daß ich eine Betschwester sey. Nichts befördert das Wohlwollen mehr, als ein in der Idee angethanes Unrecht; so wie auf der andern Seite der Feindschaft nichts mehr Nachdruck giebt, als eine wirklich zugefügte unverdiente Beleidigung. Aus K...s ganzen Benehmen ging hervor, daß er mich um Verzeihung bat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie interessant er mir dadurch wurde;

allein da meine Verbindung mit P... fortdauerte, ſo verbarg ich meine Geſinnungen aufs ſorgfältigſte, und lange Zeit hindurch ließ ich mir gar nicht träumen, daß er mir theuer werden könnte.

So lange die Verführung nicht gegenſeitig iſt, findet ſie gar nicht ſtatt; ſo wie das Wort gewöhnlich gebraucht wird, iſt es ohne Sinn, was auch ſchwache Gemüther dagegen ſagen mögen, die ein Unrecht, das ſie allein zu verantworten haben, gern auf Andere abwälzen möchten. K... hätte, ſo lange ich mit meinem geliebten P... in Verbindung ſtand, Himmel und Erde in Bewegung ſetzen mögen, um mir die leichteſte Gunſt abzugewinnen; er würde ſich vergeblich bemüht haben. Jetzt hatten ſich die Umſtände verändert. Die Leere, die ich empfand, redete ihm das Wort; und ſo bedurfte es von Seiten ſeiner nur ganz leiſer Bewerbungen, um in kurzer Zeit ſehr bedeutende Fortſchritte in meiner Gunſt zu machen. Es waren moraliſche Gefühle, die ſeine Neigung zu mir entwickelt hatten. Aehnliche Gefühle trieben mich zu ihm. Es konnte unter dieſen Umſtänden nicht fehlen, das wir uns halben Weges begegneten. Wie oft habe ich zu mir ſelbſt geſagt, daß man gewiſſe Liebeshändel weniger verdammen würde, wenn man genau wüßte, was ihnen zum Grunde liegt.

Unſer Verhältniß vor der Geheimenräthin zu verbergen, war nichts weiter erforderlich, als eine

fortgesetzte Verstellung von meiner Seite, und ein wenig Nachgiebigkeit von Seiten ihres Gatten. Sie, die gemüthet haben würde, wenn sie sich von mir betrogen geglaubt hätte, liebte mich wie ihre Schwester, als sie sah, daß ich mir von Zeit zu Zeit die Freiheit nahm, den Geheimenrath den Kopf zu waschen, wenn er sich nicht artig gegen sie betrug, und daß dieser es demüthig hinnahm, und seinen Fehler eine Viertelstund darauf verbesserte. Ich stand — versteht sich, mit dem Unterschied, der das größere Genie macht — zwischen beiden, wie die Maintenon zwischen Ludwig dem Vierzehnten und seiner Gemalin, welche täglich dem lieben Gott dankte, ihr das Herz des Gemals durch einen Engel in sichtbarer Gestalt wieder zugewendet zu haben, während eben dieser Engel — nichts entbehrte. So groß wurde das Vertrauen, das meine Freundin in mich setzte, das ich vor ihren Augen Dinge wagen konnte, die man, einer eifersüchtigen Frau gegenüber, sich kaum zu denken getraut. Da nach und nach die ganze gesetzgebende Macht des Hauses in meine Hände kam, so schaltete ich auch nach Belieben. Meinem Interesse war es gemäß, daß alle Verbindungen aufhörten, von denen sich irgend eine Störung erwarten ließ; und sie hörten auf. Die meisten Zusammenkünfte mit dem Geheimenrath hatte ich in meiner eigenen Wohnung, welche, durch P... Freigebigkeit und meinen guten Geschmack in einen Tempel der Liebesgöttin verwandelt, jeden Genuß erhöhte.

Da K... sich in seiner Liebe nicht begriff, und ich mich wohl in Acht nahm, ihm, was ich mein Geheimniß nennen konnte, anzutrauen; so ward es mir nicht schwer, auch ihn glauben zu machen, er habe zuerst über meine Schaamhaftigkeit gesiegt. Daß es darüber nicht zu Erklärungen kam, versteht sich von selbst. Ich würde alles verloren haben, hätte ich nicht die Geschicklichkeit besessen, dergleichen zuvor zu kommen.

Von allen Männern, mit welchen ich bisher in Verbindung gestanden hatte, war K... der erste, den ich ganz in meine Gewalt bekam. Der Grund davon lag weniger in mir, als in seiner Art zu empfinden und in seinen häuslichen Verhältnissen. Es hieng nur von mir ab, ob ich ihn zu einer Heirath bewegen wollte. Was sag' ich bewegen? Er selbst machte mir den Antrag, indem er sich von seiner Frau scheiden lassen wollte. Ich war einen Augenblick zweifelhaft; aber auch nur einen Augenblick. Erstlich konnte ich mir nicht vorstellen, daß eine Ehe glücklich seyn würde, die der Betrug selbst gestiftet hatte. Zweitens fürchtete ich das Gerede meiner Bekannten, von welchen sich vorhersehen ließ, daß sie sich der Zurückgesetzten auf meine Kosten annehmen, und mich für die erste Heuchlerin ausschreien würden. Ohne etwas von diesen Gründen laut werden zu lassen, versprach ich meinem Geliebten, daß ich seine Gattin werden wollte, wenn das Schicksal selbst die Bande zerrisse-

welche ihn gegenwärtig an eine Frau fesselten, die ich nicht zu meiner Feindin machen könnte, ohne sie zu tödten. K... war allzu menschlich, um nicht von einer solchen Erklärung tief gerührt zu werden.

Aber wie sehr ich auch den Geheimenrath bezaubert hatte; so war doch mein Verhältniß mit ihm nichts weniger, als meinen Neigungen angemessen. Ich habe oft geglaubt — und es muß wohl so seyn, da so viele Erscheinungen des Lebens dafür sprechen — daß da, wo die Furcht nicht mit wirkt, keine weibliche Liebe statt finden könne. Je geschwinder K...s Persönlichkeit in der meinigen unterging, desto schneller wurde ich mir selbst wiedergegeben. Verwöhnung spielte dabei gewiß auch ihre Rolle; denn da mich die Männer bisher immer beherrscht hatten, so kam es mir vor, als müßte dem so seyn. Kurz: ich wurde K...s überdrüßig, weil er nicht Widerstand genug offenbarte. Ich gab es ihm auf mannichfaltige Weise zu verstehen; aber mein Unglück wollte, daß er gerade in diesem Falle alle Empfindlichkeit verlor, und sich mit eben so viel Schwerkraft an mich hing, als ich anwandte, mich von ihm loszumachen.

Ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit; indeß stand mein Entschluß fest, daß ich mich von den Banden befreien wollte, in welchen ich mich allzu leichtfertig verstrickt hatte. Um meinem Ziele näher zu rücken, traf ich solche

Anſtalten, daß der Zuſammenkünfte in meiner Wohnung immer weniger wurden. Ich knüpfte Verbindungen wieder an, die ich ſeit längerer Zeit aufgegeben hatte. Die Zeit, welche mir davon übrig blieb, widmete ich der Geheimeräthin. K..., der nicht wußte, was er von mir denken ſollte, verfolgte mich auf jeden meiner Schritte. Seine Leidenſchaft ſchien eine Höhe zu erreichen, die ſie nie gehabt hatte. Grade dies hatte ich hervorbringen wollen; und da es jetzt meinen Wünſchen gemäß erfolgte, ſo lag die Kataſtrophe ganz in meiner Gewalt.

Gegen die Geheimeräthin fing ich an, die Niedergeſchlagene zu machen. Da ſie dergleichen nicht an mir gewohnt war, ſo forſchte ſie um deſto ängſtlicher nach der Urſache meiner Traurigkeit. Ich ſprach von nothwendiger Trennung. Sie begriff nicht, was ich damit ſagen wollte, und drang ſo lange in mich, bis ich ihr erklärte: ich hätte Urſache zu glauben, daß ihr Mann eine geheime Leidenſchaft für mich zu nähren anfange. So warf ich den erſten Funken der Eiferſucht in ihre Seele; und da ich ſehr deutlich ſah, daß er fing, ſo bat ich ſie blos, ſich auf meine Redlichkeit zu verlaſſen.

Einige Tage darauf war ich, wie gewöhnlich, mit Beiden allein. Die Geheimeräthin entfernte ſich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, als K... Aufſchlüſſe über mein räthſelhaftes Betragen ver-

langte. Ich sagte ganz trocken, mein Betragen schiene nur räthselhaft; an und für sich wäre es offen und ehrlich. Sie lieben mich also nicht mehr? sagte der sanguinische Mann in einem weinerlichen Tone, indem er sich mir zu Füssen warf. Ohne seine Frage zu beantworten, und ohne ihn auf seine Stellung aufmerksam zu machen, drückte ich ihm ein Billet in die Hand, und wartete die Zurückkunft der Geheimenräthin ab, um mich durch eine Art von Salto mortale in Freiheit zu setzen. Sie öffnete die Thür, erschrack über den Anblick ihres vor mir knieenden Mannes, und wollte wieder umkehren — als ich mich plötzlich aufraffte, auf sie zueilte, sie umarmte, ihrem Manne Verzeihung erbat, und ihr dann für immer Lebewohl sagte. Wie sich beide aus einander gefunden haben, weiß ich nicht; aber mein Billet enthielt: Ich hätte es für sündlich gehalten, eine brave Frau noch länger zu betrügen.

Sie müssen gestehen, daß ich von der Kunst zu leben etwas begriffen haben mußte, da ich im Stande war, so zu handeln. Das Unglück, worüber sich die meisten Menschen beklagen, liegt blos in ihrer Unentschlossenheit; sie können sich nicht leiden und doch auch nicht von einander lassen; sie wollen und wollen nicht; und so verstreicht ihnen das Leben ohne Freude und Genuß. Zu ihnen zu gehören, mag dem Herzen Ehre bringen, aber dem Verstande ist es niemals rühm-

lich. Menſchen, die in keinem Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſtehen, ſetzen ſich immer auf die eine oder die andere Art in Freiheit.

Ich faßte den Entſchluß, mich in keinen neuen Liebeshandel einzulaſſen, da mir der letzte ſo ſehr verbittert worden war; aber auch ohne dieſen Entſchluß würd' ich nicht dazu gekommen ſeyn, da mein Vater bald nach meiner Trennung von dem K.. ſchen Hauſe gefährlich krank wurde. Sie werden ſich vielleicht einbilden, er habe mich von ſeinem Sterbette entfernt, um der Natur den letzten Tribut mit größerer Gelaſſenheit zu bringen. Nichts weniger, als das! Zwar kann ich nicht ſagen, daß ihm meine Gegenwart Vergnügen gemacht hätte; aber ſie beunruhigte ihn eben ſo wenig. Seine Krankheit zog ſich in die Länge; aber in ſeiner Reſignazion blieb er ſich vom Anfang bis zu Ende gleich. Ich behaupte, daß keiner von den Weiſen des Alterthums mit gröſſerer Gelaſſenheit geſtorben iſt. Er war nicht ſo in ſich gekehrt, daß er nicht bisweilen geſprochen, und viel geſprochen hätte. Vor allen Dingen orientirte er mich über ſein Vermögen, und ich kann ſagen, daß er bei Heller und Pfennig wußte, wie viel er beſaß. Dann ſprach er von meinen Verwandten und von den Ausſichten, die ich mit meinen übrigen Geſchwiſtern hätte, unſere Umſtände zu verbeſſern. Zwei Stunden vor ſeinem Tode ſagte er: Bald wird es mit mir aus ſeyn. — „Aus ſeyn? entgegnete ich; glauben Sie an keine

Unsterblichkeit der Seele?" — Er lächelte. Meine Seele, erwiederte er, ist unsterblich, wie Alles; sie lebt in dir. Diese Worte fielen mir so auf, daß ich sie nie habe vergessen können. Er starb. Ich drückte ihm die Augen zu. Der alte R... half mir die Leiche zur Erde bestatten. Es kostete mir, wie sie leicht denken können, große Anstrengung, die Masse von Thränen aufzubringen, die der Wohlstand erforderte; indessen war der alte R... von meiner Empfindsamkeit eben so erbaut, als von der richtigen Beurtheilung, die ich bei Anordnung des Begräbnisses gezeigt hatte, und die Lobsprüche, die er mir über Beides machte, gaben mir zu verstehen, daß ich meine Rolle erträglich genug gespielt hatte.

Ich habe meine Geschwister ganz aus dem Auge verloren. Mein Bruder sollte Anfangs eine gelehrte Erziehung erhalten; da er aber dazu sehr wenig Talent hatte, so wurde er im Militair angestellt. Seit dem Tode meiner Mutter hatte ich ihn nicht wiedergesehen; denn unmittelbar darauf war er nach einer guten Provinzialschule gebracht, und von da in eine entfernte Garnison versetzt worden. Meine jüngere Schwester nahm eine meiner Tanten in ihre Pflege, die nicht weit von der Hauptstadt wohnte. Auf dem Lande erzogen, blühte sie desto schöner auf, je weniger ihre Entwickelung übereilt wurde. Sie war in einem Alter von vierzehn bis funfzehn Jahren, die Unschuld selbst. Da wir so wesentlich von

einander verschieden waren, so paßten wir sehr wenig zusammen, ob wir uns gleich von Zeit zu Zeit wiedersahen. Prätensionen an mich zu machen, fiel ihr gar nicht ein; aber eben deswegen konnte sie sich auch nie in diejenigen finden, die ich an sie machte. Wir zankten nicht gerade mit einander; denn auch dazu waren wir einander zu ungleich; aber wir konnten eine die andere doch nicht recht ausstehen. Mein Anstand und mein ganzer Ton hatten den Beifall meiner Tante; und da der größte Theil der Menschen nicht weiß, was sich mit einander vereinigen läßt, so stellte mich die gute Frau der unbehülflichen Schwester öfters zum Muster auf; eine Ungeschicklichkeit, die nicht wenig dazu beitrug, Nettchen — so hieß meine Schwester — noch mehr gegen mich aufzubringen. Die Folge von dem allen war, daß ich nach dem Tode meines Vaters bei meiner Tante keine Aufnahme finden konnte, und mir also, auch ohne scheinbaren Schutz, noch ferner selbst überlassen blieb.

Ich hatte kaum ein Alter von achtzehn Jahren erreicht; allein, wenn Sie sich der Begebenheiten erinnern wollen, die ich Ihnen bisher mitgetheilt habe, so müssen Sie gestehen, daß es Personen von dreißig und vierzig Jahren giebt, die weniger reif sind, als ich es in einem so zarten Alter war. Das Schicksal scheint seine ganze Kraft erschöpft zu haben, um in meinem Individuum etwas auszuführen, wozu es in der Regel mehrere

Generazionen gebraucht. Ich klage es nicht an; aber warum mußte ich denn gerade diejenige seyn, an welcher es seine Experimente zu machen für gut befand? Immer hat es mich andere Wege geführt, als ich mir selbst gezeichnet hatte. Nie hatte ich den Vorsatz, schlecht zu seyn, und doch bin ich es auf eine unausweichliche Art geworden. Sie haben mich bisher vielleicht schon bedauert; aber Sie werden mich noch weit mehr bedauern, wenn Sie mich weiter lesen. Dieselbe Wahrheitsliebe, mit der ich mich bisher aufgeschlossen habe, soll auch ferner meine Feder leiten. Ich habe nie Bekenntnisse gelesen, die mich befriedigt hätten; aber darum will ich auch die Fehler vermeiden, die Andere begangen haben. Nichts will ich beschönigen, oder entschuldigen; und noch weit weniger etwas rechtfertigen. Ich will von mir sprechen, wie mein guter Genius mich vertreten würde, wenn er den Auftrag dazu erhielte.

Zweites Buch.

Ich würde meine vorige Lebensweise fortgesetzt haben, wäre es meinem Vortheile gemäß gewesen. Von meinem Vater zu meinem Vormund eingesetzt, faßte der alte R... ein desto lebhafteres Interesse für mich; und da ich die Kunst, Menschen nach ihrer Individualität zu behandeln, besser verstand, als man von meinem Alter hätte erwarten sollen, und mein Vermögen bedeutend genug war, um mich vollends vor aller Sklaverei zu schützen; so ließ ich mir alle Maasregeln sehr gern gefallen, die mein Vormund nehmen konnte, um mir den scheinbaren Schutz zu verschaffen, dessen ich bedurfte, um auch künftig ohne allen Verdacht zu leben. Er war Anfangs Willens, mich in sein Haus zu nehmen; da das aber manche Schwierigkeiten mit sich führte, so wurde beschlossen, daß ich unter die Protekzion einer meiner Freundinnen gestellt werden sollte, die in dem besten Ruf von der Welt stand, und durch

ihr großes Vermögen sich einen bedeutenden Anhang erworben hatte.

Sie selbst kennen Mamsell ... d, wenn gleich nicht so genau, daß Sie Rechenschaft über ihren wirklichen Charakter ablegen könnten. Es giebt gewisse Bücher, welche, ohne gerade schlecht zu seyn, blos deswegen einen sehr geringen Werth haben, weil sie keine Vergleichung mit den Archetypen aushalten, denen sie ihre Entstehung verdanken. Von diesem Schlage ist zum Beispiel der christliche Emil von Formey; ein Buch, das schwerlich jemals geschrieben seyn würde, hätte Rousseau's Emil nicht Sensazion gemacht. Wie mit diesen Büchern, eben so verhält es sich mit gewissen Menschen; sie würden die Achtung, die sie verdienen, wirklich erhalten, könnte man sich gewisser Vergleichungen erwehren, durch welche sie nothwendig verlieren müssen. Mamsell ... d ist mit einem Worte charakterisirt, wenn man sie die christliche Ninon nennt. Wie diese, hat sie sich nie entschließen können, einem Manne ihre Hand zu geben; aber nicht, um frei zu werden, sondern um dem drückenden Gefühle zu entrinnen, daß sie nicht um ihrer Person, sondern um ihres Geldes willen gewählt sey. Ninon beherrschte bekanntlich ein großes Vermögen; Mamsell ... d ist von dem ihrigen immer beherrscht worden. Mit voller Wahrheit kann man sagen, daß ihr der Gedanke an dasselbe zu allen Zeiten und unter allen Umständen gegenwärtig

gewesen ist. Auf ihn stützten sich alle ihre Koketterien. So lange sie noch jung war, und den Männern die Hoffnung blieb, ihren Vorsatz zu schmelzen, nahm sie öfters die Miene an, als könnte sie sich wohl zu einer Heirath entschließen; im Grunde aber nur, um eine abschlägige Antwort in bester Form zu geben, und sich für ihr Alter den kahlen Trost aufzusparen, daß es ihr nicht an Freiern gefehlt habe. In einem spätern Alter machte sie sich dadurch geltend, daß sie durch die Aussicht auf Legate körnte, ohne irgend ein bestimmtes Versprechen von sich zu geben. Nie ist sie geizig gewesen; nie hat sie von ihrem Vermögen irgend einen Gebrauch gemacht, den man nicht hätte billigen müssen: aber nie hat sie von allen den Wohlthaten, die sie mit reichlicher Hand ausspendete, irgend einen Genuß gehabt, der nicht in der Eitelkeit gegründet gewesen wäre; und indem sie sich auf dieses schwache Gefühl beschränkte, verdarb sie sich ein Leben, welches sie sich mit einem größeren Umfange des Geistes und Herzens sehr angenehm hätte machen können. Ich habe mir, ihr gegenüber, sehr oft die Bemerkung wiederholt, daß die Reichen, die sich zum Wohlthun aufgelegt fühlen, allen ihren Zwecken entgegen handeln, wenn sie ihre Wohlthaten zersplittern, um dadurch recht viel Anhang zu bekommen. Sie kennen den Menschen nicht; sie suchen ihn dadurch an sich zu fesseln, daß sie ihn in Abhängigkeit erhalten, da sie doch ihr Ziel

F 2

nur dann erreichen können, wenn ſie ihn in Freiheit ſetzen. Mamſell ...d verſah es vollends dadurch, daß ſie vorzüglich Geiſtliche agazirte; eine Klaſſe von Menſchen, die, mit wenigen Ausnahmen, nicht gut vermeiden kann, falſch zu ſeyn, da ihr Intereſſe ſo ſehr getheilt iſt.

Schon in früheren Zeiten hatte ich mir den Beifall der Mamſell ... d erworben. Jetzt, wo es darauf ankam, eine Waiſe zu beſchützen, erbot ſie ſich ſelbſt, das Geſchäft zu übernehmen. Ich war kaum zu ihr gezogen, als ſie mich in alle ihre Maximen einzuweihen begann. Ihren Wünſchen zu Folge, ſollte ich in ihre Fußſtapfen treten, um, wie ſie, eine Prieſterin der Veſta zu werden. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als mir das männliche Geſchlecht verhaßt zu machen. Was ſie ihre Erfahrungen nannte, war ein Aggregat von Undankbarkeit und Treuloſigkeit von Männern gegen Weiber. Ich hörte alles gelaſſen an, und billigte ihr eigenes Verfahren, nur daß ich zu verſtehen gab, ein jeder müſſe ſich mit ſeinem eigenen Maasſtabe meſſen, und was bei ihr hohe Einſicht ſey, könne bei andern die größte Thorheit werden, wenn es ihnen an Kraft gebräche, den einmal gefaßten Vorſatz durchzuſetzen.

Ich hatte in allzu beſtimmten Verhältniſſen mit Männern verſchiedenen Schlages gelebt, um nicht zu wiſſen, was ich von der Ehe denken ſollte. Selbſt das Beiſpiel der Mamſell ... d beſtärkte die Wahrheit meiner Abſtrakzionen. Ohne irgend

einen beſtimmten Stützpunkt zu haben, trieb ſie auf dem Meere des Lebens daher, an jeder Küſte landend, allenthalben Vergnügen ſuchend, und überall Langweil findend. Sie ſelbſt wiederholte immer und ewig, man müſſe das Leben als ein Spiel nehmen; aber nur zu tief empfand ſie, daß es einen ernſten Zweck haben muß, wenn es nur einigermaßen erträglich bleiben ſoll. Was man auch gegen die Ehe vorbringen mag, ihr Vorzug beſteht recht eigentlich darin, daß ſie den weiblichen Theil des menſchlichen Geſchlechts veredelt. Wo ſie nicht ſtatt findet, ſind die Weiber Kinder oder Ungeheuer. Philoſophen haben von einer Gemeinſchaft der Weiber geträumt. Unſtreitig glaubten ſie das weibliche Geſchlecht dadurch zu moraliſiren; aber dieſe Gemeinſchaft würde, wenn ſie möglich gemacht werden könnte, geradezu auf das Gegentheil hinwirken. Der Stützpunkt kann nur ein einiger ſeyn. Wird er vervielfältigt, ſo verſchwindet er; und das iſt um ſo mehr zu bedauern, da das Weib ihn nicht entbehren kann. Die Ausnahme, welche eine Ninon macht, kommt in keinen Anſchlag, weil ſolche Weiber immer nur die Produkte beſonderer Umſtände ſeyn können. Kommt es darauf an, in einer Ehe glücklich zu leben, ſo ſind die Bedingungen, wenn gleich nicht leicht, doch nicht unerfüllbar. In den höheren Ständen, wo die Weiber ſehr viel Muſe haben, und eben deswegen am meiſten von der Langweil geplagt werden, iſt die Aufgabe

unſtreitig ſehr ſchwer zu löſen; aber in dem Mitteiſtande verſchwindet ein großer Theil der Schwierigkeiten. Sehr viel hängt davon ab, ob eine Frau Fähigkeit genug beſitzt, ſich ihren Wirkungskreis ſo zu ziehen, daß ſie den ihres Mannes gar nicht berührt. Alle ſtaatsbürgerlichen Tugenden müſſen bei ihm, alle häuslichen bei ihr anzutreffen ſeyn. Das Geſchäft des Erwerbens muß ausſchließend das ſeinige, das Geſchäft des Erhaltens eben ſo ausſchließend das ihrige ſeyn. Wiſſenſchaften, Künſte u. ſ. w. ſind nur in Wiederſchlag für ſie vorhanden; ſie nimmt alles nur in Reſultaten in ſich auf, unbekümmert, wie ſie entſtanden ſind. Vom Schmutz des Lebens unbefleckt, iſt ſie frei von allen den Leidenſchaften, die er erzeugt. Es iſt zweifelhaft, ob eine Tugend in ihr ſey; aber ausgemacht iſt es, daß ſie von keinem Laſter gedrückt wird. Thätig ohne Geräuſch, und wohlwollend ohne Ziererey, wendet ſie alle Stürme ab, die ihr Heiligthum erſchüttern können. Sie hat alle diejenigen Eigenſchaften, die ihrem Manne fehlen, und indem er alle diejenigen hat, die ſie nicht haben kann, bilden beide ein Ganzes, das keinen Mislaut von ſich giebt, und mit einer nothwendigen Harmonie wirkt. Indem ich ſo über die Ehe und das Glück, das ſie zu geben im Stande iſt, dachte und empfand, blieb ich weit entfernt mir zu verbergen, daß, wenn eine gewiſſe Unſchuld ein nothwendiges Ingredienz für dies Verhältniß ſey, ich keine

große Ansprüche auf Wohlseyn in demselben machen könnte; allein, ich mochte mich darin nun täuschen oder nicht, so wollte mir diese Nothwendigkeit nie recht einleuchten, und es kam mir sogar vor, als ob der Grad von Entwickelung, den ich an der Stelle der Unschuld einlegte, auch seinen Werth habe. Kurz, Mamsell ...d mochte gegen das männliche Geschlecht und gegen die Ehe sagen, was sie wollte, sie machte mich so wenig zur Proselytin, daß sie mich vielmehr in meinem Vorsatz bestärkte. Ohne im mindesten mit ihr zu rechten, nahm ich meine Parthie im Stillen, fest entschlossen, keine vortheilhafte Gelegenheit, die sich mir zu einer Verheirathung darbieten würde, fernerhin aus der Acht zu lassen.

Indem ich Mamsell ...d allenthalben begleitete, kam ich sehr häufig in die Gesellschaft vier alter Jungfrauen, von welchen man sagte, daß sie sich, als Schwestern, nie hätten vereinzeln wollen. Die Mamsell ...ks besaßen für die Zeiten, in welchen sie ihre Rolle spielten, keinen geringen Grad von Bildung. Auffallend auf den ersten Anblick war es, wie sehr sie allen Leidenschaften gegenseitig entsagt hatten; da war auch keine Spur von Eifersucht, Neid und dergleichen; jede hatte ihr Eigenthümliches, aber jede wurde darin von allen ihren Schwestern gehalten. Sie würden sehr viel Achtung verdient haben, hätte es in ihren Kräften gestanden, eine Lächerlichkeit zu vermeiden, durch welche sie in der ganzen Hauptstadt berühmt waren.

Alle veraltete Jungfrauen und alle kinderlose Frauen haben das mit einander gemein, daß sie nach staatsbürgerlichem Werth ringen, und es hat ganz das Ansehn, als ob die Natur sie dadurch für die Verkennung oder Nichterfüllung ihrer Bestimmung bestrafen wollte. Die Mamsell ...ks zeichneten sich vor anderen ihres Geschlechts dadurch aus, daß sie in ihrem Hause ein Gelegenheitsbüreau anlegten. Ich gäbe der Anstalt gern einen andern Namen, wenn ich einen bessern wüßte. Das Geschäft selbst war das unschuldigste von der Welt, und wurde noch obendrein mit einer so beispiellosen Uneigennützigkeit betrieben, daß die Kritik nicht, ohne zu erröthen, den Mund öffnen konnte. Immer auffallend blieb es indessen, daß vier Jungfrauen sich damit befaßten, Künstler in Nahrung zu setzen, Kandidaten zu Kondizionen zu befördern, und männliche und weibliche Bediente unterzubringen. Hiermit waren sie so sehr beschäftigt, daß ihnen, auch bei der gewissenhaftesten Vertheilung ihrer Zeit, sehr wenig Muse übrig blieb, an sich selbst zu denken. Wie viele Billette mußten täglich geschrieben werden, theils um Erkundigungen einzuziehen, theils um Notizen zu geben! Wie viel Mühe kostete das Registerhalten und die auswärtige Korrespondenz! Wie waren sie immer und ewig von Petizionären belagert! Dies alles verursachte ihnen indessen nicht die mindeste Beschwerde, und kein Staatsbeamter kann sich seinen Berufsgeschäften

mit mehr Entsagung hingeben, als sie bewiesen, so oft es darauf ankam, Anderen durch ihre Verbindungen und ihren Kredit nützlich zu werden.

Die älteste dieser Schwestern, der ich das Zeugniß geben muß, daß in ihrer Denkungsart sehr viel ächte Philosophie anzutreffen war, hatte nicht sobald bemerkt, daß meine Beschützerin mich für ihre männerhassenden Maximen zu gewinnen suchte, als sie sich bemühte, mich nach der entgegengesetzten Seite hinzuziehen; was ihr denn freilich keine große Mühe machte, da meine eigenen Neigungen ihr nur allzu sehr zur Hülfe kamen. „Die gute ....d," sagte sie, „hat Unrecht. Ihresgleichen zu werden, muß man Beruf fühlen, der sich nie einpredigen läßt. Ich würde dazu stillschweigen, hätten Sie Vermögen genug, um Unabhängigkeit behaupten zu können. Was Sie besitzen, ist gerade genug, um die Existenz verschönern zu helfen; und eben deswegen müssen Sie es einem geliebten Manne darbringen. Sie sollen und müssen heirathen. Ich stehe dafür, daß Sie glücklich seyn werden; und ich, selbst übernehme das Geschäft, Ihnen einen braven Mann zu verschaffen." Ich erröthete bei diesen Worten mit so viel Bescheidenheit und Anstand, und sagte meiner Juno Pronuba so viel Verbindliches für ihre großmüthige Theilnahme an meinem Schicksal, daß sie nicht umhin konnte, sich noch lebhafter für mich zu interessiren.

So lange mein Vater lebte, bewarb man sich

um meine Hand mit mehr Vorsichtigkeit, als Eifer, weil man nicht wußte, was man von seinen Vermögensumständen denken sollte. Jetzt war der Fall umgekehrt, weil sich bei Heller und Pfennig angeben ließ, wie viel ich besaß. Unter diesen Bewerbern befanden sich eine Menge Wittwer, von welchen sich jeder, so gut er konnte, geltend machte. So deutlich ich mir nun auch der Verhältnisse bewußt war, worin ich gelebt hatte; so konnte ich mich doch durchaus nicht mit dem Gedanken vertragen, die Gattin eines Wittwers zu werden; nicht aus jenem Eigennutz, den man meinem Geschlechte so häufig zur Last legt, sondern, weil ich die Mühe scheute, alte Gewohnheiten zu verdrängen, um neue an ihre Stelle zu setzen. Alle Wittwer, ohne Ausnahme, wurden also abgewiesen. Unter den sogenannten jungen Herren machte ich diejenigen Unterschiede, welche mir die Erfahrung an die Hand gab. Unumstößlicher Grundsatz war es, keinen Kaufmann zu heirathen, weil ich mir nicht denken konnte, daß eine eigentliche Ehe mit ihm möglich sey. Da mir nun, meinem Stande nach, nur noch die Wahl zwischen einem Militär- und einem sogenannten Geschäftsmann gelassen war, so richtete ich mein Augenmerk vorzüglich auf die letztere Klasse von Männern, weil die Militärs einmal in dem Verdacht stehen, bei ihren Verbindungen mit Bürgerlichen eine allzu strenge Rücksicht auf das Geld zu nehmen.

Mehrere stellten sich mir dar; aber unter allen gefiel mir keiner so sehr, als der Kriegesrath B... In seiner Miene lag unaussprechlich viel Wohlwollen und Güte; aber zugleich ein so gesunder, kräftiger Verstand, daß nur wenige Männer mit ihm wetteifern konnten. Zwar fehlte seiner Gestalt das Kolossalische, was mich an Vaudreuil und P... so sehr bezaubert hatte; aber da er nicht klein war, und eine derbe Konstitution ankündigte, so kam ich nur allzubald über ein Requisit hinweg, von welchem ich mir selbst sagen mußte, daß es mehr fantastisch, als vernünftig sey. Ihm machte ich also auch den meisten Empfang; und da die ...ks nicht aufhörten, ihn durch alle mögliche Prädikate zu rühmen, so daß selbst meine Beschützerin genöthigt wurde, in sein Lob einzustimmen, so erfolgte, nach der gewöhnlichen Bedenkzeit, mein Jawort ohne alle Restrikzionen.

Es wird Sie nicht befremden, wenn ich Ihnen sage, daß mein Betragen als Braut, sehr erbaulich für alle diejenigen war, welche über die Jahre heraus sind, worin man sich noch für etwas enthusiasmirt, und daß es dagegen allen denjenigen auffiel, welche der Meinung sind, daß man über das Glück, einen Mann zu bekommen, den Kopf verlieren müsse. Die letzteren fragten mich unaufhörlich, ob ich meinen Bräutigam denn nicht liebe? Eine Frage, die mich in eine weit geringere Verlegenheit setzte, als man wohl glau-

ben möchte, weil ich mich meines Uebergewichts über alle meine jungen Freundinnen bewußt war. Ich antwortete Ihnen: die Heirath sey für mich eine weit ernsthaftere Angelegenheit, als für sie, weil ich keinen Anhalt mehr hätte, und folglich bei weitem mehr wagte. — „Aber einen so guten Mann" — sagten meine Freundinnen. — Das soll ich erst erfahren — erwiederte ich.

Keine Zeit verstreicht schneller, als die Braut- und Bräutigamszeit. Im Umsehen war ich Frau Kriegesräthin. Meine Beschützerin, so determinirte Jungfrau sie auch war, unterließ nicht, mir von ganzem Herzen Glück zu wünschen, und sagte, um ihre Sarkasmen auf die Ehe wieder gut zu machen: Sie habe nicht geglaubt, daß im männlichen Geschlecht noch ein V... anzutreffen wäre. Meine Juno Pronuba freute sich herzlich, daß ich mich so verständig benahm, und prophezeite mir die glücklichste Ehe. Ich selbst konnte mir keine unglückliche denken.

Wie wesentlich sind Bekenntnisse von einem Roman verschieden! Meine Geschichte wäre geendigt, wäre sie das Produkt der Fantasie. Da sie etwas Wirkliches ist, so hebt sie im Grunde jetzt erst an. Was früher mit mir vorgegangen ist, kann auf mannichfaltige Weise entschuldigt werden — durch meine Jugend — durch die seltsame Bildung, die ich erhielt — durch die sonderbaren Verhältnisse, in welchen ich lebte; es kommt blos darauf an, daß man den guten Willen habe, die

Gründe zu ſuchen, um ſie ganz ſicher zu finden. Was jetzt anhebt — — Soll ich ſelbſt den Stab über mich brechen? Ich ſage Ihnen vorläufig blos, daß mich vor dem Ueberblick ſchaudert, und daß ich nicht weiß, wo ich den Muth hernehmen ſoll, in meinen Bekenntniſſen fortzufahren.

Sie werden ſich vielleicht einbilden, daß ich, mit einer meinem Geſchlecht nur allzu eigenen Flatterhaftigkeit, mein Ideal von einer glücklichen Ehe gleich in den erſten Tagen meiner Verbindung mit V... aufgegeben, und, weil ich einen liebenswürdigeren Mann angetroffen, dieſem, mit kühner Hinwegſetzung über Wort und Pflicht, den Vorzug gegeben habe. Sie irren. Nie iſt eine bloße Abſtrakzion vollkommner realiſirt worden, und nie hat man ſich in der Ehe beſſer befunden, als ich. V..., der ſeine Geſchäfte liebte, ging ihnen mit dem vollen Eifer eines wahren Staatsbürgers nach. Ich lebte und webte in meiner Häuslichkeit. Wir liebten beide das Vergnügen; aber wir waren beide gleich unfähig, es einer ohne den andern zu genießen. Unſere Einkünfte waren nicht brillant, aber ſie waren reichlich. Wir hatten keine ſogenannten Herzensfreunde; aber wir waren nur um ſo beſſer daran; denn wir wurden von keinem betrogen. Diejenigen, mit denen wir umgingen, berührten uns nicht mehr und nicht weniger, als gerade nöthig iſt, um ſich von dem gröberen Egoismus frei zu fühlen, und ſich doch ganz klar zu bleiben. Ich

machte mir bisweilen den ſtillen Vorwurf, daß es noch beſſer um mich ſtehen würde, wenn ich ſchuldloſer geblieben wäre; aber ich kam von einer ſolchen Grille doch auch ſchnell genug zurück, um nicht davon geſtört zu werden. V... ſchien keiner heftigen Leidenſchaft fähig zu ſeyn; in mir ſchienen alle Leidenſchaften ausgetobt zu haben. Ein Tag verfloß wie der andere, keiner ganz leer an Genüſſen. Konnt' ich nicht in der Geſellſchaft meines Mannes ſeyn, ſo lebte ich mit meinen Freundinnen, die nicht aufhörten, mich glücklich zu ſchätzen. So verſtrichen mehr als zwei Jahre.

Unterdeſſen war auch meine jüngere Schweſter verheirathet worden. Die Zeit hatte das Intereſſe vernichtet, das uns kindiſch vereinigte, und ein anderes herbeigeführt, das, ohne ſehr lebhaft zu ſeyn, uns ſchweſterlich verband. Dies Intereſſe aufrecht zu erhalten, war die Entfernung, in welcher wir von einander lebten, vielleicht ſehr nothwendig; allein dies war etwas, woran wir beide nicht dachten. Ganz unerwartet meldete mir meine Schweſter ihre glückliche Entbindung von einem Knaben. Dieſe Nachricht, welche mir hätte Vergnügen machen ſollen, warf mich ſtärker auf mich ſelbſt zurück, als ich es je geweſen war. Ich dachte an meine Kinderloſigkeit. Vor meiner Verheirathung war es mir nie eingefallen, Kinder haben zu wollen; ich verabſcheute vielmehr einen Gedanken, der meinem Glücke ſo ganz entgegen war. Seit meiner Verbindung mit V... war

der Wunsch nach Kindern von Zeit zu Zeit in mir aufgestiegen; aber ohne alle Heftigkeit, und, wie es mir vorkam, aus bloßer Ergebenheit gegen meinen Gatten, der, wie alle sanfte und tugendhafte Männer, mehr als einmal geäußert hatte, daß es ihm Vergnügen machen würde, ein Kind zu besitzen. Kaum aber hatte ich den Brief meiner Schwester gelesen, als ich in eine Traurigkeit versank, die ich von dem ersten Augenblick an nicht zu beherrschen vermochte. Die Ehrfurcht gegen meine Schwester verstärkte die Liebe für meinen Gatten. „Warum," fragte ich mich selbst, „muß der bescheidene Wunsch des besten Mannes unerfüllt bleiben? Warum? — Auf diese Frage ließ sich sehr viel antworten. Die Auflösung des Problems lag in meinem vorigen Leben, vorzüglich in dem Verhältniß, worin ich mit Vaudreuil gestanden hatte. Ich dachte mit Abscheu an ihn zurück. Aber sollte er die Schuld meiner Unfruchtbarkeit so ganz allein tragen? Was hatte er denn an meiner innern Oekonomie zerstört? War ich nicht vollkommen gesund? Mußte denn der Grund meiner Unfruchtbarkeit nur in mir liegen? Je mehr ich mich in diese Zweifel und Ungewißheiten verwickelte, desto verwirrter wurde ich. Ein Strom von Thränen folgte auf den anderen. Nie ist eine Verwandlung plötzlicher gewesen.

V..., welcher nicht wußte, was er davon denken sollte, drang so lange in mich, bis ich ihm die Ursach meiner Bekümmerniß mittheilte.

Mich zu beruhigen, ſagte er: „Der Wunſch nach Kindern wäre einer von den vorüberfliegenden Wünſchen geweſen, deren ſich ein glücklicher Gatte ſchwerlich erwehren könnte; er entſage demſelben von ganzem Gemüthe, wenn er der Störer unſerer bisherigen Harmonie zu werden drohe. Uebrigens thäte ich Unrecht, wenn ich mich dem Gedanken überließe, daß ich zur Unfruchtbarkeit verdammt wäre; meine Jugend und meine Geſundheit verbürgten ihm die Möglichkeit Kinder zu erhalten; wie jedes andere Glück, müſſe man dieſes ruhig erwarten." Ich umarmte ihn für dieſe großmüthige Erklärung, indem ich mir vornahm, ſeinem Rath zu folgen; aber meine Beruhigung war von kurzer Dauer.

Ich behaupte, ein unfruchtbar Weib muß gar nicht an ſeine Beſtimmung denken, wenn es die Tramontane nicht für ſein ganzes Leben verlieren ſoll; wenigſtens zwingen mich meine eigene Erfahrungen, dies zu behaupten. Es giebt Gefühle, für welche die Sprache keinen Ausdruck hat, weil Männer ſie gebildet und Weiber ſie empfangen haben. Zu dieſen Gefühlen gehört der Wunſch, Mutter zu werden, wofern man nicht gerade zu behaupten kann, er ſtehe in der Reihe der allergewaltigſten Triebe oben an. Wenige Weiber haben ihn empfunden, weil die Natur gütig genug iſt, ihrer Sehnſucht zuvorzukommen. Allen dieſen wird, was ich ſo eben geſagt habe, alberne Uebertreibung ſcheinen. Es ſey darum, wenn

mir nur diejenigen, die ſich in meinem Fall befinden, das Zeugniß geben, daß ich die Wahrheit ſchreibe; an ſie allein kann ich appelliren; ſie allein können meine Richter ſeyn.

Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gedanke an meine Kinderloſigkeit mich nicht wieder verließ, und eine eigentliche Folter für mich wurde. Dies ging ſo weit, daß ich das einzige Mittel, Kinder zu bekommen, zu verabſcheuen begann. In Thränen aufgelöſt, lag ich an der Seite meines Gatten und rief: Warum bekomm' ich keine Kinder? und wenn mein Gatte mich nach einer ſolchen Aufforderung umarmen wollte, entzog ich mich ihm, und rief ſchluchzend: Dennoch bekomm' ich keine Kinder! Ich lüpfe hier den Schleier, der das Unglück ſo mancher Ehe verhüllt; aber warum ſollte ich es nicht thun, da dieſe Seite der weiblichen Natur von den Männern am häufigſten verkannt oder gemißdeutet wird? Mein ſeltſames Benehmen — das den Tadel eines unvernünftigen mit Recht verdient haben würde, wenn der Menſch die Vernünftigkeit in ſeiner Gewalt hatte — wirkte vernichtend auf meinen Gatten zurück. Was, dem Naturplan zu Folge, nur ein Akt der Ueppigkeit ſeyn ſoll, kann nicht durch Schmerz und Niedergeſchlagenheit hervorgebracht werden; und je lebhafteren Antheil V... an meinem Zuſtande nahm, deſto mehr verſchwand die Energie ſeiner Konſti-

tuzion, ohne daß irgend ein äußerliches Kennzeichen seiner Kraftlosigkeit vorhanden war.

Indem sich unser Verhältniß auf diese Weise von Tag zu Tag verschlimmerte, und schlechterdings keine Aussicht vorhanden war, ihm wieder aufzuhelfen, gerieth mein Gatte auf den Gedanken, das Kind eines seiner entfernteren Anverwandten, der in sehr dürftigen Umständen lebte, zu adoptiren. Ich sagte aus vollem Herzen dazu Ja! weil ich mir wenigstens eine Täuschung davon versprach. Es war gerade damals die Erziehungsperiode, d. h. die Periode derjenigen Manie, die sich eine Weltverbesserung von gewissen Modifikazionen im Erziehungswesen versprach. Man kommentirte Locke's und Rousseau's Schriften; man schrieb Kinderbibliotheken; man eiferte gegen gewisse geheime Laster; man empfahl das kalte Bad u. s. w. u. s. w. Da es mir nicht an Muße fehlte, so theilte ich die allgemeine Stimmung der Köpfe. Begierig las ich die Schriften eines Kampe, Trapp, Villaume, Barth, Stuve u. s. w. Zwar fand ich die Resultate nicht, die ich zu finden wünschte; allein je mehr ich las und je stärker folglich die Masse meiner Ideen anwuchs, desto leichter verlor ich die Resultate aus den Augen. Am meisten zogen mich Villaume's Schriften an, der die Kunst, durch Klarheit zu verwirren, am meisten inne hatte, und dadurch am leichtesten betrog. Ich denke gegenwärtig über alle Materien, die in das Erziehungswesen einschlagen, ganz anders, als ich

damals dachte; aber ich gestehe, daß ich davon im höchsten Grade bezaubert war, und daß die Lektüre, oder vielmehr das sorgfältige Studium jener Schriftsteller, den Wunsch nach einem Kinde nicht wenig in mir verstärkte.

Durch Adopzion hatte ich, wie durch einen Zauberschlag, wonach ich mich so heftig gesehnt hatte; und ob ich mir gleich sagte, daß das Kind eines entfernten Anverwandten nicht mein Kind sey und niemals werden könne, so schien es mir doch großmüthig, auf die Erziehung desselben die höchste Sorgfalt zu wenden. Ich war fest entschlossen, die Erziehungskunst nach ihrem ganzen Umfange an meiner Pflegbefohlnen auszuüben, und träumte mir den glänzendsten Erfolg als Belohnung. Emilie — so hieß die Tochter unsers Anverwandten — wurde also in unsre Wohnung gebracht. Sie hatte, als dies geschah, ein Alter von ungefähr zwölf Jahren. Allen meinen Erwartungen nach, mußte sie von meinen mütterlichen Benehmen gegen sie entzückt werden; das war aber so wenig der Fall, daß sie dagegen durchaus gleichgültig blieb. Lag die Schuld an mir, oder an ihr — ich weiß es nicht; aber der Stoß, den meine Eigenliebe durch diese unbegreifliche Kälte erhielt, gab meinen Gefühlen gleich anfangs eine Wendung, die meinem Endzweck nicht sehr günstig war. Je mehr die Mutter aus mir verdrängt wurde, deßo mehr trat die Erzieherin in mir hervor. Als Künstlerin wurde ich nur allzu

geneigt, alles in dem Lichte der Fehlerhaftigkeit zu betrachten. Ich hörte nicht auf zu endoktriniren; und da mein Endoktriniren ohne allen Erfolg blieb, so ging ich nur allzu bald zum Despotismus über. Jetzt war alles verdorben; aber daß ich selbst daran Schuld war, leuchtete mir um so weniger ein, je mehr ich mich meiner guten Absicht bewußt blieb. Wäre Emilie meine eigene Tochter gewesen, so würde sie die Natur selbst vor aller Tyranney geschützt haben; da sie es nicht war, so war auch nichts im Stande, sie zu retten. Ich gestehe, daß ich sie barbarisch behandelt habe; aber nicht, um sie zu peinigen, sondern aus treuer Anhänglichkeit an den Grundsätzen, die ich aus den Erziehungsschriften eingesogen hatte, und deren Wahrheit mir unumstößlich schien. Der Philanthropinismus verwandelte sich unter meinen Händen in den abscheulichsten Rigorismus; aber ich behaupte, daß dies unter den Bedingungen, die mich bestimmten, nur allzu natürlich und nothwendig war. Je mehr mir daran gelegen war, Emilien in ein folgsames Werkzeug zu verwandeln, desto mehr verstärkte sich ihr Eigensinn, und so wie dieser zunahm, wuchs meine Tyranney, die nicht eher ein Ende fand, als bis Emilie, meine Abwesenheit benutzend, sich gewaltsam in Freiheit setzte, und spornstreichs zu ihrem Vater zurückkehrte.

Ich habe seitdem nie wieder einen Erziehungsversuch gemacht; aber ich habe die menschliche

n gelernt. Da ihr Vorzug
besteht, sehr wenig Positives
Natur besser kennen Entwickelung, in welcher das
recht eigentlich darin t begriffen ist, unaufhaltbar
zu enthalten; da die e die höchste Bestimmung des
menschliche Geschlecht ne andere seyn kann, als die
fortgeht; da endlich ung zu theilen; so ist jede po-
Individuums nie ein re Narrheit, die sich durch
allgemeine Entwickelu läßt, und die, wenn sie ein-
sitive Erziehung baar nur dadurch zu Stande ge-
nichts entschuldigen l daß man sich aller Umstände
mal statt finden soll, außer einem ungeheuren Ver-
bracht werden kann, ehört, daß man den Zögling
bemächtigt, wozu, a e und in eine bloße Maschine
mögen, auch das ge fahren, an welches man nicht
aller Freiheit beraube mpört zu werden. Denn sind
verwandele; ein Verf der Natur, die, im Ganzen
denken kann, ohne e das Gegentheil von dem zu
wir gleich Werkzeuge wir wollen; so müssen wir
genommen, immer schlicher Willkür werden.
Stande bringt, was uch der Versuch war, den ich
doch ein Gebilde men hatte, so hatte er mich doch
rtheilhafte Wirkung fiel von

Wie unglücklich au g, wo Emilie zu ihrem Vater
mit Emilien gemacht nd ich mich über die Nachrede
zerstreut. Diese vor hre Entweichung nach sich zog;
dem Augenblick an we Natur der Sache, daß ich für
zurückgekehrt war, uerufen wurde, die, nicht zu-
beruhigt hatte, die ih zu mishandeln, ihren Sata-
denn es lag in der Nm jungen wehrlosen Mädchen
ein böses Weib ausge
frieden, ihren Mann
nismus auch an eine

ausgeübt hatte. Der Wunsch, ein eigenes Kind zu besitzen, wurde um so heftiger, je isolirter ich lebte, und je weniger Neigung ich fühlte, aus meiner Einsamkeit hervorzugehen. Mein Gatte, der gerade um diese Zeit in Geschäften begraben lag, hatte keine Muße, sich um meinen Zustand zu bekümmern; indessen hatte er nicht sobald bemerkt, was in meinem Innern vorging, als er seine ganze Freundlichkeit aufbot, um meinen Schmerz zu besänftigen und mich aufzuheitern. Wir hatten unter uns die stillschweigende Verabredung genommen, daß von meiner Unfruchtbarkeit nicht mehr die Rede seyn sollte; aber die höchste Delikatesse ist nicht immer das beste Mittel zur Aufrechthaltung guter Verhältnisse. Luft mußte ich mir machen; und da ich es gegen V..., nicht wagte, um ihn nicht zu betrüben, so schüttete ich mein Geheimniß Andern aus.

Ich habe immer bemerkt, daß den Menschen nichts so angenehm ist, als die Entdeckung einer heftigen Leidenschaft. Wissen sie durch eine Art von Instinkt, daß man in diesem Zustande am schwächsten ist? Wenigstens verläßt uns die Begierde zu herrschen nicht, und vermöge derselben fühlen wir uns immer gezwungen, die Schwäche Anderer zu benutzen, wo wir sie auch antreffen. Nicht sobald hatte ich meinen Vertrauten Aufschlüsse über meinen inneren Zustand gegeben, als sich eine Menge dienstbarer Geister einfanden, welche in dem Besitz unfehlbarer Fruchtbarkeitsmittel zu seyn vorgaben.

Wie vielen heimlichen Kuren habe ich mich unterworfen, und wie theuer hab' ich dieſe Arkana bezahlt! Die einzige Folge des Experimentirens war, daß meine Geſundheit noch weit mehr untergraben wurde, als ſie es bereits durch den Gram war, der an meinen Herzen nagte. Mein Gatte, der ſich nicht einfallen ließ, daß ich meine Zuflucht zu Quackſalberinnen nähme, hatte das innigſte Erbarmen mit meinem Zuſtande; und da mein ganzes Ausſehn eine nahe Auszehrung ankündigte, ſo drang er darauf, daß ich mich einem diskreten Arzt anvertrauen ſollte. Dies that ich. Der Rath des Arztes war, daß ich ein Bad beſuchen ſollte. Ich hatte dieſen Rath vorhergeſehen; und ſo ſehr ich auch an dem Erfolg des Badens zweifelte, ſo wollte ich mir doch nicht die Genugthuung verſagen, auch dieſes Mittel gebraucht zu haben.

Der Aufenthalt im Bade iſt angenehm durch die vielen Zerſtreuungen, welche ihn begleiten. Ich glaube ſogar, daß das Baden ein vortreffliches Mittel iſt, gewiſſen Krankheitszuſtänden abzuhelfen. Aber da, wo man gegen einen organiſchen Fehler ankämpft, iſt es gewiß eben ſo unwirkſam, als jedes andere Mittel. Ich wurde in Pyrmont aufgeheitert; aber ich wurde nicht fruchtbarer. Der Aufenthalt daſelbſt wurde mir ſogar ſchädlich durch das, was man Badefreiheit zu nennen gewohnt iſt, und was nur Sittenlizenz genannt werden ſollte. In der That, man muß ein gewiſſes Alter erreicht haben, um Bäder ohne Nachtheil beſuchen zu kön-

nen. Alles begünstigt die gegenseitige Verführung; und ob ich gleich keine Untreue an meinem Gatten beging, so nahm ich doch in mir selbst eine Nachgiebigkeit wahr, die ich vorher nicht in mir entdeckt hatte, und die nichts anders seyn konnte, als das Produkt der bösen Beispiele, welche ich zu bemerken nicht verhindern konnte.

Meine Heiterkeit verließ mich wieder, sobald ich in meine vier Pfähle zurückgekehrt war; der Mensch hängt so sehr von seiner Umgebung ab, daß er seine Chamäleonsnatur nur dann bestreiten kann; wenn er sie nicht beobachtet. Mein Zustand war noch schlimmer, als vorher, weil ich mich halb und halb an Zerstreuungen gewöhnt hatte. Immer nur einen Gedanken verfolgend, und in diesen Gedanken so versunken, daß kein anderer aufkommen konnte, quälte ich mich selbst auf eine unbegreifliche Weise. Es gab lichte Augenblicke, in welchen ich mich selbst eine Närrin nannte; aber ich gewann dadurch nichts, als das trostlose Selbstgeständniß, daß ich nicht Meister meiner Leidenschaften sey. Um mir alle Ausflucht abzuschneiden, sagte ich zu mir selbst: „Deine Unfruchtbarkeit ist Vaudreuils Werk, und in sofern sie einmal nothwendig ist, mußt du dich der Nothwendigkeit unterwerfen.“ Aber das war nur das Mittel, mich zur Verzweiflung zu bringen. Ich glich einer Rasenden, die selbst nicht weiß, was sie will.

Nach diesem Bekenntnisse werden Sie es begreiflich, und vielleicht auch verzeihlich, finden,

wenn ich Ihnen ſage, daß ich mich, nachdem ich den Glauben an die Wirkſamkeit meiner Arkana verloren hatte, dem Aberglauben ſelbſt ergab. Ich habe oft bemerkt, daß man ein Atheiſt ſeyn und mit der Kurzſichtigkeit eines alten Weibes an Wunder glauben kann, wenn irgend eine Leidenſchaft im Spiele iſt. Eben dies begegnete mir in einem ſo hohen Grade, daß ich mich Zigeunerinnen an den Hals geworfen haben würde, wenn dergleichen bei der Hand geweſen wären. Wo ich von einer alten Frau hörte, die ſich auf ſogenannte Sympathie verſtand, da ſuchte ich ſie auf, machte ſie zu meiner Vertrauten, und bat ſie um den Beiſtand ihrer Kunſt. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, indem ich ſo verfuhr; aber die Hölle ſelbſt hätte ſich öffnen können, um mich von einem ſolchen Gange zurückzuſchrecken, ich würde mich lieber in ihre Schlünde geſtürzt haben, als umgekehrt ſeyn. Ich hatte immer gehört, daß Kartenlegerinnen Betrügerinnen wären, und niemand konnte von dieſer Wahrheit mehr überzeugt ſeyn, als ich es war; aber dies alles hielt mich nicht ab, den Erfolg meiner Bemühungen bei ihnen zu erforſchen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mir dies Thun und Treiben bedeutende Summen koſtete; aber hat das Geld den mindeſten Werth, wenn es auf Befriedigung einer großen Leidenſchaft ankommt? Sie werden ſagen, ich ſey förmlich verrückt geworden. Ich war es allerdings, ſo lang' ich meiner Leidenſchaft freies Spiel ließ; aber ich war

nichts weniger als verrückt, wenn die Nothwendigkeit gebot, meine Leidenschaft zu beherrschen. In Gesellschaften hat man mir nie das Mindeste angesehen, wenn ich gleich nicht läugnen kann, daß ich, meinen Freundinnen und Bekannten gegenüber, sehr still war. Ich schämte mich wirklich vor selbst, und die Niedergeschlagenheit meines Blickes datirt sich aus dieser Periode. Früher hat es mir nicht die mindeste Mühe gekostet, einem Jeden frei ins Auge zu sehen; aber mußte die Scheu mir nicht habituel werden, sobald ich mich, selbst unter denjenigen erblickte, auf die ich sonst mit Stolz herabgesehen hatte?

Ich war bestimmt, immer weiter zu gehen. Eine alte Frau, die zu meinen Vertrauten gehörte und eine Katholiken war, sagte mir: Ihr Pater würde mir helfen können. Ich lachte; da sie aber ihren vollen Ernst behielt, und eine Menge wunderthätige Kuren anführte, die er verrichtet haben sollte, so ließ ich es mir gefallen, die Bekanntschaft des Paters zu machen. Es wurde in mein Belieben gestellt, ob ich den Helfer in meiner, oder in seiner Wohnung, oder auch am dritten Orte sehen wolite. Das letztere konvenirte mir am meisten. Ort und Zeit wurden verabredet, und ich fand mich ein. Der Pater war schon vor mir angekommen. In seiner Miene lag die schlaffe Resignazion, welche ankündigt, daß der Kampf mit Fleisch und Blut geendigt ist, zugleich aber auch sagt, mit welchem Ingrimm man diesen

Kampf geführt hat. Ich stelle mir vor, daß wir, einander gegenüber, eine pittoreske Szene bildeten. Er schielte mich mit kaltem Ernste an, während ich mit niedergesenkten Augenliedern vor ihm stand, und das Wort nicht finden konnte, womit ich ihn anreden sollte. Er kam mir zuvor, indem er sagte: Er habe so viel Gutes von mir gehört, daß er mir zu helfen wünschte, ob ich gleich nicht zu seiner Heerde gehörte. Hierauf that er mehrere Fragen, die, so wie sie aus seinem Munde kamen, mir ein Erröthen über das andere verursachten, und die ich schlechterdings genöthigt bin, errathen zu lassen. Er zog hierauf eine Reliquie aus der Tasche, und bat mich, neben ihm Platz zu nehmen.

Siedend heiß ward mir; aber ich folgte ihm auf ein Kanapee. Erst bat er sich meine rechte Hand aus. Ich gab sie ihm; und nachdem er sie lange betrachtet hatte, machte er mit sehr leiser Berührung drei Kreuze mit seiner Reliquie. Ich gestehe Ihnen, daß mir wunderlich dabei zu Muthe wurde. Vielleicht wirkte meine Einbildungskraft die seltsamen Gefühle, die ich in mir wahrnahm; aber da sie mir ganz neu waren, so glaubte ich nur desto mehr an die Wirksamkeit der Reliquien. Er forderte hierauf, daß ich den Busen öffnen sollte. Ich wollte kapituliren; aber indem er mir sehr ernstlich zu Gemüthe führte, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, gab ich ihm auch hierin nach. Er wiederholte seine Operazion auf meiner linken Brust, und der Effekt war voll-

kommen derselbe. Endlich verlangte er, daß ich meine Zungenspitze darreichen sollte. Dazu bequemte ich mich ohne alle Weigerung, und Salpeter ist nicht kälter, als mir die Berührung vorkam. Er sah mich hierauf mit lüsternen Blicken an. „Sie haben die Gnadenmittel empfangen, sagte er; aber die Naturmittel müssen kooperiren." Bei diesen Worten umschlang er mich, und drückte seine Lippen auf meinen Busen. Ich litt, was ich abzuwehren die Kraft verlohren hatte, und er benutzte meinen Zustand so gut, daß er einmal über das andere triumphirte. Als er mir endlich erklärte, daß es für heute genug sey, schied ich von ihm, ich weiß selbst nicht mit welcher Betäubung, von der ich mich nicht eher erholte, als bis ich in meiner Wohnung angekommen war.

Die Stimmung, worin ich mich befand, nachdem ich mir selbst klar gemacht hatte, war eine ganz eigenthümliche. Ich fühlte mich zu jeder Gefälligkeit gegen meinen Gatten aufgelegt; aber ich sagte mir zugleich, daß unser Verhältniß für immer zerrissen sey. Seltsamer Widerspruch der menschlichen Natur, daß man nicht beleidigen kann, ohne zu hassen! Ich habe ihn in seiner ganzen Stärke empfunden; aber ich bin nie im Stande gewesen, ihn mir gehörig aufzulösen. Setzt man sich vorläufig in Positur, um den zu befürchtenden Angriff abzuwehren? Aber wenn dies der Fall ist, warum hassen selbst diejenigen, die nie einen Angriff zu befürchten haben? Warum

haſſen Eltern ihre Kinder, Fürſten ihre Unterthanen nach einer zugefügten Beleidigung? Worin auch der Schlüſſel zu dieſem Naturgeheimniß liegen mag, es iſt ausgemacht, daß nur die Beleidigten von Herzen verzeihen können.

Mein Mann wunderte ſich über die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, ſo ſehr, daß er gar nicht müde wurde, mir zu ſagen: Wie liebenswürdig ich ſey! Dieſe Erklärung befremdete mich nicht, weil ich wußte, daß ein Sonnenblick um ſo mehr erfreut, je ſeltener er iſt, und je trüber die Tage geweſen ſind, nach welchen er erfolgt. Was mich allein befremdete, war das ſonderbare Gemiſch von wohlwollenden und gehäſſigen Geſinnungen, das ich gegen meinen Mann in mir ſelbſt wahrnahm; ein Gemiſch, welches fürs Erſte blos die Achtung verdrängte, womit ich ihn bisher behandelt hatte, und mich zu einem gewiſſen Muthwillen aufgelegt machte, der mir ſonſt nicht eigen war. Ein närriſcher Einfall erfolgte über den andern. V... lachte darüber; ich lachte mit ihm. Wär' ich immer ſo froh geweſen, meinte er, ſo würd' ich nicht unfruchtbar geblieben ſeyn. Dieſe überraſchende Kombinazion, welche die Unſchuld ſelbſt zu Stande brachte, ſchnitt wie ein Scheermeſſer ein; aber ich beſann mich und behielt meine Petulanz die nächſten Tage bei.

Mit dem Pater hatte ich die Verabredung getroffen, daß ich ihn nach acht Tagen an dem

Orte unserer ersten Zusammenkunft wiedersehen wollte. Wir trafen in demselben Zimmer zusammen. Von den Gnadenmitteln war nicht weiter die Rede; diese hatten ihre Wirkung einmal für allemal gethan. Die Naturmittel hingegen wurden von neuem gebraucht, und der Pater, welcher immer freier und sicherer wurde, legte, nach und nach, seinen ganzen Ernst ab, und machte sich so liebenswürdig, als ein — Pater sich machen kann. Was wollen Sie? Es ist dem Menschen einmal eigen, neben den Eigenschaften, die er wirklich besitzt, noch andere haben zu wollen, die ihm ewig fremd bleiben werden. Der Esel in der Fabel, der, nicht zufrieden, ein nützliches Thier zu seyn, auch den Kammerherrn spielen will, ist nur zu häufig. Der Pater war mir als Liebhaber höchst lächerlich; aber nachdem ich ihn einmal dazu erhoben hatte, amüsirte ich mich mit ihm, so gut ich konnte.

Ich würde Sie durch einen ekelhaften Kreis von Liebesszenen führen, wenn ich mich in ein Detail über die Zusammenkünfte einlassen wollte, die ich mit dem Pater hatte. Die Verbindung dauerte länger, als sie hätte dauern sollen. Muß ich Ihnen noch sagen, daß sie für meine Wünsche ohne Erfolg blieb? Freilich wohl, da Herren dieser Art in dem Kredit stehen, die besten Rathhelfer zu seyn. Da ich übrigens den Muth hatte, ihm den Handel zuerst aufzukündigen, so hatte er die Frechheit mir zu sagen, daß der Erfolg ein ganz

anderer gewesen seyn würde, hätte er es nicht mit einer Ketzerin zu thun gehabt. Die Falschheit ist Menschen dieser Art habituell geworden. Dagegen läßt sich nichts weiter sagen.

Der Schmutz, der auf meinen Bekenntnissen liegt, würde reinen Abscheu erregen, wenn ich nicht zugleich mit meinen Verirrungen die Verwandlungen bezeichnete, die in meinem Innern vorgingen. Das menschliche Herz ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Beobachtungen; und indem ich fortfahre, diese mit so viel Präzision, als man von mir erwarten kann, darzustellen, hoff' ich den Ekel noch ferner zu besiegen, den ich Ihnen in den Bekenntnissen selbst nicht ersparen kann. Wissen Sie also, daß mir in dem Verhältnisse zu meinem Manne immer leichter ums Herz wurde, je mehr ich meine Pflichten unter die Füße trat. Die Häuslichkeit verlor gänzlich ihren Werth in meinen Augen. Gieriger sucht' ich das Vergnügen. Das Schauspiel besonders wurde mir zum Bedürfniß. Dabei versäumte ich kein Konzert und keine andere öffentliche Lustbarkeit. Mein armer Mann wurde ganz aus seinen Angeln gehoben. Der Aufwand, welchen wir machten, überstieg bei weitem unsere Einnahme. Dies waren die Ursachen und die Folgen meiner Liebenswürdigkeit.

Bei aller dieser Unbesonnenheit und förmlicheren Lasterhaftigkeit gebrauchte ich die Vorsicht, mein eigenes Geschlecht zu respektiren. Je besser

ich seine Schwächen kannte, desto mehr behielt ich meine alte Taktik gegen dasselbe bei, weil ich überzeugt war, daß sich meine Reputation nur auf diesem Wege retten ließe. Die Schauspielerin ...b... war damals die Heldin des Tages. Um sie schlossen alle diejenigen Kreis, die keine andere Bestimmung kannten, als das Vergnügen. Man sprach von nächtlichen Orgien, die bei ihr begangen würden. Ich kannte sie seit längerer Zeit, und meinen Neigungen entsprach ein dissolutes Leben nur allzu sehr; es fehlte auch nicht an Aufforderungen zur Theilnahme an demselben. Allein die Furcht vor übler Nachrede gewann bei mir die Oberhand, und weit entfernt, mich mit den Liederlichen meines Geschlechts zu liiren, besuchte ich nur solche Zirkel, die selbst den Verdächtigsten verdachtlos machen. Da jede weibliche Kotterie ihrer Führerin hat, so schloß ich mich besonders an diese an; und der Tribut, den ich ihrer Eitelkeit darbrachte, indem ich mich bei jeder Gelegenheit ihren Aussprüchen unterwarf, hatte den unfehlbaren Erfolg, daß die öffentliche Meinung mir immer günstig blieb. Wollen Sie sich daran zurückerinnern, daß es mir wirklich nicht an gesellschaftlichen Talenten gebrach, so werden Sie es nicht unwahr finden, wenn ich Ihnen sage, daß man mich überall gern sah. Die große Geistesdürftigkeit der meisten Weiber war es, was mich hielt.

Ich hatte um diese Zeit das Glück, einer Exzellenz zu gefallen, die mich öfters in Gesellschaften angetroffen hatte, und von meinen Gaben nicht wenig bezaubert war. Er war der Minister Z... Einen Liebeshandel auszuschlagen, fiel mir nicht mehr ein; und obgleich der Minister nichts Anziehendes für mich hatte, so war doch der bloße Umstand, daß es ein Minister war, der sich um meine Gunst bewarb, hinreichend, um jeder Bedenklichkeit den Paß abzuschneiden; man ist doppelt geneigt, sich mit denjenigen einzulassen, die mächtig sind, oder wenigstens dafür gehalten werden. Die Präliminarien waren diesmal feierlicher, als sie sonst wohl zu seyn pflegen. Eine Menge Unterhändler wurden hierauf von Seiten Sr. Exzellenz in Bewegung gesetzt; allein ich war schlau genug, alle die Anträge zu verwerfen, die mir durch fremde Organe gemacht wurden. Ich selbst wollte die Bedingungen machen, und brachte es zuletzt wirklich dahin, daß sie von mir allein festgesetzt wurden. In einer Vorstadt wurden Zimmer gemiethet. Hier hielten wir unsere Zusammenkünfte. Keiner kannte uns, und unsere Verbindung hätte durch ihre Verborgenheit sehr viele Reize erhalten können, hätte die Individualität des Ministers es erlaubt. Personen seines Schlages sind in einem gewissen Alter so sehr an Repräsentazionen gewöhnt, daß sie auch bei verliebten Zusammenkünften repräsentiren wollen. Mich wie eine Priesterin der gemeinen Venus behandeln,

ging nicht; mir zu Gefallen die Ministerglorie ablegen, schien unmöglich. Wie uns nun aus einander finden? Semele war eine Närrin, als sie den Donnergott um die Gefälligkeit bat, ihr mit allen seinen furchtbaren Attributen zu erscheinen. Weit entfernt, ihrem Beispiel zu folgen, legte ich es recht geflissentlich darauf an, die Morgue des meinigen zu besiegen; denn, außerdem daß mir alle diese Airs zuwider waren, mußte ich auch auf eine Entschädigung für die kärglichen Genüsse bedacht seyn, welche diese Liebschaft mit sich führte. Meine Spöttereien schienen Anfangs zu wirken; aber wo ein geringer Fond ist, findet keine lange Verirrung statt. Das Sprichwort sagt: Kurze Haare sind bald gebürstet. Der Minister trat nur allzu bald in seine Repräsentazion zurück. Unsere Zusammenkünfte wurden immer seltener, je mehr er sich gekränkt fühlte; und das Ende vom Liede war, daß er sich auf eine seinem Charakter sehr angemessene, für mich aber nur desto empfindlichere Weise rächte.

Er ließ mich um eine neue Zusammenkunft ersuchen. Ich stellte mich ein. Statt seiner fand ich seinen Kammerdiener. Der Kerl hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen: Sein Herr wolle, daß ich mein Gesuch bei ihm anbringen möchte. Ich sah ihn mit großen Augen an; aber, ohne davor zu erschrecken, nahm er sich die Freiheit, meine Hand küssen zu wollen, indem er mir seine Liebe in bester Form erklärte. Jetzt lag die

Beschimpfung am Tage. Um mir wenigstens eine kleine Genugthuung zu verschaffen, versetzte ich dem Hecht auf der Stelle eine derbe Ohrfeige, und eh' er zur Besinnung kam, war ich bereits in meinem Wagen.

Ich gestehe, daß ich Zeit gebrauchte, diese Schmach zu überwinden; so tief hatte sie eingeschnitten, daß ich allen Liebeshändeln hätte entsagen mögen. Doch es ist nicht möglich, umzukehren, wenn man eine große Strecke zurückgelegt hat; und das Betragen meines Mannes trug nicht wenig dazu bei, mich auf dem einmal betretenen Pfade zu erhalten. Von meiner Untreue überzeugt, ohne einen Beweis darüber in Händen zu haben, nahm er seine Stellung so, daß ich den freiesten Spielraum erhielt. Er versenkte sich nemlich in Geschäften, theils um sein häusliches Unglück vergessen zu können, theils um einen Vorwand für seine Gleichgültigkeit gegen mich zu bekommen. Mir entging dies Manöver nicht; aber ich nahm die Miene an, als bemerkte ich es nicht. Ich ging sogar so weit, ihn glauben machen zu wollen, daß ich nur, um ihm weniger lästig zu fallen, mehr außer dem Hause lebte. Er sagte nichts dazu; er erinnerte mich an die Vergangenheit auch nicht auf die entfernteste Weise. Allzu viel Güte schadet. Hätte V... sehr lebhafte Leidenschaft gehabt; hätte er mich eine Liederliche genannt, und mich mit Verstoßung bedroht; ich würde diese Vorwürfe und

Drohungen nicht kaltblütig hingenommen haben, um ihre Wahrheit wenigstens zweifelhaft zu laſſen; aber ich hätte angefangen, mich zu fürchten, und die Furcht hätte die Weisheit vertreten. So wie ſich V... benahm, konnte ich alles wagen; denn aus ſeinem ganzen Betragen ging hervor, daß er ſich in ſein Schickſal ergeben hatte, und daß er von der Zukunft noch etwas weit Aergeres erwartete. In der That, die Nachgiebigkeit der meiſten Männer iſt das Verderben ihrer Frauen, und diejenigen von ihnen, welche die Hoffnung aufgegeben haben, in dem Kampf der Stärke mit der Liſt den Sieg davon zu tragen, führen das häusliche Glück ſelbſt zu Grabe. So wurde ich alſo durch Apathie meines Mannes von neuem in den alten Strudel gezogen.

Einer heftigen Leidenſchaft, die ich für einen der beliebteſten Schauſpieler faßte, entſagte ich auf der Stelle, weil ich bemerkte, daß ich der Nebenbuhlerinnen allzu viel hatte; denn ob es gleich in ſolchen Fällen nicht unmöglich iſt, den Sieg davon zu tragen, ſo läuft die Siegerin doch immer Gefahr, ihren Triumph mit dem letzten Reſte ihrer Reputazion zu erkaufen.

Es war einer der ſchönſten Frühlinge, als ich die Bekanntſchaft des witzigen N.... machte. Wir verſtanden uns ſehr bald; nur kam es auf die Art und Weiſe an, wie wir uns einander nähern wollten. Die Liebe iſt ein Diamant, der, wenn man einmal an ſeinem Beſitz gewöhnt iſt,

nur durch die verschiedenen Fassungen gefallen kann, die wir ihm geben. Ich war es überdrüssig, aus einer Hand in die andere zu gehen, ohne dabei eine andere Abwechselung zu genießen, als welche die Verschiedenheit der Subjekte mit sich bringt. Nicht blos die Akteure, sondern auch das Theater wünscht' ich zu verändern. Zu diesem Ende sondirte ich meinen Mann, ob er wohl Lust hätte, eine von den vielen Villen zu beziehen, welche die Hauptstadt umgeben. „Laß uns einmal uns ganz selbst leben," lautete meine Aufforderung. V... nahm sie mit eben der Ruhe an, womit er alles behandelte, was von mir kam; indessen gab er auch hierin nach. Die Villa, die wir beziehen wollten, war bald gefunden. Auf einen Wink von mir miethete sich M... in der Nachbarschaft ein, und ich hatte das Vergnügen, ihn noch an eben dem Tage, wo wir die Hauptstadt verlassen hatten, Abends, mir gegenüber, die Flöte blasen zu hören.

Mein Mann wußte gewiß nicht, was er von mir denken sollte; aber auf den ersten Anschein veränderter Gesinnungen immer zur Aussöhnung bereit, glaubte er jetzt mehr, als jemals, daß ich es ehrlich mit ihm meinte. Dazu kam noch, daß der Aufenthalt in der freien Natur den Geschäftsmann aus ihm verdrängte, und dem Menschen Luft machte. Sein ganzes Gesicht strahlte von einer ungewöhnlichen Heiterkeit, als der Sonnenglanz ihn am nächsten Morgen früher

als gewöhnlich weckte. Er bat mich, aufzustehen, und einen Spatziergang mit ihm zu machen. Wir gingen; und kaum hatten wir uns in das Gehölz vertieft, an welches die Villen stoßen, als er meine Hand ergriff, mich bei meinem Vornamen nannte, mir die ersten Jahre unserer Ehe ins Gedächtniß zurückrief, und mich beschwor, ihm meine Liebe, die er immer verdient hätte, wiederzuschenken. Es war eine starke Probe, auf welche er mich brachte. Ich gerieth in die größte Versuchung, ihm ein Unrecht zu bekennen, das er bisher nur geahndet hatte. Schnell gefaßt, umarmte ich ihn. Nichts blieb mir übrig, als alle Schuld auf ihn zu schieben. Ich that es mit Schonung, und gutmüthig, wie er war, bekannte er, mich allzu sehr vernachlässigt zu haben, weil er sich eingebildet hätte, daß er mir nichts mehr sey. Die ganze Unterredung durfte nicht zu weit ausgesponnen werden, weil sie sonst zu allzu viel Erklärungen geführt haben würde. Ich brach also, sobald es irgend schicklich war, ab, und indem ich die Unbefangene bis zur höchsten Täuschung spielte, gewann ich das ganze Vertrauen meines Mannes wieder.

Die ganze Szene war recht eigentlich dazu gemacht, mich auf mich selbst zurückzuführen, und ich bekenne, daß ich Mühe hatte, Meister der Konpunktionen zu werden, die sich meiner zu bemächtigen drohten. Denn als mich mein Mann, nach einigen Stunden, verlassen hatte,

——Stadt nachzugehen,
igenen Betrachtun-
dem Andrang der
rdigkeit vorwarfen,
in eine Fluth von
aseyn verabscheute,
„Seit mehreren
Sinken begriffen,"
wirst du endigen?
ist eine Reputazion,
ie von keinem guten
betrügst einen Gat-
erdient, und keinen
allzu gut für dich
du ihn? Wer hat
ir erhalten? Ist es
icht noch weit Weh-
ir das Laster nicht
den, als es deinem
was ist die Quelle
du im mindesten
lt auf eines Ande-
nung zu bringen?
gang mit Vandreuil

elbstgespräch begrif-
rnahm, der mich
us der Zauberflöte:
chen u. s. w. an
ie ist eine tragische

um seinen Geschäften in der
und ich nun so ganz meinen
gen überlassen war, konnte i
Gefühle, die mir meine Unw
so wenig widerstehen, daß ic
Thränen ausbrach, mein
und mir den Tod wünschte.
Jahren in einem beständigen
sagte ich zu mir selbst, „w
Alles, was du gerettet hast,
die keinen Werth hat, wenn
Gewissen gehalten wird. Du
ten, der deine ganze Achtung
andern Fehler hat, als den
zu seyn. Und wie betrügst
eine abschlägige Antwort von
dein Verdienst, daß du dich
reren hingegeben hast? Ist
eben so zur Gewohnheit gen or
Gatten die Tugend ist? Und
aller dieser Rasereien? Bist
berechtigt, deine Unfruchtbark
ren, als auf deine eigene Re
Ist nicht dein unbesonnener Un
an Allem Schuld? —

Ich war noch in diesem
sen, als ich R...s Flöte
durch das bekannte Liedchen a
Ein Mädchen oder Weib
unser Verhältniß erinnerte.

Stimmung komischer unterbrochen worden. Ich ärgerte mich Anfangs über den fatalen Zufall, der dabei obwaltete; aber indem R... nicht müde wurde, sein Liedchen zu blasen, mußte ich zuletzt in ein lautes Gelächter ausbrechen. Giebt es Personen, die zum Gutseyn keines Vorsatzes bedürfen; so giebt es auch andere, denen zum Gutwerden kein Vorsatz hilft. Zu den letzteren hatte ich alle Ursache mich zu zählen. Selbst, nachdem R... aufgehört hatte, zu spielen, tönte es in meinen Ohren noch immer: Ein Mädchen oder Weibchen u. s. w. Ich sang das Liedchen, wie es R... geblasen hatte. Aller Ernst verschwand aus meiner Seele. Mechanisch fing ich an, aufzuräumen, als erwartete ich einen Besuch. Ich dachte darüber nach, wie ich mich anziehen müßte, um anzuzeigen, daß ich auf dem Lande wohnte. Ich musterte meine Reize vor dem Spiegel. Kurz: ich vergaß bis auf die kleinste Erinnerung, was vor wenigen Stunden vorgefallen war; und nachdem ich ein geschmackvolles Negligé angethan hatte, begab ich mich in den Garten, die Frühlingsluft im vollsten Maaße zu genießen, wie ich mir sagte; im Grunde aber, um R... zu erkennen zu geben, daß ich den Sinn seines Liedchens wohl verstanden hätte. Ich erstaune noch immer, wenn ich an die plötzliche Veränderung zurückdenke, die in dem Zeitraum von wenigen Stunden mit mir vorging.

R... hatte mich nicht sobald aus der Hinter-

thüre heraustreten gesehen, als er mir gefolgt war. Die Gartenmauer, welche uns trennte, war niedrig genug, um uns gegenseitig in den Augen zu behalten, und die Gärten selbst allzu lang, als daß uns die Blicke eines Neugierigen hätten folgen können. Am äußersten Ende meines Gartens stand eine Geisblattlaube; und kaum war ich hineingetreten, als R... über die Mauer sprang und zu mir in die Laube trat. Er wunderte sich darüber, daß ich ihn so lange hätte auf ein Lebenszeichen warten lassen. Ich erinnerte mich desjenigen, das Er mir gegeben hatte; und indem ich von neuem lachen mußte, hörte er nicht eher auf, nach der Ursache zu forschen, als bis ich ihm die Szene mitgetheilt hatte, die zwischen mir und meinem Manne vorgefallen war. Ich hatte noch nicht geendigt, als auch er, den Schluß errathend, in ein wieherndes Gelächter ausbrach. „Aber stehen Sie denn nicht gut mit dem Herrn Gemahl?" fragte er mich. Ich erröthete. „Da haben Sie unrecht," fuhr er fort; „mit dem Gemahl muß man es nie verderben; besser, man opfert ein Dutzend Liebhaber auf. Ich habe mancher ehrlichen Frau die Cour gemacht; aber ich habe nie verlangt, daß sie mich ausschließend lieben sollte." Das war viel gesagt; doch gewisse Leute haben das Vorrecht, alles ungestraft sagen zu können, und R... gehörte zu ihnen. Von allen meinen Liebhabern war er am wenigsten dazu aufgelegt, die Liebe ernstlich zu nehmen. Gleich

bei der ersten Zusammenkunft wurde er so drin, gend, daß ich nachgeben mußte. Er that mir darauf den Vorschlag, mit ihm über eine schmale Brücke zu gehen, welche in ein kleines, aus lau, ter Akazien und Ebreschenbäumen bestehendes, dicht verwachsenes Gehölz führte. Die Wohlge, rüche, die uns entgegen wehten, führten den Geist der Wollust mit sich. Wir wurden nicht müde, uns zu liebkosen. Ueppig, wie die uns umgebende Natur, kehrten wir nicht eher zurück, als bis die heißere Mittagssonne uns anzeigte, daß es Zeit sey, dem muthwilligen Spiel ein Ende zu machen. Auf dem Rückwege sagte ich meinem Freunde, daß er sich das Wohlwollen meines Mannes erwerben müßte, wenn wir uns zwangloser sehen sollten; und er versprach mir, das Seinige zu thun.

War je ein Mensch auf alle Lebensverhältnisse abgerichtet, so war es N... Noch an dem nämlichen Tage begegnete er meinem Manne, wie von ungefähr, in dem Park, und spann auf der Stelle eine Unterredung mit ihm an, die ihn durch Ernst und Gründlichkeit gewinnen mußte. Ohne alle Originalität, aber mit dem vollkom, mensten Ausdruck derselben, brach er ab, sobald er einen bleibenden Eindruck gemacht hatte, und empfahl sich, ohne gefragt zu haben, mit wem er sich unterhalten hätte. V... konnte nach seiner Zurückkunft nicht umhin, mir von einem geistreichen Sonderling zu erzählen, dessen Be,

kanntſchaft er zufällig gemacht hätte. Aus ſeiner Beſchreibung nahm ich ſogleich ab, daß R... dieſer Sonderling ſeyn müſſe, und äußerte eine flüchtige Begierde, von der Parthie geweſen zu ſeyn. Daſſelbe Begegnen fand auch die folgenden Tage ſtatt, bis beide die Entdeckung machten, daß ſie nahe Nachbarn wären, und ſich gegenſeitig zu beſuchen verſprachen. Bald darauf verlangte mein Mann, daß ich Herrn R... zu Mittag bitten möchte. So erſchien er alſo auf den Befehl des Mannes ſelbſt. Spielte er ſeine Rolle gut, ſo ſpielte ich die meinige nicht ſchlechter. Man kann die kalte Höflichkeit nicht weiter treiben, als ich ſie trieb. Pikirt, fragte mich V... nach ſeiner Entfernung, wie er mir gefallen habe. Recht gut für einen Mann von Kenntniſſen, war meine Antwort; aber ſehr ſchlecht für einen Mann von Verſtand. V... bemerkte lächelnd, daß die Weiber es nicht verzeihen könnten, wenn man etwas mehr, als ihre Art von Witz beſäße, und ich ſchwieg dazu, weil ich nichts Vortheilhafteres hören konnte.

Sobald mein Mann eine beſtimmte Zuneigung für R... gefaßt hatte, ſetzte ich mein Verhältniß mit ihm deſto ungeſtörter fort; und hatte ich mir von meinem ländlichen Aufenthalt ganz neue Genüſſe verſprochen, ſo wurde ich in meinen Erwartungen nicht betrogen. Unerſchöpflich war R... in Erfindung neuer Szenerien; und wie geſchmeidig ihm auch meine Einbildungskraft

folgen mochte, so traf es sich doch nicht selten, daß er mich überraschte. Daß ihm jede Idee von Anständigkeit fremd war, versteht sich von selbst; wie hätte er mir sonst gefallen können? Hatten wir Gesellschaft und fand er für gut, daran Theil zu nehmen; so stellte ich ihn als den Freund meines Mannes dar, und flüsterte meinen vertrauteren Bekannten ins Ohr, daß es ein unausstehlicher Philosoph sey, mit dem man sich nicht anders amüsiren könnte, als so, daß man ihn türlipinirte. Diesen Versicherungen widersprach N... mit keiner Miene, und, wie großer Meister er auch in der Verstellung war, so wurde sie ihm in diesem Fall sehr dadurch erleichtert, daß die Personen, die er bei uns sah, eben so bejahrt, als langweilig waren.

Unser Verhältniß dauerte den ganzen Sommer hindurch, und schwerlich ist ein bequemeres Plätzchen eine Viertelmeile in der Runde unseres Gartens anzutreffen, das nicht ein Zeuge unserer Liebe war. Da N... zum Winter die Hauptstadt verlassen wollte, so schied er eben so jovialisch von mir, als er sich bei mir eingeführt hatte; nur daß er ein wenig Bosheit einmischte, um sich, wie er mir hinterher selbst sagte, für den Zwang zu rächen, den ich ihm durch eine fortdauernde Verstellung auferlegt hatte.

Es war an einem der schönsten Tage im Anfang des Spätjahrs, als er mich um den letzten Spaziergang ersuchte. Wir durchstrichen noch einmal

die ganze Gegend, nur uns, wo möglich, jeden Genuß zu vergegenwärtigen, der uns, vier Monden hindurch, beſeligt hatte. Endlich blieb er auf ſeinem Lieblingsplätzchen ſtehen. „Wir wollen nicht auf eine weinerliche Art von einander ſcheiden," ſagte er. Ich verſtand den Wink — Doch kaum hatte ich mich ihm überlaſſen, als ſich ganz in unſerer Nähe das lieblichſte Adagio hören ließ. Ich erſchrak. Er beruhigte mich damit, daß es lauter treue Freunde wären, von welchen niemand mich, weder dem Namen nach, noch perſönlich, kenne. Was wollt' ich machen? Ich ließ das Adagio zu Ende ſpielen.

Nach M...'s Entfernung verlor das Landleben ſeine Reize für mich. Wir eilten in die Hauptſtadt zurück. Nichts iſt läſtiger, als Verſtellung, ſobald der Antrieb aufgehört hat, der ſie hervorbrachte und leitete. Die Rolle, die ich gegenwärtig zu ſpielen hatte, war um ſo beſchwerlicher, einmal, weil mein Mann (der durch M... auf das vollkommenſte hintergangen war) ſich im vollſten Ernſte einbildete, ich ſey von ganzem Herzen zu ihm zurückgekehrt, zweitens, weil eine Kränklichkeit, die ihn gerade jetzt befiel, mir eine ganz neue Laſt auflegte; ich meine die Pflicht, beſtändig um ihn zu ſeyn, um ſeiner zu pflegen. Von allem Umgang abgeſchnitten, hatte ich die größte Mühe, das Leben zu ertragen. Unſer Hausarzt war ein bejahrter Mann, der allenthalben als der ärgſte Weiberfeind bekannt war. Die

Derbheit, womit er mich behandelte, nahm mich noch mehr gegen ihn ein; und da seine Entfernung das einzige Mittel war, mir Erleichterung zu verschaffen, so ruhte ich nicht eher, als bis sich V... entschloß, ihn durch einen jungen Mann zu ersetzen, dessen griechische Physiognomie und hochstämmige Figur eben so viel Sensazion machte, als seine Kunst, alle Krankheiten durch die einfachsten Mittel zu heilen, je nachdem sie sthenischer oder asthenischer, oder asthenisch sthenischer Natur waren. Ich hatte viel von diesem Brownianer gehört; aber ich hatte ihn noch nicht gesehen. Als er bei uns eintrat, redete seine gute Miene seiner Kunst so sehr das Wort, daß ich auf der Stelle von ihm bezaubert wurde. Ist in der Terminologie der Brownianer ein Sinn enthalten, so war die Kränklichkeit meines Mannes eine wahre Asthenie. Der Arzt selbst erklärte sie dafür, und verordnete rohen Schinken und Arrak. Ich kann nicht leugnen, daß diese Erregungsmittel ihre Wirkung thaten, indem mein Mann in kurzer Zeit wieder auf die Beine kam, wenn gleich nicht so vollkommen, daß nicht der eine oder der andere Rückfall statt gefunden hätte. Dies aber brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß sein Fall wohl ein asthenisch-sthenischer seyn könnte; und kaum hatte ich dem Doktor meine Vermuthung mitgetheilt, als er, meine wahre Absicht errathend, meinem Scharfsinn ein Kompliment machte, und mir betheuerte, daß dies gegenwär-

tig auch seine Ansicht von dem Krankheitszustand meines Mannes sey. Auf jeden Fall wurde die Kur dadurch in die Länge gezogen, und ich bekam Zeit und Muse, mich mit dem neuen Hausarzt in Rapport zu setzen.

Der Platonismus in der Liebe ist, wie ich immer bemerkt habe, keiner Klasse von Männern weniger eigen, als den Aerzten; dies hat seine guten Gründe, welche hier anzuführen zu weitläufig seyn würde. Unser Hausarzt insbesondere hatte von diesem Platonismus auch nicht die mindeste Ahnung. Sobald ich ihm also nur auf eine verdeckte Weise zu verstehen gegeben hatte, daß die Asthenie meines Mannes mit großen Entbehrungen für mich verbunden sey, so war er sogleich bereit, mir alle die Schadloshaltungen zu geben, die ich nur wünschen konnte. Man kann leicht denken, daß mein Mann dabei nicht verlor; wenigstens nicht in Hinsicht der regelmäßigen Besuche und eines längeren Verweilens bei Gelegenheit derselben; eine Aufmerksamkeit, die meinen Mann um so mehr für den jungen Arzt gewann, weil die Aerzte der Hauptstadt, besonders diejenigen, deren Praxis ausgebreiteter ist, in einer ewigen Flucht begriffen sind, welche ihnen nicht erlaubt, den einzelnen Patienten länger, als ein Paar Minuten, zu sehen. War der Doktor übrigens die wahre Personifikazion der Sthenie, so wie sie seyn muß, um einen vollkommenen Gesundheitszustand zu konstituiren; so

gab ic
uns g
Verac
binder
meine
auflöse
Tod
verdäc
ihm a
begleit
war d
Besuc

In
so sehr
Was
reichte
kurze
er kei
durch
Stan
seine
halten
glaub
Verd
auf d
nicht

D
er zu
sich b
schlim

ch ihm darin sehr wenig nach. Wir gefielen gegenseitig so sehr, daß wir vorläufig die redung nahmen, uns noch enger zu ver, , im Fall der asthenisch-sthenische Zustand s Mannes sich in diejenige Unerregbarkeit en sollte, die man im gemeinen Leben den nennt. Um mich meinem Manne nicht htig zu machen, gebrauchte ich die Vorsicht, bwechselnd entgegen zu gehen, und ihn zu en; der Aufenthalt in den Vorzimmern ie interessanteste Parthie, die ich von den hen des Arztes zog.

dessen zog sich die Krankheit meines Mannes r in die Länge, daß er die Geduld verlor. ich auch that, ihn zu besänftigen; so er, ich meinen Zweck doch nur auf eine sehr Zeit. Knall und Fall sagte er mir, daß nes Arztes bedürfe, wenn es möglich wäre, solche Arznei zu genesen; und ehe ich im de war, es zu verhindern, hatte der Doktor Bezahlung und mit ihr seinen Abschied er, . Dieser Streich fiel so plötzlich, daß ich en mußte, mein Mann habe von neuem cht geschöpft, oder sey durch einen Andern ie wahre Spur geleitet worden. Dies war unmöglich.

a sein Zustand nicht so schlimm war, daß allen Beschäftigungen, die sein Amt mit rachte, unfähig geworden wäre, und doch n genug, um eine Enthaltung von eigenem

Schreiben nöthig zu machen; so hatte er einen Sekretär angenommen, dem er in die Feder diktirte. Dies war unter andern an einem Winterabend der Fall, als der Arzt noch einen unerwarteten Besuch abstattete, der bei weitem weniger den Pazienten, als seine gesunde Frau galt. Ich selbst war nicht wenig davon überrascht; aber ich ließ mich durch keine Betrachtung abhalten, den Doktor beim Weggehen zu begleiten. Indem wir nun im Vorzimmer über die Gebühr verweilten, traf es sich, daß der Sekretär meines Mannes, dessen Geschäfte unterdessen geendigt worden waren, plötzlich zu uns in das Vorzimmer trat. Auf eine Ueberraschung war es gewiß nicht angesehen; denn er hatte die dazwischen liegenden Zimmer laut genug geöffnet, und den Schall seiner Tritte so wenig gedämpft, daß, wenn wir uns hätten stören lassen wollen, er uns nicht über den Hals gekommen seyn würde. Meine Geistesgegenwart machte nun zwar gut, was noch gut zu machen war; indessen beging ich hinterher die Sottise, den unschuldigen Mann, den ich durch eine verstärkte Freundlichkeit in mein Interesse hätte ziehen sollen, durch eine schnöde Behandlung gegen mich aufzubringen, wie sehr er mir auch durch sein ganzes Benehmen zu verstehen gab, er denke, um des benutzten Vorfalls willen, nicht schlechter von mir. Und so ist es nur allzu möglich, daß mein Mann, von seinen Winken geleitet, nicht länger der Narr im Spiele

seyn wollte, und eine Kurart aufgab, bei welcher allerdings nichts herauskommen konnte.

Auf jeden Fall war eine große Veränderung in den Gesinnungen meines Mannes gegen mich vorgegangen; dies leuchtete aus seinem ganzen Benehmen gegen mich hervor. Zwar erklärte er sich nie; aber eine gewisse Erbitterung, die aus allen seinen Mienen, Reden und Handlungen sprach, sagte ziemlich deutlich: Man habe ihn zu Tode kuriren wollen. Die Sache war allzu delikat, als daß sie eine Erörterung gestattet hätte. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Unbefangene zu machen, um den Wahn allmählig zu untergraben. Ich that zu diesem Endzweck alles, was in meinen Kräften stand; allein ich bemerkte bald, daß diese Idee sich unzerstörbar in V...s Kopfe festgesetzt hatte. Nach und nach kam es dahin, daß ich seine Erbitterung theilte.

In einer unglücklichen Ehe hat die Feindseligkeit eben den Charakter, den sie in dem Verhältniß großer Mächte hat; man fängt mit Scharmützeln an, und setzt sie fort, bis die steigende Leidenschaft zu einer Haupt- und Staatsaktion führt. Stichelreden waren hinlänglich gewechselt worden, bis ich endlich erklärte: „Ich sey es überdrüssig, noch länger in einem Bedürfniß zu leben, worin ich mich nie wohl befinden könnte; meine Jugend verflösse unter lauter unangenehmen Gefühlen; die Zukunft, der ich entgegen sahe, verspräche mir keine bessere Tage; täglich

nähme die Spannung zu, die ich nun schon mehrere Jahre ertragen hätte; hier gäbe es keine andere Auskunft als — eine Scheidung." Das harte Wort war ausgesprochen; ein Strom von Thränen begleitete es; nicht als ob es mir nicht Ernst damit gewesen wäre, sondern weil Thränen eine Art von Zugabe sind, deren wir uns, vermöge des weiblichen Drüsensystems, nicht erwehren können. Ich rechnete zu fest auf die Leidenschaft, die ich meinem letzten Liebhaber eingeflößt hatte, um mich nicht mit Freuden von einem Manne zu trennen, dem ich nicht treu seyn konnte, und der mir durch seine Schwäche immer verächtlicher wurde.

V... hörte meine Reden mit Gelassenheit an, und erwiederte auf der Stelle nichts. Nachdem ich eine gute Viertelstunde vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als das Zimmer zu verlassen, worin diese Szene vorging. Nach ein Paar Stunden kehrte ich zurük; und da V... mich fragte, ob ich zu Hause gewesen wäre, antwortete ich mit festem Tone: Ich hätte meine Sachen in vorläufige Ordnung gebracht, weil ich fest entschlossen wäre, die Bande zu zerreißen, die mich bisher an seine Person gefesselt hätten. „Es ist also auf eine förmliche Trennung angesehen?" — Auf nichts Geringeres. — „Und zwar weil ich, ein kränklicher Mann, die gute Laune verloren habe? Ist das billig? Ist das auf irgend eine Weise zu

vertheidigen? Iſt das des Lärmens, der mit einer Eheſcheidung unauflöslich verbunden iſt, im mindeſten werth? Dein guter Name muß Dir ſehr gleichgültig geworden ſeyn, wenn Du ſo leichtſinnig handeln kannſt." — Auf dieſe Wendung war ich nicht gefaßt, und die wohlwollende Miene, womit mein Mann ſeine Worte begleitete, wirkte noch ſtärker auf mich ein. — „Verlaß Dich darauf," fuhr er fort, „daß ich nie in eine Scheidung willigen werde, was auch für mich daraus entſtehen mag; Du haſt mich bisher immer als einen gefälligen Gatten gekannt; Du wirſt mich als einen ſehr eigenſinnigen kennen lernen, wenn es auf Vertheidigung meiner Grundſätze ankömmt." — Aber dieſe Grundſätze — „Sind die meinigen, wenn gleich nicht die der Welt."

Was konnte ich machen? Unter ſolchen Umſtänden war eine ſchnelle Ausſöhnung die einzige räthliche Parthie. Ich ergriff ſie, indem ich die Miene annahm, als käm' ich allmählig zur Beſinnung. Um aber nicht allen Vortheil zu verlieren, machte ich ſelbſt die Friedensbedingungen. Vor allen Dingen forderte ich ein unbegränztes Vertrauen, als ſchlechterdings nothwendig, um neuem Zwieſpalt zuvorzukommen. Dies wurde zugeſtanden. Die zweite Bedingung war, daß es mir erlaubt ſeyn müſſe, wöchentlich zweimal Geſellſchaft zu haben, oder zu beſuchen, damit es mir nicht an allen Aufmunterungen fehle. Auch dies wurde geſtattet. Drittens verlangte ich, zur

Wiederherſtellung meiner Geſundheit (von welcher ich vorgab, daß ſie ſeit den letzten zwei Jahren ſehr gelitten hätte) eine neue Reiſe ins Bad. Dies fand um ſo weniger Schwierigkeiten, da dieſe Reiſe auch dem Gemahl zu ſtatten kam. Gern hätte ich die Wiederherſtellung des Brownianers als Hausarzt, zur vierten Bedingung gemacht; aber, alles wohl überlegt, ſchien mir eine ſolche Unverſchämtheit allzu weit getrieben.

Stürme reinigen den Horizont. Der meiner Ehe ward heiterer, als er ſeit langer Zeit nicht geweſen war. Mein Mann verband mit ſeiner Gefälligkeit einen hohen Grad von Freundlichkeit. Ich ſelbſt blieb nicht undankbar gegen ſo viel Nachgiebigkeit. Wir führten, wenn gleich kein angenehmes, doch wenigſtens ein ſo erträgliches Leben, daß man uns vergleichungsweiſe noch immer glücklich ſchätzen konnte.

Und doch wird es mich ewig gereuen, daß ich mich durch eine ernſthafte Miene von dem einmal betretenen Pfade abbringen ließ. Wie viel Elend würd' ich mir durch größere Standhaftigkeit erſpart haben! Es giebt Dinge, die gar nicht gedacht werden dürfen, wenn ſie nicht gefährlich werden ſollen. Dahin gehört eine Eheſcheidung. Erklärt man ſich vollends darüber, ſo weiß ich nicht, wie dem Unglück, daß auf eine ſolche Erklärung folgen muß, im Fall ſie nicht auf der Stelle realiſirt wird, abzuhelfen iſt. Ueberwindet eine Frau das Gefühl ihrer Abhängigkeit

(oder der Achtung, die sie für ihren Gatten haben sollte) in einem so hohen Grade, daß sie nicht mehr Bedenken trägt, zu sagen: Ich will frei seyn; so sollte sich ihr Mann durch keine Betrachtung abhalten lassen, ihr die Freiheit zu geben. Ein so inniges Verhältniß, als eine Ehe ist, leidet keinen Mittelzustand; es ist entweder sehr gut, oder sehr schlecht. In den Regionen der Anomie- (um nicht zu sagen: Gesetzlosigkeit) lösen sich die Spannungen zwischen Mann und Frau immer blutig. Dasselbe würde im allgemeinen Leben der Fall seyn, träte die Furcht vor der Strafe nicht ins Mittel. Diese Furcht hält manches Band zusammen, das zerrissen werden sollte. Daher die große Anzahl unglücklicher Ehen, in welchen man sich gegenseitig quält und verzehrt; denn ist ein so zartes Verhältniß einmal verschoben, so ist nichts im Stande, es wieder herzustellen.

Zu meinem Unglück fehlte, bei den Gesinnungen, die ich einmal angenommen hatte, und über die ich nicht weiter Herr werden konnte, nichts, als eine Leidenschaft, wie ich sie noch nie empfunden hatte; eine Leidenschaft, die ihrem Ziele blindlings zutreibt, und Abgründe, die sie nicht umgehen kann, mit Lebensgefahr überspringt. Und gerade diese Leidenschaft stellte sich so allmählig bei mir ein, daß sie mein Gehirn verwirrt hatte, ehe ich wußte, wie mächtig sie war. Da jetzt die wichtigste Periode meines Lebens beginnt,

ſo muß ich ſo umſtändlich ſeyn, als möglich, um nichts mit Stillſchweigen zu übergehen, was zu meiner wahren Charakteriſtik beitragen kann. Den Anfang meiner Erzählung mache ich mit mir ſelbſt.

Ich hatte ein Alter von ſieben und zwanzig Jahren erreicht. War gleich die erſte Jugendblüthe abgeſtreift, ſo hatte ſich doch der Glanz der Schönheit noch nicht ganz verloren. Eine gewiſſe Fülle (die mich indeſſen nicht breit machte) paßte zu meinem höhern Wuchſe. Mit ihr war eine Friſchheit verbunden, welche man nur bei Perſonen antrifft, denen es nicht an Mitteln fehlt, ihre Leidenſchaften zu befriedigen. Die meinigen hatten mich entwickelt, ohne irgend etwas zerſtört zu haben. Mein ganzes Weſen war einnehmend und gefällig. Ein ſchöner Mund, blendend weiße Zähne, und ein Sprachorgan, wie man es ſelten antrift, würden mich dem Geſchlecht, dem ein Weib vorzugsweiſe zu gefallen wünſcht, ſelbſt dann angenehm gemacht haben, wenn es um meinen Kopf ſchlechter geſtanden hätte, als es wirklich ſtand. Ich begriff aber weit mehr, als Weiber gewöhnlich begreifen; mit Wahrheit darf ich hinzuſetzen: Mehr, als ich zu begreifen ſcheinen durfte. Meine Unterhaltung war immer den Perſonen angemeſſen, mit welchen ich gerade zu ſchaffen hatte; und die Biegſamkeit, oder Schlauheit, meines Geiſtes ſo groß, daß ich mich auf der Stelle ihrer ganzen Ideenmaſſe bemächtigte,

wofern sie der meinigen nur nicht allzu fremdartig war; denn, ohne gerade unwissend zu seyn, hatte ich mich doch nie mit der eigentlichen Gelehrsamkeit befaßt, weil es mir immer vorkam, als müsse man alles, was auf irgend eine Weise zur Pedanterei führen kann, dem männlichen Geschlecht überlassen. Nichts erschöpfend, sprach ich über alles, was in den Ideenkreis eines Weibes gehört, mit eben so viel Leichtigkeit, als Präzision; und, wenn in den Ideen selbst nichts Hohes und Niedriges, nichts Großes und Kleines ist, und nur die Menge und Beschaffenheit der Kombinazionen den Geist ausmacht, so kann ich ohne alle Uebertreibung von mir sagen, daß ich ein geistreiches Weib war; auch galt ich bei allen meinen Bekannten dafür. Fehlte mir etwas, so war es das, was man durch Vernunft zu bezeichnen gewohnt ist. Ich verstehe darunter diejenige Achtung gegen gesellschaftliche Verhältnisse, vermöge welcher man sich gewissenhaft innerhalb eines einmal gezogenen Kreises hält, und Wünsche, die nicht befriedigt werden können, in der Geburt erstickt. Nach diesem Bekenntnisse, brauche ich kaum hinzuzufügen, daß der Wunsch, ein Kind zu haben, noch immer in mir fortdauerte, und daß der Gedanke, die Bestimmung des Weibes **nicht** zu erfüllen, mir um so unerträglicher war, je höher ich mich in jeder andern Rücksicht schätzte.

Das Leben, das ich nach der letzten Aussöhnung mit meinem Manne führte, war, wie ich

erträgliches. Den Liebes-
l sie anfingen, mir Ver-
te ich Vergnügen, oder
in Gesellschaft; und da
t mehr in den blos weib-
e ich sonst besucht hatte,
hten ein, in welchen das
Hauptrolle spielt. Ich
llgemein gefiel; aber ich
so wahr ist es, daß die
seyn muß, wenn sie ge-
sechs Monate verstrichen
meinem Manne war ich
r mit mir; wir machten
an einander, als solche,
n sind, und ohne deren
ich ist, auf einem guten

ein entfernter Verwand-
der Hauptstadt niederge-
ntschaft gemacht. Sein
zur Sache; ich bezeichne
nfangsbuchstaben. S...,
einleuchtete, war nichts
sch für eine Frau von
und Kopfe. Das Beste
lt. Vollkommener kann
und lieblicher kann kein
usdruck der Stärke und
Aber diese Antinousfigur

gesagt habe, ein ganz er
händeln entsagend, weil
druß zu machen, suchte
wenigstens Zerstreuung,
ich meine Rechnung nicht
lichen Zirkeln fand, die
so trat ich in die gemisch
männliche Geschlecht die
kann sagen, daß ich all
machte keine Eroberung;
Verführung beabsichtigt
lingen soll. Mehr als
auf diese Weise. Mit
eben so zufrieden, als er
keine andere Prätensionen
die sehr leicht zu erfüllen
Erfüllung es nicht mögli
Fuß zu leben.

Unterdessen hatte sich
ter meines Mannes in
lassen und unsere Bekan
Name verschlägt nichts
ihn also nur mit dem An
so wie er mir Anfangs
weniger, als verführeri
meinem Temperamente
an ihm war seine Gesta
man nicht gebaut seyn,
männlicher Kopf den A
Sanftheit vereinigen.

ſchien ein Körper ohne Seele. Alle ſeine Bewegungen waren langſam; ſelbſt in der Sprache herrſchte dieſe Langſamkeit, nur daß ſie der Feierlichkeit mehr verwandt war. Leidenſchaft hatte nie den Weg zu ſeinem Buſen gefunden; höchſtens ſchien er einer Liebhaberei fähig zu ſeyn, und auch dieſer nur unter der Bedingung, daß ſie harmlos ſey. Mit einem Wort (vorausgeſetzt, daß man in unſeren Zeiten ein großes Bild geſtattet): Er glich dem ſtillen Ozean, der, weil kein Sturm ihn in Bewegung ſetzt, eine immer ruhige Oberfläche behält. So anziehend ſein blaues Auge war, ſo kündigte es doch ein ſo unbeſiegliches Phlegma an, daß man bei dem bloßen Anblick den Gedanken aufgab, die träge Blutmaſſe in einen ſchnelleren Umlauf zu ſetzen. Um ein recht vollſtändiges Bild von S... zu erhalten, denken Sie ſich noch eine Fülle, wie ſie in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, (denn mehr zählte er nicht) durchaus ungewöhnlich iſt, und die für ein ſpäteres Alter eine unmäßige Korpulenz verſpricht.

Indem mir S... auf dieſe Weiſe einleuchtete, blieb ich allen meinen Vorſätzen ohne Mühe getreu; und da ein Weib nicht gut umhin kann, ſich ſelbſt zu fragen, ob es mit dem und dem wohl in Verbindung ſtehen möchte, ſo ſagte ich mir auf das allerbeſtimmteſte, daß S... eben ſo wenig für mich, als ich für ihn vorhanden wäre. Ich ſahe ihn alle Wochen wenigſtens einmal; aber

mein Urtheil über ihn blieb ſich gleich. So verſtrichen mehrere Monate. Meiner innigſten Ueberzeugung nach, waren in dieſem Lande keine andern Entdekungen zu machen, als die ich auf den erſten Blick gemacht hatte. S... intereſſirte mich als Verwandter; aber er intereſſirte mich nicht als Mann und Menſch. Was ich für ihn fühlte, war nur ein klein wenig mehr als Gleichgültigkeit.

Indeſſen fing S..., nachdem er mich lange genug mit allen übrigen Weibern in eine Klaſſe geworfen hatte, allmählich an, mich von ihnen zu unterſcheiden. Dies offenbarte ſich durch eine Aufmerkſamkeit, die, ohne im mindeſten Leidenſchaft zu verrathen, ſehr deutlich zeigte, daß das ganze weibliche Geſchlecht für ihn nur in mir vorhanden war. Anfangs entging mir dieſe Auszeichnung; als ich aber nicht länger umhin konnte, ſie zu bemerken, entdeckte ich darin ſo viel Feines und Ungeſuchtes, daß ich mir ſelbſt geſtehen mußte, meinen Verwandten in meinem Urtheile über ihn Unrecht gethan zu haben. Ich bekenne, daß ich nicht unempfindlich blieb, und daß ich bei mir ſelbſt wünſchte, der Mann, der mich vergötterte, möchte ſich mir auch mit ſeinen Gefühlen nähern. Aber er hielt ſich in einer ſo beſtimmten Entfernung von mir, und hatte ſo wenig das Anſehen, noch etwas mehr zu verlangen, als die reinſte Huldigung, daß mir nichts anderes übrig blieb, als auch meinerſeits in den gehörigen Schranken

zu bleiben. Auf eine ganz unnennbare Weise gebot er mir; denn, indem ich in seinen Augen las, wie gut er von mir dachte, fühlte ich das Bedürfniß, dem Ideal zu entsprechen, das er sich von mir gebildet hatte. Was hätte aus mir werden können, wäre S... unter glücklichern Umständen, als die meinigen von dem ersten Augenblick meiner Geburt an waren, meine erste Liebe geworden!

War jemals ein Mann von fünf und zwanzig Jahren ein Neuling in der Liebe, so war es S...; aber er war es auf eine so eigenthümliche Weise, daß er mit den übrigen Neulingen nicht verwechselt werden konnte. Wann hat je ein Neuling geboten? Und S... gebot, und — was unstreitig in einige Betrachtung kommt — gebot mir! Ich konnte indeß dabei ganz ruhig bleiben, weil ich aus so vielen Erfahrungen wußte, daß Empfindung eine Art von Bewegung ist, die sich nicht eher mit Stillstand verträgt, als bis sie ausstirbt. Dies war etwas, wovon S... keine Ahnung hatte; und dies gerade war es, was mir ein Uebergewicht gab. Gegen seinen Willen also mußte er sich mir mit der Zeit mehr nähern, als es sein Vorsatz mit sich brachte. Aber, selbst indem er sich näherte, blieb das Verhältniß, worin wir standen, die Entfernung allein abgerechnet, immer dasselbe. Keine, auch nicht die allerunschuldigste Berührung! Kein Wort von Freundschaft, oder Liebe! Kein anderer Wunsch, als sich

in meiner Nähe zu befinden, um Ideen mit mir auszutauschen! Keine andere Absicht, als die in dem stärker gefühlten Leben enthalten ist, das man, dem geschätzten Gegenstande gegenüber, in sich wahrnimmt! Dabei die Miene des höchsten Wohlwollens und einer Hingebung, die, wenn sie auch in dem häßlichsten Gesicht bezaubert, in dem seinigen eine unwiderstehliche Kraft gewann!

Ein so zartes Verhältniß kann durch die kleinste und verzeihlichste Unschicklichkeit zerstört werden. Ich nahm mich um so mehr in Acht, je interessanter es mir mit jedem Tage wurde. Wohlwollen mit Wohlwollen erwiedernd, ließ ich auch nicht die leiseste Spur von Hingebung erblicken, indem ich die Miene annahm, als ob dies nicht in meiner Gewalt stände, da mich einmal Pflichten bänden. Wir gingen öfters in der Gesellschaft meines Mannes spatzieren; und ob ich gleich nicht gewohnt war, mich von diesem führen zu lassen, so hing ich mich doch an seinen Arm, blos um eine Berührung mit S... zu vermeiden. Kein leichtsinniges Wort kam über meine Lippen; und wenn ich auch bisweilen von einer guten Laune, oder vielmehr von der mir eigenen Ueppigkeit, hingerissen, in eine Art von Jubel ausbrach, der sich über die Verhältnisse des Lebens hinausschwang, so kehrte ich doch bald zu meinem Ernst zurück, um nichts zu verderben. Wir mochten uns allein, oder in der Gesellschaft meines Mannes befinden, so vermied ich auf das

sorgfältigste Alles, was für einen Aufschluß über meine Gesinnungen gegen diesen gehalten werden konnte. Ich trat nach und nach so sehr aus meinem Geleise heraus, daß ich mich selbst nicht mehr kannte, und mir die naive Frage vorlegte, wie diese seltsame Spannung endigen würde? Das Schicksel selbst löfete den Knoten.

Ich war mit S... und meinem Manne in den Park gegangen, als, bei unserer Zurückkunft, ein wildes Pferd, das mit seinem Reuter durchgegangen war, so drohend auf uns los stürzte, daß ich, von Schrecken ergriffen, den Arm meines Mannes fahren ließ, und indem ich allzu unvorsichtig auf die Seite sprang, mir das Gesicht zerschlagend, auf die Erde fiel. S..., außer sich über diesen Zufall, sprang sogleich hinzu, mich aufzuheben. Von seinen Armen umfangen, fühlt' ich keinen Schmerz, und die Gelassenheit, die ich bewies, war nichts weniger, als affektirt. Da das Blut aus zwei Wunden hervorquoll, so eilte mein Mann sogleich nach einem Wagen, der in einiger Entfernung hielt. S... blieb unterdessen bei mir, und leistete mir jeden nur möglichen Beistand. Als der Wagen kam, hob er mich hinein. Ich bat ihn, neben mir Platz zu nehmen. Erröthend that er es. Wir kamen vor unserer Wohnung an; und da er einmal mein Beschützer geworden war, so mußte er mich auch die Treppen hinaufführen. Er sah mich hierauf verbinden. Es war Zeit, sich zu entfernen; und als er mir

eine gute Nacht wünschte, reichte ich ihm zum erstenmale meine Hand, die er zu küssen nicht unterlassen konnte, und die ihm durch einen sanften Druck für seine Theilnahme dankte. Wie viel hatte ich an einem einzigen Tage um ein Paar unbedeutende Wunden erhalten!

Als S... sich am folgenden Tage wieder bei uns einfand, entdeckte ich die Wirkung meines Händedrucks auf eine so unverkennbare Weise in seinen glänzenderen Augen, daß ich mir auf das bestimmteste sagen konnte: wie viele Rinden sich in einer einzigen Nacht von seinem Herzen gelöst hatten. Es war freilich nur ein Anflug von Freigeisterei, was ich in seinem ganzen Wesen wahrnahm; aber es war doch Freigeisterei. Diese Entdeckung machte mir unbeschreiblich viel Vergnügen; denn nun glaubte ich hoffen zu dürfen, daß er weiter gehen würde. Nie hatte ich ihn belebter gesehen; alles an ihm war Empfindung; nichts konnte er mit Gleichgültigkeit betrachten; Haß und Liebe wechselten auf eine mitunter närrische Weise. Welche Gesinnungen er auch bisher für mich genährt haben mochte, jetzt liebte er mich.

Sobald ich meiner Sache gewiß war, lag mir alles an einer förmlichen Erklärung; und da ich sie nicht erzwingen durfte, so suchte ich sie durch List herbeizuführen. Mein Mann hatte eine jüngere Schwester; ein Mädchen von achtzehn Jahren, das nichts weniger als häßlich, aber noch mehr

talentvoll, als schön, war. Dies junge Mädchen ließ ich öfters zu mir bitten; vorzüglich aber während der Zeit, wo mich meine Wunden an meine vier Pfähle banden. S... sah sie, so oft er bei uns ansprach; und wenn der Zwang, den ihre Gegenwart ihm auflegte, seinen Empfindungen für mich noch mehr Tiefe gab, so verstärkte ich diese Wirkung dadurch, daß ich meine Schwägerin mit einer Auszeichnung behandelte, die mir das Ansehen geben mußte, als legte ich es auf eine Verschwägerung an. Was ich beabsichtigt hatte, erfolgte. S..., dessen Charakterehrlichkeit sich mit keiner Heuchelei und keinen halben Gefühlen vertrug, brach seine Besuche ab, und stellte sich nicht eher wieder ein, als bis er ausdrücklich dazu aufgefodert wurde. Meine Schwägerin war unterdessen aus meiner Wohnung verschwunden. Die gute Lebensart erforderte, sich nach ihr zu erkundigen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um sie noch einmal mit Lobeserhebungen zu überschütten. S... bemerkte dagegen, daß ich die Partheilichkeit zu weit triebe. „Sie interessiren sich also nicht für meine Schwägerin?" fragte ich lächelnd. Er erröthete. „In der That, ich möchte das Mädchen kennen lernen, das Sie einst mit ihrer Hand beglücken werden." S... antwortete mir ganz trocken: Die Mädchen wären allzu albern, als daß er eine von ihnen lieben könnte.

So wenig Positives diese Erklärung auch hatte,

so befriedigte sie mich doch für den Augenblick auf das vollkommenste; denn ich durfte mir die Albernheit nur als eine Art von Porosität denken, und dieser die Gediegenheit entgegensetzen, so hatte ich, bei S...s Gleichgültigkeit gegen alle übrigen Weiber, was ich haben wollte, wenn gleich an der Form noch etwas fehlte. In der That war meine Freude so groß, daß ich selbst nicht wußte, wie ich sie an den Tag legen sollte. Ich schwatzte, und ließ zur Abwechselung den Kopf hängen, bis S..., der gar nicht wußte, woran er mit mir war, sich beurlaubte, und mich meinen Gedanken ungehindert nachhängen ließ. Nach seiner Entfernung wußte ich nicht, wo ich für Unruhe bleiben sollte. Alles war mir zu eng. Ich legte mich ins Fenster, um freier Athem zu schöpfen, und warf mich auf den Sopha, um meine Empfindungen wieder zu konzentriren. Die Zerstreuung, worin ich mich befand, dauerte den ganzen Abend hindurch. Schlaflos brachte ich die Nacht zu. Die Verhaltung wirkte eben so auf mich zurück, wie auf S... Nie hatte ich einen solchen Zustand erfahren.

Mehrere Wochen waren verstrichen, ohne daß irgend etwas vorgefallen war, wodurch wir einander näher gebracht worden, als mein Mann, ganz unerwartet, mit Erhöhung seines Titels und Gehalts, nach einer entfernten Provinzialstadt versetzt werden sollte. Zwar hatte er

darüber nichts Offizielles erhalten; allein der Miniſter, in deſſen Departement er arbeitete, hatte ihm vorläufig angekündigt, daß er ihn in Vorſchlag bringen würde, und hinzugefügt, daß, wenn es ihm anders genehm ſey, die Sache keine Schwierigkeiten haben könnte. Es kam dabei alles auf mich an; denn da mein Mann nichts weiter liebte, als ſeine Geſchäfte, ſo bekümmerte er ſich auch um nichts weiter, und machte es mit Vergnügen von mir abhängig, ob wir noch ferner in der Hauptſtadt leben wollten, oder nicht. Wäre der ganze Vorſchlag zu irgend einer andern Zeit, d. h. unter anderen Verhältniſſen, als worin ich gerade ſtand, gemacht worden; ſo würde ich mich unſtreitig für die Hauptſtadt erklärt haben. Gegenwärtig fand ich die Sache bedenklicher, nicht um ihr ſelbſt willen, ſondern in Beziehung auf S..., von welchem ich aufs beſtimmteſte voraus-ſetzte, daß er uns, trotz der ſtaatsbürgerlichen Unabhängigkeit, die ſein bedeutendes Vermögen ihm geſtattete, nicht folgen würde, und von welchem ich gleichwohl zu erfahren wünſchte, ob er den Gedanken an eine Trennung von mir ertragen könne. Nachdem ich alſo meinem Mann erklärt hatte, die Sache verdiene in Ueberlegung gezogen zu werden, ließ ich mich von S... in einem tiefen Nachdenken verſunken antreffen. Auf die Frage: Was mir fehle? antwortete ich nicht eher etwas, als bis ich das Anſehen gewonnen hatte, mich ganz geſammelt zu haben. Nun erzählte ich

meinem Freunde, was im Werke sey, und bat ihn um seine Meinung. Er verstummte auf der Stelle; und nachdem er das Zimmer, worin wir uns befanden, einigemale auf und niedergegangen war, entfernte er sich plötzlich, mit der Versicherung, daß ich ihn bald wiedersehen sollte. In der That blieb er nicht über zwei Stunden aus. Seine Miene war nicht so heiter, daß sie ganz unbewölkt gewesen wäre; indessen bemühte er sich, heiter zu scheinen. Bemühungen dieser Art mislingen in der Regel. Die Unterredung stockte alle Augenblicke, und als ich ihn, nachdem er sich selbst, und mich mit sich, lange genug gequält hatte, an die uns bevorstehende Trennung erinnerte, sprang er, wie von einem Dolchstoß, hastig von seinem Sitze auf, und entfernte sich von neuem, nur daß er mir beim Weggehn folgenden Zettel in die Hand drückte:

„Ich habe mir Alles überlegt. Sie müssen fort. Es wäre unverantwortlich, wenn irgend eine Betrachtung, die nicht ganz unmittelbar mit der Pflicht in Verbindung steht, oder von ihr diktirt wird, Sie zurückhielte. Folgen kann ich nicht; aber Sie werden mir ewig unvergeßlich bleiben.

G...

Es war eine Art von Wollust, die ich bei der Lektüre dieses kurzen Schreibens empfand. Was bedeuten höherer Rang und Gehaltsvermehrung gegen das Glück, von einem Manne geliebt zu

werden, der so empfindet? Es kam jetzt blos darauf an, mich in seinen eigenen Augen wegen meines Entschlusses so zu rechtfertigen, daß ich nicht das Ansehen gewinnen konnte, als hätte ich einem interessanten Verhältniß die erste aller Pflichten aufgeopfert. — Ich sagte ihm also am folgenden Tage: Eine genauere Berechnung der Transportkosten und der Gedanke an die Unbequemlichkeit neuer Amtsverhältnisse hätten ihren Mann bestimmt, in der Hauptstadt zu bleiben, und mir wäre das ganz lieb, weil ich allzu bescheiden von mir dächte, um zu glauben, daß ich unvergeßlich bleiben würde. Dies war die volle Wahrheit, nur daß der Entschluß, nicht in die Provinz zu gehen, ursprünglich von mir herrührte. S..., der dies nicht wissen konnte, wollte bei meiner Auskunft ruhig bleiben; aber die Freude, die aus seinen Augen strahlte, verrieth ihn allzu sehr, und noch denselben Abend erklärte er mir auf die naivste Weise von der Welt: Er glaube, er könne ohne mich nicht mehr glücklich leben.

Von diesem Augenblicke an, war unsere gegenseitige Zuneigung erklärt. Am heftigsten wirkt die Leidenschaft in denjenigen, die sie noch nicht erfahren haben; aber es bedarf nur einer ganz neuen Gestalt, so unterjocht sie auch die, welche sich einbilden, ihr gewachsen zu seyn. Ich erinnere mich, daß ich mir an eben diesem Abend den Finger mit einem scharfen Federmesser verwundete, das ich, der Himmel mag wissen, zu

welchem Zweck, in meinen Händen hielt. Reichlich quoll das Blut hervor; und kaum hatte S... dies Blut gesehen, als er es in ein Weinglas auffaßte, das auf dem Nebentische stand, einige Tropfen Wein darunter goß, und es mit den Worten austrank: „So schwör' ich ewige Liebe!" Mich erschütterte dieser Beweis von Zärtlichkeit. „Ich mag nicht zurückbleiben," rief ich mit festem Tone. S... sah mich mit Bedeutung an. „Es ist mein voller Ernst," wiederholte ich. Sogleich entblößte S... seinen Arm, ritzte sich mit demselben Federmesser eine Wunde, ließ sein Blut in dasselbe Glas rieseln, und gab es mir, nachdem er es mit Wein versetzt hatte. Ich trank es mit denselben Worten, und drückte hierauf einen glühenden Kuß auf die Lippen meines Freundes.

Sie werden nun erwarten, daß eine Scheidewand nach der andern einsinkt. Hätte ich es nicht mit einem S... zu thun gehabt, so würde dies ganz unstreitig der Fall gewesen seyn. So wie ich ihn kennen gelernt habe, kann das züchtigste Mädchen nicht züchtiger seyn. Ich selbst hätte den Angriff wagen müssen; und dazu war ich allzu sehr Weib. Anstatt sich zu erklären, glühte er nur, und diese Gluth war zugleich so heftig und so besonnen, daß sie alle Begierde verzehrte. Ich bat ihn: Er möchte mich, von nun an, unter vier Augen Du nennen. Nein, antwortete er, dies Glück will ich mir noch auf-

sparen; außerdem werd' ich meine Leidenschaft besser beherrschen, wenn ich fortfahre, meine Freundin Sie zu nennen. Ich bat ihn bald darauf, noch länger bei mir zu bleiben. „Ich muß mich erholen; erwiederte er; lassen Sie mich gehen; wir sehen uns, von nun an, alle Tage." Und so eilte er fort.

Als er am folgenden Tage wieder zu mir kam, war er ernsthafter, als jemals, und nachdem er endlich den nöthigen Muth gefaßt hatte, redete er mich also an:

„Wir sind in ein Verhältniß getreten, das, „wenn ich unsere Charaktere richtig beurtheile, „uns vielleicht noch sehr lange hatte fremd blei„ben sollen. Antizipazionen dieser Art machen „nothwendig unglücklich. Ist man tugendhaft, „so sind sie eine Folter; ist man es nicht, so füh„ren sie zuletzt zur Selbstverachtung. Was mich „betrift, so bin ich nicht gesonnen, den Grund„sätzen untreu zu werden, die mich bishir geleitet „haben. Ich entsage aufs feierlichste allen Gunst„bezeugungen, die den Rechten des Gatten entge„gen sind, und mache auf nichts weiteres Anspruch, „als auf Freundschaft in dem allerrechtlichsten „Sinne des Worts. Wie schwer ist es, der Ge„liebten gegenüber kalt zu bleiben, hab' ich nie „so stark empfunden, wie gestern. Der Entschluß, „den ich gefaßt habe, um meiner eigenen Schwäche „zu Hülfe zu kommen, mag romanhaft klingen; „er ist aber der einzige, den ich habe fassen können.

„Wir können nicht an einem Orte zusammen „leben; wir können, bei der Stimmung, worin „wir uns befinden, nicht einmal in einem Lande „zusammen existiren; denn, da es uns nicht an „Mitteln fehlt, den Zwischenraum zu vernichten, „so wird es uns auch nicht an der Bereitwilligkeit „dazu fehlen, sobald die Entfernung nicht allzu „bedeutend ist. Meere müssen uns trennen. Ich „bin schon lange Willens gewesen, nach England „zu gehen. Dies werd' ich jetzt ausführen. So „lange B... lebt, kann unser Verhältniß nie ein „rechtliches werden — Vielleicht überlebt er uns „Beide. Genug, daß wir dies nicht voraussetzen. „Stirbt er, so kehr' ich auf der Stelle zurück; „auf jeden Fall aber kehr' ich nach drei Jahren „wieder. Sie können nicht anders, als meinen „Entschluß gut heißen."

Wäre an S... irgend etwas lächerlich gewesen, so würd' ich diese romanhafte Erklärung belacht haben; allein er gebot mir hier, wie überall. Da sein Entschluß gefaßt war, und eben dieser Entschluß eine Denkungsart ankündigte, die man zu respektiren nicht umhin kann; so durft' ich es gar nicht wagen, ihn umstoßen zu wollen; denn dadurch würd' ich unser Verhältniß einmal für allemal aufgehoben haben. Nichts blieb mir also übrig, als ein Versuch, ihn zu untergraben. Ich nahm die Miene der Niedergeschlagenheit an und sagte: „Sein Entschluß entspräche den Begriffen, die ich mir von seiner Großmuth

gemächt hätte; die Ausführung desſelben zu verhindern, wäre etwas, das ich nicht unternehmen könnte, ohne mich ſelbſt zu verachten: aber er möchte bedenken, was aus mir werden würde, wenn er dieſen Entſchluß auf der Stelle ausführte; ein weibliches Herz habe nicht die Stärke des männlichen, und ich ſähe vorher, daß ich eine plötzliche Trennung nicht ertragen würde." S... fragte mich, wie lange er noch bleiben ſollte. Ich forderte ſechs Monate. Das iſt zu lange," ſagte er; in einem ſolchen Zeitraume kann auch der feſteſte Entſchluß wankend gemacht werden." Wir handelten, bis er ſich endlich gefallen ließ, noch drei Monate in der Hauptſtadt zu verweilen. Dabei aber machte er die ſchreckliche Bedingung, daß er mich, während dieſer Zeit, nicht anders, als in der Geſellſchaft meines Mannes ſehen wollte. Ich war im Begriff, ihm zu ſagen, daß mir dieſer dadurch vollends unerträglich werden würde; allein woher den Muth zu einem ſolchen Bekenntniſſe zu nehmen, wenn die Tugend uns aufgedrungen wird, und wir mit halbem Willen folgen müſſen?

Hierbei blieb es. S... fand ſich täglich ein. Ich gewöhnte mich um ſo leichter an den Zwang, den er mir aufgelegt hatte, weil ich ſah, daß auch Er Mühe hatte, ſeinen Vorſatz auszuführen. War gleich die Unterhaltung in V...s Gegenwart nichts weniger als intereſſant, ſo fehlte es doch nicht an gewiſſen kleinen Genugthuungen,

welche nur Liebende zu schätzen verstehen, und welche, wenn man einmal dahin gebracht ist, größeren entsagen zu müssen, ihre Stelle vertreten. B... wurde von S... mit der größten Achtung behandelt, welche in eben dem Maaße stieg, worin er ihn genauer kennen lernte. Nicht selten kam es mir vor, als ob S... sich Vorwürfe darüber machte, einen so braven Mann zu hintergehen. Dies war ein Gefühl, das ich nicht aufkommen lassen durfte, und das ich gleichwohl mit der größten Schonung behandeln mußte, wenn ich mich nicht verrathen wollte. Der einzige Ausweg den ich fand, war: meinen innern Werth in S... Augen noch mehr zu steigern, und dies gelang mir dadurch, daß ich dem Anschein nach immer gelassener wurde.

Indessen rückte der Zeitpunkt unserer Trennung unaufhaltsam herbei. Wie leicht rauschen drei Monde an der Seite des Geliebten vorüber! S... blieb so ruhig, daß ich bisweilen glauben mußte: alle Leidenschaft für mich sey in ihm ausgestorben. Mir hingegen schlug das Herz auf eine so heftige Weise, daß ich alle Mühe hatte, die Angst zu verbergen, die mich unaufhörlich folterte. So wenig hatte die lange Vorbereitung für ihren Zweck gewirkt, daß meine Leidenschaft für S... nur noch allgewaltiger geworden war. Unerträglich im eigentlichsten Sinne des Worts war mir der Gedanke an die nahe Trennung. Ich sann den Mitteln nach, wodurch ich sie ver-

hindern könnte; aber ich fand keine andere, als solche, die sie verzögerten, und ich sagte mir selbst, daß mein Zustand durch Fristen nicht verbessert würde. In einer Art von Verzweiflung entschloß ich mich zu einem Sturm auf S...; aber die Mänade besiegt keinen Orpheus; sein Entschluß blieb unerschüttert, und ich hatte die Beschämung, aus meiner Rolle gefallen zu seyn.

Ich bin eben so wenig im Stande, das Unbeschreibliche darzustellen, als irgend ein Anderer; aber ich kann im Allgemeinen von mir sagen, daß mein Zustand den der Raserei sehr nahe kam, und daß die Nothwendigkeit, ihn zu verbergen, meine Folter nicht wenig erschwerte. Denken Sie sich, wenn Sie können, ein Weib, für das nur Eine Art der Existenz möglich ist, und das gewaltsam von dieser Existenz zurückgehalten wird. Sie kennen die Geschichte der Sappho. Denken Sie sich das glühende Weib, wie sie, von ihrer Leidenschaft auf den leukadischen Fels getrieben, so eben im Begriff ist, die lange Qual durch einen entschlossenen Sturz in die Wellen des Meeres abzukürzen. Wär' ich in einem Kloster eingesperrt gewesen, und S... hätte in einer mondhellen Nacht vor meiner Zelle gestanden, ich würde, wie jene Sarmatin, deren Namen ich vergessen habe, ganz unfehlbar aus dem dritten Stockwerke in seine Arme gesprungen seyn. Alles konnt' ich thun, um zu seinem Besitz zu gelangen; aber alle meine Kräfte erlahmten bei dem Gedan-

ken — ihn fortreisen zu sehen. T
meine einzige Erleichterung.

In einem solchen Zustand ger
Morgens, nach einer unter wilden
wachten Nacht, an meinen Schre
weiß nicht mehr was, zu suchen;
einen Schubladen nach dem and
fällt mir das Gift in die Augen
seltsame Szene zwischen meinem V
veranlaßt, und das ich, nach dem
an mich genommen hatte, damit
fremde Hände fallen möchte. Se
hätte ich gar nicht daran zurückgede
wiedersehen, und am ganzen Leibe
eins. Ich wundere mich nicht dar
Zeiten gegeben hat — und auf mehr
der Erde noch jetzt giebt — wo m
danken, den nur die höchste Leide
kann, dem Einhauch eines bösen Dam
denn um es nicht zu thun, muß m
begreifen, was immer sehr schwer u
schaftlichen Zustande beinah' unmög
Aehnliches hätt' ich dem Augenblick,
mir in die Augen fiel, von mir sch
gen; so plötzlich kam mir der Entf
Gebrauch zu machen, und die Zu
verderblichen Folgen, welche die Aus
nes Entschlusses, im Fall einer Ent
sich ziehen müßte. Kalter Schweiß
meinen Gliedern. Mit Mühe erre

hränen waren

th' ich eines
Qualen durch
air, um, ich
nd indem ich
rn ausziehe,
das eine so
ter und mir
ode desselben,
es nicht in
t dieser Zeit
cht. Es jetzt
zittern, war
ter, daß es
ren Punkten
n einen Ge
fshaft gel en
us zurückbrieb;
an sich selbst
d im leiden
h ist. Etwas
wo das Gift
ll sagen mö
bluß, davon
cht vor den
führung mei
ekung, nach
ag auf allen
chte ich den

nächſten Sopha. Ich war eine längere Zeit wie vernichtet. Gewaltig arbeitete es in meiner Bruſt. Ich kämpfte mit mir ſelbſt, wie eine Verzweifelnde. Mein ganzer Zuſtand verdiente Erbarmen; und doch war keine Linderung möglich.

Die Moral iſt für kein aufgeregtes Gemüth vorhanden, in welchem der Sturm der Leidenſchaft tobt. Vergeblich ſuchte ich alles hervor, was mich von meinem ſchwarzen Entſchluſſe zurück bringen konnte; die einzige Antwort auf alle die Einwürfe, die ich mir ſelbſt machte, war: „S... ſteht auf dem Spiel, und du verlierſt ihn unvermeidlich, wenn du dich von ihm trennſt.“ Es war, als ob keine Kraft in der Welt ſtark genug wäre, den Gedanken zu verdrängen, der ſich meiner einmal bemächtigt hatte. Die Furcht verſchwand in eben dem Maaße, worin ich den Mitteln, ihn ins Werk zu richten, nachdachte. „Was bleibt, ſagte ich zu mir ſelbſt, deinem Geſchlechte anders übrig, als die Liſt, da Natur und Geſellſchaft ſich verſchworen haben, ihm die Gewalt zu nehmen? Was für einen Mann ein Verbrechen ſeyn würde, iſt keins für ein Weib. Die Geſetze — was ſind ſie anders, als Tyrannen, denen man ſich entziehen muß? Und iſt es deine Schuld, daß du genöthigt biſt, deine Freiheit durch ſolche Mittel zu erkaufen? Haſt du nicht ſelbſt auf eine Trennung angetragen, und iſt ſie dir nicht verweigert worden? Bleibt irgend ein anderer Ausweg übrig? Die höchſte Aufrichtigkeit

würde in deinem Falle der höchste Aberwitz seyn.“

Der Aufruhr hatte sich noch nicht in mir gelegt, als S... bei mir erschien. Es war eine Ausnahme von der Regel, die er sich selbst vorgeschrieben hatte; da ihm aber der Zustand nicht entgangen war, in welchem ich mich seit einigen Tagen befand, so hatte er, wie er mir selbst sagte, für nöthig gehalten, mich durch seine Zusprache zu besänftigen. In der Glorie eines Gottes stand er vor mir. Alles, was er vorbrachte, beschwor meinen Ungestüm. Ich hätte vor ihm niederfallen und ihn anbeten mögen, wäre das, was in mir vorging, sanfterer Art gewesen. Jetzt nahm ich die Miene an, als ließe ich mich zur Vernunft zurück führen. Ich bekannte meine Schwäche, und versprach Standhaftigkeit; ich gab ihm sogar meine Hand darauf, indem ich hinzufügte: Der Abglanz seiner Stärke würde gewiß nicht ohne Wirkung für mich bleiben. Er setzte sich neben mir, und fing an von der Zukunft zu sprechen, der wir entgegen gingen; einer Zukunft, die er mir nur allzu reizend malte, ohne im mindesten zu ahnen, daß sie meinem Geiste in noch weit glühendern Farben vorschwebte. Sein Auge glänzte vor Freude. „Wir werden glücklich werden, sagte er, wenn wir es verdienen, und verdienen können wir das Glück nur durch Ergebung.“

Unglücklicherweise vertrug sich diese Ergebung nicht mit meinem heftigen Temperamente, der

möge deſſen mir nur die Gegenwart etwas war. Kaum hatte ſich S... entfernt, als mein Entſchluß mit verdoppelter Stärke zurückkehrte, indem meine Natur ſeinen Balſam in Gift verwandelte. Ich dachte jetzt nur darüber nach, wie ich mich ſo verſtellen wollte, daß ich ſelbſt dem Falkenauge der Liebe entginge. Allzu viel Ruhe taugte nichts; allzu viel Leidenſchaft taugte noch weniger. Aus beiden mußte mein Betragen zuſammengeſetzt ſeyn, und zwar ſo, daß ich das Anſehn gewann, den Bitten meines Freundes nachgegeben zu haben. Mein Mann mußte glauben, er ſey mehr, als jemals, ein Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit geworden. Am meiſten aber mußte mich die Schwärze der That ſelbſt vor jedem Verdacht ſchützen; und dazu war nichts weiter erforderlich, als ſie unter ſolchen Umſtänden zu begehen, daß ſie noch zehnmal ſchwärzer wurde, als ſie es durch ihre Natur war.

Feſt ſtand alſo der Entſchluß, mich durch Vergiftung meines Mannes in den Beſitz meines Geliebten zu ſetzen. Zur Ausführung deſſelben wählte ich V...s Geburtstag, der ſehr nahe war. Als dieſer Tag erſchien, bot ich meine ganze Heiterkeit auf. Um jeder Anwandlung von Schwäche zuvorzukommen, hatte ich die Vorſicht gebraucht, S... zum Dejeuner und eine größere Geſellſchaft von Bekannten und Freunden zum Mittagseſſen einzuladen; den erſteren gebrauchte ich, um mich durch ſeinen Anblick zur That ſelbſt

zu ſtärken; die letzteren, um ihm und mir ſelbſt beim Ausbruch der erſten Wirkungen eine Diverſion zu machen. Als S... erſchienen war, ſetzten wir uns zum Dejeuner. Ich hatte nicht den Muth, das Gift in die erſte Taſſe zu ſchütten, die ich B... reichte; aber ich mußte mich bequemen, die zweite zu verwüſten, weil ich ſeine Mäßigkeit kannte, welche ſich die dritte leicht verbitten konnte. Das Schickſal war im Begriff, mir bei dieſer Gelegenheit einen Streich zu ſpielen, der mich auf der Stelle getödtet haben würde, hätt' ich nicht Beſonnenheit genug gehabt, ihn noch in dem kritiſchen Moment abzuwenden. B... und S... ſaßen neben einander auf dem Sopha, in einer lebhaften Unterredung begriffen. Ich ſtand vor beiden mit pochendem Herzen, als ich plötzlich bemerkte, daß S... die Taſſe meines Mannes nahm, um ſie auszuleeren. Elektriſch fuhr es mir durch alle Glieder, und ich war im Begriff, mein ganzes Geheimniß zu verrathen, als ich alle Willenskraft noch einmal zuſammen nahm, S... darauf aufmerkſam machte, daß es die Taſſe meines Mannes ſey, und ſo den gefährlichen Irrthum verbeſſerte. Mein Mann trank bald darauf, was für ihn beſtimmt war. Das Unglück war geſchehen.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich eine Stunde darauf. Wir ſpeiſten uns zu Tiſche. Ich ſchien nur mit der Bewirthung beſchäftigt; aber meine ganze Aufmerkſamkeit war auf meinen Mann

gerichtet. Seine Uebelkeiten nahmen gleich nach der Suppe ihren Anfang; und bald wurden sie so stark, daß er sich genöthigt sah, die Gesellschaft zu verlassen. Ich begleitete ihn in das nächste Zimmer, und überließ ihn hierauf der Pflege eines Bedienten. Bei der Gesellschaft entschuldigte ich ihn damit, daß er diesem fatalen Zufalle öfters ausgesetzt wäre, und sprach davon, als von einem von der letzten Kur zurückgebliebenen Uebel, das an und für sich nichts zu bedeuten habe.

Sie können leicht denken, daß die Gesellschaft nicht so froh war, als sie ohne diesen Zwischenfall gewesen seyn würde; der Wohlstand gebot um so stärker Mäßigung, da ich nicht umhin konnte, von Zeit zu Zeit aufzustehen, um mich nach dem Befinden meines Mannes zu erkundigen. Ich hatte dies einigemal wiederholt, als ich mit dem Ausdruck der Traurigkeit in meinem ganzen Wesen zurückkehrte, und auf die Frage: Was mein Mann mache? mit scheinbarem Schmerz erwiederte: Die Krankheit nehme einen entschiedenen Charakter an. Die Folge davon war, daß die Gesellschaft früher aufbrach; und dies war mir um so mehr gelegen, weil ich keine Zeit zu verlieren hatte, mich zum Meister der Umstände zu machen.

V... war in den heftigsten Krämpfen begriffen, die ein starkes Erbrechen begleitete. Ich mußte die Bedienten entfernen, damit sie keinen

Argwohn schöpfen möchten. Gebieterischer, als je, gebot die Nothwendigkeit. Ich setzte mich liebreich an das Bette des Pazienten, und heuchelte ein Mitleid, das ich nicht empfand. Er forderte einen bestimmten Arzt. Ich versprach, daß ich ihn sogleich rufen lassen wollte, und entfernte mich, um einen Bedienten abzuschicken; aber ich zauderte nicht nur bis das Uebel ärger geworden war, sondern schickte auch nach einem andern, weil ich der Scharfsichtigkeit des geforderten mistraute. Bei der Ankunft des Arztes war V... so matt, daß er nicht sprechen konnte. Ich nahm für ihn das Wort, indem ich die Symptome detaillirte. Der Puls, den der Doktor befühlte, weissagte nichts Gutes; dies sah ich an seiner Miene. In Thränen gebadet, saß ich da, den Ausspruch erwartend. Nun versicherte der Doktor zwar zu meiner Beruhigung, daß er die Hoffnung nicht aufgäbe, den Pazienten zu retten; aber ich wußte allzu gut, was ich von dieser Versicherung zu erwarten hatte, um nur einen Augenblick irre gemacht zu werden. Es wurde Medezin verschrieben u. s. w.

E... fand sich noch spät Abends bei mir ein, um sich nach dem Befinden meines Mannes zu erkundigen. So lästig mir dieser Besuch an und für sich war, so ward er mir dadurch noch lästiger, daß er den Pazienten zu sehen verlangte. Ich machte einen Versuch, dies zu hintertreiben; da

ich ihn aber auf seinem Endschluß beharren sah, so gab ich zuletzt — vielleicht auf eine ungeschickte Weise — nach. S... blieb so lange im Krankenzimmer, daß ich ungeduldig wurde. Als er endlich wieder zum Vorschein kam, sagte er sehr trocken: V... stirbt! und ging fort, ohne noch ein anderes Wort zu verlieren.

Jetzt fing mir an bange zu werden. Ich ging zu meinem Manne zurück, und würde mein halbes Leben aufgeopfert haben, wenn ich ihn hätte dadurch retten können. Vergeblicher Wunsch! Er starb einige Stunden darauf unter den fürchterlichsten Schmerzen, die je ein schuldloser Mann gelitten hat.

Ich glaubte verzweifeln zu müssen; und doch konnte ich mich der Verzweiflung nicht überlassen, wenn ich mich nicht der Schande opfern wollte. Der Doktor, den ich hatte holen lassen, war ohne allen Argwohn von mir gegangen. Sobald V... gestorben war, schickte ich noch einmal zu ihm, um durch ihn zu erfahren, was ich von der Ohnmacht denken sollte, in welche mein Mann gefallen wäre. Er kam; und kaum hatte er den Gestorbenen gesehen, als er sagte: ich möchte mich zu fassen suchen, denn mein Mann wäre vollkommen todt.

Sie können leicht denken, wie ich diese Aufforderung und diese Nachricht aufnahm. Meine Raserei dauerte indessen nicht länger, als bis sich der Doktor entfernt hatte. Wie sehr ich auch meine That bereuete, so mußte ich doch selbst die

Reue unterdrücken, um mich nicht durch Unbesonnenheit zu verrathen. Da alle unsere Bediente meinem Mann sehr ergeben waren, so sorgte ich zunächst dafür, daß keiner sich der Leiche näherte. Eine alte Frau, mit welcher mich der Aberglaube vor mehreren Jahren in Verbindung gesetzt hatte, half mir zu Stande bringen, was noch geschehen mußte. Unter lauten Wehklagen machte ich den plötzlichen Tod meines Mannes bekannt. Das Leichenbegängniß wurde veranstaltet. Kurz: alles gelang so gut, daß Niemand Verdacht schöpfte, der allein ausgenommen, um dessentwillen ich das Verbrechen begangen hatte.

Alle die Angst, die ich am Sterbebette meines Mannes und unmittelbar nach dem Tode desselben empfand, kam auf S...s Rechnung, dessen seltsames Betragen beim letzten Abschied ich mir nicht zu erklären wußte. Noch fürchterlicher ward mir zu Muthe, als er, selbst nach dem Begräbniß, nichts von sich sehen oder hören ließ. Schriftlich erkundigte ich mich nach seinem Befinden, und erhielt die Antwort, daß er sehr krank wäre. Der Wohlstand hatte Fesseln um mich geschlagen, die ich nicht zersprengen konnte. Nichts blieb mir übrig, als mich alle Stunden erkundigen zu lassen, bis ich endlich die Nachricht bekam, daß ich bald von ihm hören würde. Ich war wie auf der Folter; und doch verging ein Tag nach dem andern, ohne daß ich das Mindeste von S... ver-

nahm
erreich. Meine Ungeduld hatte den höchsten Gipfel
Paquet, als ich folgendes Schreiben mit einem
net erhielt:

„Es ist nicht alles, wie es sollte, und was ich
„dabei leide, ist unbeschreiblich. Nein, so hab'
„ich mir den Ausgang nicht gedacht; so hab'
„ich ihn mir nie zu ahnen getraut. Wisse, V...
„selbst hat mir gesagt, er sterbe eines unnatür-
„lichen Todes. Ich habe keine Beweise, dich
„zu überführen; aber wenn ich Alles zusammen-
„nehme, was zwischen uns vorgefallen ist, so
„hab' ich deren genug, um überzeugt zu seyn,
„daß Du gemordet hast. Es ist wahr, Du hast
„mich Liebe für mich gemordet; aber wie kann
„ich dafür dankbar seyn, da es so ganz gegen
„meinen Willen geschehen ist? Mein Vertrauen
— — es ist auf ewig dahin.

„Was ist zu thun? Ich habe geschworen,
„dich ewig zu lieben. Diesen Schwur will ich
„halten. Ob ich gleich nur die Veranlassung,
„nicht die Ursach eines Mordes bin, so will ich
„dennoch diesen Mord büßen. In eben dem
„Augenblick, wo Du dies Schreiben erhältst,
„hab' ich die Hauptstadt verlassen, und nach
„vier und zwanzig Stunden bin ich nicht mehr.
„Das beikommende Paquet enthält einige Kost-
„barkeiten, die ich nur Dir vermachen kann.

S...

Nichts schien mir übrig zu bleiben, als ein ge-
waltsamer Tod. Hatte sich je ein Weib in einer

ſolchen Lage befunden? Mein Misgeſchick war mich zu Boden. Warum hatte es nicht die Kraft mich zu vernichten? Wie ſehr wünſchte ich es! Die Hände ringend, lief ich in meinem Zimmer auf und ab, und verfluchte meine That, und verwünſchte meine Exiſtenz. Alle Furien nahmen Beſitz von meinem Herzen, und jagten mich hieher und dorthin. Ohne Ruhe und Raſt, war ich gleichwol zur Ruhe verdammt. Ich ſah S... in ſeinem Blute ſchwimmen, und ſtürzte, als läge er dicht vor mir, zur Erde nieder, um mein Leben mit dem ſeinigen auszuhauchen. Welch eine Göttergeſtalt war in ihm zerbrochen worden! Und wie ſchön, wie beneidenswerth war ſein Tod, ganz ſeinem heiligen Leben entſprechend! "O wie wohl haſt haſt Du gethan, rief ich aus, nicht in meiner Nähe zu ſterben! Du würdeſt dich nur noch befleckt haben! Wie wenig war ich Deiner würdig! Für alle dieſe gränzenloſe Liebe konnte ich Dich nur betrügen und zum Selbſtmord nöthigen."

Da ich indeſſen nicht den Muth hatte, in S...s Fußſtapfen zu treten; da meine Verzweiflung mit jedem Tage nachließ; da ich mir, mit einem Worte, fortzuleben getraute; ſo muß ich, ehe ich in meinen Bekenntniſſen fortfahre, hier einen Abſchnitt machen. Ich habe eine Pauſe um ſo mehr verdient, weil es eine nicht geringe Anſtrengung erfordert, ſich ein ſolches Leben noch einmal zu vergegenwärtigen. Voll Ueberdruß habe ich, während des Niederſchreibens, die Feder abwechſelnd von mir

geworfen und zerſtampft. Der Thränen hab' ich unendlich viel dabei vergoſſen. Ich bin ein Ungeheuer, ich weiß es; aber ich fühle mich noch als Menſch.

Drittes Buch.

Sie haben bisher gesehen, auf welchem eigenthümlichen Wege ich eine Verbrecherin geworden bin — vielleicht nothwendig werden mußte.

Eh' ich in meinen Bekenntnissen fortfahre — und ich habe Ihnen deren noch sehr bedeutende zu machen — muß ich zwei Bemerkungen voranschikken, welche Personen, denen die Tugend habituel geworden ist, zu abstrahiren keine Gelegenheit haben. Beide enthalten die Schlüssel zu meinen nachfolgenden Handlungen; beide sind, wenn ich nicht sehr irre, der wahren Tugend günstig; beide können nur von denjenigen gemißdeutet werden, die an den Definizionen der Schule kleben; und beide erweitern, auf eine ganz unverkennbare Weise, das Gebiet der allgemeinen Menschenkenntniß.

Die erste meiner Bemerkungen ist: Das Reue nichts anders ist, als Furcht vor Strafe, diese Strafe mag nun eine reelle, oder eine eingebildete seyn. Reel nenn' ich diejenige Strafe, welche die Gesellschaft

für gewisse Handlungen verhängt, die sie Verbrechen nennt, weil sie dem Endzweck des gesellschaftlichen Vereins schnurstraks entgegenlaufen; eingebildet diejenige, von welcher man annimmt, daß sie, erst nach diesem Leben, von einem höheren Richter volizogen werde, den man nicht kennt. Wer nun weder jene reelle, noch diese eingebildete Strafe befürchtet, von dem behaupte ich, daß er der Reue unfähig sey. Um die reelle nicht zu fürchten, muß man entweder über das Gesetz erhaben seyn, oder, bei Begehung des Verbrechens, seine Maaßregeln so genommen haben, daß eine Entdeckung desselben in das Reich der Unmöglichkeiten gehört; um vor der eingebildeten nicht zu zittern, bedarf es nur des Unglaubens, der für Personen, die eines Verbrechens fähig sind, keine Schwierigkeiten hat. Man denke sich nun einen Irreligiösen, der sich dem Gesetz auf einem von beiden so eben angezeigten Wegen entzogen hat, oder zu haben glaubt, und man wird nicht begreifen können, daß er wegen einer Unthat Reue empfinde.

Meine zweite Bemerkung ist: daß dem, der wirklich Reue empfindet, nichts anderes übrig bleibt, als sich selbst auf alle nur mögliche Weise zu entfliehen. Man kann alle Handlungen in tugendhafte und verbrecherische eintheilen. Tugendhaft sind diejenigen, die, indem sie den Privatvortheil des Individuums befördern, zugleich der Gesellschaft nützlich wer-

den; verbrecherisch hingegen diejenigen, wodurch man den Privatvortheil nur auf Kosten der Gesellschaft zu befriedigen sucht. Hat man sich nun einmal ein Verbrechen erlaubt, und muß man, im Entdeckungsfall, eine reelle Strafe befürchten; so sucht man sich diesem unangenehmen Gefühl zu entziehen, und kommt allmählich dahin, einzusehen, daß die größte Reihe tugendhafter Handlungen nicht hinreichend ist, die Zurückerinnerung an das Verbrechen zu vernichten. Dies hat unstreitig seinen Grund darin, daß die Gesellschaft das kleinste Verbrechen bestraft, aber die tugendhafteste Handlung nicht belohnt, es sey denn, daß ein sehr großer Vortheil daraus für sie hervorgehe. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so ist immer so viel ausgemacht, daß der Verbrecher, indem er sich selbst zu entfliehen strebt, und auf dem Wege der Tugend nie zu seinem Zweck gelangt, zuletzt keinen andern Ausweg findet, als unangenehme Erinnerungen durch Handlungen zu verdrängen, welche die Zahl der Verbrechen vergrößern, um dadurch zuletzt eine Verwirrung hervorzubringen, die Stelle eines guten Gewissens vertritt. So fürchterlich dies klingt, so kenn' ich doch in der That keinen stärkeren Beweis für die Realität der Tugend und ihres Unterschiedes vom Laster, indeß alle die Modifikazionen, welche der vollkommenere und unvollkommenere gesellschaftliche Zustand in beide bringt, ganz unangetastet bleiben. Da ich mich vorzüglich in diesem Fall befunden habe, und es übrigens bei mei-

nen Bekenntniſſen weniger auf Entſchuldigung meiner Handlungen, als auf deren Erklärung anlege; ſo muß ich Sie bitten, die Idee feſtzuhalten, "daß der Reuige ſich immer zu entfliehen ſucht, und ſich nur durch Verwirrung ſeiner ſelbſt entfliehen kann." Hierin liegt der gröſte Aufſchluß, den ich über mich zu geben im Stande bin; und dieſer Aufſchluß beſtätigt auf eine wahrhaft menſchliche Weiſe die Wahrheit des alten Sprichworts: "daß, wer ſich dem Teufel einmal ergeben hat, ſein auf ewig ſey." Ich fahre jetzt in meinen Bekenntniſſen fort.

Die Nachricht von S...s Tode machte alle Wunden meines Herzens von neuem bluten. Ich erhielt ſie durch die öffentlichen Blätter, welche es als einen außerordentlichen Fall anführten, daß ein Reiſender von ausgezeichnet ſchönem Körperbaue und einer dem Anſchein nach vollkommenen Geſundheit des Leibes wie des Geiſtes, ſich in dem Gaſthofe zu B... (acht Meilen von der Hauptſtadt) durch einen Piſtolenſchuß entleibt hätte, und ſeine etwanigen Verwandten aufforderten, ſich zu ſeinem Nachlaß zu melden. Daß S... ſein Verſprechen halten würde, war mir ſchon vorher erwieſen; ich kannte ihn zu genau, als daß ich ihn einer leeren Drohung hätte fähig halten ſollen. Gleichwol ſchlug mich die Beſtätigung ſeines Todes von neuem zu Boden. So war alſo mein ganzer Lebensplan für immer

zerriſſen, und nicht blieb mir von allen meinen Erwartungen übrig, als der Gedanke an einen verübten Mord und einen dadurch veranlaßten Selbſtmord, zweier Männer, die des beſten Schickſals würdig waren. Es war vorzüglich S...s zarte Gewiſſenhaftigkeit, die mich peinigte. Ohne ſeine Entdeckung und deren tragiſche Folgen würde ich ruhig geblieben ſeyn, und wär' ich vollends zu ſeinem Beſitz gelangt — — ich kann mir noch jetzt nicht denken, daß ich an ſeiner Seite unglücklich geweſen ſeyn würde. Sein Verluſt war alſo das Einzige, was ich wahrhaft betrauerte; aber indem ich nicht umhin konnte, auf die Urſache deſſelben zurückzugehen, beweinte ich zugleich meinen Gatten, und zwar um ſo reichlicher, je mehr S... mich auf meine Schuld aufmerkſam gemacht hatte. Es iſt ſchwer, ſich aus dem Gewirre zuſammengeſetzter Gefühle nach einer längeren Zeit herauszufinden. Ich ſtelle mich dar, wie ich mich in der genauſten Zurückerinnerung erblicke; und was ich mit Wahrheit ſagen kann, iſt: daß ich nicht die Abſicht habe, mich zu verſchönern.

Mehrere Wochen hatte ich das Paquet, das ich mit S...s letztem Schreiben erhielt, ungeöffnet gelaſſen. Als ich es endlich aufmachte, war es mehr die Langweil als die Neubegierde, was mich dazu trieb; denn wie konnten alle die Koſtbarkeiten, die er mir angekündigt hatte, ein Erſatz für das ſeyn, was ich in ſeiner Per-

ſon verlor? Ich fand indeſſen außer den Koſtbarkeiten, im engeren Sinne des Worts, mehrere Banknoten, die mich zur Beſitzerin beträchtlicher Summen machten. Soll ich die Wahrheit ohne allen Umſchweif geſtehen? Je weniger ich auf dieſe Entdeckung gerechnet hatte, deſto mehr Vergnügen verurſachte ſie mir. Man denke von mir, was man wolle, genug, ich empfand, daß das Leben einen höhern Werth für mich erhielt, ſo wie ich zum Beſitz des allgemeinſten Mittels, es zu verſüßen, zum Reichthum, emporſtieg. Die Eitelkeit, die in einem weiblichen Herzen vielleicht nie ganz ausſtirbt, gewann in dem meinigen ihre verlorne Rechte wieder. Ich dachte auf einen größeren Train, als ich bisher geführt hatte, auf ſchönere Möbel, auf ausgeſuchteren Putz ſogar S...s Großmuth war mir um ſo willkommener, je mehr mein eigenes Vermögen zuſammengeſchmolzen war; ſo daß ich außer einer mäßigen Penſion, die ich aus der Wittwenkaſſe bezog, nur ſehr wenig übrig behalten hatte.

Ich dachte nun auch daran, wieder in die große Welt zurückzutreten. So theuer mir S... geweſen war, ſo hatte ich doch um ſeinetwillen nicht allem Umgange entſagt. Ihn als Wittwe von neuem anzuknüpfen, ſchien mir kein Mittel ſchicklicher, als Wiederaufſuchung jener alten Bekanntſchaften, durch welche ich zuerſt in die Welt eingeführt war. Sie errathen leicht, daß

, als die der ...d und
gs, mit welchen ich jetzt
stand. Sie paßten um
ect, weil ich entschlossen
t durch eine erbauliche
n befördern.

ich keine anderen meine
...ks und ihres Anhan
wieder auf einer Linie
so mehr zu meinem Zw
war, meine Sicherhei
Traurigkeit noch mehr z

eigener Erfahrung, eb
reffanter Anblick ist, wie
s weiß ich, daß Men
diejenigen sind, die ei
en unempfindlich gemacht
finden sich vorzüglich alte
lichkeit, womit sie kon
here Absicht haben, als
und sich an dem Anblick
n wäre eine solche Ab
würden sie sich mit keiner
ie viele Lobrednerinnen
nnes lernte ich kennen!

Ich weiß nicht aus
Menschenblut ein so inte
einige vorgeben; aber da
schenthränen es für alle
genes Unglück nicht dageg
hat. In diesem Falle be
Jungfrauen. Die Herz
doliren, kann keine an
Thränen hervorzulocken,
derselben zu weiden; den
sicht nicht in ihnen, so n
Kondolenz befaßten. A
meines verstorbenen Ma
Alle hatten ihn nur von
kannt; aber was versch
ankam, zu erfahren, wi
the wäre? Ihr Wunsch
fern erfüllt, als ich es
ließ. Ich brauche nicht
Andenken S...s flossen;
man durch Gift hingericht
beweinen, indem selbst
zen hat, und gewisse Ge
nicht gegen einander aus

Ansehn parte nomée ge
lung das, da es darauf
e einer Wittwe zu Mu
wurde wenigstens in so
nicht an Thränen fehlen
zu sagen, daß sie dem
denn einen Mann, den
et hat, kann man nic
ie Heuchelei ihre Gräm
fühle sich schlechterdings
anschen. Man war mit

den Thränen zufrieden, wie man ſich denn in der Welt immer an den Wirkungen hält, ohne auf die Urſachen derſelben zurückzugehen. Erſt nannte man mich eine gefühlvolle Frau; dann machte man ſich das Vergnügen, mich zu beruhigen, als trieb' ich den Schmerz zu weit; zuletzt gelangte man ſogar dahin, in der Unterredung alles das zu vermeiden, was mich an meinen Verluſt zurückerinnern konnte.

Vor der Welt hatte ich meine Rolle gut genug geſpielt, um auch den Schatten eines Verdachtes von mir zu entfernen; aber wie den Erinnerungen entrinnen, die mich immer auf S... zurückführten? Ich kann ſie nicht beſchreiben, die Qual, die ich empfand, ſo oft ich an den Himmel zurückdachte, den ich mir hatte bereiten wollen, und der mir, wie durch einen Zauberſchlag, entriſſen war. Unerträglich ſchien mir die Leere, die ich in mir wahrnahm; unabläßig ſucht' ich was nicht mehr für mich vorhanden war. Ich faßte den Endſchluß, die Wohnung zu verlaſſen, in welcher ich gemordet hatte; aber es fehlte mir an dem Muth, ihn auszuführen; ſo ſchmerzlich ſüß waren die Empfindungen, die mich an eben dieſe Wohnung feſſelten. Alle meine Talente gingen übrigens in einem einzigen Gefühle unter. Ich glaubte mich durch Lektüre zerſtreuen zu können; aber welche Ideen hätten wohl die Kraft gehabt, die Bilder zu verdrängen, die mir unaufhörlich vorſchwebten? Welche Gewalt ich mir auch anthun mochte, ich las und las, ohne

mir des Geleſenen bewußt zu werden. Eben ſo hallte alles an meinem Ohr vorüber, was mir als intereſſant mitgetheilt wurde, wenn es nicht an das Schreckliche gränzte. Ich glaube, ich bin das einzige weibliche Geſchöpf in Europa geweſen, welches die Begebenheiten der Schreckensperiode in Frankreich mit einem Antheil vernommen hat, in welchem mehr Freude als Bedauern war; denn mein Unglück fiel gerade in dieſe Zeit, und es war eine Art von Genugthuung für mich, zu erfahren, daß es, wenigſtens auf einem Punkt der Erde, Menſchen gab, die, von entgegengeſetzten Leidenſchaften getrieben, eben ſo, wie ich, keine andere Auskunft fanden, als zu morden. War dies meine herrſchende Stimmung, ſo fehlte es nicht an Augenblicken, wo ich, von ſanfteren Gefühlen bewegt, es für meine Pflicht hielt, mein Vergehen durch Handlungen des Mitleids abzubüßen. Thörigter Einfall! Was konnt' ich Weſentliches dazu thun? Ich ſpendete Almoſen, und ſpendete ſie mit freigebiger Hand; aber gab ich etwas mehr, als meinen Ueberfluß? Verlor ich irgend etwas durch meine Milde, und gewann ich etwas durch den Gedanken, wohlzuthun? Bei ſolchen Handlungen muß die rechte Hand nicht wiſſen, was die linke thut; jeder eigennützige Endzweck vergiftet ſie. Jetzt fieng ich zuerſt an, einzuſehen, daß die Wirkungen einer ſchlechten That durch keine gute aufgehoben werden können; denn mein innerer Zuſtand blieb derſelbe,

wie raſtlos ich auch darauf bedacht ſeyn mochte, ihn durch Akte des Wohlthuns zu zerſtreuen. Es kam mir vor, als ſey alle Gemeinſchaft mit Menſchen für mich aufgehoben, und als fehle es mir gänzlich an derjenigen Kraft, die man in den Verbindungen mit Geſchöpfen derſelben Gattung, die anziehende nennen könnte. Nichts nahm ich in mir wahr, als die zurückſtoßende.

In dieſer Stimmung blieb mir nichts anderes übrig, als mich mir ſelbſt zu entziehen, ſo viel es nur möglich war. Ich glaubte meinen Endzweck dadurch zu erreichen, daß ich mich mehr als jemals in Geſellſchaften umtrieb. Der Zwang, den ich mir dadurch auflegte, wirkte wenigſtens in ſofern heilſam auf mich zurück, als er mich ermüdete. Wie wenig war von dem Jargon, den man Konverſazion nennt, für mich vorhanden; aber indem ich mich zur Theilnahme an demſelben zwang, lernt' ich ihn allmählig ein. Ich brachte es ſogar dahin, daß ich das große Wort in Geſellſchaften führte. Beſcheidene Perſonen mögen ſich im Stillen oft über die Geläufigkeit meiner Zunge gewundert haben; hätten ſie den Antheil gekannt, den eine gewiſſe nicht zu nennende Art von Verzweiflung an meiner Redſeligkeit hatte, ſie würden ſich mehr zum Mitleid, als zum Tadel aufgelegt gefühlt haben. Es begegnete mir einmal, dem bekannten Oberſten A...dt gegenüber zu ſitzen. Der Mann ſprach gut: und da er viel geſehen und erfahren hatte, ſo war ſeine Unterhaltung ſogar belehrend. Dies-

mal schien er sich selbst zu übertreffen. Eine Dame bemerkte es, als ein Kompliment für den guten Obersten. "Was mich heute so unterhaltend macht, Madame," erwiederte er mit großer Aufrichtigkeit, "ist nichts weiter, als ein dumpfer Schmerz im Unterleibe, den ich schon seit mehreren Wochen fühle, und dem ich, weil er mir nichts Gutes bedeutet, auf alle Weise zu entfliehen suche." Etwas Aehnliches hätt' ich von mir sagen können, wäre mir eben so viel Aufrichtigkeit erlaubt gewesen. Glücklicherweise forscht man selten nach den Ursachen der Erscheinungen; und zu meinem noch größern Glück verband ich mir die große Mehrheit — welche bekanntlich, niemals an einem Uebermaaß von Ideen und Gefühlen leidet — durch meine Geschwätzigkeit so sehr, daß ich überall willkommen war.

Diese Zerstreuung dauerte indessen nicht länger, als mir die Personen, mit welchen ich umging, durch ihre Neuheit interessant waren. Der alte Ekel fand sich von neuem ein. Um ihn nicht aufkeimen zu lassen, fieng ich an, in alle die Divertissements einzugehen, welche die Hauptstadt darbietet; ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich, weil er meine Idee am besten bezeichnet. Die Konzerte, die ich besuchte, machten mir die unausstehlichste Langweil, und hab' ich mich anders gehörig beobachtet, so rührte dies daher, daß die Musik, sobald sie ihre erste Wirkung gethan hat, das Gemüth

in den Zuſtand der Träumerei ſetzt, der für ſchuld, loſe Perſonen ein angenehmer ſeyn mag, für nicht ſchuldloſe hingegen ein ſehr unangenehmer iſt. Es hat alſo mit der bekannten Shakeſpearſchen Bemerkung über die Wirkungen der Muſik in Hinſicht auf den moraliſchen Menſchen ſeine vollkommene Richtigkeit; nur muß man, um nicht allzu viel daraus zu folgern, wohl bedenken, daß es Menſchen giebt, die, weil ſie den Intelligenzen näher verwandt ſind, überall den Zuſtand der Träumerei haſſen, und alſo, auch bei der höchſten Schuldloſigkeit, die Muſik fliehen können, in ſofern ſie nämlich aus Erfahrung wiſſen, daß ſie nur zur Träumerei führt. Bei weitem intereſſanter, als die Konzerte, waren für mich die Schauſpiele, vorzüglich die Tragödien. Ich habe Ihnen ſchon oben geſagt, daß ich, von Jugend auf, eine Vorliebe für dieſe Art von theatraliſchen Darſtellungen gehabt habe. Was in einem früheren Alter nichts weiter war, als Vergnügen an gröſſeren Kraftäußerungen, wurde jetzt Vergnügen an den Wirkungen der Nothwendigkeit in eigentlich tragiſchen Ereigniſſen, wobei ich indeſſen unſern Tragikern ſehr häufig den Vorwurf machte, daß ſie ihr Handwerk nicht ſo ganz verſtänden. Es iſt hier nicht der Ort, mich darüber noch ausführlicher zu erklären; aber ich habe z. B. nie begreifen können, wie zwei ſo lotteriche und poröſe Charaktere, als der Fürſt und ſein Kammerherr in Emilie Galotti, eine tragiſche Begebenheit her-

beiführen können; denn um an die Wahrheit eines solchen Charakters zu glauben, wie der Marinelli ist, muß man, trotz dem ärgsten Orthodoxen, an die Erbsünde selbst glauben. Alle nicht tragischen Darstellungen machten mir Langweil. Ich hätte eher eine komische Rolle mit Erfolg spielen, als daran Vergnügen finden können. Wie oft, wenn man mich niedergeschlagen und traurig sah, erhielt ich die Aufforderung, in eine von den Possen zu gehen, wo Herr *** die Hauptrolle macht; aber wie wenig paßte dieser gute Rath für mich! Dieselbe Arznei tödet und giebt die Gesundheit wieder, je nach der Verschiedenheit der Pazienten, die des Arztes bedürfen. Alles was mir außer dem Schauspiel noch Vergnügen machte, waren gefährliche Uebungen, wie englische Reuter, Seiltänzer u. s. w. sie anstellen; indem ich ihre Geschicklichkeit bewunderte, dachte ich an alle die englischen Reuter, Seiltänzer u. s. w. zurück, mit welchen die moralische Welt angefüllt ist.

Man kann seinen Bedürfnissen eins nach dem andern zulegen; sobald Gewohnheit daraus geworden ist, befindet man sich immer wieder auf dem alten Fleck. Dies war mein Fall, indem ich mir zu entfliehen suchte. Es kam dahin, daß mir die Hauptstadt mit allen ihren Herrlichkeiten langweilig wurde; und da ich mir sehr viel von einer Reise versprach, so säumte ich nicht sie an-

zutreten. Die Bewegung, in welche ich dadurch gerieth, behagte mir. Eine noch bestimmtere Wirkung brachte der ewige Wechsel der Gegenstände hervor. Um die Art von Heiterkeit, die ich dadurch gewann, desto länger festzuhalten, versuchte ich, den Einwirkungen des Neuen und Interessanten durch die Kunst nachzuhelfen. Nicht genug, daß ich in meinen Nachfragen emsiger war, als ich ohne meinen Gemüthszustand gewesen seyn würde, legte ich mir auch ein Reisejournal an, in welchem ich alles niederschrieb, was ich merkwürdiges gesehen oder gehört hatte. Berühmte Gelehrte, vorzüglich aber berühmte Dichter, blieben nicht unheimgesucht; denn je mehr man von solchen Männern debütiren kann, es sey nun zu ihrem Vortheil, oder zu ihrem Nachtheil, desto willkommner ist man in der Gesellschaft, die es nicht selten als ein Verdienst anrechnet, wenn man einen Klopstock, Wieland, Göthe u. s. w. nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Mit der Aufnahme, die ich allenthalben fand, konnte ich zufrieden seyn; dem Reisenden ist für den Umgang alles günstig, wenn er einigermaßen die Kunst versteht, die Menschen nach ihrer Eigenthümlichkeit zu behandeln; eine Kunst, die dann am sichersten ausgeübt wird, wenn man der eigenen Individualität entsagt.

Denken Sie sich sechs Monate auf diese Weise zugebracht; denn die Begebenheiten meiner Reise gehören nicht in meine Bekenntnisse; auch hab'

ich Ihnen, so wie vielen Andern, das Wichtigste davon bei andern Gelegenheiten — vielleicht ausführlicher und redseliger, als ich wohl sollte — mitgetheilt. Da es mir nirgend besser gefiel, als in der Hauptstadt, so kehrte ich dahin zurück. Mein Geist war in der That angefrischt, als ich an Ort und Stelle anlangte. Man freute sich mich wiederzusehen. Ich mußte erzählen. Der Stoff, den ich eingesammelt hatte, war heterogen genug, um von demjenigen, der in der Hauptstadt verarbeitet wird, gehörig abzustehen; und so hörte man mich mit eben so viel Aufmerksamkeit an, als ob ich eine Reise von China gemacht hätte, ob ich mich gleich kaum achtzig bis neunzig Meilen von dem Ort meines Aufenthalts entfernt hatte. Sie wissen, wie es um die meisten Weiberköpfe steht; man wird zu den Meerwundern gezählt, wenn man von etwas mehr zu sprechen weiß, als vom Hof, von der letzten Maskerade, von der beliebtesten Schauspielerin, und von den neuesten Mordthaten, die die Verzweiflung verübt hat. Es sey darum! Für mich hatte dies alles die glückliche Wirkung, daß gewisse Ideen, die meine Folter ausmachten, immer mehr in den Hintergrund meiner Seele zurücktraten, und daß die Heiterkeit, die ich mir erkünstelt hatte, mit einigen Rückfällen, welche sich nicht vermeiden ließen, fortdauerte.

Der Winter war im Anzuge. Seinen Einfluß auf meine Gemüthsstimmung fürchtend, war ich alles Ernstes darauf bedacht, irgend einen Ge-

genſtand aufzufinden, der meine ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigte, als ich in den öffentlichen Blättern die Ankündigung eines Kolleginms über die Kritik der reinen Vernunft las. Mehrere meiner Freundinnen hatten dasſelbe Kollegium ein Jahr früher gehört, und mich bis zum Ekel von Raum und Zeit, von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe, von den Kategorien, von dem kategoriſchen Vernunftimperativ u. ſ. w unterhalten, lauter Dinge, von welchen ich nicht das mindeſte begriff. Da ich nun keine ganz ſchlechte Meinung von meinen Fähigkeiten hatte, und gerade um einen Gegenſtand verlegen war, der die ganze Kraft meines Geiſtes auf ſich ziehen möchte; ſo abonnirte ich mich um ſo lieber auf das angekündigte Kollegium, weil ich daran das Mittel ſah, der Beſchämung zu entgehen, womit ich mir ſelbſt ein Stillſchweigen auflegen mußte, ſo oft von dem Königsberger Philoſophen die Rede war. Schülerin eines der Stadtphiloſophen, die das, was ein vorzüglicher Kopf gedacht hat, für Geld und gute Worte nachleiern, gab ich mir alle nur erſinnliche Mühe, die Tiefen der Metaphyſik zu ergründen. Nach dem Ton, worin mein Lehrer über alle dieſe Materien ſprach, war in der Welt nichts klarer, als ſein Vortrag; ich glaube ſogar, daß er ſeinen Kant vortrefflich inne hatte. Allein es ſey nun meine Schuld, oder die der Sachen, mir wollte das zwei mal zwei macht vier in allen dieſen Dingen durchaus nicht

einleuchten. Ich nahm mir die Freiheit, meinen Lehrer darauf aufmerksam zu machen, daß das alles sich auch wohl noch anders vorhalten könnte; allein hierüber fand mit ihm kein Kapituliren statt; und ob er gleich die Freiheit rühmte, womit ich anderer Meinung zu seyn wagte, so wollte doch lieber auf irgend einen Misverstand von meiner Seite zurückschließen, als nur ein Jota von dem aufopfern, was er aus dem Munde des theuren Lehrers selbst zu haben versicherte. Unselige Philosophie, an welche man eben so glauben muß, wie man ehemals an die Aussprüche hochmüthiger Päbste glaubte! Dies war gewiß eben so wenig die Meinung ihres Stifters, als der Urheber des Christenthums es jemals ahnete, daß römische Bischöfe seine Stellvertretter seyn würden. Gegenwärtig sah' ich ein, daß es nie ein haltbares System geben kann, der Gegenstand desselben sey die körperliche oder geistige Natur des Menschen; denn beide sind bestimmt, durch eine Reihe von Verwandlungen zu gehen, welche sich durchaus nicht vorher bestimmen lassen. Das, was wir Vernunft nennen, ist, allen Erfahrungen zu Folge, nichts anders, als der höchste Entwickelungspunkt, den eine Gesellschaft in einem gegebenen Zeitraume erreicht hat, und in denjenigen ihrer Mitglieder, die man Philosophen nennt, offenbaret; aber diese Vernunft innerhalb gewisser Gränzen halten, oder wohl gar gewissen Gesetzen unterwerfen wollen, scheint mir die Un

vernunft selbst, d. h. der höchste Misbrauch unserer Denkkraft zu seyn; und irr' ich nicht, so liegt in dem bloßen Titel: Kritik der reinen Vernunft, ein Widerspruch, der sich durchaus nicht lösen läßt, und von welchem sich zum Glück für alle diejenigen, welche von der spekulativen Philosophie leben, nur Wenige etwas träumen lassen.

Ich spreche hier, wie ein Doktor, der seine schöne Anzahl Runzeln auf der Stirne und einen noch weit ehrwürdigern Bart hat. Wohin wird man nicht durch Verirrungen gebracht! Die, von welcher so eben die Rede gewesen ist, hatte wenigstens die gute Folge für mich, daß ich mich durch keine gelehrte Terminologie mehr täuschen ließ, und so die Achtung berichtigte, die ich bis dahin für die Stadtphilosophen und ihren Anhang empfunden hatte. Wäre mir das Studium der kritischen Philosophie nur nicht von einer anderen Seite schädlich geworden!

In meiner körperlichen Oekonomie war von dem Augenblicke an, wo ich allen Liebschaften entsagt hatte, eine wesentliche Veränderung vorgegangen, die der Kummer über S...s Tod noch mehr entwickelt hatte, und die das Studium der kritischen Philosophie zur Reife zu bringen schien. Diese Veränderung bestand darin, daß ich nicht nur meine bisherige Umrisse verlor und breit wurde, sondern auch in meinem Gesichte eine so braune Röthe bekam, daß mir vor Kupfer bange wer-

den mußte; und mit dieser Veränderung stand eine Augenschwäche in Verbindung, welche die offenbare Folge des ewigen Lesens und Schreibens war. Welches Frauenzimmer wird gern häßlich? Die Philosophie sollte mich nur zerstreuen, nicht mein Wesen verändern. Sobald ich also einsah, daß das Letztere auf eine Art erfolgte, die mich mit der Zeit zu einem Scheusal von Häßlichkeit machen mußte, fing ich an, außer meinem Lehrer auch einen Arzt zu konsultiren. Der Zufall wollte, daß dieser der Spekulazion von ganzem Herzen gram war. Kaum hatte ich ihm also etwas von meiner Lebensweise gesagt, als er sich zunächst die Kritik der reinen Vernunft ausbat, um sie, wie er sagte, einem Gewürzkrämer zum Geschenk zu machen, und mir den Rath ertheilte, meine Hefte zu Mustern zu verschneiden. Wollen Sie, fuhr er fort, ihre Gesundheit erhalten, und nicht vor der Zeit triefende Augen, Pusteln aller Art, und zuletzt einen Schnurbart bekommen, so müssen sie die aufgegebene Diät wieder anfangen. Sie sind noch allzu jung, um den Freuden der Liebe ganz entsagen zu dürfen. Gewisse Gewohnheiten plötzlich aufzugeben, ist nicht blos beschwerlich, sondern sogar mit Gefahren verbunden. Glauben Sie der Erfahrung mehr als aller Spekulazion, die uns um keinen Schritt weiter bringt, sondern immer und ewig in demselben Kreise umher treibt. "Bedenken sie selbst," setzte er lachend hinzu, „daß wir nur einmal leben, und daß

alle großen Wörter nichts weiter sind, als Seifenblasen, womit sich Kinder amusiren.“ Daß dieser Rath bei mir Eingang fand, brauch' ich kaum zu sagen; mein Gehirn war noch nicht so verschroben, daß ich das, was ich nach eigenen Erfahrungen für das Bessere halten mußte, nicht dem Schlechteren hätte vorziehen sollen. Beinah ich ärgerte ich mich, nicht selbst auf einen so gescheuten Gedanken gerathen zu seyn; denn, da es mir zuletzt immer nur auf Zerstreuung ankam, so konnte ich sie eben so gut in Liebeshändeln, als in der Spekulazion finden.

Indem ich nun der Sache weiter nachdachte, schien es mir am gerathensten, es auf eine Heirath anzulegen, wodurch ich das ward, was man eine große Dame nennt. Zwar konnte meine Gestalt jetzt nicht mehr viel zur Beförderung meines Endzwecks beitragen; allein, da man einen großen Theil der Männer noch bei einem anderen Eigennutz fassen kann, als der der Liebe ist, so kann mir das Vermögen, welches ich S...s Großmuth verdankte, vortrefflich zu statten. Ich brachte dabei noch in Anschlag, daß eine meiner Tanten, die ein ziemlich hohes Alter erreicht hatte und fortgesetzt kränkelte, nicht lange mehr leben würde, und daß ich folglich eine bestimmte Aussicht hatte, noch reicher zu werden. Eine glänzende Parthie konnte mir, glaub' ich, gar nicht fehlen, sobald ich nur den Willen hätte, eine zu machen.

Um indessen von dem guten Rathe, den mir der Doktor gegeben hatte, sogleich Gebrauch zu machen, lockte ich einen von den Neulingen, die, unter der Firma der Kandidaten des Predigamts, das Pflaster treten, in meine Netze. Der junge Mann war weit mehr um eine Pfarre verlegen, als um eine Braut; indem ich ihm aber die erstere versprach, ließ er es sich gefallen, das Seinige zur Verbesserung meines Teints beizutragen. Ich kann wohl sagen, daß ich Ursach hatte, mit ihm zufrieden zu seyn. Nur eins missiel mir an ihm. Dies war die Anhänglichkeit, die er für seine Braut behielt. Diese Anhänglichkeit war so groß, daß sie überall durchschimmerte, und indem ich es zuletzt selbst grausam fand, ihn lange hinzuhalten, addreßirte ich mich an einen Mann, von welchem ich wußte, daß er mit dem geistlichen Minister in enger Verbindung stand, und hatte auch bald das Vergnügen, meinen Schützling befördert zu sehen.

Ihm folgte ein zweiter, dritter, vierter. Ich übergehe die nähern Umstände mit Stillschweigen, weil die Sache selbst eine ekelhafte Wiederhohlung derselben Brutalität war. Verbindungen dieser Art haben übrigens für eine Frau, welche die Reputazion nicht ganz unter die Füße tritt, sehr viel Lästiges; denn außerdem, daß sie mit Vorsichtigkeit angeknüpft seyn wollen, muß man, so lange sie dauern, seine Maasregeln so nehmen, daß hinterher die Verschwiegenheit der Männer

gesichert bleibt. Eine Aufgabe, die warlich nicht leicht zu lösen ist. Was mich betrifft, so nahm ich meine Stellung immer so, daß ich mehr das Ansehen einer Verführten, als einer Verführerin gewann. Außerdem aber suchte ich meinen Liebhabern nicht nur in staatsbürgerlicher Hinsicht nützlich zu werden, sondern machte ihnen auch Geschenke in baarem Gelde, so oft sie angebracht waren. Nichts erniedrigt einen Mann so sehr in seinem eigenen Urtheil, als das eine und das andere; und ist diese Erniedrigung gelungen, so kann man in der Regel der Verschwiegenheit gewiß seyn.

Unterdessen war es bekannt geworden, daß ich nicht abgeneigt sey, von neuem unter das Joch der Ehe zu treten; ich darf mich wohl so ausdrücken, weil die Ehe für mich von nun an ein nothwendiges Joch wurde, das in meinen Augen nur in sofern einen Werth haben konnte, als damit ein gewisser Schutz in Verbindung stand. Zugleich waren die Bedingungen ruchtbar geworden, unter welchen das statt finden könnte. Es fehlte nicht an Männern, die es der Mühe werth fanden, mich in näheren Augenschein zu nehmen. Viele derselben waren in ihren Bewerbungen sehr eifrig; aber da ich mit der größten Gewißheit voraussetzen konnte, daß gerade diese am wenigsten geeignet wären, meine Bedingungen zu erfüllen, so waren sie auch die ersten, denen ich den Abschied gab. Sobald die Personen selbst

auſſer dem Spiel bleiben, und es blos darauf ankömmt, ein bedeutendes Vermögen mit dem andern zu vermälen, gebraucht man eine Vorſichtigkeit, die bei Auflöſung verwikelter mathematiſcher Aufgaben nicht gröſſer ſeyn kann; denn die Hauptbefürchtung von beiden Seiten iſt und bleibt, daß man betrogen werden könne. Iſt endlich alles ins Klare geſetzt, ſo bleiben auf Seiten der begüterten Wittwe noch ſo manche Bedenklichkeiten übrig, welche ihren Grund in der Beobachtung haben, daß man ihre Perſon ſo ganz und gar nicht in Anſchlag gebracht hat; eine Kränkung, welche um ſo tiefer einſchneidet, weil ſie ſich bewußt iſt, daß in einem ſo engen Verhältniſſe, als die Ehe iſt, und bei den Prärogativen, welche die Geſetze dem Manne verſtatten, nur Achtung für ihre Perſon eine erträgliche Schutzwehr abgeben kann. Bei den Verhandlungen, in welche ich mich einließ, ſah ich recht deutlich, daß die Engländer ſich als eine ſehr naive Nazion dokumentiren, wenn ſie den Werth der Menſchen nach ſeinem Vermögen beſtimmen, indem ſie ohne alle Umſchweife ſagen: Dieſer Mann iſt ſo und ſo viel Pfund werth. Andere Nazionen ſagen das nicht; aber ſie denken eben ſo, weil ſie darnach handeln. Ich würde auch nicht in die mindeſte Betrachtung gekommen ſeyn, hätt' ich nicht ſo und ſo viel tauſend Thaler gehabt, die eine Verbindung mit mir wünſchenswerth machten. Es hatte ganz das

Ansehen, als ob Mann und Frau zwei widerstrebende Kräfte wären, welche nur durch eine dritte Kraft zusammen gehalten werden könnten.

Unter allen meinen Bewerben gefiel mir Herr von L.... am besten; aber gerade Er war es auch der in seine Bewerbung die meiste Vorsichtigkeit legte. Es lag am Tage, daß er, außer seinem nicht unbedeutenden Vermögen, das Alterthum seines Stammbaums in Anschlag brachte, und daß gerade hierin die Hauptschwierigkeit lag. Vorurtheile dieser Art haften sehr tief, wenn irgend eine Leidenschaft ihnen das Wort redet; aber eben diese Vorurtheile werden auch mit der größten Bereitwilligkeit aufgegeben, wenn man an die Stelle der beschützenden Leidenschaft eine zerstörende bringen kann; denn der Mensch will in allen Dingen seinen Vortheil, und nichts als diesen. Da Ahnentafeln nicht besser aufbewahrt werden können, als in goldenen Kapseln (indem kein anderes Metall diese Art von Seltenheit vor dem allmächtigen Verderben schützt); so glaubte ich nicht falsch zu urtheilen, wenn ich annahm, daß Herr von L.... mobiler werden würde, sobald mein Vermögen einen beträchtlichen Zusatz erhalten hätte. Aber wie ihm diesen Zusatz geben? Ich dachte vergeblich nach, bis mir der Zufall selbst die Hand bot.

Ich amusirte mich eines Nachmittags mit einem meiner untergeordneten Liebhaber, als mir meine Tante sagen ließ, daß sie mich zu sprechen

wünschte. Ich verlor keine Zeit, zu ihr zu eilen; denn Personen, die man zu beerben hofft, haben, sobald man über die Flatterjahre hinaus ist, höhere Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit, als alle übrigen. Ich fand meine Tante im Bette, wenn gleich nicht schwächer und kraftloser, als ich sie sonst wohl angetroffen hatte. Sie erzählte mir, daß sie ihr Testament gemacht hätte, und daß ich mit dem letzten Beweise ihrer Liebe zufrieden seyn würde; zugleich aber bat sie mich, einige Tage hindurch bei ihr zu bleiben, bis ihre gewöhnliche Gesellschafterin, welche eine sehr nothwendige Reise hätte antreten müssen, wieder zurück gekommen seyn würde. Diese Bitte ließ sich auf keine Weise abschlagen, so beschwerlich auch das Geschäft einer Krankenwärterin für mich war. Die ersten vier Tage hielt ich geduldig aus; da aber die Gesellschafterin während dieser Zeit nicht nur nicht zurückkam, sondern auch schrieb, daß ihre Abwesenheit vielleicht noch einige Monate dauern könnte, so fand ich in der interessanten Verbindung, worin ich gerade lebte, nur zu viel Antrieb, mich von dem Krankenlager meiner Tante loßzureißen.

Alles kam hie auf das Wie an? Ich dachte lange darüber nach, bis mir endlich einfiel, daß — aus der Nachlassenschaft meines Vaters mir das wirksamste Mittel geblieben war. Vor einem solchen Gedanken zu erschrecken, war mir, nach einer so starken Abwürtung, als das Schicksal mir

gegeben hatte, nicht mehr möglich. Ich gestehe, daß ich diesmal mit der größten Kaltblütigkeit darauf sann, wie ich mich der Umstände so bemächtigen wollte, daß kein Verdacht entstehen könnte; und als ich damit aufs Reine gekommen war, begriff ich sogar, wie ich, was ich vorhatte, so ausführen könnte, daß die Schuld auf die Unvorsichtigkeit Anderer zurückfiel.

Ich eilte also in meine Wohnung zurück, um mich in den Besitz des Hauptmittels zu setzen, das ich gebrauchte. Die Aufwärterin meiner Tante war eine von den vielen Personen gemeinen Standes, über welche man durch ein Geschenk alles vermag. Ich nahm, nach meiner Zurückkunft, die Miene an, als verdienten ihre Mühwaltungen zum Besten ihrer Frau auch von meiner Seite Erkenntlichkeit, und bezauberte sie durch das Geschenk, das ich ihr machte, noch weit mehr für mich, als ich sie bereits durch meine Menschenfreundlichkeit gewonnen hatte. Sobald ich nun ihrer Ergebenheit gewiß war, dachte ich nur auf die Ausführung meines Vorhabens. Meine Tante empfing, seit ich bei ihr war, alle Arznei aus meinen Händen. Es wurde mir — ich leugne es nicht — gar keine Ueberwindung gekostet haben, ihr statt der heilsamen die verderbliche selbst zu reichen; aber ich fand dies nicht für gut. Heftige Kopfschmerzen vorschützend, entfernte ich mich um die Zeit, wo sie von neuem einnehmen mußte, und gab ihrer Wärterin den Auftrag, ihr

die Medizin zu geben, die auf der Toilette stände. Hier stand das Gift neben der Arznei, aber so, daß keine Verwechselung zum Nachtheil meiner Absicht geschehen konnte. Was ich erwartet hatte, geschah.

Als ich zu meiner Tante zurückkehrte, fand ich sie bereits in Konvulsionen. Kecker als bey dem Tode meines Mannes, schickte ich sogleich zu einem Geistlichen, um ihr den Zuspruch zu verschaffen, den sie wünschte, und dessen sie bei einem so qualvollen Hintritt so sehr bedurfte. Ich selbst machte einen Versuch, seine Stelle zu vertreten, bis er erschienen war. Was ich sagte, gehört nicht hierher. Genug, meine Tante starb nach wenigen Stunden, und wurde, einige Tage darauf, auf das allererbaulichste begraben, indem ich nichts sparte, wodurch das Gepränge des Leichenbegängnisses vermehrt werden konnte.

Meine Beweggründe zu diesem Mord hab' ich Ihnen angegeben. Ob und wie ich ihn vor mir selbst rechtfertigte — dies auseinanderzusetzen, würde zu weit führen; und nachdem Sie mich bereits so gut kennen gelernt haben, können Sie sich die Scheingründe, wodurch ich meine Handlungen kolorirte, ohne Mühe denken, vorzüglich, wenn Sie in Erwägung ziehen wollen, daß mein Scharfsinn durch das Studium der Philosophie wesentlich gewonnen hatte. Eine Philosophie, die sich nur mit dem Tranzendentalen beschäftigt, muß

zuletzt nothwendig zu Sophistik führen; auch hab ich unter allen meinen Bekannten und Freunden, männlichen und weiblichen Geschlechts, wenn sie der Transzendentalphilosophie eine Zeitlang obgelegen hatten, keinen gekannt, dessen Egoismus nicht der raffinirteste von der Welt gewesen wäre. Zwar werden die Philosophen hier keine Kausalverbindung gestatten wollen; allein sie springt nur allzu sehr in die Augen, wenn man in das Wesen des Menschen etwas tiefer eindringt, als gewöhnlich geschieht.

Das Testament meiner Tante machte mich um ein beträchtliches reicher. Als Alles in Ordnung gebracht und der Schatz gehoben war, wollte ich meine Bekanntschaft mit dem Herrn von L... wieder anknüpfen; aber ich kam zu spät; denn ein reiches Fräulein hatte mir bereits den Rang abgelaufen. Ich gestehe, daß mir dies nicht wenig ärgerlich war; indessen beruhigte ich mich bald durch den Gedanken, daß mein größeres Vermögen mir eine noch freiere Wahl unter den Männern gestattete. Es ging mir wie allen Reichen: mein Reichthum ward der Maaßstab meines Werths, und vermehrte auf diese Weise meinen Egoismus bis zur Verachtung aller derjenigen, welche nichts für sich hatten, als das wahre Verdienst.

Um so fester stand mein Entschluß, meine Hand nur dem zu geben, der mich in der Gesellschaft höher emporhöbe. Die Repräsentazion fieng an, mir alles zu werden, während das Wesen ganz

für mich zu Grunde ging. Nicht daß ich auf gewisse Genüsse nicht noch immer einen hohen Werth gelegt hätte; aber diese waren ja etwas, das man sich auch außer der Ehe verschaffen konnte. Durchaus getrennt in meinem Urtheil waren Gemahl und Mann; so sehr, daß ich mir den ersteren in seiner höchsten Vollkommenheit gar nicht in Verbindung mit dem letzteren denken konnte. Ich selbst fühlte mich aufgelegt, alles zu bewilligen, was mir zugestanden würde.

Während ich auf diese Weise meine Plane verfolgte, setzte ich meinen Umgang mit jungen Männern fort. Je mehr jemand ein Neuling war, desto mehr Eingang fand er bei mir; nicht blos um des höheren Genusses willen, den er gewährte, sondern, hauptsächlich, weil ich ihn mehr in meiner Gewalt hatte, und folglich weniger für meinen Ruf fürchten durfte. Dieser lag mir um so mehr am Herzen, je bestimmter sich der Kampf entwickelte, in welchen ich durch meine Handlungen mit der ganzen Gesellschaft gerieth. Ich glich in dieser Hinsicht einem Kaufmann, der, weil er im Begriff ist, zu brechen, alles hervorsucht, was seinen Kredit vermehren und befestigen kann. Die Selbstsucht unterdrükkend, die mich wirklich beherrschte, machte ich die Wohlwollende und Resignirte so täuschend, daß meine alten Freundinnen nicht aufhörten, mich zu proniren. Ihren Versicherungen nach war ich eins der voll-

kommenſten Frauenzimmer, die es jemals gegeben hätte. Da war auch keine Tugend, die ſie mir nicht zuſchrieben; und es fehlte ſehr wenig daran, daß ſie meinen Verſtand nicht einen göttlichen nannten. Urtheile dieſer Art beſtechen indeſſen nur Weiber, die in der Regel ſehr ſelten wiſſen, wie es um die wahre Beſchaffenheit der Dinge ſteht, und denen man folglich in dieſer Hinſicht weiß machen kann, was man Luſt hat. Männer haben ihr Urtheil für ſich; und indem ſie aus einer Art von Inſtinkt der weiblichen Tugend mißtrauen, hallen alle Lobreden, die derſelben von Weibern gemacht werden, wirkungslos an ihren Ohren vorüber, es ſey denn, daß ſie ſelbſt Augenzeugen geweſen ſind.

Es war in der That auffallend, daß ich zu eben der Zeit, wo ich in der Perverſität die größten Fortſchritte machte, die allerentſchloſſenſten Lobrednerinnen fand. Nicht zufrieden, ein Leben zu führen, welches allen guten Sitten Hohn ſprach, und, wenn es bekannt geworden wäre, mir die allgemeine Verachtung zu Wege gebracht haben würde, fing ich jetzt auch an, den Kredit, den ich meinem Stande und meiner Klugheit, oder Verſchmitztheit, verdankte — zu Diebereien zu mißbrauchen. Sie erſchrecken, indem Sie dies Bekenntniß leſen. Aber warum ſollte ich, nach ſo vielen andern Geſtändniſſen, aus dieſem ein Geheimniß machen? Ja, ich habe geſtohlen, und nachdem mir der Diebſtahl immer gelungen iſt,

muß ich bekenen, daß es mir ſchwer wird, eine gute Gelegenheit dazu unbenutzt zu laſſen. Wie ich, dazu gekommen bin? Wie zu allen meinen übrigen Handlungen. Indem das Bedürfniß, mir ſelbſt zu entfliehen, fortdauerte, mußte ich, nach und nach, alle die Akte erſchöpfen, welche die Liſt geſtattet. Zur Dieberei wurde ich um ſo geſchwinder geführt, weil die Idee, daß man, um zur Repräſentazion zu gelangen, des Vermögens nicht genug bekommen könne, ſich meines Kopfes von dem Augenblick an bemächtigt hatte, wo meine Erwartungen in Anſehung des Herrn von L... getäuſcht wurden. Ein Mann wird, wenn er einmal mit der Geſellſchaft zerfallen iſt, lieber rauben, als ſtehlen; ein Weib hingegen wird, unter derſelben Bedingung, lieber ſtehlen als rauben. Dies bringt der Unterſchied der Geſchlechter mit ſich. Was mich betrift, ſo wurde mir das Stehlen um ſo viel leichter, weil niemand die Diebin in mir vorausſetzte. Ich habe — um hierüber in kein Detail einzugehen — ſehr viel entwendet; aber nur ſehr ſelten hat man ſich einfallen laſſen, Verdacht auf mich zu werfen. Nur zweimal iſt es mir begegnet, daß man über meine Rechtlichkeit ſtuzig wurde; und in beiden Fällen war ich fein genug, dem Argwohn durch ein freiwilliges Bekenntniß zuvorzukommen, indem ich der ſchlimmen Sache eine ſcherzhafte Wendung gab. Ich darf es wohl geſtehen, daß mir bei dieſen nichtswürdigen Handlungen nichts ſo viel Ver-

gnügen machte, als die Bemerkung, wie verblendet die Menschen in Hinsicht meiner wären. Eben deshalb brachte ich sie auch immer auf neue Proben; meine ganze Vorsichtigkeit bestand darin, daß ich, erstlich, eben so wie die Taschenspieler, mein Kunststück in Gegenwart derselben Personen, nicht zum zweitenmale wiederholte, und, zweitens, von dem, was ich in Sicherheit gebracht hatte, nie etwas versilberte; denn dazu schien es mir noch immer Zeit, wenn ich, vermöge einer besonderen Wendung meines Schicksals, genöthigt werden sollte, mein Vaterland zu verlassen und ins Ausland zu gehen.

Da ich des baaren Geldes sehr häufig zu viel hatte, und als Frauenzimmer nicht immer Gelegenheit fand, es auf eine vortheilhafte Weise unterzubringen; so war mir ein Unterhändler durchaus nothwendig. Der, an welchen ich mich wandte, war der Sohn eines Juden, mit welchem mein Vater in einem sehr lebhaften Verkehr gestanden hatte.

Moses S... (dies war sein Nahme) gehörte, seinem Aeußeren nach, zu den vielen Bastarten, die man in allen großen Städten antrifft; die charakteristischen Züge einer asiatischen Abkunft waren in seiner Physiognomie so verwischt, daß man hätte darauf schwören können, er sey nicht aus dem Saamen Israels. Er selbst schien irgend eine Ahnung davon zu haben; denn er trug und betrug sich als ein Christ, und hätte er in einem

spätern Alter noch Meister seiner Aussprache werden können, so würde man ihn allgemein dafür gehalten haben. Was indessen dem Aeußeren zum Juden fehlte, das hatte das Innere bis zum Ueberfluß; und wenn man gewisse Christen wegen ihrer Habsucht jüdisch nennt, so konnte man ihn mit dem vollsten Rechte den jüdischen Juden nennen.

Ursprünglich bestand sein Geschäft darin, mir Pfandbriefe und andere gültige Papiere zu verschaffen; da aber Leute seines Schlages für ihre Glückseligkeit gern weiter greifen, so suchte auch er alles hervor, sich mir nothwendiger zu machen. Nicht zufrieden also, daß er mich mit Papieren überlief, erleichterte er mir auch den Ankauf derselben auf jede nur ersinnliche Weise, indem er mir größere oder kleinere Summen, so oft ich ihrer bedurfte, gegen eine bloße Handschrift vorstreckte. Und auch damit noch nicht zufrieden, brachte er mir die kostbarsten und modigsten Zeuge zu den allerzivilsten Preisen, die nur gemacht werden können. Seinen Versicherungen nach hatte dieser Eifer keinen anderen Grund, als die Werthschätzung für meine Person und die angenehme Zurückerinnerung an das gute Vernehmen, worin mein Vater mit dem seinigen gestanden hätte. Zwar war ich nicht so sehr Neuling, daß ich diese Sprache nicht verstanden hätte; allein ich glaubte diesen Verkehr fortsetzen zu können, so lange er mir vortheilhaft wäre. Dies aber war es gerade, was der pfiffige Moses S... beabsichtigt hatte.

Ein beinah täglicher Verkehr ermangelte nicht, eine gewisse Vertraulichkeit herbei zu führen; und wer jemals mit Juden zu thun gehabt hat, weiß, wie gut sie sich darauf verstehen, diese Vertraulichkeit, in der möglich kürzesten Zeit, bis an ihre äußerste Gränze zu treiben. Moses S... übertraf vielleicht alle seine Brüder in dieser Kunst. Kaum hatte ich drei Monate mit ihm gehandelt, als er sich mit einer Freiheit gegen mich betrug, welcher zur vollendetsten Unverschämtheit nichts weiter fehlte, als eine Liebeserklärung. Indem ich nun durchaus nicht wußte, wie ich diesem Betragen begegnen sollte, ohne eine sehr vortheilhafte Verbindung aufzugeben, und indem ich bei jeder Gelegenheit empfand, daß nichts in der Welt so unwiderstehlich ist, als eine determinirte Unverschämtheit, überließ ich mich in Hinsicht meines Banquiers dem Schicksale. Bei diesem gänzlichen Mangel des Widerstandes blieb auch die Liebeserklärung nicht aus. Ich schämte mich zum letztenmale vor mir selbst, als sie mir gemacht wurde; aber da ich dabei nicht umhin konnte, über die Possierlichkeit des Juden zu lachen, machte ich ihn keck. Was sag' ich viel? Er triumphirte.

Von diesem Augenblick an, glaubte Moses S..., mich in seiner Gewalt zu haben, und zu einer vollkommenen Gemeinschaft der Güter berechtigt zu seyn; denn es giebt schwerlich eine Prätension, die er nicht an mich machte. Wollte ich nicht auf die lächerlichste Weise von der Welt

der Raub eines habsüchtigen Juden werden, so mußte ich anfangen, doppelt auf meiner Huth zu seyn. Der Widerstand, den ich ihn bei mehreren Gelegenheiten, wo er mit mir durchzugehen hoffte, empfinden ließ, führte ihn, nach und nach, in gewisse Schranken zurück; aber, anstatt die Hoffnung ganz aufzugeben, veränderte er nur die Art des Angriffs, indem er den Großmüthigen machte. Diese Maske war indessen allzu grob, als daß sie lange hätte gebraucht werden können; und da er nur allzu deutlich einsah, daß es ihm nie gelingen würde, mich auszuziehen, so faßte er den Endschluß, mich aufzugeben.

Eine längere Zeit hindurch hatte ich vergeblich meine Rechnung gefordert; er hatte sie mir bald unter dem einen, bald unter dem anderen Vorwande verweigert, von welchen, in Beziehung auf ihn, keiner lächerlicher war, als daß von einer so ekelhaften Sache, als das Geld wäre, unter uns gar nicht die Rede seyn sollte. Jetzt brachte er mir endlich diese Rechnung. Ich muß gestehen, daß sie den Artikeln nach richtig war; nur waren die Summen auf das grausamste verfälscht. Meine Handschriften besonders enthielten ganz andere Summen, als ich wirklich empfangen hatte, und eine derselben, worin aus fünfzig Thalern fünfhundert gemacht waren, trug die Spuren der Verfälschung so offenbar an sich, daß darauf eine Klage hätte gegründet werden können. Ich sah jetzt sehr deutlich ein, mit Wem ich es

zu thun hatte; aber wie mich in einer so dornigten Sache benehmen? Ehe ich Zeit gewann, darüber nachzudenken, gab ich der Leidenschaft nach, die man immer bei der Entdeckung eines Betruges empfindet, und die uns nur allzu deutlich sagt, daß wir immer ehrlich seyn sollten. "Aber, Moses, wie haben Sie sich unterstehen können, solche Veränderungen mit meiner Handschrift vorzunehmen?" — „Gnädige Frau," erwiederte er, „ich habe Sie als ein ehrlicher Mann — bedient; und hab' ich was dabey gewonnen, so ist es, weiß Gott! sauer erworben." Und diese Antwort wiederholte er, so oft ich in neue Ejakulazionen ausbrach.

Auf eine Klage konnte ich mich nicht einlassen, wenn ich nicht alles verderben wollte. Sobald ich also nur einigermaßen zur Besinnung gekommen war, sagte ich mir selbst, daß hier nichts besser zu thun sey, als eine gute Miene zum schlechten Spiele zu machen, und die Gelegenheit abzuwarten. „Sie haben ganz Recht, Moses" fing ich an; „und was ich so eben gesagt habe, soll nichts weiter gewesen seyn, als Scherz. Eine Kleinigkeit soll uns nicht entzweien. Hier ist Ihr Geld. Wir bleiben gute Freunde." Und damit berichtigte ich seine Forderung und ließ ihn vergnügt von dannen ziehen.

Es ist gewiß nicht leicht, einen Juden, der uns betrogen hat, wieder zu betrügen. Je mehr ich den guten Willen dazu hatte, desto unüber-

windlicher schienen mir die damit verbundenen Schwierigkeiten. Um ihn indeßen meinen Verdruß nicht empfinden zu lassen, fuhr ich fort, meine Waaren von ihm zu nehmen, und um allen Verdacht zu entfernen, bezahlte ich nicht auf der Stelle; ich kaufte sogar Papiere von ihm, so oft ich derselben bedurfte. Ein halbes Jahr mochte darüber verflossen seyn, als ich zufälligerweise Gelegenheit fand, mich über die Beschaffenheit der Kassenbeutel zu unterrichten. Jetzt glaubte ich das Mittel gefunden zu haben, den verschlagenen Moses mehr, als jemals, in mein Interesse zu ziehen.

Ehe ich mich ihm entdeckte, gab ich ihm die auffallendsten Beweise meines Vertrauens, indem ich ihm nicht nur Waaren in großen Quantitäten abnahm, die ich hinterher unter meinen Freundinnen, oft mit Schaden, wieder anbrachte, sondern indem ich ihm auch — versteht sich gegen hypothekarische Sicherheit — grose Summen überließ, um damit als Mäkler zu wuchern. Auf diese Weise gelang es mir, was ehemals unter uns vorgefallen war, in Vergessenheit zu bringen. Er selbst wurde nach und nach die Gefälligkeit selbst, und mochte sich einbilden, daß ich für seine werthe Person eine unwiderstehliche Leidenschaft gefaßt hätte, — als ich endlich, in einer vertraulichen Unterredung, die ich bei verschlossenen Thüren mit ihm hatte, von der Möglichkeit sprach, Kassenbeutel so zu öffnen und wieder zu verschließen,

daß die Entdeckung eines Betruges unmöglich sey. Das Gemüth der meisten Juden kömmt gewiß in Aufruhr, sobald man ihnen begreiflich macht, daß ein Staatsdiebstahl ohne allen Nachtheil begangen werden könne. Ich hatte mich nur zur Hälfte erklärt, als ich ein ungewöhnliches Feuer in Moses Augen blitzen sah. Die vollständige Darlegung meines Entwurfs entzückte ihn. Er war sogleich bereit, mir Kassenbeutel zu verschaffen. Das Experiment wurde gemacht und gelang; und indem wir den Vortheil theilten, sah' ich, daß ein indianisches Vogelnest einem Leckermaule nicht lieblicher seyn kann, als meinem Moses die Eingeweide des Kassenbeutels. In Umlauf gesetzt, verlor sich der mit Kupfer und Blei ergänzte Kassenbeutel, ohne daß die mindeste Nachfrage war. Dies würde ihn kühn gemacht haben, hätte ich mehr Entschlossenheit bewiesen. Zwar wurde dasselbe Experiment noch einigemale wiederholt; aber dabei hatte es denn auch sein Bewenden, weil dieser Betrug allzu gefährlich, und für mich nur das Mittel zu einem anderen Zweck war.

Ich wollte nehmlich meinen Juden nur dahin bringen, daß, wenn mir ein anderer Hauptstreich, bei welchem es blos auf Rache ankam, gelungen seyn würde, er nie in die Versuchung gerathen sollte, von mir zu sprechen. Zu diesem Streiche hatte ich alles in Bereitschaft gesetzt. Vor allen Dingen waren meine Rechnungen bei ihm berichtigt, und alle meine Gelder ausgethan; er

ſelbſt wußte dies, weil ſie durch ſeine Hände gegangen waren. Während ich nun im Beſitz der nöthigen Dokumente war, äußerte ich eine ſtarke Verlegenheit um eine bedeutende baare Summe, die ich auf der Stelle haben müßte, um die Wünſche eines nahen Verwandten zu befriedigen. Moſes war ſogleich bereit, ſie herbeizuſchaffen, weil ich verſprach, nicht undankbar zu ſeyn. In der That gab ich ihm, als er ſie brachte, ein beträchtliches Geſchenk für ſeine Mühwaltung, und auf die Summe ſelbſt ſtellte ich einen Wechſel aus, wie er ihn, der Form nach, von mir zu erhalten gewohnt war. Dies alles wurde auf das allerfreundſchaftlichſte unter uns abgemacht; und er entfernte ſich ohne den mindeſten Argwohn eines Betruges.

Der Wechſel war mit korroſiver Dinte geſchrieben. Um meinen Betrug durchzuführen, brach ich nicht ſogleich ab; aber wie viel Mühe ſich auch Moſes geben mochte, den alten Verkehr mit mir fortzuſetzen, ſo ließ ich mich auf nichts ein, ausgenommen, daß ich ihm von Zeit zu Zeit Waaren abnahm, die ich ſogleich bezahlte. Fand er ſich allzu häufig bei mir ein, ſo wurde er abgewieſen. Es war nicht alles, ſo wie vormals; er ſelbſt merkte es, und ſprach darüber, aber worin der Unterſchied eigentlich lag, vermochte er nicht aufzufinden.

Endlich kam die Verfallszeit meines Wechſels. Mit welchen Empfindungen er ihn geöffnet haben

mag, kann Er nur wissen und beschreiben. Da ihm eine solche Erscheinung niemals vorgekommen seyn mochte, so erschrack er darüber, ohne sie sich erklären zu können. Athemlos fand er sich bei mir ein, und Todtenblässe war über ihm ausgegossen, als er in mein Zimmer trat und mir den Wechsel überreichte. Ich machte die Unbefangene, indem ich die Identität des Wechsels leugnete (was ich mit dem besten Rechte konnte, da sich die Schrift verzehrt hatte), und zu bezahlen versprach, sobald mir der wirklich von mir ausgestellte präsentirt werden würde. Moses gerieth in die seltsamste Art von Verzweiflung, die ich jemals gesehen habe; was er aber sagen oder thun mochte, so blieb ich unverrückt bei meinem einmal gethanen Ausspruch, und stellte es in sein Belieben, mir den Prozeß zu machen.

Es war nichts mit mir zu machen; denn innerlich freute ich mich, daß alles so gut gelungen war. Moses erbot sich zwar zu einem beträchtlichen Verlust; aber auch darauf ließ ich mich nicht ein, indem ich vorwandte, daß mir hinterher mein Wechsel präsentirt werden könnte. Dem Hin- und Wiederreden mußte zuletzt ein Ende gemacht werden. Moses verließ mich, das Herz voll Erbitterung.

Ob er sich schadlos gehalten hat, weiß ich nicht, weil ich mich nicht weiter um ihn bekümmert habe; aber unstreitig hat er die schöne Erfindung, die von mir ausgegangen war, Anderen mitgetheilt.

Ich schließe dies aus seiner plötzlichen Entfernung aus der Hauptstadt, welche ein Jahr darauf erfolgte. Das Experiment, das wir mit den Kassenbeuteln gemacht hatten, wurde von Andern wiederholt — und mißlang. Kaum war der Betrug entdeckt worden, als man auch den Thätern auf die Spur kam. Die Sache machte nicht wenig Lärm, und ich gestehe, daß mir, bei dieser Gelegenheit, das Herz gewaltig schlug. Glücklicherweise für mich wirkte die Furcht in Moses noch weit stärker; denn ohne Zeitverlust verwandelte er sein ganzes Vermögen in Papiere, trat, unter irgend einem Vorwande, eine Reise nach Holland an, und — kam nicht wieder zurück. Da in der Untersuchung, so viel ich davon habe erfahren können, nie von ihm die Rede gewesen ist, so hat er sich unstreitig damit begnügt, das Experiment zu lehren, ohne an den damit verbundenen Vortheilen Theil zu nehmen.

Sie werden glauben, daß ich jetzt den höchsten Gipfel der Lasterhaftigkeit erstiegen habe. In der That ist für eine Verkehrte, welche ohne allen öffentlichen Einfluß in der Gesellschaft da steht, und also weder eine Bartholomäusnacht noch Dragonaden veranstalten kann, schwerlich noch mehr leisten, als ich bereits geleistet habe. Indessen lassen sich die Laster mit einander verbinden; und so begegnete es mir, daß ich dieselbe Person als Liebhaber verbrauchte, und als Feind vergiftete und bestahl.

In eben dem Hauſe, das ich bewohnte, logirte ſeit einiger Zeit ein Fremder, von welchem ich lange keine Notiz nahm, bis mich endlich der Mangel an einem Neuling mit ihm in Verbindung brachte. Allen phyſiognomiſchen Anzeigen nach trieb D.... — dies war ſein Name — ein ſehr ernſthaftes Geſchäft, worin es auch beſtehen mochte; aber ſeine Lebensweiſe, ſo weit ſie ſich aus gewiſſen Merkmalen abſtrahiren ließ, kündigte nichts deſtoweniger einen Liederlichen an; denn äußerſt ſelten kam er vor Tagesanbruch zu Hauſe, und ſchlief alsdann den größten Theil des Tages hindurch; eine Lebensordnung, die mir nicht entgehen konnte, da ich gerade unter ihm wohnte.

Um zu erfahren, was es denn eigentlich mit ihm auf ſich hätte, trat ich ihm ſo oft in den Weg, daß er nicht umhin konnte, mich zu bemerken; und nachdem die Bekanntſchaft einmahl gemacht war, that ich alle diejenigen Vorſchritte, die ein lebhafteres Intereſſe ankündigen. Nicht lange, ſo fand alle Vertraulichkeit unter uns ſtatt, die ich beabſichtigt hatte. Jetzt erfuhr ich, daß D.... ein Spieler von Profeßion ſey.

Habſüchtig, ohne geizig zu ſeyn, wünſcht' ich einigen Antheil an ſeiner Bank zu haben, den er mir ſehr willfährig bewilligte. Ich gab ihm hundert Piſtolen, die er ſo gut verwaltete, daß ich, in einem Zeitraum von ungefähr zwei Monaten, mein Kapital in Zinſen wiedergewonnen hatte.

D...., der sich einbildete, mich dadurch in einem sehr hohen Grade verbunden zu haben, und der, wie beinah alle Personen seines Metiers, die Glücksritterei über den Spieltisch hinaus auszudehnen wünschte, ließ mehrere Winke fallen, aus welchen sehr deutlich hervorging, daß eine engere Verbindung mit mir seinem Interesse gar nicht entgegen sey. Die Sache mußte meinerseits mit Zartheit behandelt werden, wenn ich die Schlinge, die ich mir selbst gelegt hatte, mit Erfolg vermeiden wollte; denn Sie glauben mir wohl, daß es mir auch nicht im Traume eingefallen war, mit einem Spieler von Profession in ein ernsthaftes Verhältniß zu treten.

Anfangs nahm ich die Miene an, als verstände ich seine Winke nicht; und als er sich immer deutlicher erklärte, dachte ich die Gewissenhafte, und forderte mein Kapital zurück. Dies paßte aber um so weniger in seinen Plan, weil er, um mich zu körnen, seinen ganzen Gewinn, und vielleicht noch etwas mehr, aufgeopfert hatte. Mein Gewissen zu beruhigen, stellte er mir vor, daß das Glück wandelbar sey, und daß er mir nicht dafür stehen könnte, daß ich meinen Gewinn nicht wieder verlore.

Es war ein seltsamer Kampf, den wir mit einander führten; denn gerade das, wodurch er mich noch länger an sich fesseln wünschte, war für mich ein Bewegungsgrund geworden, mich von

ihm loszureißen; ich meine den einmal gemachten Gewinn, den ich zu behalten wünſchte.

D.... war im Grunde feiner, als ich es vorausgeſetzt hatte. Um das Geld zu behalten, das ich ihm einmal anvertraut hatte, und um, wo möglich, zu dem Beſitz meines ganzen Vermögens zu gelangen, fing er an, mich bei meiner ſchwachen Seite zu faſſen, d. h. mir allerlei Gerüchte zu hinterbringen, die auf meine Koſten in der Hauptſtadt rouliten, und von welchen auch das geringſte bewies, daß meine Reputazion unwiederbringlich verloren ſey.

Ich geſtehe, daß ich wirklich im Begriff war, nachzugeben. Um mich indeſſen nicht zu übereilen, ging ich in die Geſellſchaften meiner alten Freundinnen zurück, die ich als den ſicherſten Thermometer meines Rufs betrachten konnte; und da man mir genau eben den Empfang machte, den ich ſonſt erhalten hatte, ſo war D.... in meinen Augen hinlänglich der Lüge überwieſen.

Ihn das geringſte davon merken zu laſſen, würde meinen Handel ſehr verſchlimmert haben; ich ſetzte alſo, die Gelegenheit erwartend, meinen Umgang mit ihm fort, ohne meine Forderung zu wiederholen; ja ich verdoppelte ſogar das ihm anvertraute Kapital. Er, um mir keinen geringeren Beweis ſeines Vertrauens zu geben, erſuchte mich, ſeine Baarſchaft, die, während ſeiner Abweſenheit aus dem Hauſe, auf ſeinen eigenen Zimmern ſehr

wenig gesichert wäre, unter meinen Beschluß zu nehmen.

Das war alles, was ich wünschen konnte. Meine Freundlichkeit verdoppelnd, macht' ich ihm die bestimmtesten Hoffnungen, nur daß ich das Ziel seiner Wünsche auf eine etwas entfernte Zeit hinausschob. Und indem er so immer mehr Vertrauen zu mir faßte, nahm ich die Gelegenheit wahr, wo ihn ein Schnupfenfieber befiel, um ihm eine Medizin zu reichen, welche jedes Genesen unmöglich macht. Seine Chatoulle, die selbst während seiner Krankheit, bei mir geblieben war, blieb mir auch nach seinem Tode. Was sie enthielt, nahm ich mit desto mehr Gewissensruhe an mich, da ich mir sagen konnte, daß es, wenigstens zum Theil, der Erwerb meines Vermögens wäre, und daß D....s Verwandten, wenn er deren hatte, nie etwas davon zu sehen bekommen würden, da es vorher durch so viele Hände gehen mußte, die eben nicht wegen ihrer Reinheit berühmt sind. Schwerlich würd' ich so mit dem armen D.... verfahren seyn, hätt' ich irgend ein anderes Mittel gekannt, mich mit ihm aus einander zu setzen, ohne einen großen Skandal zu erregen. Da er mich einmal als seine Beute betrachtete, so mußte ich glauben, daß, wenn ich mich gewaltsam von ihm losrisse, er jede nur ersinnliche Rache nehmen würde, die sich auf Kosten meines Rufes nehmen ließ; denn Menschen seines Schlages wissen nichts

von der zarteren Schonung, womit das Geſchlecht behandelt ſeyn will; ihre ganze Bildung erſtreckt ſich nicht über eine gewiſſe Artigkeit gegen ihre Pointeurs oder Mitſpieler. Ich bekenne, daß ich mich in dem Verhältniß mit ihm am allerſchlechteſten in jeder Hinſicht befunden habe.

Ich fing jetzt an, einzuſehen, daß für mich kein Stillſtand auf der einmal betretenen Bahn möglich war. Groß war die Niedergeſchlagenheit, die ich darüber empfand, ſo oft ich über mich ſelbſt nachdachte; noch größer aber wurde ſie dadurch, daß ich meine eigentlichen Zwecke von keiner Seite erreichte. Der Verfall meiner Reize, den ich aufzuhalten bemüht war, nahm mit jedem Tage zu, indem eine größere Erweiterung der Poren, die allgemeine Folge eines wollüſtigen Lebens, meinem Geſichte eine Häßlichkeit gab, die an Ekelhaftigkeit gränzte, und allen künſtlichen Mitteln, den Teint zu verbeſſern, widerſtand. Die anziehende Kraft meines Vermögens war nicht ſo groß, daß, indem ſie ganz iſolirt wirkte, irgend ein Mann, wie ich ihn zu beſitzen wünſchte, ſich über alle Bedenklichkeiten hinweggeſetzt hätte; um ſo weniger, weil ich die Sache ganz kaufmänniſch behandelte, und durchaus, es ſey nun an Rang oder Vermögen, eben ſo viel gewinnen wollte, als ich ſelbſt darbrachte. Von zehn, mit welchen ich Unterhandlungen anknüpfte, zogen ſich acht auf der Stelle zurück; und wenn die Uebrigen noch verweilten, ſo konnte dies ſeinen Grund nur in

einem Mangel an moralischen Takt haben, vermöge welches ihnen noch eine Zeitlang zweifelhaft blieb, ob es dennoch nicht die Mühe werth sey, sich mit mir einzulassen. Eine Kränkung erfolgte über die andere, und alle zusammengenommen wirkten eine Erbitterung, welche schwerlich größer seyn kann.

Unter diesen Umständen wurde mir der längere Aufenthalt in der Hauptstadt durchaus zuwider. Aber wohin mich wenden, um mich besser zu befinden? Wenigstens schien es mir, als wenn eine zweite Reise in's Bad mir doch einige Erleichterung verschaffen würde. Ich trat sie an. Die Welt, in welche ich mich versetzte, war eine neue; und Anfangs schien es, als ob ich in dieser neuen Welt neue Gewohnheiten annehmen könnte. Hier war auch nicht die geringste Aufforderung zur Heuchelei; hier konnte ich meine Eroberungspläne aufgeben; hier war es mir erlaubt, meiner Habsucht alle die Gränzen zu setzen, an deren Achtung der Gesellschaft so viel gelegen seyn muß; hier hatte ich keine von den Kollisionen zu befürchten, die mich zur Giftmischerin gemacht hatten; kurz: wenn ein Umkehren möglich war, so war es hier möglich. Wie sehr wünschte ich es! Allein die Farbe, die das Gemüth einmal angenommen hat, ist eben so wenig ganz wegzuschaffen, als die, welche auf irgend einen anderen Stoff aufgetragen ist; Auflösung und Zerstörung sind die einzigen Mittel. Meine Bedürfnisse quälten mich

also auch in den neuen Verhältnissen, in welche ich getreten war, und meine Leidenschaft war um so wüthender, je mehr Schwierigkeiten ich zu überwinden hatte, um sie zu befriedigen. Hielt' ich mich an der Wollust, so hatte dies keinen andern Grund, als den der größeren Gefahrlosigkeit; denn ich weiß nur allzu gut, wie viel Mühe es mir machte, meine Habsucht zu bekämpfen, und der Erbitterung zu widerstehen, die ich für einzelne meiner Nebenbuhlerinnen fühlte. Die Gottheit selbst hätte mich umschaffen müssen; in meinen Kräften stand es nicht.

Gegen ein so niederschlagendes Gefühl ankämpfend, glaubte ich Erleichterung zu finden, wenn ich meine Reise fortsetzte. Allein die Gegenstände machten jetzt nicht mehr den Eindruck auf mich, dem ich auf einer frühern Reise einige Zerstreuung verdankte. Die Lust, neue Bekanntschaften zu machen, war mir durchaus vergangen, seitdem ich mich überall theils physisch, theils moralisch, beschämt fühlte. Wo ich mich auch aufhalten mochte, überall verfolgte mich die Langweil. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich meine Waffen gegen mich selbst hätte richten sollen. Mehr als einmal war ich wirklich im Begriff, es zu thun; aber die Liebe zum Leben ist da noch nicht ausgestorben, wo noch irgend ein Bedürfniß obwaltet, dessen Befriedigung mit Vergnügen verbunden ist. So unangenehm mir also auch der Aufenthalt in der Hauptstadt gewesen war, so

kehrte ich doch dahin nur allzubald zurück. Ich hatte mir eingebildet, daß eine Einsamkeit für mich möglich sey; allein ich empfand das Gegentheil nur allzu lebendig. Personen meines Schlages können sich, glaube ich, die Einsamkeit nur durch heiße Frömmigkeit erträglich machen; einer solchen Frömmigkeit aber war ich unfähig, weil alle meine Ideen über die Bestimmung des Menschen mich mehr zur Freigeisterei, als zum Glauben leiteten.

Nach meiner Zurückkunft in der Hauptstadt setzte ich meine alte Lebensweise so gut als möglich fort. Es schien aber, als wäre mir in einem früheren Alter allzu viel gelungen, als daß mir jetzt noch das mindeste gelingen könnte. Ich ließ in meinen Prätensionen nach, in sofern ich mich herunterstimmte; aber der Erfolg blieb für meinen Hauptzweck derselbe; selbst Krieges und Hofräthe verschmäheten mich. Was hab' ich nicht gethan, um mich zu bereden, daß ich doch nicht so ganz verlassen, so ganz verstoßen wäre! Vermittels einiger alter Weiber, die ich immer in meinem Dienste behalten hatte, ließ ich Männer, welche ich kaum den Namen nach kannte, zu mir einladen, als zu einer gewissen Dame, die begierig wäre, sie bei sich zu sehen. Gelang diese seltsame Art von Kuppelei bisweilen, so schlug sie doch noch weit öfter fehl; und nicht selten war es der Fall, daß man vor meiner Thürschwelle umkehrte, sobald man meinen Namen am Klingelblech gelesen

hatte. Es giebt vielleicht keine Liſt, die ich nicht gebraucht habe, um mir, wo nicht neue Genüſſe, doch wenigſtens Beſchäftigung zu verſchaffen. Ohne mein eigenes Geſtändniß würde dies unglaublich ſcheinen; und doch darf ich in kein Detail eingehen, wenn ich nicht die Glaubwürdigkeit verlieren will. Nur dies noch im Allgemeinen: je höher meine Erbitterung ſtieg, deſto kühner wurde ich in meinen Konzepzionen. Gegen große Familien hab' ich konſpirirt, und es iſt warlich nicht meine Schuld, daß ſie nicht mit Stumpf und Stiehl ausgerottet worden ſind. Wo ich glückliche Menſchen ſah, da ſtieg mir ſogleich die Galle. Am aller empfindlichſten war ich immer beim Anblick der unbefangenen Fröhlichkeit; und hätte es in meiner Macht geſtanden, dieſen Anblick von der Erde zu verbannen, mit Vergnügen wärd' ich es gethan haben. Gab es noch irgend einen angenehmen Genuß für mich, ſo war es die Lektüre franzöſiſcher Memoiren, ſeit den Zeiten Heinrich des Zweiten und ſeiner Gemahlin, der berüchtigten Catharina von Medizis; denn in ihnen fand ich Charaktere meines Schlages wieder. Mit welchen wollüſtigen Empfindungen würde mich der Ausbruch einer Revoluzion dicht um mich her erfüllt haben!

Sie werden nicht begreifen können, wie ich es angefangen habe, ein ſolches Leben vor meiner nächſten Umgebung zu verbergen. Ob es mir ganz gelungen iſt, kann ich nicht mit Zuverläßigkeit behaupten; indeſſen hab' ich auch in die-

ser Hinsicht Vorsichtigkeitsmaasregeln gebraucht, die, mehr oder weniger, zum Ziele führen mußten. Erstlich hab' ich nie so viel Bediente gehalten, als mein Stand erforderte und mein Vermögen erlaubte; ein Kammermädchen und ein männlicher Bedienter waren mir genug, und gewissenhaft sorgte ich dafür, daß der letztere ein verheiratheter Mann war, und außer dem Hause schlief. Davon hatte ich, außer anderen Vortheilen, auch den, daß zwischen beiden nie eine innigere Vertraulichkeit statt finden konnte. Zweitens behandelte ich meine Leute mit eben so viel Strenge von der einen, als Güte von der andern Seite. Ich sprach immer nur sehr wenig mit ihnen; aber ich ließ es ihnen an nichts fehlen, und indem ich sie sehr gut bezahlte, machte ich sie geneigt, jeden meiner Wünsche zuvorzukommen, und selbst das, was ich ihnen als Sonderbarkeit darstellte, wie heiliges Gesetz zu respektiren. Drittens gebrauchte ich sie nie zu Helfershelfern bei meinen Entwürfen, von welcher Art diese auch sein mochten; dazu standen mir, wie Sie sich erinnern werden, andere Personen zu Gebote. Viertens verabschiedete ich sie unerbittlich, so bald ich mindestens glauben konnte, daß ich in ihrer Meinung gefallen war; aber, indem ich dies that, ermangelte ich nie, ihnen, kurz vor ihrem Abzuge, noch ein Geschenk zu machen, wodurch ich sie von neuem bestach. Die wenigsten von ihnen wußten, was ihnen ihren Abschied zu Wege gebracht hatte, und

waren daher bald mehr, bald weniger genöthigt, auf eine bloße Laune zurückzuſchließen. Mehrere boten mir nach einiger Zeit ihre Dienſte wieder an; aber in ſolchen Fällen fehlt es nicht an Entſchuldigungen; und da ich mich der Gründe, um derentwillen ich ſie entlaſſen hatte, nur allzu deutlich bewußt war, ſo ließ ich mich nie bereden, ſie wieder zu mir zu nehmen. — Dieſe Behandlung war ſchlechterdings nothwendig, wenn ich in der Geſellſchaft meine Rolle fortſpielen wollte. Die geringſte Abweichung davon würde die unverzeihlichſte Schwäche geweſen ſeyn, die ich mir zu Schulden kommen laſſen konnte. Sie ſelbſt wiſſen, in welchem vortheilhaften Lichte mich die Weiber noch immer betrachten. Kann man verabſcheuungswürdiger und beliebter ſeyn, als ich?

Genug und über genug. Sie ſehen aus dieſen Bekenntniſſen, wie ich geworden bin, was ich bin. Ich habe nichts Weſentliches verſchwiegen, und noch weit weniger irgend etwas bemäntelt. Sprechen Sie nur Ihr Verdammungsurtheil über mich aus, oder bedauern Sie mich — wie Sie wollen; beides gilt mir gleich; denn ich bin nicht mehr, wenn dieſe Bekenntniſſe in Ihre Hände gerathen.

Wenn Sie glauben, daß mich die Reue gequält habe, ſo irren Sie. Auf ein Leben, wie das meinige, kann man nicht mit Vergnügen zurück-

blicken; aber Reue darüber zu empfinden, iſt eben ſo unmöglich. Sagen Sie ſelbſt, was hätt' ich wohl vorzüglich bereuen ſollen? War nicht alles eine eng zuſammenhängende Kette von Urſachen und Wirkungen, von welchen die letzteren immer wieder zu Urſachen neuer Wirkungen wurden? Hier war durchaus kein Anfang und kein Ende; hier mußte alſo die Verwirrung auf den erſten Rückblick in die Vergangenheit folgen.

Vielleicht endige ich nicht, wie ich zu endigen glaube; aber ſelbſt, wenn meine Verbrechen bekannt werden, und die Juſtiz mich zur Rechenſchaft zieht, werd' ich keinen Augenblick mehr ſelbſt entſtehen; ich habe allzu lange über mich gedacht, als daß mich irgend eine Schwäche beſiegen ſollte. Man kann mich verdammen, man kann mich ſogar vernichten; aber man kann mich nicht überführen und beſtrafen. Ich bin ſchlechterdings über alle Strafe hinaus, weil das, was ich gethan habe, nach meiner ganzen Individualität und den mitwirkenden Urſachen immer nothwendig war. Der Unterſchied zwiſchen Müſſen und Sollen iſt, meiner innigſten Ueberzeugung nach, eine ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit. Da die Vernunft ſelbſt etwas Erworbenes iſt, ſo vermag ſie keine neue Reihe von Handlungen anzuheben, ſondern kann dabei nur immer nach Maasgabe ihrer inneren Kraft konkurriren. Mit einem Wort: Die Freiheit des Willens iſt mir gar nicht proble-

matiſch; ich bin von dem Gegentheil aufs feſteſte überzeugt.

Aber ſelbſt, wenn ich nicht in die Hände der Juſtiz fallen ſollte, bleibt die Zukunft immer höchſt traurig für mich; in der That ſo traurig, daß ich ungewiß bin, ob ich nicht lieber von Henkers Händen ſterben, als noch länger legen ſoll. So lang' ich athme, iſt meine Exiſtenz, auf die eine oder die andere Weiſe, das Verderben Anderer. Ich gleiche dem Giftbaume, der um ſich her eine große Wüſte bildet. Meine Hirnfibern ſind viel zu ſtark, als daß ſie ſich verwirren ſollten; und ſo lange ſie noch ihre Dienſte thun, iſt von mir nichts, als Böſes, zu erwarten. Man muß mich zerſchmettern, wenn man Ruhe haben will. Ich ſelbſt kann dadurch allein zur Ruhe gebracht werden.

So wie ich jetzt da ſtehe, ſehe ich nichts vor mir, als Abgründe; aber glauben Sie nicht, daß ich davor erſchrecke! Es iſt meine einzige Unterhaltung, ſie alle geöffnet zu ſehen, und in keinen zu ſtürzen. Kommt indeß irgend einmal eine Zeit, wo dieſer Sturz nicht zu vermeiden iſt, ſo werd' ich mich mit aller Reſignazion in mein Schickſal ergeben, und mich glücklich ſchätzen, daß mein Geiſt mit mir ausſtirbt, und ſich nicht in einem andern Weſen, wie der meines Vaters, noch mehr entwickelt.

Machen Sie meine Bekenntniſſe in der Form bekannt, die ich Ihnen gegeben habe. Schwache Seelen werden es zwar empörend finden, daß ich

sie mit so viel Kühnheit niedergeschrieben habe; aber ich denke darüber anders. Erstlich enthalten sie Wahrheit, und durch dieselbe nicht gemeine Aufschlüsse über die menschliche Natur. Zweitens hängt es von den Lesern ab, sie zu etwas Gutem zu gebrauchen. Sie fragen wozu? Nichts wird in unseren Zeiten mehr vernachläßigt, als die Erziehung der Töchtern. Ich bin ein warnendes Beispiel von den Folgen einer mehr männlichen, als weiblichen Erziehung; und ob ich gleich nicht begreife, wie die erstere in Hinsicht meiner zu vermeiden gewesen wäre, so folgt doch daraus noch nicht, daß sie im Allgemeinen nicht zu vermeiden sey. Benutzt man mein Beispiel nicht, um junge Mädchen innerhalb der Schranken der Weiblichkeit zu halten, so seh' ich vorher, daß viele nur der Umstände bedürfen werden, um in meine Fußtapfen zu treten. Das Höchste, was ich der Welt vermachen kann, ist eine dringende Aufforderung zur besseren Erziehung junger Mädchen; denn von ihr hängt größtentheils das Glück der Ehe, und von dieser das Heil der Welt ab. Und wodurch könnte diese Aufforderung besser unterstützt werden, als durch Bekenntnisse, wie die meinigen sind? — Weiter —

Meine Form wird irgend einmal zerbrochen werden; soll sie aber nicht wieder aufleben, so kann man dies nur dadurch verhindern, daß der Bau der Gesellschaft eine größere Vollkommenheit erreicht. Wie diese größere Vollkommenheit herbei zu führen sey — ich weiß es nicht, und wenn ich

es auch wüßte, so würd' ich mich doch in keine Auseinandersetzung einlassen, weil sich, bei den mannichfaltigen Gebrechen, welche die Gesellschaft gegenwärtig noch drücken, schwerlich das Ende finden ließe. Nur eins will ich anführen, weil es mit meinen Vergehungen in der genauesten Verbindung steht. Die List läßt sich nur durch die Furcht besiegen. Soll daher den Verbrechen Einhalt gehan werden, welche die List herbeiführt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man denjenigen Theil der öffentlichen Administrazion, welcher die Polizey genannt wird, eine bei weitem größere Vollkommenheit giebt. Wie hätte ich so ungescheut vergiften können, gäbe es eine öffentliche Todtenschau? Ich verstehe darunter eine Schau, welche von sachkundigen Männern angestellt würde, deren Hauptgeschäft kein anderes wäre, als sich der natürlichen oder unnatürlichen Todesart der Ausgestellten zu versichern. Eine solche Todtenschau ist in jeder Hauptstadt nothwendig, weil allenthalben, wo das größere Zusammendringen der Menschenmassen stärkere Reibungen mit sich bringt, Verbrechen aller Art unvermeidlich sind. Ehemals gab es eine Todtenschau. Da sie für die müßige Neugierde war, so hat man sie abgeschafft. Aber man hätte sie verbessern sollen. So weit ich den Menschen kenne, ist das Gute nur auf dem Wege der Furcht von ihm zu erhalten. Was würde aus der ganzen Gesellschaft werden, höbe man diese Furcht auch nur auf

wenige Tage auf? Da der gesellschaftliche Zustand einmal ein sehr künstlicher geworden ist, so dürfen auch die Regierungen niemals stille stehen; die letzteste Aufforderung muß stark genug für sie seyn, sobald es darauf ankommt, der Wiederholung einer Unthat vorzubeugen. Strafend zu vernichten, ist eine Kleinigkeit; die Justiz wird immer Pflicht thun, wenn es darauf ankommt, sich geltend zu machen. Der Bestrafung vorzubeugen, ist eine weit größere Kunst; und diese Kunst muß die Polizey ausüben.

Ist einmal ein grosses Verbrechen begangen, so findet, ich wiederhole es noch einmal, kein Stillstand statt; die menschliche Natur leidet es nicht. Die Brünvilleres vergiftete in einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren hundert und fünfzig Menschen. Wie oft hab' ich an sie zurückgedacht, und wie gut begreif' ich dies Ungeheuer, auf welches Andere mit Erstaunen hinblicken! Gewiß, man kann es dahin bringen, daß man mit Giften spielt, so wie es zu allen Zeiten Fürsten gegeben hat, denen der Zustand des Friedens unerträglich war, und die eben deswegen ihre Unterthanen ohne alle Gewissensbeängstigung zu tausenden auf die Schlachtbank führten. Aber, selbst abgesehen von einem solchen Leichtsinn, ist man durch die Natur eines Verbrechens zur Wiederholung desselben genöthigt. Es verhält sich damit ungefähr eben so, wie mit einer schlechten Wirthschaft. Ist man einmal in Schulden gerathen und wird man durch die Forderungen harter

Gläubiger genöthigt, das Geld um jeden Preis zu kaufen; so geräth man bald dahin, daß man nur die eine Schuld durch die andere decken kann; und indem nun das Uebel ärger wird, so kann es zuletzt nicht fehlen, daß man unter der progressiv gewachsenen Schuldenlast erliegt. Es kommt also vorzüglich darauf an, daß man die ersten Schritte erschwere; und dies kann nicht wirksamer geschehen, als durch Einrichtungen, welche sich dem Verbrechen entgegenstellen, und durch Belehrung über diese Einrichtungen. Es giebt eine große Wissenschaft, die gar noch nicht vorhanden ist, die aber die nächsten fünfzig Jahre ins Leben rufen werden.

Wie vieles könnte ich Ihnen noch sagen, müßte ich nicht glauben, daß Sie die Geduld verloren haben, noch mehr zu hören! Zu Anfang meiner Bekenntnisse sagte ich Ihnen: „Wie dem Weltrichter, so wollt' ich mich Ihnen aufschließen.„ Ich habe Wort gehalten, und Ihrer Tugend dadurch die größte Huldigung, die ich geben konnte, dargebracht. Leben Sie wohl; und was Sie auch nach meinem Tode von mir hören mögen, so glauben Sie es nur, in sofern es zu diesen Bekenntnissen paßt.

die Souveränität des englischen Staatschefs, die sich unter ihren Vorgängern zu beiden angefangen hatte, auf mehrere Jahrhunderte zurückführten; und eine sehr natürliche Folge davon waren die Zänkereien, in welche Jakob der Erste mit dem Parlamente gerieth, und die Hinrichtung seines Nachfolgers, Carls des Ersten. Nach Cromwells Zwischenregierung fand man Mittel, die Souveränität des Staatschefs für immer in Fesseln zu schlagen, d. h. sie zu vernichten.

Bis zu Carls des Zweiten Regierung war ein König von England so souverän gewesen, als das Feudalwesen es erlaubt hatte; und da er eine bestimmte Schutzmauer in dem dritten Stande besaß, so konnte er auch hoffen, den Widerstand, welchen das Feudalwesen der Souveränität entgegensetzte, nach und nach völlig zu besiegen. Doch gerade diese Hoffnung war es, was man vereiteln wollte. Man schuf also eine Constitution, die, indem sie den Staatschef in ihr Werkzeug verwandelte, selbst die Idee der Souveränität vernichtete und das Verbrechen der verletzten Verfassung in einen weit höheren Anschlag brachte, als das Majestätsverbrechen.

Das Wesen dieser Constitution bestand darin, daß man die gesetzgebende Macht von der vollziehenden absonderte, die erstere den Repräsentanten der Nation, die letztere dem Staatschef anvertraute, und, damit dieser nie auf den Gedanken gerathen möchte, die gesetzgebende Macht mit der vollziehenden zu vereinigen, den Adel und die Geistlichkeit zwischen den König und die Volksrepräsentanten in die Mitte stellte, um beide in einem künstlichen Gleichgewicht zu erhalten. Auf diese Weise bildete sich ein Senat, als Mittelpunkt der Gesetzgebung, ein Cabinet, als Mittelpunkt der Vollziehung, und ein begrenztes Oberhaus zur Hervorbringung der Einheit zwischen beiden. Und so glaubte man die Volksrechte, die Privilegien des

Adels und der Geistlichkeit und die königliche Macht sicher gestellt zu haben. Eigentlich hatte man dadurch nur die Souveränität vernichtet. Die ganze Constitution war nichts mehr und nichts weniger, als das Resultat der Furcht vor dem Despotismus, welche, aus einem sehr begreiflichen Grunde, am stärksten in denjenigen wirkt, die das Meiste davon zu befürchten haben.

Ohne auf die Ursachen des Despotismus der englischen Könige einzugehen, setzte man voraus, daß die unbeschränkte Macht durch sich selbst zum Mißbrauch führe; eine Voraussetzung, welche, wie falsch sie auch ist, noch immer die Grundlage aller Raisonnements englischer Schriftsteller über Gegenstände der Staatsorganisation ist *). Man hatte also keine Ahnung davon, daß der Wille nur immer das Resultat der Einsicht ist, und da unmöglich schlecht seyn kann, wo diese gut ist. In der That, hat es nie einen Staatschef gegeben, der durch die Einsicht zum Despotismus und zur Tyrannei geführt wurde, so ist es auch nicht denkbar, daß er durch den bloßen Willen (der an und für sich nichts ist) dahin geführt werden könne. Es kann allerdings Fälle geben, wo die Einsicht Maaßregeln gebietet, die, wie sehr sie auch das allgemeine Beste befördern mögen, den Vorrechten des einen oder des andern Standes entgegen wirken; allein will man dies Despotismus nennen? Es ist zu allen

*) In der letzten Krankheit des Königs redete ein englischer Journalist der Verfassung seines Vaterlandes dadurch das Wort, daß er sagte: diese Verfassung sey so vollkommen, daß sie die Wahnsinnigkeit des Staatschefs überstrenge. Aber alles, was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß diese Verfassung die Macht zerstreut, die Staatschefs erzwingt, und zwar durch das Verhältniß des Premierministers zu dem Staatschef.

Zeiten geschehen, wenn gleich immer mit Unrecht. Der Staatsrath kann, vermöge seines Berufes, nur das Ganze umfassen. Behindert man ihn an der Erfüllung dieser seiner Pflicht, so setzet man ihn mit sich selbst in Widerspruch, und diesen Widerspruch zu lösen, wird er, wenn ihm die Hände nicht ganz gebunden sind, alle seine Kräfte gebrauchen, um sich in Freiheit zu setzen. In ihre letzten Bestandtheile aufgelöset, ist die Souveränität nichts anders, als das unbeschränkte Recht des Staatschefs, seiner Einsicht gemäß zu handeln. Zerstört man jene, so zerstört man auch diese; und setzet man an die Stelle der Souveränität eine Verfassungsurkunde, so thut man dadurch nichts weiter, als das man einmal für allemal festsetzet, welche Form die Gesellschaft haben soll, welches allen Entwickelungsgesetzen entgegenläuft und zuletzt die Gesellschaft zertrümmert.

Wie ketzerisch auch diese Ideen scheinen mögen, weil sie den bisherigen Systemen widersprechen, so sehe ich mich doch genöthigt, ihnen eine noch ausführlichere Entwickelung zu geben. Ich entferne mich dadurch nur scheinbar von meinem Ziele.

Ist das Ideal einer besseren Form einmal für allemal zerstört und der Wille so von der That getrennt, daß der erstere nur bei dem gesetzgebenden Körper, die letztere nur bei dem mit der Vollziehung beauftragten Individuum vorhanden ist; so kann man, wie bereits weiter oben angedeutet ist, mit der größten Sicherheit annehmen, daß in den Bestandtheilen der Regierungsmaschine Unzufriedenheit herrscht. Diese Unzufriedenheit geht ursprünglich von der vollziehenden Macht aus, weil sie alles eingebüßet hat, wodurch sich der Mensch in einem abgemessenen Wirkungskreise gefallen kann, nämlich die Freiheit der Conception; allein sie theilt sich nach und nach auch der gesetzgebenden Macht mit, weil sie so fortgesetzt auf ihrer Hut seyn muß,

wofern sie ihre Vorrechte behaupten will. Sollen die Eingriffe der ersteren in die Rechte der letzteren wirkungslos bleiben, so giebt es kein anderes Mittel, als jene von dieser so abhängig zu machen, daß sie in keinem Augenblick über ihre Bestimmung hinausgehen kann. Diese Abhängigkeit läßt sich aber nur dadurch bewerkstelligen, daß, da alle Vollziehung immer auf einen gewissen Zeitraum eingeschränkt ist, die Mittel derselben nicht über diesen Zeitraum hinausreichen. Nicht genug also, daß die vollziehende Macht über die Erhebung der öffentlichen Gelder nichts festsetzen darf, weil sie sonst in den Wirkungskreis der gesetzgebenden Macht gerathen würde, wird sich jene auch gefallen lassen müssen, daß die für den Staatsdienst erforderlichen Summen nicht einmal für allemal, sondern von Jahr zu Jahr stipulirt werden, weil hierin das Hauptrettungsmittel für die gesetzgebende Macht enthalten ist. Dies nun ist der Punkt, worin sich gesetzgebende und vollziehende Macht so lange feindselig begegnen, bis die erstere die Widerstandskraft verloren hat und dem Antriebe der letzteren blindlings folgen muß: ein Fall, der in England bereits eingetreten ist, wie wir in der Folge sehen werden. Was ist aber der Charakter einer solchen mit sich selbst in Uneinigkeit stehenden Regierung? Nicht die Weisheit, wohl aber die Leidenschaft. Man bekämpft sich gegenseitig; aber das einzige Resultat dieses Kampfes ist Concentricität von Seiten der Regierten. Hierunter meine ich jene Scheinfreiheit, die aus der Schwäche der Regierung hervorgeht und allzu wesentlich von der wahren Freiheit verschieden ist, welche aus der Stärke der Regierung resultirt.

Ueber den Zusammenhang der englischen Nationalschuld mit der englischen Constitution ist bereits im dritten und vierten Kapitel dieses Buchs die Rede ge-

wesen. Untersuchen wir gegenwärtig, wie der Premier-Minister dabei concurrirt.

Da wo der Staatschef das Interesse einer Nation in allen seinen Beziehungen kennt, kann der Impuls der ganzen Regierungsmaschine von ihm selbst ausgehen, und die Folge davon ist, daß ein Premier-Minister in einem solchen Staate die überflüssigste Person von der Welt ist. Da hingegen, wo der Staatschef das Interesse der Nation nicht kennt, wird ein Premier-Minister durchaus nothwendig, weil die Intelligenz, welche die Regierungsmaschine in Bewegung setzen soll, irgend wo vorhanden seyn muß und, ohne die Einheit aufzuheben, nicht in einer Körperschaft vorhanden seyn kann. Dies im Allgemeinen über die Nothwendigkeit und Nicht-Nothwendigkeit eines Premier-Ministers. In England war ein Premier-Minister um so nothwendiger, weil man sich genöthigt sah, den Staatschef im Auslande aufzusuchen, wenn die von Carl dem Zweiten und dessen Nachfolger auf dem englischen Throne unablässig bestrittene Constitution Festigkeit und Dauer erhalten sollte.

Was nun das Verhältniß des Premier-Ministers zu dem Könige betrifft, so war es von dem Augenblick an, wo Georg der Erste den großbritannischen Thron bestieg, im Ganzen genommen eben dasselbe, worin der Director eines großen Handlungshauses zu dem Chef desselben steht. Der Premier-Minister war nämlich immer diejenige Person, von welcher die erste Idee ausging; in ihm war die vollziehende Macht so vollkommen concentrirt, daß er, um förmlicher König von England zu seyn, nur noch der Vorzüge bedurfte, welche Geburt oder eine feierliche Wahl zu geben pflegen. Was nur wesentlich genannt werden kann, wenn von ausübender Macht die Rede ist, engte sich in ihm zusammen; allein, indem zwischen ihm und dem Staatschef noch immer eine Kluft befestigt blieb, wel-

che durch nichts aufgefällt werden konnte, fand die Aristokratie ihre Rechnung bei ihm eben so sehr, als die Demokratie; die erstere, indem sie in seiner Person den Garant ihrer Vorrechte erblickte, welche er zu beschützen durch sein ganzes Wesen genöthigt war; die letztere, in sofern er, von welcher Art auch seine Operationen seyn mochten, nie die Majestät selber, sondern nur das Organ der Majestät war, wodurch sie berechtigt wurde, gegen ihn anzukämpfen, so oft er sich Eingriffe in die Constitution erlaubte. Gewissermaßen kann man den englischen Premier-Minister das Symbol der englischen Verfassung nennen. Er hat nämlich die ganze Stärke und die ganze Schwäche derselben; er ist zugleich alles und nichts. Von dem Könige gewählt, muß er sich das Vertrauen der Nation erwerben, wofern ihm an der Fortdauer seiner Wirksamkeit etwas gelegen ist, d. h. er muß eine gewisse Anarchie aufrecht erhalten, wenn er Premier-Minister bleiben will. Der Verantwortlichkeit, welche die Grundgesetze des Reichs über ihn verhängen, entgeht er dadurch, daß er, als Intelligenz, die Stelle des Staatschefs vertritt; aber der Kritik bleibt er bloßgestellt und selbst der bitterste Tadel darf ihn nicht berühren, wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will. Er kann abgesetzt werden; aber wollte der Staatschef, durch welchen diese Absetzung allein vollzogen werden kann, ihn zugleich bestrafen, so würde er sein eigenes Ansehn schwächen. In einer Theokratie bestraft der Gott nie seinen ersten Diener, weil er nichts anders ist, als was dieser Diener aus ihm macht. Auf gleiche Weise verfährt der englische König mit seinem Premier-Minister; und in Hinsicht der gegenwärtigen Dynastie ließe sich wohl die Frage aufwerfen, was der Premier-Minister aus ihr macht! Das Resultat der allervollständigsten Antwort würde unstreitig folgendes seyn: Da ein König von England durch die Con-

dition auf die Vollziehung eingeschränkt ist, und da alle die Umstände, welche einen Premier-Minister nothwendig machen, ihn auf die bloße Repräsentation zurückführen, so ist es kein Wunder, wenn Georg der Dritte sich in dem Widerspruch verwirrt hat, worein man ihn dadurch mit sich selbst setzte, daß man ihn als etwas Reales behandelte, während er nichts anderes war, als der Abglanz der Realität." In Wahrheit, der König von England war seit mehr als einem Jahrhundert von allen europäischen Monarchen wenigsten in sofern der unglücklichste, als er, von aller Wirksamkeit getrennt, nur in dem Schein derselben vorhanden war. Die Zeit wird es lehren, wie seine Nachfolger endigen. So viel läßt sich vorläufig festsetzen: daß da, wo der Reiz der Realität verschwindet, kein geistiges Gedeihen möglich ist, und daß, so lange Englands Verfassung fortdauert, der Premier-Minister der einflußvollste Mann des Königreichs, der König selbst aber — das baare Gegentheil seyn wird. Die Engländer lieben das Nichts ihrer Könige, weil sie keinen Begriff davon haben, daß ein König etwas Vortreffliches seyn kann und da nothwendig etwas Vortreffliches werden muß, wo alles so angethan ist, daß die Entwickelung des Göttlichen im Menschen von Statten gehen kann. Lassen wir ihnen ihre Liebhaberei, da der Traum von einer Glückseligkeit, die das Resultat ihrer glorreichen Constitution ist, nur allzubald ausgeträumt seyn wird!

Wer auch in dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Premier-Minister seyn mag, so kann sein Hauptgeschäft nur darin bestehen, daß er die Mittel herbeischaffe, welche die Regierung in den Stand setzen, die Interessen der von ihr ausgegangenen Staatsschuld so abzutragen, daß sie die Aussicht auf einen immer höher steigenden Credit behält. Ein Premier-Minister, der dies leistet, wird von der Nation im-

mer als ein Mann von Genie betrachtet werden; und, alles in Ueberlegung gezogen, mag, bei dem gegenwärtigen Zustande der englischen Finanzen, kein geringes Maaß von Einsicht erfordert werden, um dies Problem auf eine genügende Art zu lösen. Das Einzige, wodurch die Lösung desselben erleichtert wird, ist — die Gleichgültigkeit der Mittel, vorausgesetzt nur, daß sie zum Ziele führen. Hierin allein liegt der Grund der verschiedenen Urtheile verborgen, welche im Auslande und in England über eine und dieselbe Person gefällt werden. Wollte das Continent dem englischen Premier-Minister den Proceß machen, so würde es zuletzt um die Strafe verlegen seyn, welche alle von ihm eingeleiteten und unter seiner Autorität zu Stande gebrachten Greuel, in sofern sie sich auf das feste Land bezogen, verdient haben. In England hingegen kann man sehr wohl auf den Gedanken gerathen, demselben Premier-Minister eine Ehrensäule zu errichten. Die Ursache dieser Verschiedenheit in den Urtheilen über dieselbe Person ist, daß England, vermöge seiner ganzen innern Beschaffenheit, nur auf Kosten der übrigen Welt am Leben erhalten werden kann, und daß die Denkungs- und Handlungsweise des Premier-Ministers, um wahrhaft patriotisch zu seyn, nicht antinational genug seyn kann.

Dringt man in die Aufgabe, welche der Premier-Minister zu lösen hat, etwas tiefer ein, so überzeugt man sich sogar, daß alle die Vorwürfe, womit man ihn im Unterhause des Parlements zu überschütten pflegt, eben so ungerecht als ungegründet sind. Fox, Sheridan und alle übrigen Gegner eines Pitt oder Addingten würden Recht haben, wenn in menschlichen Dingen ein Stillstand möglich wäre; da dies aber nicht der Fall ist und niemals der Fall werden kann, so sind alle ihre Protestationen im Grunde eben

so lächerlich, als sie vergeblich sind. Die Richtigkeit der Idee ist durchaus auf Seiten des Premier-Ministers; denn was würde entstehen, wenn er der Nationalschuld ein Ziel setzen wollte? Die natürlichste Folge würde eine Revolution seyn, welche die ganze englische Verfassung in den Abgrund stürzte. Wer nicht vorwärts will, [illegible]. Dies weiß der englische Premier-Minister; und weil das Zurück für England im höchsten Grade gefährlich ist, so thut er alles, was in seinen Kräften steht, um immer weiter vorzudringen. Wohl möglich, daß für England, über kurz oder lang, eben so eine Rückwirkung statt findet, als Rom zur Zeit der Bürgerkriege erlebte; allein dies ist etwas, woran der Premier-Minister nicht denken darf, wenn er nicht auf der Stelle zur Verzweiflung übergehen will. Seine Grundsätze sind die eines Mannes, der ein großes Ganze mit seinem Geist umfaßt. Mag seine Bahn durch lauter Abgründe führen; er darf selbst denjenigen nicht fürchten, der ihn verschlingen wird.

Weiß man dies, so urtheilt man über einen Pitt und Addington ganz anders, als es hergebracht ist. In der That, sie sind zuletzt nur Werkzeuge einer Nothwendigkeit, die nicht von ihnen ausgegangen ist und über welche sie nur in sofern gebieten können, als sie dieselbe zu modificiren im Stande sind. Ob ihre Maaßregeln so weise sind, als sie seyn können, dies ist eine Frage, die sich nicht gut beantworten läßt; allein was die Moralität dieser Maaßregeln betrifft, so könnte man wohl behaupten, daß selbst ein Gott, um moralischer zu handeln, die Nothwendigkeit wegschaffen mußte, in deren Banden sie einhergehen. Eine Staatsschuld von [illegible] Millionen Pf. Sterling, deren Zinsen prompt abgeführt werden müssen, ist eine so gebietende Realität, daß man sich nicht darüber wundern muß, wenn der englische Premier-Minister

den Krieg in eine einträgliche Spekulation verwandelt, die ihm, auf mehrere Jahre hinaus, sein Geschäft erleichtert.

Wenige Personen haben Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Systems genug, um sich einen deutlichen Begriff von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit machen zu können, welche diese ungeheure Staatsschuld mit sich führt. Daher die große Zahl der Advocaten Englands auf allen Punkten Europa's; daher zugleich die eben so große Zahl der Feinde Frankreichs. Man glaubt an Frankreichs Ehrgeiz, weil man nicht weiß, daß die ganze englische Verfassung zusammenstürzen muß, sobald die Regierung nicht mehr im Stande ist, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen, und weil man keine Idee von der Collision hat, in welche Frankreich mit England durch diese Staatsschuld gerath. Frankreich, so wie es gegenwärtig da stehet, hat kein wesentliches Interesse, seine Gränzen zu erweitern; denn, abgerundet und von allen Seiten beschützt, wie es einmal ist, würde es durch die Ausdehnung seines Gebiets nur seine Concentricität, d. h. den wesentlichsten Theil seiner Kraft verlieren. Aber Frankreich hat das allerbestimmteste Interesse, sein Colonialsystem nicht zu Grunde gehen zu lassen; denn sobald dies der Fall ist, ist und bleibt es abhängig von England, bis dieses in sich selbst verfällt, welches nicht eher geschehen kann, als bis die Freiheit der ganzen Welt in England untergegangen ist. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Krieg entstanden, durch welchen die englische Regierung einen Bürgerkrieg abzuwenden sucht, der von dem Augenblick an ausbricht, wo die Regierung ihre Verheißungen nicht erfüllen kann und ihre bisherigen Freunde (die Kapitalisten Englands) genöthigt werden, zu ihren Feinden (der arbeitenden Klasse der Bewohner Großbritanniens) überzugehen. Was Ehrgeiz, oder wol gar Heroismus heißt, ist reine Noth-

wendigkeit und Wirkung des Selbsterhaltungstriebes. Der Kaiser der Franzosen ist vollkommen vorwurfsfrei, wenn man ihm kein Verbrechen daraus machen will, daß er einsieht, Frankreich könne eine politische Unabhängigkeit nicht ohne sein Colonialsystem behaupten, und daß er dieser Einsicht gemäß handelt. Und auf gleiche Weise ist der englische Premier-Minister vollkommen vorwurfsfrei, wenn man zugiebt, daß er die Pflicht auf sich habe, eine Revolution abzuwenden, welche von dem Augenblick an für England eintritt, wo das Reich genöthigt ist, der Alleinherrschaft zur See zu entsagen.

Im Grunde ist niemand anzuklagen, als das Weltgeschick, welches für gut befand, das Princip der Trennung zum Grundprincip der englischen Verfassung zu machen; denn hierin liegt die Quelle aller Leiden, welche Europa gegenwärtig drücken und künftig noch mehr drücken werden. Aus diesem Princip ist nämlich — wie wir oben gesehen haben — die Staatsschuld hervorgegangen, welche die Gesinnungen der englischen Regierung so feindselig macht, daß sie ihrer Ruhe die ganze Welt aufopfern muß. Individuen kommen hierbei nur als Werkzeuge der Nothwendigkeit in Anschlag. Während Napoleon genöthigt ist, Frankreichs Kraft in Bewegung zu setzen, um eine Constitution zu zerstören, die, vermöge der Entwickelung der Zeit, sich nicht mit der Freiheit des Continents verträgt, ist Pitt verpflichtet, alle seine Gedanken auf den einzigen Punkt zu concentriren, wie er eine Verfassung erhalten will, welche nicht abgeändert werden kann, wofern für England nicht ein namenloses Elend aus der Abänderung hervorgehen soll. Wer der Agathodämon Europa's ist, soll unentschieden bleiben; aber nach der Idee der englischen Regierung soll die ganze Welt in England concentrirt werden. Unglücklicherweise für England verhält es sich

mit der moralischen Compressibilität nicht anders als mit der physischen; so wenig sich der Ozean jemals hat in einen Fingerhut zusammendrücken lassen, eben so wenig wird sich die ganze Menschheit den Gesetzen einer Nation unterwerfen, welche höchstens aus 14 Millionen Individuen besteht.

Selbst in der unbestrittenen Herrschaft zur See kann England seine Rettung nicht auf die Dauer finden, weil der Credit etwas ist, das nicht ins Unendliche getrieben werden darf, wenn es seine Kraft behalten soll. Die englische Regierung muß nothwendig in eben dem Maaße schwächer werden, in welchem sie der idealen Größe nachstrebt, und ihre letzte Stunde hat von dem Augenblick an geschlagen, wo die Realität sich gänzlich in Idealität verliert; ein Zeitpunkt, welcher weit näher ist, als man glaubt. Wann aber auch der englische Staat in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit untergehen muß: so wird die wichtigste Lehre, die man aus seinem Untergang ziehen kann, immer die seyn: Daß das Princip der Trennung, unter sehr günstigen Umständen, zwar zur Größe führen kann, aber durchaus nicht im Stande ist, diese Größe zu beschützen. Nichts hat England so bestimmt auf jenen hohen Standort geführt, von welchem es gegenwärtig mit Verachtung auf das ganze Europa herabsieht, als die Mittelmacht, welche sich die Bestimmung gab, den Despotismus des Staatschefs zu verhindern; allein, indem es sich auf diesem Standort nicht erhalten kann, ist es genöthigt, die Souveränität vertrauensvoll wiederherzustellen. Und so wird zuletzt doch geschehen, was man bisher mit Anstrengung aller Kräfte zu verhindern gesucht hat; ich meine den Einsturz einer Constitution, die man nicht besser stützen zu können glaubte, als durch einen unermeßlichen Credit und die gerade durch diesen Credit in sich selbst zerfallen muß.

Dem englischen Staate wäre auf einmal geholfen, wenn es möglich wäre, das der ganzen Regierung zum Grunde liegende Princip der Trennung so in das Princip der Einheit zu verwandeln, daß ein jeder seine Regierung dabei fände. Allein eine solche Verwandlung ist aus allen Gründen unmöglich. Von wem sollte sie ausgehen? Wo ist die Autorität in England, die den kühnen Gedanken haben dürfte, die bisherige Polyarchie in eine Monarchie umzuschmelzen? Der Hauptfehler der englischen Verfassung liegt ja recht eigentlich darin, daß die Macht so wesentlich getheilt ist, daß kein Individuum jemals dahin gelangen kann, sich zum Mittelpunkt der ganzen Nation aufzuwerfen.

Mehrere Personen sind der Meinung, daß eine Verminderung der Staatsschuld Rettung mit sich führen würde. Allein sie irren auf eine doppelte Weise; einmal, indem sie den Zusammenhang der Staatsschuld mit der Verfassung übersehen, zweitens, indem sie nicht begreifen, daß, da die ganze Kraft des englischen Staats auf dem Credit der Regierung beruht, die Staatsschuld nicht vermindert werden kann, ohne die Staatskraft zu schwächen. Angenommen, die 600 Millionen, welche die Regierung schuldig ist, würden durch irgend eine Finanzoperation auf 300 herabgesetzt, was würde die Folge davon seyn? Allerdings würde derjenige Theil der englischen Nation, welchem die Herbeischaffung der Interessen der Staatsschuld obliegt, sich erleichtert fühlen, und die Staatsgläubiger, in sofern die Verminderung der Taxen auch ihnen zu statten käme, im Grunde gar nichts verlieren: allein der Nachdruck, womit die Regierung gegenwärtig wirken kann, würde alsdann gerade um eben so viel vermindert werden, als von der Nationalschuld bezahlt wurde; und dauerte die Verfassung fort, so hätte weder das Continent eine Garantie für

seine Ruhe, noch die englische Regierung einen festen Punkt gefunden, wo sie stille stehen könnte. Vergeblich sagt man, der Credit müsse nicht übertrieben werden; er übertreibt sich selbst durch seine Natur.

Als sich der römische Staat in einer ähnlichen Lage befand, da rettete Sulla das Princip der Trennung, wenigstens auf mehrere Jahre, dadurch, daß er die Staatsgläubiger unerbittlich niederhauen ließ. Angenommen, der englische Premier Minister wollte aus Liebe für die englische Verfassung auf eine ähnliche Weise verfahren, wie würde er sich dabei benehmen müssen und was würde er dadurch gewinnen?

Zuförderst käme es auf ein Mittel an, die reichsten Staatsgläubiger auf einen Punkt zu vereinigen.

Wäre diese Vereinigung zu Stande gebracht, so würde der Premier-Minister die Versammlung durch eine Rede folgenden Inhalts eröffnen müssen:

„Unsere Staatsschuld hat uns an den Rand des Verderbens geführt. Vergeblich hab' ich bisher alle meine Kräfte aufgeboten, den Sturz in den vor uns geöffneten Abgrund zu verhindern; die einzige Folge meiner patriotischen Bemühungen ist die gewesen, daß der Kampf, worin wir seit einem halben Jahrhundert mit der ganzen Welt begriffen sind, heftiger und allgemeiner geworden ist. Hieraus folgt, daß, wenn wir nicht in der Welt untergehen wollen, die Welt in uns untergehen muß. Im Grunde aber ist beides zuletzt einerlei, und unser Untergang, gerade wie der des römischen Reichs, nur um so gewisser, je bestimmter die Welt in uns untergeht. Die Frage: Wie beides zu vermeiden sey? hab' ich mir so beantwortet, daß Englands Gläubiger die Hälfte ihrer Forderungen fahren lassen müssen. Sind sie dazu erbötig, so kann ich ihnen vorhersagen, daß sie dabei nichts verlieren werden; denn es liegt in der Natur der Sache, daß sie alle Bequemlichkeiten, die sie bisher

genossen haben, auch mit der Hälfte ihres Vermögens genießen werden, sobald der Preis des Geldes erhöhet und der Preis aller Waaren verringert worden ist. Weigern sie sich, so seh' ich mich genöthigt, ihnen zu erklären, daß ich mit meiner Kunst, die Finanzen zu handhaben, zu Ende bin, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als ein Nationalbankerott, und daß wir in diesem Bankerott nicht nur unser Vermögen, sondern auch unsere glorreiche Constitution und unsere Nationalfreiheit einzubüßen wagen. Ich stelle ihnen die Wahl anheim."

Was glaubt man, daß der Erfolg einer solchen Erklärung seyn würde? Gewiß würden sich alle Staatsgläubiger betrogen nennen, den Premier-Minister mit Flüchen überschütten, und, weit entfernt, seine Forderung zu erfüllen, lieber mit dem Staat untergehen, als das Geringste von ihrem Vermögen einbüßen wollen.

Gesetzt nun, der Premier-Minister hätte dies vorhergesehen und den Versammlungssaal untersminiren lassen; gesetzt ferner, er zöge sich bei dem ersten Ausbruch der Leidenschaften zurück und ertheilte, in der gehörigen Entfernung, den barbarisch-patriotischen Befehl, die aufgeschichteten Pulverfässer in Brand zu stecken: was würde der Staat dadurch gewinnen?

Nichts, gar nichts: denn mit den Staatsgläubigern wäre zugleich der Credit, und folglich die ganze Macht der englischen Regierung vernichtet. Mit dem römischen Staate hatte es in jenen Zeiten, wo Sulla die gesellschaftlichen Verhältnisse desselben mit dem Schwert in der Hand verbesserte, eine ganz andere Bewandtniß, als es mit England hat. Die römische Republik war und blieb eine Continentalmacht, welche nicht untergehen konnte, so lange die Ueberlegenheit der römischen Waffen fortdauerte. England hingegen

ist eine Insularmacht, welche nur so lange fortdauern kann, als sie im Handel den Ausschlag giebt. Dasselbe heroische Mittel, wodurch Sulla das Princip der Trennung rettete, würde es in England zerstören.

Es ist nur wenigen Personen gegeben, sich eine deutliche Vorstellung von dem moralischen Zustande der Bewohner Großbritanniens zu machen; allein er stellt sich nicht besser dar, als in dem Lieblingsausdruck der Engländer: Freiheit und Eigenthum. Nie ist die Rede von dem Staate, als von einer moralischen Person; und in sofern der Nationalgeist sich am besten durch die Autoren ausspricht, scheint Hobbes von allen englischen Schriftstellern der Einzige gewesen zu seyn, der das fehlerhafte in der Denkungsweise der Engländer empfunden hat. Es wird wohl ewig unentschieden bleiben, ob dieser Egoismus mehr die Ursache oder die Wirkung der gegenwärtigen Verfassung Englands gewesen ist; allein nachdem er sich durch die Verfassung befestigt und systematisirt hat, kann man von ihm keine anderen Früchte erwarten, als welche er zu allen Zeiten getragen hat. Der Contrast, welcher in dieser Hinsicht zwischen Engländern und Franzosen statt findet, ist nur allzu auffallend. Nichts war im Stande, den letzteren das Princip der Trennung aufzudringen; sie kämpften so lange dagegen an, bis es versunken war und das Princip der Einheit seine Stelle eingenommen hatte; ein offenbarer Beweis, daß es für die französische Nation nur Gleichheit und Staat gab. In England hingegen, wo das Princip der Einheit nie tiefe Wurzeln treiben konnte, wird die Wiederherstellung desselben selbst dann noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden seyn, wenn das Princip der Trennung, vermöge der Excentricität, die es begleitet, den Staat aus allen seinen Fugen gerissen

haben wird; dies verbürgt der selbstische Charakter der Engländer, welche mit keiner Nation so viel Aehnlichkeit haben, als mit den Juden des Alterthums, deren Schicksale sie mehr oder weniger werden theilen müssen.

Vermöge dieser Eigenthümlichkeit der Engländer wird das Prinzip der Trennung sich so lange in England behaupten, als es immer möglich ist; und damit steht in der engsten Verbindung, daß die englische Regierung zur Aufrechthaltung desselben die kühnsten Mittel erschöpfen wird. Im Ganzen genommen ist kein noch so feindseliges Verfahren denkbar, worauf die Continentalmächte sich nicht gefaßt zu machen haben. Zwar glaubt man in jedem Augenblicke, das höchste Maaß der Antinationalität sey erschöpft; aber es liegt nur zu sehr am Tage, daß man sich hierin irrt. Noch sind die Bewohner des Continents nicht so ganz und gar die Sklaven der Engländer, daß sie das Gefühl ihrer natürlichen Freiheit ganz verloren hätten; allein wenn man weiß, unter welchem Antriebe die englische Regierung steht, so begreift man ohne Mühe, daß es keine, noch so abscheuliche, Stellung giebt, welche diese Regierung nicht gegen das Continent nehmen sollte, um dem Unglück zu entrinnen, das mit einem Nationalbankerott verbunden ist. Man zergliedere ihr Verfahren gegen Spanien, und man hat einen Maaßstab für ihre Grundsätze und Gesinnungen. Wurde nicht eine freundschaftliche Macht angegriffen, mitten in einem tiefen Frieden, während welchem die Person des Königs durch einen Gesandten zu Madrid repräsentirt wurde und während die Regierung von Seiten des spanischen Gesandten in London Freundschaftsversicherungen annahm? Und warum? Weil der Premier-Minister sich nicht getraute, eine neue Anleihe zu machen, und die Staatsausgaben lieber mit fremden Eigenthum, als mit dem

Ertrage neuer Taxen bestreiten wollte. Bis dahin war der Krieg mit den Gütern der Franzosen und Holländer geführt worden. Nun kam die Reihe an Spanien. Sie wird aber nach und nach an alle Nationen kommen, welchen etwas abzunehmen ist; und dies wird fortgehen, bis alle Hülfsquellen erschöpft sind und der gesellschaftliche Zustand Europa's eine Total-Revolution gelitten hat.

So viel über das Wesen des englischen Premier-Ministers, der als ein Ungeheuer dasteht, wenn man nicht weiß, wie sehr er in seinem Thun und Lassen durch die englische Constitution und Staatsschuld bestimmt wird.

Das gute und böse Princip (das der Einheit und Trennung) sind im Kampfe begriffen. Die Frage ist, wie dieser Kampf endigen wird. Und diese Frage soll im nächsten Buche beantwortet werden.

Der neue Leviathan.

Viertes Buch.

Aussichten für die europäische Welt.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

In dieſem letzten Buche kommt es darauf an, den Ausgang zu beſtimmen, welchen der zwiſchen England und Frankreich obwaltende Kampf nehmen muß, wenn der geſellſchaftliche Zuſtand des europäiſchen Continents nicht ganz zerrüttet werden ſoll. Ich ſage: den Ausgang des Kampfes, nicht: die Wendungen deſſelben. Was die letzteren betrifft, ſo ſind ſie unbeſtimmbar, weil ſie von den Leidenſchaften und falſchen Anſichten einzelner Machthaber, mit einem Worte, von dem Oppoſitionsgeiſte in Europa abhängen, der niemals einer Regel folgt. Der erſtere hingegen wird durch die Kraft der Dinge beſtimmt, ſo daß man, um ihn vorherzuſehen und zu prophezeihen, nur dieſe zu kennen braucht. Die Wendungen des Kampfes können den Ausgang deſſelben verzögern oder beſchleunigen, je nachdem es dem Schickſal gefällt. Wollten ſie ihn aber aufheben, ſo würde dies nur durch Vernichtung des dem geſellſchaftlichen Zuſtande in Europa zu Grunde liegenden Entwickelungsprincips möglich ſeyn. Schwerlich wird ihre Kraft ſo weit reichen.

Möglich, daß der Ausgang dieſes Kampfes um mehrere Jahre verzögert wird, weil man die wahre Tendenz deſſelben entweder ganz überſieht, oder verkennt; möglich ſogar, daß die kämpfenden Parteien, der langen Anſtrengung überdrüſſig, einen Waffenſtillſtand beſchließen, ehe geſchehen iſt, was geſchehen muß: dies kann denjenigen nicht irre machen, wel-

cher einmal eingesehen hat, was unumgänglich nothwendig ist, wenn die europaische Welt sich eines dauerhaften Friedens erfreuen soll. Wäre der Friede, zu welchem von Seiten Frankreichs im Anfange dieses Jahres die ersten Anträge gemacht wurden, wirklich zu Stande gekommen, so würde der Verfasser nur dann an die Dauer desselben geglaubt haben, wenn die einzelnen Artikel so beschaffen gewesen wären, daß sie das Foment neuer Kriege vernichtet hätten; und was erforderlich ist, um ihnen diese Beschaffenheit zu geben, wird sich in der Folge dieser Abhandlung zeigen.

Es giebt Krankheiten, die nur dadurch gehoben werden können, daß man seine Zuflucht zu den entgegengesetzten Mitteln nimt. Auf gleiche Weise kann man den gesellschaftlichen Zustand Europa's nur dadurch vor einer gänzlichen Zerrüttung bewahren, daß man von den üblichen Rettungsmethoden abgeht. England laborirt am Hypersthenie. Man glaubt es schwächen zu müssen. Allerdings muß es geschwächt werden, wenn es Europa nicht zertrümmern soll. Wie aber die Schwächung einleiten? Durch Vermehrung der Sthenie oder durch unmittelbare Verwandlung derselben in Asthenie? Versuchen letzterer Art wird es immer mit Erfolg widerstehen; Versuchen erstlerer Art hingegen wird es unfehlbar unterliegen. Freilich wird man sich nicht zu den letzteren entschließen, so lange der augenblickliche Vortheil entscheidet; aber die wahre Politik, d. h. diejenige, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte zur Richtschnur ihrer Operationen macht, ist um den augenblicklichen Vortheil sehr wenig verlegen, wenn das von ihr beabsichtigte Gute nur nach einem bestimmten Gesetz erfolgen muß.

Um meine Idee vollständig zu entwickeln, muß ich in einige Details eingehen, die, wie fremd sie auch der Sache auf dem ersten Anblick scheinen mögen,

dennoch in einem nur allzu engen Zusammenhange mit derselben stehen. Uebrigens muß man es mir verzeihen, wenn ich gewisse Opfer als nothwendig betrachte, die dem größten Theile der Leser nie als nothwendig eingeleuchtet haben. Ich diene deshalb keiner Partei. Mich interessirt nur das Weltgeschick. Gegen die Vollziehung desselben bin ich gleichgültiger, als man wohl glauben mochte. Für mich selbst hab' ich das Nothwendige als einen Act der Freiheit vollziehen gelernt. Andern mag dies schwerer werden, als mir. Ich tadle sie deshalb nicht; aber es wäre, dünkt mich, zu wünschen, daß man das Ich da vergessen lernte, wo das Ganze die Aufopferung desselben erfordert. Wie dem aber auch sey, so ist zwischen dem Manne, der eine große Umwälzung von seiner Studierstube aus vorhersieht, und demjenigen, der dergleichen einleitet, ein wesentlicher Unterschied. Wollte man dem erstern das Prädicat eines Revolutionärs beilegen, so würde man ihm allzu viel Ehre erzeigen, da er nur denkt, nicht handelt, und wenn er falsch geurtheilt haben sollte, die Welt um keinen Strohhalm aus ihrem bisherigen Geleise rückt. Vielleicht ist alles, was die folgenden Blätter enthalten, nur ein politischer Traum. Der Leser mag darüber entscheiden. Das Reale gränzt so dicht an dem Idealen, daß sich das Erstere nur allzuoft in das Letztere verliert. Der Verfasser ist zufrieden, wenn man ihm das Zeugniß giebt, daß er von dem Zusammenhange, worin die europäischen Staaten unter einander stehen, mehr begriffen hat, als das große Heer der politischen Schriftsteller, welche, von allen historischen Einsichten verlassen, in der Regel nur schwatzen.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über den Zusammenhang, welcher zwischen Europa und dem spanischen und portugiesischen Amerika statt findet.

Alle menschliche Thätigkeit bezweckt zuletzt nichts weiter, als Lösung des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes, den die Natur in jede menschliche Brust legte, um den Menschen von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Cultur hinzuführen, und der auf diese Weise das einzige Entwickelungsprincip bildet. Der Philosoph, welcher die Welt durch Vorlesungen über die Principe des Göttlichen und des inneren und äußeren Rechtes zu belehren glaubt; — der Künstler, welcher durch die Schönheit seiner Schöpfungen entzückt und für sich selbst nur im Bewußtseyn seiner Göttlichkeit lebt; — der Israelit, welcher unumwunden bekennt, daß alles Strebenswerthe im Gold und Silber enthalten ist, und jedes Mittel ergreift, sich in den Besitz der edleren Metalle zu setzen; — der Tagelöhner, welcher, einer edleren Bestimmung fremd, sein tägliches Brod im Schweiße seines Angesichts erwirbt und nur physisch fortdauern will: kurz, alle Menschen ohne Ausnahme, wie ungleich sie auch in anderer Hinsicht seyn mögen, haben wenigstens das mit einander gemein, daß sie in der Gesellschaft leben wollen; mit Freiheit und Bequemlichkeit, wenn es möglich ist; so gut es angeht, wenn es nicht anders seyn kann. Dies ist das Nothwendige im Menschen, worüber er niemals Herr werden kann, wofern er nicht den Menschen in sich zerstören will.

Nur der größere Werth, den die Gesellschaft auf einzelne Beschäftigungen zu legen gewohnt ist, hat gegen die teleologische Gleichheit aller menschlichen Thätigkeit verblenden können. Wie groß aber auch diese Verblendung seyn mag, so leuchtet dem Auge des Philosophen deshalb nicht minder ein, daß alles, was Cultur genannt zu werden verdient, zuletzt nichts weiter ist, als das allmählige und unabsichtliche Product der Bestrebungen aller Mitglieder der Gesellschaft, ihre physischen und moralischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Regel hierbei ist: je einfacher die Gesellschaft desto geringer die Cultur; je zusammengesetzter hingegen die Gesellschaft, desto größer die Cultur. Ist das Individuum nur für das Ganze vorhanden, so hält und stützt dieses hinwiederum jenes. Da ist auch kein einziges Mitglied der Gesellschaft, das durch sich selbst etwas wäre; denn reißt man es aus dem Zusammenhange, worin es existirt hat, so vernichtet man es in seinem ganzen Wesen. Ein griechischer Philosoph behauptete: Der Mensch sey aus lauter Theilen zusammengesetzt, welche für sich selbst Menschen wären; der Mann hatte wenigstens in sofern Recht, als jedes Individuum, das seinem Geschlecht nur das physische Leben verdankt, nichts anderes ist, als ein Thier.

Im Grunde bildet die menschliche Gesellschaft ein Ganzes, das zwar auf mannichfaltige Weise getheilt, aber nie aufgehoben werden kann, weil in dem Menschen etwas enthalten ist, wodurch er immer wieder in die Gesellschaft zurückgeführt wird. Was den Menschen an den Menschen kettet, ist die Kraft gegenseitiger Bedürfnisse. Wie einfach diese auch in ihrer ersten Entstehung sind, so werden sie doch nach und nach sehr zusammengesetzt, bis sie sich in der Erfindung eines allgemeinen Tauschmittels wieder simplifiziren. Dieses allgemeine Tauschmittel sind die edleren Metalle. Nichts durch sich selbst, werden sie alles durch die Bedeutung,

welche der menſchliche Verſtand ihnen giebt. Dabei das allgemeine Streben nach dem Beſitz derſelben; daher die Hebelkraft, die ſie über die allergeiſtigſten Verrichtungen des Menſchen ausüben, ſelbſt, wenn er ihrer gar nicht eingedenk iſt; daher die große Revolution, welche von dem Augenblick an voraing, wo die Reſultate der Entdeckung Amerika's ſich über Europa ergoſſen.

Hätte die Natur nicht für gut befunden, Mexiko, Peru und Braſilien zu den Hauptniederlagen der edleren Metalle zu machen, ſo würde die Entdeckung Amerika's für die höhere Entwicklung der Europäer eben ſo erfolglos geblieben ſeyn, als die Entdeckung Auſtraliens. Durch die Gold- und Silberminen, welche die Spanier und Portugieſen im vierten Welttheil beſitzen, wurde mit den Gegenſtänden neuer Genüſſe zugleich das Verlangen nach denſelben gegeben; und indem dies Verlangen nur dadurch befriedigt werden konnte, daß man einen bedeutenden Theil des Geldreichthums auf ſich ableitete, nahm die Induſtrie und mit ihr die Nationalintelligenz auf allen Punkten Europa's einen höheren Flug. Auf dieſe Weiſe fiel die Entdeckungsgeſchichte Amerika's mit der Culturgeſchichte Europa's zuſammen, und wer die leztere gehörig ſchreiben will, muß vor allen Dingen die Kraft kennen, welche die edleren Metalle an und in demjenigen ausüben, der in den Beſitz derſelben zu kommen ſtrebt. Ohne ſich im mindeſten dem Vorwurf der Paradoxie auszuſetzen, kann man behaupten, daß der Wunſch, Spanien und Portugal um die Früchte ihrer Eroberungen in Amerika zu bringen, die Grundlage der ganzen modernen Entwickelung in den letzten 3 Jahrhunderten geweſen iſt und noch iſt. Es iſt ein merkwürdiger, aber ſo viel ich weiß noch nie bemerkter Umſtand, daß, ſo groß auch die Anzahl der Entdeckungen und Erfindungen iſt, welche ſeit drei Jahrhunderten gemacht ſind, keine derſelben einen

Spanier oder Portugiesen zum Urheber hat. Es ist, als ob diese beiden Nationen den Tribut, den jedes einzelne Volk dem menschlichen Geschlechte darzubringen hat, einmal für allemal durch ihre Entdeckungen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dargebracht und von diesem Augenblick an die Functionen der Wurzeln übernommen hätten, nämlich die Säfte einzusaugen, welche der Baum bedarf, um Blüthen und Früchte zu treiben. Kommt jemals die Zeit, wo man die Verhältnisse der Nationen psychologisch zergliedert, so wird man auch auseinander setzen, warum die Bewohner Spaniens und Portugals von dem Zeitpunkt an, wo sie die Leitung des Goldstroms übernahmen, alles Genie verlieren mußten, und die europäische Cultur nur im Widerschlag theilen konnten.

Es ist gegenwärtig wol keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Besitz des südlichen Amerika das Meiste zum Verfall der spanischen Monarchie beigetragen hat. So wie die spanische Nation zu einem unermeßlichen Geldreichthum gelangte, nahm der Nationalreichthum ab, der seine Quelle nie in Gold- und Silberbergwerken, sondern in der Energie hat. Könnte man durch Metalle herrschen, so würde Spanien das ganze Europa beherrscht haben; da aber Metalle nie das Wesen selbst, sondern nur die Symbole desselben sind, so haben sich die Spanier gefallen lassen müssen, von denjenigen beherrscht zu werden, welche es der Mühe werth hielten, sich Gold und Silber zu erwerben. Schon im 17ten, noch weit mehr aber im 18ten Jahrhundert sank Spanien so tief, daß es der Kanal wurde, durch welchen das übrige Europa mit dem spanischen Amerika correspondirte. Die spanische Nation wurde aufs förmlichste der Makler aller übrigen Europäer. Von Seiten Amerika's nahm sie die Schätze in Empfang, welche für Lebensmittel und Fabricate nach Europa gesandt wurden; von Seiten Europa's

befaßte sie sich mit dem Transport der Erzeugnisse und Kunstproducte, wodurch man die Eingeweide Mexiko's und Peru's an sich brachte. Nur der kleinste Theil der mit dem Handel nach Amerika verbundenen Vortheile kam ihr zu gut: sie behielt, so zu sagen, nur die Quintessenz der Schätze Mexiko's und Peru's, welche, gleich Wolken, über das Gebiet von Spanien hinzogen und sich nur da ergossen, wo der Kunstfleiß zu Hause gehörte. Im Ganzen genommen, war Spanien nur der Stapelort der ganzen europäischen Industrie, so weit sie sich auf Amerika bezog. Deutschland, Holland, die Schweiz, Frankreich, England drehten sich um Spanien, wie Planeten um die Sonne. In Schlesiens Gebirgen wurde ein großer Theil der Leinwand verfertigt, womit die Bewohner Mexiko's und Peru's sich bedeckten; die Schweiz versah mit Musselinen; Holland schickte theils, was es in sich selbst fabrizirt hatte, theils was im Auslande aufgekauft war; Frankreich lieferte Seidenwaaren; England Tücher, Hüte, Getreide und jeden anderen Artikel, der sich aufdrängen läßt.

So wurde Spanien nach und nach eine harmlose Macht, allen übrigen Mächten Europa's nützlich, keiner einzigen schädlich, der Raub aller, wiewol ohne wesentlichen Nachtheil für sich selbst, so lange es im Besitz des baaren Geldes blieb. Sein Münzhaus lag in Amerika; aber für sich selbst konnte es als eine große Kasse betrachtet werden, aus welcher jeder Staat, der eine vortheilhafte Handelsbilanz zu haben wünschte, mehr oder weniger schöpfte. Die ganze Nation, ehemals geistreich und intelligent, sank zur Träumerei und Indolenz herab. Von allem, was sie sonst gewesen war, blieb ihr blos ihre Rechtlichkeit. Verlassen von ihrer Regierung, lebte sie sich nur selbst; und auf die reine Sinnlichkeit zurückgeführt, wurde sie den Bewohnern der Südseeinseln ähnlich. Kunst und Wissenschaft verschwanden für sie um so mehr, weil die Prie-

ſterſchaft, in deren Hände ſie fiel, beides entbehren konnte, um den blinden Glauben zu erzeugen, der ihr allein nützlich wird. Die Natur hörte niemals auf, das Land mit ihren ſchönſten Segnungen zu beglücken; aber je mehr ſie that, deſto gleichgültiger wurde man gegen ihre Geſchenke, bis ihr Zorn ſich in einer Peſt offenbarte, auf welche ein Krieg folgte, der die Nation ihrer letzten Habe zu berauben droht. Der Grund zu einer Regeneration iſt gelegt; ſie zu Stande zu bringen iſt das Werk der Zeit und der Umſtände.

Drittes Kapitel.

Ueber die Folgen der Unterbrechung oder gänzlichen Aufhebung des Zuſammenhanges zwiſchen Europa und dem ſpaniſchen Amerika im Allgemeinen.

Um eine oder zwei Feſtungen zu blockiren, wird nicht ſelten die Kraft eines ganzen Reiches erfordert; aber um den Zuſammenhang zweier Welttheile aufzuheben, wenn der Handel einmal eine beſtimmte Richtung genommen hat, bedarf es nur weniger Kriegesſchiffe, welche das Ein- und Auslaufen in und aus den Haupthäfen derjenigen Landes verhindern, das der Zufall einmal zum Stapelort gemacht hat.

Hieraus erklärt ſich, wie eine feindliche Eskadre vor Kadix und den übrigen ſpaniſchen Häfen Millionen fleißiger Arme zum Stillſtand bringt. Hört man in Mexiko und Peru auf, die Gold- und Silberbergwerke zu bearbeiten, ſo hat ſich für Europa der Antrieb verloren, der den Kunſtfleiß in ſteter Regſamkeit erhielt. Der ſpaniſche Kaufmann wird nämlich

außer Stand gesetzt, sein Wort zu halten; und mehr bedarf es nicht, um den deutschen, schweizerischen, holländischen, französischen und englischen Kaufmann in seinen Operationen zu unterbrechen. Von dem Kaufmann abhängig, sieht sich der Manufacturier gezwungen, seine Werkzeuge ruhen zu lassen. Wer bei diesen Werkzeugen angestellt ist, muß, wenn er nicht Hungers sterben will, seine Zuflucht zu irgend einem andern Geschäfte nehmen. Dies wirkt, mehr oder weniger, auf den gesellschaftlichen Zustand zurück, der, so oft er wesentlich in seiner Form leidet, demoralisirt und erschüttert wird. In der That, vermöge des Zusammenhanges, den die Welt in den letzten drei Jahrhunderten gewonnen hat, kann es wohl der Fall seyn, daß im Norden Europa's die Zahl der Galgen vermehrt werden muß, weil im Süden Amerika's die Arme feiern, welche bis dahin die Gold- und Silberminen bearbeitet haben.

Jede europäische Macht, welche Spanien unaufgefordert den Krieg erklärt, versündiget sich an dem ganzen Continent, weil Spanien einmal dahin gekommen ist, eine gemeinschaftliche Macht zu seyn. Mag die Absicht einer solchen Kriegeserklärung immerhin nicht seyn, Revolutionen hervorzubringen; diese Wirkung erfolgt um so schneller, je mehr die Fortdauer des gesellschaftlichen Zustandes auf dem bleibenden Zusammenhange großer Weltheile beruht, von welchen jeder seine eigenthümlichen Bedürfnisse hat, in deren Befriedigung er nicht gestört werden darf, wofern die allgemeine Ruhe nicht leiden soll. Nichts würde unverschämter seyn, als wenn eben die Macht, welche gegen Spanien zu Felde zieht, von einer unwandelbaren Liebe für den alten und hergebrachten gesellschaftlichen Zustand in Europa sprechen wollte; denn wie konnte sie mit dieser Liebe ihre Zuflucht zu Maaßregeln nehmen, welche ganz dazu gemacht sind, den

Aufruhr auf allen Punkten Europa's, wo nicht zu organisiren, doch wenigstens einzuleiten? Und bei dieser Gelegenheit kann man nicht umhin, der französischen Regierung die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß sie in einem Zeitraum, wo es nur von ihr abhing, die ganze spanische Monarchie zu zertrümmern, mit einer Mäßigung verfuhr, welche mit ihren öffentlich bekannten Grundsätzen in dem offenbarsten Widerspruche stand. Wäre ihr an dem Umsturz der Throne so viel gelegen gewesen, als sie im Kampfe mit den Mächten des festen Landes das Ansehen haben wollte, so brauchte sie nur Spanien mit Frankreich zu einer Zeit zu vereinigen, wo dieser Vereinigung keine wesentlichen Hindernisse im Wege standen, da die französische Armee so weit vorgedrungen war, daß sie Madrid bedrohte. Anstatt die Integrität der spanischen Monarchie zu vernichten, begnügte sich der Convent mit der Abtretung des spanischen Antheils an der Insel St. Domingo und mit Lousiana. Man sage nicht, daß diese Mäßigung nothwendig gewesen sey, um die Kraft der französischen Nation zu retten; denn es gereicht der französischen Regierung noch immer zur Ehre, daß sie dies einsah, und aus Achtung für die Fortdauer der Nationalkraft den gesellschaftlichen Zustand Europa's unerschüttert ließ.

Kennt man den Zusammenhang, in welchem sich Europa durch den Handel befindet, nur einigermaßen, so kann bei Beurtheilung der Folgen einer aufgehobenen Communication zwischen Europa und dem spanischen Amerika nicht blos die Rede von diesen beiden Welttheilen seyn. Die ganze Welt leidet darunter. Zwar ist es nicht gut möglich, hierüber in ein Detail einzugehen; denn wo sollte man wol anfangen und wo endigen? Allein da der europäische Kunstfleiß sein Material aus allen Gegenden der Erde zusammenholt, und selbst die Natur- und Kunstpro-

ducte Asiens und Afrika's dem unermüdlichen Streben des Europäers nach Genuß und Bequemlichkeit dienen müssen: so begreift man leicht, wie das, was an der spanischen Küste vorgeht, zuletzt auf alle Welttheile zurückwirken muß. In der That, eine vor Kadix stationirte Escadre ist die Vollstreckerinn des allerfürchterlichsten Interdicts, das die Welt treffen kann; und dauert die Blockade fort, so leidet die Menschheit nicht blos für den Augenblick, sondern auch für eine lange Zukunft. Kein Verlust ist unersetzlicher, als der der Kunstfertigkeit, weil sie immer aus sich selbst hervorgehen kann; die Kunstfertigkeit aber geht von dem Augenblick an verloren, wo man ihr Gelegenheit und Zeit zur Ausübung raubt. Vergebens würden die spanischen Kaufleute den Entschluß fassen, ihr Geschäft auf einem andern Punkte der Erde fortzusetzen; da es nicht ihre Person, sondern ihr Geschäft ist, was man verfolgt, so würde der Kriegesheerd durch eine Auswanderung (die Möglichkeit derselben vorausgesetzt) nur erweitert werden. Die ungestörte Communication zwischen Spanien und Amerika ist eine so große Wohlthat, daß sie durch nichts ersetzt werden kann; denn hört sie auf, so tritt an ihre Stelle eine unmerkliche, unsichere, dem Ganzen höchst nachtheilige Filtration, wodurch die Moralität des Handels noch unendlich weiter zurückgesetzt wird, als sie es jetzt schon ist. Eben deswegen sollte sich ganz Europa gegen die Urheber eines solchen Unternehmens verbinden, und sie als die Feinde der Menschheit verfolgen und bestrafen. So wie die Welt gegenwärtig liegt, muß Spanien als eine heilige Macht behandelt werden, und unter den europäischen Nationen eben die Rolle spielen, welche den Stamm Levi unter den Stämmen Israels auszeichnete. Seine Peninsularlage an dem äußersten Ende Europa's macht es zu einer durchaus harmlosen Macht.

Da die ganze europäiſche Cultur in einem ſo engen Zuſammenhang mit der Entdeckung Amerika's ſteht, ſo iſt es nichts weniger als überflüſſig, die Frage aufzuwerfen: Was aus dieſer Cultur werden ſoll, wenn die Communication zwiſchen Europa und Amerika entweder ganz aufgehoben oder ſo modificirt wird, daß der Verkehr, welcher bisher zwiſchen beiden Welttheilen ſtatt fand, andere Gegenſtände bekommt? Man muß ſehr gleichgültig gegen die Fortſchritte der Cultur ſeyn, wenn man dieſe Frage nicht beherzigt. Allerdings kann ſie factiſch nur durch eine ziemlich entfernte Zukunft beantwortet werden. Allein wenn die tauſend Entdeckungen und Erfindungen, welche in den drei letzten Jahrhunderten gemacht worden ſind, als das Product des Reizes betrachtet werden müſſen, den die Eröffnung unerſchöpflicher Gold- und Silberbergwerke im ſpaniſchen Amerika in die Gemüther der Europäer gebracht hat; ſo wird man, nach dem gänzlichen Verſchwinden dieſes Reizes, die Rückſchritte in der Cultur und den größeren oder geringeren Stillſtand des Geiſtes ebenfalls von dem Augenblick datiren müſſen, wo die bisherige Communication aufgehoben wurde. Hiermit eröffnet ſich eine traurige Ausſicht. Wir ſchwanken an dem Abgrund der Finſterniß. Was uns noch vor wenigen Jahren ſo ſicher und zuverläſſig ſchien — die Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts auf der Bahn einer nicht zu berechnenden Entwickelung — iſt plötzlich ungewiß und zweifelhaft geworden. Alles Immaterielle beruht, wie im Individuum, ſo in der Geſellſchaft, auf dem Materiellen. Dies iſt ein Naturgeſetz, von welchem wir uns nicht losmachen können. Wird nun die Geſellſchaft in ihren Fundamenten erſchüttert, ſo verſchwinden alle die Blüthen, die ſie bisher getrieben hat, und mit den Blüthen verſchwindet die Ausſicht auf reife Früchte. Das Reich der Wiſſenſchaften, das ſich immer weiter

verbreitete und immer mehr Allmende wurde, — wo wird es nach hundert und mehrern Jahren geblieben seyn? Werden unsere Nachkommen verstehen, was wir gedacht haben? Wird nicht ein Mittelalter wiederkehren, in welchem die Gespensterfurcht die Welt regiert?

Doch wir müssen nicht ganz verzweifeln. Wie heftig die Krisis auch seyn mag, worin wir uns befinden: so werden wir doch nicht sogleich in ihr untergehen. Möglich sogar, daß die Sachen eine unerwartete Wendung nehmen, durch welche die Welt mehr gewinnt, als verliert. Europa ist noch nicht ganz von seinem guten Genius verlassen. Er rettete seinen Lieblingsaufenthalt aus den Strudeln einer Revolution, die ihn in den Abgrund zu ziehen drohten. Will er sein Werk vollenden, so kann es nur dadurch geschehen, daß er diesen Lieblingsaufenthalt sicher stellt. Große Schritte sind bereits gethan. Noch größere müssen geschehen. Indem wir diese Schritte denken, verwandelt sich das Reich der Finsternis in ein Reich des Lichts. Unsere Blicke heitern sich wieder auf und mit unbefangenem Gemüthe treten wir einer Zukunft entgegen, welche für die Gegenwart hinlänglich entschädigt.

Viertes Kapitel.

Zergliederung der Absichten Englands bei der Blockade der spanischen Häfen.

Spanien befand sich, nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich, in seiner gewissen Verlegenheit. Durch den Baseler Tractat zur Unterstützung Frankreichs verpflichtet, konnte

es sein im Jahr 1793 gegebenes Wort nicht zurücknehmen, ohne sich der Gefahr einer Invasion von Seiten der französischen Republik auszusetzen. Aber wie mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gegen England machen, ohne seinen Handel und einen großen Theil seiner Colonien der Raubgier Großbritanniens bloszustellen? In diesem Dilemma blieb abermals ein anderer Ausweg übrig, als den einmal versprochenen Beistand in baarem Gelde zu leisten. Die französische Regierung war mit diesem Ersatz zufrieden, wiewol die Summen, welche sie von Spanien erhielt, kaum den Ausfall deckten, welchen Frankreich durch die unterbrochenen Handelscommunicationen von dem Augenblick an litt, wo englische Schiffe die sämmtlichen französischen Häfen sperrten. England schien dem zwischen Spanien und Frankreich zu Stande gebrachten Vertrage ruhig zuzusehen, einmal weil seine Uebermacht um so unbestrittener blieb, so lange es mit Frankreich allein zu schaffen hatte, zweitens, weil es in dem ungestörten Besitz aller der Handelsvortheile verharrte, die es bis dahin von Spanien gezogen hatte. Zwar entstand schon zu Anfange des verflossenen Jahres eine gewisse Spannung zwischen der englischen und spanischen Regierung; allein da sie mehr persönlich als national zu seyn schien, so ließ man sich sehr wenig davon träumen, daß sie zu offenbaren Feindseligkeiten führen würde. Je mehr England bei Spaniens Neutralität gewann, desto fester glaubte man an die ungestörte Dauer derselben.

So standen die Sachen, als drei spanische Registerschiffe, die von Amerika mit reichen Ladungen zurückkamen, bei ihrer Ankunft in Europa von den Engländern angegriffen wurden. Zwei derselben wurden genommen; das dritte flog in die Luft. Dies Verfahren der englischen Regierung empörte ganz Europa. Der Krieg ging einer Kriegserklärung voran,

und Hinterlist und Grausamkeit schienen sich verbündet zu haben, um die Welt an das Beispiellose zu gewöhnen. Unstreitig hatte die englische Regierung, bevor sie ihre Zuflucht zu einer so unerhörten Maaßregel nahm, alles aufgeboten, Spanien zu einer Kriegserklärung zu reizen. Wie dem aber auch seyn mag, immer mußten die Beweggründe zu einem solchen Attentat die dringendsten von der Welt seyn. Es ist der Mühe werth, hierüber weiter nachzudenken.

England brach den Frieden von Amiens, weil es sich von Frankreich in seinem Finanzsystem bedroht sah. Der Krieg wurde in Westindien geführt, und der Verlust der Insel St. Domingo war der empfindlichste Schlag, der Frankreich treffen konnte. Frankreich trotzte diesem Schlage vorzüglich dadurch, daß die französische Regierung die Kunst verstand, der Nationalindustrie in den Vertheidigungs- oder Angriffsanstalten, welche sie gleich nach erfolgter Kriegserklärung traf, eine neue Richtung zu geben. In ihren Erwartungen betrogen, legte es die englische Regierung darauf an, dem französischen Staatsrath, den sie vergeblich zu stürzen versucht hatte, durch eine Verschwörung aus dem Wege zu räumen. Auch dieser Plan mislang. Die Hoffnung, Frankreich durch einen neuen Krieg zu desorganisiren, war fehlgeschlagen, und Englands politische Existenz stand mehr als jemals auf dem Spiel. Im Grunde war es eben so schwer geworden, den Krieg fortzusetzen, als ihn zu beendigen. Die Kriegsflotten waren bisher von dem Privateigenthum der Franzosen und Holländer bestritten worden, das die englische Regierung unmittelbar nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten aufgefangen und an sich genommen hatte. Da diese Quelle versiegt war, so blieb der englischen Regierung nichts anderes übrig, als ihre Zuflucht entweder zu einer neuen Anleihe, oder zu einem so beispiellosen Verfahren zu neh-

men, als sie an Spanien ausgeübt hat. Eine neue Anleihe war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, welche aus der Natur des Kampfes hervorgingen, worein sich England eingelassen hatte; denn indem die Regierung selbst erklärte, daß eine Landung der Franzosen in England nicht unmöglich sey, flößte sie den Bewohnern Großbritanniens eine Furcht ein, welche der Bereitwilligkeit, womit sie bisher jedes kriegerische Unternehmen unterstützt hatten, großen Abbruch that. Ein Attentat gegen Spanien gewährte den doppelten Vortheil, die englische Nation zu erleichtern und dem Premier-Minister alle die Vorwürfe zu ersparen, womit die Oppositionspartey ihn bei der nächsten Eröffnung des Parlements, im Fall er neue Taxen in Vorschlag gebracht hätte, würde überschüttet haben. Kein Wunder also, daß man Spanien so ohne alle Umstände den Krieg erklärte. Das Verfahren war um so nothwendiger, weil man keine Zeit zu verlieren hatte. Ging eine förmliche Kriegeserklärung voran, so hing es nur von der spanischen Regierung ab, den Ausbruch des Krieges durch Unterhandlungen zu verspäten; aber zwei Monate später war der größte Theil der aus Lima und Vera Cruz alljährlich ankommenden Negerschiffe in dem Hafen von Kadix geborgen; außerdem hätte man Mühe gehabt, im spanischen Amerika solche Einrichtungen zu treffen, daß, nach dem wirklich erfolgten Ausbruch der Feindseligkeiten, nur sehr wenig spanisches Eigenthum in die Hände der Engländer fiel. Dies alles war dem Interesse der englischen Regierung entgegen, die den Krieg beständig als eine einträgliche Speculation behandelt. Je früher man rauben konnte, desto ruhiger durfte man den Ereignissen in England selbst entgegensehen. Was auch die Oppositionspartei vorbringen mochte, so konnte sie ihre Anschuldigungen nicht über die Verletzung des Völkerrechts hinaus erstre-

cken; und diese Anschuldigungen ließen sich in einem Reiche ertragen, wo die Kraft des Goldes entscheidet und die Ehre zu einem verächtlichen Schattenbilde herabgesunken ist. Die Nation mußte neues Vertrauen zu der Regierung fassen, sobald sie sah, daß der Kriegsheerd ohne allen Nachtheil für die Nationalexistenz erweitert war. Vielleicht war dies das rechte Mittel, das baare Geld, das man bisher, aus Furcht vor einem überraschenden Ueberfall, verborgen gehalten hatte, wieder in Umlauf zu bringen. Auf alle Fälle kam die den Spaniern abgenommene Beute der ganzen Nation zu statten, nicht blos indem sie neue Taxen überflüssig machte, sondern auch indem sie den Geldreichthum des Landes vermehrte. Hiermit hingen unstreitig politische Rücksichten zusammen.

Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß England, als der erste Handelsstaat in Europa, die politische Wichtigkeit der Neutralität Spaniens kennt; und in sofern dies wirklich der Fall ist, gab es kein besseres Mittel, sich, wegen der lauen Theilnahme des Continents an dem Kriege mit Frankreich, zu rächen, als die rasche Verletzung dieser Neutralität. Bis zum Jahre 1803 war es England beständig gelungen, die eine oder die andere Continentalmacht in sein Interesse zu ziehen; aber seit der förmlichen Wiederherstellung des Princips der Einheit in Frankreich waren alle Bemühungen Englands zu diesem Endzweck vergeblich gewesen. Voll geheimen Unwillens, sah es sich in einem Kampfe verlassen, der, welche Wendungen er auch nehmen mochte, zuletzt Entscheidung bringen mußte. Sein Groll war um so tiefer, weil der Ausgang des Kampfes auf St. Domingo seine Absicht, das ganze europäische Continent in ein großes Sklavenreich zu verwandeln, nur allzu sehr ans Licht gezogen hatte. Ohne Freund, ja ohne die Aussicht, jemals wieder einen Freund zu gewinnen, konnte es seine Ge-

sinnungen gegen die Continentalmächte nicht besser an den Tag legen, als wenn es zeigte, daß es zuletzt doch nur von ihm abhänge, den gesellschaftlichen Zustand, zu dessen desto sicherer Beschützung man sich in den Schranken einer ängstlichen Neutralität erhielt, von Grund aus zu erschüttern. Es griff also Europa gerade da an, wo es am leichtesten zu verwunden war. Aus der Wegnahme der spanischen Fregatten folgte die Blockade der spanischen Häfen; und was aus der Aufhebung der Handelscommunicationen folgte, war um so weniger ein Gegenstand seiner Befürchtungen, da es, wenn es, vermöge seiner Insularlage und seiner unwiderstehlichen Linienschiffe, einmal Frankreich trotzte, auch der ganzen übrigen Welt Trotz bieten konnte. Einen hinlänglichen Ersatz für ehemalige Handelsvortheile fand es in der Beraubung der spanischen Schiffe.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Wir haben bisher das Verfahren der englischen Regierung gegen Spanien als einen Act der Deprädation geschildert, welcher, von der Noth eingegeben, seine Sanction durch die Leidenschaft erhalten hat.

Betrachtet man es nur in diesem Lichte, so kann man sich nicht laut genug dagegen erklären, vorausgesetzt, daß man keinen Beruf fühlt, in die Nothwendigkeit einzugehen, unter welcher das brittische Ministerium steht.

Vielleicht darf es in keinem andern Lichte betrachtet werden.

Es kommt alles darauf an, ob man in England selbst den Zusammenhang durchschaut, worin die Constitution mit der Nationalschuld steht, und ob man diesen Zusammenhang erhalten will, oder nicht.

Ist das Erstere der Fall, so bleibt der englischen Regierung schwerlich etwas anderes übrig, als das Elend der Nationen zur Basis des Gedeihens der Bewohner Großbritanniens zu machen; und da dies nicht besser geschehen kann, als durch Verstopfung der Handelsquellen, oder vielmehr durch Ableitung derselben auf England, so wird sie ihre politischen Maaßregeln immer so nehmen, daß auf einen fünfjährigen Frieden ein dreißjähriger Krieg erfolgt, der das aufstrebende Gebäude des gesellschaftlichen Verkehres in Europa von neuem niederreißt und zertrümmert. Auf diesem Wege kann das der englischen Regierungsmaschine zum Grunde liegende Princip der Trennung noch lange erhalten werden; in der That so lange, bis die Nationen Europa's einsehen, daß für sie kein Gedeihen möglich ist, und in einer Art von Verzweiflung lieber allen Verkehr aufgeben, als die Sklaven der Engländer bleiben. Sobald dieser Zeitpunkt eintritt, ist es auch um die englische Constitution geschehen, und alle angewandten Rettungsmittel haben zuletzt nichts bewirkt, als die Verschiebung des Umsturzes einer Sache, welche ihre Entstehung bei weitem mehr dem Zufall als einer weisen Ueberlegung verdankte.

Liegt dagegen der englischen Regierung nichts an der Erhaltung der englischen Constitution, weil sie einsieht, daß sie durch dieselbe in einen Antagonismus mit ganz Europa verwickelt wird, der sich nur verderblich für sie lösen kann; so kann eben das Verfahren, welches uns bisher als ein reiner Highwaysmannsreich erschienen ist, der Art einer tiefen Politik seyn, die, sobald die Schleier, womit sie in

dem gegenwärtigen Augenblicke bedeckt ist, gelüftet sind, Europa nach und nach wieder mit England aussöhnen wird, indem sie Verhältnisse stiftet, wobei die Ruhe und das Gedeihen des Continents gesichert bleibt.

In Wahrheit, wohin soll die Antinationalität Englands zuletzt führen? Alles, was die englische Regierung bisher an sich genommen hat, ohne im mindesten auf das Völkerrecht zurückzugehen, war immer als ein Schmaus zu betrachten, wodurch der Hunger nur zur Hälfte gestillt wurde. Nach Jahr und Tag befand sie sich immer wieder auf demselben Punkte, von welchem sie ausgegangen war; und wollte sie dem Uebereile, den sie durch das Anreizen in den Staatskörper gebracht hatte, nicht unterliegen, so blieb ihr nichts anderes übrig, als den Krieg immer von neuem anzufangen, um von neuem plündern zu können. Wo nun endlich Hülfe geben? Umkehrung bei sich selbst, in Anerkennung dessen, was sie zur Feindin der ganzen Welt macht.

Traf sie den rechten Punkt, so mußte sie auch den Beruf fühlen, das Uebel fortzuschaffen, wodurch sie das Verderben der Welt wurde. Ich gestehe, daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die englische Regierung einen Plan verfolge, durch welchen sie Englands Verhältnisse zu dem festen Lande zu verbessern sucht; denn ein solcher Plan könnte nur in dem Kopfe eines Einzigen entspringen, und nie mit Beruhigung aller Mitglieder der Regierungsmaschine ausgeführt werden. Indessen kann man die Wahrscheinlichkeit einen Augenblick voraussetzen, um das genauer kennen zu lernen, was geschehen muß, wenn Europa nicht in England untergehen und dieses Reich unfehlbar nachstürzen soll. Es ist auch möglich, daß England zum Ziel gelangt, ohne dies Ziel deutlich gedacht zu haben; dergleichen hat in der Welt nur alle

zu oft statt gefunden. Auf jeden Fall wird der Gang, den die Sachen nehmen müssen, immer folgender seyn.

Bei dem bisherigen Zusammenhange des Handels blieb England von dem Continente Europa's eben so abhängig, als es dies Continent von sich abhängig machte. Dies Verhältniß hörte von dem Augenblick an auf, wo England Spanien den Krieg erklärte; wenigstens wurde dadurch eine förmliche Trennung Englands von dem Continente eingeleitet. Denn was konnten die Bewohner des festen Landes den Engländern für ihre Colonialwaaren und Kunsterzeugnisse anders geben, als entweder rohes Material oder das baare Geld, das sie im Handel mit Spanien erworben hatten? Dieses Land war seit mehr als anderthalb Jahrhunderten durch den allmähligen Verfall seiner Industrie um allen *Nationalreichthum* gebracht worden; nachdem England es aber auch *geldarm* gemacht hatte, verstopfte sich der Canal, in welchem das spanische Gold und Silber durch das Continent nach England floß. Es war also nicht mehr auf den Absatz zu rechnen, den England bisher gefunden hatte; und ob es gleich von jeher Englands Interesse war, *bedürftige Käufer* zu finden, so hörte doch dies Interesse von dem Augenblick an auf, wo die *Bedürftigkeit* sich in *Armuth* verwandelte. Was blieb nun aber der englischen Regierung übrig, wenn dasselbe Mittel, das sie zu ihrer Erreichung ergriffen hatte, nicht zu ihrem unmittelbaren Verderben gereichen sollte?

Nichts anders, als die Eroberung eines bedeutenden Theiles des spanischen Amerika. Hierin war das einzige Mittel enthalten, sich auf eine längere Zeit, wo nicht für immer, zu retten. Zu allen [illegible] gingen handelnde Nationen immer darauf aus, [illegible] und [illegible] zu [illegible]. Wie sehr sie sich dadurch selbst im Lichte standen, kam nie in Anschlag.

wofern sie nur unmittelbare Vortheile davon hatten. Die englische Regierung hat aber einen um so stärkeren Antrieb zur Eroberung eines Theils des spanischen Amerika, da sie den Folgen eines allzu weit getriebenen Credits nur dadurch entgehen kann, daß sie ihrer Autorität ein von den Bewilligungen des Unterhauses unabhängiges Fundament verschafft. In sofern dies nun wirklich ihre Absicht seyn sollte, erhalten alle die feindseligen Schritte, welche sie seit dem letzten Friedensbruch gethan hat, eine ganz neue Bedeutung. Ausführlich wird darüber im nächsten Abschnitte die Rede seyn. Jetzt bemerken wir blos, daß die englische Regierung, nicht zufrieden, die französischen und spanischen Häfen in einem strengen Blockadezustand zu erhalten, sehr bedeutende Rüstungen macht. Wozu diese Rüstungen? Daß England um die Erhaltung seiner Nationalexistenz sehr wenig verlegen ist, glaubt wol ein jeder, der nur einen erträglich angemessenen Begriff von der Ueberlegenheit der englischen Seemacht hat; die Landesvertheidigung erfordert keine neuen Flotten. Daß England es ferner nicht auf Erweiterung seines Machtgebietes in Europa anlege, springt eben so sehr in die Augen; denn was hätte es für wesentliche Vortheile von Eroberungen, aus welchen es sogleich wieder vertrieben werden würde? Selbst Gibraltar hat für England nur eine bedingte Wichtigkeit. Dieser Felsen war ein herrlicher Punkt, um sich als Schmarotzerpflanze an Spanien anzulegen; aber von dem Augenblick an, wo Spanien ausgesogen war, hatte er keinen Werth mehr. Die englischen Rüstungen können also schwerlich eine andere Absicht haben, als ausserhalb Europa Eroberungen zu machen; und wo könnten diese Eroberungen mit besserem Erfolg gemacht werden, als in dem spanischen Amerika?

Die Möglichkeit des glücklichen Erfolges einer solchen Unternehmung kann man nicht in Zweifel zie-

hen, wenn man Spanien selbst zum Maaßstab des Verfalls seiner Colonien im nördlichen und südlichen Amerika macht. Diese Möglichkeit aber verwandelt sich in Wahrscheinlichkeit, ja in Gewißheit, wenn man etwas genauer mit dem gesellschaftlichen Zustande im spanischen Amerika bekannt ist. England wird um so geschwinder seinen Fuß in den spanischen Colonien fassen, da es sich seit mehr als einem Jahrhundert durch Schleichhandel und durch tausend andere lose Künste mit den Bewohnern befreundet hat. Vergeblich behauptet man, daß Englands Bevölkerung nicht ausreiche, den Erfolg eines solchen Unternehmens zu sichern. Der englischen Regierung dienen zuletzt alle Arme, die sie bezahlen kann, und es wäre wol möglich, daß sie sogar einen Theil der spanischen Kriegsgefangenen zur Eroberung der spanischen Besitzungen gebrauchte. Dazu kommt noch, daß diese Regierung gewohnt ist, der Tapferkeit das wenigste zu überlassen; denn indem sie denjenigen, welche an der Spitze stehen, große Summen bietet, schwächt sie den Widerstand, und erreicht ihren Zweck um so sicherer, da zuletzt alles von Individuen abhangt, die, als Untergeordnete, einen bestimmten Preis haben, um welchen sie sich verkaufen.

Wie groß oder gering aber auch die Schwierigkeiten eines Invasionskrieges im südlichen Theile des spanischen Amerika seyn mögen, so können sie doch durchaus nicht in Betrachtung kommen, da nur auf diesem Wege Rettung für die englische Regierung zu finden ist, wofern sie nicht über lang oder kurz in ihrem Anleihesystem untergehen will. Selbst das Gefährlichste muß gewagt werden, weil es zuletzt doch nicht so verderblich ist, als ein Nationalbankerott. Gelingt es, so sind die Folgen von einer solchen Beschaffenheit, daß die Gestalt der Welt von Grund aus verändert wird. Nicht blos England und Spanien,

sondern auch Frankreich und das ganze übrige Continent gelangen zu einer Ruhe, welche, als Resultat besserer Verhältnisse, von desto längerer Dauer sein wird, da der arge Wille einer einzelnen Nation sich nicht mehr in das Spiel mischen kann. Um dies gehörig zu erklären, wird es nöthig sein, in ein ausführliches Detail einzugehen. Ich setze dabei voraus, erstlich, daß Englands Absicht wirklich auf Eroberungen auf dem festen Lande von Amerika gerichtet ist, zweitens, daß diese Eroberungen so gelingen, daß England in den Besitz der ergiebigsten Gold- und Silberminen im südlichen Amerika gelangt. Ohne diese Voraussetzung hat mein ganzes Raisonnement gar kein Fundament; und indem ich davon ausgehe, kann ich nichts anderes bezwecken, als eine Darstellung der Möglichkeit, den gänzlichen Rückfall in die Barbarei, aus welcher Europa seit ungefähr drei Jahrhunderten hervorgegangen ist, zu vermeiden.

Sechstes Kapitel.

Folgen der Eroberung eines bedeutenden Theiles des südlichen Amerika durch die Engländer, in Beziehung auf England.

Es ist durchaus die Sache der englischen Regierung, auszumitteln, auf welches von den drei Königreichen, die das spanische Südamerika ausmachen, ihre Unternehmung gerichtet werden müsse. Da das Königreich Rio de la Plata, die Gegend um Potosi ausgenommen, wo man das reichste Silberbergwerk findet, keine bedeutenden Vorräthe von edlen Metallen enthält, so kann die Wahl nur zwischen dem Königreich Neugranada und dem Königreich Peru schwanken.

Beide sind gleich reich an Gold und Silber, und ohne allen Zweifel ist eins derselben genug, um dem Bedürfniß der englischen Regierung abzuhelfen. Einmal im Besitze eines dieser Königreiche, wird sich England um keinen Preis wieder davon trennen; und es kommt alsdann nur noch darauf an, die Folgen zu berechnen, welche mit diesem Besitz für England verbunden seyn werden.

Da die ganze Unternehmung von der Regierung selbst, nicht von einer der ostindischen Compagnie ähnlichen Gesellschaft, ausgegangen ist, so wird sie auch die Früchte derselben für sich behalten wollen.

In Beziehung auf Ostindien war es von jeher der Vortheil der englischen Regierung, die Administration des ungeheuren Reiches, welches die sogenannte ostindische Compagnie an den Ufern des Ganges besitzt, von sich abzulehnen, und sich mit dem mittelbaren Nutzen zu begnügen, den sie von dieser weitschichtigen Colonie zieht. Dies zeigte sich vorzüglich in dem Jahre 1784, wo, unter der Administration des Grafen Shelburne, jene berühmte Coalition zu Stande gebracht wurde, die es auf nichts Geringeres anlegte, als die Verwaltung der ostindischen Compagnie in die Hände der Regierung zu spielen und dadurch der Nationalschuld ein Ziel zu setzen. Da man die Krisis fürchtete, welche von dieser Operation unzertrennlich war, so ließ der König dem Oberhause durch den Grafen Temple erklären, daß er denjenigen für seinen Feind halten würde, welcher die im Unterhause durchgegangene Ost-Indien-Bill unterstützen würde. Die Bill wurde verworfen, und die Regierung blieb im ungestörten Gebrauch ihres Anleihesystems, das sein wesentlichstes Fundament in den Erpressungen hat, wodurch sich die Beamten der Compagnie bereichern.

Ganz anders, als mit Ostindien, verhält es sich mit einer im südlichen Amerika eroberten Colonie.

Da der Hauptwerth der Königreiche Neugranada und Peru in den Gold- und Silberminen beſteht, die ſie enthalten, ſo hat die Regierung nicht die mindeſte Urſache, die Verwaltung des eroberten Reichs einer von ihr unabhängigen Geſellſchaft zu überlaſſen; und indem ſie dieſe Verwaltung ſelbſt übernimt, kann es nicht fehlen, daß ſie durch Amerika's Gold- und Silberbergwerke zu einer nie geahneten Freiheit empor ſteigt.

Wenn von der engliſchen Regierung die Rede iſt, ſo iſt der vollziehende Theil derſelben gemeint.

So lange die vollziehende Macht keinen andern Schatz hatte, als die ganze Nation, war ſie von dem Unterhauſe abhängig, deſſen Bewilligungen, wie erzwungen ſie auch in neuern Zeiten ſeyn mochten, neue Anleihen allein ſanctioniren konnten. In dem Beſitz eines von den Bewilligungen des Unterhauſes ganz unabhängigen Schatzes, braucht die Regierung ihre Zuflucht nicht länger zu Anleihen zu nehmen, und indem ſie dieſer Nothwendigkeit überhoben iſt, muß die engliſche Conſtitution nach und nach alle die Veränderungen erleiden, welche das Princip der Trennung aus ihr verdrängen und das Princip der Einheit herbeiführen. Es iſt nämlich zu glauben, daß die engliſche Induſtrie die Gold- und Silberbergwerke von Neugranada oder von Peru zu einem ungleich höheren Ertrage erheben wird, als die ſpaniſche Trägheit; und in ſofern dies wirklich der Fall iſt, können ganz andere Anſtalten zur Tilgung der Nationalſchuld und Verminderung des ſie begleitenden Uebereizes getroffen werden, als bisher in den Mortificationsfonds exiſtirten. Erleichtert, wird die Nation auf die Regierung weit weniger influiren. Das Unterhaus, deſſen ganze Macht aus der Größe der Nationalſchuld herzuleiten iſt, verlore allmählig ſeine ganze Wichtigkeit. Das Oberhaus verſänke mit dem Unterhauſe.

Die Souveränität des Staatschefs träte hervor, und England befände sich nicht länger in einem zerstörenden Antagonismus mit ganz Europa.

Bei dieser äußerst wichtigen Verwandelung würde das schwierigste Problem darin bestehen, den Uebergang der bisherigen Polyarchie in eine wahre Monarchie für England unblutig zu machen. Allein wer soll dies Problem lösen? Der Staatschef? Er befindet sich in einem Zustande, der sich mit keiner von den Ideen verträgt, die in das Geschäft einschlagen. Sein Nachfolger auf dem englischen Throne? Man kennt ihn nicht als einen Mann von großen politischen Einsichten und einem den ganzen gesellschaftlichen Zustand Großbritanniens umfassenden Genie. Irgend ein anderer von den Prinzen des königlichen Hauses? Keiner von ihnen steht in dem Credit, ein so vorzüglicher Geist zu seyn, daß eine neue politische Schöpfung von ihm ausgehen könnte. Der Premier-Minister? Wer er auch sey, so kann er doch niemals aufhören, ein Repräsentant der erblichen Aristokratie zu seyn; ein Mann, vermöge dessen er unablässig zur Aufrechthaltung der bisherigen Polyarchie aufgefordert wird. Durch Blutströme wurde das Princip der Trennung fixirt; durch Blutströme muß das Princip der Einheit zurückgeführt werden. Da die gegenwärtige Tyrannie durch ihre Beschränkung auf die bloße Repräsentation beider Energie und Autorität verloren hat, so läßt sich mit Zuversichtlichkeit voraussetzen, daß sie, trotz ihrer hohen Unschuld, in der Krisis, welche der Uebergang von der Polyarchie zur Monarchie mit sich führt, untergehen und daß erst ihre Nachfolgerinn zur wahren Souveränität emporsteigen werde. Wie dem aber auch seyn mag, so ist so viel wenigstens ausgemacht, daß die Gewerbung beträchtlicher Gold- und Silberbergwerke für England die wesentlichste Veränderung in den Verhältnissen der Mitglie-

der der Regierungsmaschine hervorbringen wird, und daß, so wie die Reibungen nachlassen, zu welchen die bisherige Stellung derselben führte, die Einheit des Impulses, oder die Souveränität, um so schneller hervortreten muß, je nachdrücklicher sie bestritten wird. Es ist wohl möglich, daß die englische Regierung, die ihre Individualität zu allen Zeiten sehr schlecht begriff, hiervon in dem gegenwärtigen Augenblick gar keine Ahnung hat; allein die Sache wird von selbst erfolgen, so wie der Drang der Umstände immer heftiger und unwiderstehlicher wird; und so kann es schwerlich fehlen, daß auch die schwerfälligen und ihre Constitution vergötternden Engländer zuletzt das Gebiet der socialen Technik erweitern, d. h. eine Wissenschaft vervollkommnen, die für sie noch immer in der Wiege liegt.

Was die ganze englische Nation betrifft, so würde die Erwerbung beträchtlicher Gold- und Silberbergwerke eben so auf sie zurückwirken, als sie, so weit die Geschichte reicht, auf alle Nationen der Welt zurückgewirkt hat. Das versteht sich ganz von selbst, daß sie für den nächsten Zeitraum, als den Geldreichthum mit der Industrie verbindend, die allermächtigste Nation seyn wird, die es je gegeben hat; allein, da der Geldreichthum in einer natürlichen Antipathie mit der Industrie stehet, in einer Antipathie, welche nicht eher aufhört, als bis die Industrie verschwunden ist, so läßt sich, nach dem Gesetz der moralischen Gravitation, vorhersehen, daß auch die Engländer das Schicksal aller geldreichen Nationen haben werden. Unstreitig wird der Verfall ihrer Industrie langsam von statten gehen, weil er, wenn kein Staatsbankerott statt findet, durch eine große Nationalschuld aufgehalten wird, die nur sehr allmählig mortificirt werden kann; aber wie unmerklich er auch seyn mag, so wird er sich doch nach und nach offenbaren, bis sich,

gerade wie in Spanien, die Industrie gänzlich verlo-ren hat. Zum Lobe dieser Nation hat man bemerkt, daß sie für ganz Europa die Experimente im Großen gemacht habe; und will man nicht undankbar und ungerecht zugleich seyn, so kann man diese Thatsache nicht bestreiten. Allein worin lag die Aufforderung zu dieser Anstrengung aller Kräfte? Nur in dem unendlichen Reiz, den die Nationalschuld mit sich führte. Er war es, der große Ideen hervorrief und der Realisation es nie an Mitteln fehlen ließ. Ver-schwindet dieser Reiz, so verschwinden mit ihm auch alle die Wirkungen, die er bisher hervorgebracht hat. Wie groß daher auch die Menge neuer Combinationen gewesen ist, welche seit ungefähr sechzig bis siebenzig Jahren in England gebildet wurden; so wird man sich doch nicht darüber wundern müssen, wenn nach ungefähr hundert Jahren, bei einer Revision der neue-sten Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste, England eben so leer und baar dastehet, als Spanien und Portugal in dem gegenwärtigen Augenblick. Den Nationen ergeht es gerade wie Individuen: Je mehr Natur und Glück für beide gethan haben, desto mehr vernachlässigen sie sich. Hiezu liegt einer von den Hauptgründen des Unterganges oder der Regeneration großer Völker.

Nach diesem Grundsatz stände England eine we-sentliche Revolution bevor. In der That, die Energie der gegenwärtigen Bewohner Großbritanniens steht in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit der Constitution und Nationalschuld, daß man nicht be-greift, was nach dem endlichen Verschwinden der letzteren aus der ersteren werden wird. In dem Schwindel, der sich der ganzen englischen Nation be-mächtigt hat, blieb Schottland frei von allen politi-schen Ausschweifungen; und eine der glücklichsten Fol-gen dieser Selbstständigkeit war, daß während Wis-

ſenſchaften und Künſte in England untergingen, beide in Schottland fortblüheten. Dennoch werden es ſchwerlich die Schotten ſeyn, welche künftig den in Wohlleben untergegangenen Engländern die Richtung ertheilen; die ſchottiſche Nation exiſtirte zu allen Zeiten am liebſten für ſich ſelbſt. Den unterdrückten Irländern ſcheint das Schickſal dieſe Rolle aufzuſparen. Allem Despotismus zum Troß hat die irländiſche Nation ihren Charakter bewahrt, und trifft die engliſche Regierung nicht bald Anſtalten zu einer vollkommenen Ausgleichung der Intereſſen zwiſchen England und Irland, ſo kann es ſchwerlich fehlen, daß irgend einmal eine Rückwirkung erfolgt, wodurch die bisher Unterdrückten zu Unterdrückern werden. Welch ein Schickſal, wenn nach 60 bis 70 Jahren ein Irländer da thronen ſollte, wo jetzt Georg der Dritte thront.

Soll überall die Nationalexiſtenz der Engländer geſichert bleiben, ſo muß ihr Charakter auf das Weſentlichſte verändert werden. Die Antinationalität, die man in demſelben antrifft, iſt zuletzt nichts weiter, als eine Modification des durch das Princip der Trennung verſtärkten Egoismus. Sie wird der engliſchen Nation bleiben, ſo lange dies Princip fortdauert; ſie wird ſich aber von dem Augenblick an verlieren, wo das Princip der Einheit an die Stelle jenes tritt. Denn in dem Nationalcharakter eines Volks liegt eben ſo wenig etwas Abſolutes und Unveränderliches, als in irgend etwas Menſchlichen. Dieſelben Spanier, welche gegenwärtig ſo tief geſunken ſind, daß ſie ſogar das Andenken an ihre ehemalige Erhabenheit verloren haben, hatten vor drei Jahrhunderten ganz den Charakter der Engländer. Don Ferdinand fand in dem Cortes von Arragonien eben ſo viel Widerſtand, als Georg der Dritte in der Perſon ſeines Premier Miniſters jemals im Unterhauſe des Parlements gefunden

hat. Warum sollten in England dieselben Wirkungen nicht aus denselben Ursachen hervorgehen?

Uebrigens bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die in diesem Abschnitte beschriebenen Folgen einer Eroberung im spanischen Südamerika sich sehr allmählig einstellen werden. Vielleicht wird erst nach Verlauf der nächsten funfzig Jahre davon die Rede seyn können. In der Natur der Dinge liegt es, daß jede Abweichung von den bisherigen Normen nach eben den Gesetzen erfolgen wird, die die Schritte der Regierung bis jetzt geleitet haben; denn nur der Drang der Umstände kann die Schwerkraft aufheben, welche einer durch sich selbst beschränkten Regierung eigen ist. Gewisse Notionen haben sich den Köpfen der Engländer so tief eingedrückt, daß die Bekämpfung und Verdrängung derselben der Regierung nicht wenig zu schaffen machen wird. Ein ausgedachter Plan zur allmähligen Umwandlung würde etwas Abgeschmacktes seyn. Nur im Allgemeinen kann der Entwickelungsgang geahnet werden. Wer sich desselben bemächtigen wollte, würde, wie ein gutmüthiger Schwärmer, in ihm untergehen. Mehrere Generationen müssen dazu beitragen, den gesellschaftlichen Zustand Englands zu verbessern. Alles, was Moralität heißt, ist von den Engländern gewichen; und hielte nicht ein unerklärbarer Instinct den ganzen Staat zusammen, so würde er das Opfer seiner eigenen Verkehrtheit schon längst geworden seyn.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes, in Beziehung auf Frankreich.

Frankreich würde sich unstreitig den Eroberungen der Engländer im spanischen Südamerika widersetzen, hätte es die dazu erforderliche Kraft. Seine Häfen sind gesperrt; und selbst wenn seinen Flotten das Auslaufen gelingen sollte, ist, bei der anerkannten Ueberlegenheit der brittischen Seemacht, sehr daran zu zweifeln, daß Frankreich Großbritannien wesentlichen Abbruch thun werde. Es ist wahr, daß das letztere Reich überall zu verwunden ist, in England selbst, in Schottland, in Irland, in Kanada, in Westindien; allein die Wunden, welche Frankreich ihm beibringen kann, werden, so lange sich Englands Kreditsystem hält, nie von Bedeutung seyn; nun sollten Frankreichs Flotten geschlagen werden, so würde es nur um so schlimmer um die Welt stehen. Wie groß auch das Genie des gegenwärtigen Staatschefs der Franzosen seyn mag, so muß man doch nicht vergessen, daß es nicht ausreicht, sich alle Begebenheiten unterzuordnen. In jener Periode, wo die französische Flotte mit der englischen wetteifern konnte, waren es die Zeitumstände, welche Frankreich begünstigten. England war nämlich in einem Bürgerkrieg befangen, und befand sich geradezu in dem Zustande der moralischen Anarchie. Dies ist gegenwärtig durchaus nicht der Fall, wie groß auch die Gebrechen der Verfassung seyn mögen. Angenommen nun, daß Frankreich seinem Erbfeinde auf dem Wege der Gewalt keinen wesentlichen Abbruch thun kann, wie soll es die Welt von dem Untergang in England erretten? Ich behaupte, daß

kein anderes Mittel übrig bleibt, als Englands Eroberungen im spanischen Südamerika ruhig zuzusehen.

Es ist freilich von jeher der Charakter der Politik gewesen, nur immer auf den unmittelbaren Vortheil oder Schaden zu achten, den gewisse Begebenheiten mit sich führen; allein die wahre Politik hält sich an die Resultate, welche die Erfahrungen aller Jahrhunderte gewähren. Nach dieser Politik hat Frankreich alle Ursache, sich dem Plan der englischen Regierung, in sofern er auf Erwerbung von Gold- und Silberbergwerken gerichtet ist, nicht allzu halsstarrig zu widersetzen. Ist St. Domingo der Punkt, um welchen sich der Kampf zwischen Frankreich und England dreht, und kann diese wichtige Insel nur dadurch wieder gewonnen werden, daß Frankreich der englischen Regierung den ungestörten Besitz von Neugranada oder von Peru garantirt, so wird Frankreich durch eine solche Garantie unendlich mehr gewinnen, als England. Bestätiget sich nämlich auch in Englands Beispiel die so vielfältig gemachte Erfahrung, daß die Industrie oder der Nationalreichthum dem Geldreichthum weichet, so kann Frankreich darauf rechnen, daß England im Verlauf der Zeit seine Kraft ohne weiteres Zuthun verlieren wird. Frankreich kann England seinem Schicksale um so getroster überlassen, weil, wenn es, nach einem endlichen Frieden, in den Besitz von St. Domingo zurücktritt, der Anbau dieser unschätzbaren Colonie die Mittel zur Unterhaltung einer so zahlreichen Flotte hergiebt, als Frankreich nur immer bedarf, um England überall die Stirne zu bieten. So wie die Sachen gegenwärtig liegen, hat die französische Marine keine Basis; denn die Basis jeder Marine ist im Handel enthalten, und Frankreich gegenwärtig auf den inneren Verkehr beschränkt. Sollen alle die Linienschiffe, Fregatten, Cutters u. s. w. welche seit einigen Jahren erbaut

worden ſind, nicht wieder in ſich ſelbſt zuſammenfallen, ſo bleibt nichts anderes übrig, als St. Domingo durch irgend ein Opfer zu erkaufen, das, auf Koſten einer befreundeten Macht dargebracht, nicht nur Frankreich, ſondern auch die ganze Welt rettet; Frankreich, in ſofern es in St. Domingo ein Foment der Induſtrie und des Credits gewinnt, die Welt, in ſofern ſie nur dadurch aufrecht erhalten werden kann, daß Frankreich England in Zaum und Zügel hält. Es iſt ja zuletzt nur immer das Gleichgewicht der Kräfte, was den Frieden bewahrt, und nichts iſt richtiger, als daß nur das eine Schwert das andere in der Scheide erhalten kann.

Da es einmal die engliſche Staatsſchuld iſt, was keinen Frieden zwiſchen England und Frankreich geſtattet; da die engliſche Regierung in dieſer Hinſicht unter einem Antrieb ſteht, von welchem ſie ſich nicht los machen kann, ohne ſich ſelbſt das Todesurtheil zu ſprechen und den ganzen engliſchen Staat mit ſich ins Verderben zu reißen: ſo muß man ihr erlauben, den Ausweg zu nehmen, der ihr allein übrig geblieben iſt, um zu einer Freiheit zu gelangen, die ihr das Schickſal bis jetzt verſagt hat. Erobert ſie keine Gold- und Silberbergwerke, ſo muß ſie mit der ganzen Welt ſo lange in Feindſchaft leben, bis dieſe in ihr oder ſie in der Welt untergeht. Macht ſie hingegen jene Eroberung, ſo iſt nichts vorhanden, was ihrer bisherigen Antinationalität Nahrung gäbe. Zwar wird die Nationalſchuld dadurch nicht vernichtet; allein die Regierung iſt nicht länger genöthigt, ihren Credit ins Unendliche zu treiben und den Staat von einer gefährlichen Spitze auf die andere zu werfen. So wie ſie jetzt noch da ſteht, vertheidigt ſie in der Herrſchaft zur See ihre Exiſtenz, und nichts kann ſie bewegen, nur einen Finger breit zu weichen. Von der Kraft der edleren Metalle, die ſie in Südamerika ſammelt, un-

terstützt, ist sie selbst erleichtert. Wird sie eine Concurrenz versagen, die sie gestatten kann? Auch sie will den Frieden, weil alles zuletzt nach Ruhe hinstrebt; aber sie will ihn unter Bedingungen, wobei ihre Existenz gesichert bleibt. Sie würde alles aufs Spiel setzen, wenn sie ihr Geheimniß verriethe. Man muß es errathen und ihr zu Hülfe eilen. Man predige die Freiheit der Meere, so viel man wolle; dadurch wird nichts gewonnen. Es kommt darauf an, solche Verhältnisse zu stiften, daß diese Freiheit nothwendig wird. Dies ist der gordische Knoten, den man lösen, aber nicht zerhauen muß. Nur durch Erleichterung der Bürde, welche die englische Regierung trägt, kann man sie zum Gefühl der Billigkeit und Großmuth zurückführen; jeder Versuch, ihre Billigkeit und Großmuth zu erzwingen, wird nur ihre zerschmetternde Kraft vermehren und das Verderben der Welt beschleunigen. Nie muß man vergessen, daß es in England nicht die Kraft der Personen, sondern die der Dinge ist, was gefürchtet werden muß. Frankreich wird England nie besiegen, so lange es gegen eine Staatsschuld von sechshundert Millionen Pfund Sterling ankämpfen muß; England aber wird in sich selbst zusammenfallen, sobald diese Kraft gebrochen ist, und dies kann nur dadurch geschehen, daß man die Regierung der Nothwendigkeit übergiebt, in ihrem Anleihesystem fortzufahren. Thut Frankreich dies, so kann sein gegenwärtiger Staatschef mit Sicherheit darauf rechnen, alle die herrlichen Ideen, womit er sich in Beziehung auf das französische Reich trägt, nach und nach realisirt zu sehen. Ist Frankreich aber eigensinnig, oder kurzsichtig, so ist alles verloren und die schönste der Welten, so wie sie in dem Kopf des französischen Kaisers existirt, einmal für allemal über den Haufen geworfen. Nie war eine Krisis größer, als diejenige, worin wir gegenwärtig leben, und mit

bangem Herzen muß man der Entscheidung entgegensehen.

Aber Spanien! — — Spanien verdient in dieser Auseinandersetzung ein besonderes Kapitel. Man wird in demselben die nämlichen Principe wieder finden, die bisher den Ideen des Verfassers zum Grunde gelegen haben. Ein eigenes Vaterland ausgenommen, giebt es für ihn kein Reich, worin er sich von jeher lebhafter interessirt hat, als Spanien. Besteht er also darauf, daß Spanien das Opfer darbringen müsse, wodurch die Welt mit sich selbst versöhnt werden soll, so hat seine Liebe für die Spanier keinen geringen Antheil an diesem Eigensinn. Wäre er ein geborner Spanier, so würde er sagen: Nicht in der Liebe für die bestehende Ordnung der Dinge allein offenbart sich der Patriotismus; auch in dem Hasse gegen dieselbe kündigt er sich an, wenn sie nämlich so beschaffen ist, daß die Vernunft sie nicht länger billigen kann.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes, in Beziehung auf Spanien.

Denkt man den Ursachen nach, welche die spanische Nation in diesen unermeßlichen Abgrund von Lethargie und Ohnmacht gestürzt haben, aus welchem sie sich nicht wieder hervorarbeiten kann, so läßt sich schwerlich eine allgemeinere auffinden, als die Eroberung Amerika's und die Erwerbung unerschöpflicher Gold- und Silberminen sowol in dem nördlichen als in dem südlichen Theil dieser Halbkugel. Keine Er-

ſchichte iſt lehrreicher, als die der ſpaniſchen Nation; aber das gründliche Studium derſelben iſt vernachläſſigt worden. Daher die geringe Anzahl derjenigen, welche mit Billigkeit über die Spanier urtheilen.

Am Schluſſe des funfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier eine der induſtrioſeſten Nationen in Europa. Ihre Wollen-, Linnen- und Seidenmanufacturen ſtanden in einer ſolchen Blüthe, daß ſie nicht nur lieferten, was das Land zu eigener Conſumtion bedurfte, ſondern auch eine bedeutende Exportation möglich machten. Als den Spaniern der ungeheure Markt von Amerika zuerſt eröffnet wurde, da kannten ſie keine anderen Vorräthe, als die eigenen, und in der Natur der Sache lag es, daß der Geiſt der Induſtrie einen neuen Schwung erhielt. Dieſer Schwung war um ſo kräftiger und ſtärker, weil der Zuſtand der ſpaniſchen Marine dem der Manufacturen entſprach. Nach der Angabe eines ſehr glaubwürdigen Schriftſtellers *) hatte Spanien zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts wenigſtens tauſend Kauffartheiſchiffe im Ganze; eine Zahl, wodurch es alle übrigen Reiche in dieſem Zeitalter bei weitem übertraf. Indem nun auswärtiger Handel und innere Induſtrie ſich ſo freundſchaftlich die Hände reichten, hätte Spanien das blühendſte Reich der Welt werden und bleiben ſollen; allein mehrere Urſachen verhinderten dies.

Es war vorzüglich die Antipathie, worin der Geldreichthum mit dem Nationalreichthum auf allen Punkten der Erde ſteht, was die ſpaniſche Nation zu Grunde richtete. Die Goldſtröme, welche ſich aus Amerika nach Spanien ergoſſen, wirkten auf den Geiſt der ſpaniſchen Nation vernichtend zurück, indem ſie die Gewinnſucht in eben dem Maaße entflammten,

*) D. Pedro Rodriguez de Campomanes.

worin sie die Liebe zur Arbeit erstickten. So lange Carl der Fünfte an der Spitze des Staates stand und in seinen politischen Operationen die ganze Welt bewegte, war der Einfluß des Geldreichthums auf den Geist der Nation minder sichtbar, weil das Gold und Silber der neuen Welt in unaufhörlichen Kriegen dem ganzen Europa zugeführt wurde; aber unter Philipp dem Zweiten, noch mehr aber unter seinem Nachfolger, Philipp dem Dritten, offenbarte sich die Kraft der Metalle sowol in den Maaßregeln der Regierung, als in den Tendenzen der ganzen Nation, welche, ihrer großen Bestimmung vergessend, sich der Träumerei hingab und Gaukelspiele aller Art der Anstrengung und Energie vorzuziehen begann. *) Um sich ihr Geschäft zu erleichtern, vertrieb die Regierung eine Million industriöser Unterthanen zu einer Zeit, wo zahlreiche Auswanderungen nach Amerika die Bevölkerung Spaniens mit jedem Tage verminderten; um zu einer angenehmeren Existenz empor zu steigen, vernachlässigte die Nation Ackerbau und Manufacturen. Jetzt eröffnete sich zuerst die Kluft, welche seitdem zwischen der Regierung und den Regierten in Spanien befestigt geblieben ist; die erstere war durch den Stützpunkt, den sie in Amerika's Gold- und Silberminen für ihre Autorität gefunden hatte, der Nothwendigkeit überhoben, in der Nation selbst durch Ideen einen Stützpunkt zu haben; die letzteren entsagten der Eifersucht, womit sie bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gegen die Regierung erfüllt gewesen waren, und zugleich den Vorrechten, die sie in einer früheren Zeit genossen hatten. Die Manufacturen verfielen; die Flotten, sonst das Schrecken Europa's, wurden vernichtet, und das ganze, von der Natur so sehr begünstigte Land begann sich in eine Wildniß zu verwandeln, die hin und wieder von Schafheerden be-

*) S. Campomanes, ii. 140.

lebt wurde, deren Hüter die Reize ihrer Geliebten befangen.

Unterdessen dauerte der Zusammenhang fort, in welchen die alte Welt seit einem Jahrhundert mit der neuen getreten war. Außer Stand gesetzt, die Bedürfnisse einer ungeheuren Colonie zu befriedigen, wandte sich das Mutterland an benachbarte Staaten. Die Niederlande, England, Frankreich, Italien und Deutschland übernahmen die Bekleidung, ja zum Theil die Beköstigung der Americaner. Daher das starkgefühlte Leben, zu welchem beinah ganz Europa erwachte. Was spanische Kaufleute nur immer fordern mochten, wurde im Ueberfluß geliefert, und dadurch der spanischen Industrie der Todesstreich versetzt. Vergeblich widerstrebte ein Fundamentalgesetz, durch welches die Fremden von dem Handel mit Amerika ausgeschlossen waren, dieser Neuerung; stärker als alle Gesetze, zwang die Nothwendigkeit die spanische Regierung zur Nachsicht gegen alle die Schritte, welche von jetzt an zum Umsturz der spanischen Monarchie gemacht wurden. Spanische Kaufleute gaben ihre Namen her, den Betrug zu decken, und voll Vertrauen auf die Redlichkeit derselben sandten Engländer, Franzosen und Holländer ihre Manufacturen nach Amerika und empfingen den dreihundertfachen Werth derselben entweder in baarem Gelde oder in den reichen Bequemlichkeiten der neuen Welt. Nie vermochte die Furcht vor der Gefahr oder der Reiz eines großen Gewinnes einen spanischen Factor zum Verrath oder zur Defraudation derjenigen zu bewegen, der einmal sein Vertrauen in ihn gesetzt hatte; und mit Wahrheit kann man sagen, daß der Umsturz des Reichs durch nichts so sehr befördert worden ist, als durch die Redlichkeit der Nation in ihren Verhältnissen mit Ausländern. Unbedeutend war der Vortheil, den Spanien von seiner Verbindung mit Amerika zog; denn von allem, was nach Amerika ausgeführt wurde,

gehörte ihm nur der zwanzigste Theil. Die Schätze der neuen Welt fielen also dem ganzen Europa anheim; in der That in einem so hohen Grade, daß Philipp der Dritte sich bereits genöthigt sah, dem Mangel des baaren Geldes in seinen Erbstaaten durch eine Kupfermünze abzuhelfen, welche den vollen Werth des Silbers haben sollte *). Dies alles waren Wirkungen des Geldreichthums, der sich nothwendig in die bitterste Armuth auflöset, weil er die Industrie vernichtet, welche allein die Kraft besitzt, das Metall zu fixiren. Wenn andere Nationen durch ihre Colonien nicht zu Grunde gerichtet wurden, so lag die Ursache dieser Erscheinung vorzüglich darin, daß die Regierung im Stande war, die Verwaltung derselben an sogenannte Handelscompagnien zu überlassen; das sicherste Mittel, die Fortschritte der Industrie und Bevölkerung der neuen Colonie zu verhindern, weil es niemals fehlen kann, daß das Interesse der Colonisten mit dem der Compagnie in Widerstreit geräth. Von diesem Mittel konnte die spanische Regierung keinen Gebrauch machen, weil der Werth ihrer Colonien vorzüglich in den reichen Gold- und Silberbergwerken bestand, die sie enthielten; denn wie konnte die Regierung die Bearbeitung dieser Bergwerke einer Gesellschaft anvertrauen, ohne sich derselben sogleich unterzuordnen?

Das Elend, wovon die spanische Nation gedrückt wurde, dauerte, beinahe ununterbrochen, fort, bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der eingeschlummerte Genius Spaniens durch einen Bürgerkrieg geweckt wurde. Die verschiedenen Mächte, welche die Ansprüche Oesterreichs oder Frankreichs auf den spanischen Thron begünstigten, sandten furchtbare Flotten und Heere zur Unterstützung derselben; und das arme Spanien erwachte zu einem neuen Leben, so wie die großen

*) S. Ustariz c. 104.

Summen, welche aus Frankreich, England und Holland in seinen Schooß strömten, zu wirken begannen; um so mehr, weil nun auch ein bedeutender Theil der amerikanischen Schätze, der bis dahin den Ausländern zugefallen war, im Lande blieb. Sobald sich die Bourbons auf dem spanischen Thron befestigt hatten, wurden Maaßregeln genommen, welche Spanien einen bedeutenderen Theil von den Vortheilen seiner amerikanischen Besitzungen erhielten, als die Regierung bisher hatte retten können. Zwar wurde die einmal entflohene Industrie nicht zurückgerufen; allein indem man den Franzosen einen (gewissermaßen gesetzlichen) Antheil an den Vortheilen des amerikanischen Handels gestattete, welche bis dahin von den Engländern und Holländern allein verschlungen worden waren; indem Philipp der Fünfte, ferner, dem Contrebandehandel durch die sogenannte Assiento-Compagnie, die sich in England constituirte, entgegen wirkte und die Guarda Costas einführte; indem, endlich, an die Stelle der eben so unregelmäßig abgehenden, als auf ihrem Wege nach den amerikanischen Küsten nur allzu oft aufgehaltenen, oder wol gar zerstörten Galleonen Register-Schiffe traten, wurde Spanien in dem erträglichen Zustande erhalten, worin es sich bis zum Ausbruch des neuen Krieges mit England befand.

Im Ganzen genommen brachte die Veränderung der Dynastie keine Veränderung in dem Geiste der Regierung hervor; und fragt man nach der Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, so ist diese Frage nur dadurch zu beantworten, daß man auf die Wirkungen zurückgeht, welche die Gold- und Silberminen in Mexiko und Peru hervorbringen, in sofern sie die grössere oder geringere Betriebsamkeit bestimmen. Da nämlich Amerika's Schätze zu allen Zeiten groß genug waren, um der Regierung eine gewisse Selbstständigkeit zu geben, wodurch sie von der Nation un-

abhängig wurde, so vernachläſſigte die erſtere die letztere; und ſo iſt es geſchehen, daß die Spanier in allem, was Entwickelung genannt werden kann, ſo weit hinter den übrigen europäiſchen Nationen zurückgeblieben ſind. Vergeblich nennt man ſie träge; vergeblich legt man ihnen andere noch herabwürdigendere Prädicate bei. Die Spanier ſind, was ſie, dem Geiſte der Regierung nach, ſeyn können. Noch iſt der Geiſt der alten Gothen, der im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert ſo glänzend in ihnen aufflammete, nicht verflogen. Tapferkeit, Aufrichtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit bilden die Grundzüge ihres Charakters. Ihre Religioſität würde achtungswürdig ſeyn, wäre ſie nicht das Product der prieſterlichen Erziehung, die ſie genieſſen, und dem Aberglauben ſo nahe verwandt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß aus dieſer Nation wieder etwas Großes gebildet werden kann; ſoll dies aber je der Fall werden, ſo muß das Verhältniß, worin ſie gegen die Regierung ſteht, aufhören.

Man thue was man wolle, die ſpaniſche Regierung zur ſpaniſchen Nation hinzuziehen; ſo lange jene in dem Beſitz der Gold- und Silbergruben Amerika's bleibt, wird ſie ihrer eigenen Schwerkraft beſtändig unterliegen. Mehr als einmal hat ſie ihre eigene Unwürdigkeit gefühlt und ſich zu erheben geſucht; allein iſt ſie nicht immer wieder in ihre alte Lethargie zurückgeſunken? Vor ungefähr 25 Jahren ſetzte ſie alle Geiſter in Bewegung, um ſich mit den Mitteln bekannt zu machen, welche ſie anzuwenden hatte, ſich ſelbſt und die Nation zu veredeln; aber was haben die Ideen eines Campomanes und anderer eben ſo hellen Köpfe gefruchtet? Jetzt ſcheint ſie wieder mehr als jemals an ſich ſelbſt zu verzweifeln. Das Elend, welches aus der Unthätigkeit des Staatskörpers hervorgeht, wird nicht wenig durch die Individualität des ſogenannten Friedensfürſten vermehrt. Sofern der

Impuls der ganzen Regierungsmaschine von ihm ausgehen muß, findet er den bestimmtesten Widerstand; und will man nicht ungerecht seyn, so muß man es der Nation nicht verargen, daß sie kein Vertrauen in die Einsicht und den Charakter eines Mannes setzet, dessen staatsbürgerliche Größe auf keinem wahren Verdienste um den Staat beruht. Kein Wunder, wenn der Erzbischof von Toledo sich zu bedeutenden Opfern bereit finden läßt; er ist ein Bourbon, der mit der gegenwärtigen Dynastie steht und fällt. Die übrigen Granden werden keinen Beruf fühlen, seinem Beispiel zu folgen, blos um keine Gemeinschaft mit dem Friedensfürsten zu haben, der ihnen auch dann noch ein Stein des Anstoßes seyn müßte, wenn er ein Mann von Kopf wäre, was er nicht ist und niemals werden kann. Ist nicht das gegenwärtige Elend der Nation von ihm ausgegangen? Dies Elend abzuwenden, bestand Aranda im Jahr 1792 auf einem Defensiv-System in Beziehung auf Frankreich. Ein Exil nach Andalusien wurde der Lohn seines Patriotismus und seiner richtigen Beurtheilung der Verhältnisse Spaniens. Der Krieg erschöpfte nur allzubald die Kraft der ganzen Nation; aber auch nur auf diesem Wege konnte Godoy zur staatsbürgerlichen Größe emporsteigen. Durch den Baseler Tractat wurde die Nationalexistenz nur scheinbar gerettet; denn Spanien hörte von dieser Zeit an auf, eine selbstständige Macht zu seyn. Wenn England noch zauderte, so lag der Grund dieses Zauderns in den Vortheilen verborgen, welche der Revolutionskrieg gewährte. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1803 mußte Spanien sich darauf gefaßt machen, in den Kriegesstrudel gezogen zu werden. Unstreitig würde es wohl daran gethan haben, wenn es die Sache der Franzosen, den in dem Baseler Tractat festgestellten Artikeln gemäß, ergriffen hätte. Eine trügerische Neutralität vorziehend, gab es England Zeit zur Ausführung eines großen

Planes. Alles war von dem Augenblick an verloren, wo englische Schiffe die spanischen Häfen blockirten. Die Integrität der spanischen Colonien konnte nicht länger gerettet werden.

Wie wird nun aber der Verlust der vorzüglichsten Gold- und Silberbergwerke im südlichen Amerika auf Spanien zurückwirken?

So lange die spanische Regierung die meisten ihrer Bedürfnisse von dem Ertrage dieser Gold- und Silberbergwerke bestreiten konnte, war ihr Thun und Lassen der Nation gleichgültig. Dies wird von dem Augenblick an aufhören, wo die Regierung sich genöthigt sieht, einen neuen Stützpunkt für ihre Autorität in der Nation zu suchen. Im Grunde kann jede Regierung das, was die Nation für sie thut, nur durch die Ideen vergüten, womit sie den Staat ordnet und der allgemeinen Thätigkeit, aus welcher das staatsbürgerliche Gedeihen resultirt, zu Hülfe kommt. Welche Ideen aber können, wenn von neuen organischen Gesetzen und von der Anwendung der socialen Technik auf die spanische Nation die Rede ist, von der spanischen Regierung ausgehen? Wie will sie mit einemmale die Schwerkraft überwinden, der sie bisher unterlag? Wie z. B. den Geist der Theokratie verdrängen, der, gleich einem Krebsschaden, seit Jahrhunderten an der Nation nagt und sie mit allen europäischen Nationen in Widerspruch gesetzt hat? Man hat von einem Concordate mit dem Pabste gesprochen, dem das französische zur Grundlage dienen sollte; allein wie wenig ein solches Werk in dem Geiste der Regierung enthalten ist, beweiset nichts so sehr, als der Umstand, daß die berühmte Rede des Staatsraths Portalis in dem Index der verbotenen Schriften obenan stehet.

Soll die spanische Nation durch ihre bisherige Regierung gerettet werden, so ist sie für immer verloren. In ihr selbst muß eine rettende Kraft enthal-

ten seyn. Wie aber wird sich diese rettende Kraft offenbaren? Unstreitig in einer Revolution, der französischen ähnlich, hätten die Spanier ihre politische Selbstständigkeit in dem Revolutionskriege behauptet. Da diese verloren gegangen ist, so ist an keine eigentliche Revolution zu denken; Frankreichs Nachbarschaft verhindert sie. Von der andern Seite kann die gegenwärtige Dynastie nicht länger in dem Besitz des Thrones bleiben, wenn die Nation nicht unendlich elender werden soll, als sie es bisher gewesen ist; und so entsteht die Aufgabe, die Welt durch Spanien so zu retten, daß dieses Reich dabey gewinnt?

Da Spanien einmal mit unauflöslichen Ketten an Frankreich geschmiedet ist, so wird die französische Regierung der spanischen Nation zu Hülfe kommen müssen.

Das kann, so viel ich davon begreife, nur dadurch geschehen, daß Portugal mit Spanien vereinigt wird.

Man hat sehr viel von der Nothwendigkeit einer ewigen Trennung beider Königreiche gesprochen und geschrieben. Unstreitig war nie von einer absoluten Nothwendigkeit die Rede; denn diese war nicht vorhanden. Portugal leistete als unabhängiges Königreich der Welt große Dienste, so lange Spanien furchtbar war; allein seine politische Wichtigkeit verlor sich in eben dem Maaße, in welchem Spaniens ehemalige Größe in sich selbst zusammenfiel. In Hinsicht des Antagonismus, der zwischen den Portugiesen und den Spaniern obwaltet, entsteht die Frage: Ob die Mittel, wodurch man ihn bisher zu besänftigen gesucht hat, die besten waren, die man gebrauchen konnte? Es liegt in der Natur der Sache, daß Portugal als eine Provinz betrachtet und behandelt wird, sobald ein spanischer König der Gebieter der Portugiesen ist; und daraus folgt, daß, über kurz oder lang, eine Revolution statt finden wie die vom Jahre 1640. Ein

ganz anderes Resultat würde die Versetzung eines portugiesischen Königs auf den spanischen Thron gegeben haben, wenn ein solcher Versuch bisher hätte gemacht werden können. Auf diesem Wege ist eine innige Vereinigung beider Königreiche nicht blos möglich, sondern sogar nothwendig. Und wie, wenn der Verlust der Gold- und Silberbergwerke im südlichen Amerika zuletzt die Wirkung hervorbrächte, daß der eben genannte Versuch gemacht würde?

Der Prinz Regent von Portugal befindet sich in der Blüthe des Alters. Nach allem, was man von ihm weiß, ist er ein Fürst von hellem Geiste. Wenn Portugal seit dem Anfang seiner Regierung zu keinem eigentlichen Glanz empor gestiegen ist, so liegt die Schuld bei weitem mehr an den Verhältnissen, worin sich dies Königreich, seit mehr als einem Jahrhundert, durch seine Abhängigkeit von England befindet, als an dem guten Willen des Regenten. Zu schwach, um Großbritannien widerstreben zu können, hat die portugiesische Regierung bisher der Richtung folgen müssen, die das Cabinet von St. James ihr zu geben für gut befand; alles, was sie vermochte, war, die Nation vor einer gänzlichen Unterjochung zu bewahren, welches nur dadurch geschehen konnte, daß man der Industrie jede mögliche Aufmunterung gab. In der That, der Prinz Regent von Portugal hat mit den Zeitumständen so ritterlich gerungen, daß es für ihn nur eines größern Spielraums bedarf, um die erhabensten Eigenschaften zu offenbaren. Auf den spanischen Thron gesetzt, würde er nicht blos das Symbol der Einheit, sondern auch das der Kraft seyn. Die spanische Nation würde in ihm nicht sowol den Eidam ihres bisherigen Königs, als den Besitzer Brasiliens erblicken; und indem der Ertrag dieser reichen Colonie sich nicht, wie bisher, in eine Bevölkerung von drei Millionen, sondern in eine von vierzehn Millionen verlore, würde er der Industrie keinen weitern Ab-

bruch thun. Alle ausschließenden Vortheile, welche England bisher von der Trennung beider Königreiche zog, fielen weg; unstreitig nicht sogleich, aber nach und nach. Es entwickelte sich eine neue Selbstständigkeit, die Frankreich mit Vergnügen sehen müßte, da es nur in ihr die Garantie seiner politischen Freiheit, in sofern diese durch England beschränkt wird, erhalten kann. Die spanische Nation erhöbe sich zu einer neuen Würde. Wohlthätige Maaßregeln, welche bisher nicht genommen werden konnten, wenn man nicht alles verderben wollte, würden um so schneller ausgeführt werden, je mehr eine dringende Nothwendigkeit ihnen das Wort redete. Eine alte Regierung kann ihre Maximen nicht gut verändern, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen und dadurch zur Opposition zu reizen; eine neue Dynastie hingegen darf jede Maaßregel ergreifen, die sie dem allgemeinen Besten des Ganzen für zuträglich hält, weil sich die große Mehrheit an sie anschließet. Die Eifersucht der spanischen Granden würde besänftigt werden, sobald sie nicht mehr den Friedensfürsten an der Spitze der Regierung erblickten: sie würden gemeinschaftliche Sache mit einem Staatschef machen, in welchem sie ihren Erretter erblickten, und auf diesem Wege könnte der edle Geist der alten Gothen in neuer Glorie hervortreten und die spanische Nation zu jenem Glanz zurückkehren, der jetzt nur in den Denkmälern früherer Zeiten existirt.

Es ist endlich Zeit, daß der narkotische Geist der Theokratie, der bisher auf die Köpfe der Spanier drückte, von dieser hochherzigen Nation weiche. Wie kann er aber zum Weichen gebracht werden, so lange sich das Heft der Regierung in den Händen der Priesterschaft befindet? Mag Spanien, wie Frankreich, die katholische Religion beibehalten, weil sie einmal in Spanien einheimisch ist; aber soll das Königreich gedeihen, so muß die Regierung die Grundsätze der

Duldung annehmen. Fort mit der Inquisition! Sie ist ein Brandmal für die Intelligenz der Regierung. Die Maximen Ferdinands und Isabella's waren gut, so lange es darauf ankam, Mauren und Juden zu bekämpfen und zu vertreiben; aber diese Maximen haben ihren Werth in eben dem Maaße verloren, in welchem Fanatisiren überflüssig geworden ist. Jetzt dienen sie nur der Priesterschaft, die nicht von der Stelle will und mit jedem Jahre anstößiger und lächerlicher wird. Die Abschließung eines Concordats muß der erste Schritt des neuen spanischen Königs seyn, wenn er zur Souveränität emporsteigen und als belebender Geist der ganzen Regierungsmaschine dastehen will. Der Unterstützung der Nation ist er gewiß, sobald es darauf ankommt, das Verhältniß der Kirche zu dem Staate zu verändern und Spanien in eine Kosmokratie umzuwandeln. Nur von Seiten der Geistlichkeit hat er etwas zu befürchten, weil ihr ganzes Wesen die Behauptung mit sich führt, daß der Staat in der Kirche enthalten sey. Doch der Geistlichkeit gebietet man ohne Mühe durch ein tüchtiges Militär; und ist der neue Staatschef im Stande, die alte Disciplin wieder herzustellen, so kann er des Erfolges um so gewisser seyn.

Wie jede andere Nation, so verdient auch die spanische, einen Civil- und Criminalcodex zu erhalten, wodurch die Freiheit und das Eigenthum der Individuen gesichert wird. Allerdings wird die Schöpfung desselben für Spanien mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn; allein daraus folgt noch nicht das gänzliche Mislingen einer solchen Unternehmung. Warum sollte ein Land, in welchem so viel für die Gesetzgebung geschehen ist, nach einer mehr als zweihunderts jährigen Vernachlässigung aller Legislatur, nicht zu einem den gesellschaftlichen Verhältnissen, so wie sie gegenwärtig vorhanden sind, angemessenen Nationalcodex gelangen können? Nichts hat zur Demorali-

sation der Spanier so viel beigetragen, als der elende Zustand der Justizverfassung, und die gänzliche Vernachlässigung dieses Theils der Verwaltung von Seiten der Staatschefs.

Fragt man: Was mit dem regierenden Hause angefangen werden soll? so ist die natürlichste Antwort auf diese Frage: Ein regierendes Haus ist nicht die Welt. Diese soll gerettet werden, nicht eine Dynastie, die in sich selbst verloren ist und zuletzt durch die vereinigte Kraft des Himmels und der Erde nicht wird gerettet werden können. Es ist aber gar nicht die Absicht oder der Wunsch des Verfassers, daß das Schicksal der Bourbons auf dem spanischen Throne sich tragisch löse. Eine Regierung, welche den Verhältnissen, worin sie mit den Regierten steht, nicht gewachsen ist, braucht gar nicht vernichtet zu werden, weil sie es schon ist. Man rette Individuen, man sichere ihnen eine anständige Existenz, man begünstige sie in allen vernünftigen Forderungen; dies alles ist nicht unmöglich und dies muß geschehen, wenn die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt werden sollen. Mehr aber darf man nicht thun, wenn man nicht an der Welt zum Verräther werden will.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes in Beziehung auf das übrige Continent.

Nach allen bisher gemachten Bemerkungen hängt das Heil der Welt zuletzt davon ab, daß das Princip der Einheit, in sofern es Regierungsmaschinen zum Grunde liegt, in England möglich, in Spanien wirklich werde. Dies kann nur dann erfolgen, wenn die reichen Gold- und Silberbergwerke in Amerika, welche bisher den Spaniern gehörten, den Engländern zufal-

len. Den erſteren ſoll der Verluſt derſelben eine Energie wieder geben, die ſeit beinah zwei Jahrhunderten verſchwunden iſt; den letzteren ſoll der Gewinn derſelben eine Energie nehmen, welche das Verderben Europa's zu werden droht.

Bleibt alles im alten Geleiſe, ſo iſt die Welt in ihren ſchönſten Tendenzen vernichtet.

Der Seedespotismus der Engländer iſt die wahre Quelle des Landdespotismus der Franzoſen. Aus dem Kampfe beider Mächte geht eine Univerſalmonarchie hervor, in welcher nur die politiſche Freiheit des äußerſten Nordens geſichert bleibt; und da in einer Univerſalmonarchie alle Entwickelung zum Stillſtand gebracht wird, ſo würde ganz Europa zuletzt von neuem ſeine Regeneration durch Barbaren erhalten müſſen; ein trauriges Geſchick, auf deſſen Abwendung jeder bedacht ſeyn muß, der den Werth der Cultur zu fühlen im Stande iſt.

Alle Maaßregeln, welche England bisher gegen Frankreich genommen hat, ſind von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie die Entſtehung einer Univerſalmonarchie beſchleunigen, während ſie, dem Vorgeben nach, auf die Verhinderung derſelben abzwecken; denn was Frankreich außerhalb Europa's an Subſiſtenzbaſis verliert, muß es innerhalb deſſelben wieder gewinnen; ſeine ungemeine Bevölkerung zwingt die Regierung zum Ehrgeiz und zur Eroberung. Es giebt aus eben dieſem Grunde keine größere Thorheit, als die Politik derjenigen Mächte iſt, welche dem Kampfe zwiſchen England und Frankreich mit Vergnügen zuſehen, weil ſie meinen, daß beide ſich gegenſeitig aufreiben werden. Das wird nie der Fall ſeyn. Frankreich will nicht erobern; aber indem es dazu gezwungen iſt, kann es ſich nur verſtärken. England will erobern, und indem es dieſem ſeinen Inſtincte folgt, kann es ſich nicht eher ſchwächen, als bis es auf dem Wege der Eroberung in den Beſitz reicher Gold- und Silber-

bergwerke kommt. Nur dieser Besitz kann die englische Regierung zu besseren Gesinnungen bewegen, als sie bisher gegen die Mächte des Continents gehabt hat, indem er sie der Nothwendigkeit eines gränzenlosen Credits überhebt. Die Folgen des veränderten Regierungssystems sind in den vorhergegangenen Abschnitten entwickelt worden. Das letzte Resultat aller Veränderungen, welche in England von dem Augenblick an vorgehen, wo das Princip der Einheit sich wieder herzustellen beginnt, kann nur die Ruhe Europa's seyn.

Angenommen, daß Spanien in dem gegenwärtigen Kriege das Königreich Peru verliert, so bleibt ihm, in Nordamerika, noch Florida, Neumexiko, Altmexiko, d. h. ungeheure, kaum übersehbare Besitzungen. In Südamerika behält es das Königreich Neugranada, welches an Producten aller Art nur allzu reich ist, und das Königreich Rio de la Plata, welches dem ersteren wenig nachgiebt, wenn es auch weniger Gold und Silber liefern sollte. Endlich bleiben ihm, unter den großen Antillen, Cuba und Porto rico, unter den kleinen Antillen, la Trinidad, la Margarita und la salsa Tortuga, und in Ostindien, die Philippinischen Inseln. Käme noch Brasilien hinzu, so würde es nicht nur nichts verloren, sondern sogar gewonnen haben. In sofern nun das Gedeihen Europa's von diesem Zustande Spaniens abhängt, würden die nicht in dem gegenwärtigen Krieg verwickelten Mächte wenig Ursach finden, sich über die Abtretung des Königreichs Peru an England zu beklagen. Der allgemeine Verkehr würde durch die Zurückgabe der Insel St. Domingo an Frankreich erleichtert werden, und die Gefahr, daß England das feste Land nach und nach aussaugen werde, ganz verschwinden. England wäre erleichtert und trüge den Keim nicht seines Verderbens, sondern einer bessern Moralität in sich, als ihm bisher eigen seyn konnte. Welche Aussichten zu

einem dauerhaften Frieden! Welche Wahrscheinlichkeit zur Erhaltung des gesellschaftlichen Zustandes in Europa! Die größten und gefährlichsten Wunden werden auf eine eben so sichere als leichte Weise geheilt und das Ungewitter, das jeden Augenblick auszubrechen droht, beschworen: die Communicationen zwischen Europa und Amerika stellen sich wieder her. Der Handel ist nicht länger paralysirt. Manufacturen aller Art kommen wieder in Gang. Künste und Wissenschaften, diese Blüthen des menschlichen Geistes, behalten ihre gewohnte Stütze. Die Rücke der Regierungen, die gegenwärtig ganz auf die auswärtigen Verhältnisse gerichtet sind, können sich auf die inneren zurückwenden, und das Organisationsgeschäft, das niemals stille stehen darf, mit desto besserem Erfolg betrieben werden, je mehr jeder grössere Staat im Genuß seiner einmal errungenen Kraft bleibt.

Bei jedem Frieden, welcher von längerer Dauer seyn soll, müssen die Interessen so ausgeglichen werden, daß die streitenden Parteien ihre Rechnung dabei finden. Diese Forderung erfüllte der Friede von Amiens keineswegs. Auf Englands Individualität war bei demselben gar keine Rücksicht genommen. Wie viel auch England, als Reich genommen, in dem Revolutionskrieg gewonnen haben mochte, so waren doch, durch die Vermehrung des Nationalreichthums, die Verhältnisse der Regierung zu den Regierten keineswegs berichtigt oder verbessert worden; sie waren vielmehr wesentlich verschlimmert durch die Größe der Nationalschuld, welche die Regierung jeden Augenblick der Gefahr aussetzte, von ihrer eigenen Macht (dem Credit) getödtet zu werden, wofern sie sich nicht die Aussicht zu einem noch größeren Credit erhielt. Ueberhaupt kann man mit der größten Sicherheit annehmen, daß, so lange England sein außer-europäisches Gebiet durch Eroberungen erweitert, welche der Regierung nur mittelbar, nicht unmittelbar zu

ſtatten kommen, an keinen Frieden von einiger Dauer zu denken iſt. Dies iſt ein Gedanke, zu welchem nur die Kenntniß des Zuſammenhanges der brittiſchen Conſtitution mit der brittiſchen Nationalſchuld führen kann, und der bis jetzt noch auf keinem Punkt der Erde gedacht worden iſt, weil ſich niemand die Mühe genommen hat, die Conſtruction der engliſchen Regierungsmaſchine mit der Fackel der Geſchichte zu beleuchten. Hätte die franzöſiſche Regierung einen ganz entwickelten Begriff von der unwiderſtehlichen Nothwendigkeit, unter welcher das brittiſche Miniſterium ſteht, ſo würde ſie von jeher ganz andere Maaßregeln gegen England genommen haben. Was helfen alle die Declamationen, worin ſie über die Treuloſigkeit und Hinterliſtigkeit des engliſchen Premier-Miniſters ausbricht? Was helfen alle Aufforderungen zur Befolgung eines beſſeren Syſtems, die bis zum Ekel in den franzöſiſchen Blättern wiederholt werden? Egoismus und Immoralität ſind der engliſchen Regierung nothwendig geworden, und jeder Verſuch zu einer plötzlichen Bekehrung würde ſich mit dem Verderben der ganzen engliſchen Nation endigen. So allmählig die Nationalſchuld gewachſen iſt, ſo allmählig muß ſie wieder verſchwinden. Giebt es zu dieſem Endzweck keine Mittel, ſo zerreibt ſich die Welt in einem ewigen Krieg. Giebt es dagegen ein Mittel, ſo wird ſich der Friede in Europa in eben dem Maaße befeſtigen, in welchem es angewandt wird.

Dies iſt, meiner Behauptung zufolge, der Punkt, in welchem man der engliſchen Regierung zu Hulfe kommen muß; man kann ihr aber auf keinem andern Wege zu Hülfe kommen, als durch Abtretung reicher Gold- und Silberbergwerke, welche ſie in den Stand ſetzen, ihr Anleihe-Syſtem zu beſchränken, ohne ihrem Credit zu ſchaden. Jeder Friede, der dieſe Idee nicht zur Grundlage hat, wird vergeblich ſeyn und von neuem gebrochen werden. Selbſt die vortheilhaf-

teſten Bedingungen ſchaden England und dem europäiſchen Intereſſe, ſo lange ſie nicht unmittelbar auf die Zerſtörung des Princips der Trennung in England hinwirken, und man kann mit apodiktiſcher Gewißheit ſagen, daß nichts, gar nichts geſchehen iſt, ſo lange es in England noch ein Parlement giebt, das zuſammenberufen werden muß, um eine neue Subſidie zu bewilligen. Uebrigens iſt dies etwas, wovon der Politiker des Tages nichts begreifen kann; und da der wahren, d. h. durch die Vergangenheit unterrichteten Politiker ſo wenige ſind, ſo darf ſich der Verfaſſer für das nächſte Kapitel nur ſehr wenig Eingang in die Gemüther verſprechen.

Zehntes Kapitel.

Vorläufige Beſtimmung der Hauptartikel desjenigen Tractats, durch welchen die Welt die Seegnungen des Friedens zurück erhalten ſoll.

Der Weltfriede kann nur zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſen werden; und da es bei dieſem glorreichen Geſchäft vorzüglich auf die Ausgleichung des finanziellen Antagonismus, in welchem beide Reiche gegen einander ſtehen, ankommt, ſo werden folgende Artikel als unverbrüchlich feſtgeſetzt werden müſſen:

I. Zwiſchen beiden contrahirenden Mächten ſollen alle Feindſeligkeiten, von dem Augenblick der Ratificationen dieſes Vertrages an, für immer aufhören.

II. England bleibt im Beſitze des von ihm eroberten Vicekönigreichs Peru, und Frankreich garantirt den Beſitz deſſelben unter der Bedingung, daß England ſeine Anſprüche nicht auf die übrigen Beſitzungen Spaniens in Amerika erſtrecke.

III. Frankreich tritt zurück in den Besitz seiner in Westindien verlornen Colonien; und da die Insel St. Domingo förmlich wieder erobert werden muß, so macht England sich anheischig, Frankreich mit Geld und Lebensmitteln zu unterstützen, und so den Schaden zu vergüten, den Frankreich im Laufe des Jahres 1803 durch den Verlust dieser Insel erlitten hat.

IV. Portugal und Spanien bilden forthin nicht mehr zwei Königreiche, sondern werden auf immer mit einander vereinigt. Da aber der bisherige König von Spanien, vermöge des Verlustes der Gold- und Silberminen im Königreiche Peru, dem Regierungsgeschäft nicht länger gewachsen ist und Europa's Ruhe es erfordert, daß die spanische Nation nicht ihrem Schicksal überlassen werde: so verbinden sich beide contrahirende Mächte, Se. Majestät den König von Spanien zur Entsagung der spanischen Krone zu bewegen, welche nicht auf seine Descendenz, sondern auf den bisherigen Prinzen Regenten von Portugal und dessen Descendenz so übergehen soll, daß dieser als Staatschef der Spanier beide Königreiche zu einem vereinigt und Brasilien den Spaniern eben so sehr zu statten kommt, als den Portugiesen.

V. Das Meer ist von jetzt an frei, weil es seiner Natur nach eine Allmende ist. Was nur immer Meer-Despotismus genannt werden konnte, hört auf. Alle Navigationsacten werden dadurch annullirt, daß sie allgemein werden, was schon seit 150 Jahren der Fall seyn sollte.

VI. Von Kammertractaten ist von jetzt an nicht mehr die Rede, weil sie wesentliche Verletzungen der Nationalgleichheit sind und nur als Beeinträchtigungen des Handels und der Industrie angesehen werden können.

VII. Damit Spanien seine volle Freiheit wieder

erhalte, wird Gibraltar von England zurückgegeben, als wozu es bereits durch den Inhalt des fünften Artikels dieses Tractats verbunden ist.

VIII. Auf gleiche Weise und aus dem nämlichen Grunde wird Malta der Welt wieder gegeben.

IX. Um künftigen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, soll zu Malta ein Congreß errichtet werden, der, zusammengesetzt aus den Abgeordneten aller europäischen Nationen, welche Theil an den Welthändeln haben, sich der Abfassung eines Seecodex nach Maaßgabe des gegenwärtigen Tractats unterziehet, und, nach Vollendung desselben, als oberster Richter in allen Marinesachen entscheidet. Jede einzelne Seemacht ist verbunden, sich diesen Entscheidungen zu unterwerfen, wofern sie nicht durch die vereinigte Macht aller dazu gezwungen werden will. Es ist endlich Zeit, daß Laune und Willkür dem Gesetz und der Regel weichen.

X. Der Malteser Orden, dessen Bestimmung bisher im höchsten Grade schwankend war, erhält eine ganz neue Bestimmung dadurch, daß er von jetzt an zur Beschützung des zu Malta niedergesetzten Congresses verhanden ist und folglich der Aufrechthaltung des Völkerrechtes dient; die ehrenvollste Bestimmung, welche ihm jemals zu Theil werden konnte.

XI. Von dem Augenblick an, wo dieses große Institut zu Stande gebracht ist, giebt es für Gegenstände des Seerechts kein anderes Forum, als dieses, und alle egoistische Entscheidungen des englischen Admiralitätsamts hören de facto auf, indem ihm nur diejenigen Sachen übrig bleiben, welche die englische Marine allein angehen.

XII. Die Auswechselung der Kriegesgefangenen erfolgt von beiden Seiten ohne alle Ansprüche auf Vergütigung.

XIII. Holland tritt gleich Frankreich in den Besitz seiner Colonien zurück und erhält Ceylon wieder, als einen Ersatz für die großen Aufopferungen, die es in dem letzten Kriege gemacht hat.

Eilftes Kapitel.

Apologie des Verfassers, als Beschluß.

Der Verfasser sieht vorher, daß seine in diesem Werke mitgetheilten Ideen sehr wenig Eingang finden werden; denn so weit er nicht nur seine nächste Umgebung, sondern auch die Welt kennt, ist ihm alles bei weitem mehr entgegen, als günstig; und da er durch nichts gebietet, so wird er sich gefallen lassen müssen, daß alles, was er, wahrlich nicht ohne Anstrengung und Prüfung, gesagt hat, in die Klasse der leeren Träume und willkürlichen, d. h. bodenlosen Abstractionen geworfen wird.

Das Einzige, was ihn hierbei tröstet, ist, daß man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen wird, einer Partei gedient zu haben. Es gehört zur Tagesordnung, den Engländern anzuhängen, weil man nicht umhin kann, den Kaiser der Franzosen zu hassen, oder jene zu verwünschen, damit dieser als Gott erscheine. Diese Tagesordnung hat den Verfasser nicht in seinen Urtheilen bestimmt; da, wo andere nichts erblicken, als Individuen, die man haßt oder liebt, je nachdem man aristokratisch oder demokratisch gestimmt ist, hat er sich an die Dinge gehalten, welche sich in den Personen aussprechen. Dies sollte billig ein günstiges Vorurtheil für sein Werk selbst in denjenigen erzeugen, welche von ähnlichen Ansichten ihr ganzes Leben hindurch unangefochten geblieben sind; allein wie die Entsagung bewirken, welche das eigene Urtheil, wie sehr es auch Vorurtheil seyn mag, dem fremden hintansetzet? Hier bleibt nichts anderes übrig, als sich

ſelbſt und ſein Werk preis zu geben und die Entſcheidung über den wahren Gehalt des letzteren der Zeit zu überlaſſen. Die größte Entſagung muß auf Seiten des Schriftſtellers ſeyn, der neue Ideen verbreitet, weil er nicht verfehlen kann, einen großen Theil ſeiner Leſer in ihren Syſtemen zu ſtören; ja, wenn es nöthig iſt, ſo muß er ſie ſogar wegen ſeiner Paradoxie um Verzeihung bitten, weil es ſonſt wohl geſchehen könnte, daß man ihm ſeine Paradoxie zu einem Vergehen machte. Es wird den meiſten Individuen gar zu ſchwer, das, was ſie als Intelligenzen werth ſind, von ihrem ſtaatsbürgerlichen Werth ſo abzuſondern, daß ſie der Belehrungen empfänglich bleiben. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von einer Sache etwas zu verſtehen glaubt, weil man einen Rang hat, oder ein Amt bekleidet, vermöge welcher man etwas davon verſtehen ſollte.

Man hat ſich in Deutſchland recht aufrichtig damit beſchäftigt, der Politik ein Fundament zu geben, und man hat ihr kein beſſeres geben zu können geglaubt, als das allgemeine Sittengeſetz. Gutmüthige Philoſophen, die ihr euch mit ſolchen Unterſuchungen die Köpfe zerbrochen habt, unterſuchtet ihr wohl jemals, was die Moralität des Individuums beſtimmt? Wahrlich nicht das Daſeyn eines Sittengeſetzes — denn wie könnte eine bloße Formel Geſinnungen hervorbringen? — ſondern das Daſeyn ſolcher geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die man nicht erkennen kann, ohne ſie zu achten, oder zu lieben. Wie es ſich aber mit der Moralität der Individuen verhält, eben ſo verhält es ſich mit der Moralität der Staaten. Das Sittengeſetz, als Grundlage der Politik, iſt für alle vorhanden; aber es wirkt keine Moralität, weil die Verhältniſſe ſo beſchaffen ſind, daß ſie keine Achtung gebieten. Soll demnach Moralität für Staaten ſtatt finden, ſo bleibt nichts anderes übrig, als die Verhältniſſe ſo zu ſtellen, daß ein friedliches Nebeneinander-

seyn möglich wird. Dies ist aber nicht die Sache des Gemüths, sondern des Geistes; nicht Gesinnungen, wohl aber Kenntnisse und Einsichten werden dazu erfordert. Oft, sehr oft ist es der Fall, daß die inneren Verhältnisse eines Staats nur durch eine geschickte Behandlung der äußeren können verbessert werden, indem man durch die letztern denjenigen Grad von Ansehn und Macht gewinnen muß, der zur Abänderung der ersteren erforderlich ist. Die meisten Kriege sind in einer solchen Absicht geführt worden.

So wie die Sachen gegenwärtig in Europa liegen, kommt alles darauf an, daß man Mittel und Wege finde, die englische Polyarchie in eine Monarchie zu verwandeln, d. h. das Princip der Trennung, so wie es der englischen Regierungsmaschine zum Grunde liegt, so aufzulösen, daß das Prinzip der Einheit wieder zum Vorschein tritt. Dies ist aber unendlich schwerer, als man wohl glauben möchte. Ich bin durchaus nicht der Meinung: daß die Welt groß genug sey, um zwei Nationen, wie die englische und französische, so zu fassen, daß beide friedlich neben einander bestehen können; noch weniger: daß es dem Verstande nicht an Mitteln fehlen werde, alles Ungerade gerad zu machen, wenn man nur ernstlich wolle. Wie will man England zu einer Wiedergeburt, zu einer vollendeten Entsagung seiner Individualität bewegen? Findet sich dies nicht ganz von selbst, gleichsam durch einen Zufall, so wird es sich niemals finden; denn nie wird es die Folge eines freien Entschlusses seyn; England wird lieber kämpfend untergehen, als aufhören wollen, eine Polyarchie zu seyn. Trauriges Geschick! Noch trauriger, daß, so lange England eine Polyarchie bleibt, es aller Achtung für Nationalverhältnisse durchaus unfähig ist, und durch sein feindliches Verfahren es zuletzt nothwendig dahin bringen muß, daß es, von jedem Völkerbund ausgeschlossen, als erklärter Feind des menschlichen Geschlechts dasteht.

Das Wahre und Gute ist eins. Eben so das Falsche und Böse. Beides bekämpft sich unaufhörlich. Mehr als je aber ist ganz Europa der Schauplatz eines ungeheuren Streites geworden, in welchem der Genius des Bösen den Genius des Guten befehdet. Der Chef des Französischen Reichs hat erklärt: Er wolle, daß die Herrschaft philanthropischer und großmüthiger Ideen der Charakter des Jahrhunderts sey. Auch ohne diese Erklärung könnte die Tendenz seines gesammten Wirkens keine andere seyn; seine Individualität als Kaiser der Franzosen bringt dies mit sich, und indem er sich darüber äußert, zeigt er blos an, daß er sich als Organ des Weltgeschicks begreift und das Nothwendige mit Freiheit vollzieht. Allein wie viel bleibt ihm zur Vollendung seines Werks noch übrig! Die volle Entschlossenheit des Heroismus ist erforderlich, um vor den Hindernissen, die sich von allen Seiten her aufthürmen, nicht zurückzubeben. Das Reich der Wahrheit und der Tugend zu erweitern, war, so lange die Welt steht, immer mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden; aber mächtiger, als je, ist der Genius des Bösen geworden, der, seinem ganzen Wesen nach, Wahrheit und Tugend verabscheut. Wie ihn zur Unterwerfung bringen? Allzu ungleich sind die Waffen, als daß die Gewalt entscheiden könnte. Unterdessen ist der Kampf einmal begonnen; und mit welchen Gefühlen wir ihm immer zusehen mögen, so wird die Krisis sich über kurz oder lang lösen, um die Herrschaft des Lichts oder der Finsterniß bleiben zu machen. Man muß auf beides gefaßt seyn; man muß den Muth haben, die schönsten Conceptionen des menschlichen Geistes in Beziehung auf einen bessern gesellschaftlichen Zustand in Europa siegen oder untergehen zu sehen.

Sollte irgend ein Leser wünschen, mit dem Eigenthümlichen des Verfassers bekannt zu werden, so kommt dieser der Neugier dadurch zuvor, daß er von sich selbst sagt: Ich bin ein Protestant; lebe in einem Staate, dessen Regierung mächtig genug ist, um Denk- und Preßfreiheit zu gestatten; liebe mein Vaterland, ohne es zum Mittelpunkt der Welt erheben zu wollen; und werde durch kein Amt verhindert, das Interesse der Menschheit, so weit ich es begreife, in mich aufzunehmen; ich fühle mich angezogen durch alles,

was groß und edel ist; ich empfinde mich selbst nur in der Welt, indem ich mich unaufhörlich mit ihr identificire, und verschmähe das Leben von dem Augenblick an, wo ich dahin zurückgebracht werde, ein kalter Egoist zu seyn. Erklärt dies offene Geständniß nicht mein Werk, so ist nichts im Stande, es zu erklären. Mein Name kommt in keine Betrachtung. Wer mich persönlich kennt, weiß, daß ich die Wahrheit liebe, ohne anmaßend zu seyn. Nur die Art meiner Studien rechtfertigt meine Ideen. Ich kenne keine andere Quelle wahrer Einsicht in die Natur der menschlichen Dinge, als die Geschichte. Diese betrachte ich als das Entwickelungsprotocoll der Menschheit, und nach den Aufschlüssen, die sie mir gegeben hat, muß ich nothwendig annehmen, daß alle Versuche, eine einzelne Form zur herrschenden zu machen, ewig fehlschlagen werden. Wenn es das Ansehn haben sollte, als stellte ich ein System an die Stelle des andern, so antworte ich hierauf: Was ich über das Princip der Einheit gesagt habe, ist nicht so zu nehmen, als sollte die Entwickelung dadurch vernichtet werden, sondern so, daß daraus eine Urform der Entwickelung hervorgeht. Mit einem Worte: Alles was die wahre Souveränität begünstigt; ist der Entwickelung günstig, weil beide nur für einander vorhanden sind. Uebrigens bin und bleib' ich der Meinung, daß es eine Abgeschmacktheit ist, für alle Zeiten festsetzen zu wollen, was recht und mehr oder schön seyn soll. Wir wissen nicht, wie wir als Menschen angefangen haben; wir wissen eben so wenig, wie wir als Menschen endigen werden. Das Einzige, was uns durch alle Zeiten bleibt, ist das Entwickelungsprincip, das wir in uns tragen; und die Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Entwickelung erfolgt, sollte billig das erste aller Studien seyn. So lange wir lieber lernen, als denken, und lieber dichten, als philosophiren, werden wir in dem alten Geleise bleiben. Eine bessere Synthesis kann nur das Resultat einer besseren Analysis werden.

Bekenntnisse

einer schönen Seele.

Von ihr selbst geschrieben.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An Cäsar.

Die Lage, worin ich mich gegenwärtig befinde, ist recht eigentlich dazu gemacht, meiner Phantasie einen ganz neuen Schwung zu geben. Abgeschnitten von Ihrem interessanten Umgang, mein angenehmer Freund, und auf mehrere Wochen getrennt von meiner theuren Eugenie, bin ich, mehr als jemals, auf mich selbst zurück geworfen. Die süße Gewohnheit, mich Ihnen oder meiner Freundin mitzutheilen, würde für mich zur Folter werden, böte mir die Schriftsprache keinen

Ausweg dar. Wenn ich mich lieber an Sie, als an meine Freundin, wende, so geschieht dies, weil ich aufs bestimmteste weiß, daß Sie nur allzu oft gewünscht haben, die Geschichte meiner Entwickelung vollständig zu vernehmen. Wie vollendet Ihre Diskretion auch seyn mag, mein angenehmer Freund, dieser Wunsch mußte in Ihnen entstehen, so oft Sie sich die Frage vorlegten: Woher es doch kommen möge, daß Ihre Mirabella, trotz ihrem Alter und ihrer Jungfrauschaft, noch immer ihren Platz in der Gesellschaft behauptet, und sogar ein Gegenstand der Zuneigung und Achtung bleibt? Gestehen Sie nur, daß Sie sich einige Mühe gegeben haben, dies Räthsel zu lösen, wäre es auch nur geschehen, um begreiflich zu finden, wie ich, zwischen einem Philosophen Ihres

Schlages und einer so gebildeten Frau, als unsere gemeinschaftliche Freundin ist, in der Mitte stehend, ein Band abgeben kann, das man als nothwendig empfindet, und immer ein wenig ungern zerreissen sehen wird. Ich müßte Sie aber sehr wenig kennen, wenn ich nicht vorher wissen sollte, daß die Hauptfrage, welche Sie sich in Hinsicht meiner vorgelegt haben, ohne sie jemals vollständig beantworten zu können, immer die gewesen ist: Wie ich mit den körperlichen und geistigen Eigenschaften, in deren Besitz ich gewesen und allenfalls auch noch bin, eine Jungfrau habe bleiben können? In Wahrheit, dies ist das Hauptproblem, das gelöset werden muß, wenn man mich in meiner Individualität begreifen will.

Nun, mein angenehmer Freund, sag-

liche Frage, die Sie ſich, während unſerer zehnjährigen Bekanntſchaft, in Beziehung auf mich vorgelegt haben mögen, ſoll Ihnen durch die nachfolgende Erzählung beantwortet werden. Ich will den Zufall, der mir die Feder in die Hand gegeben hat, recht eifrig benutzen, Sie mir für immer zu verbinden. Erſt nach drei Wochen kann Eugenie zurückkehren. Bis dahin gehöre ich Ihnen, ſo viel ich die mit dem Schreiben unauflöslich verbundene Arbeit ertragen kann. Mein Wille iſt der beſte von der Welt; auch an Heiterkeit und Laune gebricht es mir nicht; denn der lange Winter, den wir ſeit einigen Wochen überſtanden haben, macht einem ſo angenehmen Frühlinge Platz, daß das Gefühl des inneren Lebens mit verdoppelter Stärke zurückkehrt.

Erwarten Sie aber in meiner Erzählung keine Abentheuer; ich habe nie zu denjenigen gehört, denen dergleichen begegnen können. Was in meiner Geschichte Außerordentliches ist, bleibt noch immer in der Regel, wenn man die Eigenthümlichkeit der Personen ins Auge faßt, welche einen so wesentlichen Einfluß auf meine Entwickelung hatten. Im Übrigen wissen Sie, mein angenehmer Freund, daß es wenig Menschen giebt, die mit ihrem Geschick zufriedener sind, als ich. Die Natur wollte nun einmal, daß in der Reihe der Wesen auch ein solches Geschöpf existiren sollte, wie ich bin. Eben so weit davon entfernt, mich als Muster darstellen zu wollen, als ich entfernt bin, meine eigene Anklägerin zu werden, will ich mich also nur in meiner Eigenthüm-

lichkeit ſchildern. Ob dieſe gut ſey, oder nicht, darüber mögen Andere entſcheiden. Ich ſelbſt bin, wenn ich die Wahrheit geſtehen darf, dahin gelangt, daß mich nichts ſo ſehr in Verlegenheit ſetzt, als die Frage: Ob dies oder jenes gut ſey? und nehme, ſowohl für mich ſelbſt als für Andere, meine Zuflucht ſehr gern zu dem Grundſatz: What ever is, is right.

Auch Sie, mein angenehmer Freund, werden mich ſo nehmen; und unter dieſer Vorausſetzung will ich Ihnen alles bekennen, was nur von einigem Intereſſe für Sie ſeyn kann.

Erstes Buch.

Wer meine Eltern geweſen ſind, vermag ich nicht zu ſagen; denn ich habe ſie nie kennen gelernt. In einer gewiſſen Periode meines Lebens lag mir ſehr viel daran, hinter das Geheimniß meiner Geburt zu kommen; allein ſo viel Mühe ich mir auch zu dieſem Endzweck gegeben habe, ſo hab' ich mit aller angewandten Sorgfalt doch nur zu der Vermuthung aufſteigen können: Meine Exiſtenz ſey die Wirkung eines Mißbündniſſes, welches entweder durch meine Geburt, oder bald nach derſelben aufgehoben wurde.

Meine Erinnerungen reichen bis zu meinem ſechſten Lebensjahre herab. — Wo ich auch vorher exiſtirt haben mag, in dieſem Alter brachte man mich, nach einer Reiſe, welche wenigſtens drei Tage

dauerte, in die Wohnung eines franzöſiſchen Geiſtlichen, der mit ſeiner Schweſter auf dem Lande lebte. Ich wunderte mich darüber, daß man mich auch hier Mirabella nannte, ſobald ich aus dem Reiſewagen geſtiegen war; denn ich konnte nicht begreifen, wie ganz fremde Perſonen mich kennen könnten. Weſen und Namen war für mich noch einerlei.

Welche Richtungen mein Inneres auch bis dahin erhalten haben mochte, ſo lag es in der Natur der Sache, daß ſie durch die neue Lage verdrängt wurden; denn ſo lange der Menſch noch der Entwickelung fähig iſt, beſtimmt er ſich nach ſeiner Umgebung, die um ſo kräftiger auf ihn einzuwirken pflegt, je abhängiger er in jedem Betracht von ihr iſt. Eigenen Charakter darf man nur ſolchen Perſonen zuſchreiben, die ſich zu Meiſtern ihrer Umgebung gemacht haben.

Meine Erzieher waren, nach den Bil-

dern, die mir von ihnen übrig geblieben ſind, ſehr achtungswerthe Perſonen. Der Geiſtliche war nämlich ein Mann von mannigfaltigen Talenten, und in jeder Hinſicht ſo geſetzt und verſtändig, daß man hätte in die Verſuchung gerathen können, ihn für einen Deutſchen zu halten; ja, ich muß bemerken, daß er mir von allen franzöſiſchen Geiſtlichen, die mir jemals vorgekommen ſind, immer als der einzige erſchienen iſt, der ein lebendiges Gefühl von der Würde ſeines Berufs hatte. Seine Schweſter war ſeiner würdig. Höchſt reinlich in ihrem ganzen Weſen, geſchickt in allem, was zu den Verrichtungen einer guten Hausmutter gehört, ſanft und nachgiebig, weil ſie in ihrem Verſtande immer die nöthigen Hülfsmittel fand, war ſie das baare Gegentheil von dem, was Franzöſinnen zu ſeyn pflegen. Dieſelbe Deutſchheit, welche ihren Bruder zu einem Mann machte, gab ihr

die ächte Weiblichkeit, die man bei so wenigen Französinnen antrifft, weil sie immer erst dann einen Werth errungen zu haben glauben, wenn sie aus ihrem Geschlecht getreten sind. Gleichwohl sprachen diese beiden Personen unter sich immer französisch. Hätte die Sprache ihr Wesen bestimmen können, so würden sie Franzosen gewesen seyn; aber dies vermag keine Sprache in der Welt. Nur der Umgang, oder die Totalität gleichartiger Eindrücke, bestimmt die Individualität.

In dem Hauswesen herrschte die größte Ordnung. Der Bruder bewegte sich in seinem Kreise, die Schwester in dem ihrigen. Beide Kreise berührten sich; aber sie griffen nie in einander, weil dies der Freiheit der Bewegung geschadet haben würde. Es war in der That eine Freude, zu sehen, wie diese Geschwister sich gegenseitig achteten. Großmüthig durch

ſein ganzes Weſen, fand der Bruder nie den Widerſpruch der Schweſter, wenn ſeine Liberalität ihrer Sparſamkeit in den Weg trat. Nicht minder entging der ökonomiſche Geiſt der Schweſter der Kritik des Bruders. Beide ſchienen, ohne förmliche Verabredung, darin überein gekommen zu ſeyn, daß ſie ſich als vernünftige Weſen in ihrem Thun und Treiben reſpektiren wollten, da es in der Natur der Sache lag, daß ſie ſich gegenſeitig ergänzen mußten, wenn ſie den Charakter der Menſchlichkeit in der Staatsbürgerei retten wollten, von welcher ſich Niemand ganz losreiſſen kann. Des Bruders einzige Liebhaberei war eine Baumſchule; allein auch in dieſer Liebhaberei folgte er nur ſeinem Hange zur Großmuth und zum Wohlthun. Da er von ſeinen Einkünften nichts verſchenken konnte, ohne ſich zu ſchaden; ſo wollte er wenigſtens die Produkte ſeines Fleiſſes verſchenken. Die

ganze Nachbarſchaft verſorgte er mit jungen Baumſtämmen von der edelſten Gattung, ohne jemals eine Entſchädigung in baarem Gelde dafür anzunehmen.

Je mehr der ganze Gang des Hausweſens den Bedürfniſſen meines Alters entſprach, deſto leichter gewöhnte ich mich daran; und da meine Pflegeeltern unter ſich ſelbſt ſo einig waren, daß alles, was Leidenſchaft genannt werden mag, aus ihrem Bezirk verbannt war, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich in dieſe ihre Stimmung hineingezogen wurde. In ſo fern Liebe ein beſtimmtes Gefühl iſt, das zur Aufopferung treibt, war dies Gefühl nicht in mir; aber ich theilte die Harmonie des Hauſes, und theilte ſie um ſo mehr, weil ich von allen Hausgenoſſen gleichmäßig behandelt wurde, und die Entſtehung deſſen, was man Eigenſinn zu nennen pflegt, in mir ganz unmöglich war. Was mir immer vorgehalten werden mochte, ich nahm

nahm es als Beſchäftigung des Thätigkeitstriebes, und fand daher meine Rechnung eben ſo ſehr im Lehrzimmer, als in der Küche und im Garten. Nur in Hinſicht der Autorität unterſchied ich meine Umgebung. Die meines Pflegevaters gab den Ausſchlag über jede andere. Ihn betrachtete ich im eigentlichen Sinne des Worts als das Haupt, und wo ſein Ausſpruch einmal erfolgt war, da galt mir kein anderer. Hätte man mir damals geſagt: Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Meinung, ſo würde ich, vorausgeſetzt, daß zwei ſo abſtrakte Dinge nicht ganz für mich verloren geweſen wären, auf der Stelle geantwortet haben: Das weiß ich recht gut; denn die Wahrheit iſt bei meinem Vater und die Meinung bei den Andern. Das Geſchlecht, zu welchem ich gehörte, gab mir dieſe Deferenz. Wär ich ein Knabe geweſen,

ſo würde die Autorität meiner Pflegemutter entſchieden haben.

Ich habe oft gedacht, daß die Erziehung jedes menſchlichen Weſens, das nur einigermaßen gerathen ſoll, höchſt einfach ſeyn müſſe. Es kommt zuletzt doch nur darauf an, daß man eine achtunggebietende Individualität gewinne. Wie will man aber zu einer ſolchen gelangen, wenn es durchaus nicht geſtattet iſt, bleibende Falten zu ſchlagen, die, ſie mögen nun in Gefühlen oder in Ideen zum Vorſchein treten, allein den Charakter ausmachen? In Städten, vorzüglich aber in Hauptſtädten, beſteht die Erziehung eigentlich darin, daß der eine Eindruck ſogleich durch den andern vernichtet werde, ſo daß der Zögling am Ende in einem leeren Nichts daſteht; dies iſt eine nothwendige Folge der allzuweit getriebenen Zuſammengeſetztheit der Richtungen, welche der Zögling (ob mit oder ohne Abſicht, gilt hier

gleich viel) in den Städten erhält. Auf dem Lande kann so etwas durchaus nicht statt finden; da der Richtungen an und für sich wenigere sind, so ist die ganze Erziehung einfacher, und die natürliche Folge davon ist, daß das Innere des Zöglings eine bestimmte Form annimmt, die sich zuletzt von selbst gegen alle Unform vertheidigt, und im Kampfe mit derselben zu einer höheren Entwickelung führt.

Ganz unstreitig verdanke ich nicht nur den größten, sondern auch den besten Theil meines Wesens der Erziehung, die ich in dem Hause meines Pflegevaters erhielt. Die Gewöhnung zur Reinlichkeit mußte mir die Reinlichkeit zum Bedürfniß machen; und indem der materielle Schmutz ein Gegenstand des innigsten Abscheues für mich wurde, konnte der immaterielle, vermöge des Zusammenhanges, worin das Physische mit dem Geistigen im Menschen

ſteht, keinen Eingang bei mir finden. Mit der Liebe zur Reinlichkeit aber ſtand die Schamhaftigkeit in der vollkommenſten Harmonie. Da das Wohnhaus geräumig genug war, ſo hatte jedes Mitglied der Familie ſein eigenes Schlafzimmer; dabei erforderte eine hergebrachte Sitte, nicht anders als vollkommen angekleidet aus demſelben zu treten. Jene Einrichtung und dieſe Sitte brachten die Wirkung hervor, daß, wie ungezwungen der Umgang im Übrigen auch ſeyn mochte, doch Keiner von uns begriff, wie es möglich ſey, ſich in Gegenwart eines Andern aus- oder anzukleiden. Ich mochte ein Alter von zehn Jahren erreicht haben, als der Anblick eines achtjährigen Knaben, der ſich in meiner Gegenwart die Strümpfe aufband, mich in eine ſolche Verlegenheit ſetzte, daß ich nicht im Zimmer bleiben konnte; und der bloße Umſtand, daß ich dieſe Scene niemals

habe vergeſſen können, beweiſet mehr, als alles, was ich darüber zu ſagen vermag, wie ſehr die Schamhaftigkeit in mein Weſen übergegangen war. Dies verhinderte indeſſen nicht, daß ich den Umgang mit Knaben, ſo oft dazu Gelegenheit war, nicht unendlich intereſſanter gefunden hätte, als den mit jungen Mädchen. Ein geheimer Zug that hier alles; allein wie unwiderſtehlich er immer ſeyn mochte, ſo folgte ich ihm doch, ich will nicht ſagen, mit Vorſichtigkeit — denn dieſe war für mich gar nicht vorhanden — ſondern mit Beibehaltung alles deſſen, was mir einmal zur Gewohnheit geworden war, und worüber ich nicht weiter Herr werden konnte. Und ſo geſchah es, daß ich ſelbſt in einem Alter, dem die Herrſchſucht ganz fremd iſt, die widerſtrebende Natur meiner Geſpielen männlichen Geſchlechts in den Strudel meiner Individualität zog, und dieſe rettete, ohne für ſie zu kämpfen.

Fremde Personen nannten mich nicht selten die gesetzte Mirabella; meinen Pflegeeltern hingegen war eine solche Benennung eben so fremd, als mir; unstreitig weil sie einsahen, daß mit dieser Gesetztheit keine Art des Zwanges oder des Calculs verbunden war. Ich bewegte mich minder lebhaft, weil die Freiheit mir habituell war, und ich folglich keine Aufforderung hatte, mich zu übernehmen.

Mein Pflegevater lehrte mich Zeichnen, Rechnen, Lesen, Schreiben; und nachdem ich ein Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, kam der Unterricht in der Naturgeschichte und Geographie hinzu. Wie sehr er auch Geistlicher war, so befaßte er sich doch nicht mit der Unterweisung in der Religion; unstreitig aus keinem anderen Grunde, als weil er noch kein bestimmtes Dogma in mich niederlegen wollte. Auch trug er mir nie eine förmliche Moral vor; und deute ich sein We-

ſen recht, ſo hatte er dazu den ſehr vernünftigen Grund, daß die Liebe keiner Regulative bedarf, und daß der Haß ſie verachtet. Seine Urtheile über Menſchen und menſchliche Verhältniſſe waren die eines gebildeten Mannes, der zwar an Unverſtand, aber nicht an Bosheit glaubt, und ſich daher immer zur Nachſicht und Schonung berufen fühlt. Nie hab' ich ihn in Leidenſchaft geſehen; und wenn der Charakter eines Weiſen in der Apathie enthalten iſt, ſo war er mehr als tauſend Andere ein Weiſer.

Von meiner Pflegemutter lernte ich Stricken, Nähen, Brodiren; alles dieſes in einem hohen Grade von Vollkommenheit. Wie ſehr auch meine Lehrerin in ihren Wirthſchaftsangelegenheiten verſenkt ſchien, ſo fehlte es ihr doch durchaus nicht an Kunſtſinn. Die Gewalt des Wahren war für ſie eben ſo wenig vorhanden, als für irgend ein Weib; aber die Gewalt

des Schönen offenbarte sich in allen ihren Schöpfungen, in so fern sie alles verabscheuete, was den ewigen Gesetzen der Harmonie widersprach. Zwar sagt man: »Nur das Wahre sey schön«; allein, so weit meine Beobachtung reicht, gilt dieser Ausspruch nur in Beziehung auf Männer; für Weiber ist nur das Schöne wahr, das heißt, sie wollen immer und ewig nur das Schöne, unbekummert um das Wahre. Vielleicht rührt dieser Unterschied der Geschlechter daher, daß bei den Männern sich die Phantasie dem Verstande, bei den Weibern hingegen der Verstand der Phantasie unterordnet. Wie dem aber auch seyn mag, noch immer soll das Weib geboren werden, bei welchem die Schönheit des Euclideischen Systems Sache der Empfindung oder Anschauung ist.

Unbemerkt wuchs ich unter so wohlthätigen Einflüssen, als meine Pflegeeltern waren, heran. Meine Entwickelung ging

um so glücklicher von statten, da nichts vorhanden war, was sie hätte stören oder verhindern können. In einem Alter von funfzehn Jahren war mein Wuchs vollendet, und meinem Umriß nach hätte man mich für ein junges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren halten können. Über das Mittelmaaß hinaus groß und von einer anziehenden Fülle, vereinigte ich Brünettheit mit einer blendenden Weiße, und keiner von meinen Gesichtszügen widersprach der Weiblichkeit. Wer mich sah, verweilte mit Wohlgefallen bei meinem Anblick; was man aber ganz laut bewunderte, war die Üppigkeit meines kastanienbraunen Haarwuchses; ich hätte ihn als Schleier gebrauchen können, so lang und dicht war er. Die Aufmerksamkeit, welche mir alle Fremden bewiesen, führte mich vor den Spiegel, der mir bisher durchaus gleichgültig gewesen war; ich suchte den Grund dieser Aufmerksam-

keit, und wer will es mir verargen, daß ich ihn in dem Abstich fand, den meine Gestalt von denen meiner Umgebung machte? Mit Wahrheit aber kann ich versichern, daß mich das öftere Hintreten vor den Spiegel nicht eitel machte; diese Beschauung gewährte mir nur ein Bild von mir selber, und mit dem Bilde die Überzeugung, daß ich, wo nicht schön, doch wenigstens hübsch sey; zu Ansprüchen und zur Coketterie verleitete sie nicht, und konnte sie nicht verleiten, weil meine Vorzüge mir von Niemand bestritten wurden. Man könnte glauben, ich sey in meiner Jugend sehr eitel gewesen, da mir ein so bestimmtes Bild von mir selbst geblieben ist, allein das ist das Eigenthümliche der weiblichen Einbildungskraft, daß sie im Stande ist, die Bilder fest zu halten, welche derselbe Gegenstand in seinen verschiedenen Entwikkelungsperioden gegeben hat. Schwerlich wird irgend ein Mann die Gestalt, welche

er als Jüngling hatte, in ſpäteren Jahren bei ſich ſelbſt zur Anſchauung bringen können; ein Weib aber kann dies ohne alle Mühe, und wenn ſie ſich auf Malerei verſteht, ſo muß an der Wahrheit des Bildes, das ſie von ihrem früheren Weſen entwirft, auch nicht das Geringſte abgehen, vorausgeſetzt nur, daß ihre Einbildungskraft nicht durch Eitelkeit verdorben worden iſt.

Es war um dieſe Zeit öfters davon die Rede, daß meine Erziehung nur in der Hauptſtadt vollendet werden könnte; und da mir die Nothwendigkeit einer höheren Ausbildung nicht einleuchtete, ſo rief der Gedanke an eine nahe Trennung von meinen Pflegeeltern die erſten traurigen Gefühle auf, die ich bis jetzt gehabt hatte. Ob ich dieſe meine Pflegeeltern liebte oder nicht, war mir bisher eben ſo unbekannt geblieben, als dem wirklich Geſunden das Gefühl der Geſundheit. Jetzt, wo ich der

ſüßen Gewohnheit mit ihnen zu leben, entſagen ſollte, wurde mir zuerſt klar, wie innig ich mit allen meinen Neigungen an ihnen hing. Meine Traurigkeit war um ſo tiefer, je größer meine Unerfahrenheit war, und je weniger ich folglich der Lokkung folgen konnte, welche mit der Ausſicht auf neue Verhältniſſe in der Regel verbunden iſt. Dieſelbe Stimmung waltete bei meinen Pflegeeltern ob; es lag nur allzu ſehr am Tage, daß auch ſie ſich ſeit neun Jahren verwöhnt hatten, und daß es ihnen Mühe machte, dem natürlichen Bedürfniß des Menſchen, zu lieben und geliebt zu werden, ſchnell zu entſagen. Selbſt mein Pflegevater verlor einen guten Theil ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit, während ſeine Schweſter, den edleren Theil ihres Weſens hinter dem unedleren verbergend, nicht aufhörte zu bedauern, daß ihr für ihre Wirthſchaft eine ſo zuverläſſige Stütze entriſſen würde, als ſie ſeit drei Jahren an mir gehabt.

Das Schickſal nahm ſich der ganzen Familie dadurch an, daß mein Pflegevater als Prediger in die Hauptſtadt berufen wurde. Ich ſage: „das Schickſal,“ weil ich mich nicht anders ausdrücken kann. Unſtreitig ging auch dies ſehr natürlich zu, und allen meinen ſpäteren Vermuthungen nach, hatte mein Pflegevater ſeine Berufung bei weitem mehr dem Verhältniß zu verdanken, in welchem er zu mir ſtand, als ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, wie achtungswerth dieſe auch ſeyn mochten. Dem ſey indeß wie ihm wolle, es war uns allen herzlich lieb, daß wir zuſammen bleiben konnten.

Das einzige Problem, das noch zu löſen war, beſtand in der Trennung von dem Grund und Boden, auf welchem wir bisher gelebt hatten, die Nachbarſchaft mit inbegriffen. Vorzüglich fiel es meinem Pflegevater ſchwer, ſich von ſeiner Baumſchule zu trennen, die ihm um ſo

theurer seyn mußte, weil die Entwickelung in ihr nach solchen Gesetzen erfolgte, deren sich die Willkühr vollkommen bemächtigen kann. Er pflegte öfters zu sagen: Er habe nie heirathen mögen, weil er nichts so sehr verabscheut habe, als den Gedanken an ein ungerathenes Kind; aber er freue sich darüber, daß er ein Gärtner geworden sey, weil die Gärtnerei ihm jede Schadloshaltung gewähre, die der Kinderlose wünschen könne. Dem ungeachtet gab das Menschliche in ihm den Ausschlag über das Räsonnement, so oft beide in Opposition geriethen; und dies zeigte sich auch gegenwärtig, da die großmüthige Zuneigung, die er für mich gefaßt hatte, ihn den Kummer überwinden ließ, der mit einer ewigen Trennung von seiner geliebten Baumschule unauflöslich verbunden war. Wie sehr sie ihm am Herzen lag, zeigte sich in der Folge sehr häufig, indem sein Gemüth ihn in den

Abendſtunden regelmäßig den Gedanken an ſeine Baumſchule zurückrief, bis er nach einigen Jahren die Nachricht erhielt, daß ſie durch die gänzliche Vernachläſſigung ſeines Nachfolgers eingegangen ſey. Der Seufzer, der ihm bei dieſer Gelegenheit entfuhr, ſagte ſehr deutlich, wie viel er mir aufgeopfert hatte; in der That um ſo mehr, je uneigennütziger und anſpruchsloſer er in jeder Hinſicht war.

Nach unſerer Ankunft in der Hauptſtadt ſollte ich vor allen Dingen Muſik und Tanz lernen. Beides würde ich mit großer Leichtigkeit gelernt haben, hätte ich ſolche Lehrer gefunden, als mein Pflegevater war. Es fehlte mir weder an Luſt, noch an Fähigkeit; aber die Eigenthümlichkeit meiner Lehrer verhinderte alle Fortſchritte, die ich hätte machen können, und wurde auf dieſe Weiſe die Urſache, warum zwei Talente, die ich erwerben konnte, mir immer fremd geblieben ſind.

Mein Lehrer in der Musik galt für einen Meister in seiner Kunst. Wäre er blos Künstler gewesen, so würde von seinem Wesen so viel auf mich übergegangen seyn, als sich mit meiner Natur vertrug; allein da er zugleich ein galanter Mann seyn wollte, so mußte das, was er seine Artigkeit nannte, ihm einen so lächerlichen Anstrich bei mir geben, daß wesentliche Fortschritte in der Musik unter seiner Leitung für mich unmöglich wurden. Alles ging vortrefflich, so lange er mich für eine junge Person seines Standes hielt; sobald er aber gehört hatte, daß man mich Fräulein Mirabella nannte, veränderte er seine Methode auf Kosten seiner Kunst. Bis dahin hatte er ganz treuherzig gesagt: So und so muß es seyn. Jetzt bat er, daß es mir belieben möchte, es so und so zu machen. Griff ich f statt fis, so bat er sich ein gnädiges fis aus. Überhaupt war seine Deferenz gegen das Vorurtheil

des

des Geburtsadels so groß, daß er es nicht offenbaren konnte, ohne mich aus allen meinen Angeln zu heben. Unbeschreiblich weh that mir diese Wegwerfung; und um den unangenehmen Gefühlen zu entgehen, welche so wie der Mann nun einmal war, von dem Unterricht nicht getrennt werden konnten, gebrauchte ich den Ausweg, ihn allein ans Clavier zu setzen, und das zu singen, was er spielte. Auf diese Weise bildete ich meinen Sinn für Musik aus, ohne jemals die gewöhnliche Fertigkeit zu erwerben, welche sich durch die Fingerspitzen offenbaret; und ich weiß nicht, ob diese Ausbildung nicht die vorzüglichere war, da sie hinreichte, um zur Kenntniß dessen zu gelangen, was wahre Musik ist, und mich im Übrigen von jener Virtuosität, welche die Weiblichkeit vernichtet, entfernt hielt. Im Grunde hab' ich nie bedauert, daß ich keine größeren Fortschritte gemacht habe.

Mein Tanzmeister war das vollkommenste Gegentheil von meinem Lehrer in der Musik. Ein geborner Franzose, lebte und webte er in seiner Kunst, welche in seinem Urtheil das Complement aller menschlichen Vollkommenheiten war. Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß er auf das allervollkommenste in ihr untergegangen war; denn nichts verdiente seine Schonung, was der vollendeten Ausübung der Tanzkunst in den Weg trat. Wie wurde mir gleich in der ersten Lection zu Muthe, als er, nach den ersten Vorzeigungen, mich unsanft bei der Schulter faßte, um meinen Füßen durch die seinigen die kunstmäßige Stellung zu geben! Alles, was Gemüth genannt werden kann, wurde in mir aufgeregt, und hätte ich nicht die Idee eines Lehrers festgehalten, so würde ich auf der Stelle die verletzte Schamhaftigkeit gerächt haben. Mit glühenden Wangen kehrte ich auf mein Zim-

mer zurück, als die Lection geendigt war; und als meine Pflegemutter mich fragte, was mich in einen solchen Aufruhr gesetzt habe, war ich schlechterdings nicht im Stande, ihr irgend eine Antwort zu geben; so groß war meine Verwerrenheit. Zagend ging ich in die zweite Lection. Daß meine Geschicklichkeit dadurch nicht gewann, versteht sich ganz von selbst. Mein Lehrer sprach mir den Muth ein, der die große Mehrheit aufrichtet, mir aber gar nicht fehlte. Die Übung wurde fortgesetzt, wiewohl ich schon halb betäubt war. Anstatt zu rechter Zeit abzubrechen, gerieth der Meister in den gemeinen Kunsteifer; und indem er sagte, daß eine so edle Figur, wie die meinige, sich auch edel bewegen müsse, stürzte er auf mich zu, und bog, weil ich die Füße nicht auswärts genug setzte, meine Knie mit den seinigen aus einander. Dies war aber mehr, als ich ertragen konnte. Eine

Beleidigung meiner Schamhaftigkeit hatte ich verschmerzt; einen Angriff auf dieselbe glaubte ich ahnden zu müssen. Ich sprang also unmittelbar nach geschehener That auf den Meister zu, gab ihm eine Ohrfeige und lief athemlos auf mein Schlafzimmer. Jetzt mußte die Sache zur Sprache kommen. Der Meister, der nicht wußte, wie er zu der Ohrfeige gekommen war, beklagte sich darüber bei meinem Pflegevater, und als mich dieser zur Rechenschaft forderte, kam mit meiner Unschuld die seinige freilich an den Tag, die Lectionen aber waren einmal für allemal abgebrochen, weil ich erklärte, daß ich lieber gar nicht tanzen lernen, als allein unterrichtet werden wollte. Diese Erklärung hatte die Folge, daß man noch einige andere junge Mädchen in die Lectionen zog; aber wie sehr mein Gefühl dadurch auch erleichtert werden mochte, so konnte ich mich doch nie gewöhnen, das

Tanzen als eine freie Kunst zu nehmen. Mit brennenden Wangen ging ich in den Tanzsaal; mit brennenden Wangen verließ ich ihn. Es war mehr ein Abäschern gegen den Willen des Gemüths, als eine Bewegung auf Geheiß desselben, was ich Tanzen nennen mußte; und daher ist es unstreitig gekommen, daß ich mein ganzes Leben hindurch so gleichgültig gegen dies Vergnügen geblieben bin, dem Andere so bereitwillig Gesundheit und Leben aufopfern. Auch bin ich in dieser Hinsicht immer eine Stümperin gewesen.

Obgleich die Lektüre damals noch nicht zu den Dingen gehörte, welche die Elemente einer weiblichen Erziehung ausmachen; so war ich doch durch meinen Pflegevater von meinem funfzehnten Jahre an mit drei französischen Dichtern bekannt geworden, die ich unablässig las und beinahe auswendig lernte. Es waren de la Fontaine, Peter Corneille und Racine.

Die Fabeln des erstern zogen mich unendlich an, weil in ihnen eine Welt enthalten ist, worein ein jugendlicher Geist sich nur mit Entzücken verlieren kann. Corneille und Racine beschäftigten mich gleich sehr; und ob man gleich glauben sollte, daß ich, als Frauenzimmer, meine Rechnung nur bei dem letzteren gefunden haben könne, so gestehe ich doch ohne Bedenken, daß die Stärke Corneille's mir wenigstens eben so zusagte, als die Sentimentalität Racine's; ja daß ich dem ersteren um des kräftigen Gemüthes willen, das aus ihm spricht, im Ganzen den Vorzug gab, wie eifrig auch die Männer darauf bestehen mochten, daß ich nur den letzteren lieben könnte und dürfte. Ich müßte mich sehr irren, oder ein Schriftsteller interessirt immer nur in so fern, als seine Gedanken Abgründe enthalten, in welche man nur schwindelnd blickt. Mit der natürlichen Vorliebe, welche der Mensch

für das Große und Starke hat, hab' ich in der Folge verſucht, mir auch Shakſpears Geiſt anzueignen; allein dies hat mir nie gelingen wollen, und hab' ich mich anders gehörig beobachtet, ſo iſt es der Mangel an Züchtigkeit in den Werken des Engländers, was mich beſtändig von ihm zurückgeſchreckt hat. Shakſpear hat nur für Männer geſchrieben, und Weiber, welche ſeine Trauerſpiele und Luſtſpiele mit Vergnügen leſen, verderben nichts mehr an ſich ſelbſt, wenn ſie Pferde zureiten, Armeen kommandiren, und jedes andere Geſchäft verrichten, das die Natur dem Manne zugetheilt hat. Sie haben ihren Lohn dahin, indem ſie der Weiblichkeit entſagt haben.

So lange ich auf dem Lande gelebt hatte, waren mir gewiſſe Empfindungen ganz unbekannt geblieben. Dahin gehörten die des Mitleids und Erbarmens, für welche es auf dem Dorfe, das ich in der

Geselligkeit meiner Pflegeeltern bewohnte, keine Gegenstände gab, weil der Überfluß an Naturgütern wohl zur Geselligkeit, aber nicht zur Großmuth führen kann. In die Hauptstadt versetzt, fand ich nur allzubald Gelegenheit, aus mir selbst heraus zu treten, um mich mit der zahllosen Menge derjenigen zu identifiziren, welche, ausgeschlossen von den Vortheilen der gesellschaftlichen Arbeit, ihre Zuflucht zu der menschlichen Milde nehmen müssen. Je weniger ich auf den Anblick des Kummers und der Ohnmacht vorbereitet war, desto heftiger wirkte er auf mich ein. Ich gab, was ich nur einigermaßen entbehren konnte, und that mir nicht eher genug, als bis ich die Entdeckung gemacht hatte, daß man für Hülfsbedürftige nichts thut, so lange man ihnen nicht gerade das giebt, was ihnen nothwendig ist. Von jetzt an gewann mein Mitgefühl den Charakter der Thatigkeit; und ob es gleich

dadurch an innerer Stärke verlor, so war doch jeder Akt der Milde mit deste mehr Vergnügen für mich verbunden, je bestimmter ich mir sagen konnte, wodurch ich ihn zu Stande gebracht hatte. Jenes müssige Wohlthun, wodurch man sich zuletzt entweder von einem unangenehmen Gefühl loskauft, oder sich die eigene Unbedürftigkeit klar macht, ist mir seitdem immer fremd geblieben; und was die Vertheidiger der Selbstheit auch immer zur Rechtfertigung ihres Systemes sagen mögen, so hab' ich immer an mir selbst zu bemerken geglaubt, daß außer der Selbstheit noch etwas anderes im Menschen ist, das, mag man es doch nennen wie man wolle, allein zu Aufopferungen und Anstrengungen für die Gesellschaft führen kann. Es war, wenn ich nicht irre, eine Französin, welche über ihre Türe schrieb: Sparsamkeit ist die beste Quelle der Großmuth; aber diese Frau empfand bei

weitem richtiger, als Helvetius dachte, der in seinen Werken etwas Bewunderungswürdiges geleistet haben würde, wenn er das Problem seiner eigenen herrlichen Natur gelöset hätte.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo ich in die Gemeinschaft der Christen durch einen förmlichen Akt aufgenommen werden mußte. Mein Pflegevater selbst wollte diesen Akt verrichten, und bereitete mich daher auf das sorgfältigste dazu vor. So viel ich mich seines Unterrichts noch jetzt erinnern kann, unterschied er Christenthum von christlicher Religion. Das erstere setzte er in eine gewissenhafte Anwendung des Moralprincips auf alle die gesellschaftlichen Verhältnisse, in welchen sich das Individuum befindet; in der letzteren erblickte er eine Sammlung von Anschauungen des Inneren der menschlichen Natur, welche die Dumpfheit des Mittelalters in Mysticism verwandelt hatte. Nach ihm

war z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit mit einer Art von Nothwendigkeit aus dem Innern des Menſchen hervorgegangen. »Von jeher,« ſagte er, »war das Beſtreben des menſchlichen Geiſtes darauf gerichtet, das Unbegreifliche zu begreifen. Hierbei konnte es nicht fehlen, daß der Menſch ſich zuletzt ſelbſt an die Stelle der erſten Urſache aller Erſcheinungen ſetzte. Da eine Kraft in ihm vorhanden war, aus welcher alle ſeine Schöpfungen hervorgingen, ſo ſtellte er dieſe Kraft (den Geiſt) ſymboliſch als den Vater dar. Eine andere Kraft in ihm (das Gemüth) enthielt die ewigen Aufforderungen zu neuen Schöpfungen; und wie hätte dieſe Kraft ſchicklicher perſonifizirt werden können, als unter dem Bilde des Sohnes, der den Vater liebt und von ihm geliebt wird? Die dritte Kraft ging aus dem Verhältniſſe der beiden erſteren hervor, und war in ſich ſelbſt das

Bewußtſeyn der größeren oder geringeren Harmonie der beiden erſteren Kräfte (Gewiſſen); daher die ſymboliſche Bezeichnung derſelben durch den heiligen Geiſt, der von Vater und Sohn ausgeht. Die Lehre von der Dreieinigkeit lag alſo weſentlich im Menſchen, und iſt im Grunde genommen die umfaſſendſte Reflection, die der Menſch jemals über ſich ſelbſt gemacht hat. Ein Gegenſtand des blinden Glaubens und des ſpottenden Zweifels, ſo lange das Innere noch nicht erwacht iſt, wird ſie ein Gegenſtand der unmittelbaren Anſchauung und der innigſten Überzeugung, ſo bald man anfängt, ſein eigenes Weſen zu zergliedern. Wie viele Spötter unſerer Zeit würden plötzlich verſtummen, wenn es möglich wäre, ihnen den wahren Sinn des neuen Teſtaments und der erſten Kirchenväter einzuimpfen! Man findet es gegenwärtig ehrenvoll ein Atheiſt zu ſeyn; aber nur weil

man nicht weiß, was ein Atheiſt iſt. Sey man es immerhin in Beziehung auf den Gott der Prieſter, und ſo bald von einer furchtbaren Welturſache die Rede iſt, aber iſt die Welturſache von beiden nicht weſentlich verſchieden? In Beziehung auf dieſe iſt es an und für ſich unmöglich ein Atheiſt zu ſeyn, und verſteht man das neue Teſtament auch nur einigermaßen, ſo entdeckt man eine auffallende Harmonie zwiſchen Schrift und Vernunft. Was kann das Chriſtenthum beſſer charakteriſiren, als der Ausſpruch: Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die Liebe treibet die Furcht aus? Und was iſt zugleich erhabener und umfaſſender, als der Satz: Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm? Wir müſſen nur nicht außer uns ſuchen, was nur in uns ſeyn kann; und wir ſind alles, was wir werden können, wenn unſer Geiſt

mit unſerem Gemüthe in einer ſolchen Harmonie ſtehet, daß die Verletzung deſſelben uns als eine Vernichtung unſers ganzen Weſens erſcheinen muß.“

Auf dieſe Weiſe erklärte mir mein Pflegevater jedes andere Dogma der chriſtlichen Religion, mir das Geheimniß meines Inneren entſchleiernd und mir Achtung vor mir ſelbſt einflößend. Ein Ausſpruch, der für ihn einen tiefen Sinn enthielt, und den er mir oft wiederholte, um ein bleibendes Ideal in mich niederzulegen, war der Ausſpruch, wodurch der Stifter des Chriſtenthums ſeine Schüler aufforderte: Klug zu ſeyn, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben. Auch iſt mir dieſer immer gegenwärtig geblieben.

Der Sitte jener Zeiten gemäß, durfte ein junges Mädchen nicht eher öffentlich erſcheinen, als bis ſie durch die Confirmation dazu berechtigt war; durch dieſe

erhielt man gleichsam ein Beglaubigungsschreiben der Zulässigkeit und Würdigkeit, und ich gestehe, daß ich diese Einrichtung ungern habe zu Grunde gehen gesehen, weil doch einmal eine gewisse Reife erfordert wird, um das soziale Interesse zu theilen. Mein erster Eintritt in die gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt war ohne allen Eclat. Nach den Vorbereitungen, die ich erhalten hatte, war ich nichts weniger, als verlegen; aber von allen den gesellschaftlichen Eigenschaften, wodurch man in die allgemeine Stimmung eingreift, war auch keine einzige in mir. Mein Äußeres schien in dieser Hinsicht bei weitem mehr zu versprechen, als mein Inneres zu halten im Stande war. Man brachte mich auf allerlei Witz- und Kitzelproben; ich bestand keine einzige derselben, weil mein Geist dazu durchaus nicht abgerichtet war. Dagegen trat mein Inneres bei jeder

Gelegenheit so ungeschminkt, gesund und kräftig hervor, daß ich denjenigen, die mich durchaus nach sich modeln wollten, alle Lust benahm, ein hartes Urtheil über mich zu fällen. Ich hatte sehr bald das Vergnügen, zu bemerken, daß man sich in allen ernsthaften Dingen vorzugsweise an mich wandte, und mir also den Mangel an Weg um der höheren Verständigkeit willen verzieh, die mir beiwohnte. Wie viel meine gute Miene dazu beitrug, die Gemüther mit meiner Eigenthümlichkeit zu versöhnen, will ich nicht berechnen; so ausgemacht es auch ist, daß die Anspruchslosigkeit eines sonst klaren und regelmäßig gebildeten Gesichtes immer damit endigen muß, die Herzen zu gewinnen. Mehr als alles Übrige pronirte mich der Beifall bejahrter Frauen in der Meinung des Publikums. Es konnte nicht fehlen, daß ich mit den soliden Eigenschaften, die ich von meiner ersten Jugend

an

an zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, ihnen unendlich mehr Berührungspunkte darbot, als andere junge Mädchen oder Frauen; und indem ſie die ſchwer erworbene Solidität des Alters in mir wiederfanden, und ſich alſo in mir verjüngt erblickten, blieb ihnen ſchwerlich etwas anderes übrig, als mir das Wort zu reden, wofern ſie ſich nicht ſelbſt herabſetzen wollten.

Es kam auf dieſem Wege nur allzubald dahin, daß ich von Allen geſucht wurde. Man möchte nun glauben, daß ich ein Gegenſtand des Neides für andere Mädchen meines Alters geworden ſey; dies war aber durchaus nicht der Fall. Da ich keiner in den Weg trat, ſo wurde ich mit meiner Gutmüthigkeit ein Stützpunkt für alle, ſo daß ſelbſt diejenigen von ihnen, welche die meiſten Anſprüche auf Werthſchätzung machten, mir gegenüber dieſe Anſprüche fahren ließen, und

ſich, wenn ſie uneins mit ſich ſelbſt geworden waren, auf mein Urtheil und meine Entſcheidung bezogen. In Wahrheit, es mochte keine alltägliche Erſcheinung ſeyn, ein junges Mädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren, das, wo nicht ſchön, doch wenigſtens nichts weniger als häßlich war, in phyſiſcher und moraliſcher Kraft den Ausſchlag über ihres gleichen geben, und ſich doch niemals überheben zu ſehen. Das Räthſelhafte dieſer Erſcheinung wurde durch meine Erziehung gelöſet; allein dieſe Erziehung wurde wiederum dadurch zum Räthſel, daß die wenigſten Menſchen — weil es einmal das Eigenthümliche der menſchlichen Natur mit ſich bringt, ſich vor allen Dingen mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen — die Fähigkeit haben, ſolche Charaktere, als meine Pflegeeltern, zur Anſchauung zu bringen. Ich blieb alſo immerdar ein Räthſel, das man nicht anders löſen zu können glaubte, als

durch Vorausſetzung einer höheren Natur, welche die Morgengabe meiner Geburt geweſen.

Ich ſelbſt fing an, mir unbegreiflich zu werden, ſo wie ich in der Meinung Anderer höher emporſtieg. Dem Abſtich, den ich durch meine Individualität bildete, die Deferenz, welche man mir von allen Seiten her bewies, zuzuſchreiben, dazu war ich mit aller Verſtändigkeit doch noch zu unſchuldig. Da ich nun in Zeiten lebte, wo man noch gar keine Ahnung davon hatte, daß eine vornehme Geburt nichts geben, wohl aber ſehr viel nehmen kann, wenn nicht von ſtaatsbürgerlichem, ſondern von rein-menſchlichem Werth die Rede iſt; ſo gerieth ich auf die natürlichſte Weiſe von der Welt auf den Gedanken, daß ich über mich ſelbſt unfehlbar ins Reine gekommen ſeyn würde, ſo bald ich mir die nöthigen Aufſchlüſſe über meine Abkunft verſchafft hätte.

Ich wunderte mich, daß ich einen so gesunden Gedanken nicht längst gehabt hätte. »Man nennt dich,« sagte ich zu mir selbst, »allenthalben Fräulein Mirabella; dies setzt voraus, daß deine Eltern von Adel gewesen sind. Warum ist aber nie von deinen Eltern die Rede? Du kannst doch kein isolirter Strahl seyn. Die ganze Welt um dich her giebt zu, daß du es nicht bist, und doch wirst du wiederum durch die ganze Welt gezwungen, dich dafür zu halten.« Mit solchen Ideen wandte ich mich an meinen Pflegevater, zum voraus überzeugt, daß er mir kein Geheimniß aus meiner Geburt machen würde, wofern er nur selbst davon unterrichtet wäre. »Sie wissen, mein theuerster Vater,« redete ich ihn an, »wie grenzenlos meine Liebe und Achtung für Sie ist. Hatte je ein menschliches Geschöpf Ursach, mit seinem Geschick zufrieden zu seyn, so hab' ich alle möglichen Bewe-

gungsgründe, das meinige zu ſegnen; der Zufall, der mich Ihrer Pflege übergab, war in jedem Betracht ein beglückender. Allein, da ich nur Ihre geiſtliche Tochter bin, und von der ganzen Welt, Sie ſelbſt nicht ausgenommen, als ſolche behandelt werde: ſo ſagen Sie mir doch endlich, wer die eigentlichen Urheber meines Daſeyns ſind. Ich weiß nicht, ob ich irgend etwas für ſie werde empfinden können; denn alles, was von Dankbarkeit und Liebe in mir iſt, haben Sie und meine theure Pflegemutter unſtreitig für immer in Beſchlag genommen. Aber mich drückt das Geheimnißvolle meiner Geburt; und der Wunſch, den Schleier, der auf ihr ruht, gelüpft zu ſehen, wird um ſo lebhafter, je öfter ich bemerke, welchen hohen Werth man auf die Abkunft legt, und wie man auch mich, um meiner vorausgeſetzten guten Abkunft willen, auszeichnet. Es iſt mir, als wenn mein In-

neres gewinnen würde, so bald die Unge-
wißheit, worin ich über diesen Punkt bis-
her gelebt habe, beendigt seyn wird.«

Mein Pflegevater hörte mich, seinem Charakter gemäß, sehr ruhig an, und nachdem er mich auf einen Sessel hinge-zogen hatte, der neben seinem Lehnstuhl stand, antwortete er mir folgendes: »Dein Ursprung, meine geliebte Tochter, ist mir selbst immer ein Geheimniß geblieben. Es war der geheime Rath von K . . ., der mir deine Erziehung antrug. Von ihm hab' ich sehr regelmäßig die Gelder er-halten, welche bei der ersten schriftlichen Verhandlung stipulirt wurden. Ob er aber im Stande ist, Auskunft über deine Ge-burt zu geben, weiß ich nicht; ich habe es aber immer vermuthet, weil er dich in seinen Schreiben immer Fräulein Mi-rabella nannte. Wenn du von mir ver-langst, daß ich ihn um Erörterungen bit-ten soll, so kann ich nicht umhin, dir eine

abschlägige Antwort zu geben. Meiner Einsicht nach, wirst du wohl thun, wenn du die ganze Sache fürs erste auf sich beruhen läßt. Ich gebe zu, daß diese Ungewißheit dich drückt; ich gebe sogar zu, daß es gut seyn würde, wenn diese Ungewißheit gehoben werden könnte. Allein so lange deine Eltern nicht von selbst zum Vorschein treten, wirst du dich vergeblich bemühen, sie kennen zu lernen und dich nur unglücklich machen. Zu deiner Beruhigung kann ich dir noch das sagen, daß (der Schleier, der auf deiner Geburt ruht, mag gelüpft werden, oder nicht) dein Schicksal wenigstens in sofern gesichert ist, als du Vermögen genug hast, mit Freiheit in der Gesellschaft dazustehen. Diese Notiz verdanke ich den Erklärungen des geheimen Raths. Ich füge nur noch hinzu: daß die Welt dich immer nach deinem Werthe nehmen wird, und daß es also nur von dir abhängt, das Allerhöchste zu seyn.«

Die Bemerkung, womit mein Pflegevater seine Antwort beschloß, sprach mich ungemein wohlthatig an; sie machte auf mich ungefahr eben den Eindruck, den ein kühlendes Lüftchen auf den erhitzten Wanderer macht. Ich faßte ihre Wahrheit sogleich, wiewohl ich in keine geringe Verlegenheit gerathen seyn würde, wenn ich sie auf der Stelle hatte zergliedern sollen. Da mein Pflegevater mir unmittelbar vorhergesagt hatte, daß mein Schicksal vollkommen gesichert wäre; so würde ich mich, seinem Wunsch gemäß, beruhigt haben, hätte er mir nicht zu verstehen gegeben, daß der geheime Rath von K... allein im Stande sey, das Dunkel aufzuhellen, das auf meiner Geburt ruhete. Auf eine sehr natürliche Weise erhielt meine Neugierde eine Bundesgenossin an der Eitelkeit. Was meinem Pflegevater nicht gelungen war, das könnte, dachte ich, mir gelingen; und da mir die beson-

dere Aufmerksamkeit, womit der geheime Rath mich beehrte, so oft wir an irgend einem dritten Orte zusammentrafen, nicht entgangen war, so nahm ich mir vor, ihn, der mir, unter anderen Umständen, ewig gleichgültig bleiben mußte, so für mich zu interessiren, daß er von selbst mit dem Geheimniß hervorträte. Mir schlug das Herz, indem ich diesen Vorsatz faßte; allein wie bestimmt ich auch fühlen mochte, daß er meiner unwürdig sey, so hatte ich doch nicht den Muth, ihm zu entsagen, oder ihn nicht in Ausübung zu bringen. Wie wenig kannte ich die Welt! Derselbe Mann, der mir vorher in allen Dingen zuvorgekommen war, und, um mich liebkosen zu können, seinen Ernst beseitigt hatte, nahm die allerabschreckendste Amtsmiene an, so bald er bemerkt hatte, daß ich ihm näher trat. Was blieb mir nun noch anderes übrig, als dem Rathe meines Pflegevaters zu folgen? Die Lek-

tion, die mir für meine Eitelkeit geworden war, tief empfindend, faßte ich den Entschluß, gar nicht weiter an meine Geburt zu denken. Dies gelang mir auch so gut, daß ich nur durch den Tod des geheimen Raths (der ungefähr ein halbes Jahr darauf erfolgte) an die Neugierde zurück erinnert wurde, die mich einen Monat hindurch so eigenthümlich gequält hatte. Als ich die Nachricht von diesem Tode erhielt, war mir zu Muthe, wie einem, der nicht in den Besitz des versprochenen Schatzes gelangt ist, weil seine Wünschelruthe nichts taugte.

Ich war um so gelassener, weil um diese Zeit mein Kopf in eben den Wirbel gezogen wurde, worin sich die Köpfe aller jungen Mädchen von meiner Bekanntschaft drehten. Nichts ergreift eine weibliche Einbildungskraft so heftig und sicher, als die lebendige Vorstellung des schönen Zukünftigen. Die ganze Gegenwart ver-

ſinkt, wenn von etwas Schönen die Rede iſt, das mit Gewißheit erwartet werden kann; iſt dies Schöne aber vollends ein Mann, ſo dürfte in der Zuſammenſetzung des Weibes ſchwerlich etwas enthalten ſeyn, das verlorne Gleichgewicht ſogleich wieder herzuſtellen. Wie feſt ich auch war, und wie noch weit feſter ich mich auch glaubte, ſo verlor ich doch die Tramontane, ſo bald ich nicht umhin konnte, die Freude zu theilen, welche das Fräulein Z . . . über die Zurückkunft ihres Bruders aus Italien empfand. Dies hing auf folgende Weiſe zuſammen:

Ungefähr um eben die Zeit, wo meine Pflegeeltern mit mir in die Hauptſtadt gezogen waren, hatte ſich die Frau von Z . . . mit ihrer Tochter daſelbſt niedergelaſſen. Das Fräulein war von meinem Alter, und ihre nächſte Beſtimmung fiel mit der meinigen zuſammen, in ſofern wir unſere letzte Ausbildung in der Nähe eines

Hofes erhalten sollten, der in dem Rufe stand, der allergesittetste in Deutschland zu seyn. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und die Verschiedenheit unserer Charaktere brachte es mit sich, daß wir Freundinnen wurden. Unruhig, heftig, witzig, in ihrem Witze nicht selten beleidigend, und aus allen diesen Gründen zusammengenommen eben so oft von sich selbst, als von der Welt verlassen, bedurfte Adelaide (so hieß meine junge Freundin) einer Stütze, die sie nur in einem so sanften, stetigen und verständigen Wesen finden konnte, als ich nun einmal war. Ich meiner Seits bedurfte eines starken Reizes, um mir, bei dem gänzlichen Mangel glänzender Eigenschaften, der inneren Güte meiner Natur bewußt zu werden; und da ich diesen Reiz vorzüglich in Adelaiden fand, so suchte ich sie wenigstens eben so sehr, als ich von ihr gesucht wurde. Unsere Freundschaft

war weit davon entfernt, eine leidenſchaftliche zu ſeyn; aber gerade weil ihr dieſer Charakter fehlte, war ſie nur um ſo zuverläſſiger und traulicher. Bisweilen mußte es das Anſehn gewinnen, als ob ich für Adelaiden alles dasjenige wäre, was der Mann, als Intelligenz und moraliſche Kraft genommen, dem Weibe iſt; allein da das Weib, ſeinem geiſtigen Weſen nach, nie ein Mann werden kann, ſo geſchah es nicht ſelten, daß ſich unſer Verhältniß umkehrte. Es waren zwei Talente in Adelaiden, welche dies bewirkten: nämlich das muſikaliſche und das poetiſche. Ich fühle, daß ich mich hier ſehr unvollkommen ausdrücke; aber ich will verſuchen, die Sache ſelbſt ohne Kunſtausdrücke zu fixiren.

Adelaide hatte eine ungemeine Fertigkeit auf dem Claviere, und liebte es, Proben ihrer Geſchicklichkeit abzulegen. In dieſer Hinſicht paßten wir vortreflich zu-

sammen; denn da ein solches Talent nicht in mir war, und meine Liebe für Musik darunter gar nicht litt, so halfen wir uns vortreflich aus, Adelaide mir, indem sie mir etwas vorspielte, ich Adelaiden, indem ich mich ihrer Kunst hingab, und diese von Zeit zu Zeit durch meine Stimme verschönerte. Außerdem fand meine Freundin sehr viel Vergnügen am Versemachen. Dies war, genau genommen, ihre schwache Seite; allein da das, was unsere schwache Seite ausmacht, uns immer am meisten am Herzen liegt, so suchte Adelaide für diesen Theil ihrer Beschäftigung — soll ich sagen Bewunderung und Lob, oder Entschuldigung und Nachsicht? und ein sehr richtiger Instinkt sagte ihr, daß sie eins wie das andere nie erhalten konnte, wenn sie einen Mann zu ihrem Vertrauten machte. Es mochten Verse seyn, was sie meiner Beurtheilung vorlegte; Poesie aber war es gewiß nicht.

Adelaidens ganze Zusammensetzung verhinderte sie, eine Dichterin zu werden; es fehlte ihr vor allen Dingen an dem Phlegma, das dazu, wie zur Ausübung jeder anderen schönen Kunst, erforderlich ist; mit allen poetischen Ideen, die ihr beiwohnten, konnte sie nie dahin gelangen, auch nur ein erträgliches lyrisches Ganze zu schaffen. Indessen paßten wir auch in dieser Hinsicht herrlich zusammen. War in ihr die Erhebung, welche zu freien Schöpfungen führt, so war in mir die Ruhe, welche diese Schöpfungen vollendet; und nachdem ich das Mechanische des Versbaues weg hatte, fehlte es mir nicht an Kraft, meiner Freundin da nachzuhelfen, wo sie von ihrer Unvollkommenheit in Stich gelassen wurde. Auf diese Weise lebten wir ohne alle Eifersucht, mehr als Schwestern, denn als Freundinnen, bis die Ankunft ihres Bruders unseren gegenseitigen Gefühlen eine andere Wendung zu geben versprach.

Von diesem Bruder war dann und wann die Rede gewesen; aber ohne bemerkbare Wärme und hne Enthusiasmus, ungefähr so, wie man von Personen spricht, die man zwar liebt, mit denen man aber zufälligerweise in solchen Verhältnissen lebt, daß es eine Thorheit seyn würde, den Empfindungen nachzugeben, welche man für sie unterhält. Gegenwärtig, wo Moritz (so hieß dieser Bruder) seine baldige Zurükkunft angemeldet hatte, veränderte sich die Sprache. Seine Mutter, deren Liebling er immer gewesen war, brannte vor Ungeduld, ihn wieder zu sehen; allein sie sprach nicht davon, unstreitig weil die jungen Mädchen, welche ihre Tochter besuchten, sehr wenig geeignet waren, ihre Gefühle zu theilen. Adelaide hingegen, wie wenig sie auch in Beziehung auf ihren Bruder empfinden mochte, sprach unaufhörlich von ihm; und hätte ich damals die Erfahrungen haben können, welche

welche mir ein fortgesetztes Studium der menschlichen Natur gegeben hat, so hätte mir einleuchten müssen, daß meine Freundin jenes Ideal, das jedes junge Mädchen in seinem Kopfe trägt, treuherzig auf ihren Bruder anwandte, voll von der Voraussetzung, daß ein dreijähriger Aufenthalt in Italien ihm alle die Eigenschaften werde gegeben haben, welche den Mann vollenden. Da ich diese Erfahrungen nicht hatte, so konnte es schwerlich fehlen, daß Adelaide, zum erstenmale seit unserer Bekanntschaft, mit mir durchging. Wie alle übrigen jungen Mädchen, welche in das Familieninteresse eingeweiht waren, glaubte ich an die Wirklichkeit dessen, was Adelaide von ihrem Bruder sagte, und unter uns allen war gewiß keine Einzige, die nicht mit klopfendem Herzen den Augenblick herbeigewünscht hätte, in welchem entschieden werden mußte, welcher der schönste und liebenswürdigste der Män-

ner — denn in diesem Lichte erschien uns der Herr von Z . . . — den Vorzug geben würde. Für einen ruhigen Zuschauer würde es unstreitig ein großes Vergnügen gewesen seyn, zu sehen, wie Adelaide durch die Art und Weise, wie sie über ihren Bruder sprach, zur Königin des ganzen Mädchenkreises erhoben wurde. Da war auch keine ihrer Launen, der man nicht nachgegeben hätte; ja, selbst ihre Sarkasmen verloren die scharfe Spitze, wodurch sie sonst verletzt hatten; und hätte sie den Vortheil des Augenblicks benutzen wollen, mit Tyranney über uns alle zu walten, so würde sie es ungestraft gekonnt haben. Ich selbst, obgleich von allen am wenigsten von Schwärmerei ergriffen, war in dieser Periode die Nachgiebigkeit selbst, und würde eine ganze Nacht durchwacht haben, um in einen ihrer poetischen Versuche einen erträglichen Sinn zu bringen.

Die Täuſchung, worein uns Adelaidens Phantaſie geſetzt hatte, hörte nicht auf, als der von Z . . . wirklich angelangt war. Zwar ſagte uns der Augenſchein, daß er dem Bilde nicht entſprach, welches wir uns von ſeinen körperlichen Vorzügen entworfen hatten; allein körperliche Vorzüge ſind etwas, das in der Phantaſie des Weibes unter allen Umſtänden der Liebenswürdigkeit weichen muß, und dieſe blieb unbeſtritten, ſo lange keine Beweiſe vom Gegentheil vorhanden waren. Aus dem Adonis, der Adelaidens Bruder ſeyn ſollte, war ein Mann von mittler Größe, feſtem Baue und einem Geſicht geworden, das, obgleich nicht ohne intereſſante Züge, ſehr weſentlich von den Blattern verunſtaltet war, und ſich zuletzt nur durch eine ſehr feine Naſe und ein Paar großer ſchwarzer Augen auszeichnete. Auch ſeine Liebenswürdigkeit war ganz anderer Art, als wir ſie uns gedacht hatten. Ar-

tig gegen alle, schien er keine einzige zu bemerken; und wiewohl wir alle Ursache hatten, mit einem so klugen Benehmen zufrieden zu seyn, so war doch jede gleich sehr davon empört, weil jede sich einbildete, daß er, ohne ungerecht zu seyn, ihr den Vorzug nicht versagen könnte. Indessen wurden wir alle in Athem erhalten; und diejenigen von uns, bei welchen das Temperament den Ausschlag über den Verstand gab, legten es recht augenscheinlich darauf an, Entscheidung herbei zu führen. Einen solchen Wettstreit zu theilen, hielt ich nicht für rathsam, nicht weil ich mein persönliches Verdienst in einen allzu geringen Anschlag gebracht hätte, sondern weil ich das Unweibliche einer Bewerbung fühlte. Mich zurückziehend, überließ ich den sämmtlichen Freundinnen Adelaidens das Vergnügen, sich um einen Mann zu zanken, von welchem ich aufs bestimmteste ahnete, daß

etwas in ihm seyn müsse, wodurch er gegen die Aufmerksamkeit, die ihm von dem schönsten Theile meiner Bekanntschaft bewiesen wurde, gleichgültiger war, als seine Jahre es mit sich brachten.

Wenn Alles um uns her Politik treibt, so giebt es unstreitig kein sicherers Mittel, unseren Concurrenten den Rang abzulaufen, als stilles Zurückbleiben und ruhiges Abwarten des vortheilhaften Augenblicks, wo die Übrigen verzweifeln. Ich sage damit nicht, daß ich dieser Maxime gemäß handelte, als ich mich aus dem Kreise zurückzog, der Adelaiden umgab; ich folgte dabei keiner Idee, sondern nur einem Gefühl. Allein die Idee hätte mich nicht sicherer leiten können, als das Gefühl mich leitete. Kaum war Herr von Z . . . der Bewerbungen überdrüßig geworden, deren Gegenstand er war, so zog er sich in die Einsamkeit zurück; und kaum war er den Augen seiner Bewerberinnen

entſchwunden, ſo ſtürzte der Thron zuſammen, auf welchem Adelaide bis dahin die Huldigung aller ihrer Geſpielen erhalten hatte. Verlaſſen und auf ſich ſelbſt zurückgebracht, konnte dieſe meiner nicht länger entbehren; und als ſie zu mir zurückkehrte, fand ſie alles, was ſie ehemals an mir beſeſſen hatte, um ſo eher wieder, weil kein förmlicher Bruch uns getrennt hatte. Ich wollte, als ſie mich auffoderte, ihren Beſuch recht bald zu erwiedern, meine Entſchuldigung von dem Aufenthalte ihres Bruders in dem Hauſe ihrer Mutter hernehmen; allein ſie kam meinen Ausflüchten dadurch zuvor, daß ſie eingeſtand: Sie habe ſich bei der Beurtheilung des wahren Charakters ihres Bruders nicht wenig geirrt. »Ich kenne ihn gar nicht wieder,« ſagte ſie. »Ehemals lauter Feuer, iſt er jetzt lauter Eis. Wer ſollte glauben, daß man ſich auf einer Reiſe durch Italien in die Mathe-

matik verlieben könnte! Und doch ist dies sein Fall. Tag und Nacht brütet er über seinen Folard, und alle Evaluationen, deren er noch fähig ist, beziehen sich auf das verwünschte Kriegeshandwerk. Ich würde ihn hassen müssen, wenn er nicht mein Bruder wäre. Dir, liebe Freundin, aber kann ich mit vollkommner Wahrheit sagen, daß weder deine Jugend noch dein guter Name die mindeste Gefahr läuft, wenn du zu uns zurückkehrst; alle Leute kennen ihn nach gerade als einen harmlosen Sonderling, der Keinem etwas zu Liebe noch zu Leide thut; außerdem ist die Frage: Wie lange er noch bei uns verweilen wird. Denn es ist ihm hier viel zu enge, und ich stehe gar nicht dafür, daß er nicht über kurz oder lang Soldat wird.«

Adelaiden so reden zu hören, kam mir freilich unerwartet; allein da ich mich auf die Wahrheit ihrer Aussage verlassen

konnte, so trug ich auch nicht weiter Bedenken, mich in ein Haus zurück zu wagen, das von einem so harmlosen jungen Manne bewohnt wurde. Die erstenmale war ich mit Adelaiden allein, und ich gestehe, daß mich dies ein wenig beleidigte. Das drittemal fand sich indessen der junge Herr von Z . . . bei uns ein; und da wir gerade von Racine's Phädra sprachen, so nahm er Gelegenheit, uns über das Eigenthümliche der französischen Poesie zu belehren. Er gab zu, daß dies eines der interessantesten Stücke wäre, die jemals aus der Feder eines korrekten Dichters geflossen; »allein,« fuhr er fort, »was ist Korrektheit gegen das Wesen der Poesie gehalten! Wie stolz auch die Franzosen auf ihre Dichter seyn mögen, und wie selbstgenügsam auch einer ihrer Didaktiker die italiänische Poesie Schellengeklingel nennen mag, dennoch bin ich sehr geneigt, die wahre Poesie nur bei

den Italiänern zu ſuchen. Ich will, wenn die Wirklichkeit mir nicht länger behagt, eine von ihr durchaus verſchiedene Welt, und dieſe finde ich durchaus nicht in den Werken franzöſiſcher Dichter, wohl aber in denen der italiäniſchen. Welche Schöpfung iſt in dem befreieten Jeruſalem enthalten; und wo iſt der Franzoſe, welcher behaupten dürfte, eine ähnliche ſey von ihm ausgegangen? Der raſende Roland — welches Meiſterſtück für denjenigen, deſſen Geiſt nicht in den Convenienzen des Lebens untergegangen iſt! So hundert andere Dichterwerke der Italiäner, welche hier aufzuzählen am unrechten Orte ſeyn würde. Was will ich denn, wenn ich einen Dichter in die Hand nehme? Nicht Wahrheit will ich, ſondern Schönheit, Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt, Harmonie in der höchſten Bedeutung des Worts. Wahrheit iſt die Sache des Verſtandes, und kann gelernt werden; Schönheit hin-

gegen ist Sache des Gefühls und der Anschauung, und eben deshalb über das Lernen hinaus. Ich gebe zu, daß Wahrheit zuletzt auch schön ist; aber deswegen ist Schönheit nicht wahr, und so lange es noch einen Dichter auf der Welt giebt, d. h. so lange der letzte Funke der Phantasie noch nicht im menschlichen Geschlecht erloschen ist, verlange ich von dem, der sich mir als Dichter darstellt, daß er mir Vergnügen mache, ohne daß jemals in seinem Werke von Wahrheit die Rede sey. Gerade darin liegt die Schwäche der französischen Poesie verborgen, daß die Franzosen das Wahre vom Schönen nicht zu trennen wissen, und das eine nicht ohne das andere geben wollen. Boileau's rien n'est beau que le vrai ist das Siegel des poetischen Unvermögens der Franzosen, die, wenn sie jemals Dichter werden wollen, von neuem geboren werden müssen. Es ist zuletzt nur die höhere Kraft

des Menschen, die ihn zum Dichter macht, und in Hinsicht dieser Kraft stehen die Franzosen bei weitem den Italiänern nach, die, so lange sie eine große Einheit bildeten, die ganze Welt eroberten, und als sich diese Einheit in Trennung auflöste, das Gefühl ihrer vorigen Größe so lange in sich konzentrirten, bis es endlich losbrach und idealische Welten schuf. Ich möchte nicht gern übertreiben; allein soll ich meiner Überzeugung gemäß reden, so waren die Italiäner zur Zeit ihrer Horaze und Virgile, welche die Welt einzig bewundert, noch Barbaren; zur Zeit ihrer Ariosto's, Tasso's und Guarini's hingegen ein hoch kultivirtes Volk.«

Adelaide war, so wie ich, nicht wenig über diese Erklärung erstaunt. Wir kämpften für unsern Corneille und Racine und Voltaire, so viel wir konnten; allein über diesen Punkt fand für den Herrn von Z... kein Capituliren statt. Als wir zuletzt,

nicht ohne uns zu ſchämen, eingeſtanden, daß wir nicht berechtigt wären, Dinge zu beſtreiten, die uns nie berührt hätten, und zugleich zu erkennen gaben, wie ſehr wir in die Geheimniſſe der italiäniſchen Poeſie eingeweihet zu werden wünſchten: ſo war unſer Antagoniſt ſogleich erbötig, unſer Myſtagog zu ſeyn. Wirklich nahm der Unterricht im Italiäniſchen gleich am folgenden Tage den Anfang, und unſere Fortſchritte waren, wie unſer Lehrer ſie nur immer wünſchen konnte. Ob Adelaide mich, oder ich Adelaiden fortriß, konnte nicht in Betrachtung kommen, da wir unter den verſchiedenſten Antrieben ſtanden; ſie, indem ſie ſich in ihrem Lieblingselement, der Poeſie, bewegte, ich, indem ich die Autorität eines Mannes ehrte, der mir durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Urtheile täglich bedeutender wurde. Übrigens hatten wir uns kaum acht Wochen ausſchließend mit dem Italiäniſchen be-

ſchäftigt, als uns die ganze poetiſche Literatur der Franzoſen ein Greuel war. Wie viel von dieſem Abſcheu auf Rechnung unſeres Lehrers kam, war etwas, das wir nicht weiter unterſuchten; aber ſchwerlich würden wir durch uns ſelbſt, oder unter der Leitung irgend eines anderen Lehrers, zu unſerer entſchiedenen Vorliebe für die italiäniſche Poeſie gelangt ſeyn, und Adelaide namentlich ihre ganze franzöſiſche Bibliothek für eine gute Ausgabe des Aminta von Taſſo feilgeboten haben. Solche Keckheit, wenn man ſie in Weibern findet, iſt immer das Produkt männlichen Einfluſſes, und beruhet, ſo weit meine Beobachtung reicht, zuletzt nur auf Autorität, nicht auf Gefühl und Anſchauung.

Wenn ich in meinen Urtheilen vorſichtiger war, ſo hatte dieſe Vorſichtigkeit ihren Grund nicht in einem ſchwächeren Gefühl, ſondern in dem Verhältniß, worin

das Göttliche der italiäniſchen Poeſie mit Adelaidens Bruder für mich ſtand. Auf eine ganz eigenthümliche Weiſe waren beide für mich eins; denn indem ich die erſtere nur durch den letzteren in mich aufnehmen konnte, mußte es mir vorkommen, als wäre jene nur in dieſem vorhanden. Daſſelbe würde Adelaiden begegnet ſeyn, wäre Moritz nicht ihr Bruder geweſen. Sie konnte von der italiäniſchen Poeſie an und für ſich ſprechen; ich hingegen mußte immer den Herrn von Z... ins Spiel ziehen, und weil ich dadurch mein Geheimniß verrathen haben würde, ſo ſchwieg ich lieber. Mein Geheimniß aber beſtand darin, daß ich den Herrn von Z... über alle Männer ſetzte, die mir jemals vorgekommen waren. Außer meinem Pflegevater, deſſen moraliſche Heiligkeit — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ungefähr eben ſo auf mich einwirkte, als das Licht, und den ich aus

Gewohnheit hochachtete, hatten mich bisher alle Männer so gleichgültig gelassen, daß ich mit Wahrheit von mir sagen konnte: das ganze männliche Geschlecht sey gar nicht für mich vorhanden. Wodurch sich Herr von Z... von meinem Pflegevater unterschied, war mir nicht auf der Stelle klar; aber irgend eine Ahnung sagte mir, daß bei ihm außer dem Lichte auch Wärme sey. Es war, mit einem Worte, die Phantasie, wodurch er mich so unwiderstehlich an sich zog. Was ich damals nicht begriff, was mir aber seitdem sehr deutlich geworden ist, war: daß ein Weib an einem Manne zuletzt nie etwas anderes lieben kann, als jene schaffende Kraft, wodurch er, das Geschöpf, wiederum zum Schöpfer wird. Was Platon die irdische Liebe nennt, ist immer nur ein Abglanz der himmlischen, und ohne diese würde jene gar nicht vorhanden seyn, wenigstens nicht in einer weib-

lichen Bruſt. Ich habe viele Weiber gekannt, die man ausſchweifende nannte und als ſolche verabſcheute. Die Unglücklichen fanden nur nie, was ſie ſuchten. Sie wollten nicht den phyſiſchen Genuß; ſie wollten jene Wärme, die das Weib empfindet, wenn es, befreit von den Banden des Egoismus, ganz in Anderen lebt, und dadurch ſeine Beſtimmung vollendet. Wie ganz anders würden ſie gerathen ſeyn, hätte der Zufall ſich ihrer erbarmt! Von dieſem verlaſſen, und ohne jemals einen entwickelten Begriff von dem Gegenſtande ihres raſtloſen Strebens gehabt zu haben, konnten ſie freilich nicht anders endigen, als ſo, daß ſie zuletzt als Abſchaum der Geſellſchaft daſtanden; aber was ſie zuerſt in Bewegung ſetzte, war dieſelbe göttliche Flamme, durch welche allein Veredelung zu hoffen iſt. Ein Weib, das einmal einen Mann in der wahren Bedeutung des Wortes fand, iſt

der

der Untreue eben so unfähig, als ein Weib, das an einen Lotterbuben gerieth, mit den allerbesten Vorsätzen von der Welt sich nicht in den Schranken der Treue erhalten kann, so bald ein Mann ihr unter die Augen tritt. Dies beruht auf einem Naturgesetz, dem alle gesellschaftliche Institutionen weichen müssen; und wer sich jemals in der Welt umgesehen hat, kann sich hieraus erklären, wie die schönsten Weiber an die (physisch) häßlichsten Männer gerathen, und woher das Übergewicht rührt, das alle ächte Künstler über das weibliche Geschlecht ausüben.

Ich ging, ich bekenne es, nach und nach in Adelaidens Bruder so vollkommen unter, daß ich nur in ihm lebte und webte. War aber jemals ein Mann unfähig, diese vollendete Hingebung auf eine unedle Weise zu benutzen, so war es Moritz. Wie theuer ich ihm war, leuchtete aus seinem ganzen Betragen gegen mich hervor, das

ſchwerlich liebevoller und zärtlicher ſeyn konnte; allein er ſchien mir dadurch nur beweiſen zu wollen, daß, wenn irgend ein weibliches Weſen ihn feſſeln könnte, ich dies weibliche Weſen ſeyn würde. Frei von aller Leidenſchaft, hatte ſeine Hinneigung zu mir mehr den Charakter des Wohlwollens, als den der Liebe; wenigſtens fehlte ihr diejenige Stärke, welche zwei Weſen ſo verſchmilzt, daß ſie nur in gegenſeitiger Anſchauung leben. Ich fühlte dies; und es ſchmerzte mich, die Wahrheit zu geſtehen, um ſo tiefer, je unendlicher meine Liebe für Moritz war. Allein was konnte, was mußte geſchehen, wenn es anders werden ſollte? Ich grübelte in den Augenblicken, wo ich mir ſelbſt wieder gegeben war, recht emſig darüber nach; aber ich ſagte mir zuletzt immer, daß alle dieſe Grübeleien vergeblich ſeyn würden, ſo lange ich die unbekannte Gewalt, welche Moritzen von mir zurückzog,

nicht genauer kennen gelernt hätte. Wie sehr fürchtete ich, daß sie in mir selbst seyn könnte! Wie gewissenhaft erwog ich alle meine Äußerungen und in ihnen mein ganzes Wesen! Vergeblich für meinen Endzweck; ich mochte mich betrachten von welcher Seite ich wollte, alles führte mich zu dem Resultat, daß ich gut und edel sey; und in dieser Überzeugung wurde ich nicht wenig bestärkt, als Adelaide, der mein innerer Zustand nicht entgangen war, mir gelegentlich sagte, daß ihr Bruder nicht ohne Wärme und Enthusiasmus von mir spreche. War aber jene unbekannte Gewalt außer mir — worin bestand sie? Ich schloß auf eine frühere Verbindung, auf ein gegebenes Wort und dergleichen zurück.

Um hierüber ins Reine zu kommen, erkundigte ich mich bei Adelaiden mit aller nur möglichen Schonung nach den Verhältnissen, worin ihr Bruder stehe;

aber ihre Antwort war so beſchaffen, daß mein Zuſtand dadurch nur verſchlimmert wurde. »Glaube mir,« ſagte ſie, »über dieſen ſonderbaren Menſchen kommen wir nur dadurch ins Reine, daß wir annehmen, er ſey mit allen ſeinen herrlichen Eigenſchaften doch nur ein kalter Egoiſt, den nichts berührt, was nicht ganz unmittelbar in ſeine Ideen und Entwürfe eingreift. Ich wenigſtens werde ſonſt nicht klug aus ihm. Dafür kann ich dir einſtehen, daß er in keinen Verbindungen lebt, welche der Freiheit Abbruch thun. Sollte man nicht glauben, er habe die eine oder die andere Bekanntſchaft auf ſeinen Reiſen gemacht, welche einer thätigen Zurückerinnerung werth wäre? Allein, wie erwieſen es auch iſt, daß er mit den allerintereſſanteſten Perſonen gelebt hat, ſo hat er doch ſeit ſeiner Zurückkunft, d. h. ſeit mehr als vier Monaten, bis jetzt an keine lebendige Seele geſchrieben.

Was in ihm vorgeht, mag Gott wiſſen. Jeder Augenblick, den er dem Umgange entziehen kann, iſt noch immer dem Studium der militairiſchen Wiſſenſchaften gewidmet. Die ſonderbarſte Liebhaberei von der Welt, wofern er nicht damit umgeht, ſich auf ſeinen Gütern zu verſchanzen! Ich möchte nur wiſſen, wie alle dieſe Zahlen und Linien — denn mit etwas anderem beſchäftigt er ſich gar nicht — ihn wach erhalten können. So etwas muß ja den Geiſt abſtumpfen und tödten; aber weit gefehlt, daß er dies zugeben ſollte, beſteht er, ſo oft ich hierüber mit ihm anbinde, darauf, daß dies nur eine andere Art der Poeſie ſey, die ihre Grundlage in der Wirklichkeit habe, und den Vorzug beſitze, für das geſellſchaftliche Leben, das durch meine Poeſie zu Grunde gerichtet werde, neues Intereſſe einzuflößen. Mehr bring' ich nicht aus ihm heraus; und wenn ſeine Behauptungen nicht Unſinn ſeyn ſol-

len, so muß er sie vor denjenigen vertheidigen, die etwas mehr davon verstehen, als ich.«

Nach diesen Aufschlüssen mußte ich annehmen, daß die Mathematik meine Nebenbuhlerin sey; allein wie hätte ich dazu kommen sollen, dieser Voraussetzung Wahrheit zuzuschreiben, da Moritz höchstens 25 Jahre zählte? Der Reiz der Wissenschaft sey noch so groß, so ist er doch nicht früher vorhanden, als der Besitz. Was uns aber zur Erwerbung treibt, ist nie die Wissenschaft, sondern irgend etwas Menschliches, dem sie als Mittel dienen soll. Was trieb nun meinen Moritz?

Ich war der Katastrophe, welche das Geschick meines Lebens entscheiden sollte, bei weitem näher, als ich glaubte; ehe ich aber der Aufschlüsse erwähne, welche mir Moritz über sein Inneres gab, muß ich von den Zeiten reden, in welchen dies vorfiel.

Der ſiebenjährige Krieg war ſeit anderthalb Jahren begonnen, und nicht blos Deutſchlands, ſondern auch des ganzen Europa Augen waren auf den verwegenen Friedrich gerichtet, der lieber einen Kampf mit den größten Mächten des feſten Landes eingehen, als nur einen Fingerbreit von dem einmal Erworbenen zurückgeben wollte. Die Urtheile über ſeinen Charakter waren verſchieden, je nachdem ſie von der Schwäche oder der Stärke ausgeſprochen wurden. Die große Mehrheit, welcher innere Größe ein unauflösliches Räthſel iſt, verdammte ihn bis in den tiefſten Abgrund, als einen Räuber und als einen Tyrannen ſeiner eigenen Völker; indeſſen fehlte es nicht an Einzelnen, welche auf die Nothwendigkeit eingingen, worin ſich der Monarch befand, und, ſeinen Muth bewundernd, zugleich ſeine Einſicht prieſen. Wenn jene ihn nicht ſchnell genug zerſchmettert ſehen konnte.

weil er ſich gleich bei Eröffnung des Feldzu-
[illegible] Sachſens bemächtigt hatte; ſo wünſch-
ten dieſe ſeinen Unternehmungen jeden glück-
lichen Erfolg, überzeugt, daß das Genie
nur dann zerſtört, wenn es aufbauen will,
und feſt verſichert, es werde doch noch
einmal eine ſchöne Welt durch ihn ins
Daſeyn gerufen werden. Der Ausgang
des wunderbaren Kampfes, in welchem
der Verſtand gegen die Maſſe zu Felde
zog, beſchäftigte alle Köpfe; und nicht
ſelten geſchah es, daß man ſich in einer
und derſelben Familie über eine von Frie-
drich gewonnene oder verlorne Schlacht
freute und härmte, je nachdem die Mit-
glieder derſelben ihm wohl oder übel woll-
ten. So ſehr war ſeine Angelegenheit
die des ganzen Deutſchlands, daß ſeine
Thaten ſelbſt in die entfernteſten Kreiſe
drangen, und wenigſtens die muntere Ju-
gend für den Helden ihrer Zeit begei-
ſterten.

Der Hof, in deſſen Nähe ich lebte, war nicht blos durch die Bande der Verwandtſchaft an das preußiſche Haus gefeſſelt, ſondern auch durch Charakterſchwung und Genie dem großen Friedrich beſonders zugethan. In unſerer Hauptſtadt galt alſo nur das preußiſche Intereſſe. Wer ſich von demſelben losgeſagt hätte, würde nicht ſowohl für einen ſchlechten Bürger, als vielmehr für einen Einfältigen gegolten haben, der das Edlere und Beſſere nicht zu faſſen vermögte. So lebendig war die Theilnahme an Friedrichs Siegen, daß ſie von Privatperſonen in Familien-Zirkeln gefeiert wurden. Die Neugierde war unerſättlich, wenn einmal von dem preußiſchen König die Rede war. Alles, was zu ſeiner Umgebung gehörte, wurde als Beſtandtheil ſeines Weſens betrachtet; und ſo erhielten die Namen ſeiner vorzüglichſten Generale eine Illuſtration, welche ſie ſchwerlich auf irgend

einem anderen Wege erworben haben würden.

Kein Jahr war reicher an Glückswechseln, als das Jahr 1757. Im Anfang deſſelben Sieger, ſo daß Maria Thereſia ſich in Wien ſelbſt nicht ſicher glaubte, wurde Friedrich bald darauf aus Böhmen vertrieben. Von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, von allen Seiten mit Feinden umringt, dem Verderben bloßgeſtellt, ermannte er ſich zu neuen Triumphen. Die Schlachten bei Rosbach und Leuthen ſetzten ganz Europa in Erſtaunen; vorzüglich die letztere, in welcher eine ſelbſtgeſchaffene Taktik dem dreimal ſtärkeren Feinde den Sieg entriß. Die Wiedereroberung Schleſiens folgte dieſem Siege. Gern hätte Friedrich auf ſeinen Lorbeern ausgeruht; denn der Krieg war gegen alle ſeine Wünſche erfolgt, und die Fortſetzung deſſelben ſtörte ihn in edleren Entwürfen. Allein wie tief auch ſeine

Feinde das Übergewicht seines Genies empfunden haben mochten, so fühlten sie sich noch nicht erschöpft, und ihre Kampflust gebot seinen Neigungen.

Ich befand mich bald nach der Schlacht bei Leuthen eines Nachmittags in dem Hause der Frau von Z . . . Es war die Rede von dem neuen herrlichen Siege, den die preußische Tapferkeit erfochten hatte, und mit tiefgefühlter Theilnahme sprach man von Friedrichs mißlicher Lage bei seiner Ankunft in Schlesien, und von der Art und Weise, wie er, wenige Tage vor der Schlacht, seinen Generalen in einem Kriegsrath den Zustand seines Gemüthes offenbarte. Plötzlich sprang Moritz, der während dieser Unterhaltung stumm und in sich selbst vertieft da gesessen hatte, von seinem Lehnstuhl auf, und, in die Mitte des Zimmers tretend, sprach er, starren Blickes und festen Tones, uns allen unerwartet, folgenden Monolog:

»Könnt' ich etwas an diesem Friedrich tadeln, so würde es die Vorliebe seyn, die er für französischen Geist und französische Sitte zeigt. Wie wenig kennt er sich selbst, wenn er Formen ehrt, die keine andere Grundlage haben, als die Flachheit selbst! Doch er gebehrde sich, wie er wolle, nie wird er das Gemüth eines Deutschen ganz verleugnen können. Durch dies kräftige, reiche Gemüth gebietet er selbst den Franzosen, deren Schöngeisterei vor seinem Genie verstummt, und deren Hinterhaltigkeit vor seiner Ehrlichkeit erbebt. Ja, er ist das Größte, was das Schicksal diesen Zeiten verleihen konnte; der einzige Mann seines Jahrhunderts, bestimmt, ein neues Geschlecht zu gründen, und in der Weltgeschichte mit unverwelklichem Lorbeer zu prangen. Wer seine Rechtlichkeit anklagt, vergisset, daß das Genie die unversiegliche Quelle neuen Rechtes ist, und jeglichen Beruf aus sich

ſelber nimmt. Alle kräftigen Naturen, ſo viel ihrer in Deutſchland übrig geblieben ſind, ſollten Kreis um ihn ſchließen und ſeine Sache zu der ihrigen machen. Was iſt das Leben ohne Liebe, und wie kann man das Leben höher anbringen, als wenn man große Entwürfe befördern hilft! Ich weiß, daß dieſe Ziethen und Seidlitz und Keith nur Maſchinen ſind; allein war jemals der Menſch etwas anderes, als Werkzeug in den Händen des Schickſals, und was iſt das Schickſal ſelbſt, wenn es ſeinen letzten Grund nicht in der Idee eines vielumfaſſenden Kopfes hat? Friedrichs Planen dienen, iſt die höchſte Beſtimmung, die man ſich geben kann. Je größer er der Nachwelt erſcheint, deſto mehr Verdienſt hat man ſich um die Mitwelt erworben; denn nur dadurch kann er wahrhaft groß werden, daß man kein Bedenken trägt, ſich ihm aufzuopfern. Magnetiſch fühl' ich mich an ihn ange-

zogen, und verderben ist meine ganze Existenz, wenn ich nicht dahin gelange, mich in seinem Geiste zu spiegeln. Mich seiner würdiger zu machen, hab' ich es nicht an Anstrengungen fehlen lassen. Jetzt hat die Stunde der Vollbringung geschlagen. Keinen Augenblick will ich verlieren."

Es war uns sonderbar zu Muthe bei diesem Monolog; denn so rücksichtslos wurde er gesprochen, daß unsere erste Ahnung keine andere seyn konnte, als die, daß Moritz von Sinnen gekommen sey. Adelaide, welche neben mir saß, umschlang mich mit ihrer Linken und starrte auf ihren Bruder hin. Ob auch ich auf ihn hinstarrte, oder die Augen niederschlug, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich nun mit einemmale gefunden hatte, was ich bisher vergebens suchte. Es war also Friedrich der Große, der sich zwischen mich und meinen Moritz in die Mitte stellte und unsere Vereinigung verhinderte.

Einen solchen Nebenbuhler hatte ich nicht erwartet. Sollte ich ihm zürnen? Ich konnte es nicht. Er stand ja nur als Idol da; und war er wohl das meinige minder, als Moritzens? Ich begriff den inneren Zustand des jungen Mannes auf der Stelle; und wie sehr ich ihn anbeten mochte, so fühlte ich doch, nach einem solchen Aufschluß, nicht das kleinste Verlangen, ihn an der Ausführung seines Entwurfes zu verhindern. Wie Liebe ohne Eigennutz bestehen könne, begreifen wenige; aber noch weit wenigere haben die Kraft, sich eine leidenschaftslose Liebe zu denken. Ich möchte in diesen Bekenntnissen um keinen Preis zu viel oder zu wenig von mir sagen; aber das wag' ich zu behaupten, daß, wenn der Eigennutz meiner Liebe für Moritz immer fremd geblieben war, die Leidenschaft von Stund an daraus verschwand. Ich kannte das Schöne, ehe ich seine Bekanntschaft ge-

macht hatte; er verſinnlichte es mir und wurde mir dadurch unendlich theuer. Jetzt, wo ich ihn in Regionen aufſteigen ſah, die ich nie geahnet hatte, jetzt wurde er für mich eben ſo das Symbol des Herrlichen, wie das Crucifix in den Händen eines gläubigen Catholiken das Symbol jeder Tugend iſt. Was ich hier ſage, können nicht Alle zur Anſchauung bringen; aber wie ſoll ich es ſagen, um mich deutlich zu machen? Genug, ich verließ das Haus der Frau von Z... mit ganz anderen Empfindungen, als diejenigen waren, mit welchen ich gekommen war; und ich behaupte, daß es unmöglich iſt, zugleich ruhiger zu ſeyn, und einen gegebenen Mann beſtimmter anzubeten, als beides bei mir der Fall war. Gelaſſen zog ich mich aus, nachdem ich zu meinen Pflegeeltern zurückgekommen war; eben ſo gelaſſen ging ich zu Bette; und als ich am folgenden Morgen nach einem ſanften

Schlaf

Schlaf erwachte, war mein erster Gedanke: Moritz ist der erste aller Männer. Ich wollte mir die Gefahren vergegenwärtigen, denen er entgegenging; aber damit wollte es mir durchaus nicht gelingen; die Stimmung, in welcher ich mich einmal befand, brachte es mit sich, an keine Gefahr in Beziehung auf Moritz zu glauben, und diese Idee, wie sonderbar sie auch erscheinen mag, war gewiß eine sehr richtige.

Es wird nach allem, was ich bisher gesagt habe, schwerlich auffallen, wenn ich hinzufüge, daß ich nicht unterließ, meine Freundin, wie bisher, zu besuchen, und mich dadurch dem Herrn von Z... zu nähern; ich konnte dies jetzt um so eher thun, da das Verhältniß, worin ich mit ihm stand, durch die Bestimmtheit, welche seine letzte Erklärung ihm gegeben hatte, eine Unschuld gewann, die es zu einem kindlichen machte. Von dem Auf-

tritte des vorhergehenden Tages war nicht weiter die Rede, nachdem Moritz über das Pathos, womit er seinen innern Zustand verrathen, gelächelt hatte. Über andere Gegenstände wurde gescherzt, ja irgend eine Freude, die ich nicht beschreiben kann, die aber das unmittelbare Resultat der aufgehobenen Spannung war, herrschte in allen Gesichtern und sprach aus allen Gedanken, als Moritz, ich weiß nicht ob am dritten oder vierten Tage nach der oben beschriebenen Scene, die augenblickliche Abwesenheit seiner Mutter und Schwester benutzend, meine Hand ergriff und folgende Rede an mich richtete.

„Ich gestehe Ihnen, meine Theure, daß ich vor ungefähr einer Woche an den König von Preußen geschrieben habe, um ihm meine Dienste anzutragen. Schon lange war dies mein geheimer Entschluß; allein ehe ich ihn zur Ausführung bringen konnte, bedurfte es mehrerer Vorbe-

reitungen, mit welchen ich erst jetzt zu Stande gekommen bin. Viele werden diesen Schritt tadeln; allein ich bleibe ruhig, wenn ich weiß, daß Sie, meine Theure, nicht zu meinen Tadlern gehören. Sagen Sie selbst, ob mir etwas anderes übrig blieb? Fünf und zwanzig Jahre alt, befinde ich mich in dem Wechselfall, entweder Civildienste zu nehmen, oder auf meine Güter zu gehen, wenn ich durchaus nicht Soldat werden soll. Civildienste — wohin können sie führen? Meiner Berechnung nach nur zur Erbärmlichkeit. Jedes einzelne Geschäft, das man als Civilbeamter betreibt, vorausgesetzt, daß man nicht an der Spitze eines Departements steht, ist zuletzt nichts weiter, als eine anständigere Art von Besenbinderei, die, wie gut sie auch remunerirt werden mag, den inneren Menschen tödtet, indem sie den Staatsbürger belebt. Soll ich Prozesse instruiren, oder Landes-

verordnungen entwerfen, oder Kammerherrendienste thun? Meine Kraft würde mich von jedem Subalternposten, den man mir geben könnte, verdrängen. Ich habe nicht Athem genug, die lange Dienstcarriere zu ertragen. Mich interessirt das in einander greifende staatsbürgerliche Leben, aber nur im Großen, nicht im Kleinen; um das Detail lieb zu gewinnen, müßt' ich vor allen Dingen meinem ganzen Wesen entsagen, d. h. aufhören, ein Edelmann zu seyn. Wahr ist, ich könnte mich auf meine Güter begeben und Herrscher in meinen eignen Staaten seyn. Aber zu welchem Zweck? Meine Vorfahren haben genug erworben, um mich zufrieden zu stellen. Ich will erhalten, was auf mich vererbt worden ist; aber ich will es weder vermehren, noch ängstlich darauf bedacht seyn, Schätze zu sammeln. Kommt Zeit, kommt Rath. Fürs Erste will ich mich zum Bewußtseyn meiner

Exiſtenz erheben; und da dies nur im Felde möglich iſt, ſo will ich in den Krieg ziehen. Mich lockt dazu vor allen Dingen die Größe des Helden, der unbezwungen gegen ganz Europa ankämpft. Je kritiſcher ſeine ganze Lage iſt, deſto ſtärker iſt mein Beruf, ihn mit meinen Kräften zu unterſtützen. Ich werde keinen materiellen Vortheil davon haben, das weiß ich vorher; aber es wird mich in Athem ſetzen, und das iſt mir genug. Werd' ich meinen Wünſchen gemäß angeſtellt, ſo komme ich in ſeine Nähe und finde Gelegenheit, den größten Charakter unſeres Jahrhunderts zu ſtudiren. Und was will ich mehr? Der Rückzug auf meine Güter ſteht mir immer offen. Trete ich ihn nach einigen Jahren an, ſo habe ich, bis dahin wenigſtens, mein Leben hoch ausgebracht und mich mit ſeltenen Erfahrungen bereichert. Dieſe Gründe, meine Theure, haben mich beſtimmt.

Sollten Sie etwas dagegen einzuwenden haben?«

Meine Antwort auf dieſe Frage war: »Sie haben ſich, mein edler Freund, durch dieſe Analyſe vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen geſucht; aber ich glaube nicht, daß es einer ſolchen Rechtfertigung bedarf. Es war genug, daß Ihr Gemüth ſo entſchieden hatte. Friedrichs Weſen umſchließt alles, was Sie groß und edel nennen; darum drängen Sie ſich in ſeine Nähe, wie ich mich in die Ihrige gedrängt habe. Ich verſtehe Sie vollkommen; und weil ich Sie verſtehe, muß ich Ihre Schritte billigen. Wie konnten Sie erwarten, daß wir hierin verſchiedener Meinung ſeyn würden? Dies ſind wir nie geweſen, dies können wir niemals werden. Der Streit iſt nur für diejenigen vorhanden, die ſich einander nicht begreifen; wir aber können, dünkt mich, nur zuſammen ſprechen, nicht mit einander

disputiren. Ich, die Ihnen so viel verdankt, ich sollte dieselben Ideen, die Sie in mich niedergelegt haben, gegen Sie wenden? Wie wäre dies nur möglich! Ich habe nicht das Allermindeste gegen Ihren Entschluß vorzubringen; erlauben Sie nur, Ihnen zu sagen, daß Sie im Schlachtgetümmel mir eben so gegenwärtig seyn werden, als Sie es in diesem Augenblicke sind.«

Um keinen Preis hätte ich eine andere Antwort geben können, und ihre Wahrheit ergriff den Herrn von 3 . . . so sehr, daß er in ein tiefes Nachdenken versank. Mutter und Schwester kehrten zu uns zurück, und nun war von anderen Dingen die Rede. Schwerlich ist jemals eine Liebeserklärung in dieser Form gemacht worden; und schwerlich meinten es gleichwohl zwei Liebende ernstlicher und redlicher mit einander. Mit welchem Feuer würden wir uns umfaßt haben, hätte es keinen

Friedrich den Zweiten gegeben! Wir fühlten auf das deutlichste, daß wir für einander da waren, aber wir fühlten zugleich, daß der Augenblick unserer Verbindung noch nicht gekommen sey.

Ein Eilbote überbrachte in einem königlichen Handschreiben die Nachricht von Moritzens Anstellung im Gefolge des Monarchen nach einem monatlichen Garnisondienst. Die Anstalten zur Abreise wurden unverzüglich gemacht. Mein Herz klopfte bei dem Anblick derselben, und eine schwarze Ahnung bemächtigte sich meines Gemüths; aber ich half beim Einpacken, indem ich Pflicht nannte, was ich zu meiner Zerstreuung that. Moritz war wechselsweise exaltirt und niedergeschlagen, und ich sah nur allzudeutlich, wie er sich zugleich an mich angezogen und von mir zurückgehalten fühlte. Einmal sagte er mir: »Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß die Ruhe nur in dem Gemüthe der Weiber

iſt.« Ich hatte nicht das Herz darauf zu antworten, wiewohl ich für den Augenblick ſehr viel gegen dieſe ewige Wahrheit einzuwenden hatte.

Die Stunde der Trennung rückte immer näher. Ich wollte einem förmlichen Lebewohl ausweichen, weil ich mich nicht ſtark genug dazu glaubte; allein Moritz hatte meine Abſicht allzugut errathen, um ſie nicht zu vereiteln. Überraſchend erſchien er in meiner Wohnung, und mit einer Miene, welche mir ſeinen inneren Zuſtand als ſehr aufgeregt darſtellte, überreichte er mir, außer einem Ringe, ſein Bildniß im Kleinen an einer leichten goldenen Kette mit der Bitte, beides zu ſeinem Andenken zu tragen. Ich nahm Ring und Bildniß mit dem Verſprechen an, daß ich ſie tragen wollte, und fragte den Geber: Ob er gleiches Unterpfand von mir zu beſitzen wünſchte? Auf ſeine bejahende Antwort verabredeten wir den Ort, wohin

ich beides ſchicken ſollte. Moritz zauderte noch. Ich legte ihm die Frage vor: Ob er noch etwas wünſche? »Einen Kuß, Mirabella!« war ſeine Antwort. »Wiewohl es der erſte iſt,« entgegnete ich, »den ein Mann von mir erhält; ſo bin ich doch nicht berechtigt, dieſes Zeichen weiblichen Wohlwollens dem vorzuenthalten, den ich für den erſten der Männer halte.« Mit dieſen Worten reichte ich ihm meine Lippen. Meine Thränen ergoſſen ſich; die ſeinigen nicht minder. Und ſo ſchieden wir aus einander, hoffend, daß wir uns wiederſehen würden.

Moritz hörte nicht auf, mir gegenwärtig zu ſeyn, weil er abweſend war. Ring und Bildniß hatten nur eine untergeordnete Kraft, die ſich bisweilen ganz verlor. Eine höhere lag in der italiäniſchen Poeſie; denn noch immer dauerte die Täuſchung fort, vermöge welcher dieſe für mich mit Moritz einerlei war. So oft ich das befreiete

Jeruſalem in die Hand nahm, unterhielt ich mich nicht mit Taſſo — dieſer war gar nicht für mich vorhanden — ſondern mit dem Geliebten, durch welchen ſich in mir die Fähigkeit entwickelt hatte, in dieſem Gedicht ein Meiſterwerk zu ſchätzen. Vermöge eines beſonderen Mechanismus meines Inneren fing ich die Lektüre nie mit der Betrachtung des Bildniſſes an, das Moritz mir zurückgelaſſen hatte; wohl aber endigte ich mit derſelben. Und dieſe Eigenthümlichkeit iſt mir mein ganzes Leben hindurch geblieben; ich kann noch immer keinen Vers eines italiäniſchen Dichters hören oder leſen, ohne ſogleich an Moritz zu denken und mir die ganze Periode zu vergegenwärtigen, in welcher ich ſeine erſte Bekanntſchaft machte, und durch ihn Richtungen erhielt, die mir eine ganze Ewigkeit hindurch bleiben mußten.

Moritz ſchrieb häufig an mich und die Seinigen. Am liebſten ſprach er von dem

großen König, der ihn in seinen Strudel gezogen hatte. In einem seiner Briefe drückte er sich folgendermaßen aus: »Über Friedrichs ganzes Wesen ist ein unwiderstehlicher Zauber verbreitet, der eben so sehr aus seinen großen blauen Augen, als von seinen kleinen geschlossenen Lippen spricht. Eine Folge dieses Zaubers ist, daß er in dem Urtheil seiner Umgebung immer Recht hat. Viele hassen ihn, weil sie nicht von ihm geliebt werden; aber sie vollbringen seine Befehle deshalb nicht langsamer, als ob die feurigste Liebe sie beseelte. Um als Diener eines solchen Monarchen in keinem Widerspruche mit sich selbst zu stehen, muß man auf Gegenliebe Verzicht leisten können; denn er hat sie nicht in seiner Gewalt. Das große Ganze mit seinem Gemüthe umspannend, kann er zu Individuen nicht mit Liebe herabsteigen, ohne sein Wesen zu zerstören. Sie gelten ihm etwas, aber nur

im Vorbeigehn, nur im Fluge, nur in so weit sie sich deutliche Begriffe von seinem Geschäfte machen und keine Ansprüche an den Menschen bilden, die der Monarch nicht erfüllen kann, ohne seiner Pflicht zu entsagen. Wer dies nicht fassen kann, weil es ihm an Kraft fehlt, aus sich selbst heraus zu gehen und sich gewissermaßen mit dem Könige zu identifiziren, der ist verloren, wenigstens in sofern sein Verhältniß zu dem Könige nie ein angenehmes für ihn werden kann. Wie neu mir auch der Dienst noch ist, so erkenne ich doch schon aufs deutlichste, daß ich, um jedem Widerspruch zu entgehen, in welchen ich mit mir selbst gerathen könnte, von vorn herein allem Egoismus entsagen und nur in der Liebe leben muß; und um mir die Auflösung dieses schweren Problems zu erleichtern, wiederhole ich mir unaufhörlich, daß Friedrich nichts anderes ist, als die allgemeine Intelligenz des Staates,

an deſſen Spitze er ſteht, und daß ich für alle Dienſte, die ich ihm leiſten kann, hinlänglich belohnt bin, wenn ich ihn als allgemeine Intelligenz begriffen habe. In der That, das iſt das große Ziel, das ich mir vorgeſetzt habe. Erreiche ich es jemals, ſo hat die Stunde meines Abſchiedes in eben dem Augenblick geſchlagen, wo ich es erreicht habe. Eben ſo unbefangen, ehrlich und uneigennützig, als ich in Friedrichs Dienſte getreten bin, verlaſſe ich dieſelben, indem ich dem Monarchen melde, daß ich die Reiſe erhalten habe, die ich beim Eintritt in ſeine Dienſte ſuchte. Die Urtheile um mich her berühren mich nicht, weil ich die Quelle derſelben aufzufinden habe; wenn das Gemüth die Stelle des Verſtandes vertritt, ſo iſt Schiefheit und Verwirrung unvermeidlich. Man muß, einem Friedrich gegenüber, nicht als Menſch, ſondern nur als Staatsdiener gelten wollen; man muß

sich mit ihm identifiziren, ohne jemals zu verlangen, daß er sich mit uns identifizire.«

Moritz, welcher, unmittelbar nach der Übergabe von Schweidnitz, in die Nähe des Königs gekommen war, begleitete sein Idol als Adjutant auf dem Zuge nach Mähren. Viele unvorhergesehene Hindernisse hemmten den Lauf der Kriegsoperationen. Als alle endlich überwunden waren und Olmütz belagert werden konnte, fehlte es an den Belagerungsmitteln, weil es den Österreichern gelungen war, einen großen Theil derselben zu zerstören. Die Lage des preußischen Heeres in Mähren war um so kritischer, da Laudon eine solche Stellung genommen hatte, daß der Rückzug nach Schlesien wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr gefährlich geworden war. Nur Friedrichs überlegenes Genie konnte hier Rettung bringen. Ein Marsch, auf den der österreichische

General nicht gerechnet hatte, weil er über lauter Gebirge führte, brachte das preußische Heer in verschiedenen Abtheilungen durch Böhmen und die Grafschaft Glatz dennoch nach Schlesien zurück. Gewiß waren die Mühseligkeiten dieses Marsches für jeden unbeschreiblich; aber, wie andere sie mehr oder weniger empfinden mochten, für Moritz waren sie, wenigstens seinen Briefen nach, gar nicht vorhanden. Überhaupt war es auffallend, daß er nie von den Beschwerden seiner Existenz, sondern nur immer von den neuen Ideen sprach, womit sie ihn bereicherte.

Bekanntlich waren die Russen, während Friedrich in Mähren verweilte, aus Preußen, welches sie als Eigenthum verschonten, verheerend nach Pommern und der Mark vorgedrungen. Küstrin, dessen Festung sie allein verhindern konnte, in das Herz des preußischen Staa-

Staates einzudringen, wurde von ihnen belagert und in einen Aſchenhaufen verwandelt. Der Sturm, womit der ruſſiſche General die Feſtung bedrohete, ſollte anheben, als ſich die Nachricht von der Ankunft des Königs verbreitete. Mit vierzehntauſend Mann war Friedrich aus Schleſien aufgebrochen, den Barbaren, die nur zerſtören konnten, das Handwerk zu legen. In einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum hatte er unter großen Beſchwerden ſechzig deutſche Meilen zurückgelegt; und ſo wie er ſich den Kriegesſchauplatz genähert hatte, war ſein Gemüth von den Brandſtätten und Trümmern ergriffen worden, welche den verheerenden Zug der Ruſſen bezeichneten. Die Stimmung, worin er ſich befand, ging, wie ein elektriſcher Strahl, auf ſeine Krieger über. In allen entwickelte ſich der Gedanke: daß Verſchonung eines ſolchen Feindes ahndungswürdiger Frevel ſey.

den man an der Menschheit selbst begehe. Racheschnaubend näherten sich die Preußen den Russen, und in dem Heere der letzteren erfuhr man nur allzubald, daß die ersteren keinen Pardon geben würden. Eine mörderische Schlacht lag im Hintergrunde.

Sie wurde bei Zorndorf geliefert. Was Andere vor mir beschrieben haben, mag ich nicht wiederholen. Genug, diese Schlacht war die Verklärung der preußischen Tapferkeit. Der König selbst stürzte sich in jegliche Gefahr. Um ihn her fielen seine Adjutanten, seine Pagen. Gleich einer ehernen Mauer stand der linke Flügel der Russen da, als der rechte bereits geschlagen war. Was diesem geschehen war, mußte auch jenem zu Theil werden, wenn Friedrich seine Staaten mit Erfolg retten wollte. Seidlitz eröffnete das Gemetzel, indem er die russische Reiterei warf. Es wurde vollendet; aber indem Moritz als

Adjutant hiehin und dorthin flog, fiel er, von einer Flintenkugel, welche der Zufall leitete, ereilt, eine halbe Stunde vor dem Ausgang einer der merkwürdigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges, mit vielen anderen Edlen, welche im Kampfe fürs Vaterland hier ihr Grab fanden. Erst am folgenden Tage fand man ihn unter den Todten. Die Kugel war durchs Herz gefahren. Den Tod hatte er also nicht empfunden.

Seine Briefe blieben aus. Eine schwarze Ahnung trat in unsere Seelen. Die Sache selbst war gewiß, ehe die Bestätigung erfolgte. Endlich erfolgte auch diese. Die Mutter war trostlos; denn es war ihr einziger Sohn, den sie verloren hatte, und dieser einzige Sohn war um so mehr ihr Stolz, je unerreichbarer ihr die Höhe war, auf welcher er als geistiges Wesen stand. Adelaide weinte; allein ihr Kummer war weder tief, noch von

Dauer; die Wandelbarkeit ihres Wesens rettete sie von einem langen Schmerze. Ich — — Was soll ich von mir sagen? Daß es keinen Ersatz für mich gebe, fühlte ich tief; aber in der Größe meines Verlustes selbst lag ein Trost, der, wenn ich ihn auch auf niemand übertragen konnte, doch aufs bestimmteste von mir empfunden wurde. Nur das begränzte Etwas kann ein Gegenstand menschlicher Empfindung werden, und das Gemüth in angenehme oder unangenehme Bewegungen setzen; das unendliche Alles ist immer nur ein Gegenstand des Geistes, und kann daher nie auf die Empfindung zurückwirken. Weil ich in Moritz untergegangen war, konnte ich nicht um ihn weinen. Eine zweite Alceste, hätte ich für ihn eben so bereitwillig sterben können, als er für sein eigenes Ideal gestorben war; aber seinen Verlust bejammern konnte ich nicht. Er war ja nicht der Meinige, wie ich die

Seinige war. Dem Gemahl hätte ich folgen müſſen in den Tod; dem Bräutigam konnte ich um ſo eher überleben, weil es ſehr problematiſch war, ob das Verhältniß, worin ich mit ihm ſtand, ſo modifizirt werden konnte, daß aus dem Bräutigam ein Gemahl wurde. Denn nur ſeinem Ideale hatte Moritz gelebt. Wollte er ſich mit mir verbinden, ſo mußte er aus ſeinem Weſen heraustreten. Konnte er das, wenn er es auch wollte? Konnte er es nicht, ſo mußte zwiſchen uns eine Kluft befeſtigt bleiben, welche durch nichts auszufüllen war; und die natürlichſte Folge davon war, daß ich mich in einer ewigen Sehnſucht verzehrte. Und hatte ich durch ſeinen Tod das Mindeſte an ihm verloren? In ſofern er für mich das Symbol des Schönen und Edlen war, exiſtirte er für mich noch immer. Auf ihn mußte ich zurückkommen, ſo oft ich einen Maaßſtab gebrauchte, das unſichtbare Große

nach allen ſeinen Dimenſionen zu erfor-ſchen. War er gleich nie der Meinige geweſen, und war es gleich jetzt phyſiſch unmöglich geworden, ihn als Gemahl zu beſitzen; ſo konnte ich doch nie aufhören, die Seinige zu ſeyn und ihn mit aller der Hingebung zu lieben, die meiner durch ihn veredelten Natur eigen war.

Ich ſage nicht, daß ich in jenen Un-glückstagen, wo Mutter und Schweſter durch die Beſtätigung ſeines ſchönen To-des zu Boden geworfen wurden, ſo *dach-te*; aber ich ſage, daß ich ſo *empfand*, wenn es anders erlaubt iſt, dieſen Aus-druck da zu gebrauchen, wo Ruhe und Reſignation obwalten. So alſo, und nicht anders, hatte ich mich gegen den Vor-wurf der Fühlloſigkeit vertheidigen müſ-ſen, wäre er mir gemacht worden. Ich würde ſehr Wenigen verſtändlich gewor-den ſeyn; aber alle diejenigen, welchen ein über die gewöhnlichen Schranken hin-

ausgehendes Verhältniß nicht ganz unbegreiflich gewesen wäre, würden den Muth verloren haben, mich zu verdammen. Aller Widerspruch, den man an mir entdeckt zu haben wähnen konnte, lag nicht in mir, sondern in den mangelhaften Vorstellungen derer, die davon beleidigt waren. Man hätte mich, man hätte Moritz ganz kennen müssen, um zu begreifen, wie ich bei seinem Tode gelassen seyn konnte. Ich bin versichert, daß Moritz, wäre mir sein Schicksal zu Theil geworden, auch ruhig geblieben seyn würde, wiewohl ich von allen weiblichen Geschöpfen das einzige war, dem er wohlwollen konnte. Nur da, wo eine Identifikation zweier Wesen vorhergegangen ist, kann eine Trennung mit tödtlichen Schmerzen verbunden seyn; nicht da, wo sie noch im Hintergrunde der Zukunft liegt und aus weiter Ferne winkt. Übrigens war es, in Beziehung auf Moritzens

Mutter und Schweſter, ein Glück für mich, daß ich mich genug für ſie intereſſiren konnte, um mit ihnen zu weinen — nicht um Moritz, ſondern aus jener reinen Sympathie, welche ſich bei allen beſſeren, von keiner Art des Egoismus zuſammen geſchrumpften Menſchen wiederfindet, ſo oft ſie Thränen des Kummers oder der Freude vergießen ſehen. Was beide beklagten, war für mich noch kein Gegenſtand der Klage; aber ſie ſelbſt waren Gegenſtände des Mitleids, und ſo vermiſchten ſich unſere Zähren, während der edlere Theil meines Selbſt eben ſo unumwölkt blieb, als, nach dem Ausdruck des erſten aller Sänger, der Wohnſitz der ſeligen Olympier iſt. So wenig war ich in meinem ganzen Weſen geſtört, daß kein einziges meiner Geſchäfte ſtockte. Es kam mir zwar vor, als wäre ich in vielen Dingen hurtiger und beſtimmter geworden; und in ſofern dies wirklich der Fall war, konnte

meine größere Hurtigkeit und Bestimmtheit nur daher rühren, daß mich das Problem, Moritz zu dem Meinigen zu machen, weniger beschäftigte. Ich kann aufs Heiligste versichern, das ich bei der Auflösung dieses Problems nie an seiner Rechtlichkeit zweifelte; durch diese mußte er mir zu Theil werden. Das Einzige, was mir immer zweifelhaft blieb, war: Ob seine höhere Natur ihn, seinen Wünschen gemäß, zu mir hinführen würde? Und bei diesem Zweifel mußte ich nothwendig sehr viel von meiner natürlichen Klarheit einbüßen.

Zweites Buch.

Mein Verhältniß mit dem Herrn von Z... hatte mich seit Jahr und Tag sehr isolirt; allein die gute Meinung, welche man vorher von mir gehabt hatte, war sich gleich geblieben; und so fand ich bei meinen Zurücktritt in die gesellschaftlichen Zirkel, welche ich ehemals besucht hatte, denselben Empfang wieder, womit man mir in allen Dingen zuvor zu kommen gewohnt war. Die etwanigen Bewegungen des Neides, wenn ja dergleichen in dem Busen der einen oder der andern meiner Gespielen vorhanden gewesen waren, hatte Moritzens Tod zum Stillstand gebracht; man näherte sich mir mit desto mehr Freundschaft, je bestimmter man voraussetzte, daß dieser Tod mich sehr unglücklich gemacht hätte. Ich sprach, ganz der

Überzeugung gemäß, welche das Anschaun mit sich führt, mit Enthusiasmus von dem Vollendeten; aber ich überließ es Anderen, mein Schicksal zu beklagen, weil ich mich hiermit nicht befassen konnte, ohne zur Lügnerin zu werden, was ich aus allen Kräften verabscheuete. Dafür hatte ich denn freilich den Verdruß, Condolenzen über Condolenzen annehmen zu müssen, von welchen die eine noch abgeschmackter war, als die andere. Überhaupt bemerkte ich bei diesem meinen Zurücktritt in die Gesellschaft, daß ich seit Jahr und Tag eine so spröde Individualität gewonnen hatte, daß ich für den Umgang unendlich weniger taugte, als vorher. Ich untersuchte nicht, ob die Personen, mit welchen ich gerade zu schaffen hatte, über oder unter meinem Horizont waren, allein ich fühlte, daß zwischen mir und ihnen irgend eine Antipathie obwaltete, die, sie mochte nun ge-

gründet seyn, worin sie wollte, die größte Aufmerksamkeit auf mich selbst nöthig machte, da ich als ein unverheirathetes Frauenzimmer nicht berechtigt war, den Ausschlag zu geben. Selbst mit dem größten Wohlwollen und den hellsten Ideen kann man dahin kommen, die Gesellschaft zu fliehen; ja, in solchen Eigenschaften liegt zuletzt der stärkste Bewegungsgrund zur Isolirung, oder wenigstens zur Beschränkung auf einige Wenige, da einmal kein Einzelner verlangen kann, daß alle Übrigen sich in seine Form schmiegen sollen, und es von der anderen Seite doch etwas sehr Wesentliches ist, seine Individualität zu retten. Sind wir einmal breit getreten, so mag es immerhin etwas Gutes seyn, aller Menschen Freund seyn zu können; allein so lange wir es noch nicht sind, müssen wir alles, was unseren Charakter ausmacht, als das köstlichste Kleinod bewahren, weil eine kräftig aus-

gesprochene Individualität zuletzt mehr werth ist, als die ganze Gesellschaft. Ich sollte dies nicht sagen, weil ich ein Weib bin; aber meine Rechtfertigung liegt in dem Stillschweigen, welches die Männer in Beziehung auf diese Wahrheit behaupten.

Adelaide, welche mir unter diesen Umständen besonders theuer wurde, nicht weil der Unterschied, den die Natur selbst zwischen uns gelegt hatte, durch die Länge der Zeit aufgehoben war, sondern weil die Gewohnheit des Beisammenseyns den Ausschlag über diesen Unterschied gab — Adelaide sah sich seit dem Tode ihres Bruders, der sie zu einer sehr reichen Erbin gemacht hatte, von Bewerbern umgeben, welche den Augenblick, wo sie sich für den einen oder den anderen von ihnen erklären würde, nicht zeitig genug erleben konnten. Das Unglück des armen Mädchens bestand recht eigentlich darin,

daß

daß unter diesen Bewerbern kein einziger war, der ihr Achtung abgewinnen konnte. Ich habe immer bemerkt, daß diejenigen Frauenzimmer, welche im Besitze bestimmter Talente sind, in die größte Verlegenheit gerathen, so bald es darauf ankommt, über ihre Person zu disponiren; und in dieser Verlegenheit befand sich auch Adelaide. Was ihre Freier am meisten in Betrachtung zogen, ihr Vermögen, war gerade das, worauf sie den geringsten Werth legte. Dagegen brachte sie ihre Fertigkeit in der Musik und Poesie, oder vielmehr im Clavierspielen und Versemachen, in einen desto höheren Anschlag; und wo nun unter den jungen Männern ihres Standes denjenigen finden, den sie der Erwerbung solcher Talente in ihrer Person würdig gehalten hätte? Es gab Einen, der sich nur hätte zeigen dürfen, um mit offenen Armen von ihr empfangen zu werden; aber dieser Eine war

ſern, im Kriegesſtrudel umgetrieben, vollkommen unbekannt mit der Schönen, welche ihn über alle Männer ehrte; es war der berühmte Kleiſt, deſſen einzelne Gedichte damals anfingen bekannter zu werden, und der, wenig Monate darauf, in der Schlacht bei Cunersdorf verwundet, ſein Leben nur rettete, um es im Lazareth auszuhauchen. Alle Übrigen mochten ſie noch ſo ſehr loben; da ihr die Idee blieb, daß ſie von der Sache ſelbſt nichts verſtänden, ſo konnte ſie nicht umhin, ſie ſammt und ſonders als ein Pack feiler Schmeichler zu verachten. Mir leuchtete ſchon damals ein, daß Adelaide für eine Ehe ſo gut als verdorben ſey. Hätte ſie kein bedeutendes Vermögen gehabt, ſo hätte es nur gewiſſer Umſtände bedurft, um ihr die Weiblichkeit wiederzugeben, welche die Talente ihr genommen hatten; durch die Herrſchaft, welche ſie als reiche Eigenthümerin über die

Umstände ausübte, mußte sie ewig verhindert werden, in die volle Weiblichkeit zurück zu treten. Sie war klug genug, um nur dem Manne, dessen Anspruchslosigkeit ihr vollendete Freiheit versprach, ihre Hand zu geben; allein, weil bei ihr alles ins Unendliche ging, so bedurfte sie für ihre Eigenthümlichkeit eines Beschränkers, und da sie diesen in ihrem Gatten nicht fand, so war es wohl kein Wunder, wenn sie in der Folge von der Sonderbarkeit zur Seltsamkeit und von dieser zur Albernheit überging.

Herr von M . . ., den sie wählte, war ein begüterter Landedelmann, von gesundem Geist und guten Sitten. Er war unstreitig die beste Parthie, die Adelaide machen konnte; das Schlimme war nur, daß es für Adelaiden keine gute Parthie gab. Vermöge der Eigenthümlichkeit ihres Geistes standen ihre Mittel nie in einem nur erträglichen Verhältniß zu ihren

Zwecken. Man hätte mit großer Wahrheit von ihr sagen können: Sie setze einen Ocean in Bewegung, um eine Feder fortzuschaffen. Die Liebe ihres Gatten zu gewinnen, glaubte sie sich die Hochachtung der ganzen Welt erwerben zu müssen. Wie bot sie alles auf, um die Meinung zu erwerben, daß sie eine Frau von grossem Verstande sey, und wie blieb sie immer und ewig hinter ihrer Erwartung zurück! Ein besonderes Unglück für sie war ihre Kinderlosigkeit. Diese setzte sie in eine Art von Wuth, welche sich dadurch offenbarte, daß sie alles vereinigen wollte, was nur immer ein Gegenstand des menschlichen Wissens ist. Nachdem sie alle Zweige der Naturgeschichte studirt hatte, endigte sie mit dem Studium der Mathematik; aber ihr armer Mann wurde ihr in eben dem Maasse unanstehlicher, in welchem sie selbst gelehrter wurde. Eine Scheidung, die aus allen Gründen nothwendig geworden

war, erfolgte, so bald Herr von M... eingesehen hatte, daß seine Individualität sich nur auf diesem Wege retten ließ. Adelaide zog in eine Hauptstadt, um den Bibliotheken und Gelehrten näher zu seyn, als sie es bisher gewesen war; aber auch diese Art der Existenz wurde ihr nur allzubald lästig und abgeschmackt. Sie warf sich in die sogenannte schöne Kunst, und um diesem Studium mit desto besserem Erfolge obzuliegen, ging sie nach Italien, wo sie große Summen verschwendete. Die Briefe, die ich von Zeit zu Zeit von ihr erhielt, sagten mir, wie über Alles reizend ihr diejenige Periode ihrer Jugend erschiene, in welcher sie meine Bekanntschaft gemacht, und wie alles, was sie unternähme, um sich zu zerstreuen, doch nicht die Kraft habe, sie über die Dauer weniger Stunden zu beglücken. Es würde Thorheit gewesen seyn, ihr mit einem guten Rath an die Hand zu gehen, von

welchem sie keinen Gebrauch machen konnte; auch sah sie selbst sehr deutlich ein, daß sie nicht mehr genesen konnte. Den Hang nach ewiger Bewegung befriedigte sie dadurch, daß sie von einem Lande in das andere reisete. Von England aus meldete sie mir: Die europäische Welt mache ihr Langeweile, und darum sey sie fest entschlossen, nach Asien zu gehen. — Seit dem hab' ich nichts von ihr erfahren. Mehreren Anzeigen zufolge ist sie auf ihrer Reise nach Ostindien am Kap der guten Hoffnung gescheitert. Anders, aber nicht besser, konnte eine Person endigen, in welcher die Phantasie den Ausschlag über den Verstand gab, indeß das Schicksal dafür gesorgt hatte, daß es ihr nicht an Mitteln fehlte, jeden noch so seltsamen Einfall ins Werk zu richten. Ihre ganze Geschichte hab' ich, der Zeit vorgreifend, an diesem Orte conzentrirt, um nicht auf sie zurückkommen zu dürfen,

nachdem wir uns einmal getrennt hatten, und nur neben nicht mit einander gehen konnten.

Um eben die Zeit, wo Adelaide sich mit dem Herrn von M.... verband, wurde mir die Stelle einer Gesellschafts-dame bei der jüngsten Tochter unseres Fürsten angetragen, welche damals ein Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte. Dieser Antrag war um so ehrenvoller, weil ich berechtigt war, ihn als das Resultat der guten Meinung zu betrachten, in welche ich mich bei dem Publikum gesetzt hatte. Mehr indessen, als die Ehre, bestimmte mich die Liebenswürdigkeit der jungen Prinzessin, über welche nur Eine Stimme war. Das Einzige, was mich von der Annahme abschrecken konnte, war meine eigene Individualität, die, wie es mir vorkam, sehr schlecht zu den Verhältnissen paßte, welche ein Hof in sich selbst zu erzeugen pflegt. Als dieser Punkt

zwischen meinem Pflegevater und mir zur Sprache kam, beruhigte mich dieser durch folgende Vorstellungen, die mir immer gegenwärtig geblieben sind:

»In dem Leben mit Seinesgleichen,« sagte er, »hat man entweder gar keinen, »oder nur einen sehr schwachen Antrieb, »die eigene Individualität zu verbergen; »und indem man sie mit Unbefangenheit »Preis giebt, läuft man beständig Ge»fahr, dadurch anzustoßen, weil jeder »einmal die seinige retten will. Nicht so »im Umgange mit Vornehmeren. Hier »kommt es darauf an, solche Formen zu »gewinnen, daß man selbst die kräftigste »Individualität rettet, ohne jemals da»durch zu beleidigen. Es ist wahr, daß »es Personen giebt, die zuletzt nichts wei»ter haben, als die Form; allein dies ist »nicht sowohl die Wirkung des Hoflebens, »als vielmehr die einer ursprünglichen »Leerheit, welche sich hinter Repräsenta-

»tion verkriecht. Wer einmal inneren Ge»halt und eigentlichen Kern hat, für den »ist das Untergehen in der Form unmög»lich; dagegen gewinnt er durch die Form »eben das, was der Diamant durch die »Politur erhält. Vollendet ist zuletzt doch »nur derjenige Mensch, der mit der ge»fälligsten Form den meisten inneren Ge»halt verbindet, den das Individuum er»werben kann. Und gehe von diesem »Grundsatz aus, so giebt es für dich, »meine liebe Mirabella, keine bessere »Schule, als den Hof. In ihr soll dir »das Siegel der Vertretlichkeit aufge»drückt werden; denn in ihr sollst du ler»nen, wie man, ohne weder seiner Indi»vidualität zu entsagen, noch durch die»selbe anzustoßen, allen Menschen ohne »Ausnahme gebietet. Kennt' ich befürch»ten, daß du zu lauter Form würdest, so »würde ich der Erste seyn, der dich von »der Annahme des die gemachten Antra-

»ges zurückschreckte; denn nichts ist mir
»in der Welt so sehr zuwider, als ein
»gehaltloser Mensch, wenn ein solcher
»noch Mensch genannt werden kann.
»Aber indem ich dies ganz und gar nicht
»befürchte, erwarte ich nichts Geringeres
»von dir, als eine Vereinigung oder viel-
»mehr Verschmelzung der schönen Form
»mit einem reichen Wesen; gerade wie
»bei dem Diamant, um bei dem ein-
»mal gebrauchten Bilde zu bleiben. Be-
»sorge nicht, daß man dir irgend eine
»Gewalt anthun werde. Alle tugendhaf-
»ten Neigungen, die in dir sind, wirst du
»befriedigen können, wenn du Verstand
»genug hast, deine Pflichten scharf ins
»Auge zu fassen. Selbst deinen Gewohn-
»heiten brauchst du nicht zu entsagen,
»wofern du nicht für gut befindest, neue
»anzunehmen. Sehr bald wirst du die
»Entdeckung machen, daß man sich auch
»bei Hofe nicht von dem allgemeinen Ge-

» ſetze dispenſiren kann, den Menſchen nur
» nach ſeinem inneren Werth zu ſchätzen,
» und daß es neben dir noch manche An-
» dere giebt, die davon nicht weniger ha-
» ben, weil ſie gefällige Manieren damit
» verbinden. Das beſte Mittel, dich auf
» der Stelle geltend zu machen, iſt, dich
» an dieſe anzuſchließen, und dabei deine
» Stellung ſo zu nehmen, daß du immer
» aus der Schußweite der Partheien bleibſt.
» Da ich deine Gutmüthigkeit kenne, ſo
» warne ich dich vor nichts ſo ernſtlich,
» als vor allem Befaſſen mit Empfehlun-
» gen. Verbinde ſo viel Bedürftige, als
» du immer kannſt, das heißt, ſo viel
» deine Einkünfte und deine Kräfte über-
» haupt erlauben; aber ſetze deine Freunde
» nicht in Contribution, weil du ſie da-
» durch zu Gegengefälligkeiten berechtigen
» würdeſt, die zu ſehr unangenehmen Ver-
» wickelungen führen könnten. Das große
» Problem, das du zu löſen haſt, beſteht,

»so weit ich diese Region kenne, darin,
»daß du von Allen abzuhängen scheinest,
»und immer deine volle Freiheit behaup-
»test. Man nennt den Boden, den du
»betreten sollst, schlüpfrich; er mag es
»auch im Ganzen genommen seyn. Allein
»wer in einem natürlichen Gleichgewicht
»mit sich selbst stehet, bewegt sich zuletzt
»selbst auf einer spiegelglatten Eisfläche
»mit Leichtigkeit und Anmuth; und mei-
»ner Mirabella darf ich es zutrauen, daß
»sie da nicht fallen werde, wo sich so
»viele Andere vor ihr aufrecht erhalten
»haben.«

Diese Bemerkungen meines Pflegeva-
ters beruhigten mich, indem sie mir zu-
gleich die Vermuthung zuführten, daß
Alles vorher mit ihm verabredet worden
sey. Wenigstens gerieth ich auf den Ge-
danken, daß seine Connivenz, außer dem
pädagogischen Zwecke, den er nicht ver-
hehlte, auch einen politischen haben könnte,

da er, seiner Gewohnheit ganz entgegen, in dieser Angelegenheit bei weitem entschlossener war, als ich ihn bei minder wichtigen kennen gelernt hatte. Wie dem aber auch seyn mochte, so hatten alle meine Bedenklichkeiten nach dieser Unterredung ein Ende; und vertrauensvoll trat ich meine neue Laufbahn an.

Sowohl der Fürst als dessen Gemahlin empfingen mich mit einer auszeichneten Huld, welche mir um so mehr wohlthat, da sie sich weniger in Liebkosungen, als in — ich möchte sagen elterlicher Affection offenbarte, und mir zuwinkte, daß es nur von mir abhange, um am Hofe wie zu Hause zu seyn. Prinzessin Caroline ihrer Seits kam mir mit aller der Naivetät entgegen, wodurch sie der Zauber aller ihrer Bekannten war. Da sie mich schon sonst gesehen hatte, so lag in meinem Wesen nichts Fremdes für sie; und dies mußte mir nothwendig um so

lieber seyn, weil in meiner Miene sehr viel Ernsthaftes war, wodurch ich leicht zurückschrecken konnte. Ich befand mich gegenwärtig in einem Alter von drei und zwanzig Jahren, und die höhere Cultur, die mir durch Studium und Schicksale zu Theile geworden war, konnte mich, einer so jungen Person, als Prinzessin Caroline, gegenüber, nur allzuleicht zu einer Verwechslung der Gesellschaftsdame mit der Gouvernante verführen. Um diesem Übelstand auszuweichen, nahm ich mir vor, alles zu vermeiden, was einer förmlichen Lehre oder Zurechtweisung ähnlich sähe, mich, wie man es gegenwärtig nennt, gehen lassen, und immer nur auf die Unterhaltung der Prinzessin, wenn gleich so bedacht zu seyn, daß ich nicht von ihr gezogen würde. Der Erfolg rechtfertigte meine Maximen. Ohne nur ein einzigesmal auf Albernheiten oder Fadaisen eingegangen zu seyn, wurde ich der Prin-

zessin so nothwendig, daß sie nicht von meiner Seite wich, so lange es ihre übrigen Verhältniss erlaubten, in meiner Gesellschaft zu seyn. Da ich mich zugleich in einer gewissen Zurückgezogenheit hielt, und alle, mit welchen ich, oder welche mit mir zu thun hatten, mit gleicher Aufmerksamkeit behandelte; so gewann man mich in kurzer Zeit lieb. Vielleicht wußte man nicht, was man von mir denken sollte; allein mir war es auch nur darum zu thun, daß Niemand Nachtheiliges von mir denken möchte.

Ich wünschte, meine Gewohnheiten mit denen des Hofes in Harmonie zu setzen; und dies wurde mir nicht schwer, so bald die Tagesordnung des Hofes mir gelaufig geworden war. Seit meinem sechsten Jahre gewohnt, um fünf Uhr des Morgens, im Winter wie im Sommer, aufzustehen, behielt ich diese Sitte bei, indem ich mir berechnete, daß die drei bis vier Stunden,

die ich auf diesem Wege gewann, nicht übel angewendet seyn würden, wenn ich sie meinen Privatangelegenheiten widmete. Mochte ich also auch noch so spät ins Bette kommen — und dies war, ich gestehe es, Anfangs keine geringe Beschwerde für mich — so war ich immer zu derselben Zeit aus dem Bette. Mein erstes Geschäft war alsdann, mich mit kaltem Wasser zu waschen, und mein nächstes, mich vollständig für den Vormittag anzuziehen. War ich damit fertig, so las oder schrieb ich im Winter, und verrichtete für mich oder für andere irgend eine weibliche Handarbeit im Sommer. Immer war es mein Stolz gewesen, den größten Theil meiner Bekleidung selbst verfertigen zu können; und diesen Stolz behielt ich bei, weil er mir niemals schaden konnte. So lange ich bei meinen Pflegeeltern lebte, war ich nie allein, wenn ich auch noch so früh aufstand; denn

denn meine Pflegemutter wenigstens war immer schon vor mir aus dem Bette. Es kam mir daher anfangs ein wenig schauerlich an, wenn ich, besonders im Winter, wo die Natur um fünf Uhr selbst noch schläft, das einzige wachende Wesen im ganzen Schlosse war; doch, da ich einmal durchaus nicht im Bette bleiben konnte, wenn ich ausgeschlafen hatte, so suchte ich das unangenehme Gefühl des Alleinseyns durch eine verdoppelte Thätigkeit zu zerstreuen, und dies gelang mir so gut, daß es sich nach und nach gänzlich verlor. Sobald die Prinzessin aufgestanden war, frühstückte ich mit ihr, und von diesem Augenblick an war ich in allem, was Gewohnheit war, au courant des Hofes, ohne mir auch nur die kleinste Abweichung zu gestatten.

In Hinsicht meiner Neigungen hatte ich größere Mühe, mich in den Hof zu schicken. Es gab besonders zwei Punkte.

worin ich sehr gern meinem Genius allein gefolgt wäre, hätte es in meiner Gewalt gestanden, die Bedingungen zu machen. Der eine war der Tanz, der andere das Spiel.

Um den Tanz zu lieben, fehlte es mir offenbar an Temperament; und da man nicht mit Erfolg tanzen kann, wenn man nicht gern tanzt, so war ich in einer desto größeren Verlegenheit. Es kam aber noch dazu, daß die Prinzessin Caroline über diesen Punkt ganz entgegengesetzter Neigung war, und nicht aufhörte, mich in ihr Interesse ziehen zu wollen. Ich that zuletzt, was in meinen Kräften stand, und erreichte dadurch alles, was ich zu erreichen nur wünschen konnte. Aber im Ganzen genommen blieb mir der Tanz zuwider, und mein liebster Trost war immer, daß die Gelegenheit dazu nicht täglich wiederkehrte.

Spielen hatte ich nie gelernt, wiewohl

es mir auch dazu nicht an Gelegenheit gefehlt hatte. An den Hof versetzt, sah' ich sehr bald ein, daß Fertigkeit in dieser Beschäftigung eine von den Haupttugenden sey, die ich mir erwerben müßte. Allein wie in den Besitz dieser Fertigkeit gelangen? Ich ließ mich unterrichten, und ohne Mühe faßte ich die Regeln des Spiels. Doch wie wenig hatte ich dadurch gewonnen! Die Hauptsache war und blieb, diese Regeln mit Leichtigkeit und Grazie anzuwenden; und dahin konnte ich es nicht bringen. Es fehlte mir ganz offenbar der Spielgeist. Um ihn zu erhalten, sagte ich zu mir selbst: »das Spiel, so wie es am Hofe getrieben wird, ist ein pis aller; weil es unmöglich ist, eine große Gesellschaft auf eine edle Weise in Thätigkeit zu setzen, so hat man diesen Ausweg erfunden, sie nicht ganz unbeschäftigt zu lassen. Ohne Spiel würde man in den Hofzirkeln von der Langen-

weile zu Tode gemartert werden, und jeder den Hof fliehen; eben deswegen aber muß jeder, der dem Hofe keine Schande machen will, sich auf das Spiel verstehen.« Allein, wie ich mich auch stacheln mochte, ich kam in der Sache selbst nicht weiter; ich war und blieb zerstreut, verlor mein Geld, und würde gern das Doppelte verloren haben, wenn ich nur hätte dispensirt bleiben können. Endlich schlug sich der Fürst selbst großmüthig ins Mittel; und indem er erklärte, daß es künftig immer von mir abhängen sollte zu spielen oder nicht zu spielen, fand ich in meiner Abneigung von dem Spiele den Keim zu einer seltenen Tugend, die ich genauer analysiren muß.

Wie ich sie nennen soll, weiß ich nicht; ihrem Wesen nach aber bestand sie darin, daß, indem ich für alle Nichtspielenden die Gesellschaftsdame machte, ich die in der That nicht leichte Kunst lernte, mich

mit allen Menschen, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu ihrer und meiner Zufriedenheit aus einander zu finden. Es war zuletzt die Langeweile, die mich zur Unterhaltung hintrieb; aber, indem ich diesem Stoße folgte, abstrahirte ich sehr bald, daß man, um mit Erfolg zu unterhalten, so wenig als möglich von dem Seinigen geben, und so viel als möglich von dem Fremden empfangen müße. In wenigen, sehr bestimmt ausgedrückten, das Individuum, welches man vor sich hat, tief ergreifenden Fragen muß die Kraft enthalten seyn, nicht nur Mittheilung überhaupt, sondern auch diejenige Art der Mittheilung zu erzwingen, welche den sämmtlichen Verhältnissen des Hofes entspricht. Die Fragen an und für sich würden nichts bewirken, wenn sie nicht unter solchen Wendungen gemacht und von solchen Manieren begleitet wären, daß, während das Gemüth in den Fesseln des Fra-

genden einhergeht, der Geist in Freiheit gesetzt wird. Vor allen Dingen kommt es darauf an, den Stolz, der in der Frage selbst liegt, so zu verschleiern, daß er gar nicht sichtbar wird. Eine Kunst, auf welche sich nur sehr Wenige verstehen, die aber, wenn ich nicht irre, das Criterion der gesellschaftlichen Bildung ist. Das ganze Manöver, welches man in dieser Hinsicht macht, setzt den allerschnellsten und feinsten Takt voraus; denn der kleinste Fehlgriff zerstört das Werk, weil man sogleich aus der Stellung gehoben wird, in welcher man sich nothwendig befinden muß, um Anderen die Täuschung zuzuführen, daß man nur mit ihnen beschäftigt sey. Wer sich nicht ganz in seiner Gewalt hat, wird von seiner eigenen Kunst über den Haufen geworfen; denn es kommt nicht nur darauf an, daß man schicklich anfange und gut fortfahre, sondern auch, daß man vortrefflich endige.

Die ganze Unterhaltung muß ein Sonnet seyn, in welchem ein interessanter Gedanke so verarbeitet wird, daß die Hauptidee den Beschluß macht. In der That, jene italiänischen Improvisatoren, welche jedes beliebige Thema so ausbilden, daß es mit allen Farben der Poesie zum Vorschein tritt, haben die größte Ähnlichkeit mit wirklich ausgebildeten Hofleuten; und der Zauber, welche beide in den Gemüthern zurücklassen, ist vollkommen derselbe. Alle Saiten sanft berühren, und aus dem Instrument, worauf wir spielen, eine solche Harmonie hervorlocken, wodurch wir selbst nie beleidigt werden, das Instrument selbst aber entzückt wird — dies ist es, worauf wir ausgehen müssen, und was wir gewiß erreichen, wofern es uns nicht an der scheinbaren Entsagung fehlt, die alles Eigenthümliche nur deshalb in den Hintergrund stellt, damit es deste unerreichbarer bleibe. Ob Überlegenheit des Geistes die uner-

laßliche Bedingung der beſten Ausübung dieſer Kunſt ſey, möcht' ich weder bejahen, noch verneinen, da ſie es bei den einen wirklich, bei den anderen gar nicht iſt. Ich glaube wenigſtens bemerkt zu haben, daß man, wie in vielen anderen Dingen, ſo auch in dieſer Kunſt, durch gewiſſe Eigenſchaften des Gemüthes eben ſo weit kommt, als durch die des Geiſtes; und der größte Theil ihrer Ausüber dürfte ſie wohl durch die erſteren erwerben. Vielleicht iſt dies aber nur Schein, und wenn in irgend einer Kunſt, ſo muß in dieſer Geiſt und Gemüth in dem vollkommenſten Gleichgewicht ſtehen.

In welcher beſtimmten Individualität ich auch als Weib daſtehen mochte, ſo gab die Weiblichkeit in mir doch den Ausſchlag über alles; und da der Grundcharakter des Weibes Reſignation iſt, ſo wurde mir die Erlernung jener nahmenloſen Kunſt, die ich ſo eben beſchrieben

habe, dadurch nicht wenig erleichtert. Für mich selbst gewann ich dabei auf eine doppelte Weise; einmal indem jene spröde Eigenthümlichkeit, die ich an den Hof gebracht hatte, sich nach und nach verlor, ohne daß mein Charakter im Wesentlichen dabei litte; zweitens indem sich mein Gesichtskreis durch alle die Ideen erweiterte, welche mir durch die Mittheilung ganz absichtslos zugeführt wurden. In Beziehung auf den ganzen Hof aber füllte ich eine Lücke aus, die man vor meiner Ankunft mehr empfunden als deutlich gedacht hatte. Hätte ich in jenem zarten Alter über diese Beziehung raisonnirt; so würde ich auf das Resultat gestoßen seyn, daß der ganze Hof, als geistiger Mittelpunkt genommen, in mir konzentrirt wäre; allein daran dacht' ich damals eben so wenig, als irgend einer von denen, die ich in den Stand setzte, ihren Neigungen rücksichtsloser zu folgen.

Die Oberhofmeisterin war im Besitz aller der Formen, welche ihr Geschäft mit sich führte; aber sie war zugleich so sehr in der Repräsentation untergegangen, daß sie, auch wenn sie noch einer Erhebung fähig gewesen wäre, allen Geist für eine Todsünde erklärt haben würde. Man nannte sie in der Regel Madame Etiquette; und diese Benennung beleidigte sie nie, theils weil sie sich bewußt war, als Repräsentantin der Etiquette einen hohen Werth zu haben, theils weil sie keine Ahnung davon hatte, daß es neben dem staatsbürgerlichen Werth noch einen anderen giebt, der zuletzt alles entscheidet. Das einzige Menschliche, was in ihr zurückgeblieben war, bestand in einer Art von Witz, wodurch sie zwar sehr zum Lachen reizte, wobei es aber sehr unentschieden blieb, ob sich das Lachen mehr auf ihre Einfälle, oder auf den Widerspruch bezog, in welchem diese Einfälle

mit ihrer Perſon und ihrem Geſchäfte als Oberhofmeiſterin ſtanden. Es war nämlich eine gute Mundvoll Zweideutigkeiten, wodurch ſie ſich auszeichnete: eine üble Angewohnheit, die ſie unſtreitig ihrer erſten Erziehung zu verdanken hatte, um ſo übler, weil ſie längſt über das Alter hinaus war, wo der weiblichen Erfahrenheit ein freieres Wort verziehen wird. — Aus allen dieſen Gründen nun konnte kein Abſtich auffallender ſeyn, als der, den ich gegen ſie bildete. Ich ſage in der That nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß in ihr und mir zwei Extreme einander gegenüber ſtanden, von welchen man das eine die vollendete Unweiblichkeit, das andere die höchſte Jungfräulichkeit nennen konnte. Dieſer Gegenſatz blieb nicht unbemerkt; und wenn man ſich auch nicht darüber äußerte, ſo lag die Sache ſelbſt doch dadurch an dem Tag, daß man, aus überwiegender Achtung für mich, eine Frau

vernachlässigte, welche, dem Range nach, die erste nach der Fürstin selbst war. Mir war dabei oft sehr peinlich zu Muthe; allein, wie sehr man sich auch an mich anschließen mochte, so sah die gute Oberhofmeisterin darin immer nur die größere Freiheit, welche sie als leidenschaftliche Ehemännerspielerin für sich gewann, und das Höchste, was ihr Neid ihr auszupressen vermochte, war: daß ich in ihrem Alter auf gleicher Linie mit ihr stehen würde; eine Prophezeihung, welche niemals eintreffen konnte, weil ich mit meinen Eigenthaften darüber hinaus war, ihre Erfahrungen zu machen. Abgesehen von dieser Depesition, wirkte die Stellung, welche ich genommen hatte, dadurch sehr eigenthümlich auf mich zurück, daß ich, indem ich für alle verhanden seyn mußte, für keinen Einzelnen verhanden seyn konnte. Selbst wenn Moritzens Bild mir — wie dies wirklich der Fall war —

nicht als Ideal vorgeschwebt hätte, so würde ich durch das Problem, dessen Auflösung ich einmal übernommen hatte, von allem, was Liebe im engeren Sinne des Wortes genannt wird, entfernt geblieben seyn. Ich hatte mich, trotz meines jugendlichen Alters, von der Liste der fühlenden Wesen gestrichen, um mich auf die der Intelligenzen setzen zu können.

Mein Pflegevater freuete sich nicht wenig über diese Verwandlung meines Wesens; sie entsprach seinen Erwartungen von mir eben so sehr, als seinen Wünschen. Unstreitig würde sie noch vollkommner gewesen seyn, hätte nicht mein Verhältniß zu der Prinzessin Caroline meinen ursprünglichen Charakter, d. h. denjenigen, mit welchem ich an den Hof gekommen war, auf das wesentliche festgehalten.

Wie der ganze übrige Hof, so war auch die Prinzessin von der Verbindung belehrt, in welcher ich mit dem Herrn von

Z . . . geſtanden hatte, und da ſie ſich in einem Alter befand, worin keine Unterhaltung willkommner iſt, als diejenige, welche einen Liebeshandel zum Gegenſtand hat, ſo bat ſie mich in den Augenblicken, wo wir allein waren, ſehr oft, ihr etwas von meiner Geſchichte zu erzählen. In ſofern ich ſelbſt die Heldin derſelben war, würd' ich es ſchwerlich der Mühe werth gehalten haben, den Mund zu öffnen; aber da ich das Andenken an meinen Moritz liebte, ſo ließ ich mich immer bereitwillig finden, der Prinzeſſin mitzutheilen, was ihn in ſeiner eben ſo kräftigen als edlen Individualität darſtellte. Merkwürdig war der Erfolg meiner Erzählung dadurch, daß niemals eine von uns beiden dadurch gerührt wurde, dies Wort in ſeinem gewöhnlichen Sinne genommen. Meine Erzählung enthielt gewiß alle Elemente des Tragiſchen; aber auf unſere Thränendrüſen wirkten dieſe nie zurück.

Ich ſelbſt war wie begeiſtert, und mein Zuſtand riß die Prinzeſſin zu einem ähnlichen hin; doch alles, was ſich mit Wahrheit von uns ſagen ließ, war: daß wir uns im höchſten Grade intereſſirt fühlten, ohne in unſerem Gemüthe im Mindeſten verwirrt zu ſeyn.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, eine artiſtiſche Bemerkung zu machen, die, wie ſehr ſie auch den gewöhnlichen Theorien widerſprechen mag, mir vollkommen richtig ſcheint. Sie iſt: »daß die wahre Tragödie das Gemüth nicht foltern, ſondern heben müſſe, ſo daß der Zuſchauer, nachdem der Vorhang gefallen, nicht mit beklommenen, ſondern mit freudigem Herzen die Bühne verläßt.« Es iſt gewiß nur immer die Schuld des Dichters, wenn dies nicht der Fall iſt. Wer ſich eines tragiſchen Stoffes ſo zu bemächtigen verſteht, daß er die Entwickelung in ihrer Nothwendigkeit fort-

führen kann, der befriediget zugleich unser Gemüth und unseren Verstand; und dabei ist die volle Heiterkeit des ganzen Menschen nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig. Wer hingegen den tragischen Stoff zerreisset, und aus poetischem Unvermögen die Einbildungskraft der Zuschauer nöthigt, das Ganze, das er selbst nicht zu Stande bringen konnte, an seiner Stelle zu schaffen; der kann nicht anders als verwirren, ängstigen und foltern. Will man wissen, wer der eigentliche Meister in der tragischen Kunst ist? Derjenige unstreitig, der alles so anzuordnen weiß, daß das Nothwendige immer mit Freiheit vollzogen wird, so daß das Schicksal nie über den Helden, dieser hingegen beständig über jenes siegt, sogar alsdann, wenn er vom Schicksal zerschmettert wird. Wer dies nicht kann, der ist und bleibt ein Pfuscher in der Tragödie, gut genug für den Pöbel, dem

es

es immer nur um Gemüthsbewegung zu thun ist, aber zu schlecht für gebildete Menschen, welche die Freiheit im Kampf mit der Nothwendigkeit obsiegen sehen wollen. Wollte man sagen, daß ich hier als Aristokratin spreche, so würde meine Antwort seyn: »Die größte Aristokratin ist die Kunst selbst, die sich nur in der Region des Idealen bewegen will, weil sie weiß, daß sie, ohne abgeschmackt zu werden, diese Region nicht verlassen kann.« Doch ich lenke wieder ein.

Indem ich der Prinzessin gegenüber meine ganze Individualität festhielt, so konnte es schwerlich fehlen, daß, vermöge der achtungsvollen Anhänglichkeit, die sie für mich empfand, von meinem ganzen Wesen sehr viel auf sie überging. Ich möchte nicht sagen, daß ich mich zu ihr herabließ; dies war durchaus unnöthig, da alle ihre Anlagen von einer solchen Beschaffenheit waren, daß ich sie mit

Leichtigkeit zu mir heraufziehen konnte. Es kam dahin, daß wir Studien und Vergnügungen gemein hatten und in einer solchen Harmonie lebten, daß man uns für geborne Schwestern hätte halten können. Im Scherz nannte mich die Prinzessin bisweilen ihren Moritz; und dies mochte ich auch in der That seyn, wenn nur von dem geistigen Verhältniß die Rede ist, das zwischen ihr und mir statt fand. Ob ich durch Übertragung meiner Eigenthümlichkeit der Prinzessin nützlich oder schädlich wurde, war etwas, woran ich gar nicht denken konnte, da die Verhältnisse, in welche sie zu treten bestimmt war, tief im Hintergrunde lagen; wenn ich aber auch daran gedacht hätte, so würde mich keine Klugheit abgehalten haben, meinen ganzen Charakter zu behaupten, weil dieser zuletzt doch das Einzige ist, was der Mensch sein nennen kann, und jede künstliche Modifikation

deſſelben baare Narrheit genannt werden muß. Ich habe mich hinterher, ich geſtehe es, ſehr häufig über die Unbefangenheit gewundert, womit der Fürſt ſeine einzige Tochter eine Entwickelung gewinnen ſah, welche ſie in ihren künftigen Verhältniſſen nur unglücklich machen konnte; allein mir ſelbſt hab' ich nie den mindeſten Vorwurf darüber gemacht, daß ich die Urheberin dieſer Entwickelung war; denn ehe man mich zur Geſellſchaftsdame wählte, hätte man ausmachen ſollen, ob meine Wahl nicht ſchädliche Folgen haben könnte. Es ging hierin, wie es in der Welt gewöhnlich geht: An das Weſentliche dachte man nicht, und nachdem der Schaden einmal geſchehen war, konnte er nicht wieder gut gemacht werden. War es aber auch meine oder der Prinzeſſin Schuld, daß diejenigen, welche, ihrem Stande nach, zu uns hätten paſſen ſollen, als ob ſie für uns geboren geweſen wären,

nicht zu uns paßten? Wir konnten unserm Wesen nicht entsagen, ohne uns herabzuwürdigen; aber diejenigen, mit welchen wir zu schaffen hatten, konnten dies sehr wohl, und alles Unglück, das uns begegnete, rührte nur daher, daß sie in ihren Gewohnheiten allzu tief versunken waren, um das Edlere und Bessere zu lieben.

Ehe ich die Räthsel löse, welche in dem vorhergehenden Abschnitt enthalten sind, muß ich, aus Achtung für die Zeitfolge, noch des Todes meines Pflegevaters erwähnen. Er starb, nachdem ich ungefähr drei Jahre am Hofe gelebt hatte. Über sein Hinscheiden weiß ich nur das zu sagen, daß es das Hinscheiden eines ächten Christen war, der, wenn seine letzte Stunde geschlagen hat, mit Ergebung in den Mittelpunkt der Gesellschaft zurücksinkt, welcher er sich, sein ganzes Leben hindurch, nützlich zu machen gestrebt hat.

Das Teſtament, welches er zurückließ, war ganz eigenthümlichen Inhalts, in ſofern er ſeiner eigenen Schweſter den kleinſten, mir hingegen den größten Theil ſeines Vermögens mit dem Zuſatze vermachte, daß davon nie etwas auf ſeine Verwandten zurückfallen ſollte. Ich erbte auf dieſem Wege von ihm nicht weniger als dreißigtauſend Thaler; eine zugleich größere Summe, als wofür man ſein Vermögen bis dahin angenommen hatte. Das Wahre von der Sache aber war unſtreitig, daß die eben genannte Summe nicht zu ſeinem Vermögen gehörte, ſondern ihm nur von denjenigen anvertrauet war, die es für gut befanden, meine Abkunft zu verſchleiern. Immer hatte ich ſo viel gewonnen, daß ich, ohne mein Kapital anzugreifen, von den Zinſen deſſelben mit Anſtand und Freiheit leben konnte. Dies war die Anſicht, welche ich faßte, ſobald ich mich über den Hintritt meines Pflege-

vaters beruhigt hatte; und dieser Ansicht gemäß nahm ich mir vor, nie zu heirathen, indem ich noch immer daran verzweifelte, einen Mann zu finden, wie der Herr von Z . . . gewesen war. Auf meine Verhältnisse am Hofe wirkte die Unabhängigkeit, die ich durch mein Vermögen erworben hatte, nicht weiter zurück; denn diese waren so gut, als sie werden konnten, da ich mich schon vorher durch meine innere Kraft frei gemacht hatte.

Ich war kaum mit meiner Erbschaft im Reinen, als das . . . sche Fürstenhaus um die Hand der Prinzessin Caroline für den Erbprinzen Carl werben ließ. Ohne gerade glänzend zu seyn, war dieser Antrag ehrenvoll; auch wurde er keineswegs zurückgewiesen. Was man von dem Erbprinzen sagte, war so beschaffen, daß er zu den schönsten Erwartungen berechtigte; man schilderte ihn nämlich als einen schönen jungen Mann von den besten

Sitten und den herrlichsten Eigenschaften des Gemüths und des Geistes. Der ganze Hof schätzte die Prinzessin glücklich, einen solchen Bewerber gefunden zu haben; und sie selbst gab sich der süßen Täuschung, alle ihre Wünsche nach kurzer Frist erfüllt zu sehen, nur allzu bereitwillig hin. Da unser Hof den Rang vor dem ... schen hatte, so wurde nur die Bedingung gemacht, daß der Erbprinz sich in eigner Person bewerben möchte, und diese Bedingung zu erfüllen, erschien derselbe anderthalb Monate darauf. Eine schöne Figur, mit einem Gesichte, dem es weniger an Adel, als an bestimmten Ausdruck fehlte! So wie sich der Prinz zum erstenmale produzirte, mußte er gefallen. Die Prinzessin Caroline war eben so bezaubert von seinem Betragen, als von seiner Gestalt. Mir entging, bei einer fortgesetzten Aufmerksamkeit auf den Prinzen, nicht, daß eine gewisse Heftigkeit in

ihm war, die sich auf den ersten besten Gegenstand wirft, weil sie denjenigen noch nicht gefunden hat, der sie anhaltend beschäftigen könnte; allein, wie wichtig mir meine Entdeckung um der Prinzessin willen seyn mochte, so hielt ich es doch nicht der Mühe werth, darüber ein Wort fallen zu lassen, da sie einen Fehler betraf, der sehr leicht zu verbessern ist. Die Vermahlung wurde ohne Carolinens Einwilligung beschlossen und vollzogen worden seyn; aber dies war so wenig nothwendig, daß in dem vorliegenden Falle das Herz recht eigentlich im Bunde mit der Politik zu seyn schien, oder vielmehr wirklich war. Das Einzige, was die Prinzessin sich ausbedung, war, daß es ihr erlaubt seyn möchte, mich als Gesellschafts-dame mit an den . . . schen Hof zu nehmen; eine Bedingung, die man sehr gern gestattete.

Von der Vermählung der Prinzessin,

welche einige Monate darauf an unserem Hofe vollzogen wurde, kein Wort; denn sie war, wie dergleichen immer zu seyn pflegen. Vierzehn Tage darauf erfolgte die Abreise. Während der Reise hatte ich mehr als eine Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß meine erste Entdeckung in Betreff des Erbprinzen eine sehr richtige gewesen sey, und ich gestehe, daß ich jetzt anders darüber urtheilte, als vorher; allein wenn mir die Mittheilung meiner Entdeckung früher nicht der Mühe werth geschienen hatte, so war sie jetzt zu spät, und mein Vorsatz konnte kein anderer seyn, als mich mit der größten Behutsamkeit zu betragen, im Fall meine Freundin selbst aus ihrer bisherigen Täuschung erwachen sollte. Diesem Vorsatze gemäß betrug ich mich so, daß ich die junge Fürstin zu keiner Vertraulichkeit aufforderte, wie bestimmt ich es ihr auch schon am vierten Tage nach unserer Abreise

anſah, daß ſie ihren Buſen gegen mich auszuſchütten wünſchte. Als wir endlich an Ort und Stelle angelangt waren, wurden wir zwar mit allem Pomp empfangen, der bei ſolchen Gelegenheiten herkömmlich iſt; aber über Täuſchungen dieſer Art erhaben, wie wir einmal waren, rekognoszirten wir nur das Terrain, worein uns das Schickſal geworfen hatte. Ein jeder warf ſich, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, in ſeine beſten Atours, und die Erſcheinung einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſin, als Caroline war, trug gewiß nicht wenig dazu bei, daß alle Bewillkommungen und Glückwünſche nur deſto beſſer von ſtatten gingen; bei alledem aber konnten wir nicht verfehlen, die Entdeckung zu machen, daß irgend ein düſterer Geiſt über dieſem Hof walten müſſe, ein unmittelbares Gefühl ſagte uns dies, ohne alle künſtliche Vernunftſchlüſſe.

Die nächſten vierzehn Tage klärten

unſere Ahnung — denn mehr war unſere Entdeckung nicht — gänzlich auf. Alles beruhete auf einem Mißverhältniß der Herzogin zu dem Herzoge. Von Gewiſſenszweifeln geängſtigt und im höchſten Grade abergläubiſch, war die erſtere (ihre Kinder allein ausgenommen, welche ſie aus unbezwingbarem Inſtinkt liebte) ſich ſelbſt und allen Menſchen abhold, während der letztere, wenn gleich nicht minder zum Aberglauben geneigt, mit einer geſünderen Conſtitution die Freuden, welche er im eigenen Familienkreis nicht finden konnte, außerhalb deſſelben ſuchte, und, weil er ſie auch da nicht fand, in der Regel mürriſch und aufſahrend war, und dadurch alles von ſich zurückſchreckte. Dies hatte auf Carolinens Gemahl in ſofern zurückgewirkt, als er in dem vergeblichen Beſtreben, ſeinen ſich ſelbſt ſo ungleichen Eltern genug zu thun, zuletzt ungeduldig und über die Gebühr heftig geworden

war. Unfähig seinen Vater zu lieben, und eben so unfähig sich mit seiner Mutter zu identifiziren, war er, von seinem eigenen Herzen verleitet, die Beute aller derjenigen geworden, in deren Arme er sich geworfen hatte. Wie gesund auch sein Verstand in seinen Anlagen war, so hatte er ihn doch nie in den Besitz der Mittel setzen können, durch welche man sich seiner ganzen Umgebung bemächtigt; und je mehr er zwischen hundertfaltigen Rücksichten dahin schwankte, desto unzufriedener war er mit seiner ganzen Lage. Vor seiner Vermählung mit einem liebenswürdigen Fräulein verbunden, hatte er dieser Verbindung entsagen müssen, ohne seinen Neigungen entsagen zu können; und wie diese Schwäche von allen denjenigen gemißbraucht wurde, welche, aus früherer Zeit her, im Besitz seines Vertrauens waren, läßt sich ohne Mühe denken. Kurz der ganze Hof war ein

Vereinigungspunkt der Antipathien, und, was immer damit verbunden ist, der Intriguen. Keine einzige klare Seele, an welche man sich verdachtlos hätte anlehnen können! Und die Quelle von diesem allen war der Aberglaube in dem Geiste der Herzogin und des Herzogs, der von dem ersten Hofgeistlichen kräftigst unterstützt wurde. Ich habe seitdem sehr oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß fürstliche Personen ungemein zum Aberglauben hinneigen; und so oft ich mir diese Erscheinung zu erklären versucht habe, bin ich immer auf das Resultat gekommen, daß, während alles, was ihnen untergeordnet ist, nur sie fürchtet und verehrt, sie ihrer Seits auch etwas fürchten und verehren wollen, weil es ihnen unmöglich fällt, der menschlichen Gebrechlichkeit diesen Tribut zu versagen. Nur wenige dürften hiervon eine Ausnahme machen.

Indem ich dieſe Entdeckungen machte, nahm ich mich wohl in Acht, darüber mit der Erbprinzeſſin zu ſprechen. Ich bot vielmehr meine ganze Heiterkeit auf, ſie glauben zu machen, daß ich ganz unbefangen ſey und bleibe. Es war mir, ich geſtehe es, ein wenig peinlich, meiner Freundin gegenüber der Offenheit zu entſagen, womit ich ſie bisher behandelt hatte; allein ich ſagte mir wiederum, daß dies ein Opfer ſey, das ich höheren Verhältniſſen bringen müſſe. Sehr deutlich leuchtete mir ein, daß hier nichts zu verbeſſern ſey, daß man aber aus übel leicht ärger machen könnte. Ich nahm mir alſo vor, meine Stellung immer ſo zu nehmen, daß ich, ſo viel an mir wäre, die Sachen in einem erträglichen Gange erhielte. Auf keinen Fall war ich geſonnen, die erſte Confidenz zu machen; und war es irgend möglich, die Erbprinzeſſin von Confidenzen gegen mich zurück zu halten,

ſo wollte ich es nicht an mir fehlen laſſen. Am meiſten fürchtete ich den Charakter der Herzogin, welche, nachdem ihre Schwiegertochter einmal mit eigenen Augen geſehen hatte, ſehr leicht auf den unglücklichen Einfall gerathen konnte, ſich vor ihr zu rechtfertigen, und mich darüber zum Zeugen zu nehmen. Ich ſah dies ſo beſtimmt vorher, daß ich vorläufig auf den Gedanken verfiel, nichts zu thun, was der Herzogin Vertrauen zu mir einflößen könnte. In der That, ich war ſehr übel daran. An unſerem Hofe hatte ich mit der größten Freiheit gelebt; hier hingegen war ich von allen Seiten her ſo eingeklemmt, daß ich mich durchaus nicht bewegen konnte, ohne anzuſtoßen und Quetſchungen und Schrammen davon zu tragen. Meiner ganzen Natur nach ohne Falſch und ohne Hehl, war ich gegen meinen Willen zur Politik hingezogen. Hätte mich das Intereſſe für meine

Freundin nicht aufrecht erhalten, so würde ich, gleich der Tochter Ludwigs des Funfzehnten von Frankreich, den Aufenthalt in irgend einem Carmeliterkloster der meschanten Lage vorgezogen haben, in welcher ich an diesem Hofe war. Der auffallende Entschluß jener Prinzessin hat mich nie in Erstaunen gesetzt, weil ich selbst erfahren habe, wie abgeschmackt und langweilig das Hofleben unter gewissen Bedingungen werden kann.

Die Erbprinzessin verstand mich vollkommen; auch in den zartesten Empfindungen und Ideen begegnete sie mir mit einem Takt, der, wenn ein Dritter als Zuschauer zwischen uns in der Mitte gestanden hätte, diesen nothwendig hätte bezaubern müssen. Wir, die wir drei Jahre hindurch in der vollkommensten Freundschaft gelebt hatten, welche auf Erden möglich ist, verabredeten jetzt stillschweigend unter uns, daß, obgleich unsere Unschuld

ſchuld dieſelbe ſey, es dennoch Geheimniſſe gäbe, welche wir Urſache hätten, uns gegenſeitig zu verbergen. Hieraus entwikkelte ſich ein eigenthümliches Verhältniß, das freilich nie Conſiſtenz gewinnen konnte, aber, ſo lange es dauerte, unſeren inneren Zuſtand ſo modifiziren mußte, daß unſere gegenſeitige Anhänglichkeit an einander verſtärkt wurde. Sonſt hatte ſich die Erbprinzeſſin in ihrer Liebe zu mir eben ſo frei gefühlt, als ich mich in der meinigen zu ihr. Jetzt hingegen, wo die in ihrem Gemahl eingeſchloſſene zurükſtoßende Kraft ſie in Anſehung des Spielraums liebender Gefühle ſo weſentlich beſchränkte, und wo ich meiner Seits durch die Erbärmlichkeit des Hofes ganz auf mich ſelbſt zurückgeworfen wurde, jetzt konnten wir den Stützpunkt, deſſen wir bedurften, nur eine in der anderen finden. Wir würden glücklich geweſen ſeyn, hätten wir dem Zuge folgen dürfen, der uns zu vereinigen

verſprach; aber gerade darin lag das Verzweifelnde unſerer Lage, daß wir dieſem Zuge nicht folgen durften; wenigſtens nicht mit der Rückſichtsloſigkeit, welche die Freundſchaft gebietet. Wir beide ahneten, daß ein Zeitpunkt eintreten würde, wo wir dem Verderben nur durch feſtes Aneinanderſchließen entrinnen könnten; aber wir wollten dieſen Zeitpunkt nicht beſchleunigen, welches unvermeidlich war, ſobald wir zum voraus gemeinſchaftliche Sache machten. Mochte das Problem, das wir uns aufgegeben hatten, immerhin nicht zu löſen ſeyn; genug wir wollten, was die Klugheit gebot, ſo lange ehren, als es wahrer Freundſchaft unbeſchadet geſchehen könnte.

Den übrigen Mitgliedern des Hofes war ich ein unerklärbares Räthſel. Was ſie durchaus nicht begreifen konnten, war, wie man an einem Hofe fremd und doch ſo abgeneigt ſeyn könnte, ſich an irgend

eine Parthei anzuſchließen. Dieſe meine Eigenthümlichkeit war ihnen um ſo unbegreiflicher, da ich, dem Anſcheine nach, ganz iſolirt daſtand, und ſelbſt von der Prinzeſſin, deren Geſellſchaftsdame ich ſeyn ſollte, vernachläſſigt war. Gern hätte mich die eine oder die andere Parthei für ſich gewonnen; aber gerade das, was mich zum Gegenſtand ſo mannichfaltiger Bewerbungen machte, mußte mich behutſam und vorſichtig machen. Dies war nämlich das bischen Verſtand, wodurch ich mich auszeichnete. Wie beſcheiden ich ſelbſt auch darüber denken mochte, ſo konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ein Amalgam mit dieſen Perſonen für mich unmöglich ſey. Es war vor allen Dingen ihre unbeſchreibliche Flachheit, die mich von ihnen zurückſchreckte. In der That, man erweiſet den Hofleuten in der Regel allzuviel Ehre, wenn man von ihrer Intrigue mit irgend einer Art von

Achtung spricht, sollte diese Achtung sich auch nur durch Mißbilligung und Abscheu ausdrücken. In keiner Sache tief, sind sie es eben so wenig in der Intrigue. An dem Kitzel fehlt es ihnen nicht, wohl aber an dem Geiste, der sich ein Ziel setzet und seine Mittel demselben anpaßt. Es würde wenigstens eine Art von Poesie in das Hofleben gebracht werden, wenn dieser Geist vorherrschte; allein dies ist so wenig der Fall, daß es immer und ewig nur die leidige Prose bleiben kann. Es ist wahr, jeder hat sein besonderes Interesse, dem er nachgeht; doch, indem man sich mehr von irgend einem Instinkt als vom Verstande leiten läßt, vertrödelt man das Leben, ohne jemals ans Ziel zu gelangen; und daher die große Zahl der Unzufriedenen, die, wenn sie endlich aus allen ihren Erwartungen herausgefallen sind, wenigstens ihre Rechtlichkeit retten wollen, und, indem sie von uner-

kannten Dienſten ſprechen, die ſie geleiſtet haben, ſich nur immer ſelbſt verdammen. Kurz: die eigentliche Gemeinheit, in ſofern ſie mit Flachheit eins und daſſelbe iſt, wird nirgend ſicherer und allgemeiner angetroffen, als an den Höfen, vorzüglich aber an den kleinen deutſchen Höfen. Und dies gerade war, was mir in meiner neuen Lage eine Behutſamkeit gebot, welche man unbegreiflich nannte.

Mich zu erforſchen ſchickte man das Factotum des Hofes, den Herrn Hofcapellan, an mich ab. Dieſer Mann, der, ſeinem Berufe nach, der rechtlichſte und edelſte des ganzen Hofes ſeyn ſollte, war, wie es zu geſchehen pflegt, nur der feinſte und eigennützigſte; und ſo groß war die Verkehrtheit aller Mitglieder des Hofes, daß man ihn gerade um derjenigen Eigenſchaften willen achtete, die ihn vor jedem intelligenteren Richterſtuhle verdammen mußten. Seine Erſcheinung kam mir nicht

ganz unerwartet, wiewohl ich in dem Augenblick, wo er ſich melden ließ, auf ſeinen Empfang nichts weniger als vorbereitet war. Der Zufall wollte, daß Klopſtocks Meſſiade aufgeſchlagen vor mir lag, als er in mein Zimmer trat. Der hochwürdige Herr konnte, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, nicht umhin, einen neugierigen Blick auf meine Lektüre zu werfen; und als er Klopſtocks Meſſiade erblickte, die er wenigſtens von Hörenſagen kannte, war ſeine erſte Frage: Ob mir dieſe Lektüre Vergnügen mache? »Unendliches,« war meine Antwort; »ich erblicke in der Meſſiade eine Welt, wie ſie ſich noch keinem ſchaffenden Geiſt aufgeſchloſſen hat. Alles iſt groß und erhaben, und weil man das Große und Erhabene nicht betrachten kann, ohne dem Kleinen und Niedrigen zu entſagen, ſo wäre wohl zu wünſchen, daß Klopſtocks Schöpfung ſich in Jedermanns Händen

befände. Aber ich bin versichert, fügte ich hinzu, daß dies Gedicht, anstatt wie andere Werke in dem Zeitstrom unterzugehen, einer ganzen Ewigkeit von Entwickelung trotzen und in eben dem Maaße an Werth gewinnen wird, in welchem es als reine Poesie dasteht.« Dieser Gedanke fiel dem Herrn Capellan auf; und weil er ihn wirklich nicht verstand (was mir sehr wahrscheinlich geworden ist, seitdem ich andere seines Gelichters kennen gelernt habe), oder weil er gute Ursache hatte, ihn nicht verstehen zu wollen, legte er mir die naive Frage vor: Wie ich das meinte? »Ich meine,« erwiederte ich, »daß wenn der religiöse Geist, welcher die Messiade dictirt hat, längst verflogen seyn wird, dies Heldengedicht nicht nur noch bezaubern, sondern auch um so mehr bezaubern wird, je weniger sich der Glaube, oder vielmehr der Unglaube, bei der Lektüre ins Spiel mischet.« Der Capellan,

der mich noch immer nicht verſtand, ließ irgend etwas Albernes fallen, wodurch er zu verſtehen gab, daß er von mir voraus-ſetze, nur Religioſität treibe mich zur Lek-türe der Meſſiade; und als ich hierauf nicht antwortete, nahm er ſogleich Gele-genheit, über die Irreligioſität des Zeit-alters (welche ihm bei weitem vollendeter erſchien, als ſie wirklich war) ein Langes und Breites zu ſprechen, und ſich ſo eine Brücke zu bauen, um zur Herzogin zu kommen, die er als das Muſter aller Für-ſtinnen vorſtellte. Eine nähere Bekannt-ſchaft mit ihr, meinte er, würde mir zei-gen, wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß ihr Geiſt den ganzen Hof durchſtrömen möchte; und hierauf erfolgten neben den Lobeserhebungen, welche der Herzogin gemacht wurden, mehrere Winke, welche mich orientiren ſollten. Ich ließ den hoch-würdigen Herrn ausreden, und als er das Bedürfniß fühlte, wieder zu Athem zu

kommen, ſetzte ich das Geſpräch durch einige Bemerkungen fort, worin ich zu verſtehen gab, daß, allen meinen Beobachtungen zufolge, der Hof wirklich von dem Geiſte der Herzogin durchdrungen ſey. »Ach wie viel fehlt daran,« antwortete der Hofcapellan; »da iſt z. B. der Kammerherr unſeres geliebten Erbprinzen, ein Mann, dem außer ſeinem Vortheile nichts heilig iſt, und gegen den ſich der ganze Hof verſchwören ſollte, da er es ſo gefliſſentlich darauf anlegt, die liebenswürdigſte Prinzeſſin verhaßt zu machen, um . . . . Still! ſtill, Herr Hofcapellan! fiel ich ihm in die Rede; dies ſind Dinge, über welche wir nicht berechtigt ſind zu ſprechen. Die Wendung, welche Sie der Unterhaltung zu geben geruhen, iſt mir ſo neu als intereſſant, aber ich darf darauf nicht eingehen, wenn ich nicht einmal für allemal aus der Bahn weichen will, die ich mir vorgezeichnet

habe. Der Hofcapellan ſah mich mit ſo dummen Augen an, als wenn von Verſchmitztheit und Ränkeſucht nie eine Spur in ihm geweſen wäre. Offenbar erſtaunte er darüber, an ein Weſen gerathen zu ſeyn, dem er nicht gewachſen war; und ob er ſich gleich alle Mühe gab, in ſein voriges Gleichgewicht zurückzutreten, und ſeinen Beſuch recht abſichtlich verlängerte, um mir irgend einen Vortheil abzugewinnen, der alles, was zwiſchen uns vorgefallen war, wieder ins Gleiche bringen möchte, ſo ſchieden wir zuletzt doch ſo auseinander, daß von einer Gemeinſchaft zwiſchen uns beiden, was auch immer ihr Gegenſtand ſeyn möchte, nicht wieder die Rede ſeyn konnte.

Was den Kammerherrn des Erbprinzen betraf, ſo hatte ich längſt bei mir ausgemacht, daß er bei weitem unſchuldiger ſey, als er in der Darſtellung des Hofcapellans erſchien. Sein Hauptver-

brechen war, der Liebling des Erbprinzen zu seyn, dessen Gunst er durch nichts so sehr erobert hatte, als durch seine Polsterartigkeit, wenn man mir diesen Ausdruck gestatten will. Es ist wahr, es fehlte ihm nicht an Verstand; allein sein Verstand war nicht der schöpferische, der Anderen gebietet, indem er ihnen Richtungen giebt, die sie aus sich selbst zu nehmen allzuschwach sind, sondern der legale, der nur immer den fremden Willen bearbeitet, und folglich gar nicht für und durch sich existirt. Des Kammerherrn höchster Grundsatz war: der Erbprinz ist der Herr. Diesem Grundsatz gemäß wagte er es nie, dem Erbprinzen zu widersprechen. Hätte dieser seine Gemahlin lieben können, so würde er nichts dagegen einzuwenden gehabt haben; da aber der Erbprinz dies nicht konnte, so hatte der Kammerherr auch wiederum nichts dagegen, daß er seine Verbindung mit einer

früheren Geliebten fortsetzte, und that, was in seinen Kräften stand, die Wünsche des Prinzen in dieser Hinsicht zu befriedigen. Er meinte es gewiß mit der ganzen Welt gut; aber da es einmal unmöglich ist, der ganzen Welt zu genügen, so hielt er es nur mit dem, dem er seine Dienste einmal gewidmet hatte. Seine Furchtbarkeit war gewiß nicht weit her; indessen erschien er allen denjenigen furchtbar, welche in Erwägung zogen, daß es, nach dem Tode des Herzogs, nur von ihm abhängen werde, Premier-Minister zu seyn. Einem solchen Schlag zuvorzukommen, wollte man ihn so zeitig als möglich verdrängen. Wenn man mich in die Cabale zu verflechten wünschte, so geschah dies um der guten Meinung willen, die man von meinem Verstande gefaßt hatte. Nichts beabsichtigte man weniger, als eine Vereinigung des Prinzen mit der Prinzessin, und der Hofcapellan

hatte ſich nur in das Complott ziehen laſſen, weil er erfahren hatte, daß eben dieſer Kammerherr im Punkt der Religion ein wenig locker ſey. Indem ich alſo in dem Gegenſtande des Partheihaſſes keinen Widerſacher der Prinzeſſin erblickte, konnte ich unmöglich geneigt werden, mich mit den Übrigen zur Entfernung eines Mannes zu vereinigen, der zuletzt der Unſchuldigſte von Allen war.

Ich konnte dies um ſo weniger, weil mir immer deutlicher einleuchtete, daß das Mißverhältniß zwiſchen dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin eben ſo ſehr durch die Individualität der letzteren als durch die des erſteren gehalten wurde. Es iſt gewiß ſehr zu bedauern, wenn die Tugend ſelbſt die Quelle unſeres Mißgeſchicks und unſerer Leiden wird; allein dies iſt unter gewiſſen Umſtänden eben ſo nothwendig, als daß das Gegentheil der Tugend zum Mißvergnügen mit ſich ſelbſt

und zur Opposition gegen die ganze Welt führen muß. Es war ganz offenbar die Liebenswürdigkeit der Erbprinzessin, was sie ihrem Gemahl so verhaßt machte. Wäre der Prinz in den Besitz seiner Gemahlin gekommen, ohne vorher in einem ernsthaften Verhältniß mit einer anderen Person gestanden zu haben; so würde er, bezaubert von der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, vielleicht sein ganzes Leben hindurch an keine Untreue gedacht haben. Da dies nicht nur nicht der Fall war; da die ehemalige Geliebte noch immer ihren Platz in seinem Gemüthe behauptete, und, von den Eigenschaften der Gemahlin unterstützt, es sich vielleicht doppelt angelegen seyn ließ, die Zuneigung des Prinzen zu fesseln; so konnte es schwerlich fehlen, daß dieser, von seinen Neigungen auf der einen, und von seinen Pflichten auf der anderen Seite gedrängt, in eine Leidenschaft gerieth, wie sie dem Menschen

nur einmal eigen ist, so oft er sich zwi-
schen zwei Feuern befindet. Erleichterung
für sich selbst konnte der Prinz unter die-
sen Umständen nur dadurch erhalten, daß
seine Gemahlin Eigenschaften offenbarte,
welche die Untreue wo nicht rechtfertigen,
doch wenigstens entschuldigen; da diese
aber immer in derselben moralischen Schön-
heit dastand, und, ohne weder zur Rech-
ten noch zur Linken aus der einmal vor-
gezeichneten Bahn zu weichen, nur immer
darauf dachte, wie sie die Weiblichkeit
retten wollte, so blieb ihm zuletzt nichts
anderes übrig, als entweder sich selbst,
oder diejenige zu hassen, die ihn, wenn
gleich gegen ihren Willen, in einem solchen
Widerspruch mit sich selbst erhielt. In der
That, mehr, als alles andere, war dies
die Quelle der heftigen Ausbrüche, welche
sich der Erbprinz gegen seine Gemahlin
erlaubte; und welche Wahrscheinlichkeit,
daß sich dies jetzt noch abändern lassen

werde! Um anhaltend zu haſſen, darf man nur beleidigen; und wen es befremdet, daß fürſtliche Perſonen bei weitem tiefer in ihrem Haſſe ſind, als andere Erdenſöhne und Töchter, der darf nur bedenken, daß jenen die Beleidigung unendlich mehr koſtet, als dieſen, weil ſie ſich auf die Kunſt des Ausweichens bei weitem beſſer verſtehen, und, nur im höchſten Drange der Noth und nie ohne ihrem Weſen zu entſagen, zu dem, was man Unhöflichkeit nennt, gebracht werden können. Faſſet man dies gehörig, ſo hat man den Schlüſſel zu ſehr viel Erſcheinungen, welche in der Regel äußerſt ſchlecht interpretirt werden. Um nur nicht unhöflich ſeyn, oder beleidigen zu müſſen, (und beides iſt zuletzt einerlei) hat man ſich, wer weiß wie oft, durch eine Vergiftung aus der Affaire gezogen. Dies iſt beſonders an großen Höfen der Fall geweſen, wo man noch weit mehr Urſach hatte,

hatte, die Folgen eines Skandals in Erwägung zu ziehen, als an kleineren, wo die Bürgerei zuletzt, wenn gleich in einer etwas veredelten Gestalt, ihr Wesen forttreibt. Wäre von den Scenen, welche täglich zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin statt fanden, nur eine einzige an dem französischen oder spanischen Hofe vorgefallen, so wäre eine Trennung — gleich viel unter welcher Form — unvermeidlich gewesen. Ich will damit nicht sagen, daß ihre Feindschaft in der Periode, von welcher hier die Rede ist, den höchsten Gipfel erstiegen hatte; allein es giebt Verhältnisse, bei welchen es gleich viel ist, welchen Grad der Verschlimmerung sie erreicht haben, so bald man sagen muß, daß sie aufgehört haben gut zu seyn. Die Erbprinzessin fühlte sich warlich nicht minder unglücklich, weil ihr Gemahl noch einige Rücksichten nahm, die unter Personen fürstlichen Standes nie

weglallen dürfen, wenn sie nicht zu dem Pöbel herabsinken wollen.

Ich machte sehr bald die Bemerkung, daß ein weit höheres Maaß von Kraft erfordert wird, die Dinge in einem gegebenen Zustande zu erhalten, als sie zu leiten. Das Erstere ist in der Regel ganz unmöglich; die menschliche Natur ist es, was diese Unmöglichkeit hervorbringt. Das letztere läßt sich bewerkstelligen; nur erfordert es eine Überlegenheit des Geistes, wodurch man den Ausschlag über seine ganze Umgebung giebt. Nichts war dadurch gewonnen worden, daß ich mich neutralisirt hatte; allein wie meine Taktik so verändern, daß ich das Verlorne wieder gewann? Diese Aufgabe war schlechterdings nicht zu lösen, da ich es mit Personen zu thun hatte, durch welche sich kein einziger von den Planen ausführen ließ, die ich entwerfen konnte. Unaussprechlich leiden sah ich die Prinzessin, und

eben so unaussprechlich blutete mein Herz bei diesem Anblick; aber wie ich sie retten, oder wenigstens erleichtern sollte, darüber konnt' ich durchaus nicht mit mir selbst ins Reine kommen. Der Zufall that zuletzt mehr, als ich erwartet hatte.

Es war an einem von den schönen Tagen, durch welche der Frühling zum Sommer übergeht, als die Prinzessin mich gegen Abend zu sich rufen ließ. Ich eilte in ihre Nähe; wir waren allein. Der Vertrag, den wir stillschweigend geschlossen hatten, dauerte fort, und keine von uns beiden beabsichtigte einen Bruch desselben. Die Prinzessin bat mich indessen neben ihr Platz zu nehmen, und redete mich hierauf folgendermaßen an: »Ich kenne jetzt keine angenehmere Zerstreuung, als die der italiänischen Dichter, weil diese mich am schnellsten in die Regionen führen, wo ich die Wirklichkeit vergesse. Aber ich bin nicht länger im Stande, dies hohe

Vergnügen allein zu genießen. Sie, meine geliebte Mirabella, ſollen es mit mir theilen. Wenn ich Sie erſuche, meine Vorleſerin zu ſeyn, ſo leitet mich dabei der beſondere Eigennutz, die Muſik der italiäniſchen Poeſie durch Ihre Stimme erhöht zu fühlen. Wählen Sie, welches Gedicht Sie wollen, und leſen Sie mir vor, was Ihnen beliebt.« Mit der beſonderen Zärtlichkeit, die ich noch immer für Taſſo's befreites Jeruſalem hatte, wählte ich dies göttliche Gedicht; und da der Charakter der Erminia mich immer vor allen übrigen weiblichen Charakteren, die in demſelben entfaltet ſind, angezogen hatte, ſo las ich den ſechſten Geſang vor. Ich war bis an die Stelle gekommen, wo Erminia auf ihrer Flucht beim Anblick des Lagers der Chriſten in folgende Klagen ausbricht:

O belle agli occhi miei tende Latine,
Aura spira da voi che mi recrea,

E mi conforta, pur che m'avvicine.
Cosi a mia vita combattuta e rea
Qualche onesto riposo il Ciel destine,
Come in voi solo il cerco: e solo parme,
Che trovar pace io possa in mezzo all' arme.
Raccogliete me dunque, e in voi si trove
Quella pietà, che mi promise Amore etc.

Als die Prinzessin, von ihren Gefühlen überwältigt, in die Worte ausbrach: »O wäre doch auch für mich eine Flucht möglich!« und unmittelbar darauf dem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft machte. Mir fiel bei diesem Anblick das befreiete Jerusalem aus den Händen, und, meiner früheren Vorsätze uneingedenk, warf ich mich zu den Füßen der Prinzessin nieder, sie beschwörend, daß sie mir nichts verhehlen möchte. »Ich bin ganz die Ihrige,« rief ich aus, »so bald Sie verlangen, daß ich es seyn soll.«

Die Prinzessin sah mich mit der Miene

der Rührung an, und nachdem sie sich gefaßt hatte, sprach sie folgendes:

„Ich habe Sie nur allzugut errathen, Mirabella; um nicht zu verschlimmern, was sich nicht verbessern ließ, nahmen Sie diese Stellung an, worin Sie die Dinge sich selbst überließen. Aber ich hätte Sie nie kennen lernen müssen, wenn ich auch nur einen Augenblick an Ihrer Bereitwilligkeit, alles was in Ihren Kräften steht, für mich zu leiden und zu thun, hätte zweifeln sollen. In dem gegenwärtigen Augenblicke folgen Sie mehr Ihrem Gemüthe, als Ihrem Verstande; aber dies liegt so sehr in der Natur der Sache, daß Sie mir dadurch nur um so theurer werden. Wie die Lage der Sachen ist, wissen Sie, ohne daß wir jemals darüber gesprochen haben. Auch jetzt wollen wir nicht ausführlich darüber werden. Genug, daß ich die Verlassenheit, worin ich mich befinde, nicht länger ertragen kann. An

irgend ein menſchliches Weſen muß ich mich anſchließen können, wenn das Leben einen Werth für mich behalten ſoll. Mein Gemahl kann es nicht ſeyn, und wer bleibt mir übrig, als Sie? Ich ſtehe für nichts, wenn Sie ſich mir noch länger entziehen. Berechnen Sie hiernach, was Sie thun müſſen. Die Politik, von welcher Sie ſich bisher leiten ließen, hat Ihrem guten Herzen zuletzt am meiſten Wehe gethan. Warum wollen Sie ihr noch länger folgen? Verderben läßt ſich nicht, was ſchon im höchſten Grade verdorben iſt. Ich verzeihe Alles, und verzeihe mit der höchſten Freudigkeit des Gemüths; aber meine Bedingung iſt, daß Sie ſich feſter, als jemals, an mich anſchließen. Ihnen gegenüber werd' ich die Kraft haben, Alles zu ertragen, was mir noch bevorſteht; oder vielmehr, ich werde von nun an gar nichts mehr zu ertragen haben, und meines Daſeyns von neuem froh werden. Hätt' ich

von mir allein abgehangen, wer weiß, ob ich jemals in ein Verhältniß getreten wäre, wodurch eine Scheidewand zwischen uns errichtet werden mußte? Da dies einmal geschehen ist, so wollen wir lieber gar nicht daran zurückdenken. Gewiß, wir sind uns selbst genug; nur müssen wir fest zusammenhalten, und auf die Wirklichkeit um uns her so wenig als immer möglich zurückblicken. Was hab' ich von meiner Freundin, von meiner Mirabella, zu erwarten?«

Meine Antwort auf diese Frage war, wie sie nach einer solchen Scene seyn konnte; ich wiederholte mein: »Ich bin die Ihrige mit Allem, was in mir ist;« denn ob sich gleich die Folgen dieser Vereinigung nicht berechnen ließen, so wollte ich doch lieber aus Heroismus edel, als aus Feigheit klug handeln.

Es war von diesem Augenblick an gleich viel, wo wir existirten; aber um der

Prinzessin einige Erleichterung zu verschaffen, entwarf ich den Plan zu einem Sommeraufenthalt auf einem drei Meilen von der Hauptstadt gelegenen Lustschlosse, welches seit vielen Jahren unbewohnt geblieben war. Voraussehen ließ sich, daß dieser Plan große Schwierigkeiten finden würde; vorzüglich von Seiten der Herzogin, welche seit einiger Zeit ihre Schwiegertochter liebgewonnen hatte, weil sie wenigstens eben so unglücklich war, als die Herzogin selbst. Allein alle diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, sobald es mir gelang, den Kammerherrn des Erbprinzen in mein Interesse zu verflechten. Ich trat zu diesem Ende mit ihm in Unterhandlungen, und so bald er eingesehen hatte, daß für ihn selbst nichts dabei zu wagen sey, bestimmte er den Erbprinzen, seine Genehmigung zu geben. Es gewann für den großen Haufen der Hofleute das Ansehen, als sey eine Versöhnung zwischen

dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin erfolgt, weil ich darauf beſtand, daß der Erbprinz, um den Schein zu retten, uns begleiten ſollte, und er ſich wirklich dazu hergab. Doch, von dem Nachmittag des zweiten Tages an, waren wir uns ganz ſelbſt überlaſſen, und ſo wenig um die Folgen unſerer Iſolirung bekümmert, daß wir nun daran dachten, wie wir recht angenehm leben wollten. Ein ziemlich hoher Berg lag zwiſchen der Hauptſtadt und dem Luſtſchloſſe, und mehr bedurfte es nicht, uns glauben zu machen, daß wir von der ganzen Welt geſchieden in dem Paradieſe ſelbſt lebten.

Die Lage des Luſtſchloſſes war die reizendſte, die man ſich denken kann. Auf einer Anhöhe gelegen, war es rechts durch unabſehbare Wieſen und links durch einen dunklen Tannenwald begränzt. Vorn dehnte ſich ein geräumiger Garten aus, den man anzubauen nicht vernachläſſigt hatte,

und in welchem eine zahlreiche Orangerie neben den Treibhäusern hin ihre Wohlgerüche verbreitete. Hinten war ein dicht verwachsener Park mit zahmen Wildpret angefüllt, und an den Park lehnte sich eine Meierei mit hohen Lindenbäumen bepflanzt. Der Aufenthalt war über alle unsere Erwartungen romantisch und bequem. Ihn durch nichts zu verderben, hatten wir von der Dienerschaft nur diejenigen mitgenommen, die uns unentbehrlich waren. Ein halb geöffneter Wagen mit zwei Pferden war unsere einzige Equipage; aber auch von ihm wollten wir nur selten Gebrauch machen. Unsere Genüsse sollten zugleich einfach und ausgesucht seyn; und dazu war vor allen Dingen nöthig, daß der Tisch nie betrachtet, die Bibliothek hingegen mit allen den Dichtern angefüllt war, die uns jemals entzückt hatten; denn da die Wirklichkeit uns einmal verhaßt war, so wollten wir ihr auf allen

möglichen Fittigen entfliehen. Unſer Leben ſollte, wenigſtens für den nächſten Sommer, ein wahres Idyllenleben ſeyn, und um dieſe Idee immer gegenwärtig zu haben, nannte mich die Prinzeſſin in eben dem Augenblick Chloe, wo ſie mir gebot, ſie ſelbſt Daphne zu nennen.

Es fehlte uns beiden nicht an Erfindungskraft. Die erſten Morgenſtunden wurden im Garten oder im Park verlebt, wo wir mit irgend einer leichten Arbeit in der Hand, mehr empfindend als denkend, uns nach allen Richtungen hin bewegten. Ward die Sonnenhitze uns allzuſtark, ſo begaben wir uns in einen Pavillon, wo wir abwechſelnd vorlaſen. Der Anfang wurde mit Geoners Idyllen gemacht; allein wir legten ſie bald zurück, weil es uns vorkam, als ob der größte Reiz, den ſie gewähren könnten, nicht in den Gemälden, ſondern in der Einfaſſung enthalten ſey. Ich hatte ſeit ungefähr

einem halben Jahre einen Theil meiner Muße auf das Studium der ſpaniſchen Sprache und ſchönen Literatur gewendet, und die Prinzeſſin mit dieſer Liebhaberei angeſteckt. Indem wir frühere Fortſchritte gegenwärtig zu unſerem Vergnügen benutzen wollten, verfielen wir auf die Diana des Montemayor, und machten ſehr bald die Entdeckung, daß dies Meiſterſtück der ſogenannten Schäferpoeſie ohne Gleichen daſteht, und allen modernen Idyllendichtern zum Muſter dienen muß, wofern der wahre Dichter eines Muſters bedarf. Das dritte Buch der Diana, welches die Geſchichte der unglücklichen Beliſa enthält, bezauberte uns vor allen; wir wurden nicht müde es zu leſen und wieder zu leſen, bis wir ganz davon durchdrungen waren. Bezauberte uns Montemayors Einfachheit, ſo entzückte uns Boscan's und Garcilaſo's kunſtreiches Genie nicht minder. Es kam uns vor, als ob

der Strom der Gedanken und Empfindungen in diesen Dichtern etwas ganz Eigenthümliches habe, wodurch er von Anfang bis zu Ende aufs innigste zusammenhange und immer nur Ein Erguß sey. Noch andere spanische und italiänische Dichter wechselten mit diesen ab. War die Lektüre geendigt; so kehrten wir in das Lustschloß zurück, wo wir, im rechten Flügel, der lachendsten und unabsehbarsten Aussicht gegenüber, zu Mittag aßen, und uns auf diese Weise selbst das Materielle vergeistigten. Nur die einfachsten Gerichte durften auf unserer Tafel erscheinen, und junges Geflügel war die einzige Fleischspeise, die wir uns erlaubten. Die schwülen Mittagsstunden wurden verschlafen, oder verträumt, wofern dieser Ausdruck auf Personen anzuwenden ist, welche gewissermaßen nie aus ihrem Traum erwachten. Gegen Abend fuhren wir aus. Die ganze umliegende Gegend wurde von

uns beſucht, und wo wir Gelegenheit fanden, unſere liebenden Gefühle zu ergießen, da blieb ſie nicht unbenutzt. Ein leichtes Abendeſſen empfing uns bei unſerer Zurückkunft, und unmittelbar darauf erfolgte jener ſüße Schlummer, den Geſundheit und Unſchuld geben.

In dieſem Kreislauf von Beſchäftigungen und Vergnügen verſtrich ein Tag nach dem andern, bis ein Schreiben von dem Kammerherrn des Erbprinzen mir zu verſtehen gab, daß ich die Achtung für den Schein, auf welcher ich vor meiner Abreiſe in Beziehung auf die Prinzeſſin ſo nachdrücklich beſtanden, ſeit meiner Ankunft auf dem Luſtſchloſſe in Beziehung auf den Prinzen ganz aus den Augen geſetzt hätte. Der Vorwurf war gerecht; und wie ſchwer es uns auch fallen mochte, aus unſerer Idyllenwelt, wär' es auch nur auf wenige Stunden, herauszutreten, ſo mußte doch irgend etwas geſchehen, den

begangenen Fehler wieder gut zu machen. Ungefähr vierzehn Tage nach unſerer Ankunft auf dem Luſtſchloſſe fuhren wir alſo in die Hauptſtadt zurück, um an dem Hofe zu Mittag zu eſſen, und unmittelbar darauf in unſere Einſamkeit zurückzukehren. Ich befürchtete bei dieſer Gelegenheit, daß die Erbprinzeſſin alle die Ungeduld beweiſen würde, welche dann einzutreten pflegt, wenn wir uns von geliebten Formen losreiſſen müſſen; allein meine Befürchtung war ſehr überflüſſig, und ich bemerkte jetzt zum erſtenmale, wie meine Freundin, ſeit ihrer förmlichen Wiedervereinigung mit mir, eine Ruhe gewonnen hatte, die ſich durch nichts ſtören oder unterbrechen ließ. Ein Seufzer aus der äußerſten Tiefe der Bruſt, ſo bald wir das Stadtthor im Rücken hatten, war alles, was zum Vorſchein trat, um ihre Liebe für Freiheit, Offenheit und Unſchuld zu beurkunden; und als wir an Ort und Stelle angekommen

kommen waren, drängte sich das Geständniß hervor: daß sie nur an meiner Seite glücklich leben könne.

Derselbe Besuch wurde alle vierzehn Tage wiederholt, und zur Abwechselung erhielten wir auch wohl auf einige Stunden die Ehre, von dem Herzog oder dem Erbprinzen selbst besucht zu werden. So wie aber die Zeit vorrückte, fingen wir an, den Winter zu fürchten, den wir uns als diejenige Jahreszeit dachten, in welcher die künftige Freiheit durch die drükkendste Sklaverei erkauft werden müßte. Wohlmeinender, liebender und schuldloser konnten schwerlich zwei andere Wesen seyn; allein dies alles rettete uns nicht vor der Langenweile, der Kränkung und dem Argwohn. Mit unseren Eigenschaften mußten wir das Schicksal mancher anderer Weiber theilen, die nur deswegen verkannt werden, weil man ihre Eigenthümlichkeit nicht zu begreifen vermag. Den Klang des

Silbers kann man nur durch Silber erforschen; und eben so bedarf es einer sympathetischen Seele, um den wahren Gehalt eines edlen Gemüths kennen zu lernen. Warlich nicht alle Weiber sind lächerlich, die in die Regionen der Kunst und des Schönen streben. Wie können sie es vermeiden, wenn ihre bescheidensten Ansprüche auf die Wirklichkeit unerfüllt bleiben? Zuletzt will jede von uns, die nicht von der Wiege an verdorben ist, nur ihren rechtmäßigen Theil an häuslicher Zufriedenheit; aber wenn auch dieser versagt wird, bleibt dann etwas anderes übrig, als das wirkliche Glück durch ein eingebildetes zu ersetzen? Manche, die von einem bösen Dämon getrieben zu werden scheint, so lange sie disseits der Schwelle ihres Hauses verweilt; manche Andere, welche nur in der schönen Kunst lebt und alle ihre Nerven zerreissen, um als Schriftstellerin zu glänzen, würden,

wenn sie an den rechten Mann gekommen wären, das baare Gegentheil von dem geworden seyn, was sie jetzt sind. In der Begränztheit der meisten Männer liegt für Weiber, die nur einigermaßen einer Entwickelung fähig sind, eine zur Verzweiflung treibende Kraft. Das Weib will bewahren, was es instinktmäßig für sein Herrlichstes erkennt, die Weiblichkeit; aber durch die Einseitigkeit des Mannes aus sich selbst heraus getrieben, schwärmt es umher, die verlorne Stütze zu suchen, und findet es sie nicht in der Kunst, so muß es Ruhe in der Zerstörung seines Wesens finden. So endigen die meisten.

Unaufhaltbar näherte sich der Winter. Wir mußten unser Paradies verlassen und in die Hauptstadt zurückkehren. Die Verhältnisse am Hofe waren noch dieselben; aber das Gemüth der Erbprinzessin hatte durch den Aufenthalt auf dem Lustschlosse

eine Verwandlung erfahren, welche nicht ohne Folgen bleiben konnte. So lange ihr Gemahl die einzige Stütze war, die es für sie gab, mußte sie sich ihm, wenn gleich gegen ihren Willen und gegen alle ihre Neigungen, unaufhörlich nähern; und da konnte es denn nicht fehlen, daß sie zurückgestoßen und einmal über das andere beleidigt wurde. Jetzt, wo sie in mir, oder vielmehr in ihrer Liebe für die schöne Kunst, eine Stütze gefunden hatte, jetzt war ihr der Gemahl so gleichgültig, als ob er gar nicht vorhanden gewesen wäre. Der Erbprinz mochte sich hierüber nicht wenig wundern; aber selbst dann, wenn er über diese Verwandlung gar nicht nachdachte, mußte es ihm sehr empfindlich seyn, daß er in seiner Gemahlin keinen Gegenstand des Hasses mehr hatte, während er eines solchen für seine anderweitigen Verhältnisse bedurfte. Immer ruhig, immer gelassen und heiter, ohne ir-

gend eine Spur von beleidigtem Stolze zu zeigen, und ohne irgend einen Anſpruch zu bilden, wodurch ſie den Neigungen ihres Gemahls in den Weg getreten wäre, ſtellte ſich die Erbprinzeſſin beſtändig in den edelſten Formen dar, eben ſo ſehr ein Gegenſtand der Verzweiflung für denjenigen, der ihr etwas anhaben wollte, als der liebenden Huldigung für Alle, welche unbefangenen Gemüthes auf ſie hinblickten. Dies mußte zu neuen Entwickelungen führen; ich ſah es vorher und zitterte vor dem Ausgange, aber ich begriff den erſten Anfang nicht eher, als bis er gemacht war.

Von den Eigenſchaften ſeiner Schwiegertochter bezaubert, und, weil eben dieſe Schwiegertochter mit allem Glanze der Geſundheit und Schönheit bisher unfruchtbar geblieben war, nicht ohne Sorge für ſeine Descendenz, wollte der Herzog von den Urſachen belehrt ſeyn, welche den

Erbprinzen und dessen Gemahlin von einander entfernt hielten. Da fehlte es nun nicht an Personen, welche, sich der Erbprinzessin annehmend, alle Schuld auf das Verhältniß schoben, worin ihr Gemahl noch immer mit seiner ersten Geliebten stand. Der Herzog war vor der Vermählung seines Sohnes von diesem Verhältnisse unterrichtet gewesen, hatte sich aber gar nicht träumen lassen, daß es noch immer fortdauerte. In Harnisch gesetzt durch die Entdeckung, wozu man ihm verholfen hatte, hielt er es für seine Pflicht, diesem Unwesen auf dem Wege der Gewalt sogleich ein Ende zu machen. Ohne also auf die Individualität seines Sohnes die mindeste Rücksicht zu nehmen, und ohne irgend eine von den Folgen, welche dieser Schritt nach sich ziehen konnte, schärfer ins Auge zu fassen, ertheilte er Knall und Fall den Befehl, daß Fraulein von M... nicht nur die Hauptstadt, sondern sogar

seine Staaten innerhalb vier und zwanzig Stunden räumen sollte. Ich würde alles aufgeboten haben, diesen Streich abzuwenden, wäre ich davon unterrichtet gewesen; allein er fiel so plötzlich, daß er bereits vollendet war, als ich die erste Nachricht davon bekam. Wie sehr ich auch wünschen mochte, daß es für die Erbprinzessin eine wahre Ehe geben möchte, so sah ich doch sehr deutlich ein, daß die Gewalt sie nie herbeiführen werde. Mir war daher sehr übel zu Muthe, als mich der Herzog einige Tage darauf zu sich berufen ließ, und mir erklärte, daß, nachdem von seiner Seite alles geschehen sey, um ein gutes Verhältniß zwischen der Erbprinzessin und seinem Sohne zu begründen, er nun auch von mir erwartete, daß ich das Meinige thun würde, um die Sachen in das gehörige Geleis zu bringen. So mußte freilich der Herzog sprechen, der, weil er im Besitz der Gewalt war,

alles nur in dem Lichte der Pflicht betrachten konnte; allein so konnte derjenige nicht sprechen, der das Wort zum Räthsel hatte und zu beurtheilen verstand, welche Hindernisse in der Erbprinzessin zurückblieben, nachdem alle Hindernisse in dem Erbprinzen aus dem Wege geräumt waren. Ich versicherte — und gewiß mit Wahrheit — daß es nie an mir gelegen habe, den Erbprinzen in dem Besitz seiner liebenswürdigen Gemahlin beglückt zu sehen; ich fügte aber zugleich hinzu, daß man es der Zeit überlassen müsse, diejenige Vereinigung der Gemüther hervorzubringen, ohne welche eine Ehe nicht denkbar sey. »Das sind Chimären,« erwiederte der Herzog. »Was bedarf es hier der Zeit? Die Erbprinzessin ist hübsch; mein Sohn ist nicht häßlich. Daraus folgt, daß sich beide lieben können. Ich bin zufrieden, wenn ich vor meinem Tode einen wackern Enkel habe.« Gegen eine

solche Sprache läßt sich nie etwas einwenden, und ohne dem Herzog noch irgend eine Bemerkung zu machen, welche seine Logik kompromittirt hätte, entfernte ich mich mit dem Versprechen, daß ich für die Erfüllung seiner Wünsche alles thun würde, was in meinen Kräften stände.

Die Erbprinzessin war gegen die Maaßregel ihres Schwiegervaters so gleichgültig geblieben, als ob sie tausend Meilen von ihr entfernt genommen werden wäre. Das Einzige, was sie dabei zu befürchten schien, war, daß der Prinz, der gewaltsamen Richtung folgend, welche sein Vater ihm gegeben hatte, sich ihr wieder nähern könnte. Sie war weit davon entfernt, ihn zu hassen; allein sie war eben so weit davon entfernt, ihn zu lieben. So theuer waren ihr seit Jahr und Tag ihre Beschäftigungen geworden, daß sie keinen anderen Wunsch hatte, als sich selbst über-

lassen, d. h. ganz ungestört zu bleiben. Ich, meiner Seite, stand als die Urheberin dieser Verliebe für das Schöne da, die sich ihrem ganzen Wesen so tief eingesugt hatte. Nie hatte ich eine andere Absicht gehabt, als ihr einen temporären Ersatz für das zu geben, was sie entbehren mußte. Wenn das, wobei ich immer nur an ein pis aller gedacht hatte, vermöge der Vortrefflichkeit ihrer Anlagen, etwas ganz Anderes geworden war — wer konnte die Schuld tragen, wenn sie nicht von eben diesen Anlagen übernommen wurde? Wie achtungswerth, ja wie liebenswürdig sogar, die innere Nothwendigkeit seyn mochte, worin die Prinzessin meinen Blicken erschien; so konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß diese Nothwendigkeit eben so eisern sey, als jede andere. Denn wie die Ideale, in welchen sie lebte und webte, wieder aus ihr verdrängen? So lange sie in ihrem bisherigen Geleise blieb,

war für die Wünsche des Herzogs nichts von ihr zu hoffen. Es würde mir nichts gekostet haben, mein eigenes Werk in ihr zu zerstören, weil ich wohl einsah, daß es zerstört werden mußte, wenn die Prinzessin wieder in ihr emporkommen sollte; allein wie diese Zerstörung einleiten? Ich verzweifelte, so oft ich hierüber nachdachte; ich verzweifelte um so mehr, weil ich mich selbst genug kannte, um das Nothwendige in mir in einigen Anschlag zu bringen.

Da aber von meiner Seite irgend Etwas geschehen mußte, so glaubte ich nicht besser zum Ziele kommen zu können, als wenn ich mich mit dem Kammerherrn des Erbprinzen zur Wiedervereinigung der beiden fürstlichen Personen verbände. Ich ging von der Voraussetzung aus, daß er, als ein Mann von Verstand, vor allen Anderen mich verstehen müsse, so bald ich ihm über das Wesen der Prinzessin die Auf-

ſchlüſſe gäbe, die Niemand geahnet hatte. Ehe aber dieſe Aufſchlüſſe erfolgten, ſondirte ich ihn über die Geſinnungen des Erbprinzen in Beziehung auf deſſen Gemahlin. Was ich erfuhr, entſprach meinen Wünſchen und übertraf alle meine Erwartungen; denn der Kammerherr ſagte mir geradezu, daß der Erbprinz durch die Maaßregel ſeines Vaters zwar politiſch beleidigt, aber nicht menſchlich gekränkt worden ſey, da er es ſchon ſeit längerer Zeit darauf angelegt habe, ſich aus der Klemme zu ziehen, worin er ſich bisher befunden. Er fügte hinzu, der Erbprinz würde ſchon ſeit mehreren Monaten zu ſeiner Gemahlin zurückgekehrt ſeyn, hätte dieſe ihn nicht eine niederſchlagende Gleichgültigkeit blicken laſſen, wodurch ſein Stolz nothwendig hätte geweckt werden müſſen. Ich rückte hierauf mit meinen Aufſchlüſſen über das Weſen der Erbprinzeſſin hervor. Der Kammerherr ſah mich bei dieſer Ana-

lyse mit so großen Augen an, als ob von den sieben Wundern der Welt die Rede gewesen wäre. Unstreitig verstand er mich nicht, ob er sich gleich das Ansehn gab, als hätte er dies längst vermuthet. »Indem nun,« fuhr ich fort, »die Kräfte so einander entgegen wirken, begreifen Sie sehr leicht, daß unser Plan, in so weit er auf Vereinigung des Erbprinzen mit seiner Gemahlin abzweckt, nur auf einem einzigen Wege durchgetrieben werden kann. Alles ist verloren, wofern die Individualität beider gleich sehr respektirt wird. Von dem, was die Pflicht gebietet, kann hier gar nicht die Rede seyn; denn hat sie nicht immer geboten und ist sie nicht immer unter die Füße getreten worden? Sie müssen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Neigungen Ihres Herrn die Erbprinzessin in die Form hineingedrängt haben, worin sie jetzt erscheint, und alles aufbieten, was in Ihren Kräften

ſteht, den Erbprinzen ſo zu ſtimmen, daß er keine unzeitigen Anſprüche an die Gemahlin macht, die das Weib in ihr verwerfen muß. Meine Sache wird es ſeyn, die Erbprinzeſſin aus dem geiſtigen Schwerpunkt, in welchem ſie verſunken iſt, wieder heraus zu heben und den Engel in ihr von neuem zu verkörpern. Gemeinſchaftlich müſſen wir dahin arbeiten, den Erbprinzen in eine Achtung zu ſetzen, die er bis jetzt noch nicht gefunden hat. Da ich mich nie über ihn erklärt habe, ſo kann ich, ohne mich mit mir ſelbſt in Widerſpruch zu bringen, alles Gute von ihm ſagen. Sorgen Sie ihrer Seits dafür, daß es mir dazu nicht an Veranlaſſung fehle. Wir Weiber achten an den Männern nichts ſo ſehr, als die ſtaatsbürgerlichen Tugenden, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß ich die Prinzeſſin in den Prinzen verliebt mache, ſo bald dieſer aufhört, ſeine Beſtimmung nur von Seiten der

Genüsse zu schätzen, welche damit verbunden sind. Über kurz oder lang tritt er an die Stelle seines Vaters; bewegen Sie ihn doch, sich dazu in jeder Hinsicht vorzubereiten. Ganz neue Gefühle müssen in der Erbprinzessin erwachen, wenn sie, welche nie abfiel, sondern nur verdrängt wurde, wieder an den Gemahl angezogen werden soll.«

Entwürfe dieser Art können nur dann gelingen, wenn sie zwischen einer Palatine und einem Kardinal von Retz verabredet werden. Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der veredelte Geist der Palatine auf mir ruhete, als ich diese Vorschläge that; aber der Kammerherr war weit davon entfernt, ein Kardinal von Retz zu seyn. Es war seine Legalität, was ihn unfähig machte, mit mir vereinigt zu wirken. Gegen den Zweck hatte er nichts einzuwenden; eben so wenig konnte er die Mittel mißbilligen; die

Moralität unſeres Entwurfs war über allen Zweifel erhaben. Aber woher den Muth nehmen, ſeinem Herrn eine Richtung zu geben! Dies war die Klippe, an welcher alles ſcheitern mußte; und ich geſtehe, daß, wenn ich dieſe Klippe geahnet hätte, ich meinen ganzen Entwurf für mich behalten haben würde. Der große, wenn gleich ſehr verzeihliche, Fehler, den ich beging, beſtand darin, daß ich Verſtand und Genie verwechſelte. Ich glaubte an dem Kammerherrn einen tüchtigen Gehülfen gefunden zu haben, weil er ein Mann von Verſtand war; aber ich bedurfte eines Mannes von Genie, und davon war, genau genommen, keine Spur in dem Kammerherrn. Mochte er noch ſo ſehr verſichern, daß er mich vollkommen verſtanden habe; er konnte meine Idee nur verderben.

Da meine Operationen von denen des Kammerherrn abhingen; ſo war ich auf nichts

nichts so aufmerksam, als auf das Betragen des Prinzen gegen seine Gemahlin. Gewisse Modifikationen in demselben zeigten mir an, daß eine Unterredung statt gefunden haben müsse; aber diese Modifikationen hatten noch keinen so bestimmten Charakter, daß ich mit Sicherheit auf den Gehalt der Unterredung zurückschließen konnte. Mir schlug das Herz vor Ungeduld; in mehreren Billets zeigte ich dem Kammerherrn an, daß keine Zeit zu verlieren sey. Dieser mochte seiner Seits den besten Willen von der Welt haben; da er aber seiner Einsicht unterlag, so konnte er sein Geschäft nur verderben. Unfähig, einen solchen Charakter, wie der der Prinzessin nun einmal war, zur Anschauung zu erheben, und sich unstreitig einbildend, daß das, was wir erreichen wollten, sich auf mehr als einem Wege erreichen lasse, gab er seinem Herrn lauter solche Anschläge, daß dieser

sich in der Achtung der Prinzessin noch weiter zurücksetzen mußte. Soll ich das Betragen des Prinzen mit Einem Worte charakterisiren, so muß ich sagen, daß es ein galantes war. Was in aller Welt konnte aber die Prinzessin mehr empören, als dieses Gemisch von Ehrerbietung und Verachtung, zusammengehalten durch Heuchelei und Niederträchtigkeit? Sie hätte zu den allergemeinsten Naturen gehören müssen, wenn ihr der Prinz auf diesem Wege achtungswerth geworden wäre. Auch fühlte sie sich tief verwundet; und ob sie gleich kein Wort fallen ließ, wodurch sie ihren inneren Zustand offenbaret hätte, so zeigte doch eine gewisse unbeschreibliche Traurigkeit, wie heftig der Schmerz war, der ihr Innerstes durchwühlte. Es lag am Tage, daß der Kammerherr sich nicht hatte von der Idee losreissen können, die er von der Gebrechlichkeit des weiblichen Geschlechts hatte; und wollen wir ihm

hier Vorwürfe darüber machen, daß er in dieſer Hinſicht auf Einer Linie mit den meiſten Männern ſtand, welche nie begreifen können, wie es außer ihrer Realität noch eine andere geben könne?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich neutraliſirt war, ſo bald die Sache dieſe Wendung genommen hatte; denn ich hatte mich nur zur Nachhülfe anheiſchig gemacht, und dieſe konnte nicht ſtatt finden, ſo bald das ganze Werk verdorben war. Dies war indeſſen etwas, wovon ſich der Kammerherr nicht überzeugen konnte. Da er ſich einem ſo ſchwierigen Geſchäfte einmal unterzogen hatte, ſo wollte er dies auch mit Verſtand gethan haben. Hierüber fand kein Capituliren mit ihm ſtatt; und weil ich ungern zankte, ſo blieb ich weit davon entfernt, ihm auch den glimpflichſten Vorwurf zu machen. Er ſelbſt trat mit Vorwürfen hervor, ſo bald er ſah, daß die Sache, anſtatt von der Stelle zu

rücken, nur ſchwerkräftiger und ſchlimmer wurde. Mir war hierbei ſehr übel zu Muthe; denn ich ſah ſehr deutlich ein, daß ich mich in die fatalſte Lage von der Welt geſetzt hatte. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß ein Ungewitter von Gemeinheit über meinem Haupte losbrach, ſobald die von mir zuerſt entworfene Wiedervereinigung des Erbprinzen mit ſeiner Gemahlin nicht wirklich erfolgte. Was blieb mir aber, wenn dies durchaus geſchehen mußte, anderes übrig, als entweder meinem Gehülfen den Prozeß machen, oder meinem ganzen Weſen zu entſagen und der Prinzeſſin eine Gemeinheit aufdringen, die mir ſelbſt fremd war, und die ſie ewig verabſcheuen mußte? Zu beidem war ich gleich unfähig; ich konnte daher nur die Hände in den Schooß legen, und den Donner, der mich vernichten ſollte, voll Ergebung erwarten. In der That, mein Geſchlecht iſt in jeder Hinſicht

ſehr übel daran. Werden die Plane eines Biedermannes vereitelt, ſo darf er ſich deshalb rechtfertigen, und je kräftiger er die Wahrheit ſagt, deſto mehr ehrt man ſeine Tugend. Ein edles Weib hingegen kann die allertriftigſten Gründe der Rechtfertigung haben; ſie darf davon immer nur innerhalb der Schranken der Weiblichkeit Gebrauch machen, wenn ſie nicht alles verlieren will. Wie viele weibliche Thränen würden unvergoſſen bleiben, wenn dem weiblichen Geſchlecht die Sprache des Gemüths geſtattet wäre!

Was ich mit ſo viel Beſtimmtheit vorhergeſehen hatte, blieb nicht lange aus. Die ganze Schuld des Mißlingens fiel auf mich zurück, ob ich gleich nicht dahin gelangt war, auch nur einen Finger in der Sache ſelbſt in Bewegung ſetzen zu können. Es kam nur noch darauf an, ſich das Wie zu erklären. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über die Natur

meines Verhältnisses mit der Prinzessin; und da es unmöglich war, das Wort zum Räthsel zu finden, so machte man es wie immer: das Heiligste wurde bis zur Scheußlichkeit entheiligt. Man sprach ganz laut von Lastern, die uns selbst dem Namen nach unbekannt waren. Und welche Bewegungsgründe legte man mir unter! Nach Einigen hatte ich es darauf angelegt, die Mätresse des Prinzen zu werden; nach dem Urtheil Anderer war ich damit umgegangen, den Kammerherrn zu erobern, um, nach dem Tode des Herzogs, gemeinschaftlich mit ihm das Land zu regieren. Ein Paar Familien, welche seit hundert und funfzig Jahren im Besitz großer Vorrechte waren, und sich steif und fest einbildeten, daß von der Behauptung dieser Vorrechte nicht nur die Wohlfahrt des Herzogthums, sondern auch die des ganzen heiligen römischen Reichs abhange, nannten mich eine Verderberin

der guten Sitten, weil ich eine Fremde war und meine Gesellschaftsdamen-Stelle nicht ihrer Großmuth verdankte. Der Herr Hofcapellan, auf dessen Intriguen ich nicht hatte eingehen wollen, vereinigte sich mit den Übrigen, und eröffnete den förmlichsten Kreuzzug gegen mich, indem er über den Text predigte: Es ist besser, daß Einer umkomme, denn daß das ganze Volk verdorben werde. Rache, Neid und Bosheit liehen der Verleumdung ihre Waffen, um mich zu Grunde zu richten, und nie wirkte eine Verschwörung, in welcher nichts verabredet war, conzentrirter. Hätte man wenigstens die Erbprinzessin verschont! Doch um mich zu stürzen, glaubte man die ganze Hölle in Bewegung setzen zu müssen.

Verworren und dumpf hallten zu der Prinzessin und zu mir die Gerüchte herüber, die man auf unsere Kosten verbreitete. Was sollte, was mußte geschehen,

um das Ungewitter abzuleiten? Ich gestehe, daß es Augenblicke gab, in welchen ich mich zermalmt fühlte; aber diese Augenblicke gingen um so schneller vorüber, weil meine Liebe für die Prinzessin immer die Oberhand behielt. Noch hatte sie kein Wort von dem Entwurf erfahren, welcher zwischen dem Kammerherrn und mir zu ihrer Wiedervereinigung mit dem Erbprinzen war verabredet worden. Ich hielt es für meine Pflicht, sie gegenwärtig damit bekannt zu machen, weil in diesem Entwurfe alle die Unfälle eingewickelt lagen, die seitdem über uns zusammengeschlagen hatten. Sie lächelte, als meine Erzählung geendigt war. »Mein Wille war rein,« fuhr ich fort; »meine Absicht edel; meine Mittel auf die herrliche Natur meiner Freundin berechnet.« »Dies ist es nicht,« erwiederte die Prinzessin, »was mir ein Lächeln abdringt; ich lächle nur darüber, daß meine Mirabella auch nur

einen Augenblick an die Besieglichkeit der Gemeinheit glauben konnte. Doch was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, fuhr sie fort; und die Hauptsache ist und bleibt, welche Maaßregeln wir ergreifen müssen, um aus diesem Kerker ins Freie zu kommen? Was meinen Sie?«

Ich sah es der Prinzessin an, daß sie große Lust hatte, mein Geschick zu theilen; allein dies war etwas, das ich aus allen Kräften, wenigstens für den Augenblick, abwenden mußte. Ich sagte ihr also: Ich nähme mit Freuden die ganze Schuld auf mich, und würde mich darüber an Ort und Stelle schon zu verantworten wissen. Da man es nur auf meine Entfernung anlegte, so wollte ich auch die Einzige seyn, welche das Terrain räumte. Ein noch größerer Triumph wäre zu viel Ehre für diese erbärmlichen Seelen. Der Besiegte hätte in den Augen der Welt immer Unrecht, und darum müsse die Prin-

zessin nicht als besiegt erscheinen. Ich gäbe zu, daß ihr der Aufenthalt an diesem Hofe unerträglich seyn würde, so bald ich mich entfernt hätte; allein es käme auch nur darauf an, einen besseren Vorwand zu finden, und dieser würde nicht zu theuer erkauft, wenn die peinliche Lage der Prinzessin noch einige Monate fortdauerte. Am Ende hätte sie es doch immer in ihrer Gewalt, mit gebietender Herrlichkeit hervorzutreten, so bald sie es für gut befände; denn all dies Volk, das sie in dem gegenwärtigen Augenblick um meinetwillen verunglimpfe, würde sie anbeten, so bald sie es verlangte. »Ob Egoismus, oder Liebe für meine Freundin,« fuhr ich fort, »meine Schritte leitet, darüber kann wohl kein Zweifel statt finden. Alles, was ich vernünftiger Weise bezwecken kann, ist: Rettung derjenigen, die ich gegen alle meine Absichten unglücklich gemacht habe. Ich will bleiben, so bald Sie mir beweisen

können, daß mein Bleiben ſicherer zum Ziele führt. Allein davon werd' ich mich nie überzeugen; denn der Kampf, in welchen wir gerathen ſind, iſt von einer ſo ſeltſamen Beſchaffenheit, daß wir, ſelbſt mit dem höchſten Muthe, die Flucht ergreifen müſſen, wenn wir uns nicht für immer beſudeln wollen. Sagen Sie ſelbſt, meine Freundin, wodurch wollen wir die Gerüchte niederſchlagen, die man gegen uns in Gang gebracht hat? Der bloße Verſuch würde uns brandmarken. In uns beiden iſt ſo Vieles enthalten, was ſich durchaus nicht vor Gericht ſtellen läßt; und wer würden unſere Richter ſeyn, wenn wir es auch in unſerer Gewalt hätten, unſere Gegner zu faſſen? Das Leben gilt mir alles in Beziehung auf Sie; aber eben deshalb möchte ich nicht vor der Zeit untergehen. Hier können wir uns nur durch das Gefühl unſerer Ohnmacht vernichten. Hab' ich mich aber

einmal aus dem Strudel gerettet, der uns in seinen Abgrund zu ziehen droht, so bekomm' ich meine ganze Freiheit wieder; und meine Energie wird um so größer seyn, je ehrwürdiger mir das Ziel ist, das ich verfolge. Erlauben Sie mir, zu Ihren Eltern zurück zu reisen, um diesen die nöthigen Aufschlüsse über Ihre Lage zu geben.«

Die Prinzessin empfand, daß ich Recht hatte. Es war nun nur noch davon die Rede, wie meine Entfernung einzuleiten sey. »Ich habe,« sagte ich, »nur von Ihnen abzuhangen, und kann daher meinen Abschied nur aus Ihren Handen erhalten.« Die Prinzessin setzte sich sogleich nieder, an dem Herzog und ihrem Gemahl zu melden, daß sie für gut befunden habe, mich zu entlassen, nachdem ich selbst darauf angetragen. Unter stummen Umarmungen schieden wir von einander, nicht ohne Thränen, diesen ewigen Sym-

bolen der Ohnmacht. Mein Reisekoffer war bald gepackt, und nach zwei Stunden befand ich mich auf dem Wege nach W . . ., freier athmend, mit tausend Entwürfen für die Zukunft beschäftigt, das Bild der geliebten Prinzessin immer vor Augen habend.

Ich kam wohlbehalten an. Mit meinem Berichte fand ich Eingang, so weit die elterlichen Gefühle reichten; da diese aber bei fürstlichen Personen durch politische Verhältnisse in sehr engen Schranken gehalten werden, so war das letzte Resultat meiner großmüthigen Unternehmung, daß man das Schicksal einer geliebten Tochter beklagte, und es ihrem Verstande überließ, die Gewalt desselben zu brechen. Vergeblich sagte ich, daß dies nur dadurch geschehen könne, daß die Prinzessin zur Gemeinheit herabsänke. Die einzige Antwort, die ich hierauf erhielt, war: daß man sich nach seiner

Umgebung bequemen müsse. Unstreitig bedachten diejenigen, die mir diese Antwort gaben, nicht, wie abscheulich sie war; ich aber mußte fortan den Muth verlieren, mich noch einmal zu verwenden. Zwar blieb ich in der Nähe des Hofes, und so oft ich an demselben erschien, wurde ich auf eine Art empfangen, welche sehr deutlich anzeigte, daß man mich um der Ideale willen ehrte, die aus mir sprachen; allein, da alle Berührungspunkte, in welchen ich ehemals gestanden hatte, wegfielen, so beschlich mich die Langeweile, und um dieser zu entrinnen, gab es keinen besseren Ausweg, als die Einsamkeit. Mit der Prinzessin blieb ich in Verbindung. Posttäglich empfing ich Briefe von ihr, worin sie mich mit den Begebenheiten des . . . schen Hofes bekannt machte; posttäglich antwortete ich ihr, und jeder meiner Briefe enthielt irgend eine Aufforderung, ihren Charakter zu behaupten. Denn

ich konnte mich durchaus nicht von der Idee losreiſſen, daß ein menſchliches Geſchöpf alles preisgiebt, wenn es dem Heiligſten entſagt, das in ihm iſt. Über dieſen Punkt war ich mit mir ſelbſt vollkommen im Reinen; und wenn nur dieſe Denkungsart eine männliche genannt werden kann, ſo iſt es die meinige nicht blos geweſen, ſondern auch immer geblieben.

Geſchahe es, um meine Einſamkeit aufzuheitern, oder liebenden Gefühlen einen unmittelbaren Gegenſtand zu verſchaffen, daß ich mich um dieſe Zeit eines von ſeinen Eltern verlaſſenen liebenswürdigen Kindes annahm? Vielleicht war noch etwas Höheres dabei im Spiele. Der Menſch hört nicht auf, die Unſchuld zu lieben, welche im Fortgange ſeiner Entwickelung ſo nothwendig als unwiderbringlich verloren geht. Nun hatte ich zwar die meinige bisher bewahrt; allein je theurer ſie mir zu ſtehen kam, deſto mehr

wünschte ich, recht viel an ihr zu besitzen. Sie mir nach ihrem ganzen Werthe zu vergegenwärtigen, gab es unstreitig kein besseres Mittel, als die symbolische Repräsentation derselben in einem Kinde. Ich müßte mich sehr irren, oder es ist nichts als verlorne Unschuld, was so viele Menschen so allmächtig zu Kindern hinzieht; in diesen wollen sie wiederfinden, was für sie selbst nicht mehr vorhanden ist; in diesen wollen sie sich die Möglichkeit einer vom gesellschaftlichen Leben unbefleckten und selbst in ihrer höchsten Entwickelung schuldlos gebliebenen Seele denken. So etwas wirkte freilich nicht in mir; aber, ohne den ersten Anflug davon, würd' ich schwerlich dahin gekommen seyn, mich mit einem Wesen zu verbinden, das in jeder Hinsicht ein Kind war. Von Ideen der Nützlichkeit wurde ich durchaus nicht geleitet; das Nützliche ordnete sich in mir dem Schönen ganz von selbst unter.

Um

Um übrigens mein Wesen auf meinen Liebling zu übertragen, erzog ich ihn nach eben den Maximen, welche meiner eigenen Erziehung zum Grunde gelegen hatten. Vor allen Dingen flößte ich ihm die Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung ein. Überhaupt dachte ich mir den Körper immer als den Abglanz der Seele, und so wie ich selbst von dem Bedürfniß der physischen Sauberkeit zu dem einer metaphysischen aufgestiegen war, so sollte dies auch bei meinem Zögling der Fall werden. Dies ist mir auch ganz nach Wunsch gelungen, und hätte das Schicksal nicht gewollt, daß meine Luise vor mir hinsterben sollte, so könnt' ich auf die Frau des Professors D ... als auf ein Muster aller weiblichen Tugenden hinweisen, diejenigen gar nicht ausgenommen, die zu üben ich selbst nie Gelegenheit gehabt habe. Ich kann von meinem edukatorischen Verdienste jetzt nicht ausführlicher sprechen,

wenn ich meine eigene Entwickelungsgeſchichte nicht allzuweit aus den Augen verlieren ſoll.

Während ich mich in Luiſen — ſo hieß mein Zögling — zum zweitenmale erzog, und, weil ich mit ſelbſt lebte, auf keine Weiſe in der Stimmung geſtört wurde, die mich zur Harmonie mit der ganzen Welt führte, gerieth die Erbprinzeſſin aus einer mißlichen Lage in die andere. Von ihren fürſtlichen Eltern verlaſſen, jeder anderen Stütze beraubt, den Intriguen des . . . ſchen Hofes bloßgeſtellt, und, weil ſie überall dieſelbe Gemeinheit fand, zuletzt an ſich ſelbſt verzweifelnd, ſchwankte ſie ſo lange hin und her, bis ſie ſich zu einer Ausſöhnung mit ihrem Gemahle entſchloß. Von welcher Art dieſe Ausſöhnung war, iſt leicht zu errathen; zwei ſo ungleiche Naturen können nie zu einem dauerhaften Einverſtändniß zuſammenſchmelzen, nie diejenige

Einheit bilden, ohne welche die Ehe nur ein leerer Schall iſt. Immer war indeſſen die Parthie, welche die Prinzeſſin genommen hatte, die beſte, die ſie den Umſtänden nach nehmen konnte; denn ſo lange ſie auf ihrem Eigenſinn beharrte, mußte ſie den Hof in einer verderblichen Gährung erhalten, nicht zu gedenken, daß der Erbprinz von allen Perſonen ihrer Umgebung zuletzt noch die zuverläſſigſte und edelſte war. Die Prinzeſſin trug einiges Bedenken, mich in dieſem Schritte preiszugeben; allein ich ſelbſt hob alle die Gewiſſensſkrupel, welche ſie ſich hierüber machte. In der That, was konnte es mir, nachdem ich mein Schickſal einmal von dem der Prinzeſſin getrennt hatte, noch verſchlagen, daß man mich am ... ſchen Hofe eine Furie nannte, welche ſich zwiſchen dem Erbprinzen und deſſen Gemahlin in die Mitte geſtellt und den Frieden des Hofes geſtört hätte? Ich kannte

nach gerade die Welt allzugut, um nicht zu wiſſen, daß es den wenigſten Sterblichen verliehen iſt, den Kern von der Schaale, das Weſen von den Formen deſſelben zu unterſcheiden. »Wie man ſich auch über mich erklären mag,« ſchrieb ich der Prinzeſſin, »ſo erſuche ich Sie, keine Notiz davon zu nehmen. Mich treffen dieſe Urtheile nicht, und eben deswegen dürfen ſie Ew. Durchlaucht nicht berühren. Die Hauptſache iſt und bleibt, daß die ewigen Oscillationen des Hofes zum Stillſtand gebracht werden; und wenn dies durch Aufopferung meiner Renommée zu Stande gebracht werden kann, ſo bin ich damit ſehr zufrieden; ich ſchätze mich ſogar glücklich, daß ich mich in Gedanken an die nicht unbedeutende Anzahl der beſſeren Menſchen anſchließen kann, die man für Verbrecher oder Wahnſinnige hielt, weil man ſie durchaus nicht verſtand. Übrigens bin ich unbeſorgt für

meine Freundin und Beschützerin. Wie auch ihre Umgebung sey, sie wird den Idealen nicht ungetreu werden, die sie bisher zwar gemartert, aber auch hoch beglückt haben; und denke ich mir vollends, daß ihr im Verlaufe der Zeit die Verwandlung ihres Gemahls gelingen werde, so möchte ich die Stunde segnen, wo ich mich freiwillig aus ihrer beglückenden Gegenwart verbannete, um ihr ein besseres Geschick vorzubereiten. Es ist höchst selten der Fall, daß die Dinge gerade die Wendung nehmen, die wir ihnen geben möchten; aber dafür nehmen sie oft eine weit glänzendere.«

Dieser Schluß meines Briefes drückte mehr meine Wünsche als meine Hoffnungen aus. Wie hätte ich auch das Mindeste hoffen können, da sich nicht begreifen ließ, wie eine solche Verwandlung des Erbprinzen zu Stande kommen könnte? Hat sich das Zarte einmal in eine Ver-

bindung mit dem Starken eingelaſſen, ſo muß es ſich auch darauf gefaßt machen, in ihm unterzugehen. Ich konnte nicht an die Prinzeſſin zurückdenken, ohne mich der unglücklichen Johanna von Caſtilien zu erinnern, welche, mit dem Erzherzog Philipp vermählt, ſo lange mit der Stärke ihres Gemahls rang, bis alle ihre Nerven riſſen. Der unbeſiegliche Theil des Erbprinzen war jene Heftigkeit, vermöge welcher erſchütternde Senſationen ihm allein lieb und werth waren. Er konnte der Mann, aber nie der Gemahl der Prinzeſſin werden; denn um das letztere zu werden, hätte er ſie begreifen und verſtehen lernen müſſen, wozu auch nicht die mindeſte Anlage in ihm war, ob man gleich nicht mit Wahrheit behaupten konnte, daß es ihm an geſundem Verſtande und an einem gewiſſen Adel in den Geſinnungen fehle. Auf jeden Fall mußte die körperliche Schönheit der Prinzeſſin

für dies Verhältniß das Beſte thun, und die Sinnlichkeit des Erbprinzen die Vermittlerin einer Harmonie werden, die, wie lange ſie auch dauern mochte, ihre Dauer nie über die den körperlichen Reizen von der Hand der Natur ſelbſt geſetzten Schranken hinaus erſtrecken konnte. Auch quälte mich in Beziehung auf die Prinzeſſin nichts ſo ſehr, als der Gedanke an ein troſtloſes Alter, und mit Schaudern dachte ich an ihre Schwiegermutter zurück, die, bei einem weit geringeren Grad von hellen Gedanken und beſtimmten Empfindungen, ſo nahmenlos unglücklich geworden war, daß man ihr Schickſal verabſcheuen mußte.

Noch war ſeit unſerer Trennung kein Jahr verſtrichen, als mir die Prinzeſſin meldete, daß ſie ſich ſchwanger fühle. Wie viel Mühe es ihr auch gekoſtet haben mochte, die mit dieſem Geſtändniß für ſie verbundene Schaamröthe zu überwinden, ſo durchblitzte mich doch bei dieſer

Nachricht ich weiß ſelbſt nicht welche Ahnung eines beſſeren Geſchickes für meine Freundin. Nicht als hätte ich künftige Mutterfreuden in einen hohen Anſchlag gebracht; wie hätte ich dies thun können, da ich aus Erfahrung wußte, daß die Kinder fürſtlicher Perſonen nur einen politiſchen Werth haben, und eben deswegen als Unterpfänder gegenſeitiger Liebe wenig oder gar nicht auf ihre Eltern zurükwirken? Sondern weil ich mir ſagte, daß der Zweck der urſprünglichen Verbindung meiner Freundin mit dem Erbprinzen jetzt erfüllt würde, und daß ſich von dieſer Erfüllung ein höheres Maaß von Freiheit für die vom Schikſal Verfolgte erwarten ließe. Meine Ahnung war, wie die Folge zeigen wird, ſehr richtig, was mir aber für den Augenblick die höchſte Genugthuung gewährte, war: daß der ganze . . . ſche Hof, von dem erſten Augenblick der erklärten Schwanger-

ſchaft der Erbprinzeſſin an, um meine Freundin Kreis ſchloß, daß der alte Herzog außer ſich war vor Freuden, ſeinen letzten Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, daß ſelbſt die Herzogin zu einem neuen Leben erwachte, als ſie die erfahrne Rathgeberin machen konnte. Dazu kam noch, daß, außer den Jagdparthien, welchen die Erbprinzeſſin gegen alle ihre Neigungen hatte beiwohnen müſſen, noch alle übrigen geräuſchvollen und heftigen Zeitvertreibe eingeſtellt wurden, welche ihren gegenwärtigen Zuſtand gefährlich machen konnten. Der ganze Hof wurde durch die Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in eine Stimmung gebracht, welche dem ruhigen, von keinen Leidenſchaften zerſetzten Gemüth meiner Freundin entſprach; und unausſprechlich war die Freude, als ſie, nach Ablauf der gewöhnlichen Zeit, von einem ſo ſtarken als ſchönen Prinzen genaß. Sie ſelbſt meldete

mir, wenig Tage nach ihrer Niederkunft, ihre Entbindung, und forderte mich auf, gegenwärtig zu ihr zurückzukehren, weil sie es in ihrer Gewalt habe, mich vor allen Verfolgungen zu sichern. Hätte ich dem Zuge des Instinkts folgen wollen, der mich unablässig zu meiner Freundin hintrieb; so hatte ich, wie lieb mir auch meine Einsamkeit geworden war, keinen Augenblick verlieren dürfen, mich auf den Weg zu machen. Allein ich zog in Betrachtung, daß die temporelle Ergebenheit des Hofes gegen die Erbprinzessin, wie groß sie auch seyn möchte, keine wesentliche Veränderung in seinen Ideen und Tendenzen hervorgebracht haben könnte; und, wie wenig ich auch mein eigenes Selbst in Anschlag bringen mochte, so blieb es noch immer problematisch, ob meine Wiedererscheinung nicht das Gegentheil von dem wirken würde, was die Erbprinzessin sich davon versprach. In

dieſem Sinne ſchrieb ich meine Entſchuldigungen nieder; und um der Prinzeſſin, welche nicht aufhörte, ſich nach mir zurück zu ſehnen, nicht auf einmal alle Hoffnung zu rauben, verſprach ich zu kommen, ſo bald der Erbprinz ſeinem Vater in der Regierung gefolgt ſeyn würde.

Dieſer Zeitpunkt ſtellte ſich weit früher ein, als ich es geglaubt hatte; denn der alte Herzog ſtarb wenige Monate darauf. Da die Prinzeſſin mich an mein Verſprechen erinnerte, ſo machte ich mich auf den Weg, ſo bald ihr Gemahl mich in einem eigenhändigen Schreiben dazu aufgefordert hatte. Ich kam früh genug an Ort und Stelle, um den Feſtlichkeiten der Succeſſion beizuwohnen. Die junge Herzogin empfing mich mit all dem Enthuſiasmus, welcher ihrer ſchönen Seele eigen war; aber eben dieſer Enthuſiasmus ſagte mir auch, daß hier alles noch beim Alten ſey; denn die Wiedererſcheinung der

Freundin mußte minderen Eindruck machen, wenn zwischen Gemahl und Gemahlin eine wirkliche Harmonie statt fand. Ich sollte mich auf der Stelle entschließen, den Posten einer Oberhofmeisterin bei der jungen Herzogin anzunehmen; allein wie hätte ich dies gekonnt, ohne dem warnenden Genius entgegen zu streben, der mir zuflüsterte, daß hier kein Gedeihen für mich sey? Im Grunde war ich nur gekommen, das Terrain zu rekognosziren. Ich bat also, daß man mir Zeit lassen möchte; und ich that wohl daran, mich nicht zu übereilen. Der Geist des Hofes war durchaus derselbe. Kaum war es bekannt geworden, daß ich bestimmt sey, Oberhofmeisterin zu werden, als jene Paar Familien, von welchen oben die Rede gewesen ist, alles aufboten, um mich zu kränken und wieder zu entfernen. Ich war aufrichtig genug, darüber mit der Herzogin zu sprechen. Sie zog die Schultern,

und eine Thräne des ohnmächtigen Unwillens drang aus ihren schönen Augen.

»Sie haben Recht, Mirabella,« sagte sie, »hier kein Gedeihen zu erwarten, und könnten Sie noch in meiner Achtung gewinnen, so würde es durch die Entsagung geschehen, womit Sie in Beziehung auf sich selbst zu Werke gehen, indem Sie die Stelle der Ersten Dame von sich ablehnen. Ich muß es ganz Ihrem Gutbefinden überlassen, ob Sie bei mir bleiben wollen oder nicht. Welche Parthie Sie aber auch ergreifen mögen, nie werd' ich an Ihnen irre werden, so lange noch etwas in mir ist, wodurch ich das Edle von dem Gemeinen, das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden im Stande bin. Ich habe, um alles mit einem Worte zu sagen, weder das Recht, Sie unglücklich zu machen, noch die Befugniß, von Ihnen zu verlangen, daß Sie mich durch engeres Anschließen an meine Person noch unglück-

licher machen ſollen, als ich gegenwärtig bin; denn dies iſt es doch zuletzt, was Sie allein vermeiden wollen.«

Es giebt, behaupte ich, kein angenehmeres Gefühl, als ſich in einer großmüthigen Idee errathen zu ſehen. Und wären mir, während meines kurzen Aufenthalts am ...ſchen Hofe, die größten Beleidigungen widerfahren; ſo würd' ich ſie in dieſem Augenblick vergeſſen haben. Ich küßte die Hand der Herzogin voll ſtummer Wehmuth, während ſie mit einem Blick, aus welchem etwas Göttliches ſtrahlte, mich ihre ewig theure Mirabella nannte.

Um mir meinen Aufenthalt in der Nähe eines ſo herrlichen Weſens nicht unnöthig zu verbittern, ſorgte ich dafür, daß es noch an demſelben Tage bekannt wurde, daß ich die Stelle einer Oberhofmeiſterin abgelehnt hätte. Die Wirkungen dieſer Nachricht zeigten ſich bald. Um die Ach-

tung der meiſten Menſchen zu gewinnen, darf man ihnen nur unbegreiflich werden. Je weniger man darauf gerechnet hatte, daß ich eine ſo einträgliche und ehrenvolle Stelle ausſchlagen würde, deſto emſiger drängte man ſich zu mir, um das Warum zu erforſchen. Wie geſchmeidig waren nun mit einemmale alle die Creaturen, welche ſich noch kurz vorher ſo trotzig und boshaft bewieſen hatten! Dem Kammerherrn muß ich indeſſen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich auch jetzt ſeinem legalen Charakter gemäß bewies. Kaum konnte ich mich bei ſeinem Anblick des Lachens enthalten, ſo feiſt und glänzend hatte ihn ſeine Legalität gemacht, die in ihm, wie in allen anderen Menſchen, ſich ganz vortrefflich mit der goldenen Mönchsregel vertrug: »daß man ſeine Pflicht handlich erfüllen, den Herrn Abt in Ehren halten und die Welt gehen laſſen müſſe, wie ſie nun einmal gehen

will.« Es war eine Luſt, zu ſehen, wie der ehrliche Kammerherr, von ſeiner Corpulenz gedrückt, auf einem Lehnſtuhl da ſaß, die Ellenbogen auf die Lehnen geſtützt, die Daumen um einander ſchiebend, und von Zeit zu Zeit ſo tief aufathmend, als ob die Bürde der Weltregierung auf ihm laſtete. Und dieſen Ehrenmann hatte ich einmal in meine Ideale verwickeln wollen; und dieſem Manne hatte ich zugemuthet, einen jungen Prinzen Erhebung und bleibenden Antrieb fürs Edle zu geben! Fehlgriffe dieſer Art werden in der Welt nicht ſelten gemacht; aber ſehr ſelten lacht man darüber, weil man nicht auf die Kontraſte merkt, zu welchen ſie führen. Ich wollte einen Verſuch machen, mit dem guten Kammerherrn über unſeren ehemaligen Entwurf zu plaiſantiren; allein ich hatte kaum davon zu ſprechen angefangen, als der Schweiß aus allen ſeinen Poren hervorbrach; unſtreitig weil

er ſich noch ſehr lebhaft der Folter erinnerte, auf die ich ihn geſetzt hatte.

Der bewaffneten Neutralität, in welcher ich den Hofleuten gegenüber daſtand, verdankte ich es, daß der Reſt meines Aufenthalts am Hofe ſehr angenehm war. Lange durft' ich aber nicht bleiben, wofern ich nicht Mißtrauen und Eiferſucht erregen wollte. Ich trennte mich alſo von der Herzogin, ſo bald ich es nur über mich erhalten konnte. »Wir ſehen uns wieder,« ſagte ſie beim Abſchied; »und ſo Gott will, kommt nun die Reihe des Aufſuchens an mich.« Ich verſtand dies ſo, als ginge ſie damit um, ihre Eltern zu beſuchen, und antwortete in dieſem Sinne. Nähere Verabredungen wurden unter uns nicht genommen. Ich trat meine Rückreiſe mit frohem Herzen an, weil mir volle Genugthuung zu Theil geworden war. Was ich nach meiner Zurückkunft unſerem Hofe berichtete, machte um ſo mehr Vergnügen.

weil es eine indirekte Lobrede auf die Weisheit enthielt, womit man die Dinge sich selbst überlassen hatte. Mit Vergnügen trat ich in meine Einsamkeit zurück, welche nicht mehr einsam war, seitdem sie durch ein junges Geschöpf belebt wurde, das sich täglich herrlicher entwickelte. Die Tage verstrichen mir als Minuten; aber sie dehnten sich desto mehr in der Erinnerung aus; ein sicheres Zeichen, daß sie weder gedanken- noch empfindungslos verlebt wurden. Das einzige, was mein Gemüth in einer unangenehmen Spannung erhielt, waren die Briefe der Herzogin voll bitterer Klagen über ihr Geschick. Doch, ohne hierüber in ein Detail einzugehen, begnüge ich mich, im Allgemeinen zu erzählen, wie sich ihr Geschick entwickelte, und wie wir gegen alle unsere Erwartungen ganz plötzlich wieder vereiniget wurden.

Das höhere Maaß von Freiheit, welches

der Herzog durch den Tod seines Vaters gewonnen hatte, wirkte in sofern nachtheilig auf seine häuslichen Verhältnisse zurück, als es ihn zu Liebeshändeln aufgelegt machte, welche sein Ansehn kompromittirten. Seine Gemahlin war nicht sehr geneigt, davon Notiz zu nehmen; allein, indem einzelne Hofleute, die schwache Seite des Herrn benutzend, sich ein Verdienst daraus machten, ihm behülflich zu seyn, so konnte es nicht fehlen, daß alle die Spaltungen erneuert wurden, welche den ...schen Hof in einer früheren Periode zu einem so unangenehmen Aufenthalte gemacht hatten, und daß selbst die Herzogin litte. Es kam aber noch dazu, daß, während sie auf der einen Seite durch das Daseyn eines Erbprinzen ihre Bestimmung erfüllt hatte, der Herzog auf der anderen seiner Gemahlin gegenüber eine Scham empfand, die zu überwinden er zuletzt allzugut war. Es war besonders

dieſer letzte Umſtand, der das edelſte Weib, das je die Sonne beſchienen hat, läſtig, wo nicht gar verhaßt, machte. Die Herzogin fühlte dies, wußte ſich aber nicht eher zu rathen noch zu helfen, als bis ſie auf den geſunden Gedanken gerieth, ihren Gemahl um die Erlaubniß zu einer Reiſe nach der Schweiz und Italien zu bitten. Ihr Vorſchlag wurde auf der Stelle angenommen, und eine hinlängliche runde Summe zur Beſtreitung der Reiſekoſten ausgemittelt. So wurde die Ahnung erfüllt, die mich bei der erſten Nachricht von der Schwangerſchaft der Herzogin durchblitzte.

Zwei Jahre mochten ſeit meiner Zurückkunft verſtrichen ſeyn, als ich ganz unerwartet ein Schreiben voll Jubels von der Herzogin erhielt, worin ſie mir nicht nur den Ausgang des langen Kampfes meldete, den ſie gekämpft hatte, ſondern auch ſagte, daß ſie, um bequemer zu

reiſen, nicht den ganzen Aufwand machen würde, den die eigennützige Großmuth ihres Gemahls ihr zu machen erlaube. Übrigens verſtände es ſich von ſelbſt, daß ich ſie begleiten ſollte. »Nur auf dieſe Weiſe,« ſchrieb ſie, »konnten wir uns wieder vereinigen, und ich ſchätze mich glücklich, daß ich endlich zum Ziel gelangt bin.« Ich hatte Mühe mich von meinem Erſtaunen zu erholen; allein indem ich die Sache nahm, wie ſie einmal da lag, fand ich mich darin, und machte meine Reiſeanſtalten mit allem Eifer, den meine Liebe für die Herzogin mit ſich führte. Meine Luiſe nicht an Andere abzutreten, beſchloß ich, ſie mit mir zu nehmen.

Ich war, als dies geſchah, ein und dreißig Jahre alt; die Herzogin ſechs Jahre jünger. Geſundheit und Erfahrung beſaßen wir in gleichem Maaße; unſere Köpfe hatten dieſelbe Richtung genommen. War irgend ein Unterſchied, den phyſiſchen

nicht in Anschlag gebracht, zwischen uns, so bestand er darin, daß bei der Herzogin, welche durch eine weit härtere Schule gegangen war, als ich, die Empfindungen mehr Tiefe hatten, während ich, ohne deshalb nur im Mindesten leichtsinnig zu seyn, die ersten Eindrücke bei weitem leichter überwinden und zur Sprache bringen konnte. Selbst vermöge dieses Unterschiedes paßten wir herrlich zusammen; denn indem die Herzogin in ihrer stillen Größe blieb und sich nur selten aussprach, war ich gewissermaßen ihr Dollmetsch, und ihr selbst um so willkommner, weil ich ihre Empfindungen in Ideen verwandelte.

Wenige Wochen nach ihrem letzten Schreiben kam sie bei ihren Eltern an. Diese waren wiederum sehr zufrieden mit der Wendung, welche das Schicksal ihrer Tochter genommen hatte. Sie freueten sich herzlich, sie wieder zu sehen; sie freueten sich aber noch weit mehr der beden-

tenden Pension, welche ihr Gemahl ihr ausgeworfen hatte. Es wurden Feste veranstaltet, welche frohe Gefühle wecken sollten, aber, wie immer, nur Langeweile erregten. Die Herzogin konnte den Augenblick nicht erwarten, wo sie in meiner Gesellschaft ihre Reise nach der hochgepriesenen Schweiz antreten sollte. Endlich schlug die Stunde, und wir reiseten in einer wenig zahlreichen Begleitung ab.

Drittes Buch.

Befürchten Sie nicht, mein angenehmer Freund, daß ich in meinen Bekenntniſſen von Dingen ſprechen werde, welche Sie weit beſſer wiſſen, als ich. Mein Reiſe-Journal liegt zwar neben mir; allein ich werde mich wohl in Acht nehmen, Ihnen durch die Mittheilung deſſelben Langeweile zu machen. Alles, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ſind einzelne Bemerkungen, hergenommen von dem Eindruck, den Gegenſtände der Natur und Kunſt, oder auch ſehr intereſſante Perſonen, während meiner Reiſe auf mich gemacht haben. Auf dieſe Weiſe werd' ich dem Alltäglichen entrinnen, und die Geſchichte meiner Entwickelung beendigen, ohne auch nur ein einziges Mal in den unverzeihlichen Fehler der Geſchwätzigkeit verfallen zu ſeyn.

Ich ſelbſt finde meine Rechnung bei dieſem Verfahren; denn das Schreiben iſt in ſich ſelbſt eine ſo große Beſchwerde, daß ich gar nicht begreife, wie Leute ſie überwinden können, die, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, durchaus nichts auf ihrem Herzen und Gewiſſen haben. Doch zur Sache!

Wenn die meiſten Reiſenden gar keinen Beruf zum Reiſen haben, ſo haben dafür diejenigen Individuen den allerbeſtimmteſten Beruf, die aus dem Kampf mit der Geſellſchaft eine Empfindlichkeit davon getragen haben, vermöge welcher ſie, in bleibenden Verhaltniſſen, nur beleidigen oder beleidigt werden können. Auf Reiſen hat man es in ſeiner Gewalt, ſeine ganze Eigenthümlichkeit zu behaupten; denn von dem Augenblick an, wo ſie bekämpft wird, reiſet man weiter; und da dem Reiſenden, beſonders dem bemittelten Reiſenden, alles entgegen kommt,

ſo fehlt es nie an Gelegenheit zu neuen Verhältniſſen, die alsdann wiederum ſo lange dauern, als ſie können.

In dieſer Hinſicht war mein Bedürfniß zu reiſen bei weitem nicht ſo ſtark, als das der Herzogin; allein da ich nur an meinen Idealen hing und in der Herzogin die Repräſentantin derſelben liebte, ſo war es mir vollkommen gleichgültig, an welchem Orte ich exiſtirte; und auf dieſe Weiſe begegneten die Wünſche meiner Freundin vortrefflich meinen Neigungen. Selbſt die Reiſe nach der Schweiz ließ ich mir ſehr gern gefallen, ob ich gleich für dieſes Land nie die mindeſte Zärtlichkeit empfunden hatte. Die Vorliebe der Herzogin für daſſelbe gründete ſich von der einen Seite auf die hohe Achtung, welche ſie für Haller unterhielt, von der anderen auf die Urtheile jüngerer Dichter, welche die Schweiz als das Land der Freiheit und des Ruhmes beſungen

hatten. Um keinen Preis hätte sie sich von einer Reise dahin abwendig machen lassen.

Ich gestehe, daß, nachdem wir an Ort und Stelle angelangt waren, die Naturwunder der Schweiz einen starken Eindruck auf mich machten; allein wenn dieser Eindruck zur Erhebung führte, so führte er zugleich zur Niedergeschlagenheit; mit einem Worte: Er verwirrte das Gemüth und raubte die innere Freiheit, ohne welche es unmöglich ist, sich wohl zu befinden. Herrliche Einfassungen, eine üppige Vegetation und — was immer damit zusammenhangt — eine kräftige Animalität zeichnen die Schweiz vor allen Ländern Europa's aus; hat sie aber das, was der gebildete Mensch unaufhörlich sucht — Menschen von höherer Entwickelung? Ich möchte nicht gern darüber absprechen; das aber kann ich mit Wahrheit behaupten, daß ich dergleichen in der Schweiz nicht

gefunden habe. Eben deswegen iſt mir dies Land immer als ein ſchöner Rahmen mit einem ſchlechten Bildniß erſchienen. Ich habe nicht den Muth gehabt, dies jemals öffentlich zu ſagen, weil ich mich auf den allgemeinſten Widerſpruch gefaßt machen mußte; allein deshalb würde ich, wenn es einmal gölte, mein Urtheil nicht minder ſtandhaft vertheidigen. Worin die große Beſchränktheit der Schweizer ihren letzten Grund hat, ob in ihrer Umgebung, oder in ihrer Verfaſſung, das mögen Andere entſcheiden; genug daß ſie allgemein iſt, und daß, wenn man ſich mit der Schweizerheit ſelbſt nicht identifiziren kann, eigentlich kein Intereſſe für dieſe Nation möglich iſt. Selbſt die Herzogin, ſo groß auch ihre Vorliebe für die Schweiz war, trat zuletzt mit dem Geſtändniß hervor, daß es ihr problematiſch geworden ſey, ob man die Schweizer zu den Menſchen rechnen könnte, da ſie

immer und ewig auf demſelben Punkt blieben, und die Entwickelung des übrigen Europa kaum im Widerſchlage theilten. »Ich würde mich,« ſagte ſie, »auf das tödtlichſte langweilen, wenn die todte Natur hier nicht den Ausſchlag über die lebendige gäbe; um jener willen muß man dieſer etwas nachſehen; es verſteht ſich ja auch von ſelbſt, daß da, wo Adel iſt, auch Gemeinheit ſeyn muß.«

Nach meiner Zurückkunft in Deutſchland hab' ich, um meine Urtheile über die Schweizer zu berichtigen, ihre Geſchichte ſtudirt; allein ich muß geſtehen, daß mich mein Studium in dieſen Urtheilen nur beſtärkt hat. Und hier kann ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Vorurtheile über die Schweiz in dem gegenwärtigen Augenblick ſo allgemein ſind, daß ſie ſich ſelbſt über den neueſten Geſchichtſchreiber dieſes Volks erſtrecken. Wie dieſer Mann zu ſeiner Reputation

putation gelangt iſt, begreife ich durchaus nicht. Seine Art zu komponiren hat für mich ſo viel Widerwärtiges, als ob ich mit entblößten Füßen über ſcharfe Kieſel laufen müßte. Ich bin ſo leicht nicht abzuſchrecken, wenn es Belehrung gilt; aber es iſt mir nicht möglich, acht Blätter von ihm hintereinander zu leſen, ohne mich ermüdet zu fühlen, und ich fordere alle Leute von Geſchmack und Bildung auf, mir zu ſagen, ob es ihnen beſſer gelingt? Ich will nicht ſagen, daß die Affektation ſelbſt bei der Abfaſſung den Vorſitz geführt habe, wiewohl ich nicht begreife, wie man ohne der Einfachheit den förmlichſten Abſchied gegeben zu haben, ſo ſchreiben kann; allein, wenn der Styl in hiſtoriſchen Compoſitionen auch noch ſo gleichgültig ſeyn ſollte, ſo entſteht noch immer die Frage: Wo hier die hiſtoriſche Compoſition ſey? Dieſer Mann muß auch nicht die allerentfernteſte Idee von einem Kunſtwerk

haben. Alle guten Geschichtsbücher, die ich bisher gelesen habe, enthielten in der Darstellung selbst so viel Nothwendiges, daß mein Geist wider seinen Willen angezogen und fortgerissen wurde; in der sogenannten Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft hingegen mag ich anfangen wo ich will, mein Interesse ist immer und ewig dasselbe, d. h. gleich null; und wenn es nicht vorher ausgemacht ist, daß die Schwerkraft der Schweizer eben so wenig eine eigentliche Geschichte gestattet, als die der Felsenwände, wovon sie umgeben sind, so kann die Schuld nur an der Unfähigkeit des Geschichtschreibers liegen, der es nicht versteht, die Notizen zu Thatsachen zu erheben, und durch die abgemessene Zusammenstellung dieser Thatsachen ein anziehendes Ganze zu bilden. Doch was geht mich die Kritik an? Ich bitte allen Grazien die Sünde ab, die ich hier begangen habe; dabei versichere ich

aber, daß ich sie nicht begangen haben würde, wenn ich es dem Deutschen verzeihen könnte, daß er sich in seinem Götzendienst immer gleich bleibt, nicht ahnend, daß er von allen Bestandtheilen des menschlichen Geschlechts zuletzt der einzige wahre Gott ist und allein Verehrung verdient.

Wie es sich aber auch mit der Schweiz und ihren Bewohnern verhalten mag, immer bleibt es ausgemacht, daß man sich für Italien, als das Land der schönen Kunst, nicht besser vorbereiten kann, als durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz. Schwerlich giebt es zwei Länder, die sich in jeder Hinsicht noch mehr entgegen gesetzt wären. In der Schweiz sind die Menschen nichts; in Italien hingegen sind sie alles. Mag das Weltgeschick die Bewohner dieses schönen Erdstrichs für den Augenblick noch so sehr niedergedrückt haben; deshalb haben sie

nicht aufgehört, die Herrn der Erde zu seyn; ihr ganzes Wesen kündigt an, daß sie es gewesen sind, und daß es nur begünstigender Umstände bedarf, damit sie es von neuem werden. Auf keinem Erdfleck hat es seit drei bis vier Jahrhunderten so viel Revolutionen gegeben, als in Italien; und ob man gleich, diesen langen Zeitraum hindurch, nie den rechten Punkt getroffen hat, so folgt doch daraus nicht, daß man ihn niemals treffen werde. Eine bessere politische Verfassung ist es, was den Völkern Italiens fehlt, und ist diese nur erst vorhanden, so wird sich die alte Größe ganz von selbst wieder herstellen. Mailand und Toskana ausgenommen, hat die Natur im Ganzen genommen sehr wenig für die Bewohner Italiens gethan; aber gerade dieser Umstand ist es, dem die Italiäner diesen hohen Grad von Entwickelung zu verdanken haben, in dessen Besitz sie sich befinden.

Wir gingen nach einem zweijährigen Aufenthalt in den verſchiedenen Hauptſtädten der Schweiz nach Italien. Da die Kunſt der Magnet war, welcher uns zog, ſo eilten wir nach der Hauptſtadt des Kirchenſtaates, wo wir mehrere Jahre verweilen wollten. Unſer Weg führte uns durch das Mailändiſche nach Florenz. Hier machten wir die Bekanntſchaft der Gräfin Luiſa Stolberg d'Albania, Gemahlin des Prinzen Stuart, Prätendenten von England; und mehr bedurfte es nicht, um uns auf der Stelle Feſſeln anzulegen, die wir Mühe hatten wieder abzuſtreifen.

Denn welche eigenthümliche Richtungen wir auch in unſerer Ausbildung genommen hatten, ſo zeigte uns doch jetzt die Erfahrung, daß wir nicht die Einzigen unſerer Gattung waren. Die Gräfin Luiſa d'Albania war Unſeresgleichen; auch hatten wir uns kaum kennen gelernt, als wir mit aller der Unzertrennlichkeit an

einander hingen, welche gleichgeſtimmten Gemüthern eigen iſt. Das Einzige, wodurch die Gräfin ſich von uns unterſchied, war ihre Religioſität; da dieſe aber mit dem, was man kirchlichen Glauben nennt, durchaus nichts gemein hatte, ſo bildete ſie auch keinen trennenden Unterſchied. Es giebt offenbar Dinge, welche über alle Beſchreibung hinaus ſind; und zu dieſen Dingen gehört eine ſolche Religioſität, als die der Gräfin war. Ihrem Weſen nach, ſo weit ich daſſelbe habe beobachten können, beſtand ſie in einem unabläſſigen Streben nach Harmonie mit dem Univerſum. In ihr war alſo alles begriffen, was Philoſophie und Poeſie genannt werden kann; nicht etwa diejenige Philoſophie, welche darauf ausgeht, einen dynamiſchen oberſten Grundſatz für das All der Welterſcheinungen aufzufinden, ſondern diejenige, welche über alles, was Erſcheinung iſt, hinaus ſtrebt, und ſich in das Weſen

der Dinge verſenkt und mit Poeſie einerlei iſt. Wie die Gräfin zu dieſer Entwikkelung gelangt war, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben; unſtreitig aber hatte ihre Verbindung mit einem ſo proſaiſchen Prinzen, als ihr Gemahl war, das Meiſte dazu beigetragen. Zwiſchen beiden fand eben das Verhältniß ſtatt, welches mehrere Jahre hindurch die Herzogin gedrückt hatte; und da die Unmöglichkeit einer Trennung aus ſtaatsbürgerlichen Gründen für die Gräfin eine unwiderſtehliche Gewalt erhalten hatte; ſo war ihr nichts anderes übrig geblieben, als die freieren Sitten Italiens zu einer Verbindung zu benutzen, welche ihrem ins Unendliche hinſtrebenden Geiſte zwar eine Stütze gewährte, allein doch bei weitem mehr verſprach als wirklich leiſtete.

Der Mann, mit welchem die Gräfin in Verbindung ſtand, war der Graf Vittorio Alfieri d'Aſti, ein Piemonteſe, deſſen

Tragödien in Deutschland jetzt bekannter zu werden anfangen. Nie hab' ich einen Sterblichen kennen gelernt, der mir das Bild, das ich mir immer von dem jüngeren Brutus, dem Mörder Cäsars, entworfen habe, getreuer repräsentirt hätte. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß er ein Römer im höchsten Sinne des Worts war; eine Natur, wie man sie in unseren Zeiten gar nicht mehr erwarten sollte. Eine lange, hagere Gestalt, bewegte er sich langsam, mit starrem, auf die Erde geheftetem Blick. Sein Gesicht war blaß, seine Lippen fein und geschlossen, seine Zähne weiß und scharf, seine Nase regelmäßig gebildet, seine Augen dunkelblau, seine Stirne groß, aber schön gewölbt. In seiner Miene lag neben unbegränztem Wohlwollen eine Wuth, die auch das Äußerste nicht scheuet; und dies war so ganz der Charakter seines Gemüthes, in welchem die sanftesten Empfindungen neben

den allerheftigsten beſtanden. In ſeinem Geiſte floſſen die Geiſter des Tacitus, Machiavelli und J. J. Rouſſeau zuſammen. Wie in einem der edelſten Römer aus den beſten Zeiten der Republik, war in ihm Alles auf das Politiſche hingerichtet. Er hatte keinen Begriff davon, wie die Poeſie ſich ſelbſt Zweck ſeyn könnte; und darum wollte er ihr einen politiſchen Zweck geben. Alle Monarchien der Welt zu ſtürzen, darauf arbeitete er in ſeinen Trauerſpielen hin, und ohne dieſen Zweck würde er es nicht haben über ſich erhalten können, eine Feder anzuſetzen. Gewiſſermaßen war dies der böſe Dämon der ihn trieb; aber er war weit davon entfernt, ihn dafür anzuerkennen, und würde wüthend geworden ſeyn, hätte man einen Verſuch gemacht, ihm das Falſche ſeiner Idee zu zeigen. Was man gemeiniglich unter einem Ariſtokraten verſteht, giebt nur eine ſchwache Idee von ſeinem Weſen,

und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er die Repräsentation der Aristokratie in der höchsten Potenz war, gerade so, wie jeder alte Römer, nachdem die Universalherrschaft errungen war. Was er ewig bedauerte, war, in diesen elenden Zeiten geboren zu seyn, die keinen freien Aufflug durch Thaten gestatteten, und in dem Schreiben allein eine Entschädigung erlaubten. »Ich setze mich an den Schreibtisch, nur um meinem Unwillen Luft zu machen und meine Galle zu verdünnen,« sagte er mir mehr denn zehnmal, und ich glaubte es ihm, weil dies mit seinem ganzen Wesen zusammenhing. Ein höchst charakteristischer Zug von ihm war, daß er, um ungehinderter schreiben zu können, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, **per poter scemar la bile**, seiner Schwester einen sehr wesentlichen Theil seines großen Vermögens abgetreten hatte.

Man hätte glauben sollen, daß die

Gräfin Luiſa d'Albania und der Graf Vittorio Alfieri mit ſo entgegengeſetzten Eigenſchaften ſehr wenig für einander vorhanden geweſen wären. Allein, indem die Gräfin mit der unendlichen Liebe, die in ihr war, einen Gegenſtand der Hochachtung ſuchte, mußte der Graf ihr theuer werden; und indem dieſer mit ſeinem gränzenloſen Unwillen gegen das Verderbniß ſeiner Zeiten doch Etwas lieben wollte, gab es für ihn keinen anderen Gegenſtand, als ein Weib von Luiſa's Gepräge. Beide bewunderten ſich um ſo mehr, je weniger ſie ſich begriffen. War der Graf Brutus, ſo war die Gräfin Portia. Dies Verhältniß wurde zuerſt durch unſere Dazwiſchenkunft abgeändert. Die Herzogin, welche einmal für allemal mit dem männlichen Geſchlecht gebrochen hatte, ſchloß ſich enger an Luiſen an, weil ſie in ihr die eigene Vollendung zu erblicken glaubte. Ich hingegen fühlte mich an Vittorio Alfieri

angezogen, unstreitig weil er nach Moritz der einzige Mann war, den ich achten konnte. Mir entging die Schwärmerei nicht, die aus ihm wirkte, und um keinen Preis hätte ich die Seinige werden mögen; allein, da die Phantasie zuletzt das Einzige ist, was ein Weib an einem Mann lieben kann, so huldigte ich in meiner Einneigung zu dem Grafen, soll ich sagen der Schwäche meines Geschlechtes, oder dem ewigen Gesetz, unter welchem es steht? Übrigens war niemals eine Verbindung unter vier Personen inniger und schuldloser, als die unsrige.

Ich lernte nach und nach den Grafen ganz kennen. Selbst aus seinem besondern Antriebe zum Schreiben machte er mir kein Geheimniß, und es war warlich nicht *seine* Schuld, wenn ich seinen Tyrannenhaß nicht theilte. Diese *Trauerspiele der Freiheit* (wie er seine Tragödien nannte), die einander so ähnlich sind, daß sie dem

unbefangenen Auge nur als Variationen desselben Thema's erscheinen müssen, hatten alle nur einen und denselben Zweck, nämlich Verunglimpfung der Fürstenmacht. Aus der Emsigkeit und Anstrengung, womit der Graf arbeitete, hätte man schließen sollen, daß ihm die Kunst über Alles theuer wäre; und doch war dies gar nicht der Fall. In ihm ordnete sich der Künstler dem Grafen, oder, wenn man lieber will, dem Aristokraten, auf das allerbestimmteste unter; in der That so sehr, daß er sich selbst verachtet haben würde, wenn er in sich nur den Künstler gesehen hätte. Was ihn unaussprechlich verwundete, war die Unempfindlichkeit seiner Zeitgenossen gegen den Zweck seiner Schöpfungen. Errathen sollten sie ihn und zu einem unendlichen Fürstenhaß hingerissen werden; und da weder das eine noch das andere erfolgte, indem die Zuschauer und Leser nur bei dem tragischen

Schicksal seiner Helden verweilend, lieber dem Mitleid als dem Unwillen Raum gaben, so wurde der Graf bisweilen zu einer Verzweiflung getrieben, worin es keinen anderen Trost für ihn gab, als die Idee eines unbegränzten Ruhmes, der seiner in besseren Zeiten harrete. Mit unbeschreiblicher Wollust erfüllte ihn dagegen alles, was die Wahrheit seiner Grundidee auch nur von fernher bestätigte. Die Nordamerikanische Revolution war für ihn eine Erscheinung von unberechenbarer Wirksamkeit für den gesellschaftlichen Zustand von Europa; und so bestimmt sah er durch sie alle Thronen umgestürzt, daß er in einem Washington den Heiland der Welt verehrte. Was ihn zu seiner eigenen Gattung machte, war diese innige Vereinigung des Schönen mit dem Politischen, die sein Wesen so einzig bestimmte. Ob die Idee, von welcher er ausging, probehältig war, oder nicht, das

kann und mag ich nicht bestimmen; das weiß ich aber, daß sie in ihm eine philanthropische war. Giebt es für die wahre Größe keinen anderen Maaßstab, als die Ideen, womit ein Individuum sich unablässig beschäftigt; so stand Vittorio Alfieri in einer Größe da, welche die Mehrzahl gigantisch zu nennen gezwungen ist. Und welche Kindlichkeit bei dieser Größe! Eben der Mann, dessen Kopf in politischer Hinsicht einem Vulkan glich, war durchaus unfähig, irgend ein Individuum zu kränken, selbst dann nicht, wenn er es verachten mußte. Er selbst sprach hierüber, als über einen ewigen Widerspruch zwischen seinem Herzen und seinem Kopf, und war nur allzusehr ungewiß, ob er sich für einen Thersites oder Achilles halten sollte; dies rührte aber nur daher, daß er in seinem Unwillen und Haß die Liebe verkannte, welche die Quelle derselben war. In sich selbst war er ein Ganzes, wie die

Natur es selten hervorbringt, allein, indem er sich nicht als ein solches erschien, konnte er, anstatt sich seiner Individualität zu freuen, sich nur zerreiben und vor der Zeit zerstören. Bewundernswürdig waren seine Affektionen in Beziehung auf einzelne Zweige der Kunst. Wäre er blos Künstler gewesen, so würde die Kunst für ihn eine einige gewesen seyn; denn er hatte in den Künstlern nur immer die Poeten sehen können. Weil er aber Graf und Künstler zugleich war, so schied er die Poesie von allen übrigen Künsten, und mehrere derselben berührten ihn gar nicht. So waren z. B. Malerei und Bildhauerei durchaus nicht für ihn vorhanden, oder ihm wohl gar verhaßt, weil sie der staatsbürgerlichen Größe dienten. Die Musik hingegen liebte er sehr, ob gleich auch nicht um ihr selbst willen, sondern weil sie ihn in einen Zustand versetzte, worin seine herrschende Stimmung sich in Harmonie auf-

auflöſete. Überall war der Adel ſeiner Natur auf eine ganz eigenthümliche Weiſe mit demjenigen verſchwiſtert, den er ſeiner Geburt verdankte, und was er am wenigſten ins Reine bringen konnte, war: wie viel von ſeinem Weſen er ſich ſelbſt und wie viel er dem geſellſchaftlichen Zuſtand verdankte? Nichts wollte er dem letzteren zu verdanken haben, und vielleicht hätte er nie eine Tragödie geſchrieben, wenn ihm zeitig genug klar geworden wäre, auf welchen Bedingungen ſeine ganze geiſtige Natur beruhete, oder, mit anderen Worten, wenn er ſich als Ariſtokraten hätte zur Anſchauung bringen können.

Sobald ich den Grafen genauer kennen gelernt hatte, verzieh ich ihm Alles, weil ich in ihm nur den verfehlten Monarchen ſah. Ich konnte ihm nicht werden, was die Gräfin d'Albania ihm geweſen war und noch war; dazu fehlte es mir an Einbildungskraft. Allein, indem

ich mich zwiſchen beiden in die Mitte ſtellte, nahm ich der eiſernen Nothwendigkeit, in welcher er daſtand, das Läſtige, das bis dahin von ihr unzertrennlich geweſen war. Er ſelbſt fühlte ſich durch mich nicht wenig erleichtert; und ob er gleich nicht angeben konnte, worin dieſe Erleichterung beſtand, ſo lag es doch nur allzuſehr am Tage, daß er in ſeinem Wirken durch mich an Freiheit gewonnen hatte. Wir kamen täglich zuſammen, bald bei der Gräfin d'Albania, bald bei der Herzogin. Des Grafen Sache war, uns ſeine Compoſitionen mitzutheilen. Was er ſeine Poeſie nannte, war freilich ſehr wenig für uns vorhanden, allein wir fanden dabei dennoch unſere Rechnung auf eine doppelte Weiſe. Einmal konnten wir nicht umhin, über das reiche Gemüth eines Mannes zu erſtaunen, der, unbekümmert um die gewöhnlichen Hülfsmittel der tragiſchen Kunſt, ſeinen Perſonen eine ſolche innere

Stärke gab, daß die Handlung ſich mit gleichem Intereſſe zum Ziele fortbewegte, ohne daß mehr als vier bis fünf Werkzeuge dazu beitrugen; und in der That werden ſeine Tragödien von dieſer Seite immer bewundernswürdig bleiben. Zweitens wurden während der Vorleſung alle die ſchauerlichen Gefühle in uns geweckt, welche den religiöſen ſo nahe verwandt und doch ſo weſentlich von ihnen verſchieden ſind; wir glaubten uns von lauter Geſpenſtern umgeben, und ich erinnere mich auf das beſtimmteſte, daß, als der Graf an einem ſtürmiſchen Herbſtabend ſeinen Oreſtes vorlas, die Herzogin ſich feſt an ihre Freundin anklammerte und ſtarren Blicks auf den Grafen hinſchaute, als wollte ſie begreifen, wie eine Elektra oder Clytemneſtra ſich in ſeinem Gehirn hätte entwickeln können. Dergleichen Vorleſungen endigten ſich in der Regel mit einem Streit über die tragiſche Kunſt.

Der Graf ſprach gern über dieſen Gegenſtand, weil er nur etwas Vortreffliches liefern wollte; allein da ſich, wie ich ſchon oben bemerkt habe, der Künſtler in ihm dem Grafen ſo weſentlich unterordnete, ſo war über dieſen Punkt kein Einverſtändniß mit ihm möglich; der eigenthümliche Zweck ſeiner Tragödien verhinderte die Vortrefflichkeit derſelben, ohne daß es möglich war, ihn davon zu überzeugen. Ich hatte ſchon damals eine Ahnung davon, daß die wahre Tragödie das Gemüth des Zuſchauers oder Leſers nicht martern, ſondern erheben müſſe, und ohne Rückhalt äußerte ich dieſe Ahnung; allein der Graf war hierüber durchaus entgegengeſetzter Meinung, und ob er gleich die Weinerlichkeit von ganzem Herzen verabſcheute, ſo beſtand er doch auf Erzeugung eines großen Unwillens, indem er ſich einbildete, daß das Gemüth nur durch Gefühle, nicht durch Ideen, erhoben wer-

den könnte. Dies war ein Punkt, auf welchem er ſtandhaft beharrete; und auf welchem er freilich beharren mußte, wenn er nicht ſeinem ganzen Weſen entſagen wollte. Überhaupt war es mehr die Individualität des Grafen, als ſeine Kunſt, was an ihm beſchäftigen konnte. Am reinſten ſprach ſich dieſe Individualität in ſeinen Sonnetten aus, welche vielleicht die ſchönſten ſind, die Italien aufweiſen kann. Hätte der Graf den Unterſchied der lyriſchen und dramatiſchen Poeſie in Beziehung auf ſeine Natur gekannt, ſo hätte er es ſchwerlich jemals darauf angelegt, durch die letztere unſterblich zu werden.

Zwei Jahre waren auf dieſe Weiſe verſtrichen, als die Herzogin ſich nach Rom zu ſehnen begann. Die Gräfin d'Albania verſprach uns dahin zu begleiten; der Graf Vittorio Alfieri hingegen, welcher ſeine Mirrha angefangen hatte, wollte ſich nach Siena begeben, um ſeinen repu-

blikaniſchen Ideen in dieſem kleinen Freiſtaat ungehinderter nachhängen zu können. Es wurde die Verabredung genommen, daß der Graf uns, während des nächſten Winters, in Rom auf einen Monat beſuchen ſollte, und daß wir gegen den nächſtfolgenden Winter wieder in Florenz zuſammentreffen wollten. Ein florentiniſcher Maler hatte die Gefälligkeit, uns begleiten zu wollen. Die Reiſe ging vor ſich, wir kamen wohlbehalten in Rom an, und wurden, von der liebenswürdigen Gräfin eingeführt, allenthalben unſerem Stande gemäß empfangen.

Obgleich der ausſchließende Zweck unſeres Aufenthalts in Rom die Kunſt und nahmentlich die Malerei war; ſo konnten wir doch nicht umhin, auch auf die Menſchen einzugehen, von welchen wir uns umgeben ſahen. Man nennt die Römer ſchlau und fein; allein man vergißt, daß ſie mit dieſen Eigenſchaften eine Unſchuld

verbinden, welche erſt dann aufhört, wenn eine gewiſſe Rohheit Forderungen an ſie macht, die ſie nicht befriedigen können, ohne ihrem Weſen zu entſagen. Einem vielſeitig ausgebildeten Menſchen muß, allen meinen Erfahrungen zufolge, in Rom ſehr wohl zu Muthe ſeyn, weil er allenthalben auf ſeines Gleichen ſtößt. Dem vornehmeren Theil der Römer beſonders iſt ein Entwickelungsgrad eigen, wie man ihn, außerhalb des Kirchenſtaates, ſchwerlich auf irgend einem Erdfleck antrifft. Je unbeſtimmter und ſchwankender die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Italien, beſonders aber im Kirchenſtaate, ſind, deſto ſtärker iſt die Aufforderung, welche jeder Einzelne hat, in dieſem Kampfe aller gegen alle ſeine Exiſtenz zu ſichern. Daher die Feinheit, womit man ſich gegenſeitig behandelt. Schon von der früheſten Jugend an nimmt das Studium menſchlicher Kräfte und Eigenthümlichkeiten

seinen Anfang; es ist also kein Wunder, wenn man es hierin zu einem hohen Grade der Vollendung bringt. Das Verhältniß der Kirche zum Staate, oder vielmehr das Verhältniß des Mittelpunkts der Theokratie zu der Welt trägt nicht wenig dazu bei, dem Geiste der Römer eine Gewandtheit zu geben, wie man sie sonst nirgend findet; eine Gewandtheit, die, obgleich ursprünglich nur in den ersten Repräsentanten der Kirche vorhanden, von diesen selbst auf die untersten Volksklassen übergeht. Mit Vergnügen erinnere ich mich einer Unterredung mit dem berühmten Cesarotti, der, als von dem Charakter der Römer unter uns die Rede war, mir Folgendes zur Aufhellung desselben sagte:

» Unser ganzes gegenwärtiges Wesen besteht aus drei Elementen, die, wie verschiedenartig sie auch scheinen mögen, den innigsten Zusammenhang unter ein-

ander haben. Das erſte iſt die Meſſerträgerei; eine Folge des unvollkommenen geſellſchaftlichen Zuſtandes, in welchem wir leben. Das zweite iſt unſere Religioſität, welche mit unſerer phyſiſchen Trägheit in enger Verbindung ſteht, und durch nichts ſo ſehr gehalten wird, als durch den Umſtand, daß von Rom aus aller kirchlicher Impuls geſchieht. Das dritte iſt unſere Kunſt, wodurch wir, abgeſehen von der Kraft ſelbſt, welche ſie möglich macht, nichts weiter beabſichtigen, als Sicherſtellung unſerer Eigenthümlichkeit. Man zerſtöre eines dieſer Elemente in uns, ſo ſind die beiden anderen zugleich zerſtört. Auf den erſten Anblick ſollte man freilich glauben, daß die Meſſerträgerei dem hohen Aufſchwunge, welcher in das Gebiet der Kunſt führet, nicht gerade nothwendig ſey. Ich will auch nicht im Allgemeinen behaupten, daß ohne Meſſerträgerei keine Kunſt ſtatt finden

könne. Aber etwas anderes iſt Kunſt überhaupt, und etwas anderes römiſche Kunſt insbeſondere. Die letztere kann nur dadurch möglich werden, daß das Gemüth dem Geiſte eine Erhebung giebt, wie ſie nun einmal erforderlich iſt, um das Außerordentliche zu Stande zu bringen. Hätten wir eine regelmäßige, nur für den Kirchenſtaat vorhandene Regierung, beſchäftigte ſich dieſe Regierung nur mit der Beglükkung der Unterthanen, und fände Jeder im Ackerbau, in der Ausübung irgend eines Handwerks, in Fabrikarbeit und dergleichen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört; ſo wären wir gewiß eben ſo moraliſirt, als die Bürger anderer Staaten. Da wir keine ſolche Regierung haben, und auch alle übrige Bedingungen geradezu wegfallen; ſo ſind wir nicht moraliſirt, aber wir ſind Römer, und, was man auch zu unſerem Nachtheil im Auslande ſagen mag, unſeren großen Vorfah-

ren bei weitem mehr verwandt, als die Kurzsichtigkeit es begreifen kann. Was unsere Vorfahren durch eine mit physischer Gewalt verbundene List vollzogen, das vollziehen wir durch die reine List. Die römische Universalmonarchie hat deshalb noch nicht aufgehört, weil es keine römische Imperatoren mehr giebt; die Bande, durch welche die Welt an Rom gefesselt ist, sind nur geistiger geworden. Wollen Sie leugnen, daß dies große Eigenschaften von Seiten der Römer voraussetze? Der würde ein Thor seyn, der unseren gesellschaftlichen Zustand als Muster empfehlen wollte; wer ihm aber alle Kraft abspricht, der versündigt sich an der Wahrheit. Das staatsbürgerliche Elend, das hier vielleicht größer ist, als in irgend einem anderen europäischen Staate, muß vorhanden seyn, damit es einzelnen Menschen gelinge, über die ganze Menschheit hervorzuragen. Das Wesen eines

Römers iſt auf ein ungemeines Maaß von Kraft berechnet. Wer im Beſitze deſſelben iſt, der emergirt, und muß als ein Repräſentant der Römerheit betrachtet werden; wer es nicht iſt — nun der gehört zum Pöbel, zu den Laſtträgern der Geſellſchaft. Von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, iſt die Kraft immer dieſelbe, und der Unterſchied beſteht nur in der temporellen Richtung, die ſie genommen hat. Daſſelbe Individuum, daß Sie heute als Bildhauer oder Maler in ſeiner Werkſtätte bewundern, iſt vielleicht nach acht Tagen ein Cardinal, und als ſolcher nicht minder bewunderuswerth. Jene Univerſalität, welche zu jedem ausgezeichneten Lebensgeſchäft geſchickt macht, finden Sie nur in dem Römer; und man möchte ſagen, ſie ſey ihm angeboren, ſo beſtimmt geht ſie aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Anderwärts zerquetſchen ſtaatsbürgerliche Klemmen tauſend und aber tauſend Kräfte;

hier iſt dies nicht der Fall, weil die Idee des Rechts uns fremd iſt, und wir gewiſſermaßen fortgeſetzt im Zuſtande der Natur leben. Wer dem anderen ein Bein unterſchlagen kann, hat auch die Befugniß dazu, und niemand frägt, ob er ungroßmüthig gehandelt habe. Jeder will der Erſte ſeyn; jeder ſich zum Mittelpunkt machen. Er thue es auf ſeine Gefahr; gelingen kann es ihm immer nur in ſofern, als er allen Übrigen zuſammengenommen gewachſen iſt. Möglich, daß unſer Weſen in der Folgezeit ſehr bedeutend abgeändert wird; aber ſo lange Rom das Centrum der Theokratie bleibt, wird es auch Römer geben, und überall begreife ich nicht, was den Römer aus der Welt verbannen könnte, da ſein Weſen nicht an eine einzelne Form gebunden, ſondern immer in der Kraft gegründet iſt. Es iſt vielleicht ſogar wünſchenswerth, daß irgend eine Revolution erfolge, die

uns aus dem Schwerpunkt hebe, worin wir gegenwärtig ſtehen. Ich fürchte ſie nicht, und überlaſſe es kurzſichtigen Thoren ihren Eintritt zu bejammern. Die Stützen meines Muthes ſind dieſe ſieben unfruchtbaren Hügel, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch unendlich mehr ſtützten.«

Ich habe hier alles zuſammengefaßt, was ich über die Römer zu bemerken hatte, damit ich ungeſtörter in meiner Erzählung fortſchreiten möchte. Sowohl die Herzogin als die Gräfin d'Albania wurden ſehr wenig von den Menſchen um ſie her berührt; die erſtere, weil ſie nur nach der Weihe ſtrebte, welche die Kunſt verleiht, die letztere, weil ſie ſich durch den Umgang in dem Fluge gehemmt fühlte, den ihre Einbildungskraft zum Univerſum genommen hatte. Fleißig wurden die Tempel der Kunſt beſucht, deren Rom ſo viele hat; aber verſchieden waren die Eindrücke,

welche die Schöpfungen der auserlesensten Geister auf uns machten. Die Gräfin d'Albania begrüßte sie als Jugendgespielen, an welche wir uns selbst dann noch hingezogen fühlen, wenn wir in unserer Entwickelung weit über sie hinausgegangen sind; sie war seit vielen Jahren mit ihnen vertraut, da sie aber ihrer Bildung zum Grunde lagen, so konnten sie nicht mehr in dieselbe eingreifen. Die Herzogin trat in die Sixtinische Capelle, in welche wir zuerst geführt wurden, mit der holden Verwirrung einer Jungfrau, die sich plötzlich in einen Kreis wunderschöner Jünglinge versetzt sieht; erröthend starrte sie hin auf die dem Pinsel entquollenen Gestalten, als ob alle diese Bilder von jeher in ihrer Seele gelegen hätten, ohne daß ihr die Kraft geworden, sie selbst zu erzeugen. Was mich selbst betrifft, so empfand ich zwar das Außerordentliche dieser Schöpfungen; allein sie übten keine

anziehende Kraft an mir aus, es ſey nun, weil der Verſtand in mir den Ausſchlag über die Einbildungskraft gab, oder weil Vittorio Alfieri's Geiſt ſtärker auf mich eingewirkt hatte, als ich mir ſelbſt geſtehen mochte; wenigſtens muß ich bekennen, daß ich mich oft inſtinktmäßig nach ihm umſah, um ſein Urtheil zu erfahren.

Dieſe verſchiedene Empfänglichkeit für die Wunder der Kunſt führte zu eigenthümlichen Entwickelungen. Während die Gräfin darüber hinaus war, und ich dahinter zurückblieb, ging die Herzogin darin unter. Eine längere Zeit hindurch ſchwankte ſie zwiſchen verſchiedenen Meiſtern hin und her; ihr Zuſtand konnte eine äſthetiſche Betäubung genannt werden, ſo wie die Allgewalt des Schönen ihn erzeugen muß. Als ſie ſich aber nach und nach wieder ſammelte und mit Bewußtſeyn zu empfinden begann, da erklärte ſie ſich mit allem, was in ihr war, für Raphael. Nie

hat

hat eine reinere Seele dieſem unſterblichen Meiſter feuriger gehuldigt. Sie wurde nicht müde, ſeine Werke zu betrachten, und ſeine Schöpfungen verdrängten aus ihr alle anderen Bilder, von welcher Art ſie auch ſeyn mochten. Hab' ich ſie anders gehörig beobachtet, ſo fühlte ſie ſich allzuſchwach, die Individualität der Gräfin in ſich aufzunehmen; aber Raphaels Begränzung entſprach der ihrigen. Ihn begriff ſie in allen ſeinen Bildungen, und wunderbar waren die Commentare, die ſie darüber machte. Sie wußte z. B. alle Widerſprüche zu löſen, welche einzelne Kritiker in Raphaels Verklärung anzutreffen geglaubt haben, und nannte dies Werk die Apotheoſe des Künſtlers. Denn ihrer Verſicherung nach, waren die beiden Handlungen, die man in dieſem Gemälde erblickt, aufs innigſte für einander vorhanden, und das Wunder der Verklärung nur durch die fehlgeſchlagene Heilung des

beſeſſenen Knaben bedeutend und idealiſch. Dabei rühmte ſie die tiefe Menſchenkenntniß, welche Raphael dadurch offenbaret, daß er den ſchönſten der Apoſtel in einer Unterredung mit Weibern, die übrigen im Geſpräch mit Männern dargeſtellt habe; und was die in gleicher Linie laufenden Arme der Apoſtel betrifft, ſo behauptete ſie, daß, die kunſtgerechte Anordnung möchte ſich noch ſo heftig dagegen erklären, die Symmetrie der Compoſition ſie nothwendig mache. Um übrigens immer von Raphael umgeben zu ſeyn, ſetzte ſie ſich in den Beſitz der beſten Copien, vorzüglich in Kupferſtichen; und ſo konnte es ſchwerlich fehlen, daß dieſer Künſtler nach und nach der einzige Gegenſtand ihrer Liebe wurde.

Es iſt unſtreitig ſchon öfter der Fall geweſen, daß ein hingeſchiedener Geiſt einen noch vorhandenen einzig beſchäftigt hat, allein ſchwerlich iſt dies jemals auf

eine ſo eigenthümliche Weiſe geſchehen, als in der Liebe der Herzogin für Raphael. So weit eine rein geiſtige Ehe denkbar iſt, vermählte ſie ſich auf das förmlichſte mit ihm. Es war zuletzt nicht der Künſtler, es war der Mann, den ſie in ihm erblickte, die ſchaffende Kraft, die ſie in ihm anbetete. Die Folgen fürchtend, welche eine ſo eigenthümliche Wendung ihres Geiſtes nach ſich ziehen konnte, ſuchte man ihren Enthuſiasmus dadurch zu vermindern, daß man ihr Anekdoten von Raphaels Liederlichkeit erzählte. Vergeblich; ſo keuſch ſie auch war, ſo wurde ſie dadurch doch nicht beleidigt. »Wie konnte, erwiederte ſie, Raphael anders ſeyn? Was ihr Liederlichkeit nennt, war bei ihm die Folge einer üppigen Fülle. Zugegeben, daß er länger gelebt hätte, wenn er haushälteriſcher mit ſeinen Kräften umgegangen wäre, entſteht noch immer die Frage, ob dieſe Ökonomie ihm

möglich war? Und hat er etwa weniger gelebt, weil er im sechs und dreißigsten Jahre gestorben ist? Seine Schöpfungen sagen, daß er viel gelebt hat, und was wir ihm alle beneiden sollten, ist, daß er die Kraftlosigkeit und Erschöpfung des Alters nie empfand, sondern wie Achilles zu den Unsterblichen gewandert ist. Sagt mir, Raphael sey siebzig Jahre alt geworden, weil er durchaus verständig gewesen sey, und ihr werdet euren Zweck erreichen. Was ihr seine Liederlichkeit nennt, redet ihm bei mir das Wort; denn wer das Schöne so darstellt, wie Raphael es dargestellt hat, der kann nur das Schöne lieben und — nur in dem Schönen untergehn.«

Und indem die Herzogin auf diese Weise ihrer Leidenschaft für Raphael das Wort redete, verzehrte die innere Gluth, womit sie empfand, ihre physischen Kräfte zusehends. Es war ein eigenthümliches

Schauſpiel, das der Gräfin und mir in dieſer Hinſicht gewährt wurde; denn wir ſahen eine Verklärung von ſtatten gehen, wie man ſie ſelten erlebt. Ohne daß irgend ein Lebensorgan angegriffen war, wurde die Herzogin nach und nach zu einem Schemen. Alles, was Kraft genannt werden kann, blitzte aus ihren großen blauen Augen und ſprach von ihren Lippen; aber andere Kennzeichen des Lebens waren nicht in ihr vorhanden. Sie ſelbſt hatte keine Ahnung von ihrem nahen Hintritt, und ſprach zu uns nur immer von ihrer Liebe; Ort und Zeit aber war darin untergegangen. In uns erſtickte eine gewiſſe Feierlichkeit alle die gewöhnlichen Gefühle des Mitleides, des Bedauerns u. ſ. w. Immer mußte es uns ſchmerzen, eine ſolche Freundin zu verlieren; aber wie hätten wir ſie beklagen können, da ſie nur in einem Übermaaß von innerem Leben ihren Untergang finden konnte?

Noch ruhiger, als ich, war die Gräfin d'Albania. Sobald sie wahrgenommen hatte, daß der Herzogin nicht mehr zu helfen sey, versetzte sie sich in diejenige Stimmung, wodurch sie dem hohen Flug ihrer Phantasie innerhalb des Gebietes der Kunst nachhalf. Wirklich wurden die letzten Augenblicke der Herzogin dadurch nicht nur aufgeheitert, sondern auch verlangert, und der Ankunft des Grafen Vittorio Alfieri war es aufbehalten, den kritischen Moment herbeizuführen.

Er hatte seine Myrrha vollendet, als er bei uns ankam. Seiner eigenen Vorstellung nach war dies von allem, was er je gearbeitet hatte, das Beste. Er brannte vor Begierde, diese Tragödie vorzulesen, weil er es darin ausschließend auf eine Huldigung der Gräfin angelegt hatte. Meinen Wünschen nach sollte die Herzogin entfernt werden; aber dazu war keine Gelegenheit. Die Vorlesung nahm ihren

Anfang, ſobald es dunkel geworden war. Wir ſaßen dem Vorleſer gegenüber. Die Herzogin theilte unſere Spannung nicht, wiewohl ſie nicht ganz unaufmerkſam war. So wie indeſſen der Charakter der Myrrha, in welchem des Heldenmüthigen genug, des Weiblichen aber nur allzuwenig iſt, ſich mehr entwickelte, nahm die Unruhe der Herzogin zu. Beim vierten Akt ſank ſie ganz unerwartet in die Arme der Gräfin. Wir vermutheten nichts weniger als plötzlichen Tod; allein ihre Augen erhielten die Richtung der Verklärten, und zwei Zuckungen, welche unmittelbar darauf erfolgten, vollendeten den Hintritt.

Hatte Alfieri's Vorleſung die Herzogin getödtet, ſo war Alfieri dabei ganz unſchuldig. Es giebt Krankheiten, in welchen ein kaltes Lüftchen die Kraft hat, die leidende Maſchine einmal für allemal zu zerrütten. Eine ähnliche Bewandniß mußte es mit dem Zuſtande der Herzogin

haben. Die Gräfin, wie tief sie auch von dem Tode unserer gemeinschaftlichen Freundin verwundet war, behielt ihre ganze Klarheit und vergoß daher keine Thräne. Was mich betrifft, so gesteh' ich, daß die Plötzlichkeit des Todesfalles verwirrend auf mich zurückwirkte, und das Gefühl der Ohnmacht so bestimmt in mir aufregte, daß ich weinen mußte, um mir wieder klar zu werden. Unendlich mehr, als ich, war der Graf Vittorio ergriffen; die Kindlichkeit seines Gemüthes zeigte sich bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Stärke. Er, der in seinen Trauerspielen den Tod so oft vorbereitet hatte, daß man hätte glauben sollen, er sey in der Wissenschaft der Gesetze, nach welchen der Tod erfolgen muß, abgehärtet worden — er ertrug den vorliegenden Fall so ungeduldig, als ob er unter uns das einzige Weib gewesen wäre. So wenig hatte er das Wesen der Herzogin ergründet, daß

er darauf beſtand, ſie lebe noch, und durch dieſe kühne Behauptung uns in die Nothwendigkeit ſetzte, die geſchickteſten Ärzte herbei zu rufen. Überflüſſige Maaßregel! Sie, die kein Arzt hätte retten können, weil ihre Krankheit über alle Hülfe hinaus war, wurde von den Ärzten für vollkommen todt erklärt, und wohl hatte die Gräfin Recht, wenn ſie ſagte: »Wie konnte ſie noch länger leben, da ſie am Ziele war?« Auch bin ich überzeugt, daß die Herzogin, wenigſtens in den letzten Tagen ihres Daſeyns, eine Ahnung von dem nahen Aufhören deſſelben hatte; denn, obgleich ihre ehemaligen Verhältniſſe mit ihrem Gemahl ganz in ihrer Erinnerung untergegangen waren, ſo gedachte ſie doch noch des Sohnes, dem ſie das Leben geſchenkt hatte, und ſchmeichelnd bat ſie mich, Erkundigungen von ſeinem Befinden einzuziehen. Dies würde nicht geſchehen ſeyn, hätte ſie nicht die Abnahme

ihrer physischen Kräfte gefühlt, und hätte dies Gefühl sie nicht getrieben, der Mütterlichkeit den letzten Tribut zu bringen; denn es ist nun doch einmal die Mutter, die in einem vollendeten Weibe zuletzt stirbt.

Von der Leichenbestattung der Herzogin kein Wort, so glänzend sie auch war, da die Fürstin für eine gute Catholikin ausgegeben wurde, und die römische Geistlichkeit keine Ursache fand, diese Unwahrheit zu bestreiten. Ihr Tod wirkte vorzüglich in sofern auf mich zurück, als er das Verhältniß zerriß, in welchem ich bisher mit Vittorio Alfieri gestanden hatte. Nicht daß ich ihm nicht theuer geblieben wäre; ich blieb ihm alles, was ich ihm jemals gewesen war. Allein die Gräfin war der Zeit nach seine erste Liebe, und mußte es auch dem Range nach bleiben, weil die Unendlichkeit, die in ihr war, durch kein anderes Weib ersetzt werden

konnte. Auch die Gräfin ihrer Seits fühlte sich wieder an Vittorio angezogen, da die Herzogin nicht mehr war. Ich stand von nun an zwischen beiden in der Mitte, gleichsam als Dolmetsch ihres gegenseitigen Interesses. Sie baten mich, mit ihnen nach Florenz zurück zu gehen, und ich that es in Ermangelung eines besseren Schicksals. Mehrere Jahre blieb ich bei ihnen, und war ein Zeuge von Alfieri's steigender Verwirrung und Luisa's wachsender Klarheit. In diesem Zeitraume verheirathete ich meine Pflegetochter mit dem Professor D . . ., einem Deutschen, dessen Bekanntschaft ich in Rom gemacht hatte, wo er jene lieb gewann und nicht eher rastete, als bis ich ihm erlaubte, sie zu ehelichen und mit nach Deutschland zurück zu nehmen.

Der Prätendent von England war indeß gestorben und bald darauf die französische Revolution ausgebrochen. Die Felsenmasse

die bisher auf Vittorio Alfieri's Bruſt gelegen hatte, wurde durch dieſe beiden Ereigniſſe verſprengt; denn das erſtere erfüllte alle die Wünſche, die er in Beziehung auf die Gräfin unterhalten hatte, und durch das leztere glaubte er alle ſeine politiſchen Ideale der Realiſirung nahe. Den Cothurn von ſich ſchleudernd, faßte er den Entſchluß, nach Frankreich zu gehen und ein Bürger der neuen Republik zu werden. Die Gräfin d'Albania war leicht beredet, ihm dahin zu folgen; denn von allen gleichgültigen Dingen war der Ort ihrer Exiſtenz ihr das gleichgültigſte. Auch ich ſollte mit nach Frankreich gehen; da mir aber die Franzoſen noch immer zuwider waren, und alles, was ich jetzt noch lieben konnte, ſich in Deutſchland befand, ſo entſchuldigte ich mich ſo gut, als möglich, indem ich verſprach, daß ich erſt eine Reiſe in mein Vaterland machen und alsdann meine Freunde in Paris aufſuchen

wollte. Beide gingen über Turin nach Lyon, von wo aus ſie ihre Wallfahrt nach der Hauptſtadt des Reiches fortſetzten. Ich begab mich in die piſaniſchen Bäder, um daſelbſt neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, und mit dieſen nach Deutſchland zurück zu gehen. Hier war es, wo ich meine Eugenia zuerſt kennen lernte. Ehe ich aber in meiner eigenen Geſchichte fortfahre, muß ich noch einen Blick auf die Gräfin d'Albania und den Grafen Vittorio Alfieri werfen.

Nur Weniges hab' ich ſeit meiner Trennung von beiden erfahren. Die erſtere kehrte nach Italien zurück, ſobald die Revolution eine blutige Wendung genommen hatte. Der letztere blieb in Paris, bis alle ſeine Erwartungen getäuſcht waren. In einer feurigen Ode beſang er die Zerſtörung der Baſtille; in einer noch feurigern den Umſturz des Thrones. Als aber der Schrecken eintrat, da ſiegte

ſeine Menſchlichkeit über alle ſeine Ideale So groß wurde ſein Abſcheu vor allem, was um ihn her vorging, daß er ſich mehr, als jemals, in der Einſamkeit begrub. Sich zu zerſtreuen, lernte er Griechiſch, und hätte ein Künſtler aus ihm werden können, ſo würde es unter dieſen Umſtänden geſchehen ſeyn. Doch die heitere Region der Kunſt ſollte ihm ewig verſchloſſen bleiben. Anſtatt ſich von den Schlacken der Ariſtokratie zu reinigen, wurde er trübſinnig und ſchwermüthig; und wie konnte dies ausbleiben, da von allem, was er geahnet hatte, das Gegentheil erfolgte und ſein ganzes Syſtem über den Haufen geworfen wurde? Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Frankreich kehrte er nach Florenz zurück, wo die Gräfin d'Albania unterdeſſen geſtorben war. Hier lebte er ſeitdem zerbrochenen Herzens als ein von ſeinen Idealen Verlaſſener. Hat er nicht ſelbſt die Dauer

ſeines Lebens abgekürzet, ſo iſt er wenigſtens nicht ungern geſtorben. Wenige Menſchen haben im Kampfe mit ſich ſelbſt mehr gelitten. In einem Sonnet, das ich ſorgfältig aufbewahre, weil er es zu einer Zeit machte, wo er mit ſich ſelbſt höchſt unzufrieden war, redet er ſich alſo an:

Uom, sei tu grande, o vil?

Und ſeine Antwort iſt:

Muori; il saprai.

Aber der unglückliche Mann iſt nie hinter das Geheimniß gekommen, das ihn einzig beſchäftigte; denn nie konnte er ſeiner Verwirrung Meiſter werden; ſie mußte ihn tödten. Ich habe oft gedacht, daß Alfieri in jenen Zeiten, wo das Feudalweſen in ſeiner Blüthe daſtand, ein herrlicher, hoch hervorragender Mann geweſen ſeyn würde. Nicht die Feder, ſondern Lanze und Schwert waren ihm, allen ſeinen Anlagen nach, vom Schickſal

beschieden; sein großes Unglück war daß seine Existenz in Zeiten fiel, wo sich von beiden kein Gebrauch mehr machen läßt. Sanft ruhe seine Asche; sie ruhe um so sanfter, weil alle Stürme, die sein Daseyn zerrütteten, innere Stürme waren, deren Wuth sich nicht beschwichtigen ließ. Selbst Bonaparten, der das Problem der französischen Revolution so vollständig gelöset hat, mußte Alfieri hassen, weil er nicht an seiner Stelle war.

Gleich bei der ersten Bekanntschaft fühlte ich mich unwiderstehlich an Eugenien angezogen. Es war ihre Physiognomie, was mir die Versicherung gab, daß wir Freundinnen werden könnten; und da dieser Bürge sich in diesem, wie in jedem anderen Falle, bewährt hat, so seh' ich mich genöthigt, hier einen Theil meines Systemes in Ansehung freundschaftlicher Verbindungen zu enthüllen. Ich werde von der einen Seite sehr viel Mühe haben,

haben, mich deutlich zu machen, und von der andern, gegen alle meine Neigungen, zu einer (wenn gleich kurzen) Dissertation über das Verhältniß der Physiognomie zur Freundschaft hingerissen werden. Allein ich muß mich jener Beschwerde und diesem Übelstande unterwerfen, wofern meine Bekenntnisse nur einigermaßen vollständig ausfallen sollen.

Eine längere Zeit hindurch folgte ich in freundschaftlichen Verbindungen einem gewissen Instinkte, welcher mir sagte, daß mit diesen oder jenen Personen ein gutes Verhältniß für mich möglich oder unmöglich sey, weil ihre Physiognomie irgend eine Wendung hatte, die mich anzog oder zurückschreckte. Das Wunderbare hierbei war, daß sich, bei genauerer Bekanntschaft mit eben diesen Personen, beständig fand, daß die Aussage meines Instinktes eine sehr zuverlässige gewesen war. Eben deswegen wünschte ich alles Dunkle aus diesem

Instinkte zu verbannen. Allein wie das, was bisher bloßes Gefühl, und zwar ein sehr verworrenes Gefühl, gewesen war, in eine Formel verwandeln, die ich auf jede mir vorkommende neue Physiognomie anwenden könnte?

Daß die Physiognomie selbst nur etwas Symbolisches sey, leuchtete mir sehr bald ein. Eben so begriff ich ohne Mühe, daß sie als etwas Symbolisches nur auf das Gefühl wirken könnte. Wollte ich nun das Gefühl in Idee und den Instinkt in haltbare Formel verwandeln, so blieb mir nichts anderes übrig, als das Symbolische aus der Physiognomie fortzuschaffen, und, wo möglich, in ihr den inneren Zustand des einzelnen Menschen, dessen bloßer Typus sie war, zu erkennen und zu begreifen. Ich sagte mir selbst, daß dies nur auf dem Wege einer sehr genauen Analyse aller meiner Erfahrungen über einzelne Menschen geschehen könnte.

Indem ich nun über dieſem Gedanken raſtlos brütete, gelangte ich dahin, zwei Grundkräfte im Menſchen zu unterſcheiden, die eine durch Gemüth, die andere durch Geiſt zu bezeichnen, und die letzte Beſtimmung jedes menſchlichen Individuums in die Harmonie dieſer beiden Grundkräfte zu ſetzen. Die Menſchen unterſchieden ſich demnach ſehr weſentlich von einander, je nachdem ſie mehr Gemüth, oder mehr Geiſt, oder Gemüth und Geiſt in Harmonie geſetzt, waren. Da, wo das Gemüth den Ausſchlag gab, mußte ein raſtloſes Streben nach freundſchaftlichen Verbindungen ſtatt finden; allein, da in dem Gemüthe keine regulirende Kraft enthalten iſt, ſo konnten die Gemüthreichen weder diskrete, noch ſtandhafte und zuverläſſige Freunde werden; ſie mußten, vermöge ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, immer zu unerfüllbaren Anſprüchen aufſteigen, und ſich und ihre

Freunde dadurch um den Genuß der eigentlichen Freundschaft bringen; es waren, um alles mit einem Worte zu sagen, nur Passaden in der Freundschaft mit ihnen möglich. Da, wo der Geist den Ausschlag gab, war an gar keine freundschaftliche Verbindung zu denken; denn der Geist ist sich unter allen Umständen selbst genug, und, von dem Gemüthe getrennt, mehr eine umherschweifende, als regulirende Kraft. Nur da, wo Gemüth und Geist in Harmonie gesetzt sind, war eigentliche Freundschaft möglich, wiewohl nur immer unter der Bedingung, daß zwei gleichartige Wesen zusammen trafen; denn das bloße Gemüth des Freundes würde eben so zerstörend auf die Harmonie zurück gewirkt haben, als der bloße Geist desselben.

Mit diesen Grundbegriffen war ich im Stande, mir alle physiognomische Räthsel zu lösen. Die Idee festhaltend, daß die

Physiognomie immer nur etwas Symbolisches oder Typisches sey, sagte ich zu mir selbst: »Da, wo das Gemüth vorherrscht, muß die Physiognomie unregelmäßig und verworren seyn; aus keinem anderen Grunde, als weil es an der regulirenden Kraft gebricht, welche einen bestimmten Charakter wirkt. Da, wo der Geist, vom Gemüthe verlassen, wild umherschweift, wird freilich keine Unregelmäßigkeit und Verworrenheit sichtbar werden, allein der Physiognomie wird es an allem Adel fehlen, und ihre anziehende Kraft gänzlich vernichtet seyn. Nur da, wo Gemüth und Geist in Harmonie stehen, wird man im Antlitz des Menschen das Siegel seiner Oberherrlichkeit entdekken; und was auch der Zufall thun mag, ein solches Meisterstück der plastischen Natur zu verunstalten, so wird es ihm doch nie gelingen, den Charakter desselben aufzuheben, weil dieser auf etwas Innerem

beruhet, das über allem Zufall erhaben ist.«

Man urtheile über dies Räsonnement, wie man wolle, für mich ist es so hinreichend, daß ich aufrichtig bekenne, es vertrete bei mir die Stelle mathematischer Evidenz. Nie hat es mich irre geleitet, und eine große Menge von Erscheinungen hab' ich mir nur auf diesem Wege erklären können.

Dahin gehört, daß eben die Nation, der wir das schöne Ideal verdanken, für die Freundschaft so ausschließend vorhanden war, daß sie mit einem besonderen Sinne dafür ausgestattet schien. Allerdings hatte sie diesen besonderen Sinn; aber er lag in der Harmonie des Gemüths und des Geistes, welche den Griechen eigen und unstreitig das Resultat ihrer gesellschaftlichen Institutionen war. Dieselbe Harmonie aber, wodurch sie der wahren Freundschaft empfänglich wurden,

wirkte auf ihre Geſichtsbildung und auf ihren ganzen Körperbau ſo zurück, daß ſie vorzugsweiſe in den Beſitz der phyſiſchen Schönheit kommen mußten, und einer ihrer Philoſophen vollkommen berechtigt wurde, zu behaupten: »Eine ſchöne Seele könne nur in einem ſchönen Körper wohnen.«

Wie verſchieden von der griechiſchen Phyſiognomie iſt die italiäniſche und die franzöſiſche! In der erſteren lauter Carrikatur, wenn gleich nicht ſelten erhabene und höchſt intereſſante Carrikatur; meiner Theorie nach, aus keiner anderen Urſache, als weil in dem Italiäner, von alten Zeiten her, das Gemüth den Ausſchlag gegeben hat. In der letzteren bei weitem weniger Carrikatur, aber zugleich auch beinahe gar keine Spur von Erhebung und innerer Größe, weil in dem Franzoſen das Gemüth dem Geiſte weicht, und dieſer, von dem Gemüthe verlaſſen, ſich

immer nur in witzigen Combinationen, nie in großen, viel umfassenden Ideen offenbaret. Vermöge dieses wesentlichen Unterschiedes ist der Italiäner für die Freundschaft unendlich empfänglicher, als der Franzose; nur daß jener durch die Heftigkeit seines Gemüthes sie unaufhörlich zerstört, während dieser sie zu einem Spielwerk macht, worüber der Muthwille schaltet. Die edelste französische Physiognomie, welche mir jemals vorgekommen ist, hat Racine, so wie er von den Künstlern gewöhnlich dargestellt wird. Auch bin ich vollkommen überzeugt, daß dieser Mann der wahren Freundschaft fähig war. Wäre ich seine Zeitgenossin gewesen, so würde ich mich mit ihm verbunden haben, hatte ihn gleich die ganze Welt treulos und falsch genannt; er konnte es nicht seyn, sobald er einen Gegenstand antraf, an welchem sich die Harmonie seines Gemüthes und Geistes, wovon seine Physio-

gnomie immer nur das Symbol war, offenbaren konnte.

Um bei dieſem Gegenſtande nicht allzulange zu verweilen, will ich nur noch eine artiſtiſche Bemerkung machen, die mir von einiger Bedeutung ſcheint. Sie beſteht darin, daß der Streit, ob die Schönheit oder der Charakter der eigentliche Vorwurf der ſchönen Kunſt ſey? ein ſehr unnützer Streit iſt, weil es, nach allem bisher Geſagten, am Tage liegt, daß die Schönheit als etwas Sichtbares, nur immer das Reſultat einer inneren Harmonie iſt, die in ſich ſelbſt einen Charakter bildet, und zwar den höchſten, den es geben kann. Der Charakter iſt alſo eben ſo ſehr ein Vorwurf der ſchönen Kunſt, als die Schönheit, oder vielmehr, beide ſind in Beziehung auf die ſchöne Kunſt eins und daſſelbe, ſo daß der Künſtler nie etwas anderes thut, als das Symbol der inneren Harmonie zwiſchen Gemüth und

Geiſt darſtellen. Das Ideal des Schönen wäre demnach nichts weiter, als der Abdruck deſſen, was von der inneren Harmonie äußerlich ſichtbar wird, und daher verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß jeder Charakter, deſſen Weſen nicht mehr auf innerer Harmonie beruht, aufhört, ein Vorwurf der ſchönen Kunſt zu ſeyn; denn ſonſt würde Carrikatur und Häßlichkeit mit Harmonie und Schönheit einerlei werden müſſen.

Genug von meiner Lebensphiloſophie und meinem Kunſttakt. Es kam blos darauf an, begreiflich zu machen, wie ich mich für Eugenien ſo lebhaft intereſſiren konnte, ohne ſie jemals geſehen oder von ihr gehört zu haben. Die anziehende Kraft, die ſie an mir ausübte, brachte uns ſehr bald näher; und ich glaube mit Wahrheit behaupten zu können, daß wir Freundinnen waren, ehe wir uns dem Namen nach kannten. Erſt am dritten Tage

unſerer Bekanntſchaft entdeckte ſichs, daß wir beide geborne Deutſche waren; denn bis dahin hatten wir nur Franzöſiſch geſprochen, und uns in dieſer Sprache über jedes höhere Intereſſe, das Menſchen an einander kettet, einverſtändigt. War es mir angenehm, in Eugenien ein Weib kennen zu lernen, dem ich mich aufſchließen konnte; ſo war die Freude Eugeniens über dieſe Entdeckung in Beziehung auf mich nicht geringer. Ob ich gleich um mehrere Jahre älter war, als meine neue Freundin; ſo verſchwand doch der Unterſchied des Alters vor unſeren Augen. Was unſerer Verbindung eine ſo plötzliche Innigkeit gab, daß wir von dem erſten Momente unſerer Bekanntſchaft an unzertrennlich waren, iſt etwas, das ſich nur dann wird ſagen laſſen, wenn die menſchliche Sprache einen weit höheren Grad von innerer Vollkommenheit erreicht haben wird. Genug, daß das Intereſſe,

welches wir an einander fanden, von dem gewöhnlichen wesentlich verschieden war. Wären wir Männer gewesen, so würden wir uns gegenseitig achten gelernt haben; in dieser Achtung aber hätte unser Verhältniß seinen höchsten Charakter gefunden. Da wir Weiber waren, so mußte zu der Achtung sich noch die Liebe gesellen und unsere Freundschaft um so vollkommner werden. Denn für den Mann, der, es sey durch welches Talent es wolle, immer seinen Stützpunkt in der ganzen Gesellschaft hat, ist die Freundschaft mehr Luxus als Bedürfniß, während sie für ein Weib, das in der ganzen Gesellschaft nie einen Stützpunkt haben soll, ein um so stärkeres Bedürfniß ist, wenn das Weib auch der männlichen Unterstützung ermangelt. Freundschaft unter Weibern ist nur darum so selten, weil sie in der Regel in der Geschlechtsliebe untergeht; ein Fall, in welchem sich keine von uns beiden befand.

Wenn Personen sich einander mit Vertrauen nähern, so ist das Erste, daß sie sich gegenseitig ihre Geschichte erzählen; und ob dies gleich in der Regel sehr absichtslos geschieht, so offenbart sich doch auch hierin das Eigenthümliche der menschlichen Natur, die, weil sie nicht auf einmal wird, was sie werden kann, über sich selbst nur dadurch Aufschluß zu geben vermag, daß sie aussagt, wie sie allmählig zu Stande gebracht worden ist. Auch zwischen Eugenien und mir fand diese Art von Mittheilung statt, und Eugeniens Entwickelungsgeschichte war im Wesentlichen folgende:

Mit großer Sorgfalt erzogen, hatte sie sich in einem Alter von siebzehn Jahren durch ihre Mutter bereden lassen, einem funfzigjährigen Manne, der sich in ihre Unschuld verliebte, ihre Hand zu geben. »Auch mein Herz,« fügte sie hinzu, »würd' ich hingegeben haben, wenn

dies von meinem Willen abgehangen hätte. Nicht als hätte ich einen Anderen geliebt, denn in einem solchen Falle würde keine Macht der Welt im Stande gewesen seyn, mir eine meinen Neigungen entgegen strebende Richtung zu ertheilen. Sondern weil der Unterschied der Jahre ins Mittel trat, und ich an meinem Manne nicht lieben konnte, was er an mir liebte. Dies verschlug indessen für die Solidität unsers Verhältnisses sehr wenig. Da mein Mann in jedem Betracht achtungswürdig war, so fand er meine ganze Hochachtung; und in so weit die Liebe durch diese ersetzt werden kann, hat er gewiß nie das Mindeste entbehrt. Etwas Eigenthümliches an ihm war, daß er nicht aufhörte, sich über meine Kälte zu beklagen; allein diese Klage berührte mich sehr wenig von dem Augenblick an, wo ich einsah, daß das, was er meine Kälte nannte, seiner Wärme sehr nothwendig war, und wo ich mich

über unſer Verhältniß hinlänglich orientirt hatte, um zu wiſſen, was ſich daraus machen ließe, und was nicht. Im Grunde war es auch nur eine Art von Laune, welche meinem Manne dieſe Klagen eingab; denn im Ganzen genommen lebten wir zufrieden und vergnügt, bis der Moment eintrat, der uns für immer trennen ſollte. Dies geſchah, nachdem wir eilf Jahre zuſammen verlebt hatten. War es nun die Überzeugung, daß ich nie an einen anderen Mann gerathen könnte, der mich aufrichtiger liebte, als er, oder lag ſeiner Forderung irgend eine andere moraliſche oder religiöſe Idee zum Grunde, die mir nicht ganz deutlich geworden iſt — genug mein Mann verlangte auf ſeinem Sterbebette, daß ich mich nie wieder vermählen ſollte; und ſobald ich ihm mein Wort gegeben hatte, band er an die gewiſſenhafte Erfüllung deſſelben den Beſitz ſeines ganzen Vermögens, von welchem

mir nur ein bedeutender Theil werden konnte, wenn die Ansprüche einiger Verwandten in Betrachtung gezogen wurden. Nach seinem Tode entstand die Frage, ob ich verbunden sey, mein Versprechen zu halten. Die Jurisprudenz sprach mich davon los, weil die ganze Sache meinem Gewissen überlassen war; da ich aber mein Versprechen nicht aus Eigennutz gegeben hatte, und in mir selbst auch nicht die allermindeste Versuchung wahrnahm, über die freiwillig gesetzte Schranke hinauszugehen, so mochten mich meine Verwandten noch so sehr für den einen oder den andern Bewerber interessiren, ich blieb meinem Vorsatz, Wittwe zu seyn, nicht minder getreu. Einmal sagte ich zu mir selbst, daß derjenige, der ein freiwillig geleistetes Versprechen, das er halten kann, nicht hält, gewissermaßen zum Mörder seiner Moralität wird. Zweitens war es mir sehr problematisch, ob ich in einer

zweiten

zweiten Ehe finden würde, was ich in der ersten hatte entbehren müssen. Zwar hatte ich es jetzt in meiner Gewalt, zu verhindern, daß der Unterschied der Jahre die Gleichheit der Gefühle nicht aufhob; allein lag nicht in dem Mittel, das ich zu diesem Endzweck anwenden konnte, ein anderes noch wesentlicheres Hinderniß der Gleichheit? Ehemals hatten persönliche Eigenschaften mich wählbar gemacht. Diese waren zwar nicht verschwunden; allein neben ihnen standen staatsbürgerliche Vorzüge von solcher Bedeutung, daß es ungewiß wurde, welche von beiden in einen höheren Anschlag gebracht würden. Ich verabscheuete aber nichts so sehr, als den Gedanken, einen Mann so sehr in Widerspruch mit sich selbst zu setzen, daß ein Heuchler aus ihm werden mußte. Überall konnt' ich nie gewinnen, wohl aber verlieren. Dies gerade machte mich vorsichtig. Um aber meinen Vorsatz desto

leichter auszuführen, faßte ich den Entschluß, bis zu einem gewissen Alter nirgend häuslich zu seyn; und kraft dieses Entschlusses haben Sie mich zu Pisa angetroffen, nachdem ich schon seit einigen Jahren umhergereiset bin, die Welt, die ich sonst nur in dem kleinsten Fragment gekannt habe, mehr im Großen kennen zu lernen. Es ist nicht die zweite Ehe, der ich aus dem Wege gehe, sondern die unglückliche Ehe; denn die Ehe selbst ist nach allen Erfahrungen, die ich darüber zu machen Gelegenheit gehabt habe, so wie das natürlichste und einfachste, so auch das genußreichste und edelste aller Verhältnisse, in welches ich ohne Bedenken zurücktreten würde, wenn ich glauben könnte, daß es für mich einen so unschuldigen Gatten gäbe, als ich eine unschuldige Gattin seyn würde.«

Die letzte Bemerkung Eugenia's bezog sich auf neue Heirathsvorschläge, welche

ihr in Piſa waren gemacht worden. Ob ſie darauf eingehen ſollte, oder nicht, darüber war ſie nicht länger zweifelhaft, ſobald der Zufall uns zuſammen gebracht, und eine gewiſſe Sympathie uns mit einander verbunden hatte. Da ſie keinen Beruf fühlte, noch länger in Italien zu verweilen, und ich von einer unbeſtimmten Sehnſucht in mein Vaterland zurückgetrieben wurde; ſo vereinigten wir uns leicht, durch das Tyroliſche nach Wien zu gehen. Unſere Abreiſe ging vor ſich, ſobald die Badezeit vorüber war. Wir kamen ohne Abentheuer in der Kaiſerſtadt an; und weil der Aufenthalt in den Hauptſtädten für Perſonen, die der Beobachtung noch nicht überdrüßig geworden ſind, immer mit großen Reizen verbunden iſt, ſo nahmen wir uns vor, einige Jahre unter den Wienern zu verleben.

Schwerlich hätten wir uns an irgend einem anderen großen Orte ſo theuer

werden können, als in der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Staaten. Hier lebten wir gewiſſermaßen wie in einer Einöde. Denn nicht genug, daß die Kraft der Hauptſtadt eben ſo auf uns zurückwirkte, als auf die übrigen Bewohner derſelben, in ſofern ſie uns iſolirte, fanden wir durch Alles, was wir unſere Eigenthümlichkeit nennen konnten, ein beſonderes Hinderniß freundſchaftlicher Verbindungen. Dies war die mit Recht verſchriene Sinnlichkeit des Volks, unter welchem wir lebten; eine Sinnlichkeit, über welche wir hinaus waren, und die wir eben deswegen weder theilen noch achten konnten. Iſt von den geſelligen Tugenden der Wiener die Rede, ſo laſſe ich ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren; ſie ſind gaſtfreundſchaftlich und bieder, wie kein anderes Volk, das ich kennen gelernt habe. Allein in dieſem Kreiſe dürften auch alle ihre Vorzüge eingeſchloſſen ſeyn; denn ſobald von etwas

Höherem die Rede iſt, ſtrengen ſie ſich vergeblich an, es zu faſſen, und erliegen ihrem geiſtigen Unvermögen nur allzubald. Mit dem beſten Willen, nur Deutſche zu frequentiren, ſahen wir uns genöthigt, unſeren Geſelligkeitstrieb im Umgange mit franzöſiſchen Ausgewanderten zu ſtillen, wofern wir nicht ganz auf uns zurückgebracht ſeyn wollten.

Jahr und Tag war auf dieſe Weiſe verfloſſen, als die franzöſiſche Gräfin C... ſich enger an uns anzuſchließen begann. Hätte ſie es mit mir allein zu thun gehabt, ſo würde ihr die Luſt dazu nach den erſten Verſuchen vergangen ſeyn; denn meine phyſiognomiſche Formel ſagte mir gleich bei der erſten Bekanntſchaft, daß dieſe Frau, obgleich, vermöge ihres ſehr gebildeten Verſtandes, für den Umgang wie geſchaffen, zu denjenigen gehöre, mit welchen man ſich in kein bleibendes Verhältniß einlaſſen muß, weil ſie ſeiner un-

würdig sind. Da Eugenia aber zwischen uns beiden stand, so war von ihrer Seite der Versuch zu wagen, von der meinigen zu erdulden. Ich war höchst begierig, die Triebfedern kennen zu lernen, welche sie in Bewegung gesetzt hatten; allein wie gespannt auch meine Aufmerksamkeit auf alle ihre Reden seyn mochte, so konnte ich doch eine längere Zeit hindurch nichts Unedles entdecken; und da meine Freundin mir den Vorwurf machte, daß ich in meinem Mißtrauen zu weit ginge, so wurde ich nach und nach sogar geneigt, an der Wahrheit meiner Regel wenigstens in sofern zu zweifeln, als ich einzelne Ausnahmen gestattete.

Die Gräfin war weit häufiger bei uns, als wir bei ihr; die Ursache lag in ihrer gegenwärtigen Lage, welche eine strenge Oekonomie nothwendig machte. Wie selten wir uns aber auch bei ihr zeigen mochten, so hatten wir doch nie das Vergnügen, irgend

eine Spur von Reinlichkeit und Ordnung bei ihr zu finden. Eugenia verzieh auch dies, wiewohl sie eingestand, daß alles anders seyn würde, wenn die Gräfin aus Einem Stücke wäre. Ich mochte also noch so deutlich zu erkennen geben, daß wir durch eine engere Verbindung mit dieser Frau unserem Wesen entsagten; meine Winke waren verloren, und Eugenia schien sogar ein gewisses Ergötzen daran zu finden, daß sie eine Frau kennen gelernt hatte, welche alle Weiblichkeit in den Wind schlug und das Gemüth unter die Füße trat.

Wir mochten unsere Besuche drei bis viermal wiederholt haben, als wir bei der Gräfin eine gewisse Aurora kennen lernten, welche, um alles mit einem Worte zu sagen, die Gräfin in Ungebundenheit des Geistes noch übertraf, wiewohl es mir nicht entgehen konnte, daß sie sich uns gegenüber, nicht wenig Gewalt an-

that. Talentvoller und einschmeichelnder kann übrigens kein Weib seyn, als diese Aurora es war. Zu einer Tassonischen Armida fehlte ihr die Schönheit; allein wer hatte diesen Mangel nicht verziehen, wenn er nur ein einzigesmal ein Zeuge ihrer heitern Laune, ihres sprudelnden Witzes, ihrer Sarkasmen auf sich selbst und der Kindlichkeit war, womit sie gelobte sich zu bessern? Alle Männer waren von Auroren wie bezaubert, und die Weiber trösteten sich mit dem Besitz solidierer Eigenschaften, welche Aurora keiner von ihnen streitig machte.

Wir wurden auf die Bekanntschaft des Chevalier de B . . . vorbereitet, und nicht lange darauf führte die Gräfin ihn bei uns ein. Ein schöner Mann, wenn von bloßem Wuchse die Rede ist! In seinen Mienen lag etwas Hartes, das er vergeblich durch Geschliffenheit und gut gewandte Phrasen zu mildern suchte. Er

behauptete — und ſeine Manieren bewieſen es unwiderſprechlich — daß er bis zum Ausbruche der Revolution in den beſten Cirkeln der Hauptſtadt gelebt und mit dem Hofe durch die Prinzeſſin Lamballe in der engſten Verbindung geſtanden habe; aber ſeine Auswanderung motivirte er ſo ſchlecht, daß er dem Titel eines Chevaliers die größte Schande machte. Übrigens war ſeine Parthie gleich nach der erſten Bekanntſchaft genommen. Um nämlich Eugenien mit Erfolg den Hof machen zu können, glaubte er mich mit tauſend Artigkeiten überſchütten zu müſſen. Was ihm durchaus nicht klar werden wollte, war das Verhältniß, worin wir ſtanden. Denn anſtatt Eugeniens Freundin in mir zu ſehen, betrachtete er mich fortgeſetzt in dem Lichte einer Duenna, und indem er mich als eine ſolche behandelte, konnte er nicht verfehlen, mir alle Vorſichtigkeit einer Duenna einzuflößen und

ſich dadurch ſelbſt zu ſchaden. Nur allzuoft iſt es im Leben der Fall, daß die Combinationen der Liſtigen in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen, weil ſie nicht umfaßt haben, was ſie zu ihrem eigenen Gedeihen umfaſſen ſollten; und es iſt mehr als merkwürdig, daß es, um ſolche Menſchen mit Erfolg zu beherrſchen und zu ſeinen Zwecken zu leiten, nur einer Ehrlichkeit bedarf, die alle Liſt überflüſſig macht.

Für einen unbefangenen Einſichtsvollen hätte es ein Schauſpiel ganz eigener Art ſeyn müſſen, zwei deutſche Frauen ihre Eigenthümlichkeit gegen die Angriffe vertheidigen zu ſehen, welche von zwei ſehr gewiegten Franzöſinnen, die von einem eben ſo gewiegten Franzoſen unterſtützt waren, darauf gemacht wurden. Ich will unſere Gegner nicht beſchuldigen, daß ſie es darauf anlegten, uns zu demoraliſiren; eine ſolche Abſicht zu haben, hätten ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt erkennen

müſſen, welches durchaus nicht der Fall war. Allein die Demoraliſation mußte ganz von ſelbſt erfolgen, ſobald wir nachgiebig genug waren, uns von ihnen gebieten zu laſſen. Und wie dies vermeiden? Die Unwiderſtehlichkeit der Franzoſen beſteht gerade darin, daß ſie es in der Kunſt des Ausweichens ſo weit gebracht haben; ſie reſpektiren, dem Scheine nach, jede ihnen gegenüberſtehende Individualität, weil ſie wiſſen, daß man ſich ihrer durch nichts ſo leicht bemächtigt, als durch dieſen ſcheinbaren Reſpekt. Am allergefährlichſten war Aurora. Nach einem gewiſſen Maaßſtab genommen, gab es für ſie gar keine Tugend; allein ſie beſchönigte alle ihre Laſter oder Schwächen dadurch, daß ſie kein Geheimniß daraus machte, und ſo oft die Sache ernſthaft zu werden begann, über ſich ſelbſt plaiſantirte. Zwiſchen der Gräfin und dem Chevalier in der Mitte ſtehend, war ſie

ein ausgesuchtes Werkzeug zur Erreichung jedes egoistischen Zweckes; denn so vollkommen war alles edlere Gemüth in ihr ausgestorben, daß sie sich den größten Abscheulichkeiten preisgegeben haben würde, ohne nur eine Ahnung davon zu haben, daß es Abscheulichkeiten wären. Bewundernswürdig war es, daß alle diese Personen sich mit Idealen trugen, welche nie von ihnen wichen; allein sie blickten darauf hin, wie auf das goldene Zeitalter, und Asträa war für sie auf immer entflohen. Unpartheiisch gesagt, fanden sie alles, was einen Werth in ihren Augen haben konnte, in uns wieder, und die Art des Interesses, welches sie für uns fühlten, mochte zuletzt nur darauf beruhen, daß wir ihre Gegensätze waren; allein, um dies anzuerkennen, hätten sie aus dem Gespinnst heraustreten müssen, womit sie sich umgeben hatten; und so weit reichte ihre Kraft nicht.

Über alle Veredelung hinaus, konnten ſie es immer nur darauf anlegen, uns in ihren Wirbel zu ziehen; und für uns beſtand die Aufgabe darin, wie wir uns in unſerem eigenen Wirbel halten möchten. Eugenien ſchien die Gefahr minder groß, als mir. Als ich ſie eines Tages auf das Verhältniß aufmerkſam machte, worein wir gerathen waren, antwortete ſie mir: »Wir hätten es ja in unſerer Gewalt, dies Verhältniß aufzuheben, ſobald wir es für gut befänden. Sie ſelbſt ſähe ſehr deutlich ein, daß ſie dadurch nie gewinnen könnte; allein ſo lange der Verluſt erträglich wäre, würde ſie nicht brechen, weil ſie doch einigen Erſatz in dem Geiſtesreichthum dieſer Perſonen fände. Überall begriffe ſie nicht, wie wir den längeren Aufenthalt in der Kaiſerſtadt ohne dieſen Umgang ertragen wollten. Das Casperle zu beſuchen, fühlten wir uns zu gut, und ganz und gar in die

Einsamkeit zurück zu treten, wäre weder heilsam noch unseren Planen entsprechend. Wie wenig Terrain der Chevalier bei ihr gewönne, davon wäre ich selbst Zeuge. Nur Aurora amüsire sie, als ein Wesen, das mit der ganzen Gesellschaft gebrochen habe und noch immer den Ausschlag geben wollte. Es gäbe ja zuletzt kein anderes Mittel, zum Gefühl seines Werthes zu gelangen, als der Umgang mit Personen dieser Art, die sich so treuherzig beredeten, die Geburt habe alles für sie gethan.«

So lange Eugenia dieser Ansicht getreu blieb, konnte ich ganz ruhig seyn. Ich störte also den Chevalier auf keine Weise in seinen Bewerbungen um meine Freundin, und sah es ruhig an, wie Aurora, anstatt die Ungebundenheit zu predigen, sie auf das allerliebenswürdigste repräsentirte. Meine ganze Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, welche

Wendung dieſe Verbindung nehmen werde, um einen beſtimmteren Charakter zu gewinnen.

Die Gräfin ließ mich nicht lange warten. Nachdem ſie einigemale in der Geſellſchaft gegähnt hatte, brachte ſie das Kartenſpiel in Vorſchlag. Der Chevalier und Aurora waren nicht abgeneigt davon, und da Eugenia und ich die Wirthe waren, ſo durften wir uns nicht verſagen, wie fremd uns auch der Spielgeiſt ſeyn mochte. Als aber die Sache einmal in Gang gebracht war, fand kein Stillſtand ſtatt. Wie bedeutend auch unſere Verluſte ſeyn mochten, ſo durften wir ſie nur in dem Lichte ſolcher Tribute betrachten, welche der Freundſchaft dargebracht wurden. Dies war indeſſen der geringſte Nachtheil, den wir von unſerer Nachgiebigkeit hatten. Ein nicht zu berechnender ſtand uns dadurch bevor, daß wir uns durch das Spiel mit unſeren Gegnern identifizirten

mußten. Es iſt nun einmal das Eigenthümliche des menſchlichen Geiſtes, immer dahin zu neigen, wo er die meiſte Beſchäftigung findet, ſollte er ſich auch dadurch zerſtören. So lange der Austauſch von Ideen und Gefühlen unſere einzige Unterhaltung geweſen war, fanden Eugenia und ich darin das Mittel, unſere Individualität gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Sobald hingegen alle Unterhaltung in Spiel ausgeartet war, kamen wir in eine ſo unvortheilhafte Stellung, daß aller Widerſtand vergeblich wurde und in ſich ſelbſt verging. In der That, man braucht nur aus Neigung zu ſpielen, um das Gefühl ſeines Werthes zu verlieren und jeder Erhebung unfähig zu werden; denn indem der Geiſt ſeine ganze Kraft auf das Spiel richtet, büßet er ſie in Beziehung auf alle edleren Gegenſtände ein, auf die ſie gerichtet werden könnte.

Indem

Indem ich dieſe Reflektionen machte, war ich auch auf den Rückzug bedacht. Aber wie ihn einleiten? Eugenien zurücklaſſen und ſie dem allerſchlimmſten Schickſal preisgeben, war eins; und dies vermochte ich nicht über meine Liebe für ſie. Eugenien die Augen öffnen, war mißlich, da das Spiel, welches ſie liebgewonnen hatte, zwiſchen ihr und mir in der Mitte ſtand, und der freundſchaftlichen Wärme, womit ſie mir ſonſt entgegen zu kommen pflegte, nur allzuviel Abbruch that. Ich machte den Anfang meiner Operationen damit, daß ich mich vom Spiele ausſchloß und dadurch gewiſſermaßen aus der Schußweite ſetzte. Dies mußte ſehr übel aufgenommen werden; und dies wurde auch wirklich der Fall. Ohne mich indeſſen daran zu kehren, ſpielte ich die Beobachterin. Mir ſelbſt zurückgegeben, bemerkte ich mit Entſetzen, welche Fortſchritte durch das Spiel in der Familiarität gemacht

waren. Aurora fand es gar nicht mehr der Mühe werth, ihre Gebrechen zu verschleiern; sie sprach darüber, als ob es unmöglich wäre, Verstand zu haben und anders zu seyn, als sie. Der Chevalier hatte das Bischen Galanterie, das ihm vorher eigen gewesen war, an den Nagel gehangen, und behielt nur noch die Manieren eines Glücksritters. Die Gräfin gebot mit einer Unverschämtheit, als ob alle Vorrechte in ihr vereinigt worden wären. Und Eugenia blieb bei allen diesen widerwärtigen Äußerungen immer gelassen, weil sie für den Augenblick die Schärfe des Gefühls verloren hatte, wodurch man gegen fremde Anmaßung empört wird. Ich schauderte vor dem Abgrund zurück, in welchen ich meine Freundin stürzen sah; aber ich hatte nicht den Muth, sie darauf hinzuweisen, so lange sie nicht aus ihrer Gleichgültigkeit hervortrat.

Indeſſen hatten die Ausgewanderten nicht ſobald wahrgenommen, daß ich ihrem Intereſſe abhold ſey, als ſie es darauf anlegten, Eugenien von mir zu trennen. Aurora wurde dazu gebraucht, dies Meiſterſtück der Intrigue zu Stande zu bringen. Niemand hatte dazu mehr Geſchicklichkeit; denn niemand war um den Unterſchied zwiſchen Lüge und Wahrheit weniger verlegen, und niemand verſtand ſich auf die Kunſt des Lächerlichmachens beſſer, als Aurora. Um aber noch von einer anderen Seite her zu wirken, verſtärkten ſich die Gräfin und der Chevalier dadurch, daß ſie mehrere andere Ausgewanderte bei uns einführten. Dies mochte ſich zuletzt ganz von ſelbſt machen, da der Gewinn, den man von Eugenien zog, die Lockſpeiſe war; indeſſen wurde dadurch immer eine große Mehrheit zu Stande gebracht, in welcher ſich Eugenia als die einzige Fremde erſcheinen und alle Luſt

zum Widerstande verlieren mußte. Es war zum Erstaunen, mit welcher Freiheit sich alle diese Personen um meine Freundin hinbewegten. Sie, welche für alle der Mittelpunkt hätte seyn sollen, war nichts mehr und nichts weniger, als die Schußscheibe des Geldinteresses. So vollkommen war man hierüber mit sich selbst einig, daß man aus Peissardensinn gar kein Geheimniß mehr machte.

Ich sah alle diese Manövres mit Gelassenheit an, weil meine Stunde noch nicht geschlagen hatte. Um Eugenien von diesen Vampyren zu befreien, mußte ich den Zeitpunkt abwarten, wo sie sich davon beschwert fühlte. Dieser Zeitpunkt konnte möglicherweise nicht eher eintreten, als bis meine Freundin in Geldverlegenheit gerieth und ihre Zuflucht zu meiner Casse nahm. Ich enthielt mich das erstemal aller Bemerkungen über ihre allzuweit getriebene Nachgiebigkeit; aber das

zweitemal legte ich ihr ganz unverholen die Frage vor: Ob sie denn dieses eckelhaften Einerleies nicht überdrüßig würde? Sie betrachtete mich nicht ohne Verwunderung; und als ich kühn genug war, meine Frage zu widerholen, anwortete sie: »Was soll ich machen? Verstrickt, wie ich einmal bin, muß ich mein Schicksal ertragen. Ich selbst fühle wohl, daß ich mich von meiner Höhe herabgeworfen habe; allein wie kann ich es anfangen, sie noch einmal zu erreichen?«

Ohne weder die Gräfin, noch den Chevalier, noch Auroren, noch irgend einen von den Übrigen anzuklagen, stellte ich sie Eugenien als Bedürftige dar, welche sie, aus irgend einem Instinkt, eben so behandelten, als sie ehemals den Hof behandelt hätten, und auf gleiche Weise von ihr abfallen würden, sobald sie nichts mehr zu geben hätte. »Es ist,« fügte ich hinzu, »ganz offenbar die Parasiten-

kunſt, die ſie treiben; die eckelhafteſte von allen Künſten, die es geben kann, weil ſie ihre Grundlage weder im Verſtande, noch im Gefühl, ſondern in einem dumpfen Egoismus hat, der ſich nicht beſſer zu verſchleiern weiß, als dadurch, daß er die Miene annimmt, für das Vergnügen Anderer zu ſorgen, während er nur den gröbſten Vortheil im Auge hat. Mag es doch in der Geſellſchaft Perſonen geben, denen ihr Recht widerfährt, wenn ſie von einem Paraſitenheer umlagert werden; allein zu ihnen zu gehören, kann weder angenehm ſeyn, ſo lange man die Wahrheit noch von der Lüge zu unterſcheiden weiß, noch ehrenvoll, ſo lange man noch nicht in leerer Repräſentation untergegangen iſt. Meine Freundin muß zu einem neuen Leben erwachen; und dies kann nur dadurch geſchehen, daß ſie ſolchem Volke den Rücken weiſet und es ſeinem Schickſal überläßt. Man muß die

Kraft haben, einem Umgange zu entſa-gen, durch welchen man nicht veredelt werden kann; denn ſonſt läuft man Ge-fahr, wo nicht ſelbſt verunedelt zu wer-den, doch wenigſtens ſolche Schrammen und Quetſchungen davon zu tragen, daß es unmöglich wird, noch einmal zu einem heitern Lebensgenuß aufzuſteigen.«

Recht abſichtlich drückte ich mich mit dieſer Stärke aus, um einen tiefen Ein-druck zu machen. Meinem Vorſatze nach wollte ich mich von Eugenien trennen, ſo bald ſie dadurch beleidigt würde. Dies war aber ſo wenig der Fall, daß nur von den Mitteln die Rede war, ſich aus der Schlinge zu ziehen.

Eugenia wollte ſogleich abreiſen; da-gegen aber hatte ich Mehreres einzuwen-den. Vor allen Dingen ſollte meine Freundin die Kaiſerſtadt mit eben ſo un-umwölkter Seele verlaſſen, als ſie in die-ſelbe eingetreten war. Außerdem aber

sollten diese Ausgewanderten, deren Rache ich vorhersah, nicht Raum gewinnen, hinter unserem Rücken zu sagen, was sie für gut befinden würden. Zu diesem doppelten Endzweck schlug ich Eugenien eine Reise in die Gebirgsgegenden Böhmens vor, deren bezaubernde Mannigfaltigkeit alle die peinlichen Gefühle zerstreuen mußte, die ihre Wangen mit Schaamröthe überzogen; zugleich aber bat ich sie, davon nicht eher ein Wort zu sagen, als bis alle Reiseanstalten gemacht seyn würden, und alsdann der Gräfin in einem kurzen Billet außer der Abreise zugleich den Tag der Zurückkunft anzuzeigen. Eugenia gab sich meinen Anordnungen mit der Entsagung vertrauender Freundschaft hin. Nach wenig Tagen waren wir reisefertig. Welchen Eindruck unsere plötzliche Abreise auf die edle Gesellschaft machte, läßt sich nur dann berechnen, wenn man sie in ihrer Gemeinheit kannte. Sie mochte davon

eben ſo betroffen ſeyn, als die National-Verſammlung von der Flucht Ludwigs des Sechzehnten.

Unſere Reiſe brachte alle die Wirkungen hervor, die ich beabſichtigt hatte, und Eugenia dankte dem Himmel für die Freiheit, die ihr zu Theil geworden war. Zur feſtgeſetzten Zeit kehrten wir nach Wien zurück. Die Ausgewanderten unterließen nicht, ſich wieder bei uns einzufinden, ſobald ſie unſere Ankunft erfahren hatten; allein wir hatten es jetzt in unſerer Gewalt, jede beliebige Stellung gegen ſie anzunehmen. Aurora ſtellte ſich zuerſt ein, und ganz offenbar legte ſie es darauf an, uns durch ihre Familiarität in das alte Geleiſe zurück zu führen. Doch die Feierlichkeit, die wir ihr entgegenſetzten, verwirrte ſie ſo, daß ſie ſich ein Dementi über das andere gab, bis ſie mit Bekenntniſſen hervortrat, auf welche wir gar nicht gefaßt waren. Ihrer Ausſage

zufolge war unter allen diesen Personen keine einzige ehrliche Seele. Was sie von jeder einzeln sagte, soll mit Stillschweigen übergangen werden. Genug, wir wurden, wenn auch nur die Hälfte von Aurorens Offenbarungen Glauben verdiente, hinlänglich überzeugt, daß wir es mit eigentlichem Auswurf zu thun hatten, der es wohl verdiente, von der Welt verlassen zu seyn und sich selbst zu bekämpfen. Aurora selbst wünschte sich an uns anschließen zu können; allein wir lehnten ihre Bitte ab, weil, wie gut auch ihre Vorsätze für den Augenblick seyn mochten, ihr Inneres durch langen Mißbrauch allzusehr verdorben war, um noch einmal zu genesen. Wir verweilten noch einige Wochen in Wien, um der Welt zu zeigen, daß es zwischen uns und den Ausgewanderten zu einem förmlichen Bruch gekommen wäre, den wir selbst zu Stande gebracht hätten. Alle Billets der Gräfin, des Chevalier u.

ſ. w., die während dieſer Zeit ankamen, wurden angenommen, aber nicht beantwortet. Der Verluſt, den Eugenia gelitten hatte, war bedeutend genug; indeſſen ließ er ſich ertragen, wenn man in Anſchlag brachte, daß ſie beſtimmt war, noch weit mehr zu verlieren, und nicht nur ihr Vermögen, ſondern auch ihre Moralität und ihre Ehre einzubüßen. Hierüber hatte uns Aurora ſo vollſtändige Aufſchlüſſe gegeben, daß die Sache keinem Zweifel unterworfen war. Wien verließen wir mit der traurigen Reflektion, daß, mit allem guten Willen uns an Deutſche anzuſchließen, wir unſere Zuflucht zu egoiſtiſchen Franzoſen hatten nehmen müſſen, die in uns nur die leichte Beute ſchätzten.

Wir durchreiſeten einen großen Theil des deutſchen Reichs, um einen Aufenthalt zu finden, der unſeren Neigungen entſpräche; allein wir kamen nicht eher zur Ruhe, als bis Eugenia ſich entſchloß,

in der Nähe von W... das Gut zu kaufen, das wir noch immer bewohnen.

Seit dieser Zeit leben wir in unserer eigenen Welt, hinlänglich geschieden und hinlänglich berührt von unserer Umgebung, um in voller Freiheit zu existiren. Unsere Sorge ging gleich Anfangs dahin, das Nützliche dem Schönen so unterzuordnen, daß dieses ein hinreichendes Fundament in jenem erhielte; und dies ist uns über alle Erwartung gelungen. Unser Gütchen ist der Wohnsitz der Reinlichkeit, der Ordnung, der Bequemlichkeit und Gastfreundlichkeit; und in sofern diese Schöpfung von uns ausgegangen ist, macht sie, hoff' ich, unserem Verstande keine Unehre. Die Angelegenheiten der Wirthschaft sind unter uns so getheilt, daß jede von uns ihren eigenen Wirkungskreis hat, ohne gleichwohl dadurch so beschäftigt zu seyn, daß wir außer Stande wären, uns im Nothfall zu ersetzen; denn wir haben das

Geheimniß aufgefunden: Alles ſo zu ordnen, daß es nur eines leichten Impulſes bedarf, um das Ganze im Gange zu erhalten. Den Frieden neben die Thätigkeit zu ſtellen, dies iſt die große Kunſt bei allen Organiſationen; und dieſe Kunſt iſt von uns ausgeübt worden.

Wir würden noch immer glücklich ſeyn, wenn wir auch ganz von der Welt getrennt lebten. Dies iſt aber nicht der Fall; wir leben vielmehr mitten in der Welt. Es kam darauf an, eine ſolche Stellung zu gewinnen, daß wir von dem Geräuſch um uns her nur gerade ſo viel berührt würden, als ſich mit der Beſtimmung vertrug, die wir uns ſelbſt gegeben hatten. Zu dieſem Endzweck konnten wir uns nur dem Umgange ſolcher Perſonen hingeben, die wirklich zu uns paßten; allein, indem wir in dieſer Hinſicht ſo klug als vorſichtig waren, brachten wir es dahin, daß wir die ganze Welt durch

wenige Personen in einem kurzen Auszuge um uns herstellten. Wer sich mit dem Volumen befaßt, wird davon erdrückt; wer hingegen Verstand genug hat, nur nach der Quintessenz zu streben, behält seine ganze Freiheit und wird durch die höchsten Genüsse belohnt.

Durch Sie, mein theurer Cäsar, wurde ich von neuem in die deutsche Literatur eingeweihet, die mir seit vielen Jahren fremd geworden war; und dafür danke ich Ihnen, wenn es eines Dankes bedarf. Ich habe mich überzeugt, daß die Deutschen in jeder Kunst und Wissenschaft seit ungefähr dreißig Jahren Riesenschritte gemacht haben; und weit entfernt, an einen nahen Stillstand zu glauben, erwarte ich vielmehr von der Zukunft noch glänzendere Perioden. Mag doch die große Mehrheit der Schriftsteller in gar keine Betrachtung kommen; dies verschlägt demjenigen nichts, welcher ein-

ſieht, wie nothwendig ſie ſind, um einen ausgezeichneten hervor zu bringen. Auch das Gold erzeugt ſich nur in Bleiſtufen; und wer verlangt es, daß kein Blei exiſtiren ſoll? Alle materielle Induſtrie iſt die Bedingung der immateriellen, und in dieſer Anſicht mögen wir jene wohl verzeihen.

In der That, ich freue mich, die Zeit erlebt zu haben, in welcher Göthe's natürliche Tochter erſcheinen konnte. Höher als jedes andere Produkt deſſelben Meiſters ſetz' ich dieſes. Mag die Mitwelt darüber urtheilen wie ſie wolle, die Nachwelt wird darin nur ein Dokument unſeres gegenwärtigen Culturgrades erblicken; und auf dieſe Weiſe erwarte ich nichts Geringeres, als daß die natürliche Tochter die Zeiten, in welchen wir leben, verherrlichen werde. Was iſt es denn zuletzt, was die Lektüre eines Reineke Fuchs ſo anziehend macht? Meinem Urtheile nach nichts anderes, als die Ent-

deckung, daß in diesem Gedichte eine große Welt dargestellt ist, die so und so gegen oder für einander wirkte. Das Feudalwesen in seiner Glorie; dies ist der Inhalt des Reineke Fuchs, und es wäre unendlich zu bedauern, wenn der Verfasser nicht allegorisirt hätte. Das Feudalwesen in seinem Verfall und nahen Zusammensturz; dies ist der Inhalt der natürlichen Tochter, und es wäre eben so unendlich zu bedauern, wenn der Verfasser keinen König, keinen Herzog, keinen Grafen, keinen Weltgeistlichen, keinen Mönch, keinen Gouverneur u. s. w. aufgeführt hätte. Beide Kunstwerke bezeichnen also bestimmte Entwickelungsepochen, und haben in dieser Hinsicht, wie verschieden sie auch ihrem Inhalte nach seyn mögen, gleichen Werth. Ist von der Kraft die Rede, durch welche beide ins Daseyn gerufen wurden, so möchte ich behaupten, daß sie in beiden Verfassern gleich groß war;

war; ſo daß ich mich gar nicht darüber wundere, wie Göthe der Überſetzer des Reineke Fuchs werden konnte; ein Werk, das mich bezaubert, und deſſen ſorgfältiges Studium mich zu meiner Anſicht der natürlichen Tochter geführt hat.

Man rühmt es als einen großen Vorzug der letzteren, daß die edlen Formen der Griechen in ihr conzentrirt ſind. Was mich betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß die natürliche Tochter als Kunſtwerk erbärmlich wenig ſeyn würde, wenn nur die Formen in Betrachtung gezogen werden ſollen. Auch ohne jemals den Aeſchylus und Sophokles geleſen zu haben, mußte Göthe, vermöge ſeines Verſtandes, ſolche Formen erzeugen. Der Geiſt, welcher in der natürlichen Tochter lebt und webt, iſt aber über den der Griechen ſo unendlich erhaben, daß ich zweifle, Aeſchylus und Sophokles würden die natürliche Tochter

verſtehen, wenn ſie ihnen in die Hände gegeben werden könnte.

Da ich einmal ein wenig in das Göthiſche Kunſtwerk verliebt bin; ſo müſſen Sie mir, mein angenehmer Freund, verzeihen, wenn ich zu dieſen Bemerkungen noch einige andere hinzufüge, von welchen ich glaube, daß ſie zur Sache gehören.

Mir war bei der Lektüre der natürlichen Tochter eben ſo zu Muthe, als bei der Betrachtung der Verklärung Raphaels. Anfangs wußte ich nicht, wodurch ich in dieſe Stimmung gerathen war; als ich aber tiefer nachdachte, entdeckte ich zwiſchen beiden Kunſtwerken eine auffallende Ähnlichkeit, welche darin beſtand, daß in beiden eine doppelte Handlung vorgeht, welche die höchſte Einheit mit ſich führt. Wollen Sie ſich gefälligſt desjenigen erinnern, was ich weiter oben über das Raphaelſche Kunſtwerk als Urtheil meiner verewigten Freundin bemerkt habe; ſo

müſſen Sie geſtehen, daß das Wunder der Verklärung zu der fehlgeſchlagenen Heilung des beſeſſenen Knaben in eben dem Verhältniſſe ſteht, worin ſich die Revolution zu Eugenia's Schickſal befindet. Vereinigung des Epiſchen mit dem Dramatiſchen war wie Raphaels ſo auch Göthe's Zweck, und beide haben ihn auf das allervollkommenſte erreicht, indem ſie die doppelte Handlung ſo ſtellten, daß die eine die andere beleuchtet und aufklärt. Iſt nicht alles, was der Göthiſchen Eugenia begegnet, von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es in dumpfes Erſtaunen ſetzt, wofern man nicht an das zurückdenkt, was der ganzen Geſellſchaft, zu welcher ſie gehört, bevorſteht? Nur auf dieſe Weiſe ließ ſich eine große Revolution auf die Bühne bringen; aber indem ſie im Hintergrunde gehalten werden mußte, ſo konnte es ſchwerlich fehlen, daß alle diejenigen (Zuſchauer oder Leſer), denen es an Ein-

bildungskraft gebrach, von der Handlung sehr wenig ergriffen werden, und daß Göthe in dieser Hinsicht Raphaels Schicksal theilte, an dessen Verklärung die gewöhnliche Critik zur Tadlerin werden mußte.

Große, hocherhebende Gefühle wollte der Dichter erzeugen, und solche hat er in allen denen erzeugt, die ihn zu fassen Kraft genug haben. Doch auf die Menge konnte er nicht einwirken. Dieser mußte es sogar problematisch werden, ob sein Kunstwerk für eine wahre Tragödie zu achten sey, da sie sich in derselben durch nichts gemartert und gefoltert fühlte. Mit tiefer, alles umfassender Menschenkenntniß hatte der Dichter gezeigt, wie aus Eugenia's nicht gesetzmäßiger Geburt sich, mit ihren seltenen Talenten und ungemeinen Eigenschaften, ihre Ansprüche auf anerkannte Hoheit und ihre Schicksale entwickelten; allein sich mit einem solchen Wesen, wie diese Eugenia ist, zu indenti-

ſziren, iſt der großen Menge unmöglich; und da ſie die Heldin des Drama's nicht vor ihren Augen vernichtet ſieht, ſo entgeht ihr diejenige Vernichtung, welche Eugenia dadurch erfährt, daß die Flammen der Revolution über alle ihre Wünſche, Hoffnungen und Ideale zuſammenſchlagen. Nur dem gebildeten Zuſchauer oder Leſer iſt es einerlei, ob er eine Iphigenia in Aulis zum Opferaltare führen, oder eine Eugenia ein Mißbündniß eingehen ſieht; und wie ſehr der Dichter auf dieſe höhere Bildung gerechnet habe, liegt darin am Tage, daß er den Schmerz über Eugenia unglückſeliges Geſchick nicht beſſer beſänftigen zu können glaubte, als wenn er ihrem letzten Schritte Vaterlandsliebe zum Grunde legte, und ſie noch obendrein zur Gattin eines achtbaren Mannes machte. Wäre Göthe's Empfindſamkeit allen Zuſchauern und Leſern ſeiner Eugenia eigen, ſo müßten ſie in eben die melancholiſche

Stimmung gerathen, in welcher er sein Kunstwerk schuf. Es ist also nur das Mißverhältniß, worin Göthe, als Culturgeschöpf, zu der Welt, auf welche er einwirken möchte, steht, was alle die schiefen Urtheile zu verantworten hat, die über seine Eugenia, wie über seine übrigen Dramen, gefällt worden sind. Ob dies Verhältniß immer dasselbe bleiben werde, mag ich nicht entscheiden; kommt aber die Welt auf ihrem Entwickelungsgange so weit, daß sie Göthen fassen lernt, so muß das Schicksal seiner Eugenia eben so tiefe Rührungen hervorbringen, als alles, worüber das Publikum gegenwärtig in Thränen zerfließet; nur mit dem Unterschiede, daß man sich in Göthe's Dramen zugleich im Gemüthe verwirrt und im Geiste erleuchtet, zugleich niedergedrückt und gehoben fühlen wird.

So wie die Sachen gegenwärtig stehen, ist dies unmöglich. Denn — um bei

der natürlichen Tochter ſtehen zu bleiben — es iſt nicht Eugenia's Individualität allein, was den größten Theil der Zuſchauer oder Leſer unberührt läßt; die übrigen Perſonen des Drama's ſind ihnen nicht minder unbegreiflich. Um in dieſem Herzog den ſchwankenden Vaſallen neben dem gefühlvollen Vater, in dieſem Sekretär das egoiſtiſche Werkzeug eines fremden Willens, in dieſer Hofmeiſterin die verzweifelnde Jungfrau, in dieſem Gouverneur das Geſchöpf militairiſcher Disciplin, in dieſer Äbtiſſin die durch die weltliche Macht beſchränkte Frau, in dieſem Mönch den religiöſen Schwärmer, in dieſem Gerichtsrath den über ſein Geſchäft hoch erhabenen, das Recht idealiſirenden Menſchen zu faſſen, muß man etwas mehr von der Welt begriffen haben, als die große Mehrheit, der alles, was geſellſchaftliches Verhältniß genannt werden mag, ein unauflösliches Räthſel iſt. Ohne Zweifel hing

es nur von dem Dichter ab, ſein Kunſtwerk dennoch der großen Mehrheit angenehm zu machen; aber alsdann hätte er eben die Wege einſchlagen müſſen, welche Shakeſpear einſchlug, ſo oft es ihm darauf ankam, ungemeinen Charakteren Eingang zu verſchaffen; nämlich viel Theatergeräuſch in nächtlichen Erſcheinungen, Zweikämpfen u. ſ. w. Da Göthe dies nicht gethan hat, ſo müſſen wir annehmen, daß er dergleichen Behelfe verachtet; und wie kann man anders als ſie verachten, wenn man nicht zu dem großen Haufen gehört, oder für ihn lebt? Die Unſterblichkeit ſichert man ſich nur dadurch, daß man die eigene Individualität vor allen Verunſtaltungen bewahrt; und wenn Alfieri über irgend einen Punkt Recht hatte, ſo war es in der Behauptung, daß nur diejenige Schriftſtellerei einen Werth haben könne, deren Inzentiv ein großer, ewig dauernder Ruhm iſt. Ich ſtelle mir vor,

daß es mir an Göthe's Stelle Vergnügen machen würde, in meinen dramatiſchen Werken die Verzweiflung der Schauſpieler und Kritiker zu erblicken.

So viel über Göthe's Eugenia, deren Lektüre mir unausſprechliches Vergnügen gemacht hat; ein Kunſtwerk, das ſich in jedem Betracht den erſten Meiſterwerken aller Nationen zur Seite ſtellen kann, ohne durch die Vergleichung zu leiden, und das ganz unſtreitig das allervollkommenſte iſt, das der deutſche Geiſt jemals geſchaffen hat.

Ich komme nach dieſer Abſchweifung auf mich ſelbſt zurück.

Durch die Lektüre auserleſener Geiſteswerke erhalte ich meinem eigenen Geiſte die jugendliche Kraft, wodurch ich mich von anderen Perſonen meines Alters unterſcheide. Allen meinen Erfahrungen nach, giebt es kein beſſeres Mittel, dem Alter auszuweichen. Eine Sammlung wirklich

geiſtreicher Schriften hat den Vorzug ſelbſt vor der beſten Geſellſchaft. Einmal behält man ſeiner Bibliothek gegenüber die vollſte Freiheit, welche nothwendig verloren geht, wenn man ſich, im perſönlichen Umgange, fremden Individualitäten anſchmiegen muß. Zweitens hat man den Vortheil, die Geiſter in ihren Sonntagsſchmuck zu ſehen, d. h. nicht verunſtaltet durch Launen, Antipathien und alle die Wirkungen momentaner Eindrücke, welche die Mittheilung hemmen; denn wer ſich einmal an ſein Pult geſetzt hat, um mit der Welt zu ſprechen, befindet ſich gewiß in der ihm vortheilhafteſten Verfaſſung. Drittens hat man es in ſeiner Gewalt, aufzurufen welchen Geiſt man will, nur ihm zu leben, und ihm nur ſo lange zu leben, als man es für gut befindet. In der That, ich wundere mich, wie ſo viele Perſonen, welche auf Bildung Anſpruch machen, dieſe Vorzüge verkennend, den Geſelligkeitstrieb

nur dann zu befriedigen glauben, wenn sie sich durch den Umgang auf die Folter spannen lassen.

Da von meinen Schicksalen nicht weiter die Rede seyn kann, so bleibt mir nur noch übrig, von meiner Lebensweise und meinen Erwartungen zu sprechen.

Ich habe die Gewohnheiten und Neigungen meiner Jugend immer beibehalten; ich konnte es, weil sie in jeder Hinsicht leicht und bequem waren, und that es, weil ich mich dabei wohl befand. Meiner Mäßigkeit verdanke ich, daß ich nie krank gewesen bin. Aber ich kann mit gleicher Wahrheit sagen, daß ich mich nie unglücklich gefühlt habe; und dies bedeutet etwas mehr. Vielleicht sind die Gemüthskräfte nie so stark in mir gewesen, daß sie mich zu inneren Widersprüchen führen konnten; vielleicht aber auch hat die frühe Gewöhnung, ihren Anfällen zu begegnen, die Wirkung hervorgebracht,

daß ich mir zu allen Zeiten klar und gleich bleiben konnte. Dem sey wie ihm wolle — denn hierüber ganz ins Reine zu kommen, ist vielleicht unmöglich — indem ich Anderen eben so sehr gelebt habe, als mir selbst, habe ich immer einer beneidenswerthen Ruhe und Heiterkeit genossen. Jungfrau bin ich geblieben, weil nach Moritz sich mir kein Mann dargestellt hat, dem ich meine Freiheit aufzuopfern der Mühe werth gehalten hätte; ich muß mich so ausdrücken, ob ich gleich bei mir überzeugt bin, daß meine Jungfrauschaft nicht die Folge des Raisonnements bei mir gewesen ist. Wäre ich Gattin und Mutter geworden, so würde ich diesen Verhältnissen keine Schande gemacht haben; denn Treue und Liebe lagen in meinem Wesen eingehüllt. Als eine geborne Catholikin würd' ich mich nach Moritzens Tode entschlossen haben, in irgend ein Kloster zu gehen; schwerlich aber wäre dann aus mir

geworden, was ich jetzt bin, und in ſofern ich einen Werth auf mich ſetze, freue ich mich auch, eine Proteſtantin zu ſeyn. Ich fürchte weder den Verfall, noch den Tod. Den erſteren betrachte ich als eine Folge des mangelnden Reizes, und ſo lange mir noch mein Bewußtſeyn bleibt, werd' ich dafür ſorgen, daß dieſer Mangel mich nicht treffe. In dem letzteren ſeh' ich nur den Stillſtand einer Maſchine, die nicht für die Ewigkeit geſchaffen wurde. So lange ich lebe, werd' ich mich auch wohlbefinden. Mein Arkanum in dieſer Hinſicht iſt ſehr einfach. Es heißt: Fliehe den Umgang mit alten und langweiligen Perſonen. Nichts verbittert das Leben ſo beſtimmt und tödtet ſo ſicher, als das überhandnehmende Gefühl der Langenweile. Gewiſſen Anzeigen nach, werd' ich aber ein hohes Alter erreichen, ohne daß ich dies gerade wünſche. Denn blick' ich auf die Vergangenheit zurück, ſo dehnt ſie ſich

unermeßlich vor mir aus, welches durchaus nicht der Fall seyn könnte, wenn der langweiligen Tage, Wochen, Monate in ihr sehr viele gewesen wären. Ich glaube nämlich die Bemerkung gemacht zu haben, daß es in jedem Menschen ein von allen künstlichen Zeitmaaßen ganz unabhängiges giebt, nach welchem das Fortschreiten der Zeit durch Gefühle und Ideen bezeichnet wird. Vermöge dieses natürlichen Zeitmaaßes muß eben die Zeit, welche im Durchleben sehr rasch vorüber zu fliegen scheint, in der Zurückerinnerung eine große Ausdehnung gewinnen, und umgekehrt die träg vorüber schleichende Zeit in der Erinnerung zusammen schrumpfen. Da ich aber die letzte Erfahrung durchaus noch nicht an mir selbst gemacht habe, so muß ich daraus schließen, daß noch ein hohes Maaß von Lebenskraft in mir ist, und ich für eine ungewöhnlich lange Dauer bestimmt bin. Doch dies komme, wie es wolle, ich werde mit meinem Geschick künftig eben

so zufrieden seyn, als ich es gegenwärtig bin. Das Einzige, warum ich den Himmel bitten möchte, ist die Erhaltung der letzten Freunde, die er mir zuführte. Bessere werd' ich niemals wiederfinden, und ein freundloses Leben hat so viel Abscheuliches für mich, daß ich lieber gar nicht mehr existiren will, wenn die nackte Existenz durch sich selbst bedingt ist.

Und nun, mein theurer Cäsar, hab' ich Ihnen alles mitgetheilt, was Sie wissen mußten, um mich nach meinem ganzen Wesen zu begreifen. Von größerer Ausführlichkeit haben mich zwei Rücksichten abgehalten. Einmal wollte ich Ihnen so wenig Langeweile machen, als mir immer möglich wäre, und Ihnen schlechterdings nichts von dem wiederholen, was sonst wohl zwischen uns beiden zur Sprache gekommen ist. Zweitens — ich weiß, Sie verzeihen, daß ich bei einem so unangenehmen Geschäfte,

als das Schreiben nun einmal iſt, auch an mich gedacht habe — wollte ich mir durch alle dieſe Bekenntniſſe nur die Abweſenheit meiner Freundin erträglicher machen, und folglich nur bis zu ihrer Zurückkunft an meinem Pulte kleben. Ich habe das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß Eugenia übermorgen ganz unfehlbar wieder eintreffen wird. Unſtreitig werden Sie bald zu uns kommen, und dann Ihre Mirabella mit ganz anderen Augen betrachten, als es bisher der Fall war. Nun, es wird ſich zeigen, ob ich durch meine Aufrichtigkeit bei Ihnen gewonnen oder verloren habe. Immer war es meine Sache, für nichts mehr und nichts weniger gelten zu wollen, als was ich wirklich bin. Adieu.

Hermes

oder

über die Natur der Gesellschaft

mit

Blicken in die Zukunft.

Von

Friedrich Buchholz.

Tübingen.

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1810.

Vorrede.

Muß ich um Verzeihung bitten, weil ich fortfahre, neue Bahn zu brechen für eine Wiſſenſchaft, die, wenn ſie jemals vollendet werden ſollte, die beſte Unterlage für das Gedeihen derjenigen Geſellſchaften ſeyn würde, welche man Staaten nennt?

Es iſt wahr, daß ich in meinen Unterſuchungen ſehr wenig Rückſicht nehme auf beglaubigte Autoritäten; allein würden dieſe Unterſuchungen den allermindeſten Werth haben, wenn ſie nichts weiter wären, als eine Wiederholung des bisher Gedachten und Geſchriebenen?

Was richtig behandelt werden ſoll, muß vorher ſeiner wahren Beſchaffenheit nach gekannt ſeyn. In

ſofern nun die Geſellſchaft der Gegenſtand der Behandlung iſt, muß, wenn eine richtige Behandlung erfolgen ſoll, vorher ausgemittelt werden, was die Geſellſchaft iſt, auf welchen Grundlagen ſie beruht, wie dieſe Grundlagen am beſten erhalten werden, und was geſchehen muß, um die Hinderniſſe wegzuräumen, welche ihrer Wirkſamkeit entgegen ſtehen. Mein Werk, das gerade hiervon handelt, wird nur in ſofern des Beifalls würdig ſeyn, als es neue Aufſchlüſſe enthält, für deren Wahrheit die Erfahrung aller Zeiten einſteht.

Ich weiß nicht, ob man mich nicht einen Orthodoxen in der Staatswirthſchaft nennen wird, weil ich mich ſo entſcheidend gegen alles Papiergeld erkläre; aber ich verlaſſe mich, die Wahrheit zu geſtehen, auf die Stärke der Gründe, die ich gegen dieſe unnatürliche Schöpfung vorgetragen habe. Für Teutſchland würde es ein beſonderes Unglück ſeyn, wenn man darin noch weitere Fortſchritte machte, als die bisherigen; denn Teutſchlands Völkerſchaften würden dadurch noch weit mehr vereinzelt werden, als ſie es bereits durch die Verfaſſung ſind; und würde die letzte Folge dieſer Vereinzelung nicht Barbarei und Auflöſung ſeyn? Mehr als irgend ein anderes Volk in Europa, ſcheinen die Teutſchen auf den erſten Cha-

rakter des Geldes, die Metallität, halten zu müſſen, weil ſie ſonſt ſelbſt die Ausſicht auf Einheit verlieren würden. Daß ich es ohne Umſchweiſe ſage: Ein gutes Münz-Syſtem für ganz Teutſchland würde der entſcheidendſte Schritt zur Nationaliſirung eines Volks ſeyn, das ſich nicht einmal geſchmeichelt fühlt, wenn man es vorläufig eine Nation nennt.

In Zeiten des Druckes und des Elendes hat man die meiſten Veranlaſſungen über die Urſachen der allgemeinen Unzufriedenheit nachzudenken, die bekanntlich niemals da zu finden ſind, wo der große Haufen ſie ſucht. Dieſem Antriebe folgend, glaube ich die Entdeckung gemacht zu haben, daß alles, worüber man ſich beklagt, zuletzt in dem Mangel guter organiſchen Geſetze gegründet ſey. Ich habe dieſe meine Entdeckung auf das beſtimmteſte in dem ſiebenten Abſchnitte dieſes Werks ausgeſprochen und in den beiden nächſtfolgenden die Umwälzung bezeichnet, welche vorangehen muß, wenn man an der Entſtehung der guten organiſchen Geſetze nicht verzweifeln ſoll. Man leſe und prüfe; weiteres läßt ſich hier darüber nicht ſagen. Was mich betrift, ſo trage ich die Ueberzeugung in mir, daß Teutſchlands Staaten ihre Kräfte auf das doppelte und dreifache erhöhen

könnten, wenn sie auf sich selbst zurückgehen, und nach dem höchst einfachen Grundsatze der Theilung der Arbeit, ungleichartige Verrichtungen so von einander trennen wollten, daß sie nicht wieder in einander fließen könnten. Indessen scheint es, als habe man in Teutschland gar keine Ahnung davon, daß das Vorhandene früheren Jahrhunderten angehöre, welche mit dem gegenwärtigen nichts gemein haben. Und so wird es denn der Noth überlassen bleiben, diejenigen Veränderungen zu bewirken, wodurch die Herrschaft der Völker vermindert und die des Gesetzes vermehrt wird.

Der Verfasser.

I.

Von der Selbſtheit und der Liebe.

Es giebt zwei ganz verſchiedene Arten, über menſchliche Handlungen zu urtheilen. Die eine iſt die theologiſche, die andere die philoſophiſche. Wem jene eigen iſt, der verlangt, daß der Menſch nichts anders ſeyn ſolle, als Liebe, Glaube und Hofnung, und indem er dies verlangt, verdammt er alles, was ſeine Quelle in der Selbſtheit hat, oder wenigſtens zu haben ſcheint. Wem dieſe eigen ſeyn kann, der geht mit ſeinen Forderungen nicht hinaus über den Willen der Natur; und ob er gleich von Zeit zu Zeit bedauert, daß einzelne Handlungen dem Vortheil der Geſellſchaft nicht entſprechen, ſo wird er dadurch doch nicht zu dem Wunſche bethört, daß es keine Selbſtheit geben möge, indem er wohl einſieht, daß es, ohne dieſe verrufene Selbſtheit, weder menſchliche Individuen noch eine menſchliche Geſellſchaft geben würde.

Wer mit theologiſchem Sinn über menſchliche Handlungen urtheilt, wird ſich über den in Rede ſtehenden Gegenſtand alſo erklären; „noch einmal wende ich mich zurück zu dir, „fluchwürdiges Ungeheuer, Egoismus, Selbſtſucht! oder „welchen Nahmen du führen magſt, feindlicher, unſeeliger „Geiſt, der du allem ächtmenſchlichen und chriſtlichen Sinn „widerſtrebeſt, und, was das Evangelium aller Welt zu „ſichern und zu verewigen trachtete, mit ſchnöder Gewalt „zerſtörſt und vernichteſt. — Selbſtſucht iſt die wahre Erb„ſünde, die, einmal mächtig geworden, wie eine anſteckende Seuche fortwüthet von Geſchlecht zu Geſchlecht, von „den Aeltern übergeht in die Kinder, mit der Muttermilch „ſchon dem zarten Säugling eingeflößt wird, und faſt un„ausrottbar eingepflanzt in die zarten jungen Gemüther.

„Wie viel hat dieſe Herrſchaft der Menſchheit geraubt, un-
„wiederbringlich ausgetilgt in dem heutigen Geſchlecht; wie
„verderblich alle Welt verflochten in unſeeliges, entehrendes,
„ganz irdiſches Streben, und abgewendet Herzen und Sinn
„von dem, in dem allein Wahrheit iſt und Friede und un-
„ausſprechliches Heil! — Zu allen Zeiten iſt die Selbſt-
„ſucht mächtig geweſen in menſchlichen Gemüthern, und
„hat mit ihrer ſchnöden Gewalt manchen zarten und ſchö-
„nen Keim im Herzen der Menſchheit gehemmt oder ge-
„knickt. Kam nicht durch Selbſtſucht der erſte Menſchen-
„mord auf Erden, regierte ſie nicht des Brudermörders
„blutbefleckte Hand? Ja, iſt nicht alle, auch die Urſünde
„ausgegangen von ihr, ja ſie ſelbſt? Zählet alle Verbre-
„chen auf, welche die Menſchheit beflecken; in der Selbſt-
„ſucht findet ihr aller Wurzel und Urquell. Wenn ſie ihre
„Gewalt ausdehnt von dem Einzelnen auf ganze Staaten
„und Völker; ſo erliegen dieſe unter dem ungeheuren Joche,
„und furchtbare Verwirrung, Gräuel ohne Maaß und Ziel
„nehmen ſchrecklich überhand. Sie iſt es, die zu wildem
„Aufruhr die Völker empört, treulos ſie macht an dem Ge-
„ſetz, an Vaterland und Fürſten, zu Verrath ſie reizt, und
„ſchwarzer Bosheit, ſie, welche die Staaten zerſtört und
„in unwürdige Feſſeln ganze Nationen ſchlägt. Sie ſchwingt
„das Schwerdt über alle Häupter, ſie entzündet unheilbrü-
„tende Kriege; Mißgunſt und ſcheelſüchtiger Neid, ſchlei-
„chender Verdacht und ſchwarzes Mißtrauen, Geiz und Hab-
„ſucht, und alle grauenvolle feindſelige Geiſter des nächtlichen
„Abgrundes, alle Ungeheuer der Finſterniß ſind in ihrem
„Gefolge *).

Wer dagegen mit philoſophiſchem Sinn dieſelben menſchlichen Handlungen erwägt, der wird ſich über die Selbſtheit alſo ausdrücken:

„Wie wenig wären wir doch, wenn wir lauter Liebe wären! Was ſag' ich? Würden wir Menſchen ſeyn, wenn

*) Siehe Anſichten der Gegenwart und Ausſicht in die Zukunft pag. 476.

wir von keiner Selbſtheit geleitet würden? Iſt denn die Selbſtheit nicht die erſte und vornehmſte Quelle aller Perſönlichkeit, und läßt ſich eine Geſellſchaft denken, die nicht aus Individuen zuſammengeſetzt iſt, von welchen jedes zunächſt nur ſeinen Privatvortheil im Auge hat und in demſelben die Mittel erwirbt, ſich der Geſellſchaft nützlich zu machen? Von den Verbrechen, zu welchen die Selbſtheit führt, muß in einer unpartheiiſchen Würdigung dieſes, in jede menſchliche Bruſt von der Hand der Natur ſelbſt gepflanzten, Triebes allerdings auch die Rede ſeyn; allein wenn Selbſtheit und Verbrechen eins wären, ſo würde weder die eine noch das andere möglich ſeyn, indem alsdann keine Geſellſchaft exiſtiren könnte, in Beziehung auf welche das Verbrechen ſeinen Charakter erhielte. Alle Verbrechen ſind nur Ausnahmen von der Regel; dieſe aber bringt es mit ſich, daß die Selbſtheit des Einen durch die des Andern in ſolchen Schranken gehalten wird, welche ihre Unſchädlichkeit ſichern, ja ſie ſogar nützlich machen. Es iſt nichts anders als Selbſtheit, wenn ich nur für mich und die Meinigen arbeite; da ich aber einmal in der Geſellſchaft arbeite, und es immer nur darauf anlegen kann, dieſer Geſellſchaft durch meine Arbeit angenehm zu werden, ſo iſt meiner Selbſtheit, wäre ſie auch noch ſo heftig, durch dieſen Umſtand alles Uebelthätige genommen, und je größer die Vortheile ſind, die ich für mich erwerbe, deſto größer ſind in der Regel auch die Gewinne, welche ich Anderen zuwende. Es wäre in dieſer Hinſicht ſogar zu wünſchen, daß alle Menſchen recht ſelbſtiſch ſeyn möchten; denn indem alle ohne Ausnahme es wären, könnte die Folge davon keine andere ſeyn, als größt-mögliche Energie in den Individuen, welche die Geſellſchaft ausmachen, eine Energie, bei welcher man ſich gegenſeitig achten und den Gipfel der Virtuoſität in jeder Beziehung erſteigen würde. Die vorzüglichſten Menſchen ſind immer die ſelbſtiſchſten; aber ſie ſind es auf eine für die Geſellſchaft erſprießliche Weiſe. Alle Klagen, die wir über den Egoismus Anderer führen, ſind eigentlich

nur Klagen über den Widerſtand, auf welchen wir bey Verfolgung unſerer Zwecke in der Geſellſchaft ſtoßen. Wir täuſchen uns ſelbſt, ſo oft wir wünſchen, daß es keinen ſolchen Widerſtand geben möchte; denn was wären wir ohne ihn, und wie langweilig und unerträglich würde ein Leben ſeyn, in welchem es gar keine Mühe und Arbeit gäbe!"

Wahrlich, die Menſchen müßten aufhören, zu ſeyn — nicht nur was ſie bisher geweſen ſind, ſondern auch was ſie der Abſicht der Natur nach ſeyn ſollen, wenn ſie werden könnten, was der große Haufe der Moraliſten aus ihnen machen möchte. Angenommen, es ſtände in unſerer Gewalt, die Selbſtheit bis auf die kleinſte Regung zu unterdrücken — was würde die Folge davon ſeyn? Ganz unſtreitig die, daß wir, fortgeriſſen von einem unwiderſtehlichen Hang zu lieben, in einander flößen, wie die Elemente, ohne jemals wieder von einander geſchieden werden zu können. Dabei nun verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß an keine einzige von denjenigen Erſcheinungen mehr zu denken ſey, welche das Weſen der Geſellſchaft ausmachen; mit der Perſönlichkeit würde die Verſchiedenheit der geſellſchaftlichen Verrichtungen verſchwinden, und in dieſem Verſchwinden würde die Zerſtörung des menſchlichen Geſchlechts enthalten ſeyn.

Das Wahre von der Sache iſt, daß in jeder menſchlichen Bruſt zwei Triebe walten, die, indem ſie ganz entgegengeſetzte Richtungen geben, den Menſchen gleichſam in zwei Theile zerlegen. Der eine dieſer Triebe iſt die Selbſtheit, der andere iſt die Liebe. Jener führt uns immer aus der Geſellſchaft heraus, dieſer führt uns immer in die Geſellſchaft zurück. Dem erſtern folgend, ſondern wir uns von allen übrigen Geſchöpfen unſerer Gattung ab, und retten dadurch unſere Perſönlichkeit; dem letztern nachgebend, bleiben wir, ſelbſt in der ſtrengſten Abſonderung, Mitglieder der Geſellſchaft. Der erſte Charakter unſerer Geſelligkeit iſt, daß ſie eine ungeſellige genannt werden muß, weil wir in ihr noch immer unſere Perſönlichkeit feſthalten. Wir

können nicht mit der Gesellschaft, wir können aber auch nicht ohne dieselbe leben, und das Problem unseres Daseyns, in seiner höchsten Allgemeinheit aufgefaßt, ist nie ein anderes, als zwischen diesem Mit und diesem Ohne so durchzukommen, daß unsere Existenz gesichert bleibt. Alle Thätigkeit unseres Verstandes ist hierauf gerichtet, und wer zuerst sagte: „die Tugend sey das Mittel zwischen zwei Extremen," der sagte etwas, das tief aus der Natur des Menschen geschöpft ist. Indem nämlich der Mensch unter dem Antriebe zweier Kräfte steht, welche ihm ganz entgegengesetzte Richtungen geben, und er keiner von diesen Richtungen folgen kann, ohne entweder von der Gesellschaft vernichtet zu werden, oder sich selbst aus Liebe für die Gesellschaft zu vernichten, muß er immer darauf bedacht seyn, wie er zwischen beiden durchkommen will; und da ihm dies nur dann gelingt, wenn er die Diagonale jener entgegengesetzten Richtungen findet, so ist alle seine Tugend das Mittel zwischen zwei Extremen. Als selbstische Wesen möchten wir uns die ganze Gesellschaft unterordnen; dies geht aber nicht an, weil die Kraft der Gesellschaft größer ist, als unsere individuelle Kraft. Als liebende Wesen fühlen wir keinen andern Beruf, als uns der Gesellschaft aufzuopfern; darüber aber geht unsere Persönlichkeit verloren. Die Moral, als mittheilbare Wissenschaft, sollte sich also darauf beschränken, den Menschen mit den Bedingungen seines gesellschaftlichen Daseyns bekannt zu machen, und ihm zugleich die Mittel zur Erfüllung dieser Bedingungen zu zeigen. Thäte sie dieß wirklich, und gelänge es ihr, da den Verstand aufzuklären, wo sie bisher nur das Gemüth zu beherrschen suchte, so würde zu den Wundern, die sie hervorzubringen nicht verfehlen könnte, auch das gehören, daß sie das Verbrechen aus der Gesellschaft verbannete.

Die Menschen beschäftigen sich seit Jahrtausenden mit der Auflösung des Räthsels, das ihre eigene Natur ihnen darbietet, und wahrscheinlich werden sie sich noch lange damit beschäftigen. So viel scheint indessen entschieden zu

seyn, daß, der gemeinen Ansicht ganz entgegen, die Fortdauer und freiere Entwickelung der Gesellschaft von der Wirksamkeit der Selbstheit, die Fortdauer und freiere Entwickelung des Individuums hingegen von der Wirksamkeit der Liebe abhängt. Durch die Selbstheit wird bewirkt, daß jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft für sich existiren will; und da dies immer nur insofern möglich ist, als es irgend ein nützliches Geschäft treibt, die Summe der nützlichen Geschäfte aber die Basis ist, auf welcher die Gesellschaft ruht, so ist die Selbstheit der letzte erkennbare Grund der Gesellschaft. Durch die Liebe wird bewirkt, daß jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft gesellig existiren will; da dies aber eine fortdauernde Aufopferung der Persönlichkeit voraussetzt, und immer nur insofern Statt finden kann, als das Mitglied der Gesellschaft in sich selbst Mittel findet, die Persönlichkeit in der Liebe zu retten, so muß die Liebe als das Rettungsmittel des Individuums betrachtet werden. Selbstheit und Liebe, so mit einander vermischt, wie sie gewöhnlich angetroffen werden, constituiren das menschliche Gemüth, welches, sogar in seiner Benennung, das Ungewiße und Schwankende ausdrückt, das ihm eigen ist. Je größer der Umfang von beiden ist, desto problematischer wird es, ob man mehr an die eine oder an die andere glauben solle; eigentlich aber sollte man sich auf eine Untersuchung dieser Art nie einlassen, sondern nur immer auf das achten, was sich durch den Kampf von beiden gestaltet; denn dies ist das Entscheidende.

Den Kampf selbst kann man als das untrüglichste Kennzeichen des moralischen Lebens betrachten. So lange er fortdauert, befinden wir uns, selbst unter mannigfaltigen Leiden, noch immer zum Mitwirken und Eingreifen geneigt; sobald er aber zum Stillstand kommt, hören alle geistigen Verrichtungen in uns auf, und der moralische Tod tritt ganz von selbst ein. Hierin liegt das Geheimniß des Selbstmordes verborgen, der sich immer nach einem und demselben Gesetze vollzog, und den man eben

deswegen weit richtiger eine Begebenheit als eine Handlung nennt. Wer dahin kommt, daß er die Herrschaft über den Widerstreit der Selbstheit und Liebe in seiner Brust verliert, der hat, genau genommen, gar keinen Gegenstand mehr für seine geistige Wirksamkeit, und die ungeheure Leere, die er darüber empfindet, ist es, was ihn zur Abkürzung seines physischen Daseyns treibt, welches er weder hassen, noch lieben kann. Das, was ihn dahin gebracht hat, die Herrschaft über jenen Widerstreit zu verlieren, kann eben sowol von der größten Wichtigkeit als der größten Geringfügigkeit seyn; darüber entscheiden besondere Lagen und Verhältnisse im Leben. Was ihn aber auch immer dahin gebracht haben möge, so ist die Wirkung immer dieselbe gewesen, und Cato von Utika, der französische Minister Roland, und welchen andern Selbstmörder man sonst noch nennen mag, sind nach einem und demselben Gesetze gestorben, das sich nach Maasgabe ihrer Eigenthümlichkeit, beständig ganz von selbst vollzog. Die Verzweifelung, welche dem Selbstmorde vorangeht, ist nichts weiter, als ein Stillstand des Denkens und des Bewußtseyns; und diesem Stillstande sind am meisten diejenigen ausgesetzt, welche in gewissen Formen des Lebens so abgehärtet worden sind, daß das Leben selbst ihnen eins und dasselbe mit diesen Formen zu seyn scheint. Liegt hierin etwas Beklagenswerthes, so muß man gestehen, daß es zugleich unabänderlich ist; denn jene Formen sind dem gesellschaftlichen Leben nothwendig, und da der Mensch nur gesellschaftlich leben soll, so müssen ihm, im ununterbrochenen Lauf der Dinge, die Formen des Lebens eben so wichtig werden, als das Leben selbst.

Es kam in diesem Abschnitte nur darauf an, nachzuweisen, durch welche innere Anlagen des Menschen die Natur eine Gesellschaft möglich gemacht hat, so daß diese sich überall, wo Menschen existiren, ganz von selbst bildet.

Man hat die Frage aufgeworfen: welches der vorgesellschaftliche Zustand des Menschen gewesen sey? Einen solchen Zustand hat es nie gegeben — hat es nie geben können,

weil der Mensch die nothwendigen Bedingungen des Lebens nur im gesellschaftlichen Zustande erfüllen kann. Um den vorgesellschaftlichen Zustand voraussetzen zu dürfen, müssen wir annehmen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch, gleich den Thieren, von der Gewalt des Instinktes wäre geleitet worden; eine solche Hypothese ist aber unzulässig, weil derselbe Instinkt, der den vorgesellschaftlichen Zustand beschützt hätte, den Gesellschaftszustand für immer verhindert haben würde.

Wir sind im Stande, das Naturgesetz zu erkennen, vermöge dessen der Mensch unter allen Himmelsstrichen in Gesellschaft lebt; aber wir sind nicht im Stande anzugeben, warum die Gesellschaft unter dem einen Himmelsstrich diese Gestalt und unter dem andern jene annimmt, oder, mit andern Worten, warum die Gesetze, wodurch die verschiedenen Gesellschaftszustände gebildet werden, so sehr von einander abweichen, daß oft nur eine entfernte Aehnlichkeit zwischen ihnen statt findet. Diese Gesetze, welche die gesellschaftlichen genannt werden, haben alle eine und dieselbe Quelle, nämlich den menschlichen Verstand; und doch sprudelt diese Quelle so verschieden, daß man Mühe hat, ihre Identität anzuerkennen. Es sey darum, weil sich wenigstens wird angeben lassen, worauf das Wesen der Gesellschaft im Allgemeinen beruhet, und was ewig in Acht genommen werden muß, wenn der Mensch im Gesellschaftszustande sich vervollkommnen soll.

II.
Von der Gesellschaft.

Nichts wird in der Regel weniger beachtet, als die Natur und Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft.

Wir leben in ihr; wir fühlen, daß wir nicht außer ihrem Schooße leben können; wir überzeugen uns, bei einigem Nachdenken über uns selbst und über die Beziehungen, in welchen wir existiren, ohne Mühe und Anstrengung,

daß unser ganzer Werth nur ein gesellschaftlicher ist, und in sich selbst zusammenfallen würde, wenn er aufhörte, ein gesellschaftlicher zu seyn: aber dies alles verhindert uns nicht, mit unseren Forderungen weit über das hinauszugehen, was die Gesellschaft uns, ohne sich selbst zu schaden, gewähren kann; dies hält uns nicht ab, das, was wir für sie thun, in einen höheren Anschlag zu bringen, als was sie für uns thut.

Unum me donavit, mihi omnes, sagt ein alter Schriftsteller. In diesem so einfach, so glücklich ausgedrückten Satze sollte unsere ganze Moral eingeschlossen seyn; in dieser Anschauung sollte für uns eine ewige Aufforderung zur Dankbarkeit, zum Wohlwollen und zu allen gesellschaftlichen Tugenden ohne Ausnahme liegen. Allein die Mehrzahl findet darinn nur eine Aufforderung zum Stolz und zum Hochmuth; und indem die Entsagung unseres persönlichen Werthes dasjenige ist, wozu wir uns am schwersten entschliessen können, werden wir sogar geneigt, den Willen der Natur umzukehren, die Gesellschaft als nur für uns vorhanden zu betrachten, und, so weit unsere Kräfte reichen, zu unserem ausschließenden Vortheil zu verbrauchen. Wir hören nicht auf, gesellschaftliche Wesen zu seyn; aber unsere Gesellschaftlichkeit nimmt den Charakter des Eigennutzes an, und wird dadurch sehr leicht das Gegentheil von dem, was sie seyn sollte.

Gleichwol dauert die Gesellschaft fort; es scheint sogar, als ob der gesellschaftliche Eigennutz von der Natur selbst, als das sicherste Mittel zur Erhaltung und Fortbildung der Gesellschaft berechnet worden sey. In Wahrheit, nichts ist unschuldiger, als eben dieser Eigennutz, sobald er allgemein ist; denn eben durch diese Allgemeinheit wird er in diejenigen Schranken zurückgeführt, die ihn, in der Regel, vollkommen unschuldig machen. Ich sage: in der Regel, weil es einzelne Ausnahmen giebt, wo er als zerstörend erscheint, indem diejenigen, in welchen er wirkt, sich über alle Gegenseitigkeit hinaussetzen, ihrem Vortheile auf Kosten

der ganzen Gesellschaft nachgehen, und eben dadurch zu Verbrechern werden. Diese Ausnahmen abgerechnet, muß man von dem gesellschaftlichen Eigennutze sogar behaupten, daß er nicht blos unschädlich, sondern sogar höchst nützlich für die Gesellschaft sey. Denn angenommen, er wäre nicht in unserer Natur, worin sollte das Streben nach Auszeichnung und worin überhaupt die Persönlichkeit wohl ihre Quelle haben? Der gesellschaftliche Eigennutz ist es im Grunde, was den Menschen zum Menschen macht, d. h. ihn dadurch von dem Thiere unterscheidet, daß es ihn zum Gefühl seines persönlichen Werths hinleitet. In allem, was wir Ehrgeiz, Ruhmsucht u. s. w. nennen, liegt eben so viel Liebe, als Selbstheit; denn da jene Leidenschaften nur in der Gesellschaft befriedigt werden können, so versteht es sich schon von selbst, daß, wenn sie jemals befriedigt werden sollen, der Vortheil der Gesellschaft dabei nicht aus der Acht zu lassen sey. Alle Menschen haben dieselben Leidenschaften; aber sie haben sie nicht alle im gleichen Grade. Mit Recht hat man den Stolz den Allmannsfreund genannt. Es würde zu bedauern seyn, wenn es irgend einen Menschen gäbe, der seine Nützlichkeit für die Gesellschaft nicht empfände, und selbst die Uebertreibung dieses Gefühls schadet nicht nur nicht, sondern nützet in tausend und aber tausend Fällen. Die Unentbehrlichkeit eines Individuums ist gewiß immer nur eingebildet und chimerisch; aber auch so ist sie gut.

Wenn wir uns die ewige Beschaffenheit der Gesellschaft deutlich machen wollen, so müssen wir uns darunter eine Vereinigung von mannichfaltigen Einzelkräften denken, welche den Zweck hat, eine Gesamtkraft hervorzubringen, die jedem Individuum den Schutz und die Sicherheit gewähre, deren es zu seiner Erhaltung und Fortdauer bedarf. Ich sage: von mannichfaltigen Einzelkräften, und verstehe hierunter nicht die Kräfte als solche, sondern die Kräfte in ihren verschiedenen Richtungen und Anwendungen: eine Gesellschaft, in welcher alle Mitglieder

Ein und daſſelbe Geſchäft verrichteten, würde aufhören eine Geſellſchaft zu ſeyn; auch bemerken wir allenthalben, daß unter denjenigen, die ſich auf dieſelbe Art beſchäftigen, der allermindeſte Verkehr Statt findet. Ein Dorf, das von lauter Ackerbauern bewohnt würde, möchte immerhin eine an einanderhängende Reihe von Wirthſchaftsgebäuden bilden, es würde unter den einzelnen Familien deshalb nicht mehr und nicht weniger Verkehr anzutreffen ſeyn, als wir bei der gewöhnlichen Geſtalt der Dörfer wahrnehmen; denn da jede einzelne Familie daſſelbe Geſchäft treibt, ſo verſteht ſich auch jede einzelne Familie mit denſelben Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten, und die natürliche Folge davon iſt, daß keine der andern bedarf und alle nur neben, keineswegs aber mit oder durch einander exiſtiren. Denken wir uns eine Stadt, die von lauter Beckern bewohnt wäre; was würde dies für eine Stadt ſeyn? Das bloße Denken einer ſolchen Stadt reicht hin, um ihre Unmöglichkeit darzuthun. Allenthalben, wo wir eine Geſellſchaft wahrnehmen, bemerken wir auch eine Mannichfaltigkeit von Einzelkräften, und allenthalben, wo dieſe Mannichfaltigkeit fehlt, da fehlt auch die Geſellſchaft.

In dem Weſen der Geſellſchaft liegt aber etwas ſo wundervolles, daß man, um nicht davon getroffen zu werden, des Nachdenkens ganz unfähig ſeyn muß. Welche Mannichfaltigkeit in den geſellſchaftlichen Verrichtungen! Jede derſelben hat einzeln erfunden werden müſſen, und keine iſt von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie nicht, wo nicht alle übrigen, doch eine ſehr große Anzahl derſelben vorausſetzen ſollte! Wie einfach iſt die Operation eines Taglöhners, der ſein Auskommen mit dem Spaten erwirbt, und gleichwohl wie viele andere Operationen ſetzt das Graben voraus! Dieſes einfache Werkzeug, Spaten genannt, iſt es nicht das gemeinſchaftliche Produkt des Bergmanns, des Erbauers von Schmelzöfen, des Holzfällers, des Kohlenbrenners, des Ziegelſtreichers, des Maurers, des Erzſchmelzers, des Hammermeiſters, des Schmiedes und des Stellmachers? Durch

das Zuſammenwirken aller dieſer Handwerker aber hat unſer Taglöhner nur den Spaten, mit welchem er ſeine Arbeit verrichten kann; und daß er nun im Stande iſt, zu arbeiten, ſetzt noch eine beinahe unzählige Menge anderer Verrichtungen voraus. Das Clima, in welchem er lebt, macht eine wärmere Bekleidung nothwendig; um ihm aber ſeinen groben wollenen Rock von blauer Farbe zu verſchaffen, bedarf es eines Schäfers, eines Wolleſortirers, eines Wollekämmers, eines Tuchmachers, eines Tuchſcheerers, eines Färbers, eines Tuchhändlers, eines Schneiders. Dies iſt noch nicht alles; denn unſer Tagelöhner bedarf noch anderer Kleidungsſtücke und außer dieſen eine Hütte mit den nöthigen Geräthſchaften. Um ihm ein paar Schuhe zu verſchaffen, müſſen Gerber und Schuhmacher thätig ſeyn; und wie armſelig wir uns ſeine Hütte mit ihren Geräthſchaften auch immer denken mögen, ſo werden wir an ihr doch die Verrichtungen der Lehmtreter, der Zimmerleute, der Glaſer, der Töpfer, der Tiſchler, der Schmide u. ſ. w. nicht vermiſſen können! Damit er nun aber ſein Auskommen mit ſeinem Spaten erwerbe, muß es Menſchen geben, die ihn in ihren Dienſt nehmen, und ihn für die Arbeit, die er ihnen leiſtet, remuneriren. Welche neue Mannichfaltigkeit von geſellſchaftlichen Verrichtungen ſetzt dies voraus! Es muß einen Garten oder Feldbau geben, der einträglich genug iſt, um fremde Arbeit belohnen zu können; es muß ferner ein allgemeines Belohnungsmittel geben, wodurch der Taglöhner in den Stand geſetzt wird, nicht blos das eine oder das andere von ſeinen Bedürfniſſen, ſondern alles, was er ſein Bedürfniß überhaupt nennt, befriedigen zu können. Und ſo bringt uns die Idee eines Taglöhners auf den Begriff von Geld und in demſelben wieder auf eine unüberſehbare Reihe von Verrichtungen, welche vorhergehen müſſen, ehe die Verrichtung eines Einzelnen durch ein Achtgroſchenſtück belohnt werden kann. Wie wahr iſt alſo auch in dieſer Hinſicht das Unum me donavit, mihi omnes.

In der That, wir mögen zergliedern, welche von den

gesellschaftlichen Verrichtungen wir wollen, so finden wir, daß jede in allen, und alle in jeder enthalten sind. Von einem Oben und Unten sollte in Beziehung auf die Gesellschaft eben so wenig die Rede seyn, als in Beziehung auf das Weltall; denn wenn auch die gesellschaftlichen Verrichtungen noch so verschieden sind, und der Werth, der einzelnen dieser Verrichtungen beigelegt wird, sich beinahe zu einem ausschließenden erhebt, so begreift doch ein jeder, daß dieser ausschließende Werth nur in Beziehung auf die Gesellschaft Statt findet; und mehr bedarf es nicht, um ihn mit dem Werthe aller übrigen Verrichtungen ins Gleichgewicht zurückzubringen. Man verpflanze eine Akademie der Wissenschaften und Künste aus einem der kultivirtesten Theile des europäischen Continents unter die Hottentotten und Kaffern Afrika's; was wird von ihr übrig bleiben? So nothwendig sich ihr Bestehen und Gedeihen auf den gesellschaftlichen Zustand gründete, in welchem sie zum Vorschein trat; eben so nothwendig erfolgt ihre Auflösung, wenn sie auf einen gesellschaftlichen Zustand geimpft wird, dessen Unvollkommenheit sich mit keinem Anbau von Wissenschaften und Künsten verträgt. Wollen unsere verpflanzten Akademiker nicht Hungers sterben, so müssen sie mit den Hottentotten und Kaffern gemeinschaftliche Sache in allen ihren Verrichtungen machen, wodurch ihre Gesellschaft besteht, und folglich aufhören Akademiker zu seyn, um Hirten und Jäger zu werden. So in jeder Hinsicht. Was jeder Einzelne von uns ist, das ist er in Kraft der Gesellschaft, zu welcher er gehört; und soll das besondere Geschäft, dem er sich gewidmet hat, mit Erfolg betrieben werden, so ist die erste Bedingung davon die, daß alle übrigen Geschäfte neben dem seinigen gedeihen; denn nur dadurch, daß dies der Fall ist, gewinnt er für seine individuelle Thätigkeit und deren Productionen, Garantie und Sicherheit. Buffon sagt: wir vermögen nur durch die Anzahl; wir sind nur stark durch unsere Vereinigung; wir können nur glücklich seyn in der Gesellschaft. Und

dies ist so wahr, daß es keine Thatsache giebt, welche einen höheren Grad von Evidenz mit sich führte.

Die Entstehung der Gesellschaft ist, wie die Entstehung des Menschen, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Allen Erfahrungen nach, die wir zu machen Gelegenheit gehabt haben, sind wir eben so sehr zu der Behauptung berechtigt, daß die Entwicklung der einzelnen Menschen, das Daseyn einer Gesellschaft, als daß dieser jene voraussetze. Der Mensch, dessen Eigenthümlichkeit darinn besteht, daß er der Vervollkommnung fähig ist, wird bei weitem unvollkommener geboren, als das Thier, und darf beim ersten Eintritt in das Leben so wenig schwanken, daß die erste Ungewißheit ihn unfehlbar zum Tode führen würde, wenn sich die Gesellschaft seiner nicht mit aller Kraft ihrer Gesetze und Einrichtungen annähme. Ist dies nun immer der Fall gewesen; so darf man nicht annehmen, daß die Gesellschaft (selbst wenn wir sie uns als höchst unvollkommen denken) aus der Hülflosigkeit des menschlichen Individuums hervorgegangen sey. Wiederum läßt sich nicht begreifen, wie die Gesellschaft, deren Gesetze und Einrichtungen zu allen Zeiten ihr eignes Werk gewesen sind, gleich bei ihrer ersten Entstehung den Grad von Vollkommenheit habe besitzen können, welcher dem Individuum zu seiner Erhaltung nothwendig ist. Dies ist ein Punkt, welcher vielleicht nie ganz aufgehellt werden wird. Auch können wir darüber um so unbekümmerter seyn, da das Verhältniß, in welchem das Individuum zu der Gesellschaft steht, so viele andere Betrachtungen veranlaßt, welche jener an Wichtigkeit nichts nachgeben.

Da alle einzelne Verrichtungen, die wir in einem zusammengesetzteren Gesellschaftszustande vollbringen sehen, alle ihren Ursprung in der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes haben, und die Anwendungen enthalten, welche diese sich selbst gegeben hat; so könnte man die Gesellschaft eine geistige Crisallisation nennen. Man würde alsdann jedes einzelne Geschäft, das in der Gesellschaft voll-

gracht wird, als eine geiſtige Partikel betrachten, welche an die übrigen Geſchäfte angeſchoſſen ſey und ſich mit ihnen vereinigt habe. Es liegt hierinn nichts widerſinniges; um ſo weniger, da das Anſchieſſen und Vereinigen noch immer fortdauert und beinahe kein Jahr verſtreicht, in welchem nicht irgend eine Erfindung oder Entdeckung gemacht wird, welche (wenn auch nicht immer auf der Stelle) alle übrigen Verrichtungen mehr oder weniger modifizirt. In dieſer Hinſicht nun möchte man es tadeln, daß mitten in der Geſellſchaft von einer Geiſterwelt die Rede iſt, welche von der verſchieden ſeyn ſoll, welche die Geſellſchaft ſelbſt conſtituirt. Wo wäre denn wohl jene von der Geſellſchaft verſchiedene Geiſterwelt zu finden? Quod quaeris hic est, est Ulubris. Wir leben, weben und ſind in dieſer Geiſterwelt, und jeder von uns, welches Geſchäft er auch treiben möge, vorausgeſetzt nur, daß er es auf eine ſich ſelbſt und der ganzen Geſellſchaft nützliche Weiſe treibe, iſt berechtigt, ſich als ein Mitglied der Geiſterwelt, und als den Repräſentanten eines, zur Vervollſtändigung der Idee von Geſellſchaft nothwendigen, Begriffs zu halten. Wo wir uns auch befinden mögen, allenthalben ſind wir von den Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes umgeben. Dieſe Häuſer, die wir bewohnen, dieſe Gärten, in welchen wir luſtwandeln, dieſe Felder, auf welchen unſere Nahrung gewonnen wird, dieſe Werkſtätten, deren Eigenthümer, indem ſie nur für ſich zu arbeiten glauben, für einen größeren oder geringeren Theil der Geſellſchaft arbeiten, dieſe Niederlagen, durch welche unſere Bedürfniſſe, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, jeden Augenblick befriedigt werden können, dieſe Bequemlichkeiten, Aufheiterungen, Belehrungsmittel, womit man uns auf jedem Schritte entgegen kommt — worin haben ſie denn ihren Urſprung, wofern ſie ihn nicht in der erzeugenden Kraft des menſchlichen Geiſtes haben, und was ſpiegeln ſie dem nachdenkenden Beobachter anders ab, als eben dieſen menſchlichen Geiſt, deſſen moraliſche Natur am meiſten aus ihnen hervorleuchtet? Jeder Einzelne von uns,

der die Geſellſchaft in ihrer Ganzheit und in ihrem Weſen aufzufaſſen im Stande iſt, bedarf keines andern Gegenſtandes für ſeine Verehrung, und hat in dieſer ſeiner Anſchauung jeden Antrieb und Bewegungsgrund zum Rechtthun. Nur weil die Wiſſenſchaft der Geſellſchaft für die Mehrzahl noch gar nicht vorhanden iſt, nur weil man es noch immer vernachläßigt, jeden Einzelnen auf die Vortheile, die er der Geſellſchaft verdankt, aufmerkſam zu machen; nur weil man ſich ſcheuet, die geſellſchaftlichen Beziehungen zu unterſuchen und zu Gegenſtänden der Hochachtung und Verehrung zu erheben: — nur aus dieſen Gründen iſt der moraliſche Zuſtand der meiſten Mitglieder der Geſellſchaft das, was er iſt: ein ewiges Schwanken zwiſchen Eigennutz und Liebe, ein raſtloſes Beſtreben, das Recht zu erobern, ohne vorher die Pflicht erfüllt zu haben, ein Scheinen und Täuſchen ohne Ende und Ziel. Nur einige haben eine Ahnung davon, daß Gerechtigkeit die erſte und letzte Pflicht des Menſchen iſt, und daß dieſe Pflicht nur von denen erfüllt wird, die ſich auf der freilich ſehr ſchmalen Linie zu halten wiſſen, die zwiſchen Liebe und Eigennutz mitten durchführt. Dieſe aber ſind denn auch die wahren Virtuoſen der Geſellſchaft, nicht, wie man meinen möchte, durch das Geſchäft, welches ſie treiben — denn die Nützlichkeit deſſelben verſteht ſich von ſelbſt — wohl aber durch das Bewußtſeyn, womit ſie es treiben, und durch die Ueberſicht, welche ſie von den geſellſchaftlichen Verrichtungen und von der Geſellſchaft überhaupt haben.

Denn es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Geſellſchaft, daß ſie das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt in eben dem Grade verliert, in welchem die Zahl der geſellſchaftlichen Verrichtungen zunimmt. Der Verſtand der meiſten Menſchen — vielleicht muß man ſagen: aller Menſchen ohne Ausnahme — wird durch die Beſchäftigungen gebildet, denen ſie ſich widmen. Je mehr oder je weniger Veranlaſſung zum Nachdenken nun in dieſen Beſchäftigungen enthalten iſt; deſto größer oder deſto geringer wird der Umfang

fang des Verſtandes in den Einzelnen, die ſich damit befaſſen. Wer, ſein ganzes Leben hindurch, unausgeſetzt einige höchſt einfache Operationen wiederholt, deren Erfolg wo nicht immer derſelbe, doch wenigſtens ſehr gleichförmig iſt, der kommt, durch den Mangel an Veranlaſſung zum Nachdenken, ſehr leicht dahin, daß er ſeine urſprüngliche Fähigkeit dazu, nach und nach, gänzlich einbüßt und ein ſo unwiſſendes und unbehülfliches Weſen wird, als es ein Menſch möglicher Weiſe werden kann. Wie oft begegnet es uns, daß wir Menſchen kennen lernen, denen ihre Rechte eben ſo unbekannt ſind, als ihre Pflichten, weil ſie über das Verhältniß von beiden niemals gedacht haben; Menſchen, die ſich von den Thieren gar nicht unterſcheiden würden, wenn ſie nicht in der Geſellſchaft lebten und durch die beſonderen Verrichtungen, denen ſie ſich gewidmet haben, irgend einen Platz ausfüllten! Solche Erſcheinungen ſind immer nur dadurch möglich, daß ſich die geſellſchaftliche Arbeit in einem hohen Grade getheilt hat, ſo, daß ſie das geſellſchaftliche Getriebe nicht überſehen können, und folglich durchaus nicht wiſſen, wie ſie eingreifen.

Nun läßt ſich freilich nicht läugnen, daß jene Beſchränktheit, welche eine nothwendige Folge von der Vervielfältigung der geſellſchaftlichen Verrichtungen iſt, der Geſellſchaft auf mancherlei Weiſe zu Statten komme; aber nebenher iſt es dennoch nicht wenig zu bedauern: daß ein, mit der allgemeinen Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen ausgeſtattetes, Weſen durch die Erziehung, die es in der Geſellſchaft erhält, ſo begränzt wird, daß es mit dem Bewußtſeyn ſeiner allgemeinen Würde zugleich das ſeines perſönlichen Werthes verliert und ſich zu nichts weiterem beſtimmt glaubt, als durch die einförmigſte aller Arbeiten das Mittel zur Befriedigung ſeiner ſchreiendſten Bedürfniſſe zu erwerben. Selbſt die Sicherheit der Geſellſchaft leidet durch eine ſolche Beſchränktheit ihrer Mitglieder; denn wie leicht kann es, zum Beiſpiel, der Fall werden, daß in die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen einer Manufactur Stockung kommt,

und was läßt ſich nicht von den Leidenſchaften derjenigen erwarten, die, auch nur für wenige Tage, ihren gewohnten Verrichtungen entſagen und auf die Vortheile derſelben Verzicht leiſten müſſen.

Soll nun auf der einen Seite, jene Verkrüppelung der Geiſter und, auf der andern, die Gefahr, welche daraus ſehr leicht für die Geſellſchaft hervorgehen kann, vermieden werden; ſo ſcheint nichts nothwendiger zu ſeyn, als ein Unterricht, wodurch alle Mitglieder der Geſellſchaft über den Zuſammenhang belehrt werden, in welchem ſie unter einander ſtehen; ein Unterricht, der bisher nie gegeben worden iſt, der aber, wenn er gegeben worden wäre, die ſämtlichen Mitglieder der Geſellſchaft zugleich einſichtsvoller und tugendhafter hätte machen müſſen. Ich werde mich über dieſen Gegenſtand in dem vorletzten Abſchnitte dieſes Werks ausführlich erklären. Was ich die Wiſſenſchaft der Geſellſchaft nennen möchte, würde ſehr viel dazu beitragen, den Staaten eine Sicherheit und Feſtigkeit zu geben, die ſie bisher nicht erhalten konnten, weil das, was ihrer Entſtehung und Fortbildung zum Grunde lag, ſo wenig erkannt wurde. Wenn die Geſellſchaft nur dadurch zu Stande gebracht werden kann, daß die Verrichtungen ſich theilen, und wenn jedes Mitglied der Geſellſchaft, durch die Uebernahme einer einzelnen Verrichtung, zum Repräſentanten irgend eines, zur Idee der Geſellſchaft gehörigen, Begriffs wird: ſo ſcheint die Erhaltung und weitere Fortbildung der Geſellſchaft zu erfordern, daß das, was in ihr Idee iſt, auch ſeine Repräſentanten habe, weil ſonſt alles dem Zufalle überlaſſen bleibt, der, keine Regel achtend, hier aufbauet und dort zerſtöret.

Indeſſen iſt es nicht leicht, die Geſellſchaft zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt zu erheben. Die Natur hat für gut befunden, die Hebel zu verbergen, deren ſie ſich bedient hat, ein geſellſchaftliches Gebäude aufzuführen. Gleichwohl müſſen dieſe vor allen Dingen aufgefunden und zur Anſchauung

gebracht werden. Wir wollen verſuchen, ob wir hinter das Geheimniß kommen können.

III.

Von den Grundlagen, auf welchen die Geſellſchaft beruht.

In der Natur des Menſchen müſſen wir den letzten Grund derjenigen Erſcheinung aufſuchen, welche wir menſchliche Geſellſchaft nennen; denn, da dieſe Geſellſchaft nur aus Menſchen beſteht, ſo muß irgend Etwas in ihnen enthalten ſeyn, wodurch ſie fähig ſind, eine Geſellſchaft zu bilden.

Welches iſt nun die beſondere Natur des Menſchen, d. h. dasjenige, wodurch er ſich von allen uns bekannten Weſen unterſcheidet.

Das Thier — um bei dieſem ſtehen zu bleiben — wird mit allen den Werkzeugen geboren, die zu ſeiner Erhaltung nothwendig ſind, und durch den, in die Organiſation des Thieres eingeſchloſſenen, Inſtinkt wird bewirkt, daß es mit eben der Sicherheit lebt, womit die Pflanze vegetirt.

Nicht ſo der Menſch. Zwar wird auch er mit den Werkzeugen geboren, die zu ſeiner Erhaltung nothwendig ſind; was die Natur ihm aber durchaus verſagt hat, iſt der Inſtinkt, oder jene vorherrſchende Fähigkeit, vermöge welcher gerade dieſe und keine andere Verrichtungen für ihn da ſind und die Eigenſchaften der zu ſeiner Erhaltung beſtimmten Dinge ſo von ihm durchdrungen werden, daß er keiner Erfahrung bedarf. An die Stelle des Inſtinkts hat die ſchaffende Kraft, der er ſeine Entſtehung verdankt, eine allgemeine Anlage zu den mannichfaltigſten Verrichtungen gebracht und die Ausbildung derſelben dem Menſchen ſelbſt überlaſſen, ſo, daß das Geſchöpf, Menſch genannt, nothwendig zum Schöpfer werden mußte.

Ich habe im vorhergehenden Abſchnitte geſagt, daß die Entſtehung der menſchlichen Geſellſchaft in ein undurchdring-

liches Dunkel gehüllt sey. Dies nehme ich hier nicht zurück. Wir können ausmitteln, auf welchen Grundlagen die menschliche Gesellschaft beruht; aber daraus folgt noch nicht, daß wir wissen, wie diese Grundlagen selbst entstanden sind. Wenden wir uns nun, um jene Ausmittelung anzustellen, an den neugebornen Menschen, an das Kind in der Wiege, so bemerken wir zunächst, daß es noch Alles in Allem ist. Durch welche von den verschiedenen Verrichtungen der Gesellschaft es künftig seinen Standort vertheidigen werde, dies läßt sich nicht bestimmen; das Kind ist gleichsam ein Chaos, in welchem alle Kräfte noch durcheinander schwärmen. Erst im Laufe seiner Entwickelung offenbaret sich, daß die allgemeine Anlage zu den mannichfaltigen Verrichtungen der Gesellschaft, womit es geboren worden ist, sich in eine besondere Fertigkeit oder Geschicklichkeit verwandeln müsse, wenn es einen Werth für die Gesellschaft erhalten soll. Es zeigt sich nämlich, daß es unmöglich ist, jene allgemeine Anlage so zu entwickeln, daß alle gesellschaftlichen Verrichtungen damit umfaßt werden, und daß der Grund dieser Unmöglichkeit eben in der Mannichfaltigkeit der Verrichtungen liegt. Wer in der einen eine Fertigkeit erwerben will, muß alle übrigen vernachläßigen, weil er sonst seine Kraft zerstreuen würde; und wie groß auch immer die Summe der Fertigkeiten seyn mag, die ein Individuum erwirbt, so kann sie doch nie so groß seyn daß es den Beistand der Gesellschaft entbehren könnte. Also — gerade in der Allgemeinheit der Anlage, womit die Natur den Menschen ausgestattet hat, liegt der Grund zur Beschränkung derselben auf eine besondere Fertigkeit oder Geschicklichkeit, und in dieser die Abhängigkeit jedes einzelnen Mitgliedes der Gesellschaft von dem Ganzen derselben.

Setzen wir also zunächst fest: daß die Abhängigkeit der Vergesellschafteten von einander die erste Grundlage der Gesellschaft sey.

Aber hat die Natur den Menschen nur abhängig gemacht,

oder hat sie ihm auch das Mittel verliehen, von sich selbst abhänzig zu machen?

Fragen wir die Erfahrung!

Ueberall finden wir den Menschen von Wesen seiner Art umgeben; überall lebt der Mensch in Vereinigung mit anderen Menschen. Die Noth ist es, was ihn dazu treibt. Getrennt, vereinzelt, sich selbst überlassen, ist er das hülfloseste aller Geschöpfe. Wie sich ernähren, bekleiden, vor den Einwirkungen der Witterung und vor den Angriffen reissender Thiere beschützen? Er soll seine Kraft vervielfachen; wie kann er dies aber, wenn er sich nicht die Kraft anderer Menschen aneignet? Selbst ehe die Ueberlegung ihm sagt, daß der gesellschaftliche Zustand sein Naturzustand sey, hat ein unmittelbares Gefühl über diese Wahrheit entschieden, die ihn durchs ganze Leben begleitet, und sich ihm selbst dann noch aufdrängt, wenn er sich aus Eigensinn, oder Laune, oder irgend einem andern Beweggrunde von ihr entfernen möchte. Jener Eremit, der sich aus dem Gewühl der Städte entfernt hat, um in einer wenig besuchten Gegend seinen Betrachtungen zu leben — kann er mit Wahrheit sagen, daß er den Vortheilen der Gesellschaft entsagt hat? Um die allerelendeste Hütte zu erbauen, muß er seine Zuflucht zu Werkzeugen nehmen, die nur die Gesellschaft ihm gewähren kann; und um unter den Kräutern und Wurzeln, von welchen er sich zu nähren gedenkt, die heilsamen von den schädlichen unterscheiden zu können, muß er vorher in der Gesellschaft gelebt haben, wo er dies allein lernen konnte. Es ist eine bloße Täuschung, die er sich selbst macht, wenn er durch seinen Zurücktritt aus der Gesellschaft außer aller Verbindung mit derselben zu kommen wähnt; ganz unsichtbar beschützt ihn ihre Kraft selbst in der Bergluft, die von ihm bewohnt wird. Was er seinen Menschenhaß nennt, ist nichts als eine versteckte Liebe, die er nicht beherrschen kann, weil sie sich nur dadurch beherrschen läßt, daß er der Gesellschaft das zurückgiebt, was er von ihr empfangen hat.

Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man durch

Erwerbung einer von den vielen Fertigkeiten oder Geschicklichkeiten, welche in der allgemeinen Anlage zu allen gesellschaftlichen Verrichtungen eingeschlossen sind, die Gesellschaft eben so abhängig von sich macht, als man es von ihr selbst ist. Alle, denen dies in einem vorzüglichen Grade gelungen ist, werden sich niemals über ihre Abhängigkeit beklagen, sie werden vielmehr mit Freude in der Gesellschaft leben, und willig eingestehen, daß sie keinen andern Vortheil kennen, als den gesellschaftlichen, der aus der Gegenseitigkeit entspringt. Und so hätten wir denn ausfindig gemacht, durch welches besondere Mittel die Natur dem von der Gesellschaft abhängigen Menschen mitten in seiner Abhängigkeit die Freiheit gerettet habe; nämlich durch die Fähigkeit, jene allgemeine Anlage zu allen gesellschaftlichen Verrichtungen in eine besondere Fertigkeit oder Geschicklichkeit zu verwandeln, wodurch er die Gesellschaft eben so abhängig von sich macht, als er es von ihr ist.

Die zweite Grundlage der Gesellschaft wäre also: die Fertigkeit oder Geschicklichkeit der Vergesellschafteten in Erfüllung der verschiedenen Verrichtungen, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann.

Durch die Abhängigkeit der Vergesellschafteten von einander wird die Gesellschaft möglich; durch die verschiedene Geschicklichkeit der Vergesellschafteten in Erfüllung der gesellschaftlichen Verrichtungen wird sie wirklich. Jene und diese machen die doppelte Grundlage aus, auf welcher das gesellschaftliche Gebäude beruht. Fände keine Abhängigkeit Statt, so würde alle Vergesellschaftung aufhören, weil nur ein unwiderstehliches Bedürfniß dazu antreiben kann. Fiele die verschiedene Geschicklichkeit in Erfüllung der gesellschaftlichen Verrichtungen weg, so würde die Vereinigung nicht mehr Vortheile gewähren, als die Vereinzelung. Die erstere kann also als der Grund, die letztere als das Mittel der Vergesellschaftung betrachtet werden.

Auf dieſe Weiſe hätten wir aber nicht blos entdeckt, wie es zugeht, daß eine Claſſe von Naturweſen, Menſchen genannt, in Geſellſchaft leben; wir hätten, wie es ſcheint, zugleich die Entdeckung gemacht, wie viel von dieſer Erſcheinung, die wir Geſellſchaft nennen, auf die Rechnung der Natur und wie viel davon auf die des Menſchen ſelbſt geſetzt werden müſſe. Und dies iſt eine Bahn, welche wir weiter verfolgen müſſen.

Wäre die Natur die einzige Urheberin der menſchlichen Geſellſchaft, ſo würde dieſe durch eben die Geſetze beſtehen, welche der Geſellſchaft gewiſſer Thiere ihren Charakter geben; da die Natur aber nicht die einzige Urheberin der menſchlichen Geſellſchaft iſt, ſo unterſcheiden ſich die Geſetze derſelben ſehr weſentlich von den Geſetzen, welche andern Geſellſchaften zum Grunde liegen.

Eine Vergleichung der Bienengeſellſchaft mit der menſchlichen Geſellſchaft wird dieſe Behauptung in ein helleres Licht ſetzen, und zugleich klar machen, warum, während das Naturgeſetz unabänderlich daſſelbe bleibt und ſich in ſeinen Wirkungen ewig gleich iſt, das von dem Menſchen aufgehende Geſetz dieſe Eigenſchaften nicht hat.

Da die Bienen einmal in Geſellſchaft leben, ſo beruhet die von ihnen gebildete Geſellſchaft auf eben den Grundlagen, auf welchen auch die menſchliche Geſellſchaft beruhet; nämlich auf der Abhängigkeit der Vergeſellſchafteten von einander und auf der verſchiedenen Geſchicklichkeit derſelben in Erfüllung der geſellſchaftlichen Verrichtungen. Aber der Unterſchied der Bienengeſellſchaft von der menſchlichen beſteht darin, daß, während in jener jedes einzelne Mitglied durch ſeine eigenthümliche Organiſation an die Verrichtung eines beſondern Geſchäfts unauflöslich gebunden iſt, in dieſer nichts dem Aehnliches Statt findet, indem die Organiſation für alle Menſchen dieſelbe iſt, und die Verſchiedenheit ihrer Verrichtungen nicht aus irgend einer Natur-Nothwendigkeit abgeleitet werden kann.

Der Bienenſtaat beſteht aus der Königin, aus den

Drohnen und aus den Arbeitsbienen. Von diesen drei Classen der Bienengesellschaft hat jede einzelne nicht nur ihre besonderen Verrichtungen (was sich ganz von selbst versteht, wenn die Gesellschaft fortdauern soll), sondern jede hat auch ihre besondern Organe, um die besondern Verrichtungen mit unausweichlicher Nothwendigkeit zu erfüllen. Die Königin, zur Bevölkerung des Bienenstaates bestimmt, hat keins von den Werkzeugen, wodurch die Drohnen und Arbeitsbienen ihrer Bestimmung entsprechen, und kann daher auch keine von den Verrichtungen übernehmen, welche diesen zugetheilt sind. Die Drohnen, deren Bestimmung in der Befruchtung der Königin besteht, haben weder die Werkzeuge der Königin, noch die der Arbeitsbienen, und sind folglich durch ihre besondere Organisation an die Erfüllung ihrer Verrichtung gebunden. Die Arbeitsbienen endlich, welche die Nahrung herbeischaffen und die Zellen bauen sollen, sind nur mit solchen Werkzeugen ausgerüstet, welche dazu erforderlich sind, und können folglich weder das Geschäft der Königin noch das der Drohnen versehen. Und so waltet durch den ganzen Bienenstaat eine unabänderliche Nothwendigkeit, welche, auf die Macht des Instinkts gegründet, dem Uebergange von einer Classe in die andere unüberwindliche Schranken entgegenstellt, und sich mit keinen Unordnungen verträgt; jede Unterbrechung der verschiedenen Verrichtungen würde das unabtreibliche Verderben der Gesellschaft nach sich ziehen, wie dieses denn wirklich erfolgt, wenn die Königin stirbt oder die Arbeitsbienen feiern müssen.

Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Menschenstaate!

Die Natur ist dabei stehen geblieben, daß sie in jeden einzelnen Menschen die allgemeine Anlage zu allen gesellschaftlichen Verrichtungen niedergelegt hat, wodurch sich jedes Individuum, wie wir oben gesehen haben, in der Unmöglichkeit befindet, von dieser allgemeinen Anlage noch mehr, als

einen ſehr geringen Theil zu entwickeln. Alles Uebrige hat ſie dem Menſchen ſelbſt überlaſſen. Ihn leitet kein Inſtinkt zu der einen oder zu der andern Verrichtung; er befindet ſich vielmehr in der Nothwendigkeit, ſich ſelbſt ſeine Beſtimmung zu geben, indem er die Verrichtung, wodurch er ſich der Geſellſchaft nützlich zu machen gedenkt, entweder ſelbſt erfinden, oder, wenn ſie bereits erfunden ſeyn ſollte, wenigſtens wählen und einlernen muß. Was alſo die menſchliche Geſellſchaft vor allen anderen Geſellſchaften auszeichnet, iſt, daß alles, was in ihr verrichtet wird, ſeinen Urſprung der ſchaffenden Kraft ihrer Mitglieder zu verdanken hat. Alle Handwerke, alle Künſte, alle Wiſſenſchaften, mit einem Worte, alle geſellſchaftlichen Beſchäftigungen ſind von Menſchen erfunden worden. Noch mehr: ob gleich die menſchliche Geſellſchaft durch den jedesmaligen Zuſtand, worin ſie ſich befindet, alle die Entdeckungen und Erfindungen, die nach und nach in ihr gemacht worden ſind, ausdrückt; ſo iſt in dieſem Zuſtande doch niemals etwas ſo Abſolutes, daß man ihn für geſchloſſen halten könnte. Nur der Thiergeſellſchaft, wo ſie Statt findet, iſt die Abgeſchloſſenheit eigen; der Bienenſtaat iſt gegenwärtig noch eben das, was er vor Jahrtauſenden war, und muß es wohl ſeyn, weil er durch den Inſtinkt verwaltet wird, der ſich mit keinem Mehr oder Minder in den geſellſchaftlichen Verrichtungen verträgt. Der Geſellſchaftszuſtand der Menſchen iſt nie derſelbe geweſen, und wird es ſelbſt dann nicht werden, wenn man dahin gelangen ſollte, zu wiſſen, worauf ſeine Stärke und ſeine Schwäche beruht. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß, je beſſer man die Entwickelungsgeſetze des menſchlichen Geſchlechts kennen lernen wird, die Entwickelung ſelbſt nur um ſo herrlicher von Statten gehen werde. Gerade in den Anordnungen, welche die Natur getroffen hat, um eine menſchliche Geſellſchaft möglich zu machen, liegt das Unterpfand, wo nicht der Unendlichkeit, doch wenigſtens der Unbegränzbarkeit menſchlicher Entwickelung. Denn je mehr die Geſellſchaft an Conſiſtenz gewinnt, deſto

mehr ist jedes einzelne nützliche Geschäft gesichert; und je höher die Sicherheit steigt, desto leichter sind die Fortschritte zu neuen Erfindungen. Die Gesellschaft ist gleichsam der Recipient für alles, was von ihren Mitgliedern gedacht und dargestellt wird; und da sie ewig ist, jedes einzelne Mitglied aber nur einen Augenblick dauert, so wächst ihr Capital durch den Tribut, den jede Generation ihr zollt, und das Einzige, dessen ihre jedesmaligen Mitglieder sich zu erfreuen haben, ist, daß sie zu ihrer Nachkommenschaft in eben dem Verhältnisse stehen, worin ihre Vorgänger zu ihnen gestanden haben.

Das Wunder der menschlichen Gesellschaft beruhet also wesentlich auf dem **Mangel an distinktiven Fähigkeiten** in den Mitgliedern derselben. Nicht daß sie keine verschiedenen Fertigkeiten oder Geschicklichkeiten hätten; dies ist unvermeidlich, da die Gesellschaft nur durch eine größere oder geringere Mannigfaltigkeit der Verrichtungen bestehen kann. Aber diese Fertigkeiten und Geschicklichkeiten sind ursprünglich d. h. nicht ein unmittelbares Geschenk der Natur, sondern erworben, durch die freie Anstrengung des Menschen errungen; und hierin liegt alles, was sich zur Erklärung des Eigenthümlichen der menschlichen Gesellschaft sagen läßt. Der Punkt, wo die Naturschöpfung — wenn ich mich so ausdrücken darf — aufhört, und der Punkt, wo die Menschenschöpfung anfängt, sind auf das genaueste bezeichnet. **Jener** ist in der allgemeinen Anlage des Menschen zu den sämtlichen Verrichtungen der Gesellschaft (wohin wir selbst die noch nicht vorhandenen rechnen müssen); **dieser** in der Ausbildung jener allgemeinen Anlage zu einer besonderen Fertigkeit oder Geschicklichkeit gefunden. Die erstere verdankt er dem Naturgeiste, die letztere verdankt er sich selbst, indem er sich seine Bestimmung entweder selbst giebt, oder sie von der Gesellschaft und deren freien Anordnungen und Gesetzen empfängt.

Zwar hat man in neueren Zeiten von besonderen Organen gesprochen, welche die Kraft mit sich führen sollen, den

Beruf, und, mit dieſem, die Beſchäftigung des Individuums gebieteriſch zu beſtimmen; allein die Urheber dieſer Lehre haben noch immer die Verbindlichkeit auf ſich, auszumitteln, was in dieſen Organen (wenn man ihr Daſeyn zugiebt) Urſache und Wirkung iſt; denn es kann eben ſo leicht der Fall ſeyn, daß ſie ihre Entſtehung den gewöhnlichen Beſchäftigungen verdanken, als daß, umgekehrt, die gewöhnlichen Beſchäftigungen aus ihnen hervorgehen. Nichts iſt erwieſener, als die Rückwirkung der täglichen Beſchäftigung auf die innere und äußere Geſtalt des Menſchen; aber nichts läßt ſich weniger beweiſen, als die Wahl der Beſchäftigung in Kraft eines beſonderen Organs, deſſen Wirkſamkeit ſich nur mit dieſer und mit keiner anderen verträgt. Ein großer Theil der Menſchen wird in der Beſtimmung, die er ſich giebt, durch die Macht der Gewohnheit geleitet; er mag keine andere, als welche er, ſein Jugendleben hindurch von Perſonen erfüllen ſah, an welchen er mit den Gefühlen der Dankbarkeit und Hochachtung hing. Ein anderer Theil wählt die Beſchäftigung, von welcher er ſich die meiſten Vortheile verſpricht. Ein dritter Theil folgt in dieſer Wahl dem Antriebe einer äußeren Nothwendigkeit, die in den Bedürfniſſen der Geſellſchaft enthalten iſt. Ein vierter Theil endlich läßt ſich ſeine Beſchäftigungen vom Zufalle aufdringen, und gewinnt ſie lieb, um der damit verbundenen Vortheile willen. Wie wäre dies alles aber möglich, wenn die Wahl unſerer Beſchäftigungen in der Wirkſamkeit gewiſſer Organe gegründet wäre? Noch mehr: würde es, bei dem Daſeyn ſolcher Organe, jemals möglich geweſen ſeyn, die Geſellſchaft in Caſten abzutheilen, und das Geſetz zu geben, daß der Sohn nur die Beſchäftigung ſeines Vaters zu der ſeinigen machen ſollte, wie dies in Oſtindien mit einem Erfolge durchgeführt iſt, der uns nur in Erſtaunen ſetzen kann? Es iſt hier nicht davon die Rede, ob eine ſolche Einrichtung gut oder ſchlecht ſey; denn über ihr Verwerflichkeit ſind wir wohl einverſtanden. Es iſt nur davon die Rede: ob durch eine ſolche Einrichtung das

Mindeſte würde bewirkt worden ſeyn, wenn es eine Kraft der Organe gäbe, welche ihr entgegen wirkte? Noch nie iſt das Naturgeſetz durch das geſellſchaftliche verdrängt worden, und doch hätte dies geſchehen müſſen, wenn es diſtinktive Fähigkeiten, Organe genannt, gäbe.

So fern aber der Menſch, ſtatt der dem Thiere zu Theil gewordenen, den Inſtinkt begründenden, diſtinktiven Fähigkeit eine allgemeine Anlage zu allen Verrichtungen der Geſellſchaft erhalten hat, kommt für die Entwickelung dieſer allgemeinen Anlage zu einer beſondern Fertigkeit oder Geſchicklichkeit alles auf die Beſchaffenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes an, in welchem ſich das zu entwickelnde Individuum befindet. Da wo die geſellſchaftlichen Verrichtungen noch nicht ſehr mannichfaltig ſind, wird der Menſch mehr oder weniger genöthigt ſeyn, ſich nur auf ſich ſelbſt zu verlaſſen und folglich ganz verſchiedene Fertigkeiten in ſich vereinigen müſſen. Unter einem Jägervolke iſt es ſchier unmöglich, noch etwas anderes zu werden, als ein Jäger, als Jäger aber wird man auch die Kunſt beſitzen, ſich Bogen und Pfeil zu verfertigen, und nicht das allein, auch die Hütte, die man bewohnt, wird man ſich ſelbſt bauen, und die Kleidungsſtücke, wodurch man ſich gegen den Einfluß der Witterung beſchützt, ſelbſt verfertigen müſſen. Und nicht viel beſſer wird es dem Mitgliede eines Hirtenvolkes ergehen; denn auch in dieſem Zuſtande der Geſellſchaft haben ſich die Verrichtungen noch wenig getheilt, und allenthalben, wo dies der Fall iſt, muß das Individuum alle die Hülfe, deren es zu einer bequemen Exiſtenz bedarf, vorzüglich von ſich ſelbſt erwarten; doch zeigen ſich im Nomaden-Leben ſchon beſtimmte Spuren von Beſchränkung der allgemeinen Anlage, indem es in demſelben Veranlaſſungen zum Handel giebt. Selbſt unter einem agrikultoriſchen Volke zeigt ſich die Entwickelung zur beſondern Fertigkeit und Geſchicklichkeit in den zu dieſem Volke gehörenden Individuen noch ſehr ſchwach; und wie könnte uns dies in Erſtaunen ſetzen, da in einem ſolchen Geſellſchaftszuſtande jeder Einzelne es nur darauf aule-

gen kann, für ſich ſelbſt zu produziren, und da er noch ſo wenig zu ſeinen Bedürfniſſen rechnet? Erſt da, wo die geſellſchaftlichen Verrichtungen ſich auf das mannichfaltigſte getheilt haben und die dem Menſchen angeborne Bildungskraft ſich in tauſend und aber tauſend verſchiedenen Beſchäftigungen offenbaret; erſt in einem ſolchen Geſellſchaftszuſtande kann der einzelne Menſch darüber ungewiß werden, welche Beſtimmung er ſich geben ſoll. Denn während ſeine Kraft eine einige iſt, ſind die Anwendungen, die er davon machen kann, beinahe unendlich. Welches von den vielen Geſchäften, die in der Geſellſchaft getrieben werden, ſoll er zu dem ſeinigen machen? Verſchwunden, rein verſchwunden, iſt der Zeitraum, wo ſich alle umfaſſen ließen, und ſo ſehr hat die allgemeine Anlage, womit er geboren worden iſt, ihren Werth für die Geſellſchaft verloren, daß ſie dieſelbe nur in der einzelnen Geſchicklichkeit achten kann, womit ein ihr nützliches Geſchäft verrichtet wird. Es giebt alſo Fertigkeiten, die einander ſo beſtimmt ausſchließen, daß wer die eine erwerben will, auf die andere Verzicht leiſten muß. Man kann einen Cincinnatus nicht mehr vom Pfluge wegnehmen und zum Diktator machen, weil eben das, was ihn zu einem vortreflichen Landbebauer machte, ſeine Entwickelung als Staatsmann und Geſetzgeber verhindern mußte. Jetzt heißt es: die Hand, welche den Diamanten grub, iſt nicht geeignet, ihn zu ſchleifen. Wo man einen Athleten ſieht, da nimmt man ſogleich von ihm an, daß er kein vorzüglicher Denker ſey; und wo man von einem Newton und Leibnitz hört, da ſetzt man ſogleich voraus, daß ihre Schultern nicht ſtark genug ſind, um eine Laſt von mehreren hundert Pfunden zu tragen. Alle Tauſendkünſtelei hat ihren Werth verloren; und wer ſich, gleich jenem griechiſchen Philoſophen in den olympiſchen Spielen, etwas darauf zu Gute thun wollte, daß er ſich nicht nur von Kopf zu Fuß ſelbſt bekleidet, ſondern auch allen ſeinen übrigen Bedürfniſſen durch eigene Geſchicklichkeit abgeholfen habe, der würde ſich nur lächerlich machen. Jedes Mitglied der Geſellſchaft hat

ſeine eigene Sphäre, aus welcher es nicht ohne dringende Noth hervortritt. Was in dieſer Sphäre gewirkt wird, iſt das Mittel, ſich alle übrigen Productionen in eben dem Maaße anzueignen, in welchem man ihrer benöthigt iſt. So wie der Einzelne der ganzen Geſellſchaft dient, ſo dient die ganze Geſellſchaft dem Einzelnen. Beide (der Einzelne und die Geſellſchaft) exiſtiren nicht nur für, ſondern auch durch einander; und wer ſein Verhältniß zu ſeinen Mitbürgern recht ins Auge faßt, der geſteht ohne Bedenken: daß, in einer weitgetriebenen Theilung der Arbeit, der geſellſchaftliche Werth des Menſchen das Umgekehrte von ſeinem Naturwerthe werde, indem jener in der Begränzung ſeiner Kraft auf eine einzelne Verrichtung, dieſer in der Unbegränztheit derſelben der erſten Anlage nach beſteht.

Gleichwohl läßt ſich nicht behaupten, daß durch die Verwandlung der allgemeinen Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen in eine beſondere Fertigkeit oder Geſchicklichkeit irgend etwas geſchehe, was dem Willen der Natur entgegen ſey. Denn wenn es einmal der Wille der Natur war, daß der Menſch in Geſellſchaft leben ſollte; ſo konnte ſie zur Erreichung ihres Endzwecks ſchwerlich ein ſichereres Mittel erwählen, als gerade jene allgemeine Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen, da dieſe die Erwerbung jeder Geſchicklichkeit zu einer beſondern Verrichtung auf das vollkommenſte in ſich ſchloß. Auf dieſem Wege brachte ſie es dahin, daß die Vollkommenheit, welche dem vereinzelten Individuum ewig entſtehen mußte, wenigſtens auf die Geſellſchaft überging, welche, indem ſie etwas Unendliches wurde, die von jedem Individuum empfangene Einzelkraft als Geſammtkraft zurückgab. Uebrigens iſt es ein höchſt anziehendes Schauſpiel, zu ſehn, wie eine unausweichliche Nothwendigkeit den, in einem zuſammengeſetzteren Geſellſchaftszuſtande gebornen, Menſchen zur Beſchränkung ſeiner Kraft auf irgend einen einzelnen Gegenſtand der Beſchäftigung hintreibt. Auf der einen Seite:

kann er von der allgemeinen Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen nur einen kleinen Theil entwickeln; denn wollte er ſie auf alle ihm vorkommenden Gegenſtände richten, ſo würde er Gefahr laufen, ſich zu zerſtören. Auf der andern Seite würde er, wenn eine Entwicklung dieſer allgemeinen Anlage nach ihrem ganzen Umfange möglich wäre, geradezu aufhören, ein geſellſchaftliches Weſen zu ſeyn; denn er würde ſich ſelbſt hinreichen und keines von allen den Bedürfniſſen fühlen, welche nur durch die Thätigkeit Anderer befriedigt werden können. Man kann alſo ſagen: daß die Schwäche des zur Geſellſchaft gehörenden Individuums ſich in eben dem Maaße vermehrt, in welchem die Stärke der Geſellſchaft ſelbſt zunimmt. Auch ſehen wir dies überall beſtätigt.

Hiemit aber ſteht in dem engſten Zuſammenhange: daß der geſellſchaftliche Werth des Menſchen in eben dem Verhältniſſe wächſet, in welchem ſeine Abhängigkeit von der Geſellſchaft zunimmt. Das Gegentheil hiervon behaupten, hieße die Wahrheit verkennen. Soll die Geſellſchaft die Bereitwilligkeit haben, ſehr viel für uns zu thun; ſo kann dieſe Bereitwilligkeit immer nur das Product der (wirklichen oder eingebildeten) Verdienſte ſeyn, die wir uns um die Geſellſchaft erworben haben, oder noch erwerben. Wie wir uns aber auch unſer Verhältniß zu ihr denken mögen, ſo kündigt ſchon das bloße Daſeyn deſſelben unſere Abhängigkeit von ihr an, und die Aufgabe für den, der mit Sicherheit und Freiheit in der Geſellſchaft exiſtiren will, iſt, niemals unabhängig von dieſer Geſellſchaft zu werden — denn dies iſt in ſich ſelbſt unmöglich — wohl aber, unabhängig zu ſeyn von allen den Individuen, die ſeine beſondere Geſchicklichkeit zu ihrem ausſchließenden Vortheil benutzen möchten. Glücklicherweiſe iſt dies um ſo leichter, je feſter und unerſchütterlicher der Bau der ganzen Geſellſchaft iſt, d. h. je nothwendiger die Verrichtung des Einen in die des Anderen eingreift, ſo, daß die eine nicht ohne die andere beſtehen kann, und die gemeinſchaftliche Arbeit als das ein-

zige denkbare Mittel zur Erhaltung der Gesellschaft anerkannt und geachtet wird.

Was ist aber gesellschaftliche Arbeit in ihrer höchsten Allgemeinheit?

Wenn wir die allgemeine Anlage zu allen geiellschaftlichen Verrichtungen als das Mittel betrachten, dessen sich die Natur bedient hat, um eine menschliche Gesellschaft zu Stande zu bringen, und wenn uns die Verwandlung dieser allgemeinen Anlage in eine besondere Fertigkeit oder Geschicklichkeit — hier gleichviel, von welcher Art — als die einzige Grundlage unseres gesellschaftlichen Werthes erscheinen muß: so wird das Wesen der gesellschaftlichen Arbeit darin bestehen, daß wir diese besondere Fertigkeit oder Geschicklichkeit zum Besten der Gesellschaft üben und dadurch irgend eine Lücke ausfüllen, welche nothwendig entstehen müßte, wenn jene Uebung unterbliebe.

In der Ueburg dieser Fertigkeit oder Geschicklichkeit würde also die Tugend des Menschen bestehen; wie denn die bloße Ableitung dieses Worts von Taugen, welches in seiner ursprünglichen Bedeutung mit Zeugen oder Erzeugen einerlei ist, dies hinlänglich bestätigt. Tugend und Kraft als Synonyma gedacht, kommt es nur darauf an, daß die Kraft keine gegengesellschaftliche Tendenz habe; und wie konnte sie diese wohl annehmen, wenn sie in der Geschicklichkeit besteht, ein besonderes Geschäft zum Nutzen und zur Zufriedenheit der Gesellschaft zu verrichten? Freilich sind wir nur allzu geneigt, der einen Beschäftigung einen höheren Werth beyzulegen, als der anderen; allein gerade hierin zeigt sich unsere Begränztheit und unser durch die Eigenliebe bestochener Verstand in dem nachtheiligsten Lichte. Wer im Stande ist, die Gesellschaft als ein Ganzes anzuschauen, von welchem jedes Individuum, das sich nützlich zu beschäftigen versteht, einen integrirenden Theil ausmacht, der kann nie in die Versuchung gerathen, die teleologische Gleichheit der Beschäftigungen zu läugnen, oder dem einen Geschäft den Vorzug vor dem andern zu geben. Sophron bewohnt

eine

eine elende Hütte, Argant einen glänzenden Pallaſt; jener erwirbt durch ſeine Arbeit kaum ſo viel, daß er ſeine und ſeiner Familie Bedürfniſſe befriedigen kann, dieſer, ohne ſelbſt zu arbeiten, lebt in Ueberfluß und Herrlichkeit; den erſteren verläßt die Sorge keinen Augenblick, der letztere kennt die Sorge ſo wenig, daß er nur mit der langen Weile zu kämpfen hat, die ihn einmal über das andere beſchleicht. Dies ſind freilich Unterſchiede, wie wir ſie täglich in der Geſellſchaft antreffen; allein die Frage iſt nicht, ob Argants Lage vorzuziehen ſey, ſondern, ob Sophron der Geſellſchaft nicht eben ſo nützlich ſey, als Argant; und wer möchte das wohl leugnen? In jedem vollkommneren Geſellſchaftszuſtande giebt es Individuen, deren ganze Vortreflichkeit darin beſteht, daß ſie eine Bewegung der Hand mit der größten Genauigkeit zu wiederholen verſtehen. Dies kann uns aber nur auf den erſten Anblick befremden; denn wenn wir bedenken, wie viel mit dieſer ebenmäßigen Bewegung der Hand in Verbindung ſteht, und wie nicht ſelten von ihr der ganze Zuſtand einer Kunſt oder Wiſſenſchaft abhängt; ſo verſchwindet unſer Befremden, und wir werden geneigt, derſelben Perſon, die uns kaum noch ein Menſch zu ſeyn ſchien, einen eben ſo hohen Werth zuzuſchreiben, als ob ſie das erſte aller Geſchäfte verrichtete. Wie viel verdankt Herſchel den engliſchen Glasſchleifern, und wie viel verdankt der menſchliche Geiſt dem Verhältniſſe, in welchem jene beiden mit einander ſtehen, vielleicht ohne jemals darüber nachgedacht zu haben. Welches iſt überhaupt die Kunſt oder die Wiſſenſchaft, welche nicht die ganze geſellſchaftliche Thätigkeit zur Unterlage bedürfte? Der größte Philoſoph iſt gerade derjenige, der ſich der Bedingungen, unter welchen er philoſophiren kann, am meiſten bewußt iſt; und weit gefehlt, daß ſein Geſchäft ein iſolirtes ſeyn ſollte, hat es immer nur inſofern einen Werth, als die Reſultate deſſelben auf die Geſellſchaft übergehen und Licht und Wahrheit in derſelben verbreiten.

Für die ächte Würdigung eines nützlichen Geſchäftes

kommt ſogar nur wenig darauf an, bis zu welchem Grade es mechaniſirt ſey, oder nicht. Denn da alle geſellſchaftliche Arbeit ihre Wurzel in dem menſchlichen Geiſte hat und ewig haben wird; ſo beſteht aller Mechanismus zuletzt nur in der Befolgung derjenigen Regeln, welche eben dieſer Geiſt für die ſichere und erfolgreiche Betreibung der einzelnen Geſchäfte erfunden hat. Wie unglücklich würde die Geſellſchaft ſeyn, wenn für jede Verrichtung, die in ihr vollzogen werden ſoll, erſt die Regeln erfunden werden müßten! Wie viel Zeit würde darüber verloren gehen, und wie viel Stillſtand in die geſellſchaftliche Arbeit kommen! Es iſt möglich, daß durch den Mechanismus der menſchliche Geiſt in engere Schranken zurücktritt; aber dies kann ja nur der Geiſt des Individuums ſeyn, nicht der Geiſt der Geſellſchaft, welcher gerade durch den Mechanismus gewißer Arten von Arbeit nicht nur ſeine Conſiſtenz, ſondern ſelbſt die Möglichkeit ſeiner Erweiterung und Vervollkommnung gewinnt. Die Eintheilung der geſellſchaftlichen Arbeit in körperliche und geiſtige taugt in einer höheren Anſicht zu nichts; denn, ſtreng genommen, giebt es gar keine körperliche Arbeit. Was wir ſo nennen, hat ſeine Beziehung nicht durch den reinen Verſtand, ſondern durch jenen Stolz erhalten, der alle Anſtrengung der Kräfte für ein Uebel hält und den Zuſtand der Contemplation jedem anderen Zuſtande vorzieht. Alle Arbeit wird dadurch zu einer geiſtigen, daß ſie eine Entwickelung von Kraft iſt, die Kraft aber nur dem Geiſte beiwohnt. Mag man doch die damit verbundene Anſtrengung ſcheuen; aber, Arbeit mit Arbeit vergleichend, wird man immer finden, daß Newton und Leibnitz nicht weniger arbeiten, als der Fröhner und der Galeerenſklave, nur mit dem Unterſchiede, daß jene, indem ſie ein ſelbſtgewähltes Geſchäfte treiben, der Arbeit entſagen können, ſobald es ihnen gefällt, d. h. ſobald die Anſtrengung ſie ermüdet, dieſe hingegen bei dem ihnen aufgedrungenen Geſchäfte ausharren müſſen, und nicht die Erlaubniß haben, zu einem anderen überzugehen. Es iſt ganz in der Regel, daß der Menſch

die Arbeit verabſcheue, von welcher er glaubt, daß ſie ihn erſchöpfen werde; hieraus aber folgt nichts für die Richtigkeit ſeines Urtheils über dieſe Arbeit, indem derjenige, den er bedauert, ihn wiederum in den Verrichtungen bedauern könnte, die ihm eigenthümlich ſind. Arbeit und Arbeit wird immer im Gleichgewichte ſtehen. Was die Gewöhnung mir leicht gemacht hat, das kann die Nichtgewöhnung einem andern ſchwer machen; wenn wir aber keine weitere Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Verrichtungen nehmen, ſondern dieſe an und für ſich betrachten, ſo wird ſich immer finden, daß Verrichtung mit Verrichtung aufgeht, indem bei aller Kraft entwickelt werden muß. Die einzigen Begünſtigten in der Geſellſchaft ſind diejenigen, welche das Vorrecht genießen, ſich das Produkt der Arbeit Anderer aneignen zu dürfen. Von dieſen weiter unten.

Nach dieſen vorläufigen Unterſuchungen ſind wir im Stande, die Frage zu beantworten: „ob die Geſellſchaft nicht allzuſehr anwachſen könne?“

Soll in dieſer Frage ein Sinn liegen, ſo muß ſie gleichbedeutend ſeyn mit der Frage: „ob die geiſtige Kraft der Geſellſchaft ſich über die Gebühr vermehren könne?“ Die Geſellſchaft kann ſich nämlich nur nach Maaßgabe der mannichfaltigen Verrichtungen vermehren, die in ihr vollzogen werden; und da jede dieſer Verrichtungen ihren Urſprung in der ſchaffenden Kraft des menſchlichen Geiſtes hat, ſo kann nur da von Vermehrung der Geſellſchaft die Rede ſeyn, wo jene ſich wirkſam beweiſet. Hieraus folgt aber, daß alles, was man von einer Ueberbevölkerung ſagt, von der Oberfläche geſchöpft iſt; denn dieſe iſt eben ſo unmöglich, als ein Uebermaaß von Genie in einem Volke. Und ſo wäre denn obige Frage mit wenig Worten beantwortet. Indeß hat man in unſeren Zeiten behauptet: das Elend, welches dem geſellſchaftlichen Zuſtande bei einer ſtarken Bevölkerung anklebe, habe ſeinen letzten Grund darin, daß die Fruchtbarkeit der Erde zu der Fruchtbarkeit des menſchlichen Geſchlechts in einem urſprünglichen Mißverhältniſſe ſtehe, welches auf

dem Fortschreiten jener in arithmetischer und in dem Fortschreiten dieser in geometrischer Proportion beruhe. Wenn dies aber wirklich der Fall wäre, so würde die Natur in dem allerauffallendsten Widerspruche mit sich selbst stehen und der Planet, der von uns bewohnt wird, gar nicht für uns bestimmt seyn; nicht zu gedenken, daß die Ueberbevölkerung, von welcher man spricht, sich gar nicht würde erklären lassen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, den Ungrund dieser von dem Engländer Malthus herrührenden Behauptung darzuthun. Jetzt bemerke ich nur, daß alles, was wir Fruchtbarkeit der Erde nennen, nichts Absolutes, sondern das zusammengesetzte Produkt der allgemeinen Naturkraft und der besonderen Schöpfungskraft des menschlichen Geistes ist, so, daß jene Fruchtbarkeit sich in eben dem Maaße vermehrt oder vermindert, in welchem die Gesetze der Produktion besser oder schlechter erkannt und befolgt werden. In Canada findet keine Vermehrung des menschlichen Geschlechts in geometrischer Proportion Statt; in diesem unfruchtbaren Lande ersetzt sich das Individuum nur durch ein anderes Individuum, und der Stand der Bevölkerung bleibt immer derselbe. Warum denn das? Weil der Canadier nur von der Jagd lebt, das Jägerleben aber viel zu erschöpfend ist, um der Bevölkerung günstig zu seyn. Dieselbe Erscheinung würden wir in allen Theilen Europa's antreffen, wenn der Ackerbau, welcher die Subsistenzbasis des Europäers ausmacht, dieselbe Wirkung hervorbrächte. Doch wir treffen sie wirklich da an, wo der Ackerbau von dem Clima sehr wenig begünstigt wird. Schweden und Norwegen sind keineswegs so bevölkert, als sie es seyn würden, wenn auf dem kalten und harten Boden dieser Königreiche nicht die kläglichsten Erndten nach mehreren Monaten sehr anstrengender Arbeit folgten. Nirgends wird die Bevölkerung wachsen, nirgends die Ueberzahl der Menschen lästig werden, wo vermöge der Allgewalt des Clima oder einer besonderen Beschaffenheit des Bodens, eine geistige Entwickelung unmöglich ist. In den

Ländern der heißen Zone erschlafft die Hitze; in den Ländern der kalten Zone erstarrt die Kälte. Für dasselbe England, dessen Bevölkerung gegenwärtig auf neun Millionen angegeben wird, gab es Perioden, in welchen es kaum ein Drittel dieser Bevölkerung aufzuweisen hatte. Hätte in diesen Zeiten irgend ein Engländer den Einfall gehabt, zu behaupten, daß sein Vaterland, um so wohlhabend und glücklich zu werden, als sein Boden und seine Lage es erlaubten, seine Bevölkerung um zwei Drittel vermehren müsse; so würden alle diejenigen von seinen Mitbürgern, denen die Fruchtbarkeit ihrer Insel kaum für drei Millionen hinreichend geschienen hätte, einen solchen Einfall als aberwitzig verrufen haben. Gleichwohl hat sich Englands Bevölkerung im Verlauf der Zeit auf neun Millionen vermehrt; und fragt man nun, wie das zugegangen sey? so läßt sich keine andere Antwort geben, als daß mit der Einsicht des englischen Volkes auch die Zahl desselben zugenommen habe. Ueberhaupt läßt sich über den in Rede stehenden Gegenstand festsetzen, daß da, wo Naturgesetze der Entstehung eines zusammengesetzteren Gesellschaftszustandes nicht entgegenwirken, es eben so wenig ein Maximum für die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen, als für die Bevölkerung gebe. Es könnte demnach wohl geschehen, daß derjenige Theil von Europa, der durch Clima und Boden von der Natur am meisten begünstiget ist, sich, nach einigen Jahrhunderten, einer doppelten Bevölkerung zu erfreuen haben werde. Alles wird darauf ankommen, ob die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen sich in diesem Zeitraum vermehrt, und in welchem Grade diese Vermehrung erfolgt. Wie viel rechnen wir zu unseren Bedürfnissen, wovon unsere Väter keine Ahnung hatten. Treten wir nun zu unserer Nachkommenschaft in dieser Hinsicht in eben das Verhältniß, worin unsere Vorfahren zu uns standen; so ist ja nichts natürlicher und nothwendiger, als daß die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen sich vermehre, und daß mit ihr die Gesellschaft an körperlichem Umfang gewinne.

Statt etwas von einer Ueberbevölkerung zu befürchten, ſollte man lieber unterſuchen, wie es anzufangen ſey, um die Geſellſchaft im Wachſen zu erhalten?

Die Welt iſt mit Trümmern bedeckt, welche uns ſagen, daß, an ihrer Stelle, ehemals ein kräftiges Leben geblühet habe. Der Boden von Antiochien wird jetzt durch einen Wald gedrückt. Wo Babylon prangte, entdeckt das Auge des Wanderers keine Hütte mehr. Was iſt aus Tyrus geworden, deſſen Kaufleute Fürſten genannt wurden? Was aus Palmyra, das einſt der Wohnſitz aller Künſte und Wiſſenſchaften war! Wir fragen umſonſt, wodurch dieſe ungeheuren Verwandlungen möglich geworden ſind; unſere Erfahrungen geben uns darüber keine Auskunft. Veralten Geſellſchaften, Staaten, Reiche etwa nach eben den Naturgeſetzen, nach welchen menſchliche Individuen veralten und untergehen? Da die Natur, wie wir oben geſehen haben, die menſchliche Geſellſchaft nur möglich gemacht, die Bildung derſelben aber dem Verſtande des Menſchen ſelbſt überlaſſen hat; ſo thun wir unſtreitig immer Unrecht daran, wenn wir jene wegen des Verfalles anklagen, in welchen die Geſellſchaft von Zeit zu Zeit geräth; ein Verfall, der mehr oder weniger vollendet werden kann, je nachdem die Rettung ſpäter oder früher eintritt. An uns ſelbſt müſſen wir uns halten, und in der Beſchaffenheit unſerer organiſchen und bürgerlichen Geſetze die Urſachen unſeres Steigens und unſeres Verfalles aufſuchen. Der Zuſammenhang, in welchem die Geſellſchaft mit ſich ſelber ſteht, kann beſchützt oder zerrüttet werden, je nachdem man ihn mit Weisheit oder mit Thorheit behandelt. Wird die eine Verrichtung auf Koſten der anderen begünſtigt; ſo iſt nichts natürlicher, als daß zuletzt ſelbſt die begünſtigte darunter leidet; denn vermöge des Zuſammenhanges, in welchem alle Verrichtungen ſtehen, unterſtützet die eine die andere. Es iſt unmöglich, da einen blühenden Ackerbau zu haben, wo man Manufacturen und Fabriken zu Grunde gehen läßt. Schlechte Geſetze können den blühendſten Staat zu Grunde richten;

ſchlechte Geſetze aber werden gegeben werden, ſo lange durch die Verfaſſungen nicht dafür geſorgt iſt, daß in den Geſetzen der allgemeine, d. h. der, das Intereſſe der ganzen Geſellſchaft umfaſſende, Wille ausgedrückt wird. Blüthen und Früchte ſind immer nur inſofern möglich, als man den Stamm verſchont, der alle die Säfte enthält, aus welchen Blüthen und Früchte ſich entwickeln; bohrt man aber den Stamm an, ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß der ganze Baum abſtirbt. Zu allen Zeiten hat nur der Unverſtand die Geſellſchaften zu Grunde richten können.

Um das Letztere gehörig aufzuklären, wird es nöthig ſeyn, hier vorläufig etwas von einem allgemeinen Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Verrichtungen zu ſagen.

Die Exiſtenz und Fortdauer der Geſellſchaft iſt, wie wir geſehen haben, bedingt durch die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, welche in ihr verrichtet werden; denn, wenn dieſe Mannichfaltigkeit aufhörte, ſo würde jeder Einzelne von der Vergeſellſchaftung nicht mehr Vortheile haben, als von der Nichtvergeſellſchaftung, und hierin würde der entſcheidendſte Bewegungsgrund zur Trennung und Vereinzelung liegen. Die Mannichfaltigkeit der Arbeit aber iſt wiederum einer Bedingung unterworfen, welche ganz für ſich beſteht; und dieſe Bedingung iſt das Daſeyn eines, von dem menſchlichen Verſtande geſchaffenen, Ausgleichungsmittels, wodurch bewirkt wird, daß die Arbeit des Einen nicht unmittelbar durch die Arbeit des Andern, ſondern durch Etwas ermuntert werde, das als allgemeines Erwerbsmittel für jede Art von Arbeit gebraucht werden kann. Wir nennen dies allgemeine Erwerbsmittel Geld; und wenn es von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß es die beiden Eigenſchaften der Allbeliebtheit und Theilbarkeit vereinigt, ſo liegt in ihm die bewundernswürdige Kraft, daß Jeder, der es zu erwerben verſteht, in ihm das Mittel beſitzet, nicht blos das eine und das andere ſeiner Bedürfniſſe, ſondern alle ſeine Bedürfniſſe ohne Ausnahme zu befriedigen, und ſich

folglich durch das Resultat seiner Arbeit die Arbeit der ganzen Gesellschaft, so weit er dieselbe gebrauchen kann, anzueignen: wovon die unmittelbare Folge ist, daß Jeder, der in der Gesellschaft irgend ein nützliches Geschäft verrichtet, es eben so sehr für sich selbst, als für die Gesellschaft verrichtet; für sich selbst, indem dies Geschäft das Mittel ist, wodurch er das erwirbt, was er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bedarf, welche in der Regel durch den Umfang des Geschäfts bestimmt werden; für Andere, indem sie die Produkte seiner Arbeit nicht entbehren können, ohne zu leiden.

Wo es kein allgemeines Ausgleichungsmittel oder Geld giebt, da kann, im Ganzen genommen, nur für das eigene Bedürfniß gearbeitet werden; und wo so etwas Statt findet, da müssen die Menschen, wenn man ihnen auch den Charakter der Geselligkeit nicht ganz absprechen kann, noch in einem hohen Grade selbstisch und sogar thierisch seyn. In dem Gelde liegt also eine vergesellschaftende Kraft, und durch das Geld wird bewirkt — nicht etwa, daß der Mensch seine selbstische Natur ablegt und lauter Liebe wird — dies soll nie der Fall werden — sondern daß er selbstisch und liebend zugleich ist, und den Antagonismus, welcher hierdurch in seinem Innern entsteht, fortdauernd dadurch aufzuheben strebt, daß er in der Gesellschaft ein nützliches Geschäft verrichtet d. h. sich selber dadurch dient, daß er für die Gesellschaft arbeitet.

Man sieht hier, wie durch die Natur des allgemeinen Ausgleichungsmittels, wenn es die beiden Eigenschaften der Allbeliebtheit und Theilbarkeit vereinigt, die Gleichheit der Rechte vorgeschrieben ist; denn ohne diese Gleichheit würde allen denen, die davon ausgeschlossen sind, die gesellschaftliche Existenz unmöglich gemacht werden. Da, wo jene Natur verkannt und die eine nützliche Verrichtung auf Kosten der anderen begünstigt wird, kann nichts anderes erfolgen, als eine Aufhebung des Gleichgewichts, in welchem

alle nützlichen Verrichtungen ſtehen müſſen, wenn die Geſellſchaft gedeihen ſoll; und dürfen wir uns darüber wundern, wenn nach einer ſolchen Aufhebung des Gleichgewichts, die Geſellſchaft in Verfall geräth und ſich in ihre Beſtandtheile auflöſet? Alle Revolutionen, welche ſich mit dem gänzlichen Verſchwinden eines ſehr zuſammengeſetzten Geſellſchaftszuſtandes geendigt haben, müſſen alſo auf eine und dieſelbe Weiſe erfolgt ſeyn; nämlich dadurch, daß der innige und nothwendige Zuſammenhang, in welchem Geſellſchaft, geſellſchaftliche Arbeit und Geld miteinander ſtehen, aufgehoben worden iſt, es ſey nun durch gewaltſame Erſchütterungen von außen her, oder durch ſolche Erſchütterungen, welche der bloße Unverſtand derjenigen bewirkt, welche, mit der Leitung der Vortheile der Geſellſchaft beauftragt, keine deutliche Begriffe von ihrer Beſtimmung hatten, und dieſelbe auf eine unverantwortliche Weiſe mißbrauchten.

Aus dieſen Gründen nun iſt die Lehre vom Gelde ſo äußerſt wichtig für die richtige Behandlung der Geſellſchaft; vorzüglich da, wo die Geſellſchaft in ihrer Entwickelung ſo weit vorgerückt iſt, daß jedes einzelne Mitglied derſelben ſeine Bedürfniſſe mehr oder weniger mittelbar durch das Geld befriedigt.

Wenn ich dies ſo häufig beſprochene Kapitel von neuem zur Sprache bringe, ſo geſchieht es, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß an dem Gegenſtande ſelbſt einige Seiten noch unbeleuchtet geblieben ſind, auf welche aufmerkſam gemacht zu haben, vielleicht nicht ganz unverdienſtlich iſt. Freilich werde ich Vieles ſagen müſſen, was auch von Anderen vor mir bereits geſagt worden iſt; nebenher aber werde ich auch viel Neues ſagen, deſſen Prüfung ich um ſo mehr empfehle, je wichtiger das iſt, was ich damit in Verbindung zu bringen gedenke. Es ſcheint mir höchſt nothwendig, daß man ſich, beſonders in Teutſchland, richtige Begriffe von den Erſcheinungen mache, die ſeit einigen Jahren um uns her aufgegangen ſind; und da man ſich dieſe richtigen Begriffe nur dann machen kann, wenn

man etwas tiefer in die Natur der Geſellſchaft eingeht, ſo wird man am Schluſſe dieſes Werks weder den Zweck noch den Zuſammenhang deſſelben verkennen können. Die Mühe der Entwickelung bleibt dem Verfaſſer; der Nutzen derſelben — vorausgeſetzt daß die Wahrheit auf ſeiner Seite ſeyn ſollte — wird auf den Leſer übergehen und vielleicht hundertfältige Früchte bringen, die ſich auf der Stelle nicht berechnen laſſen.

IV.

Vom Gelde.

Was ich über dieſen Gegenſtand zu ſagen habe, werde ich am bequemſten vortragen, wenn ich es durch drei beſondere Abſchnitte vertheile, von welchen der erſte vom Gelde als Metall, der zweite vom Gelde als Ausgleichungsmittel der geſellſchaftlichen Arbeit, der dritte endlich vom Gelde als Element der Circulation handelt! ich wähle dieſe Abtheilungen deshalb, weil ich glaube, daß ſich in ihnen alles erſchöpfen läßt, was vom Gelde zu ſagen iſt.

Alſo

I. Vom Gelde als Metall.

Daß Metall Geld iſt, und daß man ſeit einigen Jahrtauſenden gewiße Arten des Metalls vorzugsweiſe Geld nennt, iſt gewiß bei weitem weniger die Sache des Zufalls, als man auf den erſten Anblick glauben möchte.

Wenn wir etwas genauer unterſuchen, was den Menſchen zum Tauſche geneigt macht, ſo müſſen wir auf jene allgemeine Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen zurückkommen, womit der Menſch von der Hand der Natur ausgeſtattet worden iſt. Indem nämlich jene Anlage, eben durch ihre Allgemeinheit, es mit ſich brachte, daß er nur einen Theil, und zwar einen ſehr kleinen Theil derſelben entwickeln konnte, blieb ihm nichts anders übrig,

als die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die er sich selbsten nicht verschaffen konnte, dadurch zu erwerben, daß er sie gegen diejenigen eintauschte, welche er sich zu verschaffen im Stande war. Der Mensch ist also von Natur ein Kaufmann; die Beschränktheit seines Wesens drängt ihn dazu.

Auf dem Wege des Tausches aber entwickelt sich ganz von selbst die Idee einer Waare, welche Allen ohne Ausnahme gefallen und folglich auch von Allen ohne Ausnahme gesucht werden möge; die Verlegenheit, worin sich jeder Einzelne befindet, seine Waare los zu werden, und die, welche er nöthiger braucht, einzutauschen, ist die wahre Ursache von jener Idee einer allgemein beliebten Waare, die in jedem Tauschlustigen d. h. in jedem Menschen, einen Abnehmer finde.

Die allgemein beliebte Waare braucht nicht sogleich irgend ein Metall zu seyn; wir kennen noch jetzt Völker, bei welchen sie es nicht ist. Aber sie wird irgend ein Metall werden, sobald die Vortheile, welche mit der Metallität verbunden sind, einleuchten: Vortheile, die sich nicht lange verkennen lassen, weil sie so groß sind, daß sie den Ausschlag über alle andere Waaren geben. Vielleicht wird man das Eisen zur allgemein beliebten Waare constituiren; allein dies wird nur so lange dauern, als kein Ueberfluß von demselben vorhanden ist; denn sobald dieser eintritt, vermindert sich der Werth der allbeliebten Waare, und in ihr wird die blos nützliche geachtet. Es läßt sich nicht angeben, was auf den verschiedenen Entwickelungsstufen, durch welche das menschliche Geschlecht gegangen ist, alles allgemein beliebte Waare, Ausgleichungsmittel, Geld gewesen sey; allein das wissen wir, daß kein Volk es in seiner Gewalt hatte, das Unvollkommnere beizubehalten, sobald es mit dem Vollkommneren bekannt wurde. Die Spartaner hatten das Eisen, die Römer das Kupfer zu Geld constituirt; aber jene sowohl als diese nahmen das Silber und Gold dazu an, sobald ihre Berührung mit anderen Völkern dieses erheischte;

und daſſelbe iſt in neuern Zeiten Völkern begegnet, welche bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit den Europäern entweder gar kein Metall-Geld, oder ein weit unbequemeres hatten, als das in Gold und Silber enthaltene iſt.

Worauf beruht nun aber der Vorzug, den man den beiden letzteren Metallen vor allen übrigen gegeben hat, und wodurch ſind ſie das geworden, was ſie ſind, nämlich Ausgleichungsmittel der geſellſchaftlichen Arbeit oder Geld?

Die Verwandlung der ſogenannten edleren Metalle in Geld gehört zu den Dingen, welche nicht ſowohl gemacht worden ſind, als ſie ſich ſelbſt gemacht haben. Nie hat irgend ein Geſetzgeber die Macht oder das Recht gehabt, zu ſagen: Gold und Silber ſollen allgemeine Geltung haben; alle Geſetzgeber haben ſich vielmehr glücklich ſchätzen müſſen, daß zwei ſolche Sachen, wie Gold und Silber, da waren, die ſich als allgemeine Geltung aufgedrungen hatten; gerade ſo, wie, in unſeren Zeiten, keine Macht mit irgend einem Erfolge befehlen kann, daß ein Stück Papier ſo oder ſo viel gelten ſoll, wenn ſie bei ſich ſelbſt auch noch ſo ſehr wünſchen ſollte, daß es ſo oder ſo viel gelten möge. Denkt man nun darüber nach, wie Gold und Silber eine ſo allgemeine Geltung erhalten haben, ſo muß man, bei einer auch nur mittelmäßigen Kenntniß des Ganges menſchlicher Entwickelung, ſogleich annehmen, daß dies ſehr allmählig geſchehen ſey.

Keineswegs entſchied die Brauchbarkeit der edleren Metalle zu den Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens; denn dieſe war entweder gar nicht, oder doch nur in einem ſo geringen Grade da, daß, wenn ſie hätte entſcheiden müſſen, das Eiſen den Vorzug vor allen übrigen Metallen erhalten haben würde. Es war vielmehr gerade die Unbrauchbarkeit der edlern Metalle zu den Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens, was ihnen den Vorzug verſchaffte, daß ſie Geld wurden, wiewohl man annehmen muß, daß dieſe Entdeckung

erſt ſpäterhin gemacht wurde d. h. zu einer Zeit, wo man mit ihren übrigen Eigenſchaften bereits im Reinen war. Was ſie zunächſt empfahl, war unſtreitig ihre verhältnißmäßige Seltenheit und der ſtandhafte Glanz, den ſie von ſich gaben. Gegenſtände der Liebhaberei vermöge jener, Gegenſtände der Prachtliebe und Auszeichnungsbegierde vermöge dieſes, hatten ſie einen hohen Werth, noch ehe daran zu denken war, daß ſie jemals Geld werden, und als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit dienen würden; allein dieſe ihre letzte Beſtimmung war wenigſtens vorbereitet, ſobald ſie einmal zur Befriedigung der Eitelkeit und des Ehrgeitzes gedient hatten. Denn kaum war die Entdeckung gemacht worden, daß Gold und Silber für jeden Reichen d. h. für jeden Beſitzer eines großen Vorraths von Gütern des Lebens einen Werth hätten, als jeder ohne Ausnahme ſich in den Beſitz dieſer Metalle zu ſetzen ſtrebte, um das zu haben, was er ſelbſt dem Reichſten anbieten konnte, um einen Theil ſeines Vorraths auf ſich abzuleiten. Und ſo entſtand unſtreitig das, was wir gegenwärtig Geld nennen, indem wir dabei an Gold und Silber denken. Dabei verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß der Begriff, den man mit dem Worte Geld verband, noch ſehr roh war. Dies iſt ſelbſt daraus klar, daß ſich ſehr wenige Nationen zu einer ſo allgemeinen Benennung, als die des deutſchen Worts „Geld“ iſt, erheben konnten, die meiſten blieben bei der Benennung von Silber oder Gold ſtehen, oder ſie gebrauchen die Benennung einer einzelnen Münze, oder auch der Münze überhaupt, zur Bezeichnung des Geldes.

Aber ſelbſt nachdem die edlere Metalle als Geld in der Geſellſchaft eingeführt waren, mußten noch ſehr bedeutende Schwierigkeiten übrig bleiben, wenn ſie bei jeder vorkommenden Gelegenheit als Ausgleichungsmittel gebraucht werden ſollten. Die größte von allen war: wie viel der Beſitzer dieſer Metalle hingeben ſollte, um ſich durch den Ankauf ſeiner Bedürfniſſe für die Mühe oder den Aufwand an Kräften zu entſchädigen, die er hatte anwenden müſſen, um

in den Beſitz von Gold und Silber, oder wenigſtens von einem von beiden, zu gelangen. In den Metallen ſelbſt lag keine Art von Maasſtab; wofern man ihre Seltenheit nicht dafür ausgeben will. Um nun gleichwohl dieſen Maasſtab zu finden, fing man an, ſie zu theilen. Doch die Theilung, welche anderweitige Vortheile ſie auch gewähren mochte, leiſtete nichts für die Auffindung eines abſoluten Werths der edleren Metalle; ſie blieben Waare, wie jede andere Waare, nur mit dem Unterſchiede, daß die Unverderblichkeit zu ihren Eigenſchaften gehörte, und daß ſie, vermöge dieſer Eigenſchaft, nur um ſo geſchickter waren, eine allgemeine Waare zu ſeyn. Eine zweyte Schwierigkeit war, auszumitteln, ob das, was für Gold und Silber ausgegeben wurde, auch wirklich Gold und Silber und in welchem Grade es Gold und Silber ſey, da ſich vorausſetzen ließ, daß die Verkäufer von dieſen Metallen ſich jede Art von Betrug erlauben würden. Um dieſe Schwierigkeit zu heben, wurde es nothwendig, das, was wir gegenwärtig die Feinheit der edlern Metalle nennen, nicht blos im Allgemeinen zu beſtimmen, ſondern auch, wo möglich, für jeden einzelnen Fall zu fixiren.

Aus dieſen beiden Operationen des Theilens und des Stempelns der edlern Metalle iſt die gegenwärtige Geſtalt unſers Geldes hervorgegangen; und zwar nicht durch irgend einen Sprung, ſondern ſo geräuſchlos und allmählig, daß wir bei allen Vortheilen, die uns unſere Münz-Syſteme gewähren, durchaus nicht wiſſen, wer zuerſt auf den glücklichen Gedanken gerathen iſt, das Geld in Münze zu verwandeln und der Geſellſchaft durch dieſe Verwandlung die größte aller Wohlthaten zu erzeigen. Unſtreitig fand ſich dies, wie alles übrige, allmählig.

So lange Gold und Silber kein beſtimmtes Gewicht und keine Bezeichnung hatten, war es nicht leicht, von der unförmlichen Maſſe, Barre, oder wie man ſonſt will, genannt, gerade ſo viel abzunehmen, als man in jedem einzelnen Fall bedurfte; und wenn das Wägen Aufmerkſamkeit und Genauig-

keit erforderte, ſo war die Operation des Probirens noch weit beſchwerlicher. Jenes überflüſſig zu machen, theilte man zum Voraus eine Anzahl gleicher Stücke, die zuſammengenommen, ein Pfund ausmachten; und ſo wie das Bedürfniß des Verkehrs wuchs, theilte man jedes dieſer gleichen Stücke wiederum in eine Anzahl kleinerer, gleicher Stücke, bis alle Forderungen, welche die Geſellſchaft in dieſer Hinſicht machen konnte, erfüllt waren. Dieſes zu erſparen, drückte man den einzelnen Metall-Stücken, welche das Geld ausmachen ſollten, einen öffentlichen Stempel auf, welcher der ganzen Geſellſchaft ihren innern Werth, in ſofern dieſer auf der Feinheit beruhte, garantiren mußte. Und ſo wurde denn, durch die Vollendung des Münze-Syſtems, das Geld in der Geſellſchaft conſtituirt und den Metallen zwar nicht ein abſoluter und unveränderlicher Werth, aber doch ein allgemein anerkannter und durch nichts zu verdrängender Vorzug vor allen übrigen Arten des Geldes zugeſichert.

Die großen Vortheile, welche für jeden Einzelnen mit der Einführung der edleren Metalle, als Geldes, in der Geſellſchaft verbunden waren, ſprangen am meiſten in die Augen, als dieſe Einführung durch feſtſtehende Münze-Syſteme vollendet war. Von dieſem Augenblick an befand ſich jedes einzelne Mitglied der Geſellſchaft in dem Falle, daß es die ihm unbrauchbare Waare austauſchen konnte gegen eine andere, die nicht nur einen Werth, ſondern ſogar den allgemeinſten Werth hatte, und, indem ſie bei Jedem faſt in demſelben Preiſe ſtand, kaum einen Verluſt zuließ. Es gab ferner eine verderbliche Waare für eine, welche dem Verderben ſo wenig ausgeſetzt war, daß ſie für unverderblich gehalten werden konnte. Es gab drittens eine Waare, welche nur von wenigen begehrt wurde, für eine, welche von Allen ohne Ausnahme eben ſo eifrig geſucht wurde, wie die Mittel, Hunger und Durſt zu ſtillen, dem Einfluß der Witterung zu begegnen und den Gefahren zu trotzen. Es gab viertens etwas, das ſich nicht immer ohne Schaden theilen läßt, für etwas, das, ſelbſt nach der vielfachſten Theilung nichts

von seinem Werthe verliert, und, ohne allen Nachtheil für sich selbst, bald die eine und bald die andere Gestalt annehmen kann. Es tauschte fünftens — und dies war die Hauptsache — eine Waare ein, die es nicht blos in den Stand setzte, das eine oder das andere Bedürfniß zu befriedigen, sondern alle Bedürfnisse ohne Ausnahme zu vergnügen- sofern die eingetauschte Waare der Quantität nach dazu ausreichte. Mit einem Worte: von dem Augenblick an, wo das Geld die Gestalt der Münze angenommen hatte, konnte der einzelne Mensch durch den Geldlohn für seine Dienste wiederum über die Dienste der ganzen Gesellschaft gebieten; und welcher Gesellschaft! —

Wäre das, was wir gegenwärtig Geld nennen, von einem einzelnen Menschen erfunden worden, so würden noch jetzt alle größeren Gesellschaften, die durch das Geld bestehen — und bestehen denn nicht alle dadurch? — verpflichtet seyn, ihn nicht nur als ihren größten Wohlthäter, sondern auch als ihren Schöpfer und Erhalter zu verehren. Diese Erfindung (wenn wir sie so nennen dürfen) ist die durchgreifendste und beglückendste zu gleicher Zeit; jenes, weil sie die Gesellschaft bildet und zusammenhält, dieses, weil sie jedem Mitgliede der Gesellschaft, das Kräfte hat, und sie gesellschaftlich gebrauchen will, diejenige Unabhängigkeit von Individuen gewährt, welche zum Wohlseyn nothwendig ist. Die Geschichte hat nicht ermangelt, uns den Charakter jener Zeiten zu schildern, in welchen das Metall-Geld entweder ganz unbekannt, oder doch wenigstens nicht nach seiner Wirksamkeit gebraucht war; und dieser Charakter hat nichts, was uns in die Versuchung führen könnte, ihn zurück zu wünschen. Sklaverei und Elend aller Art waren die Gefährten des Geldmangels; und Aberglauben und Unwissenheit regierten die Welt, so lange er anhielt. Jenes Mittelalter, in welchem man sich so schlecht auf die Behandlung des Geldes verstand, mag in der Entfernung, worin wir von ihm stehen, allen denen gefallen, welche die Gegenwart nicht zu deuten wissen, und unzufrieden mit ihrem Schicksale im neunzehnten Jahrhunderte sind;

ſind; ſollten dieſe aber in daſſelbe zurücktreten, ſo würden ſie ſich bald ſehr übel befinden und in den vollkommneren Geſellſchaftszuſtand zurückkehren, der nur den Fehler hat, nicht der vollkommenſte zu ſeyn.

Nimmt man alles bisher Geſagte zuſammen, ſo ſieht man: daß die Vortreflichkeit der Waare, die wir Metall-Geld nennen, auf zwei Eigenſchaften beruht, von welchen die eine Unverbrauchbarkeit, die andere Theilbarkeit genannt werden muß. Durch jene erhält jedes Mitglied der Geſellſchaft mit einer deutlichen Vorſtellung von ſeinem Vermögenszuſtande die Luſt, denſelben zu verbeßern; durch dieſe wird der Lebensgenuß vermehrt, indem wir uns theilweiſe die Production aller derjenigen aneignen können, welche, ſo lange es keine Münze, vorzüglich aber keine kleine Münze, gab, außer Stande waren, für die ganze Geſellſchaft zu arbeiten. Man kann alſo mit voller Ueberzeugung ſagen, daß die Geſellſchaft das, was ſie iſt, nur durch die Beſchaffenheit des Geldes iſt, alſo, daß Geſellſchaft, geſellſchaftliche Arbeit und Geld ſich untereinander bedingen, und nur durch einander und für einander vorhanden ſind. Alle unſere Gewerbe, aller Verkehr der Mitglieder der Geſellſchaft unter einander, aller Austauſch gegenſeitiger Dienſte, und alles, was ſich darauf ſtützet, müßte nothwendig und unabtreiblich in Verfall gerathen und allmählig untergehen, wenn es nicht durch ein Münz-Syſtem gehalten würde, das ſich auf die Natur der edleren Metalle gründet. Ich habe an einem andern Orte*) geſagt, daß durch die Gold und Silberminen, welche die Spanier und Portugieſen im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts in Amerika entdeckten, für alle Europäer mit den Gegenſtänden neuer Genüſſe zugleich das Verlangen nach denſelben gegeben wurde, und daß, da dieſes Verlangen nur dann befriedigt werden konnte, wenn man den Geldreichthum jener beiden Nationen auf ſich ableitete, in der Entdeckung der ſogenannten neuen Welt die letzte Urſache

*) Im neuen Leviathan.

aller der Fortſchritte aufgeſucht werden müſſe, die wir ſeit drei Jahrhunderten in der Cultur gemacht haben. Wer die Rolle, die das Geld ſeit dieſer Zeit in der Geſellſchaft geſpielt hat, nur einigermaßen kennt, wird ſchwerlich jemals zu die Verſuchung gerathen, meine Behauptung zu widerlegen.

Uebrigens leuchtet aus allem Dieſem, wenn ich nicht ſehr irre, eine gewiße Naturnothwendigkeit hervor, der ſich der Menſch auf keine Weiſe entziehen kann. Es iſt freilich noch nicht ergründet, in welcher Correſpondenz die edleren Metalle mit dem Menſchen ſtehen; aber auffallend iſt es, daß jeder Verſuch, das Metallgeld durch eine andere Art des Geldes zu erſetzen, fehlgeſchlagen iſt, und wahrſcheinlich ewig fehlſchlagen wird. Wir haben es erlebt, daß, in einem großen Staate, auf die Herabwürdigung des Papiergeldes die Todesſtrafe geſetzt und auf das unerbittlichſte vollzogen wurde; allein, wie furchtbar dieſe Strafe auch ſeyn mochte, ſo ſiegte doch, nach kurzer Zeit, die Natur der Dinge über den verkehrten Willen der Geſetzgeber mit ſo viel Entſchiedenheit, daß ſie die Opfer ihrer Verkehrtheit wurden. Nicht einmal mit einer Verfälſchung vertragen ſich die edleren Metalle! Von allen Verſuchen, die man in dieſer Art gemacht hat, iſt man nach und nach zurückgekommen, indem man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß man der Geſellſchaft dadurch nur ſchade.

Am meiſten aber ſpringt jene Naturnothwendigkeit, von welcher ſo eben die Rede geweſen iſt, in die Augen, wenn man das Verhältniß erwägt, worin Gold und Silber mit einander ſtehen. So lange die edleren Metalle Geld ſind, iſt dieſes Verhältniß immer daſſelbe geblieben. Herodot gibt es von 1 zu 13 an, und ſo iſt es noch jetzt. Kein Staat in der Welt hat die Macht, dies abzuändern; und obgleich der eine oder der andere Fürſt auf den Einfall gerathen könnte, ein Geſetz zu geben, wodurch dies Verhältniß von 1 zu 10, oder wie er ſonſt möchte, beſtimmt würde; ſo würde er dadurch nicht mehr ausrichten, als wenn er

dekretirte, daß die Sonne ſich um die Erde bewegen und die Körper nach anderen Geſetzen fallen ſollten, als welche die Natur ſelbſt vorgeſchrieben hat. Amerika iſt entdeckt worden und man hat in dieſem Welttheile unerſchöpfliche (wenigſtens bisher noch unerſchöpfte) Gold- und Silbergruben angetroffen; aber das Gold iſt zu dem Silber in kein anderes Verhältniß getreten, als dasjenige war, worin es vor zwei Jahrtauſenden ſtand; und bleibt uns unter ſolchen Umſtänden etwas anderes übrig, als anzunehmen: die Natur habe mit den übrigen Anlagen zu einer menſchlichen Geſellſchaft auch die gemacht, daß von den zwei Metallen, die ſie zum Gelde beſtimmte, das eine dreizehnmal ſeltener wäre, als das andere? Vielleicht beruht auf dieſer Anordnung etwas, das noch von keinem menſchlichen Verſtande ergründet worden iſt, indem wir den Einfluß der beiden Metalle auf unſer phyſiſches und moraliſches Seyn noch lange nicht genug kennen, um beſtimmen zu dürfen, welche Wirkungen die umgekehrte Anordnung würde hervorgebracht haben.

So viel vom Gelde als Metall. Ich habe durch alle dieſe Bemerkungen die zweite Abtheilung nur vorbereiten wollen; und die Hauptabſicht derſelben war, zu zeigen, wie das Geld ſich nur als Metall in der Geſellſchaft fixiren konnte. Wenn man nun der Meinung iſt, daß da, wo das Metallgeld einmal einheimiſch geworden iſt, noch irgend ein anderes Geld Statt finden könne, ſo befindet man ſich in einem Irrthum. Was wir Papiergeld nennen, iſt nur in ſofern Geld, als es eine zuverläßige Anweiſung auf Metallgeld iſt; und obgleich das Metallgeld, vermöge ſeiner Unverbrauchbarkeit, ſelbſt nur eine Anweiſung auf eine gewiſſe Quantität von Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens enthält, ſo findet ſich doch der Unterſchied zwiſchen dem Metallgelde und dem Papiergelde, daß jenes eine unmittelbare, dieſes hingegen eine mittelbare Anweiſung iſt, die immer nur in ſofern honorirt wird, als ſie ſich ohne Mühe in eine unmittelbare verwandeln läßt. Ich werde hierüber in der

Folge noch mehr ſagen, um zu zeigen, bis zu welchem Grade ein Papiergeld zuläßlich iſt, oder vielmehr, warum es unter allen Bedingungen verworfen werden ſollte.

V.

Fortſetzung des Vorigen.

Nach dem Schema, das ich mir ſelbſt vorgezeichnet habe, handelt dieſe Abtheilung

II. Von dem Gelde als Ausgleichungsmittel.

Dieſe Abtheilung iſt deswegen ſehr wichtig, weil, wenn es möglich iſt, das Geld in dieſer Eigenſchaft ſo zu behandeln, daß es ſich in ſeinen Wirkungen durchaus gleich bleiben muß, das Mittel entdeckt iſt, die Geſellſchaft vor den periodiſchen Unfällen zu bewahren, denen ſie bisher ausgeſetzt war, und in die Entwickelung derſelben eine Regelmäſſigkeit zu bringen, wodurch ſie vor allem Schwanken geſichert wird. Unter Geſellſchaft verſtehe ich hier eben ſowohl die Regierer als die Regierten, und beider Intereſſe iſt in meinen Augen ſo identiſch, daß es mir gar nicht einfallen kann, den Vortheil des Einen auf Koſten des Andern zu wollen. Ob das was ich vortragen werde zuverläßig ſey, darüber kann ich nicht ſelbſt entſcheiden; genug, daß es ſich durch ruhige Beobachtung ſo in mir gebildet hat und daß große Erfahrungen dafür ſprechen. Doch zur Sache.

Man hat das Geld ſehr oft einen Maasſtab für den Werth der Dinge genannt, indem man ſich unter den Dingen Gegenſtände des unmittelbaren Nutzens dachte. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß, ſo oft ein ſolcher Gegenſtand um Geld eingetauſcht wird, derjenige, der ſein Geld hingiebt, in demſelben einen Maasſtab für den Werth des Eingetauſchten zu ſehen berechtigt iſt; allein das Geld kann deshalb noch nicht als ein Maasſtab für den Werth der Dinge betrachtet werden, weil es dergleichen im Gefühl des Einzelnen iſt. Um ein Maasſtab im eigentlichen Sinne des Worts zu

ſeyn, müßte das Geld ganz andere Eigenſchaften haben, als welche wir an ihm antreffen. Zum Weſen des Maasſtabs gehört die Unveränderlichkeit; denn wie wäre es wohl möglich mit etwas zu meſſen, das bald lang bald kurz iſt? Dieſe Unveränderlichkeit gehört aber nicht zum Weſen des Geldes. Selbſt wenn die Thalerſtücke, die ich beſitze, alle daſſelbe Gewicht und dieſelbe Feinheit haben, ſo folgt daraus noch nicht, daß ich mir morgen, oder nach acht Tagen, oder nach einem Monate, noch dieſelbe Quantität von Gegenſtänden des unmittelbaren Nutzens verſchaffen kann, die ich heute dafür erwerben könnte, wenn ich ſie anlegen wollte; es folgt daraus nur, daß ich Geld habe, welches mir jeder mit großer Bereitwilligkeit abnehmen wird, ſo bald ich es anzulegen für gut befinde. Wieviel ich dafür eintauſchen werde, dies hängt von beſondern Umſtänden ab, die ſich nie mit ſo viel Beſtimmtheit angeben laſſen, daß man ihrer gewiß ſeyn könnte.

In welcher Geſtalt auch das Geld auftreten möge, immer iſt und bleibt es eine Waare; und ob es ſich gleich von allen übrigen Waaren dadurch unterſcheidet, daß es, erſtlich, keine Waare zum Verbrauch und zweitens, eine Waare von unendlich allgemeinerem Nutzen, als alle übrigen verkäuflichen Dinge, iſt, ſo legt es deswegen doch die Natur einer Waare nicht ab, welche darin beſteht, daß ihr Werth nur momentan fixirt iſt, d. h. ſtreng genommen gar nicht fixirt werden kann. Wir haben die edleren Metalle, nachdem ſie ſich ſelbſt als Geld conſtituirt hatten, getheilt; aber die Abſicht dieſer Theilung iſt nie geweſen, daß die einzelnen Geldſtücke Maasſtäbe ſeyn ſollten; alles was dabei beabſichtigt wurde, war, den Verkehr oder den Tauſch zu erleichtern. In Wahrheit, weder in den Dingen, noch in dem Gelde liegt, an und für ſich, irgend etwas, wodurch ſie die Fähigkeit erhielten, ſich gegenſeitig dem Werthe nach zu beſtimmen; und wenn ſie ſich gegeneinander austauſchen, ſo können ſie dies nur vermöge einer Uebereinkunft zwiſchen denjenigen, welche den Austauſch zu Stande bringen. Ob ein

Pferd, das ich mit hundert Dukaten bezahle, wirklich so viel werth ſey, oder nicht; dies hängt von ſo vielen Nebendingen ab, daß ich meinen Kauf zuletzt nur dadurch vertheidigen kann, daß ich ſage: ich habe hundert Dukaten auf ein ſolches Pferd verwenden können, und ich habe für gut befunden, ſie wirklich darauf zu verwenden. Ein geſchickter Augenarzt befreiet mich von einer Krankheit, die, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre, mich des koſtbarſten aller Sinne beraubt haben würde. Wie iſt mein Retter mit Geld zu remuneriren? Wäre das Geld ein Maasſtab für den Werth der Dinge, ſo müßte es auch ein Maasſtab für die Geſchicklichkeit meines Augenarzts ſeyn, und ich könnte mich keinen Augenblick darüber in Verlegenheit befinden; wie viel Thaler oder Friedrichsd'or ich ihm geben müßte. Weil das Geld kein Maasſtab iſt, ſo kann ich nur nach meinem Vermögen ausmitteln, bis zu welchem Grade ich mich dankbar für die erzeigte Wohlthat beweiſen kann. So in jeder Hinſicht; und nichts iſt gewißer, als daß, im Allgemeinen genommen, das Verhältniß des im Umlauf befindlichen Geldvorraths zu der Menge der zum Verkauf gebrachten Bedürfniſſe und aller in der bürgerlichen Geſellſchaft zu belohnenden Dienſte, den Geldwerth der Dinge beſtimmt. Was ich mit dem Ausdruck des im Umlauf befindlichen Geldvorraths ſagen will, darüber kann ich mich nicht auf der Stelle erklären; ich werde aber die Erklärung nicht ſchuldig bleiben. Aus dem Uebrigen geht hervor, daß weder in den Dingen, noch in dem, wodurch ſie verkauft werden, ein fixirter Werth iſt, und daß, wenn beide Werthe an einander gebracht werden, ſie jedesmal beſtimmt werden müſſen, welches eben die Sache des Kaufens iſt.

Gleichwohl entſteht die Frage: ob man den Geldwerth der Sachen ſich ſelbſt überlaſſen müſſe, oder ob es nicht vielmehr wohl gethan ſey, neben dem Geldwerthe der Sachen noch einen Sachwerth des Geldes zu konſtituiren, und das Verhältniß zwiſchen beiden ſo zu leiten, daß der Vortheil der Geſellſchaft daraus reſultire?

Ich bemerke, in Beziehung auf dieſe Frage, zuvörderſt: daß ſie da ganz von ſelbſt wegfällt, wo es eine Gleichheit der Rechte giebt, vermöge welcher jeder Stand und jede damit verbundene Beſchäftigung gleich ſehr begünſtigt wird. Da es aber einen ſolchen Geſellſchaftszuſtand noch niemals gegeben hat, ſo dient die Beantwortung jener Frage vorzüglich zur Herbeiführung deſſelben. Denn denken wir uns die Geſellſchaft als eine große Familie, ſo hat ſie das lebhafteſte Intereſſe, neben dem Geldwerth der Sachen noch einen Sachwerth des Geldes aufzuſtellen, und beide ſo mit einander auszugleichen, daß ihre Mitglieder nicht in den Verrichtungen geſtört werden, wodurch ſie ſich ihren Unterhalt erwerben, indem ſie ſich zugleich alle Uebrigen verpflichten. Ueberläßt ſie den Geldwerth der Sachen ſich ſelbſt, ſo weiß ſie niemals, bis wie weit ſie von ihm geführt werden kann, und muß es ſich gefallen laſſen, wenn ſie, wie es nicht ſelten geſchehen iſt, ſein Opfer wird. Giebt ſie hingegen dem Geldwerthe der Sachen ein Gleichgewicht in dem Sachwerthe des Geldes, ſo kann ſie ihrer Exiſtenz und Fortdauer unter allen Umſtänden deſto gewiſſer ſeyn. Man könnte zwar ſagen: der Sachwerth des Geldes beſtimme ſich immer ganz von ſelbſt durch den Geldwerth der Sachen; und ſo wie die Lage der Dinge bisher geweſen iſt, läßt ſich dies nicht läugnen. Allein es iſt doch nichts weniger als gleichgültig, ob in dem Verhältniſſe des Geldes zu den Sachen eine ſolche Spannung herrſcht, daß alle Anſtrengungen der Geſellſchaft von ſelbſt wegfallen müſſen, oder ob dies nicht der Fall iſt. Angenommen, man bringe es dahin, daß die agrikultoriſche Arbeit aufs höchſte remunerirt werde; was wird die Folge davon ſeyn? Unſtreitig die, daß die Geſellſchaft die Möglichkeit ihrer Exiſtenz — denn mehr ſoll durch die Agrikultur für die Geſellſchaft nicht geleiſtet werden — ſo theuer erkauft, als ſie dieſelbe immer bezahlen kann, und daß ſie ſich eben dadurch unfähig macht, alle die Verrichtungen zu belohnen, welche noch etwas mehr als jene Möglichkeit der Exiſtenz zum Zweck haben. So wie wir ein Individuum unſinnig

nennen würden, welches nur darauf ausginge, sich selbst das Daseyn zu erschweren; eben so müssen wir die Gesellschaft tadeln, welche, aus Unverstand, die Mittel verwirft, wodurch sie sich ihre Existenz erleichtern könnte. Zuletzt will eine Vereinigung vieler Individuen zu einer großen Mannichfaltigkeit von gemeinnützigen Verrichtungen ihren Stützpunkt eben so haben, wie alles in der Welt; wo soll sie ihn aber finden, wenn sie ihn nicht in dem Verhältnisse findet, worin das Geld zu den Bedürfnissen erster Nothwendigkeit steht? Eine Gesellschaft, welche sich diese Bedürfnisse muthwillig vertheuert, will eigentlich gar nicht existiren; denn wenn sie dies wollte, so würde sie das umgekehrte Mittel wählen. Das Wahre von der Sache ist aber, daß die Gesellschaft nie auf eine solche Vertheurung ausgegangen ist; diese hat sich immer gegen ihren Willen eingestellt und ist entweder das unmittelbare Werk des Schicksals, oder solcher Personen gewesen, welche, gleichgültig gegen das allgemeine Wohl, nur ihren Privatvortheil in Bereicherung mit Geld verfolgten.

Es giebt allerdings ein Mittel, den Sachwerth des Geldes sicher zu stellen; um aber diese Angelegenheit nach ihrer ganzen Wichtigkeit kennen zu lernen, müssen wir einen Blick auf England werfen, wo wie in allen denjenigen Staaten, welche den Charakter der Handelsstaaten angenommen haben, die Feststellung des Sachwerths des Geldes dem Zufall überlassen wird. Am besten werden sich alle hieher gehörigen Ideen entwickeln lassen, wenn wir dem Inhalte eines Werks folgen, welches, von Volksvermehrung und Armenunterstützung handelnd, von dem Engländer Malthus herrührt, und in der Widerlegung desselben die wahren Ursachen aller gesellschaftlichen Zerrüttungen aufdecken.

In der Darstellung des Herrn Malthus erscheint die, in England täglich zunehmende, Zahl der Bedürftigen und Armen als eine nothwendige Folge des Mißverhältnisses, welches in England zwischen der Bevölkerung und der Frucht-

barkeit des Bodens, verbunden mit den Vorräthen, welche der Handel herbeiſchaft, Statt findet. Voll von der Idee, daß der Ertrag der Erde in arithmetiſcher, die Vermehrung des Menſchengeſchlechts hingegen in geometriſcher Proportion zunehme, ſagt er mit dürren Worten: „Der in England zu Markt gebrachte Vorrath ſey durch die Cultur des Bodens und durch den Handel zu derjenigen Größe geſtiegen, die keines weiteren Anwachſes fähig ſey, und indem zu dieſem begränzten Vorrathe ſich eine täglich anwachſende Menge von Käufern dränge, reiche derſelbe nicht aus für Alle, und dieſer Mangel veranlaſſe Armuth und Dürftigkeit.

Sollte man nicht glauben, England (Wales und Schottland dazu gerechnet) habe eine Bevölkerung von wenigſtens dreißig Millionen? Daran fehlt indeſſen ſo viel, daß man (nach der im Jahre 1805 in Großbritannien vorgenommenen Volkszählung) die Bevölkerung höchſtens auf 10,472,048 Menſchen ſetzen kann. Hiernach nun iſt England nicht bevölkerter, als mehrere Theile von Europa es ſind, wo die zunehmende Armuth niemals die geringſte Unruhe verurſacht hat, z. B. Belgien, das auf der Quadratmeile gewiß noch mehr Menſchen zählt, als England, und ob es gleich faſt allein von ſeinem Ackerbau lebt, doch jährlich einen bedeutenden Ueberfluß an Korn zur Ausfuhr hat. Von Englands Bevölkerung behaupten, daß ſie zu groß ſey ſowohl für das, was der Boden leiſten kann, als auch für das, was der Handel zum Erſatz herbeiſchaft, heißt wahrlich, ſich mit der geſunden Vernunft in einen Streit einlaſſen. Denn auf der einen Seite iſt es nur allzubekannt, daß in England und Wales (Schottland gar nicht in Erwähnung gezogen) bei weitem noch nicht alles tragbare Land angebauet iſt; Sinclair behauptet, daß es auf dem eben genannten Territorium noch 22,356000 Acres gebe, welche der Verbeſſerung fähig ſeyen, und daß, wenn dieſe Verbeſſerung jemals erfolgen ſollte, die Volksmenge von Alt-England ſich wenigſtens um 3,017,385 Seelen vermehren würde. Auf der an-

dern Seite wird sich schwerlich erweisen lassen, daß der wirklich angebauete Theil der Ländereien so vortheilhaft benutzt und so hoch ausgebracht werde, daß die letzte Gränze des Anbaues gefunden sey. Noch mehr: England, welches durch seinen Handel mit der ganzen Welt in Verbindung steht und eine beinahe unübersehbare Reihe von Schiffen in Bewegung hat — England sollte, als der erste (und jetzt der einzige) Handelsstaat in Europa nicht im Stande seyn, eine solche Fülle von Lebensmitteln aller Art in seinem Schooße anzuhäufen, daß der Mangel zur Chimäre würde? Mehr, als jedes andere Reich in Europa, hat England die Mittel, die Verarmung seiner Bewohner zu verhindern; und wenn wir nun gleichwohl sehen, daß die Verarmung in einer so fürchterlichen Progreſsion zunimmt, daß (die Bevölkerung von England und Wales auf ungefähr neun Millionen gesetzt) der neunte Mann immer ein Armer ist, so versteht es sich wohl ganz von selbst, daß wir die Ursache dieser Erscheinung anderswo aufsuchen müssen, als da, wo Herr Malthus sie gefunden zu haben glaubt.

Wir müssen aber vor allen Dingen bemerken, daß es einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen Theurung und Mangel giebt. In der gewöhnlichen Ansicht wird die erstere immer von dem letzteren hervorgebracht, so daß die Theurung als die Wirkung des Mangels erscheint. Es kann aber sehr wohl da eine Theurung geben, wo es keinen Mangel giebt. Jene entsteht durch das Verhältniß, worin sich das Geld, als allgemeines Ausgleichungsmittel, zu der Menge der zum Verkauf gebrachten Bedürfnisse und aller in der bürgerlichen Gesellschaft zu belohnenden Dienste befindet, und läßt sich durch eine einsichtsvolle Behandlung dieses Verhältnisses hintertreiben. Dieser entsteht durch die temporelle Unergiebigkeit der Quellen, aus welchen der Mensch alles das schöpfet, was er zur Leibes-Nahrung und Nothdurft bedarf, und läßt sich immer nur insofern begegnen, als er nicht allgemein ist. Die eine setzet einen Kampf mit der Gesellschaft, der andere einen Kampf mit

der Natur voraus. Auch bei dem gröſsten Ueberflusse kann Theurung seyn, wenn dieser Ueberfluſs sich in den Händen derjenigen befindet, die ein Interesse haben, sich auf Kosten ihrer Mitbürger zu bereichern, und die Macht besitzen, es wirklich zu thun. Bei einem entschiedenen Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens wird freilich Theurung entstehen; aber der Ausdruck dieser Theurung wird immer angemessen seyn dem Vorrathe an Ausgleichungsmitteln, der in der Gesellschaft befindlich ist, so daſs, wenn dieser gering seyn sollte, die Forderungen der Verkäufer von Nothwendigkeiten sich durchaus darnach richten müssen. Im Mittelalter, wo man einen volljährigen Ochsen für 3 Solidos (3 Thaler), den Berliner Scheffel Waizen für 2 Denaren (4 Sgr.) und das, was wir jetzt einen Anker Wein nennen, für 4 Denaren (8 Sgr.) kaufte, würde der dreifach erhöhte Preis aller dieser Artikel eine kaum zu ertragende Theurung geschienen haben; die Bürger des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hingegen können sich kaum einen Begriff davon machen, daſs es jemals eine Zeit gegeben habe, wo Geld und Sachen in einem solchen Verhältnisse standen, so sehr sind die Preise der Dinge durch den Anwachs der Ausgleichungsmittel in die Höhe gegangen.

Dies nun vorausgesetzt, behaupte ich, daſs, wer die in Rede stehende Erscheinung erklären will, sie nur aus dem Verhältnisse erklären könne, worin das Geld zu den Sachen in England steht. Nach Colquhoun war die Zahl der Individuen, welche in England von der Armentaxe Unterstützung erhielten, im Jahr 1803, 1,040,716, und nach Malthus beträgt die jährliche Armentaxe nicht mehr und nicht weniger als 10,000,000 Pf. Sterling. Hiernach ist nichts ausgemachter, als daſs England diese ungeheure Menge von Armen und Hülfsbedürftigen nicht haben würde, wenn es nicht im Stande wäre, zur Unterstützung derselben zehn Millionen Pf St. herzugeben. Wo alles seinen Geldwerth hat, das Geld selbst aber kaum noch seinen Preis behält, da ist nichts natürlicher, als daſs die Zahl der Ar-

men und Nothleidenden mit jedem Tage anwachse. Das Steigen des Arbeitslohnes ist die erste und nothwendigste Folge des größeren Geldvorraths. Nun kann aber der Arbeitslohn nie in dem Maaße steigen, daß er ausreiche, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, wenn das Verhältniß des Geldes zu den Sachen sich fortgesetzt zum Nachtheil des Sachwerths des Geldes verändert. Was geht daraus hervor? Dies, daß ein großer Theil der arbeitenden Classe, unfähig, so viel zu erwerben, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gebraucht, den Muth zur Arbeit verliert, und, je nachdem er sich aufgelegt fühlt, ein Bettler oder ein Verbrecher wird. Kostet das Pfund Brod einen Groschen, so wird dieser Groschen weit leichter zu verwenden seyn, als vier Groschen es sind, wenn diese den Werth von einem Pfunde Brod ausmachen; denn ein jeder will an dem zu zahlenden Arbeitslohn ersparen, und der arbeitenden Classe bleibt sehr oft nichts anders übrig, als sich den Bedingungen zu unterwerfen, die man ihr vorschreibt. Alle Armen und Hülfsbedürftigen müssen als solche betrachtet werden, deren Kräfte nicht ausreichen, um so viel zu erwerben, als sie zu ihrem Unterhalte gebrauchen; die Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen aber muß da nothwendig wachsen, wo der Erwerb durch ein Mißverhältniß des Geldes zu den Sachen zum Nachtheil des ersteren erschwert ist. Es gab im Mittelalter unstreitig der Unglücklichen genug; aber es gab deren im Verhältniß zu der Volksmenge gewiß nicht so viele, als es gegenwärtig giebt, und die Ursache dieser Erscheinung kann keine andere seyn, als daß die Staatswirthschaft in der Gestalt der Geldwirthschaft sich bis jetzt noch nicht zu haltbaren Principen erhoben hat, deren stätige Befolgung das Wohlseyn der Gesellschaft sichere. In Hinsicht Englands würde es nicht schwer werden, zu beweisen, daß die Zahl der Armen sich nicht nach Maaßgabe der Bevölkerung, wohl aber nach Maaßgabe des Geldreichthums der englischen Nation vermehrt habe; dies erhellet auch schon daraus, daß es in Europa keine Nation giebt,

welche nach Verhältniß ihrer Menge ſo viel Arme habe. In Frankreich iſt jetzt die Bettelei abgeſchaft und für die Armen durch beſondere Depots geſorgt, welche auf Koſten der Nation unterhalten werden; allein obgleich die Bevölkerung von Frankreich noch mehr als dreimal ſo groß iſt, als die von England und Wales zuſammen genommen, ſo wird man doch nicht im Stande ſeyn, eine Million Bettler zuſammen zu bringen, die auf Koſten des franzöſiſchen Staats verpflegt werden müßten, und noch weit weniger iſt es denkbar, daß Frankreich zum Unterhalte dieſer Hülfsbedürftigen die ungeheure Summe von 10 Millionen Pf. St. (240 Millionen Franken) zuſammen bringen werde. Die ſo laut geprieſene Großmuth der Engländer gegen ihre Armen iſt nichts anders, als die Selbſthülfe eines geldreichen Volks gegen die Nothwendigkeit, von dieſem Geldreichthum etwas bedeutendes aufzuopfern, damit er erhalten werde.

Allein, wie iſt dies Misverhältniß des Geldes zu den Sachen, wodurch England an einer fortdauernden Theurung leidet, entſtanden?

Zum Theil erklärt es ſich aus der Natur eines Handelsſtaats, in welchem niemals darauf hingearbeitet werden darf, daß Geld und Sachen in ein ſolches Verhältniß treten, wodurch das Wohlſeyn der ganzen Geſellſchaft beſchützt wird; denn das Eigenthümliche des Handelsſtaats beſteht gerade darin, daß das Geld in ihm mehr, als in jedem anderen Staate, Waare ſey, welche einen ewig veränderlichen Werth hat. Noch weit mehr aber erklärt es ſich aus dem engliſchen Anleihe-Syſteme; einem Syſtem, welchem der geſellſchaftliche Zuſtand in England ſeinen ganzen Charakter zu danken hat. Es kann hier nicht die Rede davon ſeyn, wie groß oder wie gering die Summe des baaren Geldes iſt, welches in England umläuft; genug daß die National-Schuld ſechshundert Millionen Pf. Sterling beträgt, und daß dieſe ungeheure Summe durch die Zinſen repräſentirt iſt, welche ſie trägt. Dieſe National-Schuld nun iſt durch das Anleihe-Syſtem entſtanden, und die Wirkungen, die ſie,

im Guten wie im Böſen, hervorgebracht hat, müſſen ſämtlich auf die Rechnung des Anleihe-Syſtems geſetzt werden. Könnte man ſich einen Kaufmann denken, der, bei einem unerſchöpflichen Waarenlager, nie ausgäbe, ſondern immer nur einnähme, ſo würde dieſer Kaufmann England repräſentiren. Alle die Summen, welche die engliſche Regierung ſeit hundert und zwanzig Jahren (ſeit Wilhelm dem Dritten) zur Beſtreitung außerordentlicher Ausgaben angeliehen hat, ſind auf eine künſtliche Weiſe dem Reiche erhalten worden, ob ſie ſich gleich, als baares Geld, nach allen Weltgegenden hin zerſtreuet haben; ſie ſind dadurch erhalten worden, daß man ſie in nützliches Eigenthum, Stocks genannt, verwandelt hat, das ſeinem Beſitzer ſo und ſo viel baare Vortheile gewährt. Dieſes Eigenthum iſt freilich nicht baares Geld; aber es kann ohne Mühe in baares Geld umgeſetzt werden, und erſetzt daher die Stelle des baaren Geldes, ſo lange der Handel mit dem Auslande es nicht an Gold und Silber fehlen läßt. Man denke ſich nun den ungeheuren Geldreichthum, den England in ſeiner Nationalſchuld hat. Ich würde hinzuſetzen: „man denke ſich dieſen ungeheuren Geldreichthum in Umlauf begriffen,“ wenn ich hier ſchon von der Kraft des Umlaufs redete. Was iſt aber unter dieſen Umſtänden natürlicher, als daß das Geld in England einen ſo geringen Sachwerth hat?

Man glaube nicht, daß es anderswo anders ſeyn würde, wenn dieſelben Mittel zur Herabſetzung des Sachwerths des Geldes gebraucht würden. Jede Regierung, die zu einem Anleihe-Syſtem ihre Zuflucht nimmt, es ſey nun, daß ſie durch die Verfaſſung dazu gezwungen wird, oder daß ſie dieſe Art und Weiſe, ihre außerordentlichen Ausgaben zu beſtreiten, für die beſte hält, fixirt die von ihr gebrauchten Summen durch die Zinſen, welche ſie ihren Gläubigern bewilligt; indem ſie aber dieſe Summen fixirt, bewirkt ſie eine Anhäufung des Geldes, welche nothwendig dazu beitragen muß, daß das Geld an ſeinem Sachwerthe verliert. Merkwürdig iſt nur das, daß hierbei

eine Wechſelwirkung Statt findet, welche darin beſteht, daß in eben dem Maaße, in welchem der Sachwerth des Geldes vermindert wird, die Anhäufung der Summen zunimmt. Dies geht aber ſehr natürlich zu; denn je geringer der Sachwerth des Geldes iſt, deſto höher ſteigen die Geldbedürfniſſe der Regierung, und je höher dieſe ſteigen, deſto größere Summen werden angehäuft. Nur auf dieſem Wege hat England in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren zu einer National-Schuld von ſechshundert Millionen Pf. St. gelangen können; und auf eben dieſem Wege wird es, wenn es ſein Anleihe-Syſtem noch zwanzig Jahre fortſetzen ſollte, zu einer National-Schuld von 1200 Millionen Pf. St. gelangt ſeyn. Jetzt begreifen wir, warum die engliſche Regierung an der Stelle des Thalers, den andere Regierungen gebrauchen, immer einer Guinee (vielleicht noch mehr) bedarf; jetzt begreifen wir zugleich, warum eben dieſe Regierung die Kraft der Nation, an deren Spitze ſie ſteht, nothwendig erſchöpfen, und durch die unmäßigen Taxen, welche ſie auflegt, der Verarmung einen immer größeren Umfang geben muß. Sie kann nicht zurück, wie gern ſie auch möchte; indem ſie aber fortſchreitet, beſchleunigt ſie das Verderben der Nation, und mit demſelben auch ihr eigenes. Es iſt, im Allgemeinen genommen, kein Grund vorhanden, warum die engliſche Regierung nicht mit einem Achtel von dem fertig werden ſollte, was ſie zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe jährlich an Geld gebraucht; allein ſo wie die ganze Lage dieſer Regierung einmal iſt, darf ſie dem Gelde in ſeinem Verhältniſſe zu den Sachen keinen andern Werth zu geben ſuchen, als welchen es einmal errungen hat, und dies iſt die wahre Urſache von der merkwürdigen Erſcheinung, daß in England Reichthum und Armuth bisher in gleichem Grade gewachſen ſind, und nicht eher zu wachſen aufhören können, als bis die Idee von Geſellſchaft in Beziehung auf dieſes Reich gänzlich verſchwunden iſt.

Man hat alſo mit Unrecht behauptet, daß Malthus

in ſeinem Werk von der Volksvermehrung die Aitiologie des menſchlichen Elendes ergründet habe. Nur in dem Verhältniſſe des Geldes zu den Sachen liegt es, daß in England die Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen mit jedem Jahre zunimmt. Wäre dies Verhältniß zum Vortheil der Geſellſchaft, ſo könnte die Bevölkerung dieſes Reichs auf das doppelte und auf das dreifache ſteigen, ohne daß hieraus irgend ein Nachtheil entſtehen würde; denn alsdann würde es aufs kräftigſte dazu beitragen, die geſellſchaftlichen Verrichtungen zu vermannichfaltigen, und die Produktion zu vermehren. Da es nicht zum Vortheil der Geſellſchaft iſt, ſo muß es die entgegengeſetzten Wirkungen hervorbringen. Der Ueberfluß des Geldes muß auf die Theilung der Arbeit denſelben Einfluß haben, welchen der Mangel hat. Auch ſehen wir an England, daß es daſelbſt nur Ein Geſchäft giebt; nämlich den Handel. Wer an ihm Antheil nehmen kann, der gedeihet; wer es nicht kann, lebt in Dürftigkeit und Elend. Deren aber, die es nicht können, muß es eine große Anzahl geben, welche in eben dem Verhältniß wachſen muß, worin der Unwerth des Geldes durch die Anhäufung deſſelben zunimmt. Wer behaupten wollte, daß England ein vorzüglich beglücktes Reich ſey, weil es ſo viele Reichthümer enthält, der würde ſich ſehr irren. Der Engländer ſpricht da von einem Pfund Sterling, wo der Franzoſe von einem Fünffrankenſtück ſpricht; aber es bedarf keines großen Tiefſinns, um begreiflich zu finden, daß, wenn der Franzoſe mit ſeinem Fünffrankenſtück eben ſo viel ausrichtet, als der Engländer mit ſeiner Guinee, er dadurch viel weiter kommt, und folglich auch in dem großen Kampfe ſiegen muß, deſſen Ausgang vielen noch ſo zweifelhaft ſcheint. Aufgedunſenheit iſt nicht Stärke, und Englands Schwäche iſt hinlänglich ausgedrückt durch das Daſeyn von einer Million Hülfsbedürftigen, die durch einen Aufwand von 10 Millionen Pf. Sterl. zwiſchen Leben und Tod erhalten werden. Darin hat Malthus vollkommen Recht, daß er die Zahl dieſer Hülfsbedürftigen an-

anſtößig findet. Allein keine Kraft irgend eines Geſetzes vermag ſie zu vermindern. Soll ſie jemals abnehmen, ſo kann dies nur durch eine Revolution geſchehen, welche das Anleihe-Syſtem zum Stillſtand bringet; und der wohlhabende Theil der Engländer weiß dies ſo gut, daß er lieber die beſchwerlichſten Taxen bezahlt, als Vorſchläge zur Abſchaffung der Armuth macht. Geſetzt, die ganze Claſſe der Hülfsbedürftigen verſchwände durch Epidemie, oder ein ähnliches Mittel; würde es in England irgend ein Mittel geben, ihre Wiederentſtehung zu verhindern? Gewiß keines, ſo lange die alte Ordnung der Dinge daſelbſt fortdauert; und dieſe wird fortdauern, ſo lange durch den engliſchen Handel ſo viel baares Geld gewonnen wird, daß die Stocks und übrigen Scheine gegen daſſelbe ohne allzu großen Verluſt umgeſetzt werden können.

Die Lehre vom Gelde iſt von einer ſolchen Wichtigkeit, daß man ohne alle Uebertreibung ſagen kann: auf ihrer richtigen Anwendung beruhe die Wohlfahrt der ganzen Geſellſchaft. In der That, wenn die Geſellſchaft nur durch eine große Mannichfaltigkeit von Verrichtungen beſtehen kann, die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen aber nur inſofern möglich iſt, als es ein allgemeines Ausgleichungsmittel für dieſelben giebt: ſo iſt ja nichts natürlicher, als daß dasjenige, wodurch die Beſchaffenheit des Ausgleichungsmittels ſo oder ſo modificirt wird, auch die Beſchaffenheit der Geſellſchaft modificire. In der vollſtändigſten Theorie vom Gelde würde der allerwichtigſte Theil der Regierungskunſt enthalten ſeyn; nur Schade, daß dies ein Gedanke iſt, dem man für die nächſte Zukunft ſehr wenig Eingang verſprechen darf! Es ſey darum, wenn nur endlich einmal eine Zeit kommt, wo man ein wenig mehr in die Bedingungen des geſellſchaftlichen Wohlſeyns eindringt.

Angenommen, eine Nation habe denjenigen Vorrath von Metallgeld, deſſen ſie bedarf, um ſich, ſo oft von Ausgleichung gegenſeitiger Dienſte die Rede iſt, in keiner Verlegenheit zu befinden: wird ſie wohl daran thun, den Werth

des Ausgleichungsmittels so tief herabzusetzen, als es möglicher Weise geschehen kann?

Je mehr sie dies thut, desto geschwinder wird sie dahin kommen, die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen auf das Minimum von dem zurück zu führen, was sie seyn könnte, wenn das Ausgleichungsmittel besser behandelt würde; und da, in meiner Ansicht der Dinge, die Bevölkerung abhängig ist von der Menge und Mannichfaltigkeit der Dienste, welche in einer Gesellschaft geleistet werden, so muß ich sogar behaupten, daß jenes Verfahren, wodurch die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen vermindert wird, auch die Bevölkerung vermindern würde. Das Gegentheil von diesem muß erfolgen, wenn man die Kunst versteht, das allgemeine Ausgleichungsmittel in einem hohen Werthe zu erhalten; denn alsdann wird immer ein Ueberschuß da seyn, der zu den noch fehlenden Verrichtungen angelegt werden, und folglich den Gesellschaftskreis erweitern kann. Noch mehr: Ein Volk, bei welchem das Ausgleichungsmittel den niedrigsten Werth hat, den es erhalten kann, befindet sich eben dadurch in der Nothwendigkeit, durch alle nur erfinnlichen Mittel Geld zu erwerben, und der entschiedenste Feind aller übrigen Völker zu werden, während ein anderes Volk, bei welchem das Ausgleichungsmittel den möglichhöchsten Werth hat, in keine Verlegenheit gerathen und mit der ganzen Welt in Friede und Freundschaft leben kann. Jenes gleicht dem Verschwender, welcher in der Regel damit endet, daß er ein Betrüger oder Räuber wird; dieses gleicht dem guten Wirthe, der nicht nur für sich selbst genug hat, sondern auch Anderen zu helfen im Stande ist. Hätte das Geld in England denjenigen Werth, den es im Verhältniß zu den Sachen haben könnte, so würde die Stellung dieses Reichs gegen Europa und die ganze Welt eine ganz andere seyn, als sie gegenwärtig ist; nur die Nothwendigkeit, worin sich Großbritannien befindet, seinen Geldreichthum, Jahr aus Jahr ein, zu vermehren,

iſt die Urſache aller der Leiden, welche die Völker des feſten Landes verfolgen.

So wenig die Vollblütigkeit die Urſache eines geſunden Blutumlaufs iſt, eben ſo wenig iſt ein größerer Metallvorrath in einem Volke die Urſache der geſellſchaftlichen Thätigkeit. Durch den größeren Vorrath wird höchſtens eine größere Theurung aller Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens bewirkt. Von dem Augenblick an, wo die Dienſte, die eine Geſellſchaft ſich gegenſeitig leiſtet, in das gehörige Gleichgewicht mit einander getreten ſind, hat kein Mitglied derſelben irgend ein gegründetes Intereſſe, zu verlangen, daß ſeine Dienſte mit noch mehr belohnt werden ſollen, als was dieſes Gleichgewicht mit ſich bringt. Wenn der Gutsbeſitzer ſagt: er müſſe, um einen hinlänglichen Lohn für ſeine Arbeit zu erhalten, drei Thaler für den Scheffel Roggen einnehmen; ſo kann dieſe Behauptung vollkommen gegründet ſeyn. Aber man vergeſſe nicht, daß ſie es nur inſofern iſt, als die Dienſte, welche der Gutsbeſitzer zu belohnen hat, einen Preis erhalten haben, der nur dann beſtritten werden kann, wenn ihm jeder Scheffel Roggen drei Thaler bringt. Geſetzt nun, die Preiſe aller übrigen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens fielen dadurch, daß der Gutsbeſitzer den Scheffel Roggen für Einen Thaler gäbe: würde er dabei verlieren? Gewiß eben ſo wenig, als irgend einer von denen, deren Dienſte bis dahin in einem ſolchen Preiſe ſtanden, daß jener, um zu beſtehen, ſein Produkt um den dreifachen Geldwerth verkaufen mußte. Worauf beruht alſo zuletzt der höhere Preis der Dinge? Wie viel man auch darüber nachdenken möge, ſo wird man doch ſchwerlich auf einen anderen Grund ſtoßen, als auf die Vorliebe, welche den Menſchen für größere Zahlen eigen iſt; eine Vorliebe, die ſich vor dem Richterſtuhl der Vernunft durch nichts rechtfertiget und ſehr leicht großes Ungemach herbeiführen kann. Als Anacharſis, der Scythe, der in ſeinem Vaterlande niemals Gold und Silber in der Geſtalt von Geld kennen gelernt hatte, nach Griechenland

kam, frappirte ihn nichts ſo ſehr, als der Gebrauch, den die Griechen von dieſen Metallen machten; und da er die Nothwendigkeit eines Ausgleichungsmittels in einem zuſammengeſetzteren Geſellſchaftszuſtande nicht begriff, ſo meinte er: die Griechen hätten von dem Gebrauch des Goldes und Silbers keinen anderen Vortheil, als den, ſich fortdauernd in der Arithmetik zu üben. Anacharſis hatte Unrecht, da durch den Gebrauch, welchen die Geſellſchaft von den edleren Metallen macht, noch weit mehr geleiſtet wird; allein, wenn in der Behandlung dieſer Metalle alles nur darauf abzweckt, ihnen einen geringeren Sachwerth zu geben, um ſie mit deſto beſſerm Erfolge aufhäufen zu können, ſo beſteht der Vortheil, den ſie gewähren, zuletzt allerdings nur in einer bloßen Rechen-Uebung, und die Geſellſchaft, welche dieſes geſtattet, gleicht, auf das vollkommenſte, dem Kaufmanne, der ſein Vermögen dadurch zu vermehren wähnt, daß er darüber in römiſchen Zahlen Buch hält, weil dieſe mehr Platz einnehmen, als die arabiſchen. Ich habe geſagt: die Geſellſchaft. Ich konnte mich nicht anders ausdrücken; denn was die Individuen betrift, ſo ſteht es niemals in ihrer Gewalt, etwas an dem Werthe des Geldes zu verändern; ſie ſind gezwungen, dem Strome zu folgen, auf welchem ſie ſich befinden, und können in der Regel nichts beſſeres thun, als das Uebel, ſo weit ihre Kräfte reichen, zu vermehren, weil hierin noch die einzige Rettung für ſie liegt.

Wenn nun von der größeren oder geringeren Quantität des in einer Geſellſchaft vorräthigen Goldes und Silbers, als Ausgleichungsmittels für gegenſeitig geleiſtete Dienſte, für die Glückſeligkeit dieſer Geſellſchaft durchaus alles abhängt; ſo ſollte auch ihre Politik einzig darauf abzwecken, eine Zunahme dieſer Quantität möglich zu machen; denn das würde das wirkſamſte Mittel ſeyn, den Geiſt der Induſtrie und Arbeit lebendig zu erhalten, als woraus alle wahre Macht und aller wahre Reichthum hervorgeht. — Daß dies nicht geſchieht, rührt unſtreitig daher, daß jeder Einzelne in dem

allgemeinen Ausgleichungsmittel nicht mehr und nicht weniger ſieht, als was es ihm leiſtet; ein großer Fehler, wie ich in der Folge zeigen werde. Wenn es aber geſchähe, ſo würde es möglich ſeyn, die Geſellſchaft in einem beſtändigen Anwachs zu erhalten, und das Vorurtheil von einem periodiſchen Steigen und Verfalle zu widerlegen. Ein Volk, deſſen Geld im Abnehmen iſt, weil es nicht zunehmen kann, befindet ſich, wie Hume ſehr richtig bemerkt, in einer weit bedauernswürdigern Lage, als ein anderes Volk, das zwar des Geldes weit weniger hat, aber die Möglichkeit eines Anwachſes noch vor ſich ſieht. Bei jenem wird die Abnahme des Geldes eine große Anzahl von geſellſchaftlichen Verrichtungen zum Stillſtand bringen, weil ſie nicht mehr remunerirt werden können; bei dieſem wird ſo Etwas ganz unmöglich ſeyn. Zwar wird auch bei dem erſteren dieſer Völker ſich alles, nach und nach, in das nöthige Gleichgewicht zurückſinken; allein eben weil dies nur nach und nach geſchehen kann, verſtreicht darüber eine Zeit, die nur eine Unglücksperiode genannt werden kann. Armuth und Bettelei erzeugen ſich in einer ſolchen Lage auf jedem Schritte; und es iſt kaum möglich, ihnen eine Gränze zu ſetzen. Es iſt, ſo weit die Geſchichte reicht, nicht ſelten geſchehen, daß Staaten von dem Gipfel der Cultur in die Barbarei zurückgeſtürzt worden ſind; und ſo oft dies geſchah, muß eine Revolution von der eben beſchriebenen Art vorangegangen ſeyn.

Man hat es zwar immer als eine Folge des volleren Geldumlaufs und des geringeren Sachwerths des Geldes geprieſen, daß die Regierungen dadurch in den Stand geſetzt worden ſind, die Laſten, welche ſie ihren Unterthanen aufzulegen hatten, in Geld erheben zu können; allein ich geſtehe, daß ich niemals habe einſehen können, warum dies als eine Folge des volleren Geldumlaufs betrachtet werden müſſe; ich habe darin nur eine Folge des Geldumlaufs überhaupt wahrnehmen können, da dieſer, wenn er gehörig organiſirt iſt, eben ſowohl bei einem geringen als bei einem großen Vorrath von edlen Metallen möglich iſt. Worin

liegt denn zuletzt der Grund von allen den Schulden-Syſtemen, welche auf die modernen Regierungen drücken, und ſo viel Gutes verhindern, welches ſonſt geſchehen würde? Daria, dünkt mich, daß man immer auf einen volleren Geldumlauf hinarbeitet, der niemals ein voller werden kann, aus keinem anderen Grunde, als weil der Werth des Geldes in eben dem Maaße abnimmt, in welchem ſeine Quantität zunimmt. Die natürliche Folge davon iſt, daß die Regierungen, inſofern ſie nicht erkennen, was Geld iſt, und wie es behandelt werden muß, wenn es richtig behandelt werden ſoll — mit den Geldern, welche ſie heben, auch bei der gewiſſenhafteſten Oekonomie, niemals ausreichen, weil in dem Verhältniß des Geldes zu den Sachen alles zu ihrem Nachtheil iſt. Dieſelbe engliſche Regierung, welche zu Carl des Zweiten Zeit ihre Bedürfniſſe mit zwei Millionen Pf. Sterling beſtritt, bedarf deren unter Georg dem Dritten nicht weniger als ſiebzig. Wenn aus der Staatswirthſchaft eine Geldwirthſchaft werden ſoll — und dahin ſcheint ſeit einem Jahrhundert alles abzuzwecken — ſo iſt vor allen Dingen nothwendig, daß die Regierungen in dem Gelde, das ſie erheben, ein wirkliches und ſich gleichbleibendes Aequivalent für die Sachen erhalten, womit ſie ſich ehemals begnügen mußten; ein ſolches Aequivalent iſt aber nur inſofern möglich, als das Geld einen hohen Sachwerth hat, mag doch aus dem volleren Geldumlauf werden, was da wolle; denn erhält es dieſen Sachwerth nicht, ſo wirft ſich die Geldwirthſchaft auf eine ſehr begreifliche Weiſe immer von ſelbſt über den Haufen, und jene Naturalienwirthſchaft, die ihr vorangieng, und in jeder Hinſicht ſo viel Unbequemlichkeiten mit ſich führte, daß man ſich freuen mußte, davon befreit zu ſeyn, kehrt unabtreiblich zurück.

Es ſoll kein Geheimniß bleiben, unter welchen Bedingungen auch der größte Geldreichthum vollkommen unſchädlich iſt. Ehe ich mich aber darüber erklären kann, muß ich noch von den Anſtalten reden, die man in allen größeren Staaten von Europa, theils zur Vermehrung des Geldes,

theils zur Unterſtützung der einmal eingeführten Geldwirthſchaft, getroffen hat.

Hume iſt, ſo viel ich weiß, der Erſte und Letzte geweſen, der ſich von der Wohlthätigkeit der Banken und des Papiercredits nicht hat überzeugen können.

„Ich unterhalte — ſagt er in ſeiner Abhandlung „vom Gelde — einen großen Zweifel in Hinſicht der „Wohlthätigkeit von Banken und Papiercredit, wel„che ſo allgemein als vortheilhaft für jede Nation angenom„men werden. Daß Vorräthe und Arbeit durch die Zunah„me des Handels und des Geldes theuer werden, iſt, in „mancher Rückſicht, unbequem; aber dieſe Unbequemlich„keit iſt unvermeidlich, und muß als die Wirkung des öf„fentlichen Reichthums und Gedeihens betrachtet werden, „die das Ziel aller unſerer Wünſche ſind; zugleich wird ſie „aufgewogen von den Vortheilen, welche wir theils von dem „bloßen Beſitz dieſer koſtbaren Metalle, theils von dem Ge„wichte einerndten, welches dieſe in allen auswärtigen Krie„gen und Unterhandlungen der Nation geben. Aber es iſt „kein Grund vorhanden, jene Unbequemlichkeit durch ein „gemachtes Geld zu vermehren, welches Fremde nie„mals als Zahlung annehmen, und welches durch jede gro„ße Unordnung im Staate in ein Nichts verwandelt wird. „Es iſt wahr, in jedem reichen Staate giebt es Leute, die, „als Beſitzer von großen Geldſummen, lieber ein Papier „mit guter Sicherheit haben, weil es leichter fortzuſchaffen „und ſicherer aufzubewahren iſt. Wenn nun das Publi„kum nicht für eine Bank ſorgt, ſo werden Privatbankiers, „ſich dieſen Umſtand zu Nutzen machen; — und darum, „möchte man denken, iſt es beſſer, daß eine öffentliche Ge„ſellſchaft dieſes Papiercredits genieße, welcher in jedem „wohlhabenden Königreiche Statt finden wird. Indeſſen „wird der Verſuch, einen ſolchen Credit künſtlich zu ver„mehren, niemals zum Vortheil einer handelnden Nation „ausfallen; er muß ſie vielmehr den größten Nachtheilen „unterwerfen, indem er das Geld über das natürliche Ver-

„hältniß zur Arbeit und zu den Bequemlichkeiten vermehrt, „und dadurch ihren Preis für den Kaufmann und Manufac„turiſten erhöhet. Und in dieſer Anſicht muß man geſtehen, „daß keine Bank vortheilhafter ſeyn würde, als diejenige, „welche alles Geld, das ſie an ſich nähme, verſchlöſſe, und „nie, wie es hergebracht iſt, durch Zurückgabe eines Theils „ihres Schatzes in den Handel die umlaufende Münze ver„mehrte. Auf dieſe Weiſe würde eine öffentliche Bank den „Verkehr der Privat-Bankiers und Geld-Jobbers größten„theils unterdrücken; und obgleich der Staat die Laſt des Ge„halts für die Directoren und übrigen Bedienten dieſer Bank „trüge (denn unſerer Vorausſetzung nach würde er keinen „Vortheil von ihrer Thätigkeit ziehen); ſo würde doch der, „aus dem niedrigen Preiſe der Arbeit und aus der Zerſtörung „des Papier-Credits hervorgehende National-Vortheil eine „hinreichende Entſchädigung ſeyn. Nicht zu gedenken, daß „eine ſo große, immer in Bereitſchaft liegende Summe in „Zeiten der öffentlichen Gefahr von großer Bequemlichkeit „ſeyn würde. Was davon gebraucht würde, könnte mit „Gemächlichkeit zurückgegeben werden, wenn Ruhe und „Friede zur Nation zurückgekehrt ſind.“

So Hume, der ſehr früh eingeſehen zu haben ſcheint, in welche Verlegenheiten ein Ueberfluß an Geld ſeine Landsleute führen werde; und warlich, in ſofern die Banken nur die Quantität des Geldes auf eine künſtliche Weiſe vermehren, leiſten ſie nichts Erſprießliches für die Geſellſchaft.

Was die Zettel- oder Circulationsbancken betrift, ſo beruhet ihre ganze Wirkſamkeit darauf, daß ſie es wagen dürfen, nur den fünften Theil der von ihnen bewirthſchafteten Geldſumme vorräthig zu haben, um mit den übrigen vier Fünfteln, die ſie in der Geſtalt von Zettel n oder Noten in Umlauf bringen, gerade ſo viel auszurichten, als ob dieſe Zettel oder Noten baares Geld wären. Nun begreift aber ein Jeder, daß wenn das im allgemeinen Umlaufe befindliche Geld einen fünffach höheren Sachwerth hätte, als es nicht hat, die Operationen der Zettel, oder Circula-

lationsbanken vollkommen überflüßig seyn würden. Was wird also durch diese Banken geleistet? Es läßt sich mit wenigen Worten sagen. Sie setzen den tiefgefallenen Sachwerth des Geldes noch tiefer herab, indem sie das Geld auf eine künstliche Weise vermehren, und verstärken dadurch das Bedürfniß nach dem Gelde. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie dem Großhandel viele Bequemlichkeiten gewähren, welche vorzüglich darin bestehen, daß, bei den Operationen desselben, nicht nur Zeit sondern auch Kraft durch die Zahlung in Noten erspart wird; aber wiegen alle diese Bequemlichkeiten jene Nachtheile auf, welche daraus hervorgehen, daß der Sachwerth des Geldes herabgesetzt wird? Je willkührlicher das Geld vermehrt wird, desto tiefer fällt es in seinem Werthe: und je tiefer es in seinem Werthe fällt, desto kühner muß man in der Vermehrung des Geldes vorschreiten, ähnlich dem Wassersüchtigen, dessen Durst in eben dem Maaße wächset, in welchem er befriedigt wird. Von dieser Seite genommen, haben die Zettel- oder Circulationsbanken nur Unheil in der Gesellschaft gestiftet. Sie, welche in der Absicht gestiftet wurden, die Wohlhabenheit allgemeiner zu machen, haben keine andere Wirkung hervorgebracht, als die Wohlhabenheit auf einzelne Personen zusammenzuengen. Unsere Provinzial-Städte genossen in jenen Zeiten, wo es keine Zettel- oder Circulationsbanken gab, eines weit höheren Grades von Wohlstand; und dies finde ich sehr natürlich, wenn ich bedenke, daß diese Banken, die das Geld in größeren Summen auffangen und es eben so wieder vertheilen, die Circulation in den feinern Adern des politischen Körpers verhindern. Durch sie werden einzelne in den Stand gesetzt, sich zu bereichern; aber die große Mehrheit gewinnt durch ihr Daseyn nicht nur nichts, sondern wird auch der Verarmung und dem Elende um sehr bedeutende Schritte näher gebracht, indem sie unaufhörlich mit dem Verhältnisse kämpft, worein Geld und Sachen treten, sobald der Sachwerth des Geldes, wie es bei der Einrichtung von Zettel- oder Circulationsbanken beständig geschieht, aus den Augen

gelaſſen wird. Das Uebel, welches dieſe Banken anrichten, wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß ſie, um von ihren Operationen den möglich-größten Vortheil zu ziehen, ihren Gläubigern davon ſo wenig als möglich zufließen laſſen. Um die Luſt zur Theilnahme an ihren Gewinnen zu wecken, verſprechen ſie fünf Procent, bisweilen ſogar noch mehr; ſo bald ſie aber ihren Zweck erreicht haben, bringen ſie die Bequemlichkeit, welche die Gläubiger dadurch genießen, daß ſie ihre der Bank anvertraute Capitale zu jeder Zeit zurückfodern können, in einen ſo hohen Anſchlag, daß ſie die Procente ſo tief herabſetzen, als es die Luſt, die Operationen der Bank durch baare Summen zu unterſtützen, nur geſtattet; ein Verfahren, wogegen von Seiten des Rechts ſchwerlich etwas einzuwenden iſt, das aber von der echten Staatskunſt verdammt werden muß, weil dieſe die ganze Geſellſchaft im Auge zu behalten befiehlt, und eben deswegen keine Maasregel geſtattet, wodurch das Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit immer tiefer in ſeinem Werth herabgeſetzt wird.

Der Nachtheil, den die Zettel- oder Circulationsbanken verurſachen, iſt alſo doppelter Art: auf der einen Seite erhöhen ſie den Werth des Geldes, obgleich nur zu ihrem Vortheile und zum Schaden ihrer Gläubiger, auf der andern ſetzen ſie ihn ſo tief herab, als ſie immer können d. h. ſo weit ihre Wirkſamkeit reicht. Ihre Nützlichkeit iſt von dem Augenblick an verſchwunden, wo es ein Privat-Intereſſe für ſie giebt, und ihre Schädlichkeit kann grenzenlos werden, wenn ſie dieſem Privat-Intereſſe ungezügelt nachhängen. Unter den Staaten Teutſchlands giebt es mehrere, welche, bei einer beträchtlichen Größe, nie eine Zettel-oder Circulationsbank gekannt haben. Sind ſie aber deshalb hinter denjenigen in der Cultur zurückgeblieben, die dergleichen Banken hatten, und genießen ſie nicht vielmehr eines unerſchütterlicheren Wohlſtandes? Die Verſuchung, ſein Geld einer Circulationsbank anzuvertrauen, iſt um ſo größer, je ſchwieriger die Anlegung deſſelben zur Erweiterung eines

nützlichen Gewerbes durch besondere Staatseinrichtungen gemacht seyn kann; allein je mehr man dieser Versuchung nachgiebt, desto mehr unterbleibt auch jene Erweiterung des Gewerbes; und hierin liegt die wahre Ursache, warum trotz aller, durch die Circulationsbanken bewirkten Vermehrung des Geldes keine Fortschritte in der Cultur gemacht werden.

Wenn denn doch Staatsbanken Statt finden sollen, so sollten dies immer Giro-Banken seyn. Diese Banken, deren Einrichtung hier nicht weiter beschrieben werden kann, weil dies zu weit führen würde, deren Eigenthümliches aber darinn besteht, daß in ihnen alle Zahlungen durch Uebertragungen in ihren Büchern von einem Nahmen auf den anderen geschehen — diese Banken unterscheiden sich dadurch von den Zettel- oder Circulations-Banken, daß sie, erstlich, kein größeres Capital bewirthschaften, als das baare, das ihnen anvertraut worden ist, und daß sie, zweytens, den innern Werth eben dieses baaren Geldes fixiren. Was für den Großhandel, wenn er blühen soll, geleistet werden muß, das wird durch sie, auch ohne eine künstliche Vermehrung der Werthzeichen geleistet; und eben weil dies bei ihnen der Fall ist, setzen sie den Sachwerth des Geldes nie herab. Es ist gewiß eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß die Giro-Banken sich immer in den kleinern Handelsstaaten, die Zettel- oder Circulationsbanken hingegen immer in den großen Monarchien niedergelassen haben, obgleich das baare Gegentheil davon hätte statt finden sollen, da das Wesen der Monarchie, vorzüglich der erblichen, sich durchaus nicht mit den Erschütterungen verträgt, welche eine unausbleibliche Folge der künstlichen Vermehrung des Geldes sind. Freilich eine Giro-Bank muß von den Interessenten an derselben erhalten werden, und bringt nur dadurch Gewinn, daß sie dem Großhandel Zeit und Kraft erspart, während eine Zettel- oder Circulations-Bank sich nicht nur selbst erhält, sondern durch die Operationen des Discontirens von Wechselbriefen, des Vorschießens u. s. w. sehr einträglich werden

kann; aber man hätte in Anſchlag bringen ſollen, daß eine Giro-Bank, indem ſie dahin wirkt, den Arbeitslohn niedrig zu erhalten, und indem ſie überhaupt die Entſtehung eines Misverhältniſſes zwiſchen Geld und Sachen, ſo viel an ihr iſt, verhindert, der Geſellſchaft einen Dienſt leiſtet, gegen welchen ſelbſt die reichlichſten Beſoldungen der dabei angeſtellten Perſonen in keine Betrachtung kommen. Nicht zu gedenken, daß die große Summe, welche ſie in Bereitſchaft hält, in Zeiten der Gefahr und der öffentlichen Verlegenheit ſo benutzt werden kann, wie ſie vor zwei Jahrhunderten zu Venedig benutzt wurde. Von den Giro-Banken muß man behaupten, daß ſie auf Redlichkeit gegründet ſind, und eben deswegen einen Beſtand haben, der nur durch eine Gewalt von außen her aufgehoben werden kann; die Zettel- oder Circulations-Banken hingegen ſind mehr auf die Bequemlichkeitsliebe und Trägheit gegründet, und daher kommt es unſtreitig, daß ſie ſich, oft mitten im Frieden, durch ihre eigenen Operationen zerſtören. Die Geſetze, nach welchen dies geſchieht, ſollten billig bekannter ſeyn, als ſie es ſind; denn dies würde die Folge haben, daß man, allen ſcheinbaren Vortheilen zum Trotz, der Idee von Circulationsbanken für immer entſagte.

Von allem Papiergelde, das es geben kann, ſind unſtreitig die Banknoten, ſo lange ſie ihren vollen Werth haben, das Beſte, das es geben kann; und zwar ſind ſie dies, durch die Leichtigkeit, womit ſie ſich in baares Geld umſetzen laſſen. Da wir nun gleichwohl geſehen haben, wie nachtheilig ſie auf den geſellſchaftlichen Zuſtand zurückwirken, ſo können wir hieraus ohne irgend eine Uebereilung auf die Schädlichkeit alles übrigen Papiergeldes ſchließen. In der That, allen Apologien deſſelben liegt eine falſche Anſicht von der Natur der Geſellſchaft zum Grunde. Wenn Adam Smith ſagt: ein umlaufendes Papiergeld, das unter den Werth der Gold- und Silbermünzen herabgefallen, ſetze darum den Werth dieſer Metalle ſelbſt nicht herab; ſo verſteht ſich dies ganz von ſelbſt, weil es ſonſt nicht unter den Werth der Gold- und Silbermünze herabgefallen ſeyn könnte. Das

Herabfallen des umlaufenden Papiergeldes unter seinen Metall-Werth kann immer nur als eine Folge seines wirklichen oder eingebildeten Ueberflusses betrachtet werden; die Frage ist aber nie, ob das Papiergeld nicht unter den Werth der Gold- und Silbermünzen herabfallen solle, sondern, ob es überhaupt ein Papiergeld geben solle? Diese Frage ist von jeher d. h. so lange es ein Papiergeld gibt, wie es scheint, allzuleichtsinnig beantwortet worden. So lange das Papiergeld mit der Gold- und Silbermünze gleichen Werth hat, vertheuert es durch die Bequemlichkeiten, die es gewährt, alle Bedürfnisse; und von dem Augenblick an, wo es unter den Werth der Gold- und Silbermünzen herabgesunken ist, bringt es ein Schwanken in den Preisen hervor, bei welchem die Gesellschaft auf das mannichfaltigste leidet, bis es endlich dahin kommt, daß das Metall-Geld als das einzige echte Geld anerkannt und gebraucht wird. Man könnte es eine Naivetät nennen, „wenn Smith sagt: es sey eine sichere Regel der Politik, daß ein Fürst, der seine Länder immer in demjenigen Zustand erhalten wolle, in welchem sie am leichtesten vertheidigt werden können, das Papiergeld, das in denselben umlauft, nicht nur nicht bis auf den Grad anwachsen lassen müsse, daß die Banken, die es auszugeben haben, darüber zu Grunde gehen, sondern auch nicht bis zu dem Grade, daß der größte Theil des Verkehrs im Lande damit getrieben werde!“ Wo ist denn hier der Grad, bei welchem man still stehen muß? Und ist es auch nur denkbar, daß ein Stillstand möglich sey? Die Erfahrung lehrt, daß die erste Emission eines Papiergeldes die zweite, diese die dritte u. s. w. nach sich zieht, bis es endlich an den Tag kommt, daß die Natur der Gesellschaft sich mit keinem Papiergelde verträgt und daß, wenn jene gerettet werden soll, dieses untergehen muß. Das österreichische Papiergeld, welches in den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia und ihres nächsten Nachfolgers ein Aufgeld kostete, ist in einem Zeitraum von sechszehn Jahren so in seinem Werth gesunken, daß niemand sich mehr damit befassen will; und es wird

ſich zeigen, daß die Staaten des Kaiſers von Oeſterreich, wenn über kurz oder lang das Papiergeld verſchwunden ſeyn wird, anſtatt der zwölf bis vierzehnhundert Millionen, die ſie gegenwärtig zur Ausgleichung der geſellſchaftlichen Arbeit gebrauchen, nicht hundert Millionen Metallgeld nöthig haben, um damit noch viel weiter zu kommen. Kein Königreich in Europa hat in ſein Finanzweſen ſo viel Ueberlegung gebracht, als England. Von allen Seiten iſt das Anleihe-Syſtem und das aus demſelben hervorgegangene Papiergeld beſchützt; die Bank, die oſtindiſche Geſellſchaft und die Süd-See-Compagnie vertheidigen es durch ihre Kraft, und bewirken zu gleicher Zeit auf der einen Seite Billigkeit in den Staatsgläubigern und auf der andern Pünktlichkeit in dem allmächtigen Schuldner. Dennoch, und allen Amortiſations-Fonds zum Trotz, wird dieſes Syſtem an der Natur der Dinge ſcheitern, die durch daſſelbe verletzt wird; und dann, nach dieſer neuen Erfahrung, wird man endlich zur Beſinnung kommen über das, was in der Natur des Geldes ewig iſt, und was es zu dem geſchickteſten Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit macht.

Und dieſes wäre?

Gerade ſeine Metallität; eine Eigenſchaft, in welcher es unerſetzbar iſt, und in welcher es eben deswegen nicht erſetzt werden darf; eine Eigenſchaft, aus welcher alle ſeine übrigen Eigenſchaften abfließen, beſonders ſeine Unverbrauchbarkeit und ſeine Theilbarkeit; eine Eigenſchaft, welche, gehörig erkannt und in ihrer höchſten Reinheit erhalten, alle Surrogate überflüſſig macht. So lange es noch kein Papiergeld gab, half man ſich dadurch, daß man die zu Ausgleichungsmitteln beſtimmte Metalle verfälſchte, um diejenige Quantität hervorzubringen, deren man zu bedürfen glaubte. Hiervon iſt man zurückgekommen, weil man eingeſehen hat, daß alles Verfälſchen zu nichts führt. Um nun auch von dem willkührlichen Setzen eines Geldes zurückzukommen, bedarf es, wie es mir ſcheint, nur der Entdeckung, daß das Geld vermög einer beſondern Eigenſchaft, die nicht in ihm ſelbſt,

ſondern in der Geſellſchaft liegt, immer in der Fülle vorhanden iſt, welche erfodert wird. Iſt dieſe Entdeckung einmal gemacht, ſo wird man das Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit mit einer Religioſität behandeln, welche durchaus nicht erlaubt, irgend etwas an dem Weſen deſſelben zu verändern, es ſey nun durch Verfälſchung des edleren Metalls, oder durch eine künſtliche Vermehrung des Goldes und Silbers.

Die nächſte Abtheilung wird dieſen wichtigen Gegenſtand in das nöthige Licht ſetzen.

VI.

Fortſetzung des Vorigen.

Es bleibt nun noch übrig

III. Von dem Gelde als Element der Circulation zu reden.

Im Vorigen iſt gezeigt worden, daß Gold und Silber die große Rolle, welche ſie in der Geſellſchaft ſpielen, ihrer Metallität verdanken, und wie ihre Unverbrauchbarkeit und Theilbarkeit auf dieſer Eigenſchaft beruhen und ſie zu Ausgleichungsmitteln geſellſchaftlicher Arbeit erheben.

Einmal als Ausgleichungsmittel benutzt, nehmen Gold und Silber noch eine beſondere Eigenſchaft an, die man ihre moraliſche Eigenſchaft nennen könnte; dies iſt ihre Vermehrbarkeit ins Unendliche, nicht etwa als Metalle, wohl aber als Ausgleichungsmittel.

Ich erkläre mich darüber näher.

Ein Tropfen Waſſers, welcher beſtimmt iſt, eine verſchmachtende Pflanze zu erquicken, wird, in ſofern er dieſe Beſtimmung erfüllt, immer nur als ein Tropfen wirken, und, indem er in die Subſtanz der verſchmachtenden Pflanze übergeht, ſeine Natur als Waſſertropfen verlieren. Nicht ſo ein Tropfen Goldes oder Silbers, der als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit wirkt. Dieſer hat

das Eigenthümliche, daß er, erſtlich, ſeine Subſtanz nicht verändert, und, zweitens, ſich in eben dem Maaße vervielfältigt, in welchem er als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit gebraucht wird. Er verändert ſeine Subſtanz nicht, weil dieſe von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß ſie durch die Wirkung, die ſie hervorbringt, nicht verändert werden kann; er vervielfältigt ſich, indem er, bald hier bald da, geſellſchaftliche Arbeit ausgleicht und ſich in einem beſtändigen Umlaufe befindet.

Gold und Silber, als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit, haben alſo das Eigenthümliche, daß ſie in Beziehung auf die Geſellſchaft etwas ganz anderes ſind, als in Beziehung auf die Individuen, welche ſie als Ausgleichungsmittel beſitzen. Der Thaler oder der Friedrichsd'or, der ſich in meiner Börſe befindet, hat ſeine Einheit nur ſo lange, als er ſich darinn befindet. Um ihn zu erhalten, mußte ich ihn durch irgend eine Arbeit erwerben; ich erwarb ihn aber nicht als ein Stück Metall, das keine weitere Beſtimmung hat, ſondern ich erwarb ihn als Anweiſung auf ſo und ſo viel Genuß oder Bequemlichkeit. Indem ich ihn nun ſeiner Beſtimmung gemäß anlege, eigne ich mir, durch ihn, die Arbeit eines Andern an, auf welchen er von mir als Eigenthum übergeht. Dieſer befindet ſich mit mir in dem nämlichen Falle; und die Folge davon iſt, daß durch meinen Thaler oder Friedrichsd'or eine dritte Arbeit erworben wird. So oft dies nun geſchieht, behält mein Thaler freilich die körperliche Einheit, welche die Allmacht ſelbſt ihm nicht nehmen könnte; da er aber, mit dieſer Einheit, von einer Hand in die andere geht, und immer ſo viel Arbeit erkauft, als einem Thaler gleichgeſetzt wird, ſo kann, durch ihn, eine unbeſtimmbare Maſſe von Arbeit ausgeglichen werden; und dieſer Umſtand iſt es, der ihm, als Element der Circulation, den Charakter der Vermehrbarkeit erwirbt, über welchen ich mich bald näher erklären werde.

Angenommen also, daß ich zehn Friedrichsd'or, die ich durch meine Arbeit erworben habe, dazu gebrauche, meinem Schneider zu bezahlen, daß dieser mit derselben Summe seine Rechnung bei dem Kaufmann tilgt, und daß eben diese Summe von dem Kaufmann auf den Fabrikanten, von dem Fabrikanten auf den Pachter, von dem Pachter auf den Grundherrn, von dem Grundherrn auf den Weinhändler, von dem Weinhändler auf den Fuhrmann, von dem Fuhrmann auf den Pferdehändler, von dem Pferdehändler auf den Kornhändler übergeht; angenommen ferner, daß diese Zahlungen an einem und demselben Tage geschehen und daß jeder Empfänger der zehn Friedrichsd'or in denselben die Entschädigung oder Remuneration für geleistete Dienste erhält: so sind, in dem Zeitraum von vier und zwanzig Stunden, durch jene zehn Friedrichsd'or nicht für zehn, sondern für zehnmal zehn Friedrichsd'or Dienste ausgeglichen worden, ohne daß die in dem Metalle liegende Ausgleichungskraft, dadurch im mindesten geschwächt ist; sie können am folgenden Tage auf gleiche Weise gebraucht werden, und nichts in der Welt verhindert, daß dies nicht alle Tage im Jahre geschehe — und zwar wer weiß wie viele Jahre, oder Jahrhunderte hindurch. Ich sage in meiner Voraussetzung nicht, daß allen Friedrichsd'or, die sich in der Gesellschaft befinden, dergleichen täglich begegnet; ich sage blos, daß ihnen dergleichen begegnen könnte, und daß sie folglich, als Element der Circulation, eine nicht zu berechnende Kraft haben, bei welcher alles auf den Reiz ankömmt, der sie in Bewegung erhält. Durch die Cirkulation können die kleinsten Geldsummen zu den größten werden; und wenn es möglich wäre, die Mitglieder einer Gesellschaft in den für die Circulation vortheilhaftesten Zusammenhang zu setzen, so würde die Quantität des umlaufenden Metalls von allen zur Ausgleichung gegenseitiger Dienste nöthigen Erfordernissen das allerentbehrlichste seyn.

Aus dem Gesagten ist klar, daß das Geld seine Vermehrbarkeit ins Unendliche keinesweges durch sich selbst,

ſondern durch die Eigenthümlichkeit des menſchlichen Geiſtes, oder der in dem Menſchen wirkenden Kraft hat. Und hier komme ich ſogleich auf die allgemeine Anlage zu allen geſellſchaftlichen Verrichtungen, womit die Natur den Menſchen ausgeſtattet hat, zurück. Da dieſe Anlage, wie allgemein ſie auch in ſich ſelbſt ſeyn mag, ſich nicht für alle Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens zugleich entwickeln kann; da ſie ſich in ihrer Entwickelung vielmehr auf die eine oder auf die andere von dieſen Verrichtungen beſchränken muß, wenn ſie einen Werth für die Geſellſchaft erhalten oder behaupten will: ſo kann das, was durch dieſe einzelne Verrichtung erworben wird, immer nur dazu dienen, daß wir uns in Hinſicht alles deſſen, was wir zu unſeren Bedürfniſſen rechnen, mit Denen ausgleichen, die uns die Befriedigung derſelben möglich machen, d. h. die Verrichtungen übernehmen, die uns fremd bleiben mußten, wenn wir die unſrige mit Erfolg treiben wollten. So aber geht der Lohn unſerer Arbeit nothwendig auf Andere über; und indem dieſe ſich mit uns in gleicher Lage befinden, ſo iſt aller Lohn für geſellſchaftliche Arbeit in einer fortdaurenden Bewegung, welche um ſo raſcher von Statten geht, je mehr ein jeder zu ſeinen Bedürfniſſen rechnet und je gewißer er durch ſein Geſchäft die Mittel erwirbt, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen. Die Vermehrbarkeit des Geldes beruht alſo weſentlich auf der Unmöglichkeit, worin der menſchliche Geiſt ſich befindet, alle Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens zu umfaſſen, und alle Bedürfniſſe, deren er fähig iſt, durch ſich ſelbſt zu befriedigen. So wie dieſe Unmöglichkeit und die daraus folgende Beſchränktheit die wahre und einzige Urſache derjenigen Erſcheinung iſt, die wir Geſellſchaft nennen; eben ſo iſt ſie auch die wahre und einige Urſache der bewundernswürdigen Eigenſchaft, welche die edleren Metalle, als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit, erhalten; nämlich der Vermehrbarkeit, oder der Vielheit in der Einheit.

Man ſieht hier, wie es mir ſcheint, genau das Verhältniß, in welchem das Geld zu dem menſchlichen Geiſte ſtehet

und die wechſelſeitigen Einwirkungen beider auf einander. Man ſieht zugleich, woher die Liebe des Menſchen zum Gelde rührt; eine Liebe, über welche die wenigſten Rechenſchaft abzulegen verſtehen, welche ſich aber dadurch rechtfertigt, daß das Geld Ausgleichungsmittel für geſellſchaftliche Arbeit iſt, und daß folglich derjenige, welcher Geld beſitzet, über die Dienſte ſeiner Mitbürger nach dem Umfange ſeines Vermögens gebieten kann. Eigentlich gehört das Geld der ganzen Geſellſchaft, und jeder ſollte nun dahin ſtreben, von dieſem Gemeingute ſoviel zu erwerben, als er, in jedem Augenblick, gebraucht, um ſich als Mitglied der Geſellſchaft aufrecht zu erhalten. Indeß der Menſch will nicht blos erwerben, ſondern auch behalten, und ſo geſchieht es, daß gewiſſe Perſonen von dem, was ſie erwerben, ſo viel zurücklegen, als ſie immer können, indem ſie ſich in ihren Genüſſen beſchränken und mehr in der Zukunft als in der Gegenwart leben. Die Capitalien, welche hierdurch entſtehen, kommen der Geſellſchaft auf mannichfaltige Weiſe zu Statten; und überhaupt iſt es ein merkwürdiges Schauſpiel zu ſehen, wie das Individuum, indem es das Geld nur in Beziehung auf ſich denkt, keinen andern als einen geſellſchaftlichen Gebrauch davon machen kann. Der allgemeine Wunſch iſt, recht viel Geld zu haben. Würde dieſer Wunſch in dem Maaße erfüllt, worin ihn jeder nährt; ſo würde die Folge davon keine andre ſeyn, als daß alle geſellſchaftlichen Verrichtungen, und mit ihnen die Geſellſchaft ſelbſt verſchwände. Das Geld hat nur in ſofern einen Werth, als es durch Arbeit erworben wird, und bringt nur dadurch gute Wirkungen hervor, daß es in einer ſolchen Seltenheit exiſtirt, daß die Arbeit nicht ſtille ſtehen kann.

Jahrtauſende hindurch ſind Gold und Silber, in der Geſtalt von Münze, die Ausgleichungsmittel der geſellſchaftlichen Arbeit geweſen, ohne daß man gewußt hat, wie ſie behandelt werden müßten, um richtig behandelt zu werden; und die meiſten europäiſchen Völker hätten von Glück zu ſagen, wenn ihre Regierungen dieſe Entdeckung bis auf den

heutigen Tag gemacht hätten. Ich bin nicht gesonnen, hier von der verderblichen Schöpfung des Papiergeldes zu handeln, wiewohl ich weiter unten noch einmal darauf zurückkommen werde; aber ich kann in diesem Zusammenhange, wo vom Gelde als Element der Circulation die Rede ist, nicht umhin, von den Wirkungen zu reden, welche ein allzuvoller Zufluß von edlen Metallen hervorbringt, wenn er unerwartet eintritt. In der Regel hat es damit keine Noth; gleichwohl hat dies Ereigniß von Zeit zu Zeit für einzelne Völker Statt gefunden, und es ist nicht unmerkwürdig, die Wirkungen desselben zu wissen.

Spanien eroberte im sechszehnten Jahrhunderte den vierten Welttheil, und entdeckte in demselben die reichsten Gold- und Silberminen, die jemals aufgefunden worden sind. Seit dieser Zeit hatte das spanische Königreich einen jährlichen Zufluß von zwanzig bis dreißig Millionen Piasters. Nach der Vorstellung, die man von der Wirksamkeit der edleren Metalle zu haben pflegt, hätte Spanien seit drei Jahrhunderten unter allen europäischen Königreichen das blühendste und kräftigste seyn sollen. Weit gefehlt, daß dies der Fall gewesen wäre, ist es, von Jahr zu Jahr, in sich selbst zerfallen. Eine Auswanderung von sechs Millionen Einwohnern entvölkerte seine Provinzen. Das jährliche Zuströmen von ungeheuren Geldmassen erstickte den Fleiß, welcher der Nation sonst eigen gewesen war. Sie zerfiel allmählig in zwei Classen, in Reiche und Arme, von welchen jene sich alle Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten durch amerikanisches Geld aus dem Auslande verschaffte, diese von den Almosen der Reichen genährt wurde. Der Adel und die Geistlichkeit zogen die besten Ländereien an sich; und vermöge der alten Privilegien, die sie genossen, bezahlten sie wenig oder gar nichts in den öffentlichen Schatz. Die Könige bestritten ihre Ausgaben von den reichen Silberflotten, welche jährlich aus Mexiko und Peru in den Hafen von Cadix einliefen; und wenn diese in Kriegeszeiten nicht ankamen, so wurde unter der Benennung von Vales Papier-

geld verfertigt, welches ſich zuletzt auf 700 Millionen belief. Dies alles iſt notoriſch.

Wie konnte aber das regelmäſſige Zuſtrömen der edlern Metalle alle dieſe Wirkungen hervorbringen?

Einzig durch die Unmöglichkeit, den Fleiß in einem ſolchen Maaße zu erweitern, als zwanzig bis dreißig Millionen jährlicher Einkünfte, wenn ſie Ausgleichungsmittel der geſellſchaftlichen Arbeit bleiben ſollen, es gebieteriſch fordern. Das Genie einer Nation ſey noch ſo groß, einer ſolchen Aufgabe iſt es um ſo weniger gewachſen, je regelmäßiger ſie wiederkehrt. Es unterliegt ihr alſo nothwendig. Auch hat ſich das omne supervacuum pleno de pectore manat nirgend auffallender bewährt, als bei Spanien. Alle Nationen Europa's haben ſich vereinigen müſſen, um dieſes Reich von ſeinem Geldüberfluß zu befreien; und weil auch dies noch nicht hinreichte, ſo haben Aſiens Völker dabei hülfreiche Hand leiſten müſſen. Je mehr man, wie wir geſehen haben, mit geringen Summen ausrichten kann, wenn es nur auf Ausgleichung geſellſchaftlicher Arbeit ankommt; deſto leichter werden große Summen der Induſtrie gefährlich. Es läßt ſich daher kaum denken, welchen hohen Flug der ſpaniſche Gewerbfleiß hätte nehmen müſſen, um drei Jahrhunderte hindurch, ſo viele Millionen feſtzuhalten. Dieſen Flug aber konnte er um ſo weniger nehmen, da er durch den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand daran verhindert wurde; ein Zuſtand der es mit ſich brachte, daß die Kräfte der Natur gelähmt blieben, damit den Vorrechten der vornehmeren Claſſen kein Abbruch geſchehen möchte. Amerika's Gold und Silber, wenn es weder in ſo großen Quantitäten, noch auf dem Wege der Unterdrückung wäre erworben worden, würde mächtig dazu beigetragen haben, daß die ſpaniſche Nation ſich aus den Feſſeln ſchlechter organiſcher Geſetze losgewunden und von Sklaverei und Aberglauben zugleich befreit hätte; ſo, wie es erworben werden mußte, konnte es nur eine unfruchtbare Wolke ſeyn, die an Spaniens Himmel vorüber zog, um ihren Segen da auszuſchütten, wo

er in ein beßeres Erdreich fiel. Und so iſt Spanien zu einem warnenden Beiſpiel geworden, daß man Nationalreichthum und Geldreichthum nie miteinander verwechſeln wolle. Nie konnte es Mexiko's und Peru's Schätze als Element der Circulation gebrauchen, und, dieſem Unvermögen erliegend, ſank es zu einer gemeinſchaftlichen Macht herab. Bei Individuen bemerken wir nur allzuhäufig, daß ſie gerade ſo viel Vermögen beſitzen, als ſie zu bewirthſchaften Verſtand genug haben; eben daſſelbe begegnet Nationen. Indien, wer weiß wie oft ausgeraubt, iſt durch den ſtätigen Fleiß ſeiner Bewohner immer ein reiches Land geblieben, während die Plünderer deſſelben immer in kurzer Zeit verarmt ſind, weil es ihnen an der Geſchicklichkeit fehlte, die gewonnenen Schätze ſo anzulegen daß ſie ſich reproduziren mußten.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf England, das, in ſo vieler Hinſicht, das baare Gegentheil von Spanien iſt! Es hat ſich alle ſeine Werthe ſelbſt geſchaffen; allein indem es auf die Eigenthümlichkeit, welche das Geld als Element der Circulation hat, keine Rückſicht nahm, iſt es in der Schöpfung dieſer Werthe weit über das Maas hinausgegangen, welches die Natur der Geſellſchaft erträgt. Vermöge dieſes erſten Fehlers hat es ſich, ſeit einem Jahrhundert, in der Nothwendigkeit befunden, alle Mittel der Gewalt und der Liſt anzuwenden, um die Folgen deſſelben von ſich abzuleiten. Seine ganze Politik iſt das aufgedrungene Werk ſeiner Finanz-Maasregeln, und kann nie auf etwas Anderes abzwecken, als den, allen natürlichen Geſetzen zum Trotz, geſchaffenen Werthen Beſtändigkeit und Dauer zu geben, und eine immer nahe bevorſtehende Umwälzung abzuwenden. Daher ſeine Anmaßungen und ſein Eigenſinn; daher ſein Streben nach ausſchließendem Handel und Alleinherrſchaft zur See. Wie das alles endigen wird? Die Natur der Dinge wird über die Gewalt ſiegen, die ihr bisher in England angethan worden iſt; ſie wird um ſo früher ſiegen, je kühner die engliſche Regierung ihren Plan verfolgt.

Ein besonderes Verhängniß waltet dadurch über England, daß es sich durch eben die Mittel zerstören muß, die es bisher angewendet hat, seine Macht zu vergrößern und zu befestigen; denn indem alles Geld in England immer mehr an seinem Werthe verlieren muß, rückt der Zeitpunkt, wo es gar keine Wirkung mehr hervorbringen wird, immer näher. Schon jetzt bemerken wir, daß es in allen seinen Unternehmungen den Kürzeren zieht. Was haben die Schätze gefruchtet, die es aufgewendet hat, um seine amerikanischen Colonien seiner fiscalischen Herrschaft zu unterwerfen? Wo ist der Preis, das Aequivalent, für die 9,143,913 Pf. Sterl. jährlicher Interessen, womit dieser ungerechte Krieg seine Industrie und seinen Handel belastet hat. Sie haben ein freies Volk geschaffen, dessen vorschreitende Macht ein großes Hinderniß für Englands Geitz und Herrschbegierde werden wird. Was haben die Guineen gefruchtet, womit es seit fünfzehn Jahren das feste Land von Europa überschwemmt hat, um der französischen Revolution Feinde zu erwecken, und Jeden zu besolden, der seinem unversöhnlichen Hasse gegen Frankreich zu dienen und seine Vernichtungsentwürfe zu unterstützen bereit war? Freilich sie haben eine Revolution blutig gemacht, die sonst ohne Unglück und ohne Verbrechen geblieben wäre; aber welches ist das Resultat aller der Leiden, die England, seinen Plan von Weltherrschaft verfolgend, über ganz Europa gebracht hat? Frankreich ist triumphirend aus der furchtbaren Crisis hervorgegangen, in der es sich befand; seine Macht hat sich nach Maaßgabe des Widerstandes vermehrt, den es zu überwinden hatte; es hat sich weit über den Rang erhoben, den es ehemals unter den europäischen Mächten einnahm. Und England? England, von außenher mehr als jemals bedroht, ist zum Gegenstande des Mistrauens für alle Mächte geworden, die sich, freiwillig oder gezwungen, von seiner Politik entfernt haben, weil sie das Gefährliche derselben einzusehen nicht vermeiden konnten. Das sind also die Vortheile gewesen, welche England von den 144,661,525 Pf. Sterl. gezogen hat, die von ihm

bis zum Jahr 1806 aufgewendet worden ſind, um die franzöſiſche Revolution zur Vergrößerung ſeiner Macht zu benutzen. Es iſt wahr, es hat, ſelbſt durch den Krieg, Mittel gefunden, die 10,152,082 Pf. Sterl. womit es ſeine Induſtrie und ſeinen Handel belaſtet hat, zu decken; allein wie unnütz ſind dieſe Mittel, wenn Frankreich es dahin bringt, daß Englands Handel ſich in immer engerem Kreiſe bewegt, und wenn folglich nicht mehr wie bisher die ganze Welt concurrirt, die Intereſſen der ungeheuren Staatsſchuld zu bezahlen, welche Noth und Ehrgeiz in einem Zeitraum von 120 Jahren gemacht haben! England, das vermöge ſeiner Bevölkerung zu einer Macht zweiter Größe beſtimmt iſt, hat ſich durch ſeinen Verſtand zur erſten Macht erhoben; doch gewiß nur auf kurze Zeit. Die Baſis ſeiner Größe iſt allzukünſtlich, als daß ſie von langer Dauer ſeyn könnte. England wollte das Problem löſen, ſich zu bereichern, um zu herrſchen, und zu herrſchen, um ſich zu bereichern; aber nach dem Willen der Natur ſoll keine Geſellſchaft ſich eine ſolche Aufgabe machen, und deshalb wird England ſeinen Beſtrebungen unterliegen. Dreiſſig Millionen Pf. Sterl., welche in England gebraucht werden, um die Forderungen der Staatsgläubiger zu befriedigen, betragen mehr, als Frankreichs ſämmtliche Einkünfte in Friedenszeiten; und wenn zu dieſen dreiſſig Millionen noch die gerechnet werden, welche die engliſche Regierung zum jährlichen Staatsdienſt nöthig hat, ſo begreift man nur deſto leichter, nicht nur die Unmöglichkeit, einer ſolchen Ausgabe Progreſſion, ſondern ſelbſt die, ihr Dauer zu geben. England, welches ſich nie auf die Macht verließ, welche das Geld durch den Umlauf gewinnt, — England verdankt dieſer Macht den bisherigen Beſtand ſeines Finanz-Weſens.

Die Beiſpiele von Spanien und England ſollen nur zeigen, daß, wenn von Gelde als Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit, die Rede iſt, gar nichts darauf ankommt, in welcher Quantität es vorhanden iſt. Exiſtirt nämlich eine ſehr zuſammengeſetzte Geſellſchaft, ſo exiſtirt ſie nur durch

eine groſse Mannichfaltigkeit von Verrichtungen; und da dieſe wiederum nur in ſofern möglich iſt, als es nicht an einem Ausgleichungsmittel für dieſelben fehlt, ſo verſteht es ſich ſchon von ſelbſt, daß die Geſellſchaft in jedem Augenblick ſo viel Metall hat, als ſie zu ihrer Fortdauer bedarf, ohne daß es nöthig iſt, ſie auf eine natürliche oder künſtliche Art damit zu verſehen. Alles Uebrige iſt Sache des Umlaufs, und ſollte immer ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. In der That beſitzt eine Geſellſchaft die Kraft, ſich zu vergröſsern; ſo beſitzt ſie dieſelbe nicht durch den gröſseren oder geringeren Vorrath von Metallen, welche in ihr niedergelegt ſind, ſondern als ein beſonderes Geſchenk der Natur, welches nie verfehlen kann, ſich auch im Reichthum geltend zu machen. Die induſtriöſeſten Nationen waren von jeher die begütertſten; aber nicht umgekehrt die begütertſten auch die induſtriöſeſten, (es ſey denn, daß auch in dieſem Falle die Begüterung als eine Wirkung der Induſtrie betrachtet werden muß). Dem Genie einer Nation nachhelfen zu wollen, iſt von allen Freveln vielleicht der gröſste; denn, wenn es nicht da iſt, ſo wird es nicht geſchaffen werden können, und wenn es da iſt, ſo wird es ſich ſchon ſelbſt die volle Entwickelung geben, die es erreichen kann. Die Entdeckung von Amerika hat Spanien von der Höhe herabgeſtürzt, die es im ſechszehnten Jahrhunderte errungen hatte; und die reichen Gold- und Silberminen von Mexiko und Peru ſind das Mittel geweſen. Das Anleih-Syſtem hat England im achtzehnten Jahrhundert über alle europäiſche Mächte emporgehoben; aber es wird, wie Spanien, fallen, und die Maſſe des Papiergeldes, die es in ſeinen Stoks, Banknoten, Exchequer-Bills u. ſ. w. hat, wird das Mittel werden.

Die Erfahrung, die man die beſte Lehrerin nennt, lehrt, in der Regel, deshalb ſehr wenig, weil man nur bei den Reſultaten ſtehen bleibt, ohne ſich um die Urſachen zu bekümmern, welche dieſe Reſultate hervorgebracht haben. Wir haben es erlebt, daß die Maſſe des Papiergelds ſich in Frankreich, in dem kurzen Zeitraum von einigen Jahren, zu

vierzig Milliarden Franken anhäufte; aber dies hat uns nicht abgeschreckt, unter andern Benennungen Papiergeld zu machen. Wir werden es erleben, daß Englands Staatspapiere, wie Frankreichs Assignaten, auf ein Minimum ihres Nennwerths zurückfallen; aber werden wir aus dieser neuen Erfahrung abstrahiren, warum kein Papiergeld geschaffen werden muß? Die Geldwirthschaft der Staaten wird sich schwerlich eher zu sichern Prinzipien erheben, als bis man im Gelde neben dem Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit auch das Element der Circulation zur Anschauung bringt, und folglich einsieht, nicht nur, wie überflüssig, sondern auch, wie gefährlich es ist, Werthe zu vermehren, die, durch eine ihnen eigenthümliche Beschaffenheit eine Vermehrbarkeit ins Unendliche in sich schließen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß das Schicksal der Staaten in den neueren Zeiten durch nichts so sehr bestimmt worden sey, als durch den Umstand, daß die Regierungen das Geld immer nur als Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit, nicht als Element der Circulation nahmen. In der ersten Eigenschaft hat das Geld einen bestimmbaren Werth, der es mit sich bringt, daß man dessen nicht genug bekommen kann. In der letztern Eigenschaft hingegen hat das Geld einen unbestimmbaren Werth, vermög dessen man des Geldes immer genug hat. Als Ausgleichungsmittel existirt das Geld für Partikularen, als Element der Circulation für die Regierungen. Als Partikular muß ich meine Ausgaben abmessen nach meiner Erwerbungsfähigkeit; als Regierung habe ich die Basis meiner Einnahme und Ausgabe in der Erwerbungsfähigkeit meiner Unterthanen, und da diese eine unbestimmbare Größe ist, so habe ich keine andere Verbindlichkeit, als die Erwerbfähigkeit dadurch zu unterhalten, daß ich die an mich genommenen Summen zurück verdienen lasse. Hier ist ein fortdaurender Kreislauf, bei welchem es gar nicht darauf ankommt, wie groß die umlaufende Masse sey, sondern nur, mit welcher Schnelligkeit sie sich bewegt und was durch sie bewirkt wird. Wenige Millionen können

auf dieſe Weiſe zu vielen Millionen werden, und es verſchlägt gar nichts, wie oft ſie durch die Hände der Regierung gehen, wofern ſie in denſelben nur nicht hängen bleiben. Es laſſen ſich Einrichtungen treffen, vermöge welcher das ganze baare Vermögen einer Nation, innerhalb eines Zeitraums von etwa 12 Monaten, zehnmal durch die Staatskaſſen laufe; und alsdann wird die Einnahme der Regierung das baare Nationalvermögen, verzehnfacht durch den Umlauf, ſeyn.

Dieſes Leben, dieſe Beweglichkeit des Geldes läßt ſich ſehr ſchwer mit Worten darſtellen; um aber eine adäquate Vorſtellung davon zu erhalten, kann man ſich den Geldumlauf als einen Strom denken, der, in ſeiner Kreisbewegung, eine Mühle treibt, und von dieſer wiederum getrieben wird. Die Waſſermaſſe dieſes Stroms iſt beſtimmt, oder wenigſtens beſtimmbar; aber die Wirkung, die dieſe Waſſermaſſe hervorbringt, indem ſie ſich in einer fortdauernden Kreisbewegung befindet, iſt eben ſo unbeſtimmt, als unbeſtimmbar, indem alles darauf ankommt, welche Gegenſtände der Einwirkung man ihr darbietet, damit jedes Element mit zehnfacher, und, wenn man auf die Zeit, in welcher die Wirkung vollendet werden muß, keine Rückſicht nimmt, mit millionenfacher Kraft wirke. Alle Beſteurungs-Syſteme ſollten auf die Eigenſchaft, welche das Geld als Element der Circulation hat, gegründet werden; und ſie ſind es ganz unſtreitig mehr, als diejenigen glauben, denen ihre Handhabung übertragen iſt.

Pinto ſpricht in ſeiner Abhandlung von dem Geldumlaufe vom Cascadiren des Geldes, und glaubt dies durch eine beſondere Behandlung deſſelben bewirken zu können. In meiner Anſicht der Dinge muß es ſich ganz von ſelbſt bewirken, und nicht die Urſache, ſondern die Wirkung gewiſſer Anordnungen in der Geſellſchaft ſeyn, welche mit dem Gelde in keiner Beziehung ſtehen, wenigſtens in keiner unmittelbaren. Daß des Geldes viel in der Geſellſchaft ſey, daran iſt, wie ich gezeigt zu ha-

den glaube, wenig oder gar nichts gelegen; denn die Vielheit, oder der Ueberfluß einer Sache, ſetzt nur den Werth derſelben herab. Daß aber der Arbeit in der Geſellſchaft viel ſey, und daß der Austauſch gegenſeitiger Dienſte durch das Geld, wo möglich, gar nicht ſtille ſtehe, daran iſt nicht nur viel, ſondern alles gelegen; will man alſo einen lebhaften Geldumlauf; will man, daß aus wenig Geld, der Maſſe nach, viel Geld, der Zahlung nach, werde; will man, daß das Geld (um mich ſo auszudrücken) ſeine Eigenſchaft als Körper ablege, und die Eigenſchaft einer geiſtigen Subſtanz annehme: ſo räume man nur alle die Hinderniſſe hinweg, welche bisher bewirkten, daß dies alles unterbleiben mußte. Die Schuld des mangelhaften Verkehrs in der Geſellſchaft liegt nicht in der Sparſamkeit der Mittel oder Werkzeuge des Verkehrs (worin man ſie noch immer ſucht und niemals findet), ſie liegt ausſchließend in der Beſchaffenheit der organiſchen und bürgerlichen Geſetze, wodurch die Geſellſchaft in ihrer Bewegung beſtimmt wird; einer Beſchaffenheit, vermöge welcher der freien Entwickelung der Kraft überall Schranken geſetzt werden, vermöge welcher man unabläßig dahin arbeitet, den Ständen den Charakter von Caſten zu geben, vermöge welcher mit dem Beſitz von Grund und Boden Vorrechte verbunden ſind, vermöge welcher man endlich einen Theil der Geſellſchaft auf Koſten des andern begünſtigt, und den Finanz-Syſtemen keine andere Grundlage zu geben weiß, als die Schlauheit, Aufruhr und Umſturz — nicht zu verhindern, ſondern zu verſchieben. Man gebe das Gewerbe frei, man befreie den Menſchen aus den Feſſeln des Menſchen, man geſtatte eine Gleichheit vor dem Rechte, man erkenne, um alles mit einem Worte zu ſagen, Menſchenrechte an; und es wird ſich auf der Stelle zeigen, wie unnütz alle die Mittel geweſen ſind, die man bisher gebraucht hat, um durch eine künſtliche Behandlung des Geldes dauerhafte Wohlhabenheit und Staatskraft zu gründen. Da, wo die Zahl der geſellſchaftlichen Verrichtungen groß iſt, da, wo jedes Mitglied

der Gesellschaft viel zu seinen Bedürfnissen rechnet, da, wo der Hang zum Wohlleben eben so allgemein ist, als die Lust zur Arbeit, und selbst die untersten Classen der Gesellschaft von diesem Hange durchdrungen seyn dürfen, weil sie eben so frei sind, als alle übrigen; da endlich, wo, durch die Macht der Sitten, Thätigkeit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit Volkstugenden sind: da wäre es das Wunder aller Wunder, wenn nicht auch Wohlhabenheit, Reichthum aller Art und derjenige Verkehr Statt fände, ohne welchen das Geld die nichtswürdigste Sache von der Welt ist und bleibt.

Ich habe, in diesem Zusammenhange, nur noch zwei Bemerkungen zu machen, von welchen die eine das Verhältniß der organischen Gesetze zu der Geldwirthschaft betrift, die andere den Bergbau angeht.

I. In dem von der Hand der Natur gegründeten und durch den Instinkt ebenmäßig verwalteten Bienenstaate lassen die Königin und die Drohnen sich niemals einfallen, Honig machen zu wollen; dies ist die ausschließende Verrichtung der Arbeitsbienen, welche zu diesem Endzweck mit besonderen Werkzeugen oder Organen ausgerüstet sind, so daß, wenn die Königin und die Drohnen, jene dem Bevölkerungs- diese dem Befruchtungsgeschäfte, zu welchem sie von der Natur berufen sind, entsagen und Honig machen wollten, der ganze Bienenstaat unabtreiblich zu Grunde gehen müßte. Was in dem Bienenstaate der Honig ist, dasselbe ist in dem Menschenstaate das Geld, nur mit dem Unterschiede, daß in jenem der Honig ein unmittelbarer, in diesem das Geld ein mittelbarer Gegenstand des Genusses ist. Da nun aber der Menschenstaat nicht nach so sicheren organischen Gesetzen verwaltet wird, wie der Bienenstaat; so hat es in dem ersteren wohl geschehen können, daß sich die Verrichtungen in demselben durchkreuzt haben. Die, welche in ihm das Geschäft der Königin und der Drohnen des Bienenstaats treiben, nicht damit zufrieden, die Gesellschaft zu ordnen, und durch die Hervorbringung guter Gesetze jedes andere Verdienst in Beziehung auf sich über-

Moſes und Jeſus,

oder

über das intellektuelle und moraliſche Verhältniß der Juden und Chriſten.

Eine

hiſtoriſch = politiſche Abhandlung

von

Friedrich Buchholz.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1803.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Nachfolgende Schrift wird für einen großen Theil der Leser sehr viel Anstößiges enthalten, weil sie viel Neues enthält. Hätte es in der Gewalt des Verfassers gestanden, nicht anstößig zu seyn, so würde er es mit Vergnügen vermieden haben; dies stand aber wirklich nicht in seiner Gewalt, wofern er sich nicht in einem Kreis bewegen wollte, der, wer weiß wie oft, beschrieben ist, ohne daß die Wahrheit jemals dadurch gewonnen hat.

Alles, was er noch zu seiner Entschuldigung — wofern es derselben bedarf — hinzufügen kann, ist: daß er

weder für Theologen, noch für Juriſten, noch für irgend eine andere Klaſſe von Handwerksgelehrten, ſondern für denkende Staatsmänner geſchrieben hat. Findet er den Beifall der letzteren, ſo wird er ſich reichlich für jedes andere Lob und jeden anderen Tadel, womit man ihn verfolgen kann, entſchädigt glauben.

Will man aber ſeine Schrift von Seiten ihres Inhalts durchaus angreifen, ſo macht er vorläufig darauf aufmerkſam, daß es auf Widerlegung folgender Sätze ankommt, welche gleichſam der Einſchlag zu ſeinem Gewebe ſind:

1) der letzte Staatszweck kann kein anderer ſeyn, als eine kraftvolle Nazionalexiſtenz;

2) alle Staatskraft iſt in der Induſtrie der Staatsbürger enthalten;

3) was der Induſtrie Abbruch thut, ſchwächt die Staatskraft und wirkt eben deswegen dem letzten Staatszweck entgegen.

Wer das Gegentheil dieser Sätze als wahr erweisen kann, widerlegt den Inhalt der nachfolgenden Schrift; wer das nicht kann, für den heißt es: Mamm de tabula!

Es giebt Personen, welche alles, was sie nicht selbst gedacht haben, oder was auf irgend eine Weise über ihren Horizont hinausgeht, wenn es von ihren Zeitgenossen ausgesprochen wird, geradezu für paradox, abgeschmackt, lächerlich u. s. w. erklären. Solche Personen vergessen, daß auch das, was sie zu denken im Stande sind, irgend einmal paradox, abgeschmackt und lächerlich geschienen hat. Haben sie das Ihrige redlich gelernt — was ich ihnen nicht streitig machen will — so sollten sie wenigstens nicht so unbescheiden seyn, den Kreis des menschlichen Wissens, der, so lange es ein menschliches Geschlecht gab, nie abgeschlossen war, in ihren Köpfen für abgeschlossen zu halten. Durch eine solche Unbescheidenheit thun sie sich selbst

den größten Schaden; denn so oft man das Neue durch das Alte zu bekämpfen sucht, mattet man sich vergeblich ab. Man ist überhaupt immer im Nachtheil, wenn man etwas für paradox erklärt, weil man, erstlich, dadurch zu erkennen giebt, daß man nicht im Stande ist, die Paradoxie aufzulösen, und weil sich, zweitens, ohne alle Mühe zeigen läßt, daß die objektive Wahrheit immer die höchste Paradoxie seyn muß, in sofern nämlich die Wahrheit mit der Meinung nichts zu schaffen hat

Einleitung.

Ein Pamphletschreiber wird sich immer für oder wider eine Sache erklären, an die Stelle der Einsicht die Leidenschaft setzen, die Köpfe seiner Leser mehr erhitzen als aufklären, und durch dies alles höchstens die Veranlassung zu der Untersuchung geben, welche er selbst anzustellen nicht im Stande war. Zu welcher Classe von Schriften man auch die nachfolgende Abhandlung rechnen möge, ein Pamphlet wenigstens ist sie nicht. Die redliche Absicht des Verfassers war: Leidenschaften zu beschwören, welche, indem sie das Verderben der Juden wurden, den Christen nie zur Ehre gereicht haben.

Schwerlich würde er die Feder ergriffen haben, kündigten nicht mehrere Symptome

ein neues Ungewitter an. Mag doch alles, was in diesen Tagen wider oder für die Juden erschienen ist, den ruhigen Denker nicht befriedigen und daher keine Probe aushalten; immer zeigt es an, daß ein Verhältniß vorhanden ist, das, unglücklich in sich selbst, mit jedem Jahre gefährlicher wird, und, wenn es weggeschafft werden kann, auch weggeschafft werden muß. Dies zu erleichtern, schien es dem Verfasser nothwendig, das Verhältniß selbst in seiner wahren d. h. nothwendigen Gestalt darzustellen.

Er ist kein Jude oder Judengenosse; aber er ist eben so wenig ein Christ in dem Sinne des Worts, worin man dasselbe gewöhnlich nimmt. Sein ganzes Streben ging von jeher dahin, keiner Parthei anzugehören; und wenn Er von Partheilichkeit geleitet wird, so ist schwerlich an Unpartheilichkeit zu glauben. Erhaben über die kleinen Leidenschaften des Lebens, interessirt er sich nur für das allgemeine Staatswohl; und ausgeschlossen (oder sich selbst ausschließend) von dem eigentlichen Handeln oder Pragma-

tiren in der Welt, folgt er mit ruhigem Blicke dem Entwickelungsgang seiner Mitbürger, die er aus Dankbarkeit und Einsicht liebt. Das Studium der Geschichte hat ihm zu einer Philosophie verholfen, welche, ohne alle Verwandtschaft mit stoischer oder epikuräischer Apathie, weder lobt noch tadelt, weil sie alles in seiner inneren Nothwendigkeit zu ergründen sucht. Er ist gewiß nicht anmaßend; aber da er die Überzeugung in sich trägt, daß die Resultate seines Nachdenkens, gehörig aufgefaßt und angewendet, nur zur Vervollkommnung der ganzen Gesellschaft und zur Veredelung der Individuen hinwirken können, so fühlt er sich auch geneigt, sie seinen Mitbürgern mitzutheilen.

Dabei ist er sich seines Standorts vollkommen deutlich bewußt. Lebte er nicht gerade in einem protestantischen Lande und unter Friedrich Wilhelms des Dritten Zepter, so würde er gewiß schweigen. Nur in der Hauptstadt der preußischen Lande scheint ihm eine kühne Beleuchtung des wahren Verhältnisses zwischen Juden und Christen

am rechten Ort zu seyn, weil man hier von allen Seiten in der Intelligenz weit genug vorgerückt ist, um eine wichtige Angelegenheit, mit Beseitigung alles Individuellen, in ihrer Allgemeinheit aufnehmen und bis zu ihren letzten Resultaten verfolgen zu können.

In dieser Überzeugung bleibt ihm kein anderer Wunsch übrig, als mit eben der Unbefangenheit gelesen zu werden, als er selbst unbefangen und ehrlich geschrieben hat. Wenigstens wird ihm der Leser das Zeugniß geben, daß er seinen Gegenstand von ganz neuen Seiten beleuchtet hat; und mit diesem Zeugnisse zufrieden, wünscht er blos, von einem Andern übertroffen zu werden, welcher noch tiefer in die Sache eindringt und noch haltbarere Vorschläge zur Abstellung des einmal vorhandenen Übels thut.

Doch genug und übergenug zur Einleitung! Das Werk selbst beginnt mit einer Darstellung der Entstehung der mosaischen Gesetzgebung, weil es unmöglich ist, ohne eine hinlängliche Kenntniß dieser Gesetzge-

bung, die Juden in ihrer Individualität zu begreifen. Ohne mit der Vergangenheit bekannt zu seyn, versteht man selten etwas von der Gegenwart.

Erſter Abſchnitt.

Entſtehung und Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung.

Ein kanaanitiſcher Jüngling wird von ſeinen Brüdern, die ihn nicht leiden können, weil er ihnen überall im Wege ſteht, an den Chef einer Karavane verkauft. Der Zufall bringt ihn in das Haus eines ägyptiſchen Großen, der, weil er Talente an ihm entdeckt, kein Bedenken trägt, ihm ſeine Privatgeſchäfte anzuvertrauen. Ein Liebeshandel mit der Frau von Hauſe führt den Sklaven ins Gefängniß. Die loſeſte aller Künſte, die Traumdeuterei, befreit ihn aus ſeinem Kerker und macht ihn zum erſten Miniſter des ägyptiſchen Königs. Unter dem ſcheinbaren Vorwande, zum Vortheil der königlichen Macht zu organiſiren, organiſirt er nur zu ſeinem

und ſeiner Familie Beſten. Unterſtützt von der ägyptiſchen Prieſterſchaft (der vollziehenden Gewalt des Landes), bringt er es glücklich dahin, daß Goſen, der fruchtbarſte Theil Ägyptens, von ſeinen Bewohnern geräumt werden muß, und den Kanaanitern, die zu ſeiner Familie gehören, abgetreten wird. Zwei und ſiebenzig Familienchefs wandern ein, bemächtigen ſich der Wohnſitze fleißiger Ägyptier, treiben Viehzucht und Räuberei und Schacher in einem Lande, das vorzugsweiſe für den Ackerbau vorhanden iſt, gerathen durch dies alles in die allerbeſtimmteſte Oppoſizion mit den Eingebornen, werden, ſo lange ihr Gönner lebt, aufs nachdrücklichſte beſchützt, und fangen erſt nach dem Tode deſſelben an, das Mißliche ihrer Lage zu empfinden.

Dies iſt mit wenigen Worten die Geſchichte der Ankunft der nachher ſogenannten Juden in Ägypten. Von den Schickſalen dieſes Volks bis zur Auswanderung nach Paläſtina wiſſen wir ſehr wenig. Wer das Eigenthümliche der menſchlichen Natur kennt,

begreift indessen sehr leicht, daß die ursprünglichen Bewohner des Landes Gosen den Verlust nicht verschmerzen konnten, den sie der Hinterlist des jüdischen Premierministers verdankten, daß sie kein Mittel unversucht ließen, sich in den Besitz ihrer von den Juden vernachlässigten Fluren zurückzusetzen; daß der Angriff zur Vertheidigung führte; daß an dem Hofe der ägyptischen Könige mächtig kabalirt wurde u. s. w. Die schnelle Vermehrung der Kolonisten in dem fruchtbarsten Lande war ein Gegenstand ängstlicher Befürchtungen auf der einen, und freudiger Erwartungen auf der anderen Seite, bis Ägyptens Könige, von ihrem wahren Vortheil belehrt, polizeiliche Maasregeln ergriffen, dieser Vermehrung Schranken zu setzen. Eben diese Maasregeln verstärkten die Erbitterung der Juden. Es kam zu Treffen, in welchen sie bald schlugen und bald geschlagen wurden. Dies dauerte fort bis zur Erscheinung des Moses. Die näheren Umstände der Begebenheiten d. h. die Wahrheit derselben ist uns nicht in den National-

büchern der Juden aufbehalten worden; zu keiner Zeit verstanden sie die Kunst, Erscheinungen der moralischen Welt in ihrer Nothwendigkeit darzustellen, am wenigsten aber in jenen Zeiten, wo ihre Nazionalbücher abgefaßt wurden; Zeiten, in welchen die Schriftstellerei noch in ihrer Kindheit war.

Man muß annehmen, daß die Auswanderung der Juden aus Ägypten schlechterdings nothwendig war, wenn man einer allgemeinen Ermordung entgehen wollte. Ob der ägyptische König seine Zustimmung gegeben hatte, oder nicht, ist gar keinen Zweifel unterworfen, wenn man bedenkt, daß ein zahlreiches Volk sich nicht aus einem Lande stiehlt, wie ein einzelner Verbrecher. Hatte die Auswanderung ganz das Ansehn einer Flucht, so läßt sich diese ohne alle Mühe aus den ungeselligen Verhältnissen erklären, worin die Juden mit den Ägyptiern gelebt hatten. Genug, sie entgingen, von Moses geleitet, dem Rachschwert, das über ihren Köpfen schwebte.

Schwerlich hatte jemals ein Sterblicher

ein schwierigeres Problem zu lösen, als Moses; aber schwerlich war auch ein Mensch der Auflösung eines solchen Problems mehr gewachsen. Ein zahlreiches Volk aus einem Lande, worin es sich, bei allem Druck, nicht übel befindet, auszuführen; dies Volk, das, in sich selbst aufs mannichfaltigste gespalten, ohne allen wahren Zusammenhang ist, so zusammen zu schmelzen, daß es mit vereinigter Kraft wirken muß, so oft es nöthig ist; diesem Volke politische Unabhängigkeit zu geben und alle Maasregeln so zu stellen, daß diese politische Unabhängigkeit auf Jahrhunderte hinaus gesichert bleibt: Ein solches Unternehmen kann, der Idee nach, nur in einem großen, vielumfassenden Kopf entspringen, der Ausführung nach, nur von einem Manne vollendet werden, der, indem er mit dem klarsten Bewußtseyn handelt, eine Energie des Charakters besitzt, wie sie Wenigen zu Theil wird. Die Größe der Unternehmung selbst kündigt also in Moses einen außerordentlichen Menschen an, den man, will man anders billig seyn, nicht schlechtweg

einen ehrgeizigen Betrüger nennen muß; denn jeder große Mann, wie sehr er sich auch auszeichnen mag, geht zuletzt noch immer in den Banden seines Zeitalters, und wenn gewisse Ideen nicht von ihm benutzt werden, so kann man mit der größten Sicherheit voraussetzen, daß diese Ideen gar noch nicht vorhanden waren. Nichts reicht aber an die Ungerechtigkeit, welche man dadurch begeht, daß man zur Ausmessung großer Charaktere (des Alterthums oder der Mitwelt) die kleinlichen Maasstäbe gebraucht, die ein beschränktes staatsbürgerliches Thun und Treiben, das zuletzt immer in der Furcht seinen Grund hat, mit sich führt.

Unter welchen Antrieben Moses auch stehen mochte, immer waren es die der Selbsterhaltung und der Vorliebe für ein Volk, zu welchem er gehörte. Um auf dies Volk einzuwirken, gab es nur Ein Mittel: Benutzung seiner Religiosität, oder derjenigen Götterfurcht, welche man in allen Theilen der Welt, vermöge eines unvollkommenen Zustandes der Gesellschaft, da antrifft, wo

die physischen Wissenschaften keine wesentlichen Fortschritte gemacht haben, und die Regierung genöthigt ist, denjenigen Theil der polizeilichen Macht, welchen wir in unseren Zeiten in stehenden Heeren haben, der Priesterschaft anzuvertrauen.

Als Joseph die Kolonie, von welcher eben die Rede gewesen ist, nach Ägypten zog, hätte er ihr, als ein einsichtsvoller Staatsmann, unter den übrigen Bewohnern Ägyptens ihren Standort auf der Stelle so anweisen sollen, daß eine Verschmelzung nothwendig geworden wäre; aber indem er dies, es sey nun aus Mangel an Einsicht oder aus allzu heißer Vorliebe für die Seinigen, vernachlässigte, strikte er, so viel an ihm war, die Individualität der Kanaaniter, und die Folge davon war, daß sie, vermöge ihrer schnellen Vermehrung eben diese Individualität noch verstärkten. Ihre religiösen Ideen blieben also, was sie gewesen waren, und härteten sich in der Opposizion, worein sie mit den Ägyptiern kamen, noch weit mehr. Sie härteten sich sogar durch die einzelnen Stämme.

Es würde hier zu weit führen, wenn man den Urſprung aller Religion, ſie heiße wie ſie wolle, in der ewigen Natur des Menſchen aufſuchen wollte. Genug, der Menſch fürchtet ſich vor unbegriffenen Naturerſcheinungen, und dieſe Furcht wird von den Oberhäuptern der Völkerſchaften oder Nazionen benutzt, um dieſe Völkerſchaften und Nazionen zu ihren Zwecken zu leiten; und man hört nicht eher auf, davon Gebrauch zu machen, als bis in der Geſellſchaft etwas vorhanden iſt, wodurch die Furcht vor dem Unſichtbaren erſetzt wird. Will der Emir eines nomadiſchen Stammes als Regent ſein Anſehn behaupten, ſo muß er, bei der Gleichheit der phyſiſchen Kräfte, ſich ſeinen Untergeordneten und Unterthanen dadurch wichtig machen, daß er ſich als das Werkzeug einer über alle menſchlichen Kräfte erhabenen Kraft darſtellt, und es dem Wahn der Möglichkeit einer ſolchen Verbindung überläßt, in ihm nicht nur den Geber ſondern auch den Vollſtrecker gewiſſer Geſetze

auf eine höhere Autorität zu erblicken. Auf dieſe Weiſe waren die Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob verfahren. Der Jehovah, von welchem in den Nazionalbüchern der Juden ſo oft die Rede iſt, war urſprünglich nichts mehr und nichts weniger, als ein Familiengott, und erhielt ſich, als ſolcher, bis zu der Zeit, wo die Kanaaniter durch ſchnelle Vermehrung in zwölf Stämme zerfielen, von welchen jeder in dem Beſitz des Familiengottes zu ſeyn wähnte, indeß die ſichtbare Verſchiedenheit deſſelben Gegenſtandes der Anbetung Spaltungen aller Art hervorbrachte, die, wie nachtheilig ſie auch in moraliſcher Hinſicht ſeyn mochten, immer die Folge haben mußten, daß die Religioſität ſich tiefer in das Weſen der Juden einfraß. In der That gab es um die Zeit, wo Moſes ſich an die Spitze des ganzen Volks ſtellte, in den einzelnen Stämmen nur allzuviel Antipathien; aber gemeinſchaftliche Abkunft, Sprache, Sitten, beſtanden noch als eben ſo viel Bande, die ein kluger Mann nur zuſammenziehen durfte, um eine Einheit her-

vor zu bringen, welche über alle Antipathien den Ausschlag gab. *)

Sollte jemals aus diesem Volke etwas Selbstständiges gebildet werden, so mußte es aufhören, mit einem zahlreicheren Volke, das über kurz oder lang zum Gefühl seiner Übermacht erwachen mußte, in Opposizion zu stehen. Um ihm aber diese Selbstständigkeit zu geben, blieb nichts anderes übrig, als eben das, was seine Stärke ausmachte — seine Religiosität — als seine Schwäche zu verbrauchen. Man kennt die Mittel, durch welche Moses die Kanaaniter aus Ägypten ausführte; sie waren dem Zeitgeist angemessen, und gewiß eben so natürlich, als irgend eins von denen, wodurch in unsern Zeiten große politische Ereignisse herbei geführt werden. Ein Volk, das von jeher gewohnt

*) Ich bemerke hier einmal für allemal, daß für den Geschichtsforscher der Unterschied des Heiligen und Profanen wegfällt; denn soll dieser Unterschied beibehalten werden, so hört die Geschichte auf, Geschichte d. h. Entwickelungsprotokoll zu seyn.

war, in seinen Führern die Repräsentanten der Gottheit zu erblicken, folgte gewiß sehr willig, als man ihm ankündigte, daß es, auf den Befehl eben dieser Gottheit, von allem politischen Druck befreit und in ein Land geführt werden sollte, in welchem Milch und Honig fließe. Was hätte es zum Ungehorsam oder nur zur Unbereitwilligkeit verführen können? Fehlten ihm nicht alle diejenigen Kenntnisse und Einsichten, welche, wenn von einem ähnlichen Unternehmen in unseren Zeiten die Rede wäre, zum Widerspruch führen würden? Die Schilderung eines schon dem frühesten Ahnen gelobten Landes durfte nur reizend seyn, um in Verbindung mit Religiosität doppelt kräftig zu wirken. Nachdem aber die Auswanderung einmal erfolgt war, konnte das einmal angefangene Werk nur durch einen so entschlossenen Mann vollendet werden, als Moses war.

Die Zahl der ausgewanderten Kanaaniter (welche von jetzt an die Benennung der Israeliten bekamen) belief sich, nach der Angabe der ältesten Geschichtsbücher der Juden,

den, auf nicht weniger als 600000 Mann. Weiß man nun, daß in jedem Individuum vermöge eines Widerſpruchs, den die Natur zur Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts in jeden einzelnen Menſchen gelegt hat, eine ganz beſtimmte Tendenz zur Oppoſizion gegen denjenigen liegt der den Herrſcher ſpielen will; ſo muß man über den Muth des Mannes erſtaunen, der ſich getraute, die Kraft dieſer 600000 Mann durch ſeine Intelligenz zu überwinden. Aber noch mehr: In dieſer ungeheuren Maſſe waren wenig oder gar keine Spuren von Disziplin vorhanden, und die urſprüngliche Trägheit vermehrte die Empfindlichkeit gegen Beſchwerden und führte dadurch zu einer Reue, die ſich in Flüchen und Verwünſchungen gegen den Volksverführer offenbarte. Wie nun alle dieſe Schwierigkeiten überwinden? Unſtreitig hatte ſie Moſes nicht im Detail berechnet; aber die Kraft ſeines Geiſtes zeigte ſich gerade darin, daß er, von der einen Seite, nie erbebte, wenn ſie aufſtießen, und, von der andern, ein allgemeines Mittel auf-

fand, sie, wie furchtbar sie auch immer seyn mochten, zu überwinden.

Die große Triebfeder, die er in Bewegung setzte, war die Religiosität, und dringt man tiefer in seine Politik ein, so muß man über die Konsequenz erstaunen, womit er zu Werke ging. Da er als Chef eines zahlreichen Volks nur unter der Gestalt eines Repräsentanten der Gottheit wirken konnte, so mußte er vor allen Dingen darauf bedacht seyn, die Idee dieser Gottheit zu erhöhen. Wie sehr ihm hierbei sein früherer Aufenthalt an dem Hofe der ägyptischen Könige und besonders mit den Chefs der ägyptischen Polizey (den Priestern) zu statten kam, mag unentschieden bleiben, da hierüber in den Quellen selbst nichts vorhanden ist. Genug, die Gottheit, die ihm allein nützlich werden konnte, mußte einen dreifachen Charakter haben: nämlich den der Einheit, der Unsichtbarkeit und der Nationalität. Dies verdient eine weitere Auseinandersetzung.

So oft es darauf ankommt, uns die erste Ursache alles Vorhandenen zu denken, steht

unsere Denkkraft um so eher stille, je mehr wir von diesem Vorhandenen umfassen und begreifen; Gott, Energie in der Natur, erste Nothwendigkeit sind lauter verwandte Begriffe, die sich nicht weiter analysiren lassen. Aber dies Stillstehen der Denkkraft findet sich nur in dem entwickelten Menschen, der in der ersten Ursach aller Erscheinungen nichts furchtbares erblickt. Der rohe Mensch, welcher immer nur bei dem Einzelnen stehen bleibt und seine Existenz in jeder Erscheinung der physischen Welt bedroht sieht, denkt bei der Ursach dieser Erscheinungen mehr, weil er mehr fürchtet. Eben deswegen verfolgt ihn sein Aberglauben, wie sein eigener Schatten. Ob ihm dieser Aberglaube nützlich werde? Wenigstens macht er ihn vorsichtiger; und da Furcht das allgemeinste Mittel ist, dessen sich die Natur zur Erziehung des menschlichen Geschlechts bedient, so konnten diejenigen, welche das Geschäft übernahmen, große Menschenmassen zusammenzuhalten, nie verfehlen, dieselbe Furcht zu benutzen. Eine religiöse Furcht ist, wie ich oben angedeutet

habe, da durchaus nothwendig, wo noch keine andere möglich ist, und je größer die zusammenzuhaltende Masse ist, desto furchtbarer muß das Wesen erscheinen, welches das Objekt der Furcht ausmacht.

Moses, der dies aufs deutlichste eingesehen zu haben scheint, legte seiner Gottheit zuerst den Charakter der Einheit bei. Die glückliche Folge davon war, daß unter den Israeliten alle die Spaltungen aufhörten, welche die Stammgötter bis dahin veranlaßt hatten. Der Gott Jakobs, von welchem so viele Abbildungen gemacht waren, verwandelte sich, von Stunde an, in den Gott Israels, der alles, was zu dieser großen Familie gehörte, so lange er Gehorsam fand, mit gleicher Liebe beschützte, und die Übertreter seiner Befehle mit gleicher Strenge bestrafte. Hierdurch aber wurde die allerbestimmteste Einheit in ein Volk gebracht, das bisher immer von den verschiedensten Interessen geleitet worden war, und sich daher nie als Ein Ganzes betrachtet hatte.

Lag der Begriff der Furchtbarkeit an und

für ſich in dem Charakter der Einheit, ſo hob Moſes jene dadurch noch weit mehr, daß er die Unſichtbarkeit zum zweiten Prädikat ſeiner Gottheit machte. Es war in der That ein ſehr genau berechnetes Geſetz, wodurch der israelitiſche Geſetzgeber die Abbildung der Gottheit verbot. Was der Menſch ſelbſt darſtellt, muß er als das Werk ſeiner Hände verehren, und daraus folgt auf das beſtimmteſte, daß ein abgebildeter Gott nie ein furchtbarer iſt. Dem nicht abzubildenden hingegen kann man auch den höchſten Grad der Furchtbarkeit beilegen. Indem alſo Moſes die Unſichtbarkeit mit der Einheit in der Perſon ſeines Gottes verband, erhielt er das Recht, als alleiniges Organ dieſes Gottes mit einer Willkür zu verfahren, in welcher jede Oppoſizion unterging.

Wer die Furcht beſchäftigt, unterhält ſchon dadurch die Hoffnung; denn nur der Fürchtende kann hoffen, ſo wie, umgekehrt, nur der Hoffende fürchten kann. Allein außer der negativen Hoffnung, welche in der Furcht ſelbſt enthalten iſt, giebt es noch eine poſi-

tive, welche dadurch unterhalten wird, daß man irgend ein Objekt zum Endziel aller Bestrebungen macht. Indem nun die endliche Bestimmung des israelitischen Volks keine andere war, als sich, auf dem Wege der Tapferkeit, in irgend einem bewohnten Lande politische Unabhängigkeit zu verschaffen, so konnte sich Moses um dasselbe kein größeres Verdienst erwerben, als wenn er seine einige unsichtbare Gottheit noch zur Nazionalgottheit erhob, d. h. zu einer Gottheit, die sich von allen Völkern das israelitische zum Lieblingsvolk ersehen hat, und mit ihrer ungeheuren Kraft und Furchtbarkeit fest entschlossen ist, ihm überall die Wege zu bahnen. Es liegt in der Natur des Menschen, nur dem Furchtbaren zu vertrauen, und wer sich darauf versteht, diesen Furchtbaren zu machen, kann zum Voraus darauf rechnen, daß man jedem seiner Winke mit Bereitwilligkeit begegnet, und nur dann ihn zu hassen beginnt, wenn er ein feindliches Interesse verfolgt.

So lag also die ganze mosaische Theolo-

gie in der fatalen Nothwendigkeit, ein Volk zu beherrſchen, das, nachdem es aus Ägypten geführt war, jeder Zucht und Regel vergeſſend, immer zum Ungehorſam und zur Oppoſizion hinneigte, und, wenn wir billig ſeyn wollen, bei ſeiner Weichlichkeit die ſtärkſten Aufforderungen dazu in den Beſchwerden hatte, die es auf ſeinem Marſche nach Paleſtina antraf. Moſes konnte hierbei keine beſſere Parthie nehmen, als wenn er ſich bei jeder Gelegenheit nur als das Werkzeug der Gottheit darſtellte, und ſo oft das Volk zu murren begann, jede Schuld von ſich auf jene abwälzte. Man weiß, mit wie viel Vorſichtigkeit er dieſes that. »Was murrt ihr gegen mich?« fragte er. »Iſt es nicht der Herr, der euch mit ſtarkem Arm aus Ägypten geführt hat, und euch allen dieſen Ereigniſſen unterwirft, um euren Gehorſam auf die Probe zu ſtellen?« Schwoll aber die Empörung ſtärker an, und ſtürzte eine heftigere Leidenſchaft die Rebellen (in einer Art von Verblendung) auf den wahren Urheber ihrer Leiden; ſo blieb nichts anders übrig,

als die eigene Exiſtenz in dem rettungsloſen Verderben der Empörer wieder zu finden, und ſich, nach vollendeter Niederlage, durch den Befehl der Gottheit ſelbſt zu rechtfertigen. Dies geſchah vorzüglich von dem Augenblick an, wo er die erſte Ordnung in die rohe Maſſe der Israeliten gebracht hatte.

Die Erſcheinung ſeines Schwiegervaters in dem israelitiſchen Lager war von dem größten Erfolg für die Bändigung des wilden Haufens. Hatte Moſes bis dahin alles durch eigene Autorität entſchieden, ſo begann er, *von nun an, auf* Jethro's Rath, dieſelbe zu theilen; und indem er ſeine Gewalt delegirte, verſtärkte er dieſelbe aufs weſentlichſte. Damit nun aber ſeine Delegirten in ſeinem Sinne handeln möchten, war eine Geſetzgebung nothwendig. Ein jeder kennt dieſe Geſetzgebung, und nimmt man ſie nach ihrem wahren Werth, ſo iſt ſie ein unſchätzbares Dokument des Entwickelungsgrades, den Moſes und ſein Volk erreicht hatten.

Da alles noch im Werden war, ſo durfte keine Spur von Liberalität darin ange-

troffen werden. Der organiſche Theil dieſer Geſetzgebung, oder die eigentliche Konſtituzionsurkunde, mußte eine theokratiſche Monarchie bilden, weil derjenige, der an der Spitze der ganzen Nazion ſtand, des höchſten Gewaltmaaßes bedurfte, um ſeine Plane durchzuſetzen, und dem Haß nicht beſſer entfliehen konnte, als wenn er ſich zum Organ der Gottheit machte. Nie hat es einen ärgeren Despoten gegeben, als Moſes war; aber nie hat ein Despot ſich künſtlicher und entſchloſſener zu verbergen gewußt. Ob die Gottheit in einer Wolke erſcheinen könne, mochte zwar den meiſten Israeliten problematiſch genug ſeyn; doch ſobald der mindeſte Zweifel von der Unmöglichkeit erwachte, verwandelte der Terrorismus des Anführers die Lüge auf der Stelle in entſchiedene Wahrheit. Wer ſich der Stiftshütte unvorſichtig oder neugierig nahete, wurde unerbittlich niedergemacht. Wer von den Ideen der Einheit und Unſichtbarkeit der Gottheit abwich, wurde barbariſch erſchlagen. Es war unter den Umſtänden, in welchen ſich die Regie-

rung in ihrem ersten Ressort befand, ein unverzeihliches Verbrechen, wenn süße Zurückerinnerungen an das Land Gosen zum Apisdienst zurückführten. Die Leviten waren die entschlossensten Henkersknechte des Gesetzgebers, weil sie kein anderes Eigenthum haben durften, als den Altar. Und der Zivilkodex der Nazion entsprach durchaus der Idee einer theokratischen Monarchie. Furcht vor der Gottheit und ihrem Repräsentanten sollte das leitende Princip aller Bürger des künftigen Judenstaates seyn. Zu diesem Ende mußte alles eine religiöse Tendenz erhalten, und zahllose Zeremonien die Idee eines unsichtbaren Nazionalgottes unablässig vergegenwärtigen. Da war nicht die Kirche in dem Staat, sondern der Staat in der Kirche, oder vielmehr, es war an keinen eigentlichen Staat zu denken, weil die Kirche alles war. Wollte man irgend ein kultivirtes Volk unserer Zeiten in diese Fesseln schlagen, so würde es sich tausendmal empören, ehe es seinen Nacken beugte, und nur durch die größte Verminderung der Volksmenge würde der

Gesetzgeber seinen Zweck erreichen. Selbst die Juden, so gewohnt sie des religiösen Zwanges sind, würden gegen eine Regierung rebelliren, die sie auf den Punkt zurück führen wollte, von welchem sie ausgegangen sind; und wie gränzenlos auch ihre Achtung für Moses seyn mag, so dürfte er nur zu ihnen zurück kehren, um ihren ganzen Abscheu zu erregen, und ihn, in Betracht der Entwickelung, die sie auf einzelnen Punkten der Erde erhalten haben, wirklich zu verdienen.

Als einmal die mosaische Konstituzion und Gesetzgebung zu Stande gekommen war, mußte in dem Geist derselben gehandelt werden. Es war nichts als Konsequenz, wenn die Kriege, welche die Israeliten führten, Vertilgungskriege waren; denn sollte die theokratische Monarchie fortdauern, so durfte keine Gemeinschaft zwischen den Israeliten und den übrigen Erdbewohnern, wenn sie Menschen waren, statt finden, weil nämlich jede Gemeinschaft die Folge haben mußte, daß die Israeliten in ihrem Glauben an einen einigen unsichtbaren Nazionalgott wan-

kend gemacht und dadurch zur Rebellion gegen eine Regierung geleitet wurden, die sich nur durch diesen Glauben halten konnte. Was man auch von der Barbarei sagen mag, womit Moses und Alle, die in späteren Zeiten in seinem Geiste handelten, verfuhren; immer war dies Verfahren in dem Kulturzustand der Nazion selbst gegründet, welche nur durch diesen künstlichen Terrorismus zusammengehalten und zu großen politischen Zwecken geleitet werden konnte. Menschlichkeit und Schonung würden Inkonsequenzen gewesen seyn, und das Höchste, das die israelitische Regierung nachgeben konnte, war ein thierisches Erbarmen mit dem weiblichen Geschlecht, weil dieses, vermöge der ewigen Sklaverei, in welcher es gelebt hatte, keinen anderen Willen kannte, als den seines jedesmaligen Herren, und also ohne alles Sperren zu einer neuen Art des Kultus überging, sobald dieser Übergang zur Erhaltung des Lebens führte. Das also, worauf es bei der Erklärung des Nazionalgottes der Juden ankommt, ist, zu zeigen: wodurch ein solcher

Gott nothwendig wurde, eine Mühe, der sich, so viel ich weiß, alle theologischen und historischen Schriftsteller, wenn sie über Moses schrieben, entzogen haben.

Es folgt aber selbst aus der Idee eines solchen Gottes nichts für die absolute Grausamkeit des israelitischen Gesetzgebers. Jede Art von Terrorismus ist bei ihrer Entstehung grausam; aber, wenn man konsequent genug ist, um sich von den Gefühlen der Menschlichkeit nicht irre machen zu lassen, so ist Menschlichkeit immer die letzte Folge des stärksten Terrorismus. Alles kommt darauf an, daß die Regierten wirklich die Falten schlagen, die ihnen die Regierer aufdringen. Wollte man den Terrorismus auflösen, der allen unseren staatsbürgerlichen Verfassungen zum Grunde liegt, so würde man finden, daß er wenigstens eben so stark ist, als der mosaische jemals war; nur mit dem Unterschiede, daß der unsrige, weil er auf etwas den Sinnen Gegenwärtigem beruht, zu einer Freiheit führen mußte, welche der mosaische, als auf etwas Unsichtbarem gegründet, für eine ganze

Ewigkeit raubte. Der Idee des israelitischen Gesetzgebers zu Folge sollte jede Opposizion der Regierten gegen die Regenten in sich selbst unmöglich und die ganze Nazionalintelligenz in dem Priesterstand konzentrirt seyn. In sofern diese Idee zu realisiren war, mußten die Juden in dem stärksten Despotismus ihr Wohlseyn wiederfinden. Was allein dabei verloren ging, war Freiheit, Moralität, Entwickelung. Immer und ewig mußte die Nazion auf demselben Punkte bleiben. Alle menschlichen Tugenden wurden durch Frömmigkeit ersetzt. Die Priester entschieden über Alles, und ihre Entscheidungen mußten selbst da noch gelten, wo sie jedes menschliche Verhältniß zerstörten. Höher als der Bruder mußte der Priester geehrt werden. Dies alles war um so nothwendiger, weil Konstituzion und Gesetzgebung zu einer Zeit zu Stande kamen, wo Palestina noch nicht erobert war. Menschlichkeit und Tapferkeit vertragen sich nicht in einem Volke, das sich noch erst einen bestimmten Wohnsitz erkämpfen soll; denn der Kampf um die Subsistenzbasis ist, aus

einem sehr begreiflichen Grunde, immer ein Kampf auf Leben und Tod. Die Frömmigkeit mußte also einen Grad von Leidenschaft hervorrufen, der, indem er die Juden zu Siegern machte, ihre Anzahl so wenig als möglich verminderte. Vielleicht hatte der israelitische Gesetzgeber bei den Vertilgungskriegen, welche er führte, auch die Idee, sein Volk, das in dem Müssiggange zu Grunde gegangen war, dadurch zu einem arbeitsamen Volke zu machen, daß er ihm das Recht nahm, Sklaven zu machen.

Nach Palestina's Eroberung stand das israelitische Volk durch mosaische Konstituzion und Gesetzgebung in seiner ganzen Individualität da; aber während der Eroberung selbst hatte sich der Geist der Regierung wesentlich verändern müssen. Es konnte nicht fehlen, daß, nach Moses Tode, nicht sogleich ein Genie von gleichem Umfange für den gesetzgebenden und vollziehenden Theil der Regierung vorhanden war. Die vollziehende Macht mußte sich von der gesetzgebenden um so eher trennen, weil beim Eroberungsge-

schaft das militärische Verdienst allzu glänzend hervorsprang, um dem priesterlichen Ansehn nicht wesentlichen Abbruch zu thun, wie nothwendig auch dies Ansehn seyn mochte, wenn das Ganze in seiner Begränzung bleiben sollte. Mit der größten Bestimmtheit kann man behaupten, daß die theokratische Monarchie mit Moses unterging und einer theokratischen Republik Platz machte. Die Aufgabe war jetzt nur noch, die gesetzgebende Gewalt so zu stellen, daß sie nicht von der vollziehenden verschlungen werden konnte. Inhalt und Geist der mosaischen Gesetzgebung erleichterten dies Geschäft, denn indem der Aberglaube in sich selbst nothwendig war, und folglich der erste Priester immer das Organ der Gottheit blieb, wurde kein General so groß, daß er nicht jeden Augenblick von der Priesterschaft hätte zerschmettert werden können. Dazu kam aber noch, daß die Autorität des Generals nie länger dauerte, als seine Wirksamkeit. Wo jeder waffenfähige Bürger Soldat ist und kein stehendes Heer statt findet, da tritt der Soldat, nach geendigtem

digtem Kriege, immer in seinen staatsbürgerlichen Wirkungskreis zurück; und die Folge davon ist, daß der wesentlichste Theil der vollziehenden Macht immer wieder in der gesetzgebenden untergeht. Hingegen da, wo ein stehendes Heer statt findet, läuft die gesetzgebende Macht, wenn sie von der vollziehenden wesentlich getrennt ist, immer Gefahr, von dieser verschlungen zu werden; und daher die Erscheinung, daß in den neueren europäischen Staaten das militärische Verdienst immer das größte gewesen ist, und da, wo es sich nicht in dem Besitz des Thrones befand, überall zum Thron geführt hat, um eine Verschmelzung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Souveränität des Monarchen zu Stande zu bringen. Das mosaische Gesetz erhielt sich also durch den gesellschaftlichen Zustand der Israeliten selbst, in sofern dieser viel zu kraftlos war, um eine solche Erscheinung möglich zu machen, als unsere neueren Staaten sind. Sollte es in sich selbst untergehen, so konnte dies nur auf eben dem Wege geschehen, auf

welchem unsere gegenwärtige Aufklärung zu Stande gekommen ist, d. h. durch die Größe und innere Vollkommenheit der Gesellschaft selbst. Alsdann aber hätten die Israeliten die Erfinder aller der Künste und Wissenschaften werden müssen; welches wiederum nicht möglich war, weil eine Gesetzgebung, welche die Frommigkeit zur ersten Tugend macht, den Geist in Fesseln schlägt, die jede freie Bewegung hemmen und das Genie in der Geburt ersticken. Dies ist der allgemeinste Grund, warum von den Juden nie irgend eine Entdeckung oder Erfindung ausgegangen ist.

Hätte Moses die Israeliten auf irgend eine entlegene große Insel geführt, so würde er im Stande gewesen seyn, seiner theokratischen Monarchie, nach geendigtem Vertilgungskriege, eine unabsehbar lange Dauer zu geben. Hätte er nur lange genug gelebt, um den ganzen Strich Landes, welcher zwischen dem Jordan und dem mittelländischen Meere in der Breite, und zwischen Eiden und den Gränzen Ägyptens in der Länge liegt, zu erobern, so würde diese theokrati-

ſche Monarchie lange genug gedauert haben. Da nur die Hälfte dieſes Landſtrichs wirklich erobert wurde, ſo mußte die theokratiſche Monarchie in dieſem von allen Seiten offenen Lande ſehr bald ihr Ende finden, und die Juden, welche durch die moſaiſche Verfaſſung und Geſetzgebung nur dann ein ziemlich glückliches Volk werden konnten, wenn ihre Nazionaleigenthümlichkeit von keiner Seite her bekämpft wurde, das unglücklichſte aller Völker von dem Augenblick an werden, wo ſie aufhörten, ein erobernder Volk zu ſeyn. Indem nämlich Nazionalverhältniſſe eine beſtändige Defenſive nöthig machten, mußte ſich neben der prieſterlichen Gewalt eine zweite entwickeln, welche, weil ſie ganz entgegengeſetzte Zwecke verfolgte, nicht umhin konnte, die prieſterliche zu bekämpfen. Man weiß, mit welchen Starrſinn Samuel ſich gegen die königliche Macht erklärte; aber die Nothwendigkeit ſelbſt hatte über ihre Einführung entſchieden. War Saul ein folgſames Werkzeug des Oberprieſters, ſo war es David ſchon weniger. Den höchſten Grad

der Unabhängigkeit erreichte Salomon, aber indem die Priesterschaft nicht aufhörte, für ihre Existenz zu kämpfen, brachte sie es dahin, daß nach Salomons Tode das Reich getheilt wurde. Von diesem Augenblick an, war es um die Unabhängigkeit der Israeliten geschehen; denn indem die Einheit desselben verschwand, mußte es ein Raub des ersten Eroberers werden, der es der Mühe werth hielt, den Nazionalstolz zu bestrafen und das Vermögen eines zahlreichen Volks an sich zu nehmen. Es ist immer ein großes Unglück, wenn irgend eine Konstituzion oder Gesetzgebung eisern ist; aber dies Unglück wird unaussprechlich, wenn beide nicht an Ort und Stelle gemacht sind. Beiden Fehlern der mosaischen Gesetzgebung und der unsinnigen Achtung, die man, um grosser Verheissungen willen, für dieselbe empfand, ist alles Elend zuzuschreiben, das die jüdische Nazion getroffen hat und noch trifft.

Zweiter Abschnitt.

Nähere Wirkungen der mosaischen Gesetzgebung.

Die historischen Schriften der Juden verdanken ihre Entstehung den Priestern; dies sieht man daraus, daß keine einzige Erscheinung der israelitischen Welt so dargestellt ist, wie sie es seyn müßte, um in sich selbst begreiflich zu seyn. Kaum ist man im Stande, dem Entwickelungsgang der Nazion im Großen zu folgen, so sehr liegt Alles im Dunkel. Was ich in diesem Abschnitt sagen werde, beruht auf einer kühnen Ansicht. Ob es eine wahre ist, müssen Kenner entscheiden.

Vergeblich rang Saul mit der oberpriesterlichen Macht; da ein Samuel sein Gegner war, so mußte er in ihm untergehen. Davids Wahl beruhte auf der Voraus-

setzung, daß er ein folgsames Werkzeug zur Ehre des Nazionalgottes seyn würde; allein kaum hatte sich dieser König von seiner wahren Bestimmung unterrichtet, als er sein Interesse auf das bestimmteste von dem oberpriesterlichen absonderte, und, obgleich dem Anschein nach ein frommer, d. h das Gesetz verehrender Mann, den merkwürdigen Ausspruch that, daß, wenn das Ewige bleiben sollte, das Gesetz untergehen müsse. Salomon war wenigstens in sofern ein weiser Fürst zu nennen, als er es, sein ganzes Leben hindurch, darauf anlegte, dem Volke, an dessen Spitze er stand, die Exklusivität zu nehmen, die das mosaische Gesetz ihm gegeben hatte. Indem er überall Handelsverbindungen anknüpfte, und die Eigenthümlichkeit seines Volks nur in so fern respektirte, als er seinen Unternehmungen im Innern keine antireligiöse Tendenz gab, so konnte es nicht fehlen, daß er jene Exklusivität zerstörte; denn nichts macht nachgiebiger gegen die Eigenthümlichkeiten Anderer, als die Begierde, recht viel zu gewinnen.

er würde seinen Zweck erreicht haben, hätte er ihn tiefer vor der Priesterschaft zu verbergen gewußt. Diese, welche allen Königen den Vorwurf machte, daß sie dem Vertilgungswerke nicht mit Eifer oblägen, hatte nicht vergessen, daß er seine Erhebung auf den väterlichen Thron den Kabalen des zurückgesetzten Propheten Nathan verdankte, und kaum sah sie sein Bemühen nach Unabhängigkeit von der Priesterschaft, als sie anfing, ihn in das Licht eines Götzendieners zu stellen, um ihn dem Volke verächtlich zu machen. Da sich aber die priesterliche Macht jetzt nicht mehr anders retten ließ, als durch Schwächung der königlichen, so wurde schon bei Salomons Lebzeiten festgesetzt, daß das Reich nach seinem Tode getheilt werden sollte.

Unstreitig sahen die Priester keine von den gefährlichen Folgen voraus, welche diese Theilung im Verlauf der Zeit für das ganze Volk haben mußte; aber Bürgerkriege waren um so unvermeidlicher, je bestimmter sich die Priesterschaft zwischen den beiden Königen von Samaria und Juda in die Mitte stellte,

und nur denjenigen begünstigte, welcher die Miene annahm, als ob er ihren Eingebungen folgen wollte. Noch größer wurde das Unglück des ganzen Landes dadurch, daß sich neben den Priestern, unter der Benennung von Sehern oder Propheten, Volksredner entwickelten, von welchen jeder das Problem einer guten Regierung lösen wollte, ohne auch nur den kleinsten Theil der zum Regieren erforderlichen Einsichten zu besitzen. Alle diese landesverderblichen Patrioten wollten die Wirkung ohne die Ursache, indem sie unablässig Bekehrung und Buße predigten. Die Propheten sahen gleich alles um die Wiederherstellung des mosaischen Gesetzes in seine ursprüngliche Kraft, so wie doch diese Wiederherstellung aus tausend Gründen unmöglich, von welchen keiner ein größeres Gewicht hatte, als der, daß man in moralischen Dingen, wenn man einmal vorgerückt ist, nie wieder zurück kann. Die Kraft dieses Gesetzes war so sehr verloren gegangen, daß es jetzt nur noch als ein Ferment zu Gährungen dalag; aber dies durchschauten die Patrioten nicht. In ihrem

Kopfe spiegelte sich das Gesetz der Väter als das vollkommenste, weil es ehemals große Wirkungen hervorgebracht hatte, und die Priester unterstützten die Behauptungen der Patrioten, weil sie in dem mosaischen Gesetz Existenz und Ansehn vertheidigten. Die Spaltungen nahmen daher mit jedem Tage zu. Welche Stellung auch die Könige nehmen mochten, nie konnten sie etwas anderes thun, als was dem Herrn übel gefiel, d. h. die Misbilligung beschränkter Priester fand.

Unter solchen Umständen mußte es, nach manchem Bürgerkrieg, endlich dahin kommen, daß man, zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, benachbarte Mächte zu Hülfe rief; aber von diesem Moment an war es auch um die Unabhängigkeit der Nazion geschehen. Nachdem Salmanassar mehrere israelitische Könige ein und abgesetzt hatte, ohne, in Absicht auf Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe, jemals seinen Endzweck zu erreichen, mußte er mit der Zerstörung des ganzen Samaritanischen Königreichs endigen.

Er führte die Juden in den Orient. Hier vermischten sie sich mit den Heiden, nicht so wohl, weil sie aus so vielen unangenehmen Erfahrungen einsehen gelernt hatten, daß nur in der Identifikazion mit andern Völkern ihr Heil zu finden sey, als weil ihnen keine andre Wahl übrig blieb, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Man kann mit Wahrheit von ihnen behaupten, daß sie wenigstens größtentheils in das menschliche Geschlecht verschwunden sind, und daß folglich alles, was die Rabbinen, aus Unkunde der Erdbeschreibung, von einem orientalischen Judenreich ersagt haben, leere Träumerei gewesen ist.

Nach hundert und zwanzig Jahren erfolgte auch die Zerstörung des Königreichs Juda. Nebukadnezar führte den größeren Theil der Nazion nach Babylon, das er zu bevölkern wünschte. Sehr wenige Landleute blieben in Palästina zurück. Die politische Unabhängigkeit des israelitischen Volks war also gänzlich aufgehoben; und geht man auf die Hauptursache dieser Erscheinung zu-

rück, so stößt man auf eine sinnlose Anhänglichkeit des vornehmsten Theils der Nazion an dem Gesetz der Väter; eine Anhänglichkeit, vermöge welcher man alles auf dem Punkt erhalten will, worauf es einmal gestanden hat; eine Anhänglichkeit, welche den einzigen Vorzug des Menschen vor dem Thier, die Vervollkommungsfähigkeit, gänzlich aufhebt.

Siebzig Jahr nach der letzten Vertreibung erhielten die Juden ihre Freiheit wieder. Es war der Zerstörer der assyrischen Monarchie, der sie ihnen wiedergab. Welchen Bewegungsgründen er folgte, ist nicht schwer zu bestimmen. Wären die Juden während ihrer siebzigjährigen Gefangenschaft gute Staatsbürger geworden, so wäre kein Grund vorhanden gewesen, sie zu entlassen. Vielleicht hatten sie, wie späterhin in Spanien, nicht wenig durch Verrätherei zum Umsturz des Reichs beigetragen, so daß die Großmuth des Cyrus nichts anderes war, als ein Akt der Dankbarkeit für geleistete gute Dienste. Aber selbst abgesehen von einem solchen An-

trieb, war das Verfahren des Perserkönigs immer politisch richtig. Ein Volk, das in dem Wahne lebt, ein Lieblingsvolk des Schicksals zu seyn, kann keinem anderen Volke eingeimpft werden, ohne das Regierungsgeschäft zu erschweren. Man thue was man wolle, dies Lieblingsvolk des Schicksals zu gewinnen, so wird es jeden Akt der Güte als eine wohlverdiente Anerkennung seines hohen Werths, und jeden Akt der Strenge als eine ungerechte Herabwürdigung betrachten. Es ist an keine Identifikazion desselben mit den übrigen Staatsbürgern zu denken, und welche Stellung auch die Regierung nehmen möge, immer wird sie hinter ihren Erwartungen zurückbleiben, so lange sie nicht ein Mittel ausfindig macht, das keine Reakzion gestattet.

Eben der Anhänglichkeit an dem mosaischen Gesetz, welche die Aufhebung der Nazionalexistenz bewirkt hatte, verdankten also die Juden die Wiederherstellung derselben, als sie, unter Zorobabels und Josua's Anführung, aus Assyrien nach Palestina zurück-

kehrten, um Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Während der ganzen Dauer dieser Gefangenschaft folgten sie nur priesterlicher Leitung; und da es den Priestern nicht schwer werden konnte, die Art des Drucks, unter welcher die Nazion in Babylon seufzete, als eine Schickung der erzürnten Gottheit darzustellen, die sich durch Ergebung in ihren Willen und aufrichtige Rückkehr zu dem Gesetz der Väter wieder versöhnen lassen würde, so nahm die Religiosität einen nur desto höheren Flug. Übrigens hatte sich der Handelsgeist durch die unvermeidliche Berührung mit einem Volke, das von seinem Nazionaleigenthum nichts verlieren wollte, von neuem in den Juden entwickelt, und den menschenfeindlichen Gesinnungen, welche die Religiosität einflößte, eine doppelte Kraft gegeben. Man weiß, daß sie nicht ohne Silber und Gold aus Assyrien zurükkamen, ob man gleich sehr wenig über die Rolle belehrt ist, die sie in diesem Lande spielten.

Äußerst mangelhaft sind die Nachrichten für die nun folgende Periode. Aufgebaut

wurde der Tempel; wieder hergestellt das Priesterthum. Der Geist der Regierung war ein durchaus priesterlicher; und da das mosaische Gesetz das ganze Volk während der Gefangenschaft zusammen gehalten hatte, so war die Wiedereinführung der Könige umso weniger möglich, weil man sie für die einzigen Verderber der Nazion hielt. Die Würde eines hohen Priesters war von jetzt an der Gegenstand des Ehrgeizes, und man weiß, daß Brüder sich im Zank um dieselbe ermordeten *).

Die priesterliche Regierung, welche in Ermangelung einer besseren für die inneren Verhältnisse eines in seiner Anzahl sehr verminderten Volks ausreichte, würde nicht für die äußeren ausgereicht haben, hätte sich die ganze Nazion nicht unter dem Schutz der persischen Monarchie befunden. Der Fall

---

*) Johannes und Jesus zankten sich im Tempel, und der erste erschlug den letzteren, weil er ihn von dem syrischen Statthalter begünstiget glaubte. S. Josephi Antiquitates Judaeorum Lib. XI. c. 7.

dieſer Monarchie brachte die weſentlichſte Veränderung in das Schickſal der Juden. Alexander, den ſie durch ihr Bündniß mit Darius beleidigt hatten, war im Begriff, ſie zu zertreten, als ſie den Zorn des ſtolzen Eroberers durch ihre ſklaviſche Unterwerfung zu beſänftigen wußten. Als der Zerſtörer der perſiſchen Monarchie Alexandrien erbaute, berief er die Juden dahin, welche auf dieſe Weiſe Ägypten wiederſahen, und in noch weit größerer Menge dahin ſtrömten, als Ptolomäus Jeruſalem und Judäa erobert hatte. Hier halfen ſie den Welthandel gründen, der mehr als ſiebzehn Jahrhunderte hindurch im Flor war, bis endlich Vasko de Gama den Weg nach Indien ums Vorgebirge der guten Hoffnung fand. Aus der Gewalt ägyptiſcher Könige gerieth Judäa in die der ſyriſchen. In dieſem Zeitpunkt wurden die Juden durch das moſaiſche Geſetz von neuem zu jenem Widerſpruch geführt, in welchen jedes Volk, das einer doppelten Richtung folgen ſoll, nothwendig geräth. Neben ihren Prieſtern bedurften ſie der Helden. Die

Machabäer spielten ihre Rolle; aber da die eigentliche Energie verschwunden war, so sah man sich gezwungen, die Römer zu Hülfe zu rufen. Ein Trutz- und Schutzbündniß kam ohne Mühe zu Stande; doch die beiden Völker, welche sich mit einander verbanden, waren allzu ungleich, als daß das schwächere nicht hätte von dem stärkeren verschlungen werden sollen. Zwar erhielten die Juden augenblickliche Erleichterung, als Antiochus überwunden wurde; aber dafür war auch ihr Geschick für eine ganze Ewigkeit entschieden.

Von Seiten der Juden war es eben so sehr ein Akt der höchsten Noth, als die simple Folge einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Gesetzen der moralischen Welt, daß sie sich den Römern in die Arme warfen; denn das Verfahren der letzteren war um die Zeit, wo sie von den Juden in Anspruch genommen wurden, hinlänglich bekannt. Wie hatten die Römer, welche keine andere Industrie kannten, als die der Waffen, und durch ihre ganze Art zu existiren, genöthigt waren,

waren, die Subsistenzbasis anderer Nazionen zu der ihrigen zu machen, die Juden verschonen können? So bald nur das übrige Syrien erobert war, arrondirte Judäa eine große Provinz. Vorwand zur Unzufriedenheit war bald gefunden; und da die Juden Widersetzlichkeit offenbarten, so erhielt Pompejus den Auftrag, die Ungehorsamen zur Unterwerfung zu bringen. Kaum war Pompejus vor Jerusalems Mauern erschienen, so theilten die Juden das Geschick aller übrigen Völker, für Römer zu arbeiten. Da sich das Ende der allgemeinen Sklaverei nur in dem Untergang der römischen Waffenmacht wiederfinden ließ, so läßt sich leicht erachten, mit welcher Ungeduld das in den Staub getretene Lieblingsvolk des Schicksals das ihm auferlegte Joch ertrug. Immer im Gefühl seines eingebildeten Werthes lebend, und immer wegen seines Schmutzes, seiner Salazität und seiner Ungeselligkeit als der Auswurf der Menschheit behandelt, mußte es zu einer Erbitterung übergehen, durch die es von allen unterjochten Völkern das einzige

wurde, das ſich, ohne auf eine genaue Berechnung ſeiner Kräfte einzugehen, zur Oppoſizion gegen die Römer geneigt fühlte. Wir werden in der Folge ſehen, wohin dieſe Erbitterung führte; und verfolgen jetzt den Faden der Geſchichte, ſo wie die Chronologie ihn giebt.

Sich ſelber unbewußt, hatten die Römer die Polizeygeſchäfte der ganzen Welt übernommen, und da die Religion, wenn man ſie in ihre Beſtandtheile auflöſet, niemals etwas anderes iſt, als das Mittel, die Geſellſchaft durch eine objektloſe Furcht zuſammen zu halten, ſo war, auf die allernatürlichſte Weiſe von der Welt, der Aberglaube mit allem, was er hielt und wodurch er ſelbſt gehalten wurde, von dem Augenblick an aus dem Leben verſchwunden, wo dieſe Furcht in den Militärdiviſionen der Römer ihr wirkliches Objekt fand. Die ganze griechiſche Theologie war durch dieſe Waffenmacht zu Grabe getragen worden, ohne daß man an Ort und Stelle eine Ahnung davon gehabt hatte. Mit ihr war nicht blos die Bild-

bauerei, sondern auch alles Übrige untergegangen, was mit dieser in Verbindung stand, weil die Industrie von dem Augenblick an aufhörte einen Werth zu haben, wo die Herrn der Welt den Erwerb des mühsamsten Fleisses gewissenlos an sich nahmen. So in allen übrigen Staaten der Römerwelt. Einem scharfen Beobachter der damaligen Welt konnte die Bemerkung nicht entgehen, daß jeder Despotismus, der nicht ein religiöser ist, die Köpfe reinigt. Die jüdische Religion schien also mehr, als jemals, ihrem Untergange nahe zu seyn. Sie schien es nur. Die Krisis, in welcher sie sich befand, konnte ihr nicht gefährlich werden, und sie selbst rettete sich aus ihr durch eine Kraft, die man die angeborne nennen könnte.

Die Idee eines einzigen, unsichtbaren Nazionalgottes ist da, wo sie statt finden kann, d. h. wo der Kulturgrad nicht über alle Götterfurcht hinausgeführt hat, eine so unzerstörbare Idee, daß sie nur in der Vernichtung der Individuen, welche davon angesteckt sind, ihren Untergang finden

kann. Wer dieſe Behauptung übertrieben finden ſollte, der darf nur bedenken, daß, wenn irgend etwas, gerade dieſe Idee zu den hartnäckigſten Widerſtand gegen alle Schläge des Schickſals führt, weil in ihr alles enthalten iſt, was Stolz genannt werden kann. Dazu kommt aber noch, daß der Dienſt, welchen dieſe Idee mit ſich bringt, nicht nothwendig ein glänzender zu ſeyn braucht. Er wird es nur ſo lange ſeyn, als die monotheiſtiſche Nazion reich und wohlhabend iſt; aber die größte Verarmung wird nie die Grundidee zerſtören können, weil die Unſichtbarkeit des Gottes keinen Zuſammenhang des Kultus mit der Induſtrie geſtattet. Findet dieſe Verarmung wirklich ſtatt, ſo werden die Prieſter voll Erbitterung gegen die Urheber der Verarmung ſeyn; doch da ſie dieſe Erbitterung nicht ſelbſt auslaſſen dürfen, ohne der Prieſterwürde zu entſagen, ſo werden ſie diejenigen fanatiſiren, deren Arme eine Gegenrevoluzion zu Stande bringen können, die ihnen günſtig iſt. Und ſo ſehen wir, wie die römiſche Waffenmacht, indem

ſie mit der Freiheit die Induſtrie vernichtete, zwar eine Zerſtörerin des Polytheismus, aber durchaus nicht die des jüdiſchen Monotheismus werden konnte, und durch dieſen ſogar eine Oppoſizion fand, auf welche ſie bei dem übrigen Zuſtande der Juden ſehr wenig gerechnet haben mochte.

Dritter Abſchnitt.

Abriß der Entſtehungs-, Verwandlungs- und Regenerazions-Geſchichte des Chriſtenthums.

In dem fünften Abſchnitt dieſer Abhandlung wird von den Beweggründen, welche die Römer hatten, den Judenſtaat aufzulöſen, ausführlicher die Rede ſeyn. Hier zur Einleitung in die Entſtehungsgeſchichte des Chriſtenthums nur Folgendes im Allgemeinen.

Die Waffenmacht der Römer war auf die Induſtrie der unterjochten Völker gegründet. Dies Fundament mußte in ſich ſelbſt verſinken, weil jede Induſtrie, welche auf Sklaverei baſirt iſt, ihren ganzen Werth verliert. Sollte aber dies Verſinken beſchleunigt werden, ſo gab es kein beſſeres Mittel, als Wegſchaffung desjenigen, was zu allen Zeiten

das Foment der Industrie gewesen ist; ich meine das baare Geld, die Münze. Die Juden, welche dies von allen Völkern der alten Welt allein durchschauten, theils weil sie am meisten gegen die Römer erbittert waren, theils weil sie, als Handelsleute in Alexandrien, durch ihr Gewerbe die Kraft des Geldes am besten kennen gelernt hatten — die Juden getrauten sich, dies Problem zu lösen. Die Idee war keine andere, als: durch Anhäufung des baaren Geldes in Jerusalem ein allmäliges, aber nur desto sichereres Stocken in der ganze Staatsmaschine der Römerwelt hervorzubringen, und auf die allgemeine Verarmung aller Nazionen eine solche Weltherrschaft zu gründen, als in unseren Zeiten die Engländer realisirt haben. An der Spitze der Verschwörung stand der Hohepriester. Der Tempel von Jerusalem war das Depot aller Schätze. In alle Theile der Römerwelt zerstreuten sich die Juden, um durch Schacher und lose Künste das Geld zusammen zu bringen. Alle Jahre fanden sie sich zum Osterfest in Jerusalem

ein, um ihre Beute abzuliefern. Die ganze Maſchine war ſeit dem Augenblick in Bewegung, wo Pompejus Jeruſalem erobert hatte. Sie wirkte um ſo ſtärker, je ſchlechtere Finanziers die Römer waren *).

So ſetzten die Juden der unwiderſtehlichen Waffengewalt der Römer die unwiderſtehlichſte Liſt entgegen. Wer in dieſem Kampfe obſiegen würde, war keine Frage für denjenigen, der die Natur eines ſolchen Verhältniſſes gehörig zu beurtheilen verſtand. Das ewige Wohl und Wehe der ganzen jüdiſchen Nazion ſtand auf einer gefährlichen Spitze. Alle helldenkenden Patrioten ſahen dies ein; aber bekannt mit dem Geiſt der jüdiſchen Prieſterſchaft, getraute ſich keiner, die nahe Kriſis zu löſen. Unter dieſen Umſtänden trat Jeſus auf.

Geboren von einer Jungfrau, um ſeiner Geburt willen von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen, durch ſeinen Standort in der

*) Meine Quellen werd' ich im fünften Abſchnitt angeben.

Geſellſchaft zur Beobachtung der Verhältniſſe gereizt, von dem Geiſt und dem wahren Intereſſe ſeiner Nazion durch Nachdenken unterrichtet und — — unbekannt mit den Hinderniſſen, welche jedes große Gemüth, das ſich über den vorhandenen Entwickelungszuſtand praktiſch hinauszuſchwingen ſtrebt, auf ſeiner Bahn antrifft, wollte er einen Verſuch machen, den Juden ihre ſpröde Nazionaleigenthümlichkeit zu nehmen.

Da Religioſität oder Glaube an einen einigen unſichtbaren Nazionalgott die Hauptquelle ihrer Antipathie gegen andere Völker war, ſo glaubte er nur dieſe Religioſität, dieſen Glauben zerſtören zu dürfen, um ſeinen Endzweck vollkommen zu erreichen. Allein es war ein Rieſenwerk, was Jeſus unternahm; denn die Religion der Juden war ſo eng mit ihrer ganzen Verfaſſung verwebt, daß der Umſturz der erſteren den der letzteren nothwendig nach ſich ziehen und mit der ganzen Nazionaleigenthümlichkeit alle Träume einer künftigen Weltherrſchaft zu Grunde gehen mußten. Vorher

sehen ließ sich, daß er den entschlossensten Widerspruch aller derjenigen antreffen würde, deren staatsbürgerlicher Beruf die Erhaltung der mosaischen Konstituzion, so viel davon noch übrig war, mit sich brachte. Allein indem ihm die Erhaltung der ganzen Nazion um keinen Preis zu theuer erkauft schien und der reinste Patriotismus die feurigste Liebe für die Wahrheit unterstützte, begann er eben das Wesen, das die Juden bis dahin als unsichtbaren Nazionalgott fürchtend verehrt hatten, als den allgemeinen Urheber aller erschaffenen Dinge und den gemeinschaftlichen Vater aller Menschen darzustellen und liebend anbeten zu lehren. Seine Idee war keine andere, als den Ausspruch seines Ahnen David zu realisiren: »daß, wenn das Ewige bleiben sollte, das Gesetz untergehen müsse.« Ging die Religiosität darüber zu Grunde, so trat die Moralität desto herrlicher hervor. Als unmittelbarer Gegenstand der Hochachtung erschien nun eben die Gesellschaft, die man bis dahin durch eine erkünstelte Furcht vor

einer ſtrafenden Gottheit vor Verletzungen zu ſichern geſucht hatte. Aus den Köpfen der Juden verſchwand alles Nazionale, und in der Ablegung der unſinnigſten Vorurtheile fanden ſie ihre Rettung wieder. Die Waffenmacht der Römer, die ſie ſo lebhaft verabſcheuten, war das Mittel, innere und äußere Verhältniſſe zu ſichern, und bei Fleiß und Arbeitſamkeit eine ſtille Entwikelung möglich zu machen, durch welche man ſich an alle übrigen Nazionen anſchloß, die daſſelbe Schikſal theilten. Kurz: die Juden, welche in ihrer Antinazionalität, ihr Verderben finden mußten, waren durch eine Moral gerettet.

Vielleicht ahnete Jeſus, der nur für die Juden arbeitete, ſelbſt nicht, wie ſehr ſeine Lehre dem Intereſſe des Augenblicks entſprach, worin alle Menſchen, eben weil die Waffen des tapferſten Volks alle Götterfurcht überflüſſig gemacht hatten, dahin zurükgebracht waren, daß ſie ſich unter einander ehren mußten, wenn überall noch ein Gegenſtand der Verehrung für ſie übrig bleiben ſollte.

Aber voll Eifer für die ewige Wahrheit: »daß, um ein nützliches Glied der Gesellschaft zu seyn, man den Nebenmenschen nach eben der Maxime behandeln müsse, nach welcher man von ihm behandelt zu werden wünsche, und daß diese Formel für alle gesellschaftlichen Verhältnisse ausreiche,« trotzte er bei der Verkündigung seiner Lehre allen Hindernissen. Eingang fand er bei allen denjenigen, welche das wahre Interesse der jüdischen Nazion beherzigen konnten; eine kleine Anzahl von Freunden, welchen es mehr um eigene Belehrung, als um Ausführung eines großen Plans zu thun war, und die, indem sie dem neuen Propheten ihren Beifall nicht versagen konnten, dennoch Bedenken trugen, ihn zu unterstützen. Dieser Kaltsinn und Egoismus war es, was ihn nöthigte, seine Zuflucht zu der großen Menge zu nehmen, welche, durch Vortheile des Standorts minder verblendet, die neue Lehre reiner in sich aufzunehmen versprach, und, von allen Staatsbürgern am meisten gedrückt, am besten geeignet schien, sie gegen die Priester-

ſchaft geltend zu machen. Erleichtert wurde das Mittheilungsgeſchäft durch einen ſeltenen Grad poetiſcher Kraft. Der Anhang, den der Prophet fand, ſtieg bald bis zur Furchtbarkeit.

Die römiſche Regierung, welche Alles, was die Ziviladminiſtrazion und den Kultus in den von Römern eroberten Ländern anging, mit Gleichgültigkeit zu behandeln gewohnt war, blieb ihrem Grundſatz getreu, in ſofern ſie den Verkündiger der neuen Lehre keiner Aufmerkſamkeit würdigte. Aber deſto aufmerkſamer waren diejenigen Juden, welchen die Sorge für den Kultus von Staats wegen übertragen war, und die ſich, bei dem Zuſammenhang der Religioſität mit der Ausführung des allerverwegenſten Entwurfes, ganz plötzlich durch die neue Lehre in ihrer Politik geſtört ſahen. In dem moſaiſchen Geſetz eigene Exiſtenz vertheidigend und auf die Kraft dieſes Geſetzes die allerkühnſten Hoffnungen von gänzlicher Unabhängigkeit und Weltherrſchaft ſtützend, wurden ſie durch den allerſchnellſten Inſtinkt zum Haß gegen

denjenigen geführt, der, indem er ihr Ansehn untergrub, den Umsturz des ganzen Judenstaats beabsichtigen mußte. Und nun erfolgte, was immer erfolgt, wenn ein Individuum, von einer großen Idee durchdrungen, mit einem Plan über den vorhandenen Entwickelungszustand hinausgeht: Jesus erschien in dem Lichte eines Staatsverbrechers. Aus dem Haß wurde Verfolgung, und diese führte zur Gegenwehr.

In den bittersten Ausdrücken erklärte sich Jesus über die Priesterschaft seines Vaterlandes, als jeder Moralität durchaus unfähig und nur mit der Auflösung der Nazionalexistenz der Juden beschäftigt. Die Wahrheit war auf seiner Seite; denn wer in dem Menschen den Juden zu retten suchte, machte ihn unglücklich, indeß derjenige, der an die Stelle des Juden den Menschen setzte, dessen ewiges Heil beförderte. Groß war der Eindruck, den seine Reden auf unbefangene Gemüther machten. Um indessen die Schutzmauer, die er gegen die Angriffe der Priesterschaft in der Volksmenge hatte, noch mehr

zu befeſtigen und ſo das einmal angefangene Werk zu vollenden, ging er auf die Forderungen dieſer Volksmenge ein. Alle ausgezeichneten Männer der Nazion hatten ihre angeblich göttliche Sendung durch Wunderthaten gerechtfertigt, und die ganze Nazion war an dieſem frommen Betrug, wodurch man ſie zu ſeinen Zwecken leitete, ſo gewöhnt, daß ſie den Nebenbegriff eines Wunderthäters nicht von dem Hauptbegriff eines großen Mannes trennen konnte: eine Beſchränktheit, die, wenn ſie entſchuldigt werden muß, ihre volle Entſchuldigung in dem ſchlechten Zuſtand der phyſiſchen Wiſſenſchaften und in dem geringen Grad von Nazionalaufklärung fand, den man in der alten Welt antraf. Wundervolle Thaten verlangte alſo die große Menge, um in Jeſus den Meſſias zu erblikken; und Wunder verrichtete Jeſus, um von der großen Menge für den Meſſias, der er wirklich war, anerkannt zu werden, und in dieſer Anerkennung mit ſeiner Rettung die die Erreichung ſeines großen Endzwecks zu finden. Er fühlte hierbei den inneren Abſcheu

aller wahrheitliebenden Gemüther, wenn man Forderungen an sie macht, die über die Wahrheit hinausgehen; er legte diesen Abscheu sogar an den Tag. Aber die Noth zwang ihn zur Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile, die nicht in einem Augenblick vernichtet werden konnten. Erleichtert wurde die Sache durch die Hingebung, womit mehrere Personen, die er zu seinen Vertrauten gemacht hatte, an ihm hingen; doch die Wirkung, die er dadurch hervorzubringen hoffte, blieb zweifelhaft, weil er jetzt mehr als jemals in dem Lichte eines Volksverführers erschien.

Verfolgt von den Priestern und Schriftgelehrten verließ er die Hauptstadt. Doch auch in der Einsamkeit, in welche er sich zurückzog, nicht vor den Wirkungen des Priesterhasses geschützt, kehrte er nach Jerusalem zu einer Zeit zurück, wo die Anwesenheit einer zahlreicheren Volksmenge seinen Prozeß zu seinem Vortheil entscheiden konnte. Neue und auffallendere Wunder bahnten ihm den Weg; frohlockend empfingen ihn seine Freunde. Kühner als jemals eiferte er, nach

seiner

seiner Ankunft, über Priesterbetrug, weil der Augenblick gekommen war, wo alles gewagt werden mußte. Unstreitig würde er über seine Feinde gesiegt haben, wäre die jüdische Nazion frei gewesen. Was ihn zerschmetterte, war die Dazwischenkunft einer dritten Kraft; ich meine das römische Militär. Gefangen vor den römischen Landpfleger geführt, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit Entsagung verurtheilen zu lassen, weil das Eigenthümliche seiner Lehre von keinem römischen Richter begriffen werden konnte. Beweint von denjenigen, die ihn nach seinem ganzen Werth gekannt hatten, starb er, drei und dreißig Jahr alt, zwischen zwei Staatsverbrechern, am Kreuz, nachdem er kurz vor seinem Tode seine Lehre durch zwei Symbole geheiligt hatte, um ihren neuen Bekennern eine leichte Auszeichnung zu verschaffen *).

*) Moses Mendelssohn in seinem Jerusalem behauptet: Jesus sey mit vollem Rechte gekreuziget worden. Dies Urtheil rührt blos daher, daß Moses Mendelssohn nie das Mindeste von der Tendenz des Christenthums

So ward Jesus ein Opfer seines Patriotismus; denn wäre er, wie Spinoza, innerhalb den Schranken der Theorie geblieben, so würde er unstreitig eben so ruhig geendigt haben, wie dieser. Die Kollision, in welche er mit der Priesterschaft seines Vaterlandes gerieth, zermalmte ihn. Aber nie ist eine große Idee, wenn sie einmal ausgesprochen war, ganz verloren gegangen. Selbst in Judäa fühlte man, mit der Unhaltbarkeit des mosaischen Gesetzes unter den vorhandenen Zeitumständen, das Bedürfniß nach einem besseren Gesetz, sobald der Urheber desselben nicht mehr war; und in allen benachbarten Ländern nahm man die Lehre von

---

und dessen ganzem Wesen begriffen hat. Ein Mann, wie Jesus, stirbt nach einem nothwendigen Gesetz; aber ob mit Recht, ist eine andere Frage. Will man so etwas behaupten, so macht man sich anheischig zu beweisen, daß ein Sokrates, ein Sidney, ein Barneveldt u. s. w. Verbrecher waren, die fortgeschafft werden mußten. Die Menschlichkeit aber gebietet, einen Unterschied zwischen Verbrechern und Verbrechern zu machen.

einem einigen, allen Nazionen gemeinschaftlichen Gott um so bereitwilliger an, je mehr alles, was damit in Verbindung stand, für die Zeitumstände paßte, nach welchen man, bei der Gleichheit des politischen Elendes, einen großen Stützpunkt zu suchen und in jedem Menschen seinen Bruder zu erkennen genöthigt war. Und so geschah es, daß das Christenthum, ohne irgend eine Gewalt, durch wenige Schüler verbreitet wurde, für welche nichts weiter sprach, als die Ehrlichkeit ihrer Charaktere, und die, wie sehr sie auch unter einander verschieden seyn mochten, doch alle in der Hauptidee zusammen trafen, daß es keine der Gottheit würdigere Anbetung gebe, als die Liebe oder freie Achtung für die Gesellschaft, in der man lebt.

Mehr bedurfte es nicht, um in den halb erstorbenen Körper, welcher um diese Zeit das menschliche Geschlecht ausmachte, neues Leben zu bringen. Die Zahl der Christen wuchs um so schneller an, da man bei der der Auflösung, welche der moralischen Welt bevorzustehen schien, einen Stützpunkt suchte,

den man nur in der Idee eines liebenden Gottes finden konnte. Kehrte auf dieſe Weiſe die Religioſität zurück, ſo war ſie doch von ganz anderer Art, als jemals; denn ſie trennte nicht mehr, ſondern vereinigte, verband. Wurden argwöhniſche Regierungen, wie nicht ſelten geſchah, zu Verfolgungen veranlaßt, ſo verſtärkten dieſe den Enthuſiasmus für die Wahrheit, und indem ſich der Widerſtand nach Verhältniß der ihn hervorrufenden Kraft vermehrte, gewann das Chriſtenthum, wenn gleich nicht mehr ganz unverfälſcht, einen immer größeren Spielraum, bis es, nach und nach, Weltgeiſt, und als ſolcher unzerſtörbar wurde.

Daß es den Fall der römiſchen Weltherrſchaft beſchleunigt habe, wie mehrere Philoſophen behauptet haben *), läßt ſich auf keine Art beweiſen; da alle Staatskraft in der Induſtrie enthalten iſt, und die römiſchen

*) Z. B. Montesquieu in ſeinem Werke sur la cause de la grandeur et de la decadence des Romains.

Waffen, in Verbindung mit der jüdiſchen Liſt, dieſe von allen Seiten her zerſtörten; ſo war der Fall der römiſchen Weltherrſchaft in ſich ſelbſt eben ſo nothwendig, als der Einſturz eines Pallaſtes, der auf einem Sumpf gebaut iſt; nur der ungeheure Umfang des Reichs konnte ihn verzögern. Aber ſo wie der Fall zunahm, mußte das Chriſtenthum, durch Verwandlung ſeines urſprünglichen moraliſchen Charakters in einen religiöſen, eine nur deſto größere Kraft gewinnen. Möglich gemacht war dieſe Verwandlung durch den unvollkommenen Zuſtand der phyſiſchen Wiſſenſchaften in der alten Welt. Herbeigeführt wurde ſie: erſtlich, durch ein nothwendiges Anſchmiegen an die Gebräuche der Polytheiſten, die man zu bekehren wünſchte; zweitens, durch die Zänkereien, welche die Interpretazion der von den erſten Verkündigern des Chriſtenthums und ihren Schülern hinterlaſſenen Schriften veranlaßte, in welchen der Sprachgebrauch ihrer Zeiten problematiſch werden mußte; drittens, durch die Verfolgungen, welche die Sektirer litten. Vollendet war

sie von dem Augenblick an, wo das Christenthum, ganz der Idee seines ersten Stifters entgegen, als Religion dastand. Jetzt ersetzte es wiederum die koerzitive Macht der römischen Waffen, welche sich immer mehr verlor; jetzt mußte sich die bisherige republikanische Verfassung der Kirche in eine monarchische auflösen; jetzt mußten die Oberhäupter der Kirche wiederum ein Ansehn gewinnen, welches über das der Staatsoberhäupter bei weitem den Ausschlag gab: denn jetzt bedurfte die Gesellschaft wieder eines furchtbaren Gottes und mit ihm aller der Schreckbilder, welche, beim Abgang einer physisch zusammenhaltenden Kraft, einen erträglichen Gesellschaftszustand bewirken. Viel hat das Christenthum in der Gestalt der Religion für die Welt geleistet; sollte aber sein ursprünglicher Charakter von neuem hervortreten, so konnte dies nur durch eine Revoluzion geschehen, welche den gesellschaftlichen Zustand von Grund aus verbesserte.

Diese Revoluzion erfolgte in der gänzlichen Zerstörung der römischen Weltherrschaft

durch die Germanen, indem dieſe Freiheit und Gleichheit über Alles liebenden Völker die Sklaverei vernichteten, welche das Chriſtenthum, vermöge ſeiner Verwandlung in Religion, nicht aufzuheben vermochte. Zwar veränderte das Chriſtenthum, indem es ſich an die Wahnbegriffe der Überwinder anſchmiegte, ſeinen religiöſen Charakter um ſo weniger, je nothwendiger dieſer war, ein rohes Volk von Ausſchweifungen zurück zu halten; aber in den Germanen ſelbſt lag die Kraft, dieſen Charakter umzuſchaffen und das Chriſtenthum nach und nach zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurück zu führen. Eine Wirkung, welche durch nichts ſo beſtimmt hervorgebracht wurde, als dadurch, daß die Germanen der Geſellſchaft einen unverderbteren Familien-Zuſtand zur Grundlage gaben, als an welchem es der Welt bis dahin gefehlt hatte.

Indem nämlich die Sklaverei verſchwand und die Geſellſchaft wuchs, vermehrten ſich die Reibungen im Innern derſelben. Aus urſprünglichen Barbaren, wurden um ſo

geschwinder zivilisirte Bürger, weil sich von allen frühern Handwerken und Künsten, trotz des allgemeinen Umsturzes, alle diejenigen erhalten hatten, welche den Bedürfnissen einer gemischten Gesellschaft entsprachen. Die Entwickelung nahm aber jetzt einen ehrwürdigeren Charakter an, als sie je im Alterthum gehabt hatte. Weniger das Resultat individueller Ausbildung, als vielmehr die Wirkung einer von Grund aus verbesserten und unter sich selbst in den allerengsten Zusammenhang gesetzten Gesellschaft, gewann sie eine so unwiderstehliche Kraft, daß sie selbst das ertragen mußte, was nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihr diese Unwiderstehlichkeit zu geben, ich meine die Religion. Aufs mannichfaltigste hat die Gesellschaft durch die Trennung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht, so lange die erstere, unter der Benennung der geistlichen, der Antheil des Oberhaupts der Kirche, die letztere, unter der Benennung der weltlichen, der Antheil der Landesfürsten war; denn beide Gewalten standen in dem bestimmtesten

Widerspruch, der durch nichts gelöst werden konnte, und um so bedeutender wurde, je mehr die Masse der Regierten an Stärke gewann. Es kam sehr bald dahin, daß die Forderungen der Päbste, vermöge des Widerstandes, den sie litten, sich bis zur Unerträglichkeit vermehrten. Jetzt aber war auch der Zeitpunkt gekommen, wo die Gesellschaft ihnen ein Ziel setzte. Das große Ereigniß erfolgte folgendermaßen.

Während die Hierarchie den höchsten Gipfel erreicht hatte, und zur Behauptung ihres Ansehns zahllose Mönchsorden durch Europa verbreitete, wurde ein Mönch (Barthold Schwarz) der Erfinder des stärksten Zerstörungsstoffes, den man bisher kennen gelernt hat, und, eben dadurch, ganz gegen seinen Willen, der Zertrümmerer der Hierarchie. Denn sobald die Anwendung des Pulvers auf den Krieg gefunden war, erhielt die weltliche Macht einen Zuwachs, den sie bis dahin nie erhalten konnte, und der sie sehr bald in den Stand setzte, die gesetzgebende Gewalt mit der vollziehenden zu vereinigen. Man weiß,

wie die stehenden Heere aus dieser Anwendung hervorgingen, und wie viel durch diese für größere Polizeysysteme geleistet worden ist. Die Furcht im Menschen machte den stärksten Zerstörungsstoff zu dem stärksten Bindestoff, und indem die Gesellschaft an innerer und äußerer Sicherheit gewann, nahm die Nazionalentwickelung in Künsten und Wissenschaften auf allen Punkten Europa's einen höheren Flug. So stürzte die Hierarchie von ihrer Höhe herab, denn die Furcht vor etwas den Sinnen nicht unmittelbar Gegenwärtigem verschwand, und nichts blieb übrig, als ein von aller Gottesfurcht freies Verhalten gegen Mitmenschen: Moralität.

Bald nach der Erfindung des Schießpulvers erfolgte das berühmte Schisma, auf welches die Deutschen so stolz sind, und stolz zu seyn die größte Ursach haben. Die Reformazion reinigte das Christenthum von seinem koerzitiven Unrath; der Geist derselben, der Protestantismus, legte den Grund zur völligen Wiederherstellung desselben in der Gestalt der Moral. Während seiner Verun-

stalung hatte sich das Christenthum um alle Lebensverhältnisse geschlungen, mehr um sie zusammen zu halten, als ihnen Form und innigen Zusammenhang zu geben. In seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt, überläßt es die Beschützung der Gesellschaft der physischen Macht, und schränkt sich darauf ein, diese Gesellschaft als den Grund aller individuellen Entwickelung, d. h. als einen unmittelbaren Gegenstand der Achtung und Liebe darzustellen. An der Stelle der Priester, die immer nur durch die Furcht wirken, sind Geistliche getreten, welche das Gesetz der Liebe predigen. Die Wissenschaft der geselligen Verhältnisse ist die ihrige, und durch Mittheilung derselben wirken sie Wohlwollen, Moralität. So wie sich die Gestalt der Gesellschaft verändert, verändert sich auch ihre Wissenschaft, nur daß das Product derselben bleibt, weil es unmöglich ist, daß diese Gesellschaft selbst in den Krisen, die man Umwälzungen nennt, Rückschritte machen kann. Von einer eigentlichen Gesetzgebung wissen sie nichts, weil sie nur be-

leben. Selbst frei, geben sie auch Andern die Freiheit, und ihr höchster Triumph ist, Vergehungen, welche der Richter bestrafen muß, verhütet zu haben.

Ich weiß, daß das Christenthum diese Entwickelung noch auf keinem Punkt der Erde erhalten hat; aber wenn man alles in Erwägung zieht, was in den drei letzten Jahrhunderten, vorzüglich in Deutschland, zur Reinigung desselben geschehen ist; so kann man nicht umhin, den angegebenen Entwickelungsgrad als das nächste Ziel zu betrachten.

Vierter Abſchnitt.

Spezifiſcher Unterſchied des Judenthums von dem Chriſtenthum.

Ehe ich in die Beſchaffenheit der intellektuellen und moraliſchen Verhältniſſe der Juden und Chriſten eingehe, muß ich noch den ſpezifiſchen Unterſchied des Judenthums von dem Chriſtenthum darthun, um eine Menge von Vorurtheilen zu widerlegen, die man über dieſen Gegenſtand noch immer feſthält.

Was macht den Juden zum Juden?

Sein Glaube an einen Nationalgott, ſeine Anhänglichkeit an dem Geſetz der Väter, ſein Feſthalten der abgeſchmackteſten Verheißungen, ſeine Gleichgültigkeit gegen die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in Erkennung der Wahrheit, ſeine Verblendung gegen alle Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Welt,

seine Verschlossenheit für jede große Idee und jedes viclumfassende Gefühl; mit einem Wort: seine Religiosität, die man, wie stolz er auch darauf seyn mag, eine thierische nennen kann, weil sie jeder freien Entwickelung widerstrebt, und den höchsten Vorzug des Menschen vor dem Thier, die Vervollkommnungsfähigkeit, vernichtet.

Giebt es Individuen jüdischer Nazion, auf welche diese Charakteristik nicht anzuwenden ist, so behaupt' ich von ihnen, daß sie keine Juden sind. Als Jude muß der Jude in sich selbst verworren seyn, wenn von etwas anderem die Rede ist, als von Handel und Wandel. Die Aufklärung ist nicht für ihn vorhanden; er verabscheut sie, weil sie ihn aus allen seinen Fugen reißt. Von seiner zartesten Jugend an zur Achtung gegen Autorität gewöhnt, und durch seine ganze Erziehung zur allerblindesten Annahme der Aussprüche seiner Rabbinen gezwungen, hat er, gleich beim ersten Eintritt in das Leben, auf das höchste Vorrecht des Menschen, das Selbstdenken und Selbstprüfen, Verzicht ge-

than. Die einzige Entwickelung, die ihm zu Theil werden kann, ist diejenige, welche der Umgang mit Rabbinen giebt. Was ist dies aber für eine Entwickelung? Liegt in allem Scharfsinn der Rabbinen irgend ein Keim gesunder Philosophie? Ist die ganze rabbinistische Gelehrsamkeit nicht ein Chaos von geschraubtem Witz und falschen Entscheidungen? Wer hat jemals in den Aussprüchen der Rabbinen irgend etwas gefunden, das ihn wirklich aufgeklärt, oder zu brauchbaren Ideen geführt hätte? Ich liebe die Unterhaltung; aber ich fliehe, aufrichtig gesprochen, die Unterhaltung mit Juden, weil ich in allen ihren Ideen etwas Verkehrtes und Verkrüppeltes finde. Sind sie gute Dialektiker, so sind sie, eben dadurch, nur desto schlechtere Köpfe. Die objektive Wahrheit, wenn sie eine andere ist, als die der Arithmetik, ist durchaus nicht für sie vorhanden; und indem sie über Menschen und menschliche Angelegenheiten beständig deräsonniren und einer Belehrung durchaus unfähig sind, machen sie mir die tödlichste Langeweile. Überall

hab' ich nie das Glück gehabt, irgend ein Individuum jüdischer Nazion kennen zu lernen, das nicht ein Jude war. Aus der Geschichte kenn' ich nur drei, von welchen ich behaupten möchte, daß sie keine Juden gewesen sind. Der erste ist David, dessen sämmtliche Werke den großen, wahrhaft königlichen Ausspruch: »daß das Gesetz um des Ewigen willen zerstört werden müsse,« nicht aufzuwiegen im Stande sind, und der in seinem Verhältniß mit Jonathan unstreitig die allerliebichste Erscheinung ist, die aus dem von Moses übersäuerten Teige hervorgehen konnte. Der zweite ist Jesus, der Stifter des Christenthums, der gekreuzigt werden mußte, weil er gegen die priesterliche Verfassung seines Vaterlandes ankämpfte, und das Volk, unter welchem er geboren war, über seinen wahren Vortheil zu belehren und dadurch vor dem Schicksal zu bewahren suchte, wovon es noch gegenwärtig verfolgt wird. Der dritte ist Spinoza, der, indem er das Abgeschmackte des Judenthums einsah, die Weisheit hatte, nicht zur

christlichen Kirche überzugehen, weil das Christenthum, das sich in ihm selbst entwickelt hatte, viel zu edel war, um nicht von jedem kirchlichen Christenthum seiner Zeit befleckt zu werden. Seit Spinoza hat es unter den Individuen, welche, zusammengenommen, die jüdische Nazion ausmachen, geschichtlich keinen ausgezeichneten Menschen gegeben.

Was macht den Christen zum Christen?

Nicht das Dogma. Ich habe oben bereits von der Verwandlung gesprochen, welche das Christenthum in jenen Zeiten erfuhr, wo durch das nothwendige Versinken der römischen Waffenmacht eine religiös-koerzitive Macht nothig wurde, wenn die Gesellschaft nicht wesentlich leiden sollte. Ohne diesen Umstand würde es nie eine christliche Dogmatik gegeben haben. Das Dogma steht mit dem Christenthume in keiner wesentlichen Verbindung. Dieses ist in allen seinen Theilen praktisch. Wer also ein Christ zu seyn begehrt, muß es durch seinen Wandel zeigen. Der Grundcharakter des wahren Christen ist allgemeines

Wohlwollen, Liebe. Er kann nicht in der Gesellschaft leben, ohne seine Rechte zu vertheidigen; aber indem er sie vertheidigt, respektirt er die Rechte aller seiner Mitbürger. Fremd ist ihm alles Ungesellige; willkommen das Gegentheil. Jeder Fortschritt, den die Gesellschaft zu ihrer inneren Vollkommenheit macht, erfreut ihn aufs lebhafteste. Immer geht sein Bestreben dahin, sich Anderen nützlich zu machen, indem diese ihm wieder nützlich werden. Arbeit ist das Mittel, wodurch er seinen Standort in der Gesellschaft behauptet. Er fühlt sich nicht als Individuum, sondern als Fragment eines kleineren oder größeren Ganzen; und weil er der Gesellschaft seine ganze Entwickelung verdankt, so ehrt er in ihr den allgemeinen Entwickelungsgrund. Er kann, indem er, wie der Stifter des Christenthums, über den vorhandenen Entwickelungspunkt hinausgeht, gegen die positiven Gesetze handeln, aber er kann nie unmoralisch handeln. Der gegenwärtige Augenblick ist ihm nicht alles; er lebt eben so sehr in der Zukunft als in

der Gegenwart, weil eine ausgestreute Saat der Zeit bedarf, um aufzugehen und zur Reife zu gelangen. Das ganze menschliche Geschlecht betrachtet er als in einer fortgesetzten Entwickelung begriffen, zu welcher er das Seinige beigetragen hat, und welche ihm in seinen Nachkommen, diese mögen leibliche oder geistige seyn, schlechterdings zu statten kommen muß. Mit einem Wort: das menschliche Geschlecht ist sein All; er selbst ein atomischer Theil dieses Alls.

Giebt es Christen, auf welche diese Charakteristik nicht paßt, so behaupt' ich von ihnen, daß sie keine vollkommen entwickelte Christen sind. Als bloßes Mitglied irgend einer Kirche ist man noch kein Christ; dies ist selbst von christlichen Theologen so oft behauptet worden, daß es beinah überflüssig ist, es noch einmal zu wiederholen. Indessen verhindert weder der Katholizismus noch der Protestantismus am ächten Christenthum; denn das Fundament des Christenthums ist die Idee einer Weltursache, welche nicht furchtbar ist, oder, um in den Aus-

drücken des neuen Teſtaments zu reden, die Idee eines liebenden Gottes, eines Vaters aller Menſchenkinder, der Keinen eignet und beſonders begünſtigt; und vermöge dieſer Fundamental-Idee iſt jeder Chriſt zu einem allgemeinen Wohlwollen gegen alle Menſchen aufgefordert, das nur da ſeine Gränze finden kann, wo es zu ſeinem und des Ganzen Verderben gemißbraucht werden ſoll. Dabei iſt indeſſen ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus. Die römiſch-katholiſche Kirche bindet an Normen, welche die freie Entwickelung hemmen; die proteſtantiſche hingegen weiß nichts von ſolchen Normen. Sie hat vor allen kirchlichen Verfaſſungen den Vorzug, daß ſie einen Widerſpruch im Objekt enthält. Eben deswegen iſt das chriſtliche Dogma ſeit drei Jahrhunderten von Proteſtanten zu Grabe getragen. Von allen Symbolen ſind nur noch zwei übrig: Taufe und Abendmahl. Beide müſſen bleiben, ſo lange uns das Andenken an den Stifter des Chriſtenthums ehrwürdig iſt; beide werden, vermöge ihrer

Einfachheit und des tiefen Sinns, den ſie enthalten, gewiß ſo lange bleiben, als es ein Chriſtenthum giebt, das in ſich ſelbſt unſterblich iſt, weil, wenn man von aller Dogmatik abſtrahirt, kein geſellſchaftlicher Zuſtand gedacht werden kann, in welchem man ſeine Wahrheit nicht wiederfinden ſollte. Je vollkommener dieſer Zuſtand wird, deſto einfacher und edler wird es daſtehn; und der Proteſtantismus iſt nichts anders, als der Weltgeiſt, der dieſen vollkommneren Zuſtand herbeiführt.

Was hat alſo das Chriſtenthum mit dem Judenthum gemein?

Nichts, gar nichts. Dies iſt ſo oft geſagt worden, daß man ſich beinah ſchämen muß, es noch einmal zu wiederholen. Findet zwiſchen beiden ein Kauſal-Zuſammenhang ſtatt — welcher nicht zu leugnen iſt — ſo folgt daraus nichts für die innere Wahrheit des Chriſtenthums; nur ſeine Entſtehung wird dadurch begreiflich. Wer da behauptet, daß das Chriſtenthum ſein Fundament in dem

Judenthum habe, der hat nie irgend eine moraliſche Erſcheinung begriffen; nie das Chriſtenthum in ſeiner Individualität kennen gelernt. Das Chriſtenthum verhält ſich zu dem Judenthum, wie die Newtonſche Philoſophie zu der Aſtrologie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. So wie dieſe Philoſophie eine höhere Entwickelung der ihr vorangegangenen Aſtrologie iſt; eben ſo iſt das Chriſtenthum eine höhere Entwickelung des Judenthums; und ſo wenig jene ihre Beweiſe aus den Werken der Aſtrologen ſchöpft, eben ſo wenig ſchöpft dieſes ſeine Wahrheit aus den Nazionalbüchern der Juden. Dieſe Nazionalbücher haben für wahre Chriſten keinen anderen, als einen hiſtoriſchen Werth. Wir lernen aus ihnen den Geiſt entfernter Zeiten kennen, um moraliſche Erſcheinungen richtiger zu beurtheilen; aber Normen enthalten ſie nicht für uns, weil wir in der Entwickelung viel zu weit vorgerückt ſind, um von den Normen des jüdiſchen Geſetzgebers noch den mindeſten Gebrauch machen zu können; Normen enthalten ſie nur

für den Juden, der, so viel an ihm ist, in seiner Entwickelung nicht von der Stelle will, um keinen von den eingebildeten Vortheilen zu verlieren, welche an die Hochachtung für diese Normen gebunden sind.

»Wenn es wahr ist,« sagt der Verfasser des Werks: über die religiöse Macht des Judenthums, »daß die Eckſteine meines Hauses austreten, und das Gebäude einzustürzen droht, ist es wohlgethan, wenn ich meine Habseligkeiten aus dem untersten Stockwerk in das oberste rette? Bin ich da sicherer? Nun ist das Christenthum auf dem Judenthum gebaut, und muß nothwendig, wenn dieses fällt, mit ihm über den Haufen stürzen. Der Christ, dem es um Licht und Wahrheit im Ernste zu thun ist, wird beim Anschein eines Widerspruchs zwischen Wahrheit und Wahrheit, zwischen Schrift und Vernunft nicht den Juden zum Kampf auffordern, sondern mit ihm gemeinschaftlich den Ungrund des Widerspruchs aufsuchen. Es geht ihrer beider Sachen an.«

So urtheilen seit dem Jahre 1783, wo

das mendelſonſche Werk erſchien, alle Juden ohne Ausnahme; und ſo müſſen ſie urtheilen, weil ſie keinen richtigen Begriff von dem Inhalt ihrer Nazionalbücher haben, und denjenigen, den man ihnen giebt, mit einer Gleichgültigkeit verwerfen, welche hinlänglich beweiſet, daß ſie nicht von der Stelle wollen, oder vielmehr, nicht von der Stelle können, wenn ihre Religioſität und mit ihr große ſtaatsbürgerliche Vorzüge gerettet werden ſollen. Ein oberes Stockwerk wäre das Chriſtenthum, das zuſammen fallen muß, ſo bald das Judenthum nicht mehr vorhanden iſt? Ich bleibe bei meinem vorigen Vergleich und ſage: die newtonſche Philoſophie ſteht feſt und unerſchütterlich da, während von den aſtrologiſchen Träumereien, aus welchen ſie hervorging, gar nicht mehr die Rede iſt. Auf gleiche Weiſe kann das Judenthum verſinken, ohne daß dem Chriſtenthum der mindeſte Schade dadurch widerfährt. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter, indem ich behaupte, daß nur durch das gänzliche Verſinken des Judenthums das Chriſtenthum

das werden kann, was es werden ſoll. Den ausführlichen Beweis wird man in den nächſten Abſchnitten finden; hier nur ſo viel: daß bei der Ausübung des Chriſtenthums alles auf die vollkommnere oder unvollkommnere Konſtruktion der Geſellſchaft ankömmt, welche das Daſeyn der Juden unvollkommen erhält.

Die ganze mendelſohnſche Schrift iſt übrigens ein Gewebe von dialektiſcher Spitzfindigkeit und ſentimentalem Geſchwätz. Ein wirklich denkender Kopf findet auch nicht den mindeſten Zuſammenhang in derſelben. Mendelsſohn hatte vielleicht ehrlich gelernt, was ein Jude lernen kann; aber wie eng war er in ſich ſelbſt begränzt, wie gar nicht dazu gemacht, irgend eine Wahrheit durch ſich ſelbſt auszuſprechen! Eben dieſer Mann, der die Toleranz aus allen Kräften predigt, mußte, allen ſeinen Grundſätzen zu Folge und ſeiner ganzen Sentimentalität zu Trotz, Jeſum kreuzigen helfen, wenn er ſein Zeitgenoſſe war. Man leſe ſein Werk von Pag. 127 bis zum Schluß, um ſich zu überzeugen, wie ſchlecht es um ſeine Einſichten ſtand, und wie er,

ſelbſt indem er die Sätze moderner Philoſophen zu den ſeinigen macht, unabläſſig rabbiniſirt. Wie Leſſing den Umgang dieſes Menſchen ertragen konnte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß zwiſchen mir und Moſes Mendelsſohn nie ein Verhältniß möglich geweſen wäre, das ihn berechtigt hätte, mich öffentlich ſeinen Freund zu nennen. Die allerbeſtimmteſte intellektuelle Antipathie würde uns für immer getrennt haben. Welch ein herrender Gedanke, daß für die Juden nicht eher Befreiung aus der Geiſtesſklaverey, worein ſie Moſes warf, zu hoffen ſey, als bis ihr Gott ſie eben ſo feierlich von ſeinem Geſetz entbunden, als er daſſelbe feierlich auf Sinai gegeben! Und einen ſolchen Kopf nennt man einen philoſophiſchen! Wann haben die ſtärkſten Antagoniſten der Philoſophen, die Prieſter, jemals anders geſprochen?

Eine ſehr natürliche Folge der Verblendung, in welcher ſich die Juden über das moſaiſche Geſetz befinden, iſt die: daß ſie nicht aufhören, an die Chriſten die Forde-

rung zu machen, daß sie sich ihnen nähern, ihre guten Seiten aufsuchen, zu ihrer intellektuellen und moralischen Bildung mitwirken und die Regierungen vermögen sollen, ihre politische Existenz zu erleichtern, und ihnen größere Rechte einzuräumen, um so die Scheidewand zu vernichten, welche die Christen von den Juden trennt. Seltsame Forderung! Warum soll der Christ sich nähern? Ist etwa Er der Bedürftige? Ist er es nicht, so muß er den Zeitpunkt abwarten, wo der Schüler seinen Unterricht sucht. Ferner: Ist es auf eine wirkliche Identifikazion angesehen, so hat der Christ bereits alles gethan, was in seinen Kräften steht; denn er hat auf das allerbestimmteste die Bedingungen angegeben, unter welchen eine Identifikazion allein möglich ist *). Wird keine von diesen Bedingungen angenommen, so muß er voraussetzen, daß man eine Identifikazion

*) Nämlich Entsagung des Glaubens an einen Nazionalgott und Theilnahme an allen Staatsarbeiten.

nicht ehrlich wolle, und dieſe Vorausſetzung muß ihn auf den Verdacht führen, daß die vorgeſpiegelte Identifikazion nur das Mittel zur Erſchleichung größerer Unterdrückungsrechte werden ſoll, die er niemals zugeſtehen kann, ohne ſich in die Nothwendigkeit zu ſetzen, grauſam zu werden; eine Nothwendigkeit, die ihn in ſeinem ganzen Weſen aufhebt. Der Chriſt aber hat noch andere Gründe, ſeinen Standort in der Geſellſchaft zu behaupten. Erſtlich iſt Er derjenige, der die Geſellſchaft hält, während ſie von allen, die nicht Chriſten ſind, nothwendig zu Grunde gerichtet wird. Zweitens: Er, nachdem er allem Dogma entſagt hat, die Wahrheit nur auf ſeiner Seite, wie ſoll er ſich dem Juden d. h. dem moſaiſchen Geſetze nähern, ohne ſeiner Würde zu entſagen? Ein Kontrabirn über Wahrheit iſt, unmöglich, weil ſie immer nur eine einige iſt und nicht getheilt werden kann. Will der Jude keinen Antheil an dieſem Gemeingut haben, ſo behelfe er ſich ohne daſſelbe ſo gut er kann; nur verlange er nicht, daß wir ihn

dies Gemeingut mit Belohnungen antragen und die letzteren vorangehen lassen sollen, um ihn auf eine sehr zweideutige Art zu gewinnen. Wir hören mit dieser Vorsicht nicht auf Christen zu seyn; denn das Christenthum führt keine Entäußerung wohlerworbener Vorrechte mit sich, und verlangt von keinem seiner Bekenner, sich, wie eine widerstandsunfähige Masse, zerren und zerstören zu lassen. Soll demnach jemals eine Identifikazion statt finden, so ist es in jeder Hinsicht die Sache des Juden, sich dem Christen zu nähern und in alle die Bedingungen einzugehen, die der Christ vorschreiben kann; Bedingungen, welche vor allen Dingen verhindern müssen, daß die Juden sich nicht noch ferner, wie Schmarotzerpflanzen, um die Staatsgesellschaften legen. Doch genug über diesen Gegenstand, da ich ihn jetzt nur im Vorbeigehn berühren kann. Will man wissen, was es mit dem intellektuellen und moralischen Verhältniß der Juden und Christen eigentlich

auf ſich habe, ſo muß man in die erſte Entſtehung und Entwickelung deſſelben zurückgehen. Ich nehme alſo den Faden meiner hiſtoriſchen Unterſuchung von neuem auf.

Fünfter Abschnitt.

Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Verhältnisses der Juden und Christen.

Das mosaische Gesetz hatte seine Wirkung von dem Augenblick an gethan, wo das Vertilgungsgeschäft geendigt war; und da es beibehalten wurde, so mußte es zerstörend auf eben die Nazion zurückwirken, welche dadurch fanatisirt worden war.

Es ist oben gezeigt worden, wie es die königliche Macht hervorrief und wiederum vernichtete; wie es den Grund zu einer unheilbaren Nazionalschwäche legte und die Ursache des Verlustes der Nazionalfreiheit wurde; wie es diese scheinbar widerherstellte, und, sobald der Schutz des persischen Reichs

wegfiel; die Nazion, nach und nach, unvermeidlich in den Strudel der Römermacht jagte.

Die Römer hatten in ſich nicht das mindeſte Intereſſe, den Judenſtaat zu zerſtören; denn da ſie die Weltariſtokraten waren, d. h. da ſie nur in und durch den Erwerb der von ihnen unterjochten Nazionen exiſtiren konnten, ſo würden ſie durch eine völlige Aufhebung der Nationalität ſich ſelbſt am meiſten geſchadet haben; eine Einfalt, deren ſie, wie ihre ganze Geſchichte zeigt, durchaus unfähig waren.

Die Bewegungsgründe zur Zerſtörung des Judenſtaats mußten ihnen alſo von den Juden ſelbſt gegeben werden; und dieſe gaben die Juden durch eine Oppoſizion, welche nichts Geringeres bezweckte, als eben die Weltherrſchaft, welche bisher durch die Waffenmacht zu Stande gebracht war, auf die Macht des Geldes zu errichten.

In ihrer Nazionalarmuth hatten die Juden die allerſtärkſte Aufforderung zur Gaunerey. Auch an dieſer Nazionalarmuth war das moſaiſche Geſetz Schuld, in ſofern die durch

durch daſſelbe eingepflanzte Menſchenfeindlichkeit die Juden verhinderte, von den Erfindungen und Entdeckungen anderer Nazionen Gebrauch zu machen. War ein Schimmer von Kunſt und Wiſſenſchaft in den Israeliten, als ſie Ägypten verließen; ſo ging dieſer Schimmer auf den abſichtlich verlängerten Marſch nach Kanaan verloren. Die Einwohner dieſes Landes waren nicht ohne alle Kultur; da ſie aber vernichtet werden mußten, ſo blieb von dieſer Kultur nichts weiter übrig, als öde Wohnſitze. Die Juden bezogen dieſe, doch wie ſich ernähren? Ohne ihre Sklaven hätten ſie Hungers ſterben müſſen. Ackerbau und Viehzucht blieben dieſen überlaſſen. Die Produkte derſelben zur Belebung einer ſtädtiſchen Induſtrie zu benutzen, war etwas, das dem Gott geweihten Volk auch nicht von fern her einfiel; und indem die Beobachtung zeitfreſſender Ceremonien die Flamme des Genies gänzlich auslöſchte, war ein unbedeutender innerer Verkehr alles, was die Geſetze verſtatteten und die induſtrielle Unwiſſenheit möglich machte. Der ganzen

Nazion blieb zu allen Zeiten die Schwerkraft, welche man bei allen Nomadenvölkern antrift. Was man von der Macht ihrer Könige lieſet, will mit ſeinem eigenen Maaße gemeſſen ſeyn. Wie unbedeutend mußte dieſe Macht ſeyn, da man noch zu Sauls Zeiten nicht die Kunſt verſtand, eine ſtumpf gewordene Pflugſchaar zu ſchärfen, und ſich genöthigt ſah, damit ins Ausland zu wandern! Selbſt im Zenith des Wohlſtandes, unter Salomon, entdekt das Auge des Geſchichtforſchers nichts als Armuth und Betteley; und Hollands Pinede und Englands Goldſmith würden nie mit dem reichſten der israelitiſchen Könige getauſcht haben. Dies dauerte fort, ſo lange es einen unabhangigen Judenſtaat gab. In der Gefangenſchaft lernten die Juden, ſtatt des Geldes, das ſie bis dahin gekannt hatten, Münze kennen; aber nie verſtanden ſie die Kunſt, dieſe Münze zu einer groſſeren Theilung der Geſchäfte in ihrem Vaterlande zu gebrauchen. Der einzige Gebrauch, den ſie davon machten, beſtand darin, daß ſie dieſelbe zur Gaunerei anlegten,

und als Gauner waren sie verabscheut, eh' die Römer ihre Bekanntschaft machten. Da nun die eigentliche Staatskraft in der produktiven Industrie liegt, so mußten die Römer als Weltaristokraten auf den Judenstaat, der gar nichts produzirte, und, indem er die Industrie anderer Nazionen auch benutzen wollte, ihnen den wesentlichsten Abbruch that, den allergeringsten Werth legen; und weiß man nur einigermaaßen, was mit Nazionalreichthum und Armuth in Verbindung steht, so begreift man sehr leicht, wie es die Römer überdrüssig werden mußten, einen Staat zu beschützen, der kraftlos war und blieb, und indem er bei jeder Gelegenheit Widersetzlichkeit offenbarte, die Mühe des Schutzes noch weit weniger belohnte.

Wie erheblich aber auch dies alles seyn mochte, so enthielt es doch keinen Beweggrund zur Zerstörung dieses Staats. Diese mußte durch die oben angegebene Verschwörung der Juden gegen die Römer herbeigeführt werden. Die näheren Umstände waren folgende:

Den Gehorsam der unterjochten Nazion zu sichern, hatte Pompejus die Mauern Jerusalems niederreißen lassen. Kaum aber war die Idee gefaßt, daß man die Waffenmacht der Römer durch Vernichtung der Industrie zerstören müsse, und kaum waren alle Triebräder zu diesem Endzweck in Bewegung gesetzt; so erholten sich die Juden von dem Schrecken, der ihnen durch die Aufhebung ihrer politischen Freiheit zugefügt war. Die Entlegenheit Roms, des Hauptorgans alles politischen Lebens im ungeheuren Römerreiche, und die Unbekanntschaft der Römer mit der Kraft des Geldes, begünstigte ihren Anschlag gleich sehr. Schon unter der Regierung des Claudius hatten sie es durch ihre unterminirende Industrie so weit gebracht, daß sie sich nicht nur das Recht erkaufen konnten, ihre Mauern wieder aufzubauen, sondern sie hatten diese auch haltbarer, als je, aufgeführt. Sie bedienten sich zur Erreichung ihres großen Zwecks besonders zweier Mittel, von welchen man ungewiß ist, welches das schändlichere zu nennen sey. Erstlich schickten sie

ihre Emissare in alle Theile des römischen Reichs, um durch Schacher und Wucher und andere lose Künste das baare Geld an sich zu bringen. Zweitens eröffneten sie in Jerusalem ein Asyl für alle Staatsdiebe des ungeheuren Römerreichs unter der Bedingung, daß sie sich beschneiden ließen und einen bestimmten Theil ihres Diebstahls in den Staatsschatz gaben, dessen Depot ein Tempel war. Das letztere erfuhren die Römer früh genug; da sie aber die Absicht (das gänzliche Demoralisiren des Staats) nicht begriffen, so hielten sie noch immer an sich. Die mannichfaltigen Revolutionen, welche in Rom selbst vorgingen, kamen den Juden, die deren alleinige Ursach waren, noch weit mehr zu statten. Ihr Schatz schwoll ins Ungeheure an. Endlich mußte die Frage entstehen, wo das baare Geld geblieben sey? *)

*) Siehe Tacitus Historiarum Lib. V. cap. 5. Ferner: Philo de Legatione ad Cajum. Endlich: Josephi Histor. Lib. XIV. cap. 12. wo dieser eifrige Jude selbst bekennt, immensam

Die ganze Welt klagte die Juden an. Die römischen Imperatoren, so geneigt sie auch waren, das Regieren als bloße Sache des Genusses zu nehmen, konnten nun nicht länger umhin, auf die Stimme der ganzen Welt zu hören. Ihre persönliche Sicherheit war dabei auf das allerunmittelbarste interessirt, denn da der Staatsdienst, trotz der größeren Seltenheit des Geldes in der alten Welt, nicht mehr und nicht weniger als 161,250000 Thaler unseres Geldes kostete, welche nie in dem Staatsschatz vorhanden waren; so blieb ihnen nichts anderes übrig, als den reicheren Theil der Nazion zu drükken, und indem dieser, aus den Zeiten der Republik her, das Imperatorwesen noch immer aufs lebhafteste verabscheute, so konnte es nicht fehlen, daß ein Imperator nach dem anderen in den Verschwörungen unterging, welche gegen sie angezettelt wurden *).

---

vim auri et argenti congestam in templum ab omni Asia et Europa.

*) Ich folge hier den Angaben des Sueton im Leben des Vespasian. Die merkwür-

Endlich wurden also Anstalten zur Zerstörung des furchtbaren Judenstaats gemacht.

Die ersten Versuche mislangen, weil die Juden, von ihren Emissaren gewarnt, die kräftigsten Vertheidigungsmaaßregeln genommen hatten; Cestius Gallus, Legat von Syrien, wurde den 12. Novemb. des 65sten Jahres vor Jerusalems Mauern geschlagen, und

---

diaste Stelle ist die, wo dieser Biograph sagt: Sunt contra, qui opinentur, ad manubias et rapinas necessitate compulsum summa aerarii fiscique inopia, de qua desperatus sit initio statim principatus, professus, quadringentories milies opus esse, ut respublica stare posset. Der Biograph fügt hinzu: Quod et veri similius videtur, quando et mali parsimoniae usus est. Allerdings war in dem Charakter des Vespasian eben so wenig ein Zug von schmutzigem Geiz, als in dem irgend eines römischen Imperatoren. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die römischen Geschichtschreiber durchaus nichts von der Kunst verstanden, moralische Erscheinungen in ihrem Kausalzusammenhange darzustellen, und daß die Unbekanntschaft mit dieser Kunst es ist, was den Werken des Tazitus einen so melancholischen Anstrich gegeben hat.

triumphirend kehrten die Juden in ihre Hauptstadt zurück, wo sie durch eine neue Feldherrnwahl ihre Vertheidigungsanstalten noch verstärkten. Doch zwei Jahre darauf stellte sich Vespasian an die Spitze des gegen die Juden operirenden Römerheers; und nun war das Schicksal des Judenstaats, so wie des ganzen Römerreichs, so sehr entschieden, daß der jüdische Feldherr Josephus, gleich nach der ersten Niederlage, dem römischen Sieger prophezeihen konnte. Er werde römischer Imperator werden. Nero's Tod unterbrach die Belagerung Jerusalems; der Tod seiner Nachfolger war nothwendig, wenn Vespasian dahin gelangen wollte, wohin er strebte. Als er sich endlich, nach der Ermordung des Vitellius, vermöge der in Judäa gemachten Beute, an die Spitze des Römerstaats geschwungen hatte, überließ er seinem Sohne die Eroberung Jerusalems. *)

Drei Heereshaufen vertheidigten diese Hauptstadt. Zwei derselben, von nicht jüdi-

*) Siehe Sueton im Leben des Vitellius gegen das Ende.

schen Feldherrn angeführt, operirten außerhalb der Mauern; der dritte war zum Schutz des Tempels vorhanden und an seiner Spitze stand Eleazar, der Sohn des Oberpriesters Ananias, ein entschloßner Gegner der Römer. Nie sind große Schätze mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigt worden. Selbst als die beiden Truppenkorps vor Jerusalem bereits geschlagen und die Stadt blockirt war, leistete man noch immer einen wüthenden Widerstand, weil es einen Streit um die Weltherrschaft galt. Es ist bekannt, wie viele Tausende in Jerusalem Hungers starben, es ist bekannt, daß Väter Heu und Mütter ihre Kinder fraßen, um ihre Schätze zu retten; es ist bekannt, daß die Eroberung an einem Tage erfolgte, an welchem das mosaische Gesetz nur halben Widerstand gestattete; es ist bekannt, daß, als die Römer endlich eindrangen, das Blut in Strömen floß, und daß die Stadt dem Boden gleich gemacht wurde *).

*) Siehe Josephus im sechsten Buche der jüd. Alterthümer.

Nie war ein Triumphzug gerechter, als der, welchen Vespasian seinem Sohne zu Ehren anstellte; denn der Untergang des Judenstaats hatte die römische Weltherrschaft gerettet. Nirgend sind die Summen angegeben worden, die aus dem Tempel zu Jerusalem nach Rom geschleppt wurden; aber wie ungeheuer sie gewesen sind, läßt sich daraus abnehmen, daß Vespasian im Stande war, den Tempel des Janus zu schließen und dem Frieden einen Tempel zu errichten. Diesen Geldmassen verdankte Vespasian den Beinahmen eines braven Imperators, und Titus den beneidenswerthen Beinahmen des Entzückens des menschlichen Geschlechts (*deliciae humani generis*). Der Geist der römischen Regierung verwandelte sich, von Stunde an, auf das allerwesentlichste, und, wenn man den viehischen Domizian ausnimmt, der unerklärbar dasteht, so begreift man nun die Erscheinung der Trajane, Antonine und Marc Aurele. Alle diese Imperatoren wären schlechterdings unmöglich gewesen, hätte man Jerusalem nicht

erobert, und das Römerreich, das sich noch mehrere Jahrhunderte hielt, hatte in den nächsten funfzig Jahren untergehen müssen, wäre der Industrie nicht ihr Ferment (das baare Geld) zurückgegeben worden. Alle Klagen verstummten von dem 6. August des 70sten Jahres unserer Zeitrechnung, und zwar um so mehr, weil der Präfekt Lupus in eben diesem Jahre den zu Alexandrien wohnenden Juden den von dem Hohenpriester Onias gestifteten Tempel verschloß *).

Die größte aller Verschwörungen, die es je gegeben hat, war gedämpft. In der Grausamkeit fand der römische Krieger durch Erschöpfung das Erbarmen wieder. Ein Vertilgungskrieg schien um so überflüssiger, weil man zu Rom glaubte, die bloße Aufhebung der Nazionalexistenz sey hinreichend, um die Juden zu einer Identifikazion mit den übrigen Völkern zu bewegen. Dies Mittel würde auch vollkommen hingereicht ha-

*) Siehe den Josephus im siebenten Buche seiner Alterthümer.

ben, hätte man es nicht gerade mit Juden zu thun gehabt, und wäre die moraliſche Welt, bei allen Unvollkommenheiten, welche ihr anklebten, minder entwickelt geweſen, als ſie es in dieſen Zeiten wirklich war. Hierüber muß ich mich ausführlicher erklären, um ein großes Vorurtheil aufzuhellen, vermöge welches die Juden die Erhaltung des Judenthums einer beſonderen Vorſehung zuſchreiben, und ſich einbilden, daß es, weil es dieſe Kriſis überſtanden, durchaus unzerſtörbar ſey.

Wäre die Zerſtörung Jeruſalems d. h. die Auflöſung der Nazionalexiſtenz der Juden, zu einer Zeit erfolgt, wo es, außer dem Tauſchhandel, keinen anderen Handel gab, ſo hätte das moſaiſche Geſetz ohne Rettung untergehen müſſen; denn da, wo es nur Tauſchhandel giebt, bleibt den Mitgliedern einer Staatsgeſellſchaft nichts anderes übrig, als Theilnahme an der eigentlichen Arbeit, indem nur dieſe den urſprünglichen Werth der Waare ausmacht. Die Juden hätten alſo, um fortleben zu können, unter

fremden Nazionen Feldarbeiter, Handwerker, Künstler werden müssen; und dies würde sie auf das allervollkommenste mit diesen Nazionen identifizirt haben, ohne daß irgend eine menschliche oder göttliche Kraft es zu verhindern vermocht hätte. Da aber der Handel so weit gediehen war, daß man nicht blos Geld, sondern sogar Münze kannte, so konnten sie ihre Nazionaleigenthümlichkeit dadurch retten, daß sie für die Gesellschaft (welche nie Faullenzer und Verbrecher duldet) ein Geschäft übernahmen, das sie hinreichend isolirte, und, gehörig betrieben, sogar zu Ansehn und Ehren bringen mußte. Ich gehe hierüber in eine ausführlichere Entwickelung ein, indem ich voraussetze, daß sich der Leser nicht ungern über die gegenwärtig zwischen Juden und Christen bestehenden Verhältnisse werde belehren lassen.

Den Glauben an einen Nazionalgott, gegen welchen Jesus eiferte, weil er alle die Folgen vorhersah, welche die mit diesem Glauben verbundene Intoleranz und kaufmännische Menschenfeindlichkeit für die politischen

Verhältnisse seiner Landesleute haben mußte, verdankten die Juden die Aufhebung ihrer Nazionalexistenz. Dies schreckliche Ereigniß, das sie für immer von ihrer Narrheit hätte heilen sollen, bestärkte sie in derselben auf eine sehr begreifliche Weise, indem das Vertrauen zu dem Nazionalgott durch das Elend wuchs, das die ganze Nazion nach der Zerstörung Jerusalems drückte, es liegt nämlich in der Natur jedes der Religion fähigen Menschen, durch ein großes Unglück noch religiöser zu werden. Die glänzendsten Verheissungen waren einmal da. Sollten sie in eben dem Augenblick aufgegeben werden, wo man ihrer am meisten bedurfte, um nicht allen Muth zu verlieren? Die Juden dachten also nur darauf, wie sie in der Gesellschaft einen solchen Standort gewinnen möchten, daß ihre Verheissungen nicht in der Identifikazion mit andern Völkern untergingen. Zu diesem Endzweck sagten sie mit scheinbarer Aufrichtigkeit zu denjenigen, die sie aufnehmen sollten: —

»Wir sind ein sehr unglückliches Volk.

»Die Herrn der Welt haben uns das bisschen
»Eigenthum entrissen, das wir im Schweiß
»unseres Angesichts erworben hatten, und
»uns noch außerdem aus unsern Wohnsitzen
»vertrieben. Fragen wir uns selbst, warum?
»so können wir uns keine andere Antwort
»geben, als die, daß wir dem Gott unserer
»Väter und den Normen eines großen
»Gesetzgebers anhingen. Wer ist aber unter
»euch, der ein solches Verbrechen nicht ver-
»zeihlich fände, wer ist unter euch, der nicht
»Erbarmen mit uns fühlte? Wir sind von
»allen, welche die römische Waffenmacht da-
»nieder geworfen hat, die unglücklichsten.
»Was ist zu thun? Wir sind zu euch ge-
»kommen, uns mit euch zu vereinigen. Wir
»verlangen aber nichts von eurem Eigen-
»thum. Der Grund und Boden, den ihr
»bisher besessen und bearbeitet habt, werde
»noch ferner von euch besessen und bearbeitet.
»Giebt es irgend ein Handwerk, irgend eine
»Kunst, irgend eine Wissenschaft, die ihren
»Mann nährt — wir thun Verzicht auf die
»Ausübung oder Verbreitung derselben, um

»Keinen in seinem wohlerworbenen Rechte zu
»stören. Dabei unterwerfen wir uns allen
»euren bürgerlichen Anordnungen und Ge-
»setzen, nicht blos für die Gegenwart, son-
dern auch für die ganze Zukunft. Nur in
»dem Besitz unserer Glaubenslehren laßt uns
»verharren. Vielleicht sind wir darüber im
»Irrthum; aber wo ist der Sterbliche, der
»hier den Irrthum von der Wahrheit son-
»dert? Duldet uns in dieser Hinsicht, und
»erwartet von eurer Duldung, daß wir uns
»um euch auf eine Weise verdient machen
»werden, die ihr gewißlich segnen werdet.
»Seht, die Gesellschaft ist groß, aber es
»fehlt ihr an Zusammenhang unter sich.
»Wir wollen also eine Lücke ausfüllen, durch
»deren Ausfüllung sie in ihrem Bau noth-
»wendig gewinnen muß. Der kleine Handel
»ist, mit einem Worte, der Gegenstand un-
»serer Wünsche. Erlaubt uns diesen, und
»erwartet von uns, daß wir uns besonders
»um den ärmeren Theil eurer Mitbürger
»verdient machen, in sofern wir ihm seine
»Bedürfnisse reichen und ihn von dem be-
freien,

»freien, was er seinen Überfluß nennen kann, »um diesen dahin zu schaffen, wo er verar»beitet werden muß, um der ganzen Gesell»schaft zu statten zu kommen. Kurz: dul»det uns als Kommunikazionslinien »der Gesellschaft.«

So lautete unstreitig die Sprache, wodurch sich die Juden nach dem Verlust ihrer Nazionalexistenz den ersten Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft verschafften. Hätten die Gesellschaften, an welche sie sich wandten, alle zu einer vollständigen Beurtheilung des neuen Verhältnisses erforderlichen Einsichten gehabt, so würden ihre Magistrate oder Chefs den Juden folgendermaßen geantwortet haben:

»Wir kennen euch als ein ungeselliges, »in seinem Egoismus tief versunkenes Volk *). »Diese eure Eigenthümlichkeit hat ihren Grund »in eurem Aberglauben, d. h. in eurem Glau»ben an einen einigen unsichtbaren

*) Apud ipsos fides obstinata, sed adversus omnes alios hostile odium. Tacit. Histor. Lib. V. c. 5.

»Nazionalgott, der euch durch euren »Gesetzgeber Moses die unmenschlichsten Ge»setze auflegt und an die gewissenhafte »Beobachtung derselben die ungeheuersten Be»lohnungen gebunden hat. Ob ihr betro»gen worden seyd, ist keine Frage; denn es »giebt keinen Nazionalgott, und ihn nur den»ken zu können, setzt die höchste Unwissenheit »und moralische Verkehrtheit voraus. Ein »solcher Glaube würde indessen gleichgültig »seyn, wären die praktischen Folgen minder »gefährlich. Diese Folgen sind es, die uns »behutsam machen müssen. Ihr seyd der »ersten Anlage nach Menschen, wie wir, und »als Menschen fühlt ihr das Bedürfniß, euch »mit uns zu vereinigen. Aber habt ihr wohl »die Absicht, euch menschlich mit uns zu »vereinigen? Alles, worauf es euch ankommt, »ist: Einen Standort in der Gesellschaft zu »gewinnen, auf welchem ihr die großen Ver»heissungen retten moget, die euch durch eu»ren Gesetzgeber in der Periode gegeben sind, »wo es ihm darauf ankam, euch zu fanati»siren. Ihr wisset sehr wohl, daß, wer An-

»theil an der Nazionalarbeit nimmt, durch
»diese gezwungen wird, Gemeinschaft mit
»dem Ganzen zu machen, in welchem er
»existirt, die Identifikazion erfolge wann sie
»wolle, so erfolgt sie doch in einigen Gene-
»razionen. Doch gerade um diese Identifi-
»kazion zu vermeiden, wollt ihr keinen An-
»theil an der eigentlichen Arbeit, sondern nur
»Bewirthschaftung derselben in ihren Resul-
»taten. Was ihr von dem kleinen Handel
»sagt, blendet uns nicht. Gerade dieser kleine
»Handel ist, seiner ganzen Natur nach, der
»einträglichste von allen. Zum Reichthum
»müßt ihr auf diesem Wege gelangen, und
»seyd ihr einmal in dem Besitz des größten
»Theils unseres Vermögens, so wagen wir,
»wo nicht unsere Freiheit, doch wenigstens
»unsere Moralität. Ihr lächelt? Auch wir
»kennen die Kraft des Geldes. Wer einmal
»im Besitz desselben ist, hat es ganz in sei-
»ner Macht, die Nazionalindustrie zu be-
»herrschen, weil diese nur durch das Geld
»belebt werden kann. Noch mehr: wer im
»Stande ist, alles um sich her arm zu ma-

»chen, hat es auch in seiner Gewalt, alle »die Fugen auseinander zu reissen, welche »die Gesellschaft zusammenhalten und ihr »diejenige Einheit geben, wodurch ihre »Kraft bestimmt wird. Wie will der arme »Richter der Kraft des Geldes widerstehen? »Wie will der arme Staatsmann Vorrechte »verweigern? Euer Vorschlag wäre ganz »dazu geeignet, euch die Weltherrschaft, die »ihr weder durch Arbeitsamkeit, noch durch »Tapferkeit gewinnen konntet, auf dem aller»leichtesten Wege zu verschaffen; wenigstens »würdet ihr dieselbe scheinbar erlangen und »bis zu dem Augenblick besitzen, wo eure »List der physischen Gewalt unterläge. Geht, »ihr seyd Verkehrte, mit welchen wir in keine »Art von Gemeinschaft treten können, ohne »uns in die größten Verlegenheiten zu setzen. »Wollt ihr Aufnahme bei uns finden, so »müßt ihr Theil an unserer Arbeit nehmen, »nicht dieselbe in ihren Resultaten verbrau»chen wollen; dies ist eine Bedingung, der »ihr euch ohne alle Widerrede unterwerfen »müßt, wenn Gemeinschaft unter uns statt

»finden soll. Möglich, daß der gesellschaft»liche Zustand nicht so vollkommen ist, als »er seyn könnte; aber das Geschäft, das ihr »betreiben wollt, ist von einer solchen Be»schaffenheit, daß wir es am wenigsten sol»chen Individuen anvertrauen können, welche »sich zur endlichen Weltherrschaft bestimmt »glauben. Wir fügen unserer Erklärung »noch einen guten Rath hinzu, wie sehr wir »auch daran zweifeln, daß ihr davon Ge»brauch machen werdet: «

»»Ihr seyd bisher ein müssiges Volk »»gewesen; aber ihr müßt nun gerade an»»fangen, ein kluges Volk zu werden. Da»»zu ist vor allen Dingen erforderlich, daß »»ihr mit Unbefangenheit um euch herblickt. »»Die moralische Welt bewegt sich in ganz »»anderen Bahnen, als ihr ahnet. Wie »»stark auch der Zauber des Geldes seyn »»mag, so giebt es doch noch einen stärke»»ren; es ist der Zauber der Intelligenz, »»von welchem ihr bisher noch keine Ah»»nung gehabt hat. Seht, der Verstand, »»der das Geld geschaffen hat und es noch

»»täglich erwirbt, muß nothwendig die grö-
»»ßere Kraft seyn; und so lange ihr diese
»»nicht besitzt, d. h. so lange ihr mit eurem
»»Reichthum nicht die höchste Intelligenz
»»verbindet, bleibt ihr fortdauernd der Ge-
»»fahr ausgesetzt, mit dem ersteren euer Le-
»»ben einzubüßen. Ihr könnt, vermöge eu-
»»res Geldes, die ganze Welt demoralisiren;
»»aber gerade, wenn euch dies gelungen ist,
»»zerreißt der Faden, an welchem das über
»»eurem Haupte schwebende Schwert befe-
»»stigt ist. Ihr strebt nach der Höhe, aber
»»ihr stellt euch, ohne es zu ahnen, immer
»»auf Vulkane. Wollt ihr sicher gehen, so
»»geht mit uns. Verfolgt kein antisoziales
»»Interesse, das euch nothwendig immer
»»zerstören muß, wie es euch in der gegen-
»»wärtigen Epoche zerstört hat. Die Rö-
»»mer haben euch gegen ihren Willen so
»»übel behandelt, ihr habt sie dazu ge-
»»zwungen. Dasselbe wird der Fall seyn,
»»oft ihr gegen eure Mitbürger konspirirt.
»»Hört auf, Juden zu seyn, um Men-
»»schen werden zu können.««

Die Zeiten, in welchen man so sprechen kann, waren, als sich das gegenwärtige Verhältniß der Juden zu den übrigen Staatsbürgern zu bilden begann, noch nicht vorhanden; denn es fehlte noch an allen den Erfahrungswissenschaften, welche sie herbeiführen *). An der Stelle der Einsicht entschied also von der einen Seite das Erbarmen mit dem unglücklichen Zustande der Juden, von der andern das Bedürfniß einer besonderen Menschenklasse, welche den kleinen Handel betriebe. Das Christenthum trug, vermöge des religiösen Charakters, den es gerade in dieser Zeit anzunehmen begann, nicht wenig zur Begünstigung der Juden

*) Wären Einsichten dieser Art im Alterthum vorhanden gewesen, so müßten sich Spuren davon in den Schriftstellern jener Zeiten finden. Allein es fehlt daran durchaus und giebt es einen besseren Beweis der Fortschritte des menschlichen Geistes, als diesen? Mögen die Juden sie leugnen; das versteht sich von selbst. Aber dies vernichtet ihr Daseyn nicht. Man weiß, daß Lessing und Mendelssohn hierüber immer im Streit blieben.

bei, indem dieſe mit einer Schlauheit, die ihnen zu allen Zeiten eigen geblieben iſt, die Chriſten an ihren gemeinſchaftlichen Urſprung zurückerinnerten, und die Nazionalität ihres Gottes neben ſeiner Einheit und Unſichtbarkeit mit Stillſchweigen übergingen. So wurde alſo ein Volk als ein integrirender Theil der größeren Geſellſchaft aufgenommen, das bis dahin nur für ſich ſelbſt hatte integriren wollen, und mit welchem, genau genommen, keine Art von Gemeinſchaft möglich war.

Verfolgt man nun die Entwickelungsgeſchichte des neu geſtifteten Verhältniſſes der Juden gegen die übrigen Staatsbürger; ſo ſieht man ſehr deutlich, daß alle die Schickſale, welche die Juden in einem Zeitraum von 17 Jahrhunderten litten, nach den allerbeſtimmteſten Geſetzen erfolgten, deren Wirkſamkeit nur durch den größern oder geringeren Umfang der Geſellſchaft, auf welche ſie ſich geworfen hatten, modifizirt wurde. War nämlich die Geſellſchaft groß, ſo war ihr Aufenthalt in derſelben von längerer, war ſie hingegen klein, von kürzerer Dauer. Im-

mer wollte man großmüthig und edel mit ihnen verfahren, und immer mißbrauchten sie die Großmuth ihrer Beschützer so lange, bis diese nicht umhin konnten, das eingegangene Verhältniß wieder aufzuheben. Christen, Muhamedaner und sogenannte Heiden sind sich hierin immer gleich gewesen. Doch soll das Folgende ganz deutlich werden, so muß eine Auseinandersetzung dessen vorangehn, was Geld und Münze ist.

Die Anlage zum Handel ist dem Menschen in der größeren Sensibilität gegeben, die ihn von den Thieren unterscheidet, wir mögen diese Sensibilität nun bezeichnen, wie wir wollen. Der Handel selbst nimmt allenthalben da seinen Anfang, wo die Gesellschaft aufhört, Familiengesellschaft zu seyn. In seiner ersten Gestalt ist er Tauschhandel. Diese Art des Handels setzt zwar eine Theilung der Arbeit voraus; aber diese Theilung ist noch nicht weit getrieben. Immer ist bei dem Tauschhandel die Arbeit dasjenige, was ausgetauscht wird. Wer also in diesem Zustande der Gesellschaft Antheil an dem Han-

del nehmen will, der muß vorher Antheil an der Arbeit genommen haben. Giebt es da, wo Tauschhandel getrieben wird, Personen, welche handeln, ohne vorher gearbeitet zu haben, so sind es die Chefs der Völkerschaften, und auch diese müssen es, entweder durch eigene oder ihrer Väter Anstrengung, dahin gebracht haben, daß Andere für sie arbeiteten mussen. Alle Übrigen können nichts anderes zu Markte bringen, als eigene Arbeit; und da man nicht arbeiten kann, ohne sich mit anderen Personen zu identifiziren, die Identifikazion aber nothwendig zur Entsagung des Eigenthümlichen führet, so ist eben behauptet worden, daß an der Erhaltung des mosaischen Gesetzes ganz ausschließend die Entwikelung Schuld ist, welche die Welt dadurch erhalten hatte, daß um die Zeit, wo Jerusalem zerstört werden mußte, ein vollkommenerer Handel vorhanden war, als der Tauschhandel ist, ohne daß man die Natur des Handels begriffen hatte. Wäre Amerika um diese Zeit bereits entdekt gewesen, und hätten die Römer die Juden, anstatt sie

in der kultivirten Welt zu lassen, nach den nördlicheren Ländern der andern Hemisphäre eingeschifft, so hätten sie unter den Bewohnern dieser Länder durch unabtreiblich nothwendige Identifikazion ihren Untergang als Juden finden müssen.

Wie groß auch die Gesellschaft sey, wie sehr sich auch die Arbeit getheilt habe, wie bedeutend also auch der Umfang des Markts gedacht werden mag; immer ist der Tauschhandel mit großen Schwierigkeiten verbunden. Erstlich kostet es Zeit und Mühe, denjenigen aufzufinden, der gerade das, was wir suchen, im Überfluß besitzet, und gerade das, was wir anzubieten haben, so dringend bedarf, daß er tauschlustig werden kann. Zweitens, wenn wir auch unsern Mann gefunden haben, wie uns über die Quantität und Qualität der umzutauschenden Waaren mit ihm vergleichen? Die Frage ist hier immer: Ob wir betrügen oder uns betrügen lassen sollen? Und obgleich die Selbstliebe von der einen Seite zum Betrug geneigt macht, so ist doch, von der andern, nach ge-

schehenem Austausch, immer entweder ein Irrthum zu bereuen, oder eine Rache zu fürchten. Es läßt sich mit der vollkommensten Wahrheit behaupten, daß der Tauschhandel allenthalben, wo er nöthig war, ein unabsehliches Heer von Beschwerden und Leiden mit sich führte. Von allen schlimmen Umständen, die ihn begleiteten, war aber derjenige bei weitem der schlimmste, daß keine Theilung der Arbeit ins Unendliche möglich war, und folglich die Gesellschaft nie den hohen Grad von Stärke und Vollkommenheit erringen könnte, wodurch sie sich gegenwärtig auszeichnet. So lange es nämlich nur Tauschhandel gab, konnten nur Produkte, die Jeder bedurfte, und nur vollendete Produkte (der Natur oder der Kunst) auf den Markt gebracht werden; und die Folge davon war, daß jeder, der z. B. Wolle zu verkaufen hatte, sie gesponnen, gewebt, gefärbt haben mußte, wenn er dafür einen Ochsen oder etwas Ähnliches eintauschen wollte. Und was hatte er, wenn er zum Besitz des Ochsen gelangt war? Höchstens Etwas, das

ihm unter besonders günstigen Umständen zu statten kommen konnte. Hatte er viel produzirt, so erhielt er freilich viel für seine Arbeit; aber er hatte zugleich die Mühe des Aufbewahrens und des Wegschaffens des ihm unbrauchbar gewordenen oder gar verdorbenen Überflusses; und, welchen großen Werth er auch auf den Erwerb für seine Arbeit legen mochte, so befand er sich doch nie in der Lage, alle seine Wünsche, sondern nur ein bestimmtes Bedürfniß, eine Leidenschaft, eine Laune zu befriedigen. An Entstehung gewisser Handwerke oder Künste war dabei gar nicht zu denken. Kurz: Ein Volk, das keinen anderen Handel kennt, als den Tauschhandel, kann nur bis zur ersten Theilung der Arbeit vorschreiten, nie sehr zahlreich und mächtig werden und das Totalprodukt seiner Beschäftigung nie bedeutend nennen.

Indessen lag gerade in allen den Beschwerden, welche den Tauschhandel begleiteten, die Veranlassung zu einem vollkommneren Handel. Indem man nämlich bei Gele-

genheit des Tauſchhandels dasjenige kennen lernte, worauf ſich die Begierde der Tauſchenden am allgemeinſten warf, ſetzte man ſich in den Beſitz dieſer Waare; und ſo entſtand auf die natürlichſte Weiſe von der Welt ein allgemeines Mittel des Tauſches, ein Werkzeug des Handels. Dies Mittel, dies Werkzeug, war an verſchiedenen Orten oder zu verſchiedenen Zeiten immer verſchieden. Bei den rohen Völkern, die Homer uns ſchildert, waren es Ochſen; bei den Bewohnern New Foundlands, Stockfiſche; bei den Virginiern, Tabak; bei den Weſtindianern, Zucker. Doch dieſe Verſchiedenheit hinderte nie, daß die beliebte Waare nicht Geld geweſen wäre, mit dem einzigen Unterſchiede von unſerem Gelde, daß es ſich nicht ohne Mühe und Aufwand von einem Ort zum andern ſchaffen und ſich weder ohne Schaden theilen, noch unverbraucht, zum wiederholten Eintauſch bringen ließ.

Es waren unſtreitig Unbequemlichkeiten dieſer Art, welche endlich zum Gebrauch der Metalle als Werkzeuge des Handels führten.

Waren es anfangs, wie bei den älteſten Spartanern und Römern, die unedleren Metalle, deren man ſich zum allgemeinſten Austauſchungsmittel bediente, ſo wurden es in der Folge die edleren. Silber und Gold mochten in Hinſicht der Brauchbarkeit immer hinter dem Eiſen zurückſtehen, ſo waren ſie doch als Werkzeuge des Handels vollkommner. Beide reizten durch ihren gefälligen und ſtandhaften Glanz. Beide zierten mehr, als alle übrigen Metalle, Kleidung, Waffen, Hausgeräth. Beide waren, bei dieſer ausnehmenden Brauchbarkeit zum Schmuck, ſelten genug, um dem Hange nach Auszeichnung und Ehre willkommen zu ſeyn, welcher ſich in jeder größeren Geſellſchaft entwickelt, weil jedes menſchliche Individuum frei ſeyn will und die Freiheit nur dadurch erringen kann, daß es ſich über andere Individuen mehr oder weniger hinausſchwingt. Und waren dies die urſprünglichen Eigenſchaften, welche die beiden edleren Metalle beliebt machten, ſo lernte man durch den Gebrauch derſelbe als allgemeiner Handelswerkzeuge ſehr

bald andere kennen, die ihnen einen noch weit höheren Werth gaben. Wer Gold und Silber besaß, hatte eine Waare, die jeder Reiche, also jeder ihm abnahm, der sich im Überfluß solcher Produkte befand, die das Bedürfniß sucht. Eben deswegen aber wurde auch der Arme begierig nach dem Besitze des Goldes und Silbers. Aus der sehr beliebten Waare wurde, auf diesem Wege, eine allgemein beliebte, auf welche man einen um so höheren Werth legte, weil sie vor allen übrigen Produkten die Vorzüge hatte, erstlich, in einem hohen Grade theilbar zu seyn; zweitens, beim Gebrauch wenig oder gar nichts zu verlieren; drittens, ohne bedeutenden Aufwand von einem Ort zum andern transportirt werden zu können; viertens feuerfester zu seyn, als alle übrigen Metalle, und fünftens, von Generazion zu Generazion, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortzudauern. Wer also Gold und Silber tauschte, gab eine ihm unbrauchbare Waare, gegen eine, die nicht blos Werth hatte, sondern auch überall fast in gleichem Preise stand, bei

welcher

welcher alſo in Vergleichung mit jeder anderen Waare das wenigſte zu verlieren war. Er gab ferner eine verderbliche Waare gegen eine unverderbliche. Er gab außerdem eine in ſehr wenigen Fällen ohne Nachtheil zu theilende gegen eine ins Unendliche theilbare. Er erhielt in dieſer Waare eine, die ihm ein jeder wieder abnahm, er mochte, wo bei ihm geſucht wurde, in Überfluß beſitzen oder nicht. Er erhielt endlich eine Waare, welche ihn nicht blos in den Stand ſetzte, dieſes oder jenes Bedürfniß, ſondern alle Bedürfniſſe ohne Ausnahme für die Gegenwart und Zukunft gerade in dem Maaße zu befriedigen, in welchem er Befriedigung wünſchte; ja, mit ſeinen Planen über die Spanne Zeit, welche das Leben ausmacht, weit hinaus zu gehen, und die Wirkſamkeit oder Unwirkſamkeit ferner Generazionen zu beſtimmen.

Mit dem unbegränzten Genuß, den das Gold und Silber als allgemein beliebte Waare gewahrte, ſtand aber eine unbegränzte Arbeitſamkeit in der mannichfaltigſten Verbindung. Mehr als jemals war man jetzt

darauf bedacht, den möglich größten Überfluß an Produkten der Natur und Kunst zusammen zu bringen; denn von nun an erhielten Dinge einen Werth, die man bisher als durchaus unbrauchbar verworfen hatte. So weit nur immer die Einsicht reichte, von welcher eine Theilung ausgehen konnte, theilten sich die Geschäfte des Lebens, und es entstanden Beschäftigungen, von welchen man in einem unvollkommneren Zustande der Gesellschaft auch nicht die geringste Ahnung haben konnte. Ohne paradox zu seyn, kann man behaupten, daß Gold und Silber die thierische Maschine, welche wir Mensch nennen, zuerst in Körper und Geist getheilt habe; denn durch Gold und Silber wurde die Gesellschaft dahin geführt, daß, während der größte Theil ihrer Mitglieder als bloße Maschinen zu irgend einer Arbeit verbraucht wurden, andere als Intelligenzen wirken konnten. Das Geld wurde der Kitt, der die immer größer werdende Gesellschaft in ihren Fugen zusammenhielt und jedem Individuum die Bereitwilligkeit gab, ohne Liebe und Haß

für oder gegen diejenigen zu arbeiten, die man gar nicht kannte.

Dieſe großen Wirkungen erfolgten vorzüglich von dem Augenblick an, wo das Gold und Silber, das bis dahin blos Geld geweſen war, ſich in Münze verwandelte. Ehe die Verwandelung vorging, konnte man dem Betrug beim Kauf und Verkauf nur dadurch entgehen, daß man jedes Stück Geld wog und die Feine deſſelben ins Reine brachte. Beide Operazionen waren langwierig und beſchwerlich; aber eben weil ſie dies waren, dachte man auf Mittel, ſich ihnen zu entziehen. Die Operazion des Probirens unnöthig zu machen, drückte man einzelnen Barren einen öffentlichen Stempel auf, durch welchen eine ganze Nazion ihre Ehrlichkeit verpfändete, indem ſie dadurch die Verſicherung gab, daß der geſtempelte Barren von gleichmäßiger Güte ſey. Jetzt durfte nur noch gewogen und getheilt werden; und man wog und theilte ſo lange fort, bis, unter öffentlicher Autorität, die Schwere jedes Stücks auf dem Stücke ſelbſt angegeben wurde,

Waage, Schmelztiegel und Feile vollkommen überflüssig waren, und kein anderes Geschäft übrig blieb, als das des Zählens.

Was bisher immer Tausch, wenn gleich erleichterter Tausch war, verwandelte sich, durch die Verwandelung des Geldes in Münze, in den allerleichtesten Kauf und Verkauf; denn von nun an war es möglich, daß jeder Kauf und Verkauf, der kleinste wie der größte, in wenigen Augenblicken mit der äußersten Pünktlichkeit oder Genauigkeit vollendet werden konnte; es bedurfte ja nur eines Nachsehens von beiden Seiten und eines Einscharrens der Münze, wenn die geforderte Waare gegeben war. Dies war aber nicht die einzige glückliche Folge der Verwandelung des Geldes in Münze. Eine große Menge von Waaren, die einzeln, wie wir sie gegenwärtig kaufen, nicht gesucht wurden, nicht gesucht werden konnten (weil man sie mit sehr kleinen, nicht vorhandenen Summen hätte bezahlen müssen, oder mit andern Worten, weil beim Aufkauf derselben ein Aufwand von Zeit und Kraft unver-

meidlich gewesen seyn würde, den man nicht ohne Schaden machen konnte), kamen nun erst zu Markte, und stiegen von der höchsten Unbrauchbarkeit, in welcher sie bis dahin dagelegen hatten, zu der höchsten Brauchbarkeit empor. Jetzt fanden sich Personen, welche die Hörner und Knochen des Rindviehs, die Felle geschlachteter oder gestorbener Thiere, Haderlumpen aller Art, sogar den Unrath aus den städtischen Haushaltungen gegen eine Kleinigkeit aufkauften, und von dem Wiederverkauf aller dieser Dinge an Ort und Stelle, die größten Vortheile zogen. Alle Verhältnisse der moralischen Welt wurden jetzt verändert. Nicht genug, daß jetzt eine Menge neuer Handwerke und Künste entstanden, welche, indem sie sich an frühere anschlossen, das Leben vollständiger und genußreicher machten, mußte auch eine vollkommene Revoluzion in den menschlichen Verhältnissen selbst entstehen. Hatte bis dahin der Besitz eines Eigenthums im Grund und Boden nicht nur über Reichthum, sondern auch über Freiheit entschieden; hatte bis da-

hin wer einmal von diesem Besitz ausgeschlossen war, nicht die mindeste Aussicht gehabt, seinen staatsbürgerlichen Zustand wesentlich zu verbessern; so hörte dies plötzlich auf. Wer nur in dem Besitz einiger Dreier war, konnte durch glücklichen Kauf und Verkauf, nach und nach, zum Millionär emporsteigen, dem Gutsbesitzer sein Eigenthum abkaufen und durch fortgesetzten Handel — der freiste Mann im Staate werden; es gehörte dazu nur konsequente Industrie; alles übrige fand sich ganz von selbst, da einmal die Begierde nach unendlich vervielfältigtem Genuß durch die Verwandlung des Geldes in Münze gegeben war. Diese Verwandlung hat also Sklaverei und Leibeigenschaft allein gemildert und abgeschaft. Wo keine Münze ist, da ist die Abschaffung derselben unmöglich, und will man sie dennoch bewerkstelligen, so setzt man die Gegenstände der Großmuth der Gefahr aus, wo nicht Hungers zu sterben, wenigstens noch weit elender zu werden, als sie bis dahin gewesen sind. Die Kraft der Münze ist, alles gehörig überlegt, beinah

gar nicht zu berechnen. Verſchwände diejenige Art von Münze, die wir Scheidemünze nennen, aus unſeren Staatsgeſellſchaften, ſo müßten alle Gewerbe und jedes Verkehr, der Kleinhandel wie der Großhandel, unabtreiblich in Verfall gerathen; und indem die Fundamente der Geſellſchaft in ihren innerſten Fugen aus einander geriſſen würden, ſo könnte es nicht fehlen, daß unſere ganze Kultur über den Haufen ginge. Mord und Rebellion müßten auf der Stelle erfolgen und alle die Verwüſtungen anrichten, welche die Geſellſchaft auflöſen; denn der Soldat z B. macht von dem ihm zum Beſten der Geſellſchaft anvertrauten Mordgewehr nur ſo lange den vorgeſchriebenen Gebrauch, als man ihm ſeine dringendſten Bedürfniſſe in Scheidemünze reicht, und ihm, wenn er keine militäriſchen Dienſte thut, Gelegenheit verſchafft, Scheidemünze zu erwerben. Die rettende Kraft der Thalerſtücke ſteckt nur in ihrer Theilbarkeit, und geht verloren, ſobald das Theilungsgeſchäft nur um wenige Tage verzögert wird, weil kein geſunder Körper

Hunger leiden kann, ohne ſich zu zerſtören, und weil, indem die Verdauungskräfte gegen ſich ſelbſt wirken, der Zerſtörungstrieb durch den Selbſterhaltungstrieb in ſeiner ganzen Furchtbarkeit erwacht.

Da nun in dem Gold und Silber, als der allerbeliebteſten Waare, eine ſo ungeheure Kraft enthalten iſt, daß derjenige, der ſich in dem Beſitz derſelben befindet, alle übrigen möglichen Waaren, in jedem ihm beliebigen Augenblick beſitzen kann; da ferner durch den Beſitz dieſer allerbeliebteſten Waare allein wohlfeile Einkäufe und theure Wiederverkaufe möglich werden; da endlich kein bequemeres Equivalent denkbar iſt, als Gold und Silber, oder durch Gold und Silber: So begreift man auch ſehr leicht, wie dieſe beiden Metalle, theils unter ſich, in ſofern ſie bei gleicher Quantität durch die größere Seltenheit des einen, dem Werthe nach, verſchieden ſind, theils als die höchſten Objekte des Handels, Gegenſtände des Verkehrs werden, oder, mit andern Worten, wie Geldhandel entſtehen konnte.

Ohne in die Geschichte des Geldhandels einzugehen, bemerk' ich über diesen Gegenstand nur Folgendes: Es war zur Hervorbringung des Geldhandels nichts weiter erforderlich, als augenblickliches Bedürfniß der allerbeliebtesten Waare zur Betreibung eigener oder fremder Angelegenheiten, und die Unfähigkeit des Verkäufers, eine andere Waare vortheilhaft los zu werden. Hatte die fordernde Person den nöthigen Kredit, oder konnte sie, unter hinlänglicher Autorität, ein Unterpfand geben oder versprechen; so erhielt sie diese Waare, nur daß sie es sich gefallen lassen mußte, wenn sich der Verkäufer für seine Gefälligkeit eine Belohnung ausbedung, die der Quantität der abgetretenen Waare entsprach. Diese Belohnung wurde, im Ganzen genommen, immer nach der größeren oder geringeren Seltenheit der allerbeliebtesten Waare bestimmt; Wucher trieb nur immer derjenige, der über das von den Gesetzen festgesetzte Verhältniß der Belohnung (Zinses) zu der Quantität der Waare (Capital) hinausging, und da, wo dieses Verhältniß nicht

reguliert ist, giebt es eigentlich gar keinen Wucher. So bald nun Geld gegen Geld gekauft werden konnte, mußte es in der Gesellschaft Personen geben, welche, ohne irgend einen anstrengenden Antheil an ihrer Nazional- zu nehmen, von dem Resultat der Bewirthschaftung mit der allerbeliebtesten Waare existiren konnten. Diese Personen aber hatten es immer ganz in ihrer Gewalt, sich unermeßlich zu bereichern, wenn die Gesellschaft groß und thatig genug war, um eine solche Bereicherung möglich zu machen. Selbst wenn die Gesetze das Verhältniß des Zinses zu dem Capital festgestellt hatten, durften sie nur die Unaufälligen machen, um denjenigen, der ihre Waare durchaus haben mußte, zu jeder ihnen beliebigen Bedingung zu bewegen. Die Theilbarkeit der Metalle selbst war es, was die Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingung mit sich brachte, denn man durfte, um sich die nöthige Garantie zu verschaffen, nur so viel von der Quantität der Waare (dem Capital) zurückbehalten, als man sich als außerordentliche d. h. widerrechtliche Be-

Lohnung ausbedungen hatte, und sich über die ganze Summe eine Handschrift ausfertigen lassen, welche das Capital mit den gesetzlichen Zinsen sicherte. Tausend Ausflüchte wurden von jeher gebraucht, um den Käufer geschmeidiger zu machen; tausend Ausflüchte finden zu einem solchen Zweck noch immer statt, wie sehr sich auch die menschliche Gesellschaft seit ungefähr zwei Jahrtausenden in ihrem Innern vervollkommnet hat.

Wollten die Geldhändler ihre egoistischen Zwecke noch sicherer erreichen, so dursten sie nur in einen Bund zusammen treten, der bei ihrer geringen Anzahl sehr leicht zu Stande gebracht werden konnte, und so eine Art von Zunft bilden, welche jedes einzelne Mitglied selbst entworfenen Gesetzen unterwarf, und dadurch zur Befolgung Einer Maxime zwang. Eine solche Gesellschaft mußte mit der Zeit nicht nur die Beherrscherin der ganzen Nazionalindustrie werden, sondern es auch ganz in ihre Gewalt bekommen, ob irgend eine Unternehmung der ganzen Nazion z. B. ein Krieg, gelingen sollte oder nicht. Sie war

nicht ganz verwerflich, so lange sie, innerhalb gewisser Schranken, mit Entsagung aller menschlichen Gefühle das bloße Kantharidenpflaster der produktiven Industrie machte, aber sie wurde eben so abscheulich als gefährlich, so bald sie über diese Schranken hinausging, alle abstrakte Staatskraft in sich konzentrirte, und durch den Heerreiz, den sie verursachte, Ruhelosigkeit gab. Und was kann man zum Besten einer solchen Gesellschaft sagen, wenn sie ein von dem höchsten Nationalinteresse, welches immer eine kraftvolle Nazionalexistenz ist, ganz verschiedenes hat und befolgt? Kaum darf nun noch in Anschlag gebracht werden, daß diese Junft über das Wohl und Weh jedes ihr gefälligen oder misfälligen Individuums schalten und walten kann, wie es ihr beliebt; daß sie die Mittel hat, Rechtsfälle zu ihrem Vortheil entscheiden zu machen, selbst wenn das Gesetz nicht für sie spricht; daß sie im Stande ist, die Mächtigen zu einer immer kräftigeren Unterdrückung der arbeitenden Klasse zu bewegen, bis Regenten und Regierte

in die ſtärkſte Oppoſizion mit einander gera-
then, die eine Erſchütterung nach der andern
nach ſich zieht. Dies alles verſteht ſich ganz
von ſelbſt, wenn von einer Kraft die Rede
iſt, die, gehörig angebracht, ganze Staaten
vernichten und mit dem Schickſal der Nazio-
nen ſpielen kann. Kurz: ſobald aus dem
Gelde Münze geworden iſt, hat es eine nicht
zu berechnende Kraft; und darum iſt Jeder,
der ſich in dem Beſitz einer bedeutenden
Maſſe dieſer Waare befindet, in dem gewöhn-
lichen Lauf der Dinge ſelbſt dann frei, wenn
ihn Staatsgeſetze drücken ſollen, und er, um
ſein Geheimniß gehörig zu bewahren, den
Unterdrückten ſpielt, und nach gröſſeren Pri-
vilegien ſtrebt, als die natürliche Kraft des
Geldes mit ſich bringt.

Nach dieſen ſehr nothwendigen Bemer-
kungen über Geld, Münze und Geldhandel,
kehre ich zu den Juden zurück.

Mit einem Strick um den Hals und mit
Rindern und Schaafen vermiſcht, wurden ſie,
auf den Befehl des Titus, verkauft, ver-
ſchenkt, verſtoßen. Die Abſicht dieſer Be-

handlung war, sie zu einer Identifikazion mit den übrigen Bewohnern des Römerreichs zu zwingen. Titus erreichte seinen Endzweck nicht, weil der Jude, selbst als Sklave, keinen Werth hat; denn nur im Gefühl der ihm gewordenen Verheißungen lebend, duldet er alle Mißhandlungen, bis er entweder seinen Geist aufgiebt, oder durch erschöpfte Grausamkeit Mitleiden erregt. Selbst als Sklaven verworfen, legten sich also die Juden auf den Handel. Will man wissen, von welcher Art dieser Handel war, so erinnere man sich des Thuns und Treibens derjenigen Juden, welche in den größeren Städten die Lumpen der bemittelteren Klasse aufkaufen, um sie an eine ärmere wieder zu verkaufen. Es war Trödelei was sie trieben; und da man sie so gut kennen gelernt hatte, so nahm man sich wohl in Acht, sie zu Kräften kommen zu lassen.

Vielleicht hat die Welt nie eines höheren Grades von Wohlseyn und Beglückung genossen, als unter den Regierungen der Antonine und Mark Aurele. Dies wäre unmög-

lich gewesen, hätten die Juden in diesen Zeiten nicht in dem höchsten Elend gedarbt. So wie sich, nach und nach, die Zurückerinnerung an ihre Verschwörung gegen die ganze damals bekannte Welt verlor, gewannen sie freieren Spielraum. Die Trödelei hatte ihren Reichthum ganz allmählig eingeleitet. Es versteht sich ganz von selbst, daß sie diese Art des Erwerbs aufgaben, als sie, in einem Zeitraum von ungefähr hundert Jahren, Geld genug gesammelt hatten, um Geldhandel treiben zu können. Als Geldhändler gesucht, erwarben sie sich von neuem Ansehn und Übergewicht. Von diesem Augenblick an begannen sie, ihren Standort in der Gesellschaft liebzugewinnen, und die Arbeit noch unendlich mehr zu verfluchen, als sie es vorher gethan hatten. Das mosaische Gesetz, das sie auf diesen Punkt geführt hatte, erhielt, von nun an, einen nie gehabten Werth in ihren Augen; denn hatten sie es in einer früheren Periode um der Verheißungen willen geliebt, die es enthielt, so liebten sie es jetzt um der Vortheile willen, die

ihr staatsbürgerlicher Standort mit sich führte, wahr oder nicht in sich selbst, genug es offenbarte sich als wahr, so oft man nur, die Identifikazion aus vollem Herzen verabscheuend, sich möglichst isolirte, und, alle übrigen Staatsbürger als Götzendiener fliehend, die Idee eines einigen unsichtbaren Nazionalgottes festhielt, der alle Völker der Erde in die Hände des geliebtesten Volkes zu geben versprochen hatte. Vergeblich erbot sich Julian, Jerusalem wieder aufzubauen, wenn sie nach Judäa zurückkehren wollten; jetzt fuhren Feuerflammen aus den Ruinen des salomonischen Tempels; jetzt hatten zephytische Dünste das Land unbewohnbar gemacht. Kurz: es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zuerst, daß die Juden sich weit besser auf ihren Vortheil verstanden, als Julian ihren Charakter zu beurtheilen wußte *).

Zwar

*) Was Montesquieu und Gibbon von diesem Imperator geurtheilt haben, kann gar nicht in Betrachtung gezogen werden. Beide sahen ihn, dem Geist der Zeiten gemäß, nicht mit

Zwar blieb das Verhältniß, in welchem die Juden mit den Christen dieser Zeiten standen, nicht ohne alle Beschwerden; aber indem eine genaue Beobachtung der übrigen Misverhältnisse, die in der Gesellschaft vorhanden waren, zur Hinterlist und Falschheit führte, und die Religiosität jede Immoralität rechtfertigte, verschwand der größte Theil dieser Beschwerden. Ihre Geschmeidigkeit und knechtische Unterwerfung unter den Willen der Mächtigen des Landes brach ihnen immer die Bahn, indem sie die Eigenliebe bestachen. Man schrieb ihnen Tugenden zu, welche sie nie hatten, nie haben konnten. Was man Moralität in ihnen nannte, war nie etwas anderes, als Politik *).

---

philosophischem, sondern mit polemischem Auge an. In dieser Ansicht mag er vortheilhaft erscheinen; daraus folgt aber nichts für seine Vortrefflichkeit. Bei Julian standen Tugend und Einsicht in einem für sein Geschäft äußerst unglücklichem Verhältniß, und das Schonendste was man von ihm sagen kann, ist, daß er sein Zeitalter nicht begriff.

*) Man beobachte die Juden in ihren häuslichen

Je mehr die Juden den Handel aristokratisirten, d. h. sich aller Vortheile der Industrie bemächtigten, desto mehr zerfiel das Römerreich. Sie waren es also, welche den Barbarenherden den Eintritt in dasselbe erleichterten. Nicht als ob dies jemals ihre Absicht gewesen wäre, sondern blos, weil sie ihrem Instinkt nach Geld bis an die äußerste Gränze folgten, und dadurch immer die Gesellschaft desorganisirten. Die Regierungen sahen dies nicht eher ein, als bis das Unglück den höchsten Punkt erreicht hatte. Dies war im Anfange des 6sten Jahrhunderts der Fall. Heraclius, welcher um diese Zeit an der Spitze des orientalischen Romerreichs stand, machte die Verfolgung der Juden zum Hauptartikel aller politischen Verbindungen, in welche er einging. Der gothische König Sisebut und der fränkische König Dagobert fingen auf den Rath des Heraclius die ersten Judenverfolgungen im Occident an *). Man

und sogenannten freundschaftlichen Verhältnissen, und man wird diese Behauptung auch da noch gerechtfertigt finden.

*) Siehe Mariana Lib. VI. c. 18.

ließ den Juden die Wahl zwischen Taufe und freywilliger Verbannung. In der Regel wählten sie die letztere, weil sie, wenn sie einmal glücklich entkommen waren, ihrer Aufnahme in einem fremden Lande gewiß seyn konnten, in sofern sie Geld einführten. Hier wurzelten sie von neuem, bis sie sich voll gesogen hatten. Zu der Armuth ihrer Mitbürger fanden sie immer das Ende ihrer staatsbürgerlichen Existenz; denn nicht eher fielen die Gesellschaften über sie her, als wenn sie sich nicht anders retten konnten, d. h. wenn der jüdische Wucher sie zu Sklaven gemacht hatte, und ihnen nichts anders übrig blieb, als sich auf dem Wege der Gewalt in Freiheit zu setzen. Waren es christliche Gesellschaften, welche die unter ihnen lebenden Juden zerstörten, so wurden sie durch die Religion bey der Beurtheilung ihres Verfahrens sehr oft irre geleitet; vorzüglich wenn sie auf eine so listige Weise durch die Juden um ihr Vermögen gebracht waren, daß sie sich über den Haß, der in ihnen wirkte, keine Rechenschaft ablegen konn-

ten und einer religiösen Antipathie zuschrieben, was, besser aufgelöset, nichts anders war, als das Gefühl stark verletzter Menschenrechte. Doch war das Schicksal der Juden unter Muhomedanern und sogenannten Heiden niemals besser. Muhamed vernichtete mit Stumpf und Stiel alle diejenigen, welche sich, von Alexandrien aus, nach Arabien geworfen hatten und heißhungrig an dem Marke des großmüthigsten und ritterlichsten aller Völker sogen. Und gleiches Unglück widerfuhr ihnen in den asiatischen Reichen, so oft sie reich geworden waren. Was Christen und Muhamedanern und Heiden immer vorschwebte, wenn sie das Schwert der Rache gegen die Juden zogen, war der Gedanke: »Was wir zurücknehmen, ist unser Erwerb, die Frucht unsers Fleißes; List hat es uns abgewonnen, Gewalt muß es uns wiedergeben.«

Es läßt sich schwerlich berechnen, welche Ströme Judenbluts vergossen worden sind, weil die Juden, sich der Identifikazion weigernd, ein Verhältniß verzogen, das zwar

das mosaische Gesetz aufrecht erhalten, aber nie die Existenz des einzelnen Verbrers dieses Gesetzes sichern konnte.

Durch Dagobert aus Frankreich vertrieben, kehrten sie unter seinen Nachfolgern dahin zurück. Mehrere Jahrhunderte hindurch beschützt, erstiegen sie den Gipfel ihres Glücks unter Ludwig den Frommen, der sie nicht wenig begünstigte, weil sie sich als Unterdrückungsmaschine am besten gebrauchen ließen. Sie hielten sich noch unter den nachfolgenden Regierungen, wenn gleich zum Aerger der christlichen Unterthanen, welche, um das verderbliche Verhältniß der Könige und Juden zu zerreißen, in die fürchterlichsten Beschuldigungen ausbrachen, aber vergeblich lagen, weil der Zeitpunkt noch nicht gekommen war, wo das Übermaaß des Bösen der Anfang des Guten werden mußte. Die Stunde der Befreiung schlug endlich unter Philipp August. Die wahre Ursach der Vertreibung waren die ungeheuren Reichthümer, welche die Juden gesammelt hatten, und durch welche alle Einwohner der Hauptstadt

ihre Sklaven waren; die vorgewandte, die Kreuzigung eines Jünglings, Namens Richard. Alles was die Juden an baarem Gelde besaßen, fiel dem Fiskus anheim. Nie sind sie seit dieser Zeit zahlreich dahin zurückgekehrt, und immer hat Frankreich dieser Vertreibung einen Theil der großen Erfolge zu danken, welche seit mehreren Jahrhunderten aus der Einheit seiner Bewohner hervorgegangen sind. Wenn es gegenwärtig, aus dem misverstandenen Grundsatz einer allgemeinen Duldung, die Verbannten förmlich wieder aufnimmt, so kann dies nur daher rühren, daß es den ungeselligen Geist der Juden nicht in seinem Fundamente untersucht hat, und keine von den Folgen ahnet, welche diese Wiederaufnahme unausbleiblich nach sich ziehen muß.

In Spanien wurden sie verfolgt, sobald sich der Geist der Gothen hinlänglich entwikkelt hatte, um das fatale Verhältniß zu begreifen, worein sie mit den Juden getreten waren. Die Mittel, welche die gothischen Könige anwendeten, um eine Identifikazion

zu Stande zu bringen, waren dem Geiſte ihrer Zeiten angemeſſen und konnten nicht zum Ziel führen, weil ſie da beleidigten, wo man am kräftigſten widerſteht. Die Erbitterung, welche hieraus entſtand, hatte die Folge, daß die gothiſche Monarchie in der Waffenmacht der Sarazenen unterging *). So wie die Gothen ſich wieder erhoben, ſtellten ſich die Juden zwiſchen ſie und die Mauren, und dieſe Partheygängerey verzögerte die Wiedereroberung Spaniens um mehrere Jahrhunderte. Der Fall des Königreichs Granada war auch der Fall der Juden, theils um ſie wegen des von ihnen geſtifteten Unheils zu beſtrafen, theils um zu verhindern, daß ſie ſich nicht zwiſchen den Adel und die königliche Macht ſtellen möchten, um beide abwechſelnd zu ſchwächen und beide zu beherrſchen.

So günſtig auch der Catholizismus dem Judenthum vermöge der religiöſen Verwandtſchaft iſt, ſo haben doch die Juden ſelbſt in dem Mittelpunkt deſſelben (Rom und dem

*) Siehe Mariana Lib. VI. c. 8a.

übrigen Italien) alle die Schicksale erfahren, die sie in Frankreich und Spanien leiden mußten.

Seit dem zehnten Jahrhundert aus Deutschland vertrieben und immer wieder aufgenommen, führten sie sich zuletzt als Kammerknechte der Kaiser ein. Als solche standen sie unter unmittelbarem Schutz; denn ihr ausschließendes Geschäft war, die Einkünfte der Schatzkammer zu vermehren. Die Kunst Abgaben zu erheben, ohne sich dem Vorwurf des Despotismus auszusetzen, war damals noch nicht so weit gebracht, als gegenwärtig. Von der einen Seite fürchteten sich die Kaiser, neue Abgaben aufzulegen, von der andern drangte der Mangel des baaren Geldes. Unter solchen Umständen waren die Juden ein trefflicher Hebel. Sie waren gewissermaaßen die Generalpächter Deutschlands, und wurden, als solche, den Städten aufgezwungen, die sich, um von ihnen befreit zu werden, durch größere oder kleinere Summen, von diesem Druck loskaufen mußten. Als in der Folge das Ansehn der Kaiser fiel,

nahmen mehrere deutsche Fürsten sie ohne kaiserliche Erlaubniß bei sich auf, und gebrauchten sie zu eben diesen Zwecken. Vollkommnere Finanzsysteme haben sie gegenwärtig überflüssig gemacht, und was sie hält ist — die Größe der Gesellschaft.

Von Polen soll hier nicht die Rede seyn, um den Judengeist nicht in seiner ganzen Abscheulichkeit aufzudecken. Sie umklammerten dies in sich selbst so kräftige Land, und zogen es in einen Abgrund, aus welchem es sich schwerlich wieder erheben wird.

Eine genaue Untersuchung verdiente die Frage, ob Holland und England durch die Begünstigungen, die sie den Juden bewilligten, gewonnen oder verloren haben?

Wenigstens ist so viel ausgemacht, daß der Geist der Holländer seit der Aufnahme der aus Portugal vertriebenen Juden sich aufs wesentlichste verwandelt hat, und daß die batavische Republik ihre gegenwärtigen Schicksale durchaus dieser Veränderung verdankt. Wer vermag aber zu berechnen, wie groß der Antheil der Juden an dieser Ver-

änderung ist? So viel begreift man leicht, daß da, wo Gelderwerb die ausschließende Tendenz einer ganzen Nazion wird, die politische Unabhängigkeit derselben am wenigsten gesichert ist. Vor zwanzig Jahren sagten die Holländer, die goldene Kugeln, womit sie schössen, thaten von allen die größte Wirkung; aber sie haben jetzt erfahren, wie ein solcher Krieg sich endigt. Wo Bankiers an der Spitze der Armeen stehen, da wird schwerlich etwas anderes erfolgen, als Niederlage auf Niederlage, und Pichegrü wäre 1795 gewiß nicht so reißend in Holland eingerückt, hätten Millionäre nicht für ihre Schätze gezittert *).

*) Bloße Handelsstaaten kann man als die Mittelpunkte der Immoralität betrachten, in sofern sich Moralität auf andere Nazionen bezieht. Eben deswegen können sie gleichgültiger seyn gegen die Wirkungen des Judengeistes; nur müssen sie sich gefallen lassen, daß sie durch eben diesen Geist, nach und nach, zu Grunde gerichtet werden, weil alles Unmoralische seiner ganzen Natur nach verderblich ist. Man sage, was man wolle, es ist und bleibt un-

Englands Schickſal iſt noch unentſchieden; aber was haben alle große Anleihen, die Pitt durch jüdiſche Bankiers zu Stande brachte, anders bewirkt, als daß Frankreich

---

möglich, daß ein Staat ſeine politiſche Unabhängigkeit lange behaupte, wo ein Jude folgendes Teſtament machen kann:

»Ich (der Jude Pinedo) vermache 1) der Stadt Amſterdam nach meinem Tode fünf Tonnen Goldes. 2) Ich leihe derſelben ohne Zinſen auf 10 Jahre anderthalb Millionen. 3) Ich ſchenke einer jeden chriſtlichen Kirche in Amſterdam und dem Haag 10,000 Gulden und der Snyder-Kirche in Amſterdam 20,000 Gulden. 4) Ich ſchenke jedem chriſtlichen Waiſenhauſe in beiden Städten 10,000 Thaler. 5) Den Armen, 40 Schiffsladungen Torf. 6) Dem Waiſenkinde, welches zuerſt das Waiſenhaus verläßt, 1000 Gulden, und dem unmittelbar darauf folgenden 600 Gulden. 7) Ich vermache der portugieſiſchen Synagoge in Amſterdam zwei und eine halbe Tonne Goldes. 8) Dem portugieſiſchen Waiſenhauſe 30,000 Thaler. 9) Ich leihe der Regierung gegen 6 Prozent zehn Tonnen Goldes unter der Bedingung, daß die Zinſen den Juden in Jeruſalem zufließen; das Kapital bleibt der Regierung auf ewig. 10) Ich vermache der deutſchen Synagoge 5000 Gulden. 11) Mei-

mächtiger ist, als jemals, während die englische Nazion durch Auflagen erdrückt und auf die künstlichste Weise am Leben erhalten wird? Diese Bankiers werden England wahre

---

nen Verwandten Peter Otis, 3r Tonnen Goldes nebst Haus und Hof. 12) Meiner Wittwe 10 Tonnen Goldes. 13) Meinen übrigen Verwandten 10,000 Thaler. 14) Einem jeden von meinen Nachbarn, welcher bei meinem Leichenbegängniß zugegen seyn wird, 100 Dukaten. 15) Einer jeden unverheiratheten Person männlichen und weiblichen Geschlechts, die dabei erscheinen wird, 100 Gulden. 16) Einem jeden Priester in Amsterdam und dem Haag 100 Thaler, und einem jeden Küster 50 Thaler.« S. Schudt Memoral. Iud. Lib. IV. c. 18.

Über dies Testament ließe sich ein höchst interessanter Kommentar schreiben. Personen, die leicht geblendet werden können, behaupten nicht selten auf Erscheinungen, wie diese, daß die Juden die Christen an Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit übertreffen. Ich frage aber: Wie der Christ wohlthätig und barmherzig seyn kann, wenn ihm der Jude dergleichen Tugenden unmöglich macht? Einem einsichtsvollen Patrioten muß es den höchsten Verdruß verursachen, wenn er die Judenschaft der Hauptstadt seines Vaterlandes an einem feierlichen

lich nicht retten, und, wenn eine Landung zu Stande gekommen iſt, gewiß die erſten ſeyn, welche mit Bonaparten paziszren.

Es iſt beſonders die Entdeckung Amerika's, was das Schickſal der Juden ſeit zwei Jahrhunderten erträglich gemacht hat. Die ungeheuern Gold- und Silbermaſſen, welche aus den ſpaniſchen Beſitzungen auf der andern Hemiſphäre nach Europa zurückfloſſen, vermehrten in allen europäiſchen Reichen die Theilung der Arbeit, und indem die größere Induſtrie den Grund zu einer größeren Fürſtenmacht legte, fanden die Juden in den ſtehenden Heeren und in den dadurch zu Stande gebrachten größeren Polizeyſyſtemen denjenigen Schutz, den ſie bis dahin von einer Toleranz erwartet hatten, die in ſich

---

Tage 100 Thaler zum Beſten chriſtlicher Armenanſtalten verſchenken ſieht. Wer hat denn zuletzt die produzirende Klaſſe arm gemacht? Man muß es ſagen, weil es die Wahrheit iſt, daß da, wo die Judenſchaft gedeihet, die Armuth in einer fürchterlichen Progreſſion zunimmt, gegen welche alle Künſte nichts vermögen.

ſelbſt unmöglich war. Man kann berechnen, daß, von Spanien aus, ſich jährlich 30 Millionen Piaſter über das induſtriöſe Europa ergießen. Hören dieſe Ergüſſe auf, ſo hat unſere Toleranz ein Ende; denn da die Juden keinen Antheil an der Nazionalarbeit nehmen, ſondern nur immer darauf bedacht ſind, die Reſultate derſelben auf die eigennützigſte Weiſe an ſich zu reißen, ſo hört aller Vertrag mit ihnen von dem Augenblick an auf, wo ſie auf die unvermeidlichſte Weiſe die Zerſtörer des politiſchen Lebens werden müſſen.

Sechster Abschnitt.

Gegenwärtiges Verhältniß der Juden und Christen in intellektueller und moralischer Hinsicht.

In dem vorhergehenden Abschnitt ist gezeigt worden: Wie die Juden die großen Verheißungen ihres Gesetzgebers nur dadurch retten konnten, daß sie sich standhaft aller Theilnahme an der eigentlichen oder produktiven Nazionalarbeit weigerten; wie die lange vorhergegangene Verwandlung des Geldes in Münze sie allein auf den staatsbürgerlichen Standort führen konnte, den sie gegenwärtig behaupten; wie das Geschäft, das sie auf diesem Standort treiben, den Grund ihrer Stärke und Schwäche enthält; wie es gar nicht in ihrer Macht stehet, das Verhältniß abzuändern, worein sie mit den übrigen

Staatsbürgern getreten sind; wie sie sich ganz dem Schicksal preisgeben müssen, das ihre chimärischen Hoffnungen immer gerade in dem Augenblick vernichtet, wo sie deren Erfüllung am nächsten glauben; wie das Unglück, das sie ihren Mitbürgern bereiten, immer ihr eigenes größtes Unglück ist.

In dem gegenwärtigen Abschnitt werde ich das Verhältniß der Juden zu den Christen, so wie es in dem jetzigen Augenblick ist, genauer bezeichnen.

Dies Verhältniß nun ist auf verschiedenen Punkten Europa's verschieden, je nachdem die Nazionen, unter welchen die Juden existiren, reicher oder ärmer, aufgeklärter oder unwissender sind; aber diese Verschiedenheit verhindert nicht, daß das Verhältniß selbst wenigstens in sofern überall dasselbe sey, als man den Juden nirgend als eigentlichen Staatsbürger d. h. als ein nothwendig integrirendes Mitglied des Staats betrachtet und ihn also nur duldet. Diese Duldung ist mit keinen Schwierigkeiten verbunden, so lange der Jude arm ist; aber sie fängt von dem

dem Augenblick an zu wanken, wo der Jude reich wird.

Aller Judenhaß würde in sich selbst unmöglich seyn, wäre nicht allenthalben die Voraussetzung mehr oder weniger gegründet, daß der Reichthum des Juden das Resultat der losesten und verächtlichsten Wucherkünste sey; denn allenthalben, wo der Reichthum die Frucht eines gleichmäßig unterhaltenen produktiven Fleißes ist, blickt man mit Achtung auf denselben hin. Es kommt aber noch dazu, daß man nicht umhinkann, den Reichthum in den Händen des Juden als eine furchtbare Kraft zu betrachten, da der Jude, indem er sein Interesse von dem Nazionalinteresse durchaus absondert, auch nicht den schwächsten Antrieb hat, ihn zum Besten des Ganzen anzulegen, in welchem er existirt, und folglich eben so gut einen verderblichen, als einen wohlthätigen Gebrauch davon machen kann, ohne im mindesten mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Und dabei kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Jude es mehr, als jeder andere Staats-

bürger, in ſeiner Gewalt hat, das Land, worin er ſeinen Reichthum ſammelte, gegen ein anderes zu vertauſchen, indem er ſein baares Geld nur in gültige Papiere zu verwandeln braucht, um, mit vielen Millionen beladen, ganz ungehindert davon zu gehen. Betrachtungen dieſer Art müſſen, indem ſie auf das Gefühl zurückwirken, einen geheimen Unwillen rege machen, der nicht wenig durch die Stellung verſtärkt wird, welche der Jude fortgeſetzt gegen die übrigen Staatsbürger nimmt, indem er ſich ihnen nur dann nähert, wenn ſein Vortheil ihn treibt, und ſich behutſam zurückzieht, wenn er nur den mindeſten Nachtheil ahnet; kurz, indem er keiner anderen Freundſchaft fähig iſt, als der ſogenannten Geldfreundſchaft, die ſich mit keinem Opfer verträgt. Sind ſolche Verhältniſſe einmal vorhanden, ſo liegt in den Urtheilen über dieſelben eben ſo viel Nothwendiges, als in den Urtheilen über Zahlverhältniſſe, und nur diejenigen, welche ſie nie ergründet haben, können darüber mit Großmuth urtheilen wollen. Mag doch Moſes Mendelsſohn

in seinem Jerusalem von gegenseitiger Liebe schwatzen, was er will; diese gegenseitige Liebe ist eben so unmöglich, als zwei mal zwei nicht fünf seyn kann. Jude und Christ sind einander so wesentlich entgegengesetzt, daß, wenn das Geld sie nicht zusammenführt, ein anderer Berührungspunkt unmöglich ist.

Will man die Differenz des Juden und Christen in einer allgemeinen Formel angeben, so muß man sagen: »Der Jude liebt das Leben um des Geldes willen, indeß der Christ (und jeder Nicht-Jude) das Geld nur um des Lebens willen liebt.« Daß diese Formel Wahrheit enthalte, kann man in jedem Augenblick wissen. Man nehme dem Juden sein Geld, und man nimmt ihm sein Alles; das Leben hat von diesem Augenblick an keinen Werth für ihn; er fühlt sich in seinem ganzen Wesen aufgelöst; er muß verzweifeln; er muß zum Selbstmörder werden. Man nehme einem Christen (und jedem Nicht-Juden) sein Geld, und man nimmt ihn nicht sein Alles; er kennt irgend eine Kunst oder Wissenschaft, wodurch er sich nützlich machen

und das Verlorne wieder erwerben kann; und wird er gleich gekränkt, ſo wird er doch nicht zu Boden geworfen und zur Verzweiflung geführt. Hierin aber liegt ein Gegenſatz, der, gehörig aufgelöſt, gar nicht ſtärker ſeyn kann und jede Antipathie rechtfertigt.

Eine nothwendige Folge deſſelben iſt, daß der Jude, indem er alles verachtet, was nicht Geld iſt oder mit möglich geringſter Anſtrengung zum Beſitz des Geldes führt, roh und unwiſſend bleibt; von Dingen, welche außerhalb der Schranken des Handels liegen, nie mit Sachkenntniß ſpricht; durch eine unerträgliche Geſchwätzigkeit ermüdet; und weil er alles a priori zu wiſſen glaubt, jeder Belehrung unfähig iſt. Was ſoll nun aber den Umgang des Juden angenehm machen, wenn ſich in ſeinem Kopf kein richtiges Urtheil bilden kann? Oder ſoll etwa der Chriſt ſich auch hierin Preis geben, wo ſich ſeine Freiheit noch am leichteſten retten läßt?

Man hat dem Judenkopf ſehr häufig eine vorzügliche Anlage für die Metaphyſik zugeſchrieben. Wie iſt es aber möglich, daß

derjenige, dem alle detaillirten Kenntniſſe abgehen, die höchſte (allgemeinſte) Wiſſenſchaft in ſich aufnehmen kann? Freilich wird der Jude mit der Neigung, die er zur Verallgemeinerung der Sachen (zum Gelderwerb) hat, immer die Neigung zur Verallgemeinerung der Ideen verbinden, wenn der Wiſſenſchaftstrieb in ihm erwacht; allein indem ihm die Subſtrata fehlen, wird dieſe Neigung ihn nie zu dem Beſitz einer reellen Philoſophie führen, welche nie etwas anderes ſeyn kann, als die Wiſſenſchaft der Welterſcheinungen und ihrer Geſetze. Was ich hier ſage, beruht auf meiner Anſicht von der Philoſophie; aber ich glaube nicht zu viel oder zu wenig zu behaupten, wenn ich hinzufüge: daß die wahre Philoſophie eben ſo wenig für einen Judenkopf paßt, als das moſaiſche Geſetz für den gegenwärtigen Entwickelungszuſtand der menſchlichen Geſellſchaft. Mögen ſich alſo die Juden fernerhin aus Trägheit auf die Metaphyſik werfen, um in ihr einen kurzen Auszug alles Wiſſenswürdigen, gleichſam das Poteſt der Wiſſen-

ſchaften, zu erhalten; ſo werden ſie doch auf dieſem Wege nie zu einem geſunden Urtheil über Menſchen und menſchliche Angelegenheiten gelangen; ſie werden ein ganzes Heer von technologiſchen Wörtern in ſich aufnehmen können, weil es ihnen nicht an Gedächtnißkraft gebricht, aber ſie werden nie etwas begreifen; ſie werden alles zu wiſſen glauben, und die Natur wird ſie durch ihre reelle Unwiſſenheit ewig für den Abſcheu beſtrafen, den ſie für jede Art von Anſtrengung der Kräfte empfinden.

Indem Helvetius gleich zu Anfang ſeines Werks über den Verſtand die Urſachen aufzählt, welche den Affen verhindern, ein Menſch zu werden, vergißt er nicht, von einer organiſchen Dispoſizion zu ſprechen, vermöge welcher der Affe, ſelbſt nachdem ſeine Bedürfniſſe befriedigt ſind, ſich in einer beſtändigen Bewegung befindet, die ihn der Langenweile unfähig macht. Daſſelbe könnte man von den Juden ſagen, nur würde man es ſo ausdrücken müſſen: daß ſie vermöge eines Überreizes, der das nothwendige Pro

dukt ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse ist, von allem Tiefsinn und eigentlichem Genie ewig entfernt bleiben müssen. In der That, wo ist die Entdeckung oder Erfindung, die von einem Judenkopf ausgegangen wäre? Selbst die Wechsel haben sie nicht erfunden, so leicht und natürlich auch diese Erfindung ist. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die Juden von der Vervollkommnungsfähigkeit durch Moses ausgeschlossen sind. Vermöge der ganzen Erziehung, die sie erhalten, ist ihre Entwickelung von dem Augenblick an vollendet, wo sie lesen, schreiben und rechnen gelernt haben; denn ihr ganzes nachfolgendes Leben ist, wenn man es genauer analysirt, nichts anders, als eine fortgesetzte Anwendung der Anfangsgründe der Mathematik auf alle Veranlassungen, die sich ihnen zum Gewinn darbieten. Hierin bringen sie es zu einer Fertigkeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt; aber dies verhindert nicht, daß ihre intellektuelle Reife nicht schon in den ersten Lebensjahren vollendet sey, und daß nicht aller Zusatz, den sie er-

hält, mehr Verunstaltung als Schmuck seyn sollte, weil dieser Zusatz alle Einheit aufhebt. Als Jude muß der Jude ein kompletter Rechenknecht seyn. Ist er etwas mehr, so hört der Jude in ihm auf, und dieser Jude verschwindet gänzlich, sobald er zu begreifen anfangt, was ihn zum Juden gemacht hat. Es ist also für den Juden als Juden nichts verderblicher, als das Begreifen seiner selbst, oder das Nosce te ipsum des Salomo.

Steht es aber so um die intellektuellen Eigenschaften des Juden, so werden die moralischen nur um so begreiflicher. Wie jene, so sind auch diese das Produkt staatsbürgerlicher Verhältnisse. Liebt der Jude seinen Standort in der Gesellschaft um der baaren Vortheile willen, welche daraus für ihn hervorgehn; so haßt er zugleich diesen Standort, weil die baaren Vortheile, die er gewährt, ihn nie auf den Punkt führen, auf welchen er gelangen möchte, ich meine zu Ansehn und Achtung. Dieser Haß trift alle diejenigen, über welche die Kraft des Goldes

nur in ſofern etwas vermag, als das Geld das allgemeinſte Mittel iſt, des Lebens froh zu werden. Mag der Jude ſich immerhin einbilden, daß er in dem Chriſten nur den Götzendiener verabſcheut, ſo iſt der wahre Grund dieſes Abſcheus doch kein anderer, als die Ahnung, daß der Chriſt einen Werth als Menſch hat, wenn der Werth des Juden nur ein Sachwerth iſt. Dies alles unter der Vorausſetzung, daß der Jude reich iſt.

Iſt er arm, ſo ſteht es noch weit ſchlimmer um ſeine Moralität. Ein armer Chriſt kann ſich der Geſellſchaft durch Arbeit nützlich machen; und je mehr er dies thut, deſto mehr iſt er ein Chriſt. Ein armer Jude darf nicht arbeiten, wenn er nicht aufhören will, ein Jude zu ſeyn; und dies ſetzt ihn, wenn Schacher unmöglich iſt, in die Nothwendigkeit, ein Verbrecher zu werden. Es iſt daher — beiläufig geſagt — eine ſehr weiſe Maxime der Regierungen, nur ſolche Juden aufzunehmen, welche bereits ein bedeutendes Vermögen haben, und alle arme Juden von der Gränze entfernt zu halten; denn jeder von

dieſen, in ſofern er nicht in dem Beſitz einer nützlichen Kunſt oder Wiſſenſchaft iſt, vermindert nothwendig die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums. Ich ſage: eine weiſe Maxime. Weiſer würde es ſeyn, nur jüdiſche Millionäre aufzunehmen, weil in Millionen für den Beſitzer eine ſo träge machende Kraft enthalten iſt, daß er ſich in der dritten Generazion immer auf demſelben Punkt befindet, von welchem er ausgegangen iſt; daß alſo ſein großes Vermögen in einem Zeitraum von einem Jahrhundert der ganzen Geſellſchaft anheim gefallen ſeyn muß. Arme Juden aufnehmen, würde, ſelbſt wenn man durch eine im höchſten Grade vervollkommnete Polizey die Verhinderung des Verbrechens ganz in ſeiner Macht hätte, immer ſo viel heiſſen, als die eigentliche Staatskraft vermindern; denn da dieſe nur in der Induſtrie der produktiven Staatsbürger enthalten iſt, der Jude aber die Induſtrie nur benutzt, nicht vermehrt, ſo würde man durch eine ungemeſſene Aufnahme oder Duldung armer Juden nur deſorganiſiren. Mag dies

immerhin unmenſchlich ſcheinen, ſo iſt es doch, da einmal die Beſtimmung einer jeden Regierung keine andere ſeyn kann, als durch Erhöhung der eigentlichen Induſtrie die Nazionalexiſtenz zu ſichern, die Menſchlichkeit ſelbſt, die ſogenannte Humanität mag dazu ſagen, was ſie wolle.

Der Jude mag indeſſen arm oder reich ſeyn, ſo verſchlägt dies, ſtreng genommen, nichts für ſeine Moralität. Iſt er reich, ſo wird ihm ſein Reichthum allenfalls diejenige Vorſichtigkeit geben, wodurch er das Anſehn der Legalität gewinnt; iſt er arm, ſo wird er ſelbſt dieſes nicht haben können, und allen Geſetzen, aus Noth, Trotz bieten müſſen. In beiden Fällen aber wird ihm die eigentliche Moralität gleich fremd bleiben. Denn wenn dieſe durchaus nichts anders iſt, als freie (durch kein Geſetz zu gebietende) Hochachtung für die Geſellſchaft, in welcher man lebt, weil ſie der einzige Grund jeder individuellen Entwickelung iſt; ſo kann der Jude dieſe freie Hochachtung nicht empfinden, weil er in der Geſellſchaft eine Stel-

lung genommen hat, die alle Entwickelung für ihn unmöglich macht, und ihm folglich durchaus nicht erlaubt, jenes Gefühl zu haben. Ich habe oben gezeigt, daß die Religiosität alle Moralität an und für sich ausschließet, weil die erstere immer etwas durch die Furcht Erzwungenes ist, und daß der Geist des Christenthums nicht bestimmter angegeben werden kann, als durch den neutestamentarischen Satz: *Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibet die Furcht aus.* Hierauf muß ich in sofern zurükkommen, als ich darauf aufmerksam mache, daß die Religiosität der Juden allein das Verhältniß gestiftet hat, worin sie mit den Christen stehen. Nachdem dies Verhältniß einmal da ist, bedarf es zur Immoralität der Juden gar der Religiosität nicht mehr; ihre demoralisirende Kraft ist in das Verhältniß übergegangen, und wird diesem auch dann noch bleiben, wenn die Juden mit der Zeit dahin gelangen sollten, nicht nur den Glauben an einen Nazional-

gott, sondern auch den Glauben an einen Gott überhaupt aufzugeben.

Aus allen diesen Bemerkungen folgt nun bis zur Evidenz, daß, wenn es auch möglich wäre, alle übrigen Staatsbürger durch die allervollkommenste Stellung so in einander zu fügen, daß alle nur Ein Interesse hätten, man es gleichwohl nie dahin bringen würde, die Juden für dies Eine Interesse zu gewinnen; daß sie also noch immer einen Staat im Staate bilden, und die Nazion, unter welcher sie leben, eben so behandeln würden, wie die Römer die ganze bekannte Welt behandelten.

Aber nicht genug, daß die Juden für sich selbst keiner Moralität fähig sind, stören sie auch, so viel an ihnen ist, die Moralität der übrigen Staatsbürger.

Um dies zu beweisen, muß ich vor allen Dingen folgende Bemerkungen machen:

Der Jude mag sich noch so sehr darüber beklagen, daß er starke Abgaben entrichten müsse, so kann doch diese Klage nur in sofern gegründet seyn, als er wenig Gelegen-

heit hat, Geld zu erwerben. An einer solchen Gelegenheit aber kann es dem Juden schwerlich fehlen, er existire wo er wolle; und existirt er in einer Hauptstadt, so ist die Gelegenheit so unendlich, daß sich der wirkliche Erwerb gar nicht berechnen läßt.

Den Juden kommt noch ein anderer Umstand zu statten, auf welchen diejenigen, welche an der Spitze der Finanzen stehen, nur sehr selten Rücksicht zu nehmen pflegen. Das Geld hat keinen fixirten Werth, wenn gleich ein solcher von Staats wegen in den meisten Fällen vorausgesetzt wird. Was vor funfzig oder hundert Jahren eine bedeutende Summe war, kann gegenwartig eine sehr unbedeutende seyn; und jedermann hat wenigstens eine Ahnung davon, wie sehr das Geld seit der Entdeckung Amerika's im Preise hat fallen müssen. Bei dieser Wandelbarkeit des Geldwerths nun ist alles zum Vortheil solcher Personalsteuern, welche in einer früheren Periode aufgelegt sind. Gesetzt also, eine Hauptstadt enthielte achtzig Judenfamilien, welchen vor hundert Jahren eine jährliche

Personalsteuer von 40,000 Rthlr. aufgelegt wäre, so würden — ganz abgesehen davon, daß der Jude nur das Mittel ist, fleißigen Unterthanen größere Auflagen aufzubürden — diese 40,000 Rthlr. nur eine Kleinigkeit von dem seyn, was diese achtzig Familien nach Maaßgabe ihres größeren Erwerbs in dem gegenwärtigen Augenblick entrichten können. Indem es immer bei derselben Personalsteuer bleibt, müssen sie, weil ihr Capital ins Ungeheure wächset, von allen Staatsbürgern die am meisten erleichterten werden, und indem diese Erleichterung in eben dem Maaße fortgeht, in welchem sich die Masse des Geldes durch Industrie vermehrt, so kann es nicht fehlen, daß sie, welche, der ersten (wenn gleich fehlerhaften) Idee nach, am meisten gravirt seyn sollten, die einzigen privilegirten sind.

Dies in Ansehung der Personalsteuern. Was die Konsumzionssteuern betrifft, so trägt der Jude aus folgenden Gründen das wenigste dazu bei. Erstlich, obgleich der Jude, nach den Erfahrungen aller Jahrhun-

derte, im höchsten Grade wollüstig ist und aus erweislichen Gründen seyn muß, so zwingt ihn doch sein staatsbürgerlicher Standort, vermöge des Werths, den er auf das Geld zu legen genöthigt ist, zu einer Mäßigkeit, die dem eingeführten Abgabesystem nicht günstig ist. Zweitens verlangt das Geschäft, dem er sich ausschließend gewidmet hat, die größte Nüchternheit, weil sonst sehr leicht ein Rechnungsfehler entstehen konnte, der mit baarem Gelde gebüßt werden müßte. Drittens bringt der geschäftige Müssiggang, in sofern er mit keiner bedeutenden Aufzehrung der physischen Kräfte verbunden ist, an und für sich Mäßigkeit hervor, indem nun Arbeit und Anstrengung schnellen und starken Ersatz nöthig machen. Viertens steht der Jude von allen Staatsbürgern am wenigsten unter dem Impuls der Ehre und des damit in Verbindung stehenden Wohlstandes, so daß, wofern die Politik nicht ins Mittel tritt und zum Aufwand verleitet, alle diejenigen Ausgaben für ihn wegfallen, die man Ehrenausgaben nennt. Fünftens ist der Jude,

als Egoist überhaupt, ungesellig, und das mosaische Gesetz, das den ersten Grund zu dieser Ungeselligkeit gelegt hat, wirkt wenigstens noch in sofern fort, als der Jude, wofern er nicht Übertreter des Gesetzes werden will, sich allen den Gesellschaften entziehen muß, wo es mehr als eine Konversazion gilt.

Dies alles bringt zusammengenommen die Wirkung hervor, daß der Jude von allen Staatsbürgern allein thesaurisiren kann; und da sein Gelderwerb nicht die Frucht der eigentlichen Arbeit, sondern nur das Resultat einer glücklichen Benutzung des Fleißes Anderer ist, so laßt uns gegenwärtig untersuchen, in wiefern er, der immer nur auf Kosten der übrigen Staatsbürger existirt, durch eben die Immoralität, welche bei ihm das Produkt der Religiosität ist, auch die übrigen Staatsbürger demoralisirt.

Um mit einiger Ordnung zu Werke zu gehen, wollen wir den Anfang mit dem Adel machen.

Obgleich ein Bürgerlicher, denk' ich doch

über den Adel ganz anders, als es in meinem Stande hergebracht iſt. Ich halte ihn für durchaus nothwendig für den Entwickelungsgrad, den unſere Welt bisher gewonnen hat, und eben deswegen für ſehr nützlich, und, wenn er gerade das iſt, was er ſeiner ganzen Beſtimmung nach ſeyn ſoll, für die ſchönſte Zierde der Geſellſchaft. Ich halte beſonders viel auf den Geburtsadel, weil ich gerade in den älteſten Familien, wenn übrigens die Umſtände danach waren, die edelſten Geſinnungen angetroffen habe. Ich könnte (und ſollte vielleicht) über dieſen Gegenſtand ausführlicher ſeyn; doch da ich mich bereits an einem anderen Orte darüber erklärt habe, ſo mag ich mich hier nicht wiederholen.

Die Wirkſamkeit des Adels beruht auf einem Maaß von Macht, das, ohne zur Unterdrükkung zu führen, groß genug iſt, diejenige Moralität möglich zu machen, welche durch Patriotismus bezeichnet wird, eine Moralität, die mit den beſten Einſichten immer in Verbindung ſtehen muß. Dieſes Maaß von Macht

kann aber der Adel nur dann haben, wenn er reel begütert ist. Nun versteht sich zwar die Relativität des Reichthums ganz von selbst; aber dies verhindert nicht, daß ein nicht reicher oder armer Adel ein Widerspruch in sich selbst sey, und allenthalben, wo er statt findet, wie alle Widersprüche, die unangenehmsten Folgen nach sich ziehe.

Ist also etwas in dem Staat vorhanden, das den Adel arm macht, so ist dies Etwas geradezu das Unglück des Staats, und zwar auf eben die Weise, wie das, was die Macht der ganzen Staatsgesellschaft untergräbt, das Verderben des Regenten ist. Nun hat zwar der Adel an und für sich nichts mit den Juden gemein, weil, wenn von beiden Seiten Intellektualität und Moralität einander gegen über treten, die höchste Antipathie statt finden muß; ich meine eine Antipathie, welche schlechterdings keinen Berührungspunkt duldet. Aber die Juden haben gleichwohl allenthalben die Kunst verstanden, den Adel zu beschleichen und zu umwickeln.

In allen monarchischen Staaten können

die Offizierstellen nur mit Adlichen besetzt werden; und dies benutzten die Juden vortrefflich, um das Vermögen des Adels auf sich abzuleiten. Da nämlich die Liberalität so sehr zum Wesen des Adels gehört, daß das Gegentheil derselben allen Adel aufhebt, so schlossen sich die Juden immer an diejenigen jungen Adlichen an, welche, als Offiziere, bei weitem mehr in dem Gefühl ihres Standes, als in der Beurtheilung dessen lebten, was diesem Stande zum Grunde liegt. Durch bereitwilligen Vorschub diese Liberalität in Verschwendung verwandelnd, der Eitelkeit schmeichelnd oder drohend, eine (ihnen allein wuchernde) Großmuth ins Spiel ziehend, und ihre Maaßregeln nebenher immer so nehmend, daß ihnen der Schutz der Gesetze im Nothfall nicht entstehen konnte, verleiteten die Juden den jungen Adel zu endlosen Schulden, die, so oft sie bezahlt wurden, den Ruin selbst der angesehensten Familien nach sich ziehen mußten. Je mehr Söhne ein Vater hatte, desto gewisser sah er dem Umsturz seiner Familie entgegen. Da

war auch nichts vorhanden, was diesen Umsturz hätte hintertreiben können; denn vergeblich waren alle Warnungen, da der Vater seinen Söhnen niemals Grundsätze einflößen durfte, welche seinem Stande entgegen liefen. Fürchterlich würden die Resultate seyn, wollte man hierüber ins Detail eingehen. War der Vater ein Mann von strengen Grundsätzen, so warteten die Juden, um sich bezahlt zu machen, seinen Tod ab. Erklärte der Vater seinen Sohn für einen Verschwender — was jeder wahrhaft Adliche nur unter dem Druck der höchsten Noth thut, weil er mit der größten Sorgfalt alles vermeidet, was nur irgend einen Schatten auf seine Familie werfen kann — so bergten die Juden noch zehnmal bereitwilliger, um nach dem Tode des Vaters zu dem Sohne sagen zu können: »Wir haben Ihnen gedient, als Sie in Noth waren.« Es hat nicht fehlen können, daß, auf diesem Wege, ein sehr großer Theil des Adels stark verschuldet worden ist, und daß also der Adel einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte an die Juden abgeben

muß, indeß die erhöheten Kornpreiſe, welche den Adel halten ſollen, auf das allernachtheiligſte auf die erwerbende Klaſſe zurückwirken und dem Staate eine Spannung geben, von welcher leicht abzuſehen iſt, wie ſie ſich endigen wird.

Das ritterſchaftliche Kreditweſen hat da, wo es eingeführt wurde, nicht wenig dazu beigetragen, die Juden zu bereichern, indem durch eine fehlerhafte Anordnung deſſelben die Güter über ihren reellen Werth hinaus getrieben wurden, die meiſten Käufer ihre Zuflucht zu den Juden nahmen, und dieſe ſich ſo ungeheuer bezahlen ließen, daß die erſtandenen Güter bei weitem mehr ihr, als der Käufer Eigenthum wurden.

Man ſage nicht, daß, wenn die jüdiſchen Wucherer nicht wären, andere in ihrer Stelle dieſelben Vortheile gezogen haben würden, ſo daß dieſelbe Verſetzung des Vermögens erfolgt wäre. Der Wucher liegt in dem ſtaatsbürgerlichen Verhältniß des Juden zum Chriſten; aber er liegt nicht in dem Verhältniß des Chriſten zum Chriſten, außer etwa,

in ſofern der Jude ihn auch hier erzwingt. Ich appellire hierüber an die Erfahrung. Erſtlich, was den Wucher betrifft, der in den Garniſonen getrieben wird, ſo wird man immer finden, daß in allen denjenigen Garniſonen, wo es keine Juden giebt, der junge Adel entweder gar keine, oder nur ſehr unbedeutende Schulden macht, ohne dabei irgend etwas von ſeinem Adel zu verlieren, der gerade hier am meiſten gerettet wird. Zweitens, was den Wucher beim Güterkauf anlangt, ſo darf der Chriſt, ohne ſich verabſcheuungswürdig zu machen, ſich in ſeinen Forderungen den Juden nicht gleichſtellen; und hätten ſich die Juden nicht gleich Anfangs des ganzen Kreditweſens bemächtigt, ſo würde daſſelbe ein vortreffliches Inſtitut geworden ſeyn; denn die erſte Idee deſſelben war richtig und gut, weil ſie den Wucher gewiſſermaßen unmöglich machte.

Indem nun aber der größte Theil des Vermögens des Adels auf die Juden abgeleitet wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß er, in ſeinem ganzen Weſen geſtört, ſeine

hochherzigen Gesinnungen und seine auf das Allgemeine gehenden Ideen in eben dem Maaße aufgab, in welchem er ärmer wurde, und daß das, was den eigentlichen Adel ausmacht, der Antheil der Wenigen blieb, welche Glück oder Klugheit genug besaßen, alle Berührung jener Unreinen zu vermeiden, welche zwar ihr Vermögen an sich nehmen, aber nie zu ihrer Denkungsart gelangen konnten. Ich kann mich hierüber nicht weiter auslassen, weil mich, außer dem wahren Adel, nur Wenige verstehen würden. Genug der Adel kann vermöge des Verhältnisses, worin er gegen die Juden steht, nicht mehr das seyn, was er seyn sollte; und abgestumpft ist sein ganzes Wesen, sobald ihn die Armuth dahin gebracht hat, daß er mit den Juden rivalisiren muß. Beklagt er sich über seinen zunehmenden Verfall, so muß er die Ursach desselben bei weitem mehr der Lust zuschreiben, womit die Juden ihn umschlungen haben, als den allgemeinen Verfügungen, welche das Wohl der sämmtlichen Staatsbürger nöthig macht. Die Regierung kann

und darf es nicht darauf anlegen, ihm seine Kraft zu nehmen; sie muß dieselbe sogar so viel als möglich erhöhen, so weit es das allgemeine Staatswohl erlaubt. Aber sie kann, ohne sich zur Beherrscherin der Intelligenz aufzuwerfen (deren Leiterin sie ist), nicht verhindern, daß er überlistet werde. Ein Glück ist es, daß Gesetze vorhanden sind, welche den Juden an dem rechtlichen Gütererwerb verhindern *).

*) In Franken, wo diese Gesetze nicht sind, darf der Jude Güter kaufen. Was ist die Folge davon, da er sie nicht selbst zu bewirthschaften versteht? Er parzellirt, und bringt dadurch das an sich gebrachte Eigenthum auf den acht bis zehnfachen Werth aus, indem er nämlich die Parzellen an Landleute verkauft. Mit diesem ungeheuren Profit könnte er zufrieden seyn: allein wo ist der Jude, der dem Gewinn nicht bis auf den letzten Dreier nachginge, der sich erpressen oder erlisten laßt? Indem er also verkauft, sorgt er vor allen Dingen dafür, daß ein bedeutender Theil des Kaufpreises auf dem einzelnen Güthchen stehen bleibt, und daß er sich nicht mit landesüblichen Prozenten begnügt, versteht sich von selbst. Da-

Steht nun aber, den höheren Adel allein ausgenommen, der im Staat am meiſten begünſtigte Stand unter einem ſo nachtheiligen Einfluß, daß er in ſeinem ganzen Weſen zu ſeinem und des ganzen Staates Nachtheil verwandelt werden muß; ſo läßt

---

mit noch nicht zufrieden, zwingt er den Käufer, das Buch zu nehmen, das er ihm liefert; und auch damit noch nicht zufrieden, verſorgt er eben dieſen Käufer gegen baare Bezahlung mit dem, was zur Leibesnothdurft in Kleidungsſtücken gehört. Nun ſoll der Käufer ſeine Prozente promt abführen. Er arbeitet, was er kann; aber er kommt nicht von der Stelle. Einmal im Rückſtande, iſt der Landmann für immer verloren. Der Jude hat ein Jahr hindurch Nachſicht, weil er dabei nichts verlieren kann. Dann aber nimmt er das Güthchen wieder an ſich, und verkauft es von neuem und von neuem. Wo iſt die Leibeigenſchaft, welche dieſer gleich käme? In Oſt- und Weſtindien werden die Sklaven bei weitem großmüthiger und menſchlicher behandelt, und der liefländiſche und mekklenburgiſche Adel erſcheint in dieſer Zuſammenſtellung als ein wohlthätiger Genius. Das Herz blutet mir, indem ich dies niederſchreibe; die Kraft, womit ich meine Gefühle bisher unterdrückt habe, iſt zu Ende.

sich leicht abnehmen, wie sehr die untergeordneten Stände unter eben diesem Einfluß leiden. Von derjenigen Klasse, welche man Geschäftsmänner nennt, weil sie, als Bürgerliche, Theil an der Landesregierung haben, soll hier gar nicht die Rede seyn. Aber die produzirende Klasse! Geld ist einmal das belebende Prinzip der ganzen Industrie. Ist nun der größte Theil des baaren Geldes in den Händen der Juden, so hängt, da in der Industrie die ganze Staatskraft enthalten ist, das Wohl und Weh der ganzen Gesellschaft von diesen Juden ab. Es ist wahr, daß sie kein Interesse haben, die Industrie zu Grunde gehen zu sehen weil sie immer mit ihr zu Grunde gehen; allein, indem es ihnen an allen den Einsichten fehlt, welche zur richtigen Beurtheilung ihres Verhältnisses zu den übrigen Staatsbürgern erforderlich sind, so ist es unvermeidlich, daß sie, als Despoten der Industrie, diejenige Überspannung der Kräfte hervorbringen, welche zur Muthlosigkeit oder Verzweiflung führt. Kann ein Staatsbürger seinem Handwerk oder seiner

Kunst nur durch das Geld der Juden die Wirksamkeit verschaffen, die er ihr geben möchte, und verkauft ihm der Jude sein Geld nur um den möglich höchsten Preis; so wird dieser Staatsburger sich vergeblich abarbeiten, und sich zuletzt, wenn er die Unmöglichkeit, von der Stelle zu kommen, durchschaut, dem Unmuth überlassen. Es käme nur auf eine genaue Untersuchung an, um die Entdeckung zu machen, daß von zehn Manufakturen und Fabriken, welche mit Judengeld in Gang gebracht worden sind, wenigstens neun zu Grunde gehen müssen. Wer kann 20 bis 30 Prozent bezahlen? Und so viel fordert der Jude, ohne im mindesten zu glauben, daß er seine Waare übertheuert. Der Einfluß der Juden auf die Industrie müßte einmal von einem Adam Smith analysirt werden, um in seiner ganzen Abscheulichkeit zu erscheinen. Indem der Jude weiß, daß man sich nicht eher um seine Hülfe bemüht, als bis die höchste Noth dazu treibt, richtet er seine Forderung nach dem Bedürfniß ein; die Unterwerfung unter seine Bedingung folgt

von ſelbſt. Was iſt aber die Folge dieſes Gelddespotismus der Juden? Keine andere, als daß die arbeitende Klaſſe, indem ſie den Muth verliert, ein Vaterland, das ſie unter beſſeren Bedingungen geliebt haben würde, zu haſſen beginnt, weil in demſelben kein Gedeihen möglich iſt. Heißt dies aber nicht demoraliſiren? —

Ich übergehe den Geldumſchlag mit Stillſchweigen, wiewohl dieſe Art des Handels einen beſonderen Abſchnitt verdiente, da ſie, nach den Verſicherungen der Kenner, wenigſtens 50 bis 60 Prozent bringt, welche nur auf Koſten der Umſetzenden erworben werden können.

Dagegen verdient der Ellenwaarenhandel der Juden einer beſondern Erwähnung. Die allgemeine Vorausſetzung iſt, daß der jüdiſche Handelsmann alle Waaren wohlfeiler gebe. Dieſe Vorausſetzung kann nun auf eine doppelte Weiſe gegründet ſeyn; einmal, wenn der Jude, zufrieden mit einem kleinen Profit, durch die Menge des Abſatzes deckt, was er an jedem einzelnen Artikel, in

Vergleich mit dem christlichen Handelsmann, verliert — und gegen diese Art der Industrie läßt sich nichts einwenden, wenn man nicht absichtlich chikaniren will; zweitens, indem er schlechtere Waare hält und die Unwissenheit der Käufer zu seinem Vortheil benutzt. Beides aber kann sehr gut neben einander bestehen; und daß es wirklich neben einander bestehe, folgt vorzüglich daraus, daß jüdische Krämer ihre Waare nur aus jüdischen Fabriken und Manufakturen nehmen. Wenn nun der Betrug so eng mit der Ehrlichkeit verbunden ist, so kann man die letztere unmöglich für das nehmen, was sie gelten soll; und so komm' ich auch bei dieser Gelegenheit auf den Satz zurück, daß der Jude an die Stelle der Moral immer die Politik setzet. Was ist aber die Folge dieser Politik für die Moralität christlicher Kaufleute, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen? —

Steigt man in dem Judenstaat noch eine Stufe tiefer hinab, um zu den eigentlichen Trödlern und Pfänderleihern zu gelangen, so stößt man auf die eigentlichen

Desorganisateurs der Gesellschaft. Trödelei und Pfänderleiherei sind in der Regel nur das vorgewandte Geschäft, indeß Hehlerei das wirkliche ist. Wie wenige von den Diebstählen, welche, Jahr aus Jahr ein, in einer Hauptstadt begangen werden, kommen zur Sprache, und wie selten geschieht es, daß von den gestohlnen Sachen wieder etwas ans Tageslicht kommt! Wo sind nun die Schlünde, welche diese gestohlenen Sachen aufnehmen? Ich behaupte nicht, daß die ärmeren Juden die einzigen Hehler sind, aber ich behaupte, daß sie die vorzüglichsten Hehler seyn müssen, weil ihr ganzes Geschäft zur Hehlerei führt, und weil sie von allen Staatsbürgern das allerschwächste Interesse für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums haben. Und bei dieser Behauptung ist die Wahrheit um so mehr auf meiner Seite, weil man schon seit langer Zeit aus gerichtlichen Untersuchungen den Satz abstrahirt hat, daß in Deutschland die Hälfte der zu Diebesbanden gehörigen Personen Juden sind — daß also $\frac{1}{2}$ der sämmtlichen Be-

wohner Deutſchlands — denn zahlreicher ſind die Juden ſchwerlich — eben ſo viel Verbrecher liefert, als die ganze deutſche Nazion zuſammen genommen. Wäre dies aber auch nicht der Fall, wären die Juden blos Hehler; ſo würden ſie, da der Dieb ohne den Hehler nicht beſtehen kann, immer gleich verabſcheuungswürdig ſeyn.

Ich bin kein Colquhoun, und ein unwiderſtehlicher Ekel verhindert mich, dies noch weiter zu verfolgen. Ich muß mich wieder zu allgemeinen Betrachtungen erheben, und endige dieſen Abſchnitt mit einigen Bemerkungen über die Geſetzlichkeit der Juden.

Ich unterſcheide auf das beſtimmteſte Geſetzgebung und Moral. Die Geſetzgebung iſt nie und nirgend etwas anderes, als die Sammlung von Normen, an deren Befolgung oder Nichtbefolgung der Staat Belohnungen oder Strafen gebunden hat, weil er ohne dieſe Regulative nicht beſtehen kann. Dieſe Sammlung kann niemals ganz vollſtändig ſeyn, theils weil die Geſellſchaft, für welche ſie vorhanden iſt, ſich

in

einer fortgehenden Entwickelung befindet, theils weil eben dieſe Geſellſchaft, wenn ſie einmal ſehr zuſammengeſetzt iſt, eine ſo große Mannigfaltigkeit von Verhältniſſen darbietet, daß es beinah unmöglich iſt, das Rechtliche aller dieſer Verhältniſſe anzugeben und zu fixiren. Es findet in Hinſicht der Vollſtändigkeit alſo immer ein Mehr oder Weniger ſtatt, das über die beſſere oder ſchlechtere Beſchaffenheit der Geſetzgebung entſcheidet. Aber vollkommner oder unvollkommner, wie die Geſetzgebung ſeyn mag, immer iſt derjenige der geſetzliche Menſch, der, es ſey nun aus Furcht vor der Strafe, oder aus Liebe zur Belohnung — denn beides fällt zuletzt zuſammen — den Inhalt der Geſetze reſpektirt und ihm gemäß lebt.

Die Moral hingegen iſt durchaus keine Sammlung von Vorſchriften und Normen, ſondern die Wiſſenſchaft der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, oder die Kenntniß der Geſellſchaft in ihrem Zuſammenhang. Sie hat es mit keiner Belohnung und mit keiner Beſtrafung zu thun; ſie fordert eben deswe-

gen nichts. Aber ihr unausbleibliches Produkt ist die Moralität, oder die freie (durch kein Gesetz erzwungene) Achtung für die Gesellschaft, als den letzten Grund aller individuellen Vollkommenheit. Der moralische Mensch ist also über jede fremde Gesetzgebung hinaus, existirt nur in seiner eigenen, und kann nur dann mit der Staatsgesetzgebung in Kollision kommen, wenn er, wie Sokrates und Jesus, zum Besten der ganzen Gesellschaft über Verfassung und Gesetzgebung hinaus will, eine Art des Verbrechens, welche, die Mitwelt mag darüber urtheilen wie sie wolle, immer die Bewunderung der Nachwelt gefunden hat.

Die Gesetzlichkeit verhält sich also zur Moralität ungefähr wie das Handwerk zur Kunst. Gesetzlichkeit ist diejenige Moralität, welche der Staat zu fordern berechtigt ist; aber die wahre Moralität geht über alle Forderungen des Staats hinaus, existirt nur in dem Bewußtseyn des moralischen Menschen, und ist der Antheil der Wenigen, welche die moralische Welt in ihren Erschei-

nungen und Gesetzen begriffen, und diese Erscheinungen zum Vortheil der Gesellschaft hinleiten möchten.

Auch ohne moralisch zu seyn, hat der Mensch noch immer einen hohen Werth, wenn er von Grund aus gesetzlich ist; und gesetzlich ist jeder zu nennen, der ein Geschäft treibt, wodurch er nicht blos sich selbst, sondern auch der ganzen Gesellschaft nützlich wird, und der bei der Ausübung dieses Geschäfts — es sey nun ein Handwerk, oder eine Kunst, oder eine Wissenschaft — sich allen den Anordnungen unterwirft, welche der Staat zur Erhaltung und Vervollkommnung des Ganzen gemacht hat, von welchem Er ein Fragment ist.

Wie steht es nun um die Gesetzlichkeit der Juden?

Ich habe ihnen die Moralität abgesprochen, und glaube darüber solche Beweise beigebracht zu haben, daß mir alle diejenigen beipflichten werden, welche im Stande sind, sich von Dingen dieser Art richtige Begriffe zu bilden. Was nun ihre Gesetzlichkeit

betrifft, so mag diejenige, welche mit ihrer Religiosität im Zusammenhange steht, groß genug seyn. Desto schlimmer aber muß es um diejenige stehen, welche die Gesellschaften, in welchen sie existiren, von ihnen fordern. Diese Gesetzlichkeit ist von der Art, daß sie ihrem ganzen Wesen widerstreitet. Denn um wahrhaft gesetzlich zu seyn, müßte der Jude ein Geschäft treiben, welches allen seinen Mitbürgern eben so sehr zu statten käme, als ihm selbst; um wahrhaft gesetzlich zu seyn, müßte er sich nicht als Pilgrim fühlen, der zuletzt für eine ganz andere Ordnung der Dinge vorhanden ist; um wahrhaft gesetzlich zu seyn, müßte eine vollkommene Gemeinschaft zwischen ihm und allen Staatsbürgern statt finden können. Und da nun alle diese Bedingungen wegfallen, so muß der Jude, der in Beziehung auf das mosaische Gesetz, die Gesetzlichkeit selbst ist, in Beziehung auf jede andere Gesetzgebung, durchaus ungesetzlich (unrechtlich) seyn.

Wie äußert sich nun aber diese Ungesetzlichkeit?

Wäre der Jude in einer bestimmten Opposizion gegen die Landesgesetze begriffen, so würden sie ihn zerschmettern. Er wird also seine Stellung immer so nehmen, daß er das Ansehn der Gesetzlichkeit gewinnt. Da es ihm aber unmöglich ist, Gesetzen, die, wenn er sie mit Liebe befolgte, ihn in seinem ganzen Wesen vernichten müßten, Gehorsam zu leisten, so denkt er unablässig darauf, wie er sie umgehen will. Die Formen sind ihm also alles, und ihre rettende Kraft zeigt sich an keinem Staatsbürger mehr, als an dem Juden, weil keiner diese Formen mehr inne hat. Verdammen ihn selbst diese, so sucht er das ganze Gesetz in Beziehung auf sich zu vernichten. Kein Staatsbürger ist mehr zur Bestechung bereit, als er. Man weise ihn ab, er kommt zurück. Man mißhandle ihn, er kehrt dennoch wieder. Keine Beleidigung ist stark genug, ihn aufzubringen, so jähzornig er sonst auch ist. Zuletzt ermüdet er den Richter durch Verworfenheit; und selbst derjenige, der gleichgültig gegen das Geld ist, wird durch den Ausdruck des höch-

ſten Sklavenſinnes zur Nachgiebigkeit geführt, wenn er ſeine Thür nicht bei Zeiten verſchließet. Ich weiß, daß die Juden bei dieſer Stelle meiner Abhandlung lacheln werden. Ich verſtehe ihr Lächeln — und möchte weinen *). — — — — Aus dem ganzen Weſen des Juden iſt übrigens ſo viel klar, daß ihn Geſetzgebungen und Juſtizverfaſſungen nur in ſofern intereſſiren, als ſie ihm theils furchtbar ſind, theils in ſeinen Streitigkeiten mit Mitbürgern den Sieg ſichern. Gerechtigkeit iſt ein Wort, das er nie über ſeine Lippen bringen ſollte, da nur Juſtiz für ihn vorhanden iſt. Und hierin

*) Ich verweiſe meine Leſer bei dieſer Stelle auf die merkwürdige Schrift: Über die phyſiſche und moraliſche Verfaſſung der Juden. Was in meinem Munde als Verleumdung erſcheinen würde, kann in dem Munde des Verfaſſers dieſer Schrift die Wahrheit ſelbſt ſeyn. Merkwürdig iſt, daß man die Exiſtenz dieſer Schrift ſeit 1791 immer ignorirt hat. Der Verfaſſer hat ſeinen Patriotismus hinter der Maske eines Kosmopoliten verſteckt, die ihn ſehr übel kleidet; aber ſein Werk verdient meditirt zu werden.

liegt wiederum ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und dem Christen. Dieser verabscheut die Justiz, weil er nur Gerechtigkeit lieben kann; der Jude hingegen liebt Justiz, weil Gerechtigkeit ihn zerschmettern würde.

Hat man keinen deutlichen Begriff von dem Wesen des Juden, so kann man, wie N..., B... und Andere, von Duldung sprechen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Hat man aber diesen Begriff, so weiß ich, ganz aufrichtig gesprochen, durchaus nicht, wie von Duldung die Rede seyn kann. Ich betrachte nach dem, was ich darüber am Schluß des letzten Abschnitts bemerkt habe, dies Wort als ein Schiboleth, wodurch man eine Tugend zu erschleichen sucht, die, in unerträglichen Verhältnissen, nicht zum Wesen des Menschen gehört, und da, wo sie angetroffen wird, entweder das Resultat der Schwerkraft oder der Furcht ist. Die Religion der Juden könnte noch zehnmal abgeschmackter seyn, als sie es wirklich ist, hätte ihre Religiosität nicht die allerwesentlichsten Folgen für das Leben. Diese Folgen sind

es, welche die Geduld der Christen ermüden und sie zur Unduldsamkeit führen. Wie soll der Christ es ruhig mit ansehn, daß sich in der Staatsgesellschaft ein Sauerteig befindet, der den ganzen Teig versäuert? Wie kann man ihn bereden wollen, das zu lieben, was er seiner ganzen Natur nach hassen muß? Wie kann man es darauf anlegen, ihn gleichgültig gegen erkannte Wahrheiten zu machen? — Ihr Toleranzprediger, wie unduldsam seyd ihr selbst, wenn man das angreift, was ihr eure Wahrheit nennt, und welche Flammen sprühet euer Zorn, sobald ihr die leiseste Kränkung eurer Rechte ahnet! — Sollen wir Übrigen blind seyn, weil ihr trübe Augen habt? —

Siebenter Abschnitt.

Vorschläge zur allmähligen Abstellung des zwischen Juden und Christen bestehenden Verhältnisses.

Ich habe bisher das Verhältniß der Juden und Christen in seiner Entstehung und Entwickelung dargestellt, d. h. ich habe es in seiner Nothwendigkeit geschildert. Wer die ganze Angelegenheit zu beurtheilen versteht, wird mich schwerlich einer Übertreibung oder Partheilichkeit beschuldigen, und jeder Leser wird mir hoffentlich das Zeugniß geben, daß ich in meinen Untersuchungen mit Ruhe und Würde zu Werke gegangen bin; ich bin davon so überzeugt, daß ich behaupte: »Alle diejenigen, welche mir nicht beipflichten, seyen gar keiner unpartheiischen Untersuchung

fähig und wohl im Stande, sich einzubilden, daß zwei mal zwei auch fünf seyn könne.«

So lang' ich als Geschichtsforscher und Kosmopolit sprach, konnte ich nicht anders als mit der größten Ruhe sprechen; denn was verschlägt es dem Geschichtsforscher und Kosmopoliten, welche nachtheiligen Folgen das Schlimmste aller Verhältnisse für eine gegebene Gesellschaft haben kann, da er überzeugt ist, daß die Entwickelung des menschlichen Geschlechts unter diesen Folgen niemals leidet, niemals leiden kann? Mögen doch die größten Staaten in sich selbst untergehen, oder von anderen Staaten wegen ihrer zunehmenden Schwäche verschlungen werden; ihn geht dies nichts an; er bleibt selbst von der edelsten aller Leidenschaften, dem Patriotismus, unberührt, weil sein Gegenstand allzu groß ist, um irgend eine Leidenschaft zu gestatten.

Mein Geschäft wäre vollkommen vollendet, wär' ich blos ein Geschichtsforscher und Kosmopolit. Doch man sey beides in dem allerhöchsten Grade, so gehört man immer

einem Vaterlande, einem Volke an, und in sofern man das letztere als den eigentlichen Entwickelungsgrund seiner (besseren) Individualität zu betrachten genöthigt ist, so hat man, vermöge einer natürlichen Dankbarkeit, die stärkste Aufforderung, durch selbsterworbene Einsicht, so weit es gestattet ist, auf seine Mitbürger zurückzuwirken. Staatsgebrechen abzuhelfen ist und bleibt die Angelegenheit der Regierung; aber auf Staatsgebrechen gebührend aufmerksam zu machen, ist die Sache aller besseren Schriftsteller. Ich trete, ich weiß es, aus meinen Schranken, indem ich noch einen Schritt weiter gehe und Vorschläge thue; aber da so viele vor mir eben dasselbe gewagt haben, so will ich es, in dem Vertrauen auf eine großmüthige Regierung, auch wagen. Es soll also in diesem Abschnitt von den Mitteln die Rede seyn, wodurch sich der Staatskrebs heilen läßt, der sich in allen nördlich-europäischen Staaten, Rußland allein ausgenommen, durch das Verhältniß der Juden und Christen entwickelt hat.

Soll dies Verhältniß jemals aufhören,

so kann dies nur dadurch bewirkt werden, daß man die Juden zu einer Identifikazion mit den Christen bewegt. Dies hat man von jeher eingesehen; aber in der Wahl der Mittel ist man nie mit so viel Überlegung zu Werke gegangen, daß diese Identifikazion wirklich hätte erfolgen können. Bald glaubte man die Juden dadurch zu gewinnen, daß man ihnen die wesentlichen Privilegien einräumte, und die Folge dieser Großmuth war, daß man sich den allerunerbittlichsten Tyrannen hingab; Tyrannen, von welchen man sich zuletzt immer nur durch Ermordungen retten konnte. Bald versuchte man den Weg der Strenge, und machte dadurch eine schlimme Sache nicht besser. In unseren aufgeklärten Zeiten erschien ein ausführliches Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden, das in den philanthropischen Gesinnungen, die es diktirt hatten, bewundert, ganz unbenutzt geblieben ist — unstreitig weil es nicht mit der nöthigen Sachkenntniß geschrieben war. Gegenwärtig sind die meisten Personen der Meinung, daß der in dem Ver-

hältniß der Juden und Christen enthaltene Staatskrebs unheilbar sey, und daß wir uns folglich gelassen den Folgen preisgeben müssen, welche er nach sich ziehen kann. So willig ich mich der Nothwendigkeit zu unterwerfen gewohnt bin, wenn sie einmal da ist; so theil' ich doch diese Unbefangenheit nicht, die ich nur begreifen, aber als Patriot nicht zu der meinigen machen kann. Meiner innigsten Überzeugung nach hat das in Rede stehende Verhältniß in allen denjenigen Theilen von Europa, wo es statt findet, den höchsten Grad von Verschlimmerung erreicht, und ihm mit Gelassenheit zusehen, heißt, allen Patriotismus verläugnen, die Nazionalexistenz dem Zufall überlassen, und einen hohen Kulturgrad, dessen Daseyn vorzüglich in den protestantischen Staaten Deutschlands nicht geläugnet werden kann, muthwillig preisgeben. Es ist die höchste Zeit, auf Rettung bedacht zu seyn. Patriotismus und Indifferentismus vertragen sich nicht mit einander. Giebt es noch irgend ein Mittel, die Macht seines Vaterlandes aufrecht zu erhal-

tur, und wenn sie im Sinken ist, wieder zu heben, so muß es gebraucht werden, und ist das rechte noch nicht aufgefunden, so muß man nicht müde werden, es zu suchen. Ich entsage in diesem Augenblick dem Indifferentismus der Philosophie, indem ich mir einbilde, daß ich berechtigt sey, den Mitteln nachzudenken, wodurch eine Identifikazion der Juden mit den Christen zu Stande gebracht werden könne.

Dabei räsonnirte ich also bei mir selbst.

»Was die Juden in dem gegenwärtigen Augenblick sind, verdanken sie der Erziehung, welche ihnen Moses durch den allerfürchterlichsten Terrorismus gab. Sollen sie in ihrem Innern gebessert werden, so kann es nur dadurch geschehen, daß man die Falten wieder ausglättet, welche seit drei Jahrtausenden geschlagen sind. Vor allen Dingen kommt es darauf an, ihnen den Glauben an einen einigen unsichtbaren Nazionalgott zu nehmen.

»Dies kann durch den Unterricht in allen den Wissenschaften geschehen, welche einen solchen Glauben als durchaus falsch darthun.

Ich will alſo die Juden belehren. Werden ſie aber belehrt ſeyn wollen? Ich zweifle. Sie ſind reich, haben ſehr viel Muße, und wiſſen ſehr oft nicht, wie ſie ihr Geld und ihre Muße anlegen ſollen. Wie geht es zu, daß ſie mit allen Mitteln ſich wahrhaft aufzuklären, von der vorhandenen Aufklärung ſo ganz und gar keine Notiz nehmen? Unſere ganze Literatur liegt ihnen aufgeſchlagen. Warum würdigen ſie dieſelbe keines Blicks, außer in ſofern ſie etwa, zur Zeitverkürzung, ein Kotzebuesches Schauſpiel oder andere Erbärmlichkeiten leſen? Wollen ſie etwa nicht aufgeklärt ſeyn? Geht es ihnen wie den Weibern, die, wenn ſie ſich in gewiſſe Chimären verliebt haben, die ganze Wirklichkeit um ſich her vernichten möchten, blos um die von ihren Träumen erzeugten Senſazionen noch länger zu unterhalten? Sollten die Juden ihren Standort in der Geſellſchaft um der reellen Vortheile willen lieben, welche er mit ſich führt, und ſollte ihnen ihre Religion blos um dieſer Vortheile willen theuer ſeyn? Sollte ihre Abneigung

vor allen ernſthaften Studien nichts anderes zum Grunde haben, als eine allgemeine Trägheit und Liebe zu einem geſchäftigen Müßiggange? Wenn dies der Fall iſt, ſo werd' ich als Lehrer ohne allen Erfolg arbeiten; ſo werden ſie ſich mir entziehen ſo viel ſie immer können; ſo werden ſie höchſtens mit dem Gedächtniß auffaſſen, nie begreifen, nie wiſſen.

»Was bleibt mir übrig? Man hat Nothtaufen angeſtellt. Werd' ich davon Gebrauch machen? Die Verſuchung iſt groß. Aber die Taufe iſt und bleibt ein Sakrament, das nicht entheiligt werden darf, und ſehr richtig ſagt der ehrwürdige Luther: »Waſſer thut es freilich nicht, ſondern das Wort Gottes, ſo mit und bei der Taufe iſt.« Ich habe nichts gewonnen, wenn ich nicht mit der Taufe alle die Geſinnungen geben kann, die den Chriſten ausmachen, und ohne welche das Chriſtenthum, das in ſeinem ganzen Weſen real iſt, die elendeſte aller Gaukeleien bleibt. Keine Taufe! Was gewönne ich dadurch? Würde der Jude, um der Taufe wil-

len,

len, dem Schacher entſagen? Würde er, von jeder andern Art des Schachers abgeſchnitten, nicht ſelbſt das Sakrament in einen Gegenſtand des Schachers verwandeln? Ich glaube ſo etwas bei denjenigen bemerkt zu haben, die ſich freiwillig, d. h. auf Spekulazion taufen ließen. Sie arbeiteten deshalb nicht. Kurz: die Taufe kann an und für ſich keine Identifikazion bewirken, und denjenigen nur verächtlich machen, der ſich darauf als einen Erwerbszweig legt — ſie gleichſam als einen Wechſel betrachtet, den jeder Chriſt honoriren müſſe.

»Ich will ihnen, da ſie einmal in ihren Schacher ſo verliebt ſind, denſelben unterſagen. Damit werden allenfalls diejenigen zufrieden ſeyn, welche der Schacher reich genug gemacht hat. Aber die Ärmeren? Was bleibt ihnen übrig? Sie haben nichts gelernt, als die fünf Spezies der Arithmetik und deren Anwendung auf den Gelderwerb; ſie verſtehen keinen Ackerbau, kein Handwerk, keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, dieſe einzigen Mittel, ſich der Geſell-

schaft auf eine unzweideutige Art nützlich zu machen, und seine eigene Existenz zu sichern. Will ich mich in die Nothwendigkeit setzen, sie zu füttern, oder sie Hungers sterben zu lassen? Durch das Erstere würde die Gesellschaft nicht mehr verlieren, als sie bisher verloren hat; aber sie würde auch nichts gewinnen, und gewinnen soll sie durch eine Reform. Das Letztere würde grausam seyn, und da ich kein israelitischer Gesetzgeber, sondern ein Christ bin, so darf ich, ohne mich mit mir selbst in Widerspruch zu setzen, um so weniger grausam seyn, da es mit zu meiner Aufgabe gehört, der Grausamkeit auszuweichen. Also ein anderes Mittel!

»Ich will den Weg der Großmuth einschlagen. Die Juden nennen sich beschränkt, geklemmt. Ich will diese politischen Schranken und Klemmen wegnehmen, und ihnen die vollkommenste Gleichheit mit den übrigen Staatsbürgern verschaffen. Schon hör' ich ihre Lobpreisungen, sie nennen mich einen Salomon, wo nicht gar ihren Messias; sie halten den Augenblick für gekommen, wo

ſich ihr Nazionalgott mit ihnen ausgeſöhnt hat. Aber wohin würde meine Großmuth führen? Was würde die Geſellſchaft dadurch gewinnen? Indem der Jude von politiſchen Schranken und Klemmen befreit zu werden wünſcht, will er nicht der arbeitenden, ſondern der verzehrenden Klaſſe der Staatsbürger einverleibt ſeyn; um Ämter, hohe Bedienungen und Würden iſt es ihm zu thun. Dieſe muß ich ihm alſo geben. Was hat er aber in ſich, um dieſer Ämter, hohen Bedienungen und Würden theilhaftig werden zu können? In ſofern ſie Fertigkeiten, Kenntniſſe, Einſichten, Tugenden vorausſetzen, muß man behaupten, daß dieſe ihm fehlen; und geſetzt auch ſie ließen ſich erwerben, wie viel Gefahr für das Ganze, wenn man ſeine Leitung Bürgern anvertrauen wollte, die nur ein einziges Jahr hindurch die Geldariſtokratie an die Stelle der Ariſtokratie der Einſichten und Tugenden ſetzten! Der Staat würde in dieſer kurzen Zeit ganz zu Grunde gehen. Und ſelbſt um der Juden willen würd' ich dieſe Schranken und Klemmen laſſen müſſen;

denn alle diejenigen, welche sie seit siebzehn Jahrhunderten begünstigten, führten sie auf das allerbestimmteste auf die Schlachtbank, und dies liegt so sehr in der Natur der Sache, wenn die Staatskraft nicht ganz erloschen ist, daß ich aus bloßer Menschlichkeit hart gegen sie seyn muß.

»Wie, wenn ich alles beim Alten ließe und mich damit begnügte, die Reicheren dieses Volks durch ein revoluzionäres Verfahren auf den Punkt zurückzuführen, von welchem sie oder ihre Väter ausgegangen sind? Aber ist nicht jeder Druck, der Juden zugefügt wird, ein Druck, der die ganze Gesellschaft trift? Alles was ich dadurch gewönne, wäre, beim rechten Lichte besehen, nichts mehr und nichts weniger, als momentane Erleichterung, welche bald wieder verschwinden würde. Die Millionen, die ich ihnen requisizionsmäßig abnehmen könnte, würden sich sehr bald wieder in ihren Händen befinden. Ich müßte alsdann von neuem requiriren, und wiederum von neuem. Mein ganzes Verfahren wäre der vollkommenste

Kreislauf, der auf der einen Seite Froblekken, auf der anderen Erbitterung und größere List bewirken würde. Das Verhältniß bliebe nicht nur was es gewesen wäre, sondern es würde sogar noch verschlimmert.

»Kommt es auf ein Mittel an, das die gewünschte Wirkung auf der Stelle hervorbringen soll, so bin ich zu Ende. Nichts bliebe mir übrig, als Vertreibung, und daran ist nicht zu denken. Vertreibung war im funfzehnten Jahrhundert möglich; aber sie ist es jetzt nicht mehr, nachdem sich durch ganz Europa Handelsverbindungen entwikkelt haben, welche, indem sie den einen Staat an den anderen knüpfen, nicht gestört werden dürfen, wofern man das Übel nicht verschlimmern will. Kein einziger europaischer Staat befindet sich jetzt noch auf dem Punkt, worauf Spanien unter Ferdinand und Isabella stund, und obgleich gegenwärtig jeder Staat Bedenken tragen würde, die Flüchtlinge aufzunehmen, so würde doch jeder, mehr oder weniger, die Folgen einer Lokalvertreibung auf eine unangenehme Weise empfin-

den und mir Vorwürfe darüber machen, daß ich die Art von Harmonie gestört habe, welche in dem Großhandel enthalten ist. — Noch mehr: Wie sollte die Vertreibung von Stat..n gehen? — Sollte ich eben so großmüthig verfahren, wie die spanischen Könige? Sollte ich den in die Acht Erklärten ihre fahrende Habe lassen oder nehmen? — Und wie muß gegen den Kredit verfahren, der immer in Anschlag gebracht werden muß, wenn vom Staatsvermögen die Rede ist? — Ich mag es bedenken, von welcher Seite ich will; Vertreibung würde in dem gegenwärtigen Moment eine Raserey seyn, die sich nicht verantworten ließe.

»Alle schnell wirkenden Mittel fallen also durchaus weg, und soll das staatsbürgerliche Verhältniß der Juden und Christen zum Besten der ganzen Gesellschaft verändert werden, so kann es nur durch solche Mittel geschehen, welche die bezweckte Identifikazion allmählich hervorbringen.

»Wie, wenn ich dem Beispiel spanischer Prälaten des siebenten Jahrhunderts folgte,

welche, auf den Antrag des Königs Egika, dekretirten, »daß alle Judenkinder, vom siebenten Jahre an, ihre Bildung durch Christen erhalten sollten?« Ein solches Mittel würde wenigstens die Wirkung hervorbringen, daß die Köpfe der Juden auf eine Art modifizirt würden, die sie auf dem Wege der Intellektualität einer Identifikazion näher brächte. Aber wie grausam würde dies Mittel seyn! Zerrissen würden alle Bande des Bluts, gestört alle Familienharmonie, vernichtet das Fundament aller Menschlichkeit: Liebe und Dankbarkeit. Mich schaudert! Was ist denn der Jude, wenn ich ihm das Einzige nehme, woran ich noch den Menschen, wenigstens von ferner, in ihm erkenne? — Und muß ich nicht befürchten, daß der Vater, wenn ich ihm sein Kind gewaltsam entreiße, meiner Erziehung tausend Hindernisse in den Weg legt? — Und was ist zuletzt durch allen theoretischen Unterricht, wenn ich mich darauf einschränke, gewonnen? — Von dem Christen erzogen, oder nicht, kehrt der Judenjunge zum Schacher zurück, so wird

er ein Jude, und alles was auf die Veredlung seiner Natur während des Unterrichts abzweckte, geht rettungslos in dem Schacher unter. Man muß die Natur menschlicher Ideen gar nicht kennen, wenn man das Gegentheil erwarten will. Unsere ganze Intellektualität hängt aufs genauste mit dem Geschäft zusammen, das wir treiben; und so nothwendig eine Gesellschaft von Philosophen, auf eine wüste Insel verpflanzt, in den ersten Jahren ihrer Existenz jede Zurückerinnerung an vormals gehabte Ideen verloren haben würde, eben so nothwendig verliert der dem Schacher wiedergebene Jude alles, was nicht mit diesem Schacher in Verbindung steht, es sey Idee oder Gefühl, oder wie ihr es sonst nennen wollt.

»Was kann nun aber in aller Welt zur Verbesserung des in Rede stehenden Verhältnisses geschehen, wenn alle vorher beschriebene Mittel vollkommen überflüssig sind?

»Ich kenne nur noch eins; aber dies eine halte ich auch für souverän.

»Es heißt:

»Anstellung des Juden im Mi-
»litär mit allen Rechten und
»Pflichten, welche dies Insti-
»tut giebt und fordert, wie-
»wol niemals so, daß der Jude
»zu einer Offizierstelle beför-
»dert werden kann, wofern er
»nicht die allerauffallendsten
»Beweise von Bravour gege-
»ben hat.«

»Je mehr Vertrauen ich in die Wirksamkeit dieses Mittels setze, desto vollständiger muß ich meine Idee entwickeln.

»Vor allen Dingen kommt es auf Widerlegung einiger Vorurtheile an, die man, so viel ich weiß, noch immer festhalt.

»Das erste dieser Vorurtheile ist: die Feigheit des Juden.

»Ich bestreite nicht die Feigheit des Juden; aber ich behaupte, daß man bei dem Worte stehen bleibt, ohne sich um das Wesen der Sache zu bekümmern. Was ist denn die Feigheit? Ist sie etwas anderes als eine

Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes? Und wenn sie nichts anderes ist, theilen wir diesen Selbsterhaltungstrieb nicht alle? Ursprünglich sind alle Menschen ohne Ausnahme feig, und indem die Natur uns in dem Selbsterhaltungstrieb die Feigheit anerschuf, handelte sie sehr weise; denn hätte sie es nicht gethan, so würde sie den Menschen zerstört haben. Was ist nun aber der Muth? Gehörig aufgelöst, nichts anders, als eine in sich selbst überwundene Feigheit. Der Selbsterhaltungstrieb führt zur Zerstörung dessen, wodurch er allein befriedigt werden kann. Auf diese Weise wird der Mensch aus sich selbst herausgetrieben. Er laßt sich mögen aus sich selbst heraustreiben, weil er träge ist; aber er muß, und indem er der unwiderstehlichen Nothwendigkeit folgt, verwandelt sich in einem Kampf mit sich selbst, den man Leidenschaft nennt, die ursprüngliche Furcht in Muth. Dies ist das ganze Geheimniß dessen, was man Muth nennt. Gäbe es also keine Furcht, so gäbe es auch keinen Muth, und wie widersprechend es klingen mag, so ist doch nichts ge-

wisser, als daß der Furchtsamste und Verzagteste zugleich der Muthigste und Entschlossenste ist, so oft man der Furcht eine solche Stärke geben kann, daß sie sich in Muth verwandeln muß.

»Ich muß dieser allgemeinen Bemerkung noch einige besondere hinzufügen, ehe ich auf den Juden zurückkomme.

»Es giebt einen Erfahrungsmuth, den nur diejenigen besitzen können, welche eine einzelne Gefahr erprobt haben. Das Kind, das man vor dem Wasser als vor einem gefährlichen Elemente gewarnt hat, wird sich demselben mit aller Eben nähern, die der Selbsterhaltungstrieb mit sich führt; aber eben dies Kind wird, heranwachsen und im Schwimmen unterrichtet, lustig und guter Dinge in eben dies gefährliche Element hineinspringen, weil es in den Besitz desjenigen Mittels gekommen ist, wodurch man die mit dem Hineinspringen verbundene Gefahr besiegt. So in jeder Hinsicht; und hat man einmal die Gefahr ausgemessen, so fürchtet man sich weniger, und je nachdem sich der

Erfahrungskreis des Individuums erweitert, deſto mehr verſchwindet die Furcht aus ſeinem Weſen. Auf das allerbeſtimmteſte kann ich von mir ſagen, daß, wenn ich erſt zwei Schlachten beigewohnt hätte, ich in die dritte mit eben ſo viel Faſſung gehen würde, als ich mich gegenwärtig an mein Schreibpult ſetze, um die Leſewelt zu unterhalten. »Es iſt deine Beſtimmung, würd' ich zu mir ſelbſt ſagen, mit deinen Waffenbrüdern aus allen Kräften gemeinſchaftliche Sache zu machen; denn wenn es einen Kampf auf Tod und Leben gilt, ſo kann das Leben nur dadurch gerettet werden, daß man es muthig einſetzet: wer es nicht wagt, gewinnt es auch nicht.« So wie ich jetzt bin, iſt mir die Idee einer Schlacht eine furchtbare, ſo oft ich ſie mit meinem Ich in Verbindung bringe.

»Wie groß aber auch der Erfahrungsmuth ſeyn mag, ſo iſt er nie ein ganz vollendeter. Ich will damit ſo viel ſagen, daß ſelbſt der allermuthigſte Mann nie ſo muthig iſt, daß er nicht irgend etwas

fürchten sollte. Der Beweis liegt in tausend und aber tausend Erscheinungen am Tage. Cäsar, der den größten Theil seines Lebens an der Spitze von Armeen gestanden und das Leben wer weiß wie oft gewagt hatte, konnte nie ohne eine geheime Furcht einen Wagen besteigen, und Sueton spricht in seiner Lebensbeschreibung von einer Formel, wodurch dieser große Imperator sich vor dem Umwerfen des Wagens zu sichern geglaubt habe. Ich enthalte mich jedes Kommentars über diese mehr als mädchenhafte Furcht; aber ich werfe die Frage auf: Wo ist der General, der, nachdem er immer nur Landschlachten beigewohnt hat, auch der ersten Seeschlacht mit einer Kaltblütigkeit beiwohnt, welche ihm seine ganze Besonnenheit und Geistesgegenwart läßt? Ferner: Wird nicht eben der Garnerin, der sich auf einem Luftball in Regionen erhebt, wohin der Blick des Zuschauers ihm nur mit Mühe folgen kann, den Matrosen bewundern, der, während eines fürchterlichen Sturms, von seinem Mastkorb aus ganz ruhig in die Schlünde

des Todes blickt, oder das Takelwerk entwirrt; und wird nicht eben dieser Schiffer, von seiner Seite, es unbegreiflich finden, wie man sich auf einem von der Luft emporgetragenen Fahrzeuge ohne Segel und Kompaß der Diskretion des Windes anvertrauen könne? Und nun führe man alle diese Personen, welche sich den höchsten Muth zutrauen, vom Kap der guten Hoffnung aus, in diejenigen Gegenden, wo der Hottentotte und Kaffer ohne Feuergewehr mit Elephanten und Löwen und Tigern kämpfen, und es ist alles darauf zu wetten, daß sie voll Erstaunen auf die Entschlossenheit dieser Wilden hinblicken werden. Ein sicherer Beweis, daß es ihnen an der Art des Muths gebricht, den dieser Kampf erfordert.

»Das Resultat dieser Bemerkungen ist: daß der Muth als Produkt einer bestimmten Beschäftigung sich nur da antreffen lasse, wo diese Beschäftigung wirklich statt findet, und da vergeblich gesucht wird, wo dies nicht der Fall ist. Auch hier gilt der Grundsatz: Keine Wirkung ohne Ursach.

»Ist also von der Feigheit der Juden die Rede, und sucht man daraus ihre Unbrauchbarkeit für den Soldatendienst herzuleiten, so werden die Juden mit dem falschen Argument, wodurch man sie von dem Dienst dispensirt, sehr zufrieden seyn, weil der Dienst des gemeinen Soldaten keine große Reize haben kann; aber unrichtig ist und bleibt dies Argument, weil der Muth überhaupt nichts anders ist, als eine in sich selbst überwundene Furcht, und weil der militärische Muth, als Produkt einer besonderen Beschäftigung, da nicht statt finden kann, wo diese Beschäftigung wegfällt. Möglich, daß in den Sohn eines Militärs mit dem ganzen Geiste seines Vaters auch dessen Muth übergeht; aber da, wo der Anblick der Offensiv- und Defensiv-Waffen wegfällt und kein Kommentar über den Gebrauch und die Wirksamkeit derselben das Gemüth des Knaben oder Jünglings in Bewegung setzt, wird immer der natürliche Abscheu vor dem Militär statt finden, welcher allen nicht für dasselbe bestimmten Personen eigen ist. Soll dieser

Abscheu überwunden werden, so kann es nur durch Dressur geschehen. Die Wirksamkeit derselben kennen wir alle; denn was ist unsere ganze Disziplin anders, als das sehr allmählige Produkt dieser Dressur? So tapfer auch unsere Ahnen waren — ich meine diejenigen Germanen, welche die römische Weltherrschaft umstürzten — so zweifle ich doch daran, daß sie den Wirkungen der Feuerschlünde mit eben der Entschlossenheit entgegen gegangen seyn würden, womit sie den Wurfspießen, Schwertern und Schleudern der Römer begegneten. Welche Mühe hat es gekostet, sie an die Handhabung des Feuergewehrs zu gewöhnen, und wie viel Mühe kostet es noch immer, die einmal erworbene Fertigkeit im Militär zu unterhalten! Es kommt also nur auf einen ernstlichen Versuch an, um auch die Juden zum Militär zu dressiren. Daß er gelingen werde, wenn man die nöthige Ausdauer hat, ist keinem Zweifel unterworfen; die Natur der menschlichen Furcht bringt dies Gelingen mit sich. Ich füge nur noch hinzu: daß die Juden, als sie Ägypten verließen,

ließen, wenigstens eben so furchtsam waren, als sie gegenwärtig sind, und daß Moses sie gleichwohl zu Vertilgungskriegen dressirte; daß sie, nach der Eroberung von Palestina, ihre Nazionalexistenz, so lange noch Einheit unter ihnen war, mit eben so viel Nachdruck vertheidigten, als irgend ein anderes Volk der alten Welt, das man tapfer genannt hat; und daß sie, selbst nach dem Verlust ihrer Nazionalexistenz, bis ins 5te Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter römischen Imperatoren Dienste gethan haben. Lauter Erfahrungsbeweise für die Wahrheit meiner Behauptung, die an und für sich selbst das Resultat eines langen Nachdenkens über die Erscheinung der moralischen Welt ist. Und so hätte ich Ein wesentliches Vorurtheil widerlegt.

»Das zweite ist: »daß der Jude als solcher am Sabbath nicht anders als vertheidigungsweise kämpfen darf.«

»Ich frage hier wiederum: Was heißt vertheidigungsweise kämpfen? Ist der Kampf einmal begonnen, so liegt die einzige Ver-

theidigung in dem kräftigsten Angriff. Ob man diesen erwarte, oder beginne, ist für die Sache selbst eins, sobald sie in sich nothwendig ist; das Beginnen ist blos deshalb vorzuziehen, weil das Erwarten ein Dulden mit sich führt, welches sich sehr schlecht mit Tapferkeit verträgt, indem alle wahre Tapferkeit zweckmäßige Bewegung und Wirksamkeit voraussetzt. Hierin liegt keine Sophisterei. Will aber der Jude, als Jude, am Sabbath nicht kämpfen, weil dieser dadurch entheiligt werde; so ist seine Religiosität, die in sich selbst nichts als Furcht ist, nur der Vorwand der Furcht. Er mache ihn geltend, und versuche, wie weit er damit kommt. Einmal in Reih' und Glied geklemmt, wird er schon folgen müssen, wenn die Masse in Bewegung ist. Ich kann nicht umhin, mir den Juden als einen sehr folgsamen Soldaten zu denken. Die Religiosität, welche er affektirt, ist schlechterdings nicht von der Art, daß die Autorität eines entschlossenen Offiziers darüber zu Schanden werden könnte. Und müssen wir nicht auf

Mittel bedacht seyn, gerade diese Religiosität zu verdrängen, die die Hauptquelle seiner Immortalität ist?

»Nachdem ich jetzt die beiden Vorurtheile widerlegt habe, welche der Anstellung der Juden im Militär bisher im Wege standen, muß ich die Wirkungen auseinandersetzen, welche diese Anstellung hervorbringen würde.

1) Die Dressur, welche das Militär giebt, hat die allgemeinste Körperbildung zur Folge. Ich bleibe hier blos bei dem Faktum stehen, ohne zu untersuchen, wie es zum Vorschein tritt. Man gehe in unsere Fabriken und Manufakturen, und man wird allenthalben Soldaten antreffen, welche mit dem besten Erfolge arbeiten. Man frage die Vorsteher dieser Fabriken und Manufakturen, warum sie die Soldaten allen übrigen Arbeitern vorziehen, und man wird die Antwort erhalten: daß sie nicht nur am frühesten in den Besitz der zu ihrem Geschäft erforderlichen Geschicklichkeit gelangen, sondern auch bei der Arbeit am läng-

sten **ausdauern** und den ihnen gewordenen Auftrag am pünktlichsten befolgen. Wie dies mit der militärischen Dressur zusammenhängt, begreift ein Jeder ohne Mühe. Ist aber allgemeinere Körperbildung das glückliche Resultat dieser Dressur, so kann die Erziehung des Juden zu einer künftigen edleren Bestimmung nicht besser eingeleitet werden, als durch Anstellung im Militär, das ihm in kurzer Zeit seine Ungelenkheit und Plumpheit nehmen und ihn dagegen bestimmter in seinen Bewegungen, energischer in allen seinen Kraftäußerungen, mit einem Wort, schulterfreier machen wird.

2) Der Geist des Militärs steht in der allerbestimmtesten Opposizion gegen den Geist der Juden, und muß diesen verdrängen. Jener nämlich ist der Geist der offenen Gewalt, dieser der Geist der hinterhaltigen List. Da nun aber der Geist der Gewalt immer über den Geist der List sieget, so oft beide in Konflikt gerathen, so kann es nicht fehlen, daß die Anstellung der Juden im Militär, welche den Geist der

Liſt an und für ſich ſchwächt, eben dieſen Geiſt nach und nach vernichte. Der Militär lebt nämlich nur im Gefühl ſeiner Kraft und dies Gefühl führt geradezu zur Verachtung des Geldes. »Ich brauche nur ſo viel Geld, als zum Leben nothwendig iſt, ſagt der Soldat, und dieſe Summe kann ich täglich erwerben, wenn ich fleißig ſeyn will.« Was hiermit zuſammenhängt, durchſchaut ein Jeder ohne Mühe. Der Geiſt der eigentlichen Generoſität, den man immer vorzugsweiſe im Militär fand, hat ſeine Quelle allein in dieſem Gefühl. Den Juden im Militär anſtellen, heißt demnach, ihn mit ſich ſelbſt in einen Widerſpruch ſetzen, der ſich nicht anders löſen läßt, als ſo, daß Er, dem das Geld bisher bei weitem über das Leben ging, nach und nach dahin gebracht wird, die bloße Geldmacht verächtlich zu finden und unter die Füße zu treten. Denn dies iſt von jeher die höchſte Beſtimmung des Militärs geweſen, das ſich um die Menſchheit immer dann am meiſten verdient machte, wenn es die Ariſtokratie der Einſicht und Tugend an den

Platz zurückführte, von welchem die Geldaristokratie sie verdrängt hatte.

3) »Das Militär erzeugt in sich selbst Sozialität, Cameradschaft, Brüderlichkeit. Das Militär hat nämlich vor allen gesellschaftlichen Instituten den Vorzug, daß jedes einzelne Mitglied nur als Mitglied, nicht als Individuum einen Werth hat. Was ist der einzelne Soldat? Nichts! Was ist das Mitglied einer Kompagnie, eines Regiments, einer Armee? Alles! Dies fühlt der Soldat sehr gut. Daher sein Stolz und sein Vertrauen zu sich selbst, daher aber auch die Anhänglichkeit, die er an seinem Kameraden hat, und die Bereitwilligkeit, diesem die größten Opfer zu bringen, ja sein Leben selbst für ihn einzusetzen: Tugenden, die sich nur noch im Militär finden! Als mich in einem früheren Alter die idealische Welt noch mehr beschäftigte, als die wirkliche, als Dichter aller Art meine liebste Lektüre ausmachten, da kannt' ich in der schönen Episode des Trisiran Shandy, welche die Geschichte des abgedankten Le Febre ent-

hält, nie ohne Thränen die Stelle lesen, wo der gebrechliche Kapitän Tobias Shandy zu dem Korporal Trim sagt: »Trim! — Korporal! — Le Febre ist krank, — bring' ihn hieher — wir wollen ihn pflegen — ein kranker Bruder Offizier muß das beste Quartier haben — ich selbst will sein Wärter seyn« *) Ich selbst habe den Tristram Shandy seit zwölf Jahren nicht gelesen; aber diese Stelle ist mir immer gegenwärtig geblieben, und in diesem Augenblick erfüllt sie mich mit so lebhaften Gefühlen, daß ich in die Versuchung gerathe, die Feder wegzuwerfen, um mich ihnen deste ungestörter zu überlassen. Aus innigste — durch Erfahrungen aller Art — bin ich überzeugt, daß der Kapitän Shandy und sein Korporal

*) Selbst die englischen Worte sind mir geblieben: A sick brother-officer must have the best quarters. Im Verfolg derselben Erzählung erklärt sich der Kapitän Shandy die Bereitwilligkeit des jungen Le Febre, dem Korporal zu folgen, auf folgende Weise: The name of a soldier sounded in his ears as the name of a friend.

Trim nicht die einzigen Militärs ihres Schlages sind; ja, daß der Geist des Militärs, der nur immer das Produkt des Instituts selbst seyn kann, dergleichen Denkungsart in sich selbst nothwendig macht. Ist dies aber wirklich der Fall, wie läßt sich alsdann die Moralisazion der Juden besser einleiten, als durch Anstellung im Militär? Die Geldmacht hat das Eigenthümliche, daß sie isolirt; die Militärmacht hingegen assozirt auf das allerbestimmteste, und indem dem Juden die Ehre widerfährt, in Reih' und Glied gestellt zu werden, verwandelt man ihn in seinem ganzen Wesen dadurch, daß man ihm eine Identifikazion aufdrängt, die er, sich selbst gelassen, immer vermieden haben würde.

4) »Das Militär erzeugt durch die Anstrengungen, welche der Dienst mit sich bringt, den Reiz zur Arbeit. Nur wer sein ganzes Leben in einem geschäftigen Müßiggange hinbringt, flieht die Arbeit. Wer dagegen an Arbeit gewöhnt ist, kann nicht ohne Arbeit existiren. Wir sind von Natur alle gleich träge, und unterscheiden

wir uns in der Gesellschaft durch größere oder geringere Thatigkeit, so ist dieser Unterschied das Produkt der Gewöhnung, der Erziehung, oder wie man das Ding sonst nennen will. Soll also eine Menschenklasse, welche sich der Arbeit bisher entzogen hat, zu derselben zurückgeführt werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man sie in Lagen bringt, wo sie arbeiten muß, weil die an den Tag gelegte Arbeitsamkeitsscheu Folgen nach sich ziehen würde, welche, alles gehörig erwogen, noch lästiger seyn würden, als die Arbeit selbst. Da nun die Anstellung im Militär auf das bestimmteste zur Arbeit führt, so läßt sich auch mit Gewißheit erwarten, daß die allmählige Gewöhnung zur Arbeit zuletzt Arbeitsamkeit oder Liebe zu anhaltenden und alle Kräfte aufrufenden Beschäftigungen erzeugen werde. Wie viel ist aber gewonnen, wenn wir den Juden einmal auf diesem Punkt haben! Ist nicht Trägheit der allgemeine Charakter des Juden, und können wir, da alles in der Welt Aktzion und Reaktzion ist, im mindesten erwarten,

daß er dieſer Trägheit durch ſich ſelbſt entſage? Liebt aber der Jude nur erſt die Arbeit, ſo iſt alles Übrige leicht, ſo findet ſich die Identifikazion mit den übrigen Staatsbürgern ganz von ſelbſt, ſo hört er in ſeinem ganzen Weſen auf, Jude zu ſeyn.

5) »Die großen Formen des Militärs vernichten endlich alle die Erbärmlichkeiten, an welchen man im nicht-militariſchen Leben hangt. Es giebt in ganz Europa kein Heer, in welchem man nicht, bunt durch einander gemiſcht, die diſparateſten Köpfe antrift, ohne daß dieſe Verſchiedenheit im mindeſten nachtheilig auf die Beſtimmung des Militärs zurückwirkt. Die Form einigt hier, was dem Weſen nach ewig getrennt geblieben ſeyn würde. Neben dem Fetiſchanbeter aus Afrika ſteht der Proteſtant, und neben dieſem der Katholik, und neben dieſem der Muhamedaner, und neben dieſem das Mitglied der griechiſchen Kirche; aber dies verſchlägt nichts, da alle Kameraden ſind, d. h. ſich gegenſeitig, im eigentlichen Sinne des Worts, bedürfen. Gleiche

Uniform, gleicher Sold, gleiche Behandlung, gleiche Bestimmung, gleiches Schicksal, machen diejenigen zu Brüdern, die in sich selbst einer des andern Feinde waren. Die Disziplin ists, was die Köpfe reinigt, und die Geschichte zeigt, wie alle religiöse Toleranz nicht nur von den Armeen ausgegangen ist, sondern auch durch die Armeen, als polizeiliche Institute, allein aufrecht gehalten wird. Wenn demnach irgend etwas im Stande ist, den Juden von seiner albernen Religiosität zu befreien, so ist es der Soldatenstand, der, indem er ihm keine Zeit läßt, seinen Zeremoniendienst obzuliegen, den dummen Glauben an einen Nazionalgott am meisten vernichtet. Dem Militär würde also gelingen, was dem allersystematischen Unterricht nie gelungen ist; es würde bekehren, ohne sich mit dem Bekehrungsgeschäft unmittelbar befaßt, ohne irgend ein Sakrament entweihet zu haben.

» Es würde mir nicht schwer werden, die Anstellung der Juden im Militär auch noch von anderen Seiten her als das allerkräftigste Mittel zur Hervorbringung einer Iden-

tifikazion darzustellen; aber um nicht allzu weitläuftig zu werden, begnüge ich mich mit dem Gesagten.

»Es kommt jetzt nur noch darauf an, die Gründe aufzusuchen, welche diese Anstellung nöthig machen, und das Verhältniß anzugeben, in welchem sie erfolgen muß.

»Was nun zunächst die Gründe betrift, welche eine Anstellung der Juden im Militär nöthig machen, so steht die allgemeine Menschlichkeit oben an. Es ist endlich Zeit, daß den Judenermordungen, Judenvertreibungen, Judentaufen u. s. w. ein Ende gemacht werde. Man sage nicht, daß die Zeiten, in welchen wir leben, diese Abscheulichkeiten für immer beseitigt haben. Niemand kann auf diese Zeiten einen höheren Werth legen, als ich; dabei aber seh' ich sehr deutlich ein, daß sie die Grausamkeit nicht ausschließen. Zu allen Zeiten sind gewaltsame Mittel immer Resultate heftiger Spannungen gewesen, und so lange man noch nicht die Kunst versteht, diesen zu begegnen, bleiben Grausamkeiten nicht aus. Größerer

Nazionalreichthum und vollkommnere Polizeysysteme, haben seit ungefähr vierzig Jahren unsere Toleranz bewirkt; aber diese Toleranz hat von dem Augenblick an ihr Ende gefunden, wo sich mehr als Zweidrittel des Nazionalreichthums in den Händen der Juden befinden. Denn von diesem Augenblick an stockt die Industrie, man frägt nach der Ursach der allgemeinen Armuth; man findet die wahre; und indem man sich augenblickliche Erleichterung verschafft, fließt das Blut derjenigen, welche das öffentliche Elend hervorgebracht haben. So ist es immer gewesen; so wird es immer bleiben. Selbst wenn eine Niedermetzelung vermieden wird, muß wenigstens eine Verbannung statt finden. Die Staatskraft liegt einmal in der Industrie, und dies Gesetz kann nicht aufgehoben werden, so lange eine staatsgesellschaftliche Existenz möglich seyn soll. Aus eben diesem Gesetze aber folgt, daß die höchste Vermehrung der Industrie da unmöglich ist, wo es Menschenklassen giebt, welche an der Nazionalarbeit nicht nur keinen Antheil nehmen,

sondern sogar die Resultate derselben nur zu ihrem ausschließenden Vortheile benutzen. Diese Menschenklassen mögen sich durch Sophismen oder Geld so lange halten, als sie können; endlich kommt der Zeitpunkt, wo die Gesellschaft, ihres höchsten Vortheils (der Nazionalexistenz) eingedenk, sich von ihnen befreiet, so daß sie immer von dem Gipfel ihres Glüks herabgeworfen werden. Die Juden haben das unwidersprechliche Verdienst, der Gesellschaft mehr Zusammenhang gegeben zu haben; aber nachdem dieser Zusammenhang einmal da ist, sind sie als Kantharidenpflaster der Industrie vollkommen überflüssig. Sollen sie gerettet werden, so muß man auf Mittel bedacht seyn, sie auf eine unmerkliche Weise in die Gesellschaft zu verflössen. Dazu aber ist kein Institut geschikter, als das Militär. Alle in demselben angestellten Juden retten ihr Leben; und gehen sie gleich als Juden unter, so dauern sie doch als Menschen fort. Man leitet also ein unvermeidliches Verderben von ihnen ab, indem man sie unter die Zahl der Vaterlandsver-

theidiger aufnimmt, und ihnen dadurch eine unendlich höhere Bestimmung giebt, als sie jemals durch sich selbst erreichen konnten.

»Aber mit dem Prinzip einer allgemeinen Menschlichkeit vereinigt sich das der Gerechtigkeit, wenn von der Anstellung der Juden im Militär die Rede ist. Niemand kann die Bestimmung und das Verdienst der Vaterlandsvertheidiger in einen höheren Anschlag bringen, als ich. Allein, da man einmal neben der mit dieser Bestimmung verbundenen Ehre auch die Beschwerden und Gefahren in Rechnung bringt, welche davon unzertrennlich sind, so entsteht die Frage: Warum gerade der Jude davon ausgeschlossen werden soll? Kommt es zu einem Krieg, so rückt der Adel ins Feld. Ihn begleiten die allernützlichsten Staatsbürger. Nur der Jude bleibt zurück. Warum? Diese Frage, behaupt' ich, ist nie gründlich beantwortet worden. Bis zum Kriege hat der Jude an dem Adel und dem ganzen industriösen Theil der Nazion gesogen, und jetzt, wo es eine allgemeine Vertheidigung des Vaterlandes gilt, steht er

unter den Vertheidigten oben an, gerade als ob Er das Edelste der Nazion wäre. Aber noch mehr: Während der Adel sein Blut für Vaterland und König verströmt, und Tausende in der Blüthe ihres Lebens fallen, und das ganze Land durch das Stocken der Industrie leidet, ist der Jude der Einzige, der, wie afrikanische Geier, gemästet von dem Schlachtfelde, das ihm allein wucherte, zurückkehrt, mit Stolz auf seine Mitbürger herabblickt und jedem, der seine Geldmacht nicht anerkennen will, zuraunt: »der Herr nehme sich in Acht; der Jude wehrt sich nicht, aber er hat lange Arme; es geschieht zuletzt immer was er will« *). Wo bleibt der Patriotismus, wenn der Patriot so etwas hören muß? Auf den Einwand, daß der Jude, als Soldat, den Geist des Heeres verderben würde, habe ich schon oben im Allge-

*) Diese Sprache wird nur allzu häufig gehört, und diese Insolenz muß gewaltig niederschlagen. Vorzüglich muß sie den Soldaten auf das allerempfindlichste beleidigen.

Allgemeinen geantwortet. Ich füge jetzt nur noch hinzu, daß alle die Ausländer, welche der europäische Staat im Vertrauen auf die Kraft der Disziplin in die bewaffnete Macht aufnimmt, dem inneren Gehalte nach vor dem Juden höchstens den Vorzug haben, daß sie, als mehr zur Arbeit gewöhnt, leichter disziplinirt werden können; ferner daß die Disziplinirungskunst gegenwärtig einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, welchem kein Individuum widerstehen kann. Schwerlich kann es um die Juden noch elender stehen, als um den Urstamm der französischen Infanterie, so wie Brantome ihn schildert *). Und was hat sich durch fortgesetzte Disziplin aus diesem Urstamm entwickelt? Hat man es nur mit Menschen zu thun, so kann man auch immer die Perfektibilität in Anschlag bringen, und darauf rechnen, daß ein Zeitraum von funfzig Jah-

*) Brantome nennt diesen Stamm une foule de marauts, belistres, mal complexionés, fainéans, pilleurs et mangeurs du peuple. Etwas ärgeres läßt sich doch von den Juden nicht sagen.

ren Wunderdinge hervorbringt. Doch dem ſey wie ihm wolle, die Gerechtigkeit gebietet, den Adel und induſtriöſen Theil der Nazion nicht zu den einzigen Vertheidigern des Vaterlandes zu machen; nicht das köſtlichſte Blut allein da aufzuopfern, wo das minder köſtliche auch ſeine Dienſte thut.

„Da wo Menſchlichkeit und Gerechtigkeit bereits entſchieden haben, kommt die Politik zu ſpät. Sonſt würde ich ſagen, daß die ſtarke Vermehrung der Juden ihre Anſtellung im Militär unumgänglich nöthig macht. Dieſe Vermehrung iſt zwar bei weitem nicht ſo groß, als ſie es ohne die Wolluſt, den Schmutz und die Immoralität *), welche dieſer aſiatiſchen Nazion immer eigen waren, ſeyn würde; aber ſie iſt noch immer groß genug, um die Aufmerkſamkeit der Regierun-

*) Da ſich der Jude in der Regel nicht eher kopuliren läßt, als bis ihm die Mitgift baar ausgezahlt iſt: ſo kann man die Pluralität der Judenehen unmoraliſche nennen. Die Immoralität der Ehe iſt aber der Vermehrung niemals günſtig.

gen zu verdienen. Angenommen, daß Kantharidenpflaster für die Industrie schlechterdings nothwendig sind, so muß man sich doch in Acht nehmen, einen tödtenden Überreiz hervorzubringen, welcher da unvermeidlich ist, wo das wucherliche Geschäft durch ein allzu zahlreiches Personale getrieben wird. Polen in seiner ehemaligen Gestalt ist ein warnendes Beispiel. Nun hat man es, so viel ich weiß, in moralischen Dingen freilich noch lange nicht dahin gebracht, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem das Reizmittel zu seinem Gegenstande stehen muß; aber die Ausmittelung dieses Verhältnisses ist um so nöthiger, weil keine einzelne Regierung, bei dem gegenwärtigen Zustande von Europa, in dem Gebrauch dieses Reizmittels von sich allein abhängig ist, und die bezweckte Wirkung durch alles, was man auswärtigen Einfluß nennt, sehr wesentlich modifizirt werden kann. So viel scheint vollkommen ausgemacht, daß das Verhältniß von eins zu 10 zerstörend ist, daß also da, wo nur 10 Millionen Bürger existiren, eine Mil-

lien Juden viel zu viel iſt, und alle Induſtrie in ſich ſelbſt zu Grunde gehen muß. Bei einem ſolchen Verhältniſſe bliebe alſo ſchlechterdings nichts anders übrig, als die Zahl der bloßen Benutzer der Induſtrie dadurch zu vermindern, daß man einem bedeutenden Theil derſelben eine ganz andere Beſtimmung giebt, und von allen möglichen Beſtimmungen gerade diejenige wählt, welche der Unbeſtimmung am meiſten entgegengeſetzt iſt.

»Durch den allerfürchterlichſten Terrorismus machte Moſes die Juden zu dem, was ſie gegenwärtig ſind. Soll eine Umformung gelingen, ſo muß die Gewalt ins Spiel gezogen werden. Da ſich dieſe Gewalt auf einen weit höheren Grade von Kultur gründet, ſo wird ſie noch immer menſchlich genug ſeyn, um keine Vergleichung mit den Maasregeln des iſraelitiſchen Geſetzgebers zu geſtatten. Um aber das Gelingen der in Vorſchlag gebrachten Maasregel noch mehr zu ſichern, kommt es ſehr auf die Beſtimmung des Verhältniſſes an, in welchem die

Juden in die bewaffnete Macht aufgenommen werden müssen.

»Im Allgemeinen muß darauf gesehen werden, daß die Zahl der im Militär anzustellenden Juden nicht so groß sey, daß ihre Disziplinirung unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, aber auch wiederum nicht so klein, daß die bezweckte Wirkung darunter leidet. Hier kommt es nun auf die Masse der in einem gegebenen Lande befindlichen Juden an. Ist sie in Beziehung auf den industriösen Theil der Nazion allzu groß, so muß wenigstens der 10te bis 12te Mann ausgehoben werden.

»Der Aushebung muß ein Gesetz vorangehen, welches die Juden in Masse für waffenfähig erklärt, so daß also jeder Jude ohne Ausnahme, vorausgesetzt, daß er die zum Dienst erforderlichen Eigenschaften besitzt, Soldat werden muß, sobald es verlangt wird.

»Bei der Aushebung selbst verfährt man ohne Ansehn der Person. Ist es nöthig, daß zur Aufrechthaltung eines bedeutenden Handelshauses ein einziger Sohn vom Sol-

datendienſt dispenſirt werde, und muß der Staat dem größeren Vortheil den geringeren aufopfern, ſo geſchehe dies, ohne auf eine weitere Entſchädigung zu dringen. Aber, dieſen einzigen Fall ausgenommen, muß die Aushebung mit der allerunerbittlichſten Strenge vollzogen werden. Unterſchleif und Beſtechung müſſen platterdings unmöglich ſeyn. Bonaparte antwortete den Belgiern, die ſtatt ihrer Söhne Geld geben wollten: »Euer Geld mag ſich gebrauchen laſſen, aber ich bedarf eurer Söhne, und nur dadurch, daß ihr mir dieſe gebt, legt ihr eure Bereitwilligkeit, mit den Franzoſen Ein Volk zu bilden, an den Tag.« Dies iſt die Antwort, welche jedem feigen Judenvater zu Theil werden muß. Der eigentlichen Waffenfähigen werden unter den Juden wenig genug ſeyn, da ihr Phyſiſches eben ſo ſehr verkrüppelt iſt, als ihr Moraliſches.

»Iſt die Aushebung geſchehen und erfolgt die eigentliche Anſtellung, ſo bringe man die Juden ſo wenig als möglich auf einen Haufen; in die ganze Armee müſſen ſie verſtößt

werden, damit der Geiſt der Maſſen deſto ſchneller in ſie übergehe. Die großen Garniſonen taugen nichts für ſie, weil ſich der Schacher in denſelben leicht wieder anknüpfen läßt. Alſo vorzugsweiſe kleine Garniſonen; vorzüglich Gränzfeſtungen! Diejenigen Provinzen, in welchen der Ackerbau die Hauptſache iſt, ſind bei weitem die beſten; und giebt es irgendwo Städte, in welchen keine Juden geduldet werden, ſo kann man in dieſen das Verhältniß der jüdiſchen Soldaten zu den übrigen verdoppeln und verdreifachen. Ich gebe zu, daß dies Alles nicht ohne Entbehrungen und Beſchwerden für die Juden abgehen kann; aber werden dieſe Entbehrungen und Beſchwerden nicht von allen ihren Kameraden getheilt, und haben ihre Väter unter der harten Ruthe, womit Moſes ſie ſtäubte, nicht noch weit größere gelitten?

»Ein noch weiter getriebenes Detail würde ermüden, und in einem Werke, das nur Winke geben darf, am unrechten Orte ſeyn.

»Kurz: Will man eine Identifikazion, ſo leite man ſie auf dieſem Wege ein. Wah-

rend alle übrigen Mittel vergeblich angewendet worden ſind, bleibt der Gebrauch dieſes noch übrig, das ſchwerlich jemals nach ſeinem ganzen Umfang angewendet worden iſt. Der Erfolg laßt ſich unter gewiſſen Bedingungen verbürgen. Ein Jude, der zwanzig Jahr hindurch die Muskete getragen hat, iſt zum Schacher unbrauchbar geworden und hat ſich deſſelben ſchämen gelernt. Man gebe ihm alſo die Muskete, und erwarte ruhig, daß ſie ohne alle weitere Gewalt, als welche der Dienſt ſelbſt mit ſich bringt, das Verſinken eines großen Theils der Juden in das Tetum der Geſellſchaft bewirken werde. Um aber allen Skrupel zu heben, kann es nicht undienlich ſeyn, die Regierungen daran zurück zu erinnern, daß die Juden ſich, als Kammerknechte der Fürſten, ganz der Diskrezion der Regierungen überlaſſen haben, und daß dieſe folglich mit ihnen ſchalten und walten können, wie ſie es für gut befinden.

Um aber die Identifikazion noch von einer andern Seite her einzuleiten, verwandle

man die eheliche Verbindung einer Jüdin mit einem Christen in einen bloßen bürgerlichen Kontrakt, welchem der Magistrat die nöthige Sankzion giebt.

»Hierüber muß ich mich ausführlicher erklären.

Wenn im gegenwärtigen Augenblick eine solche eheliche Verbindung zu Stande kommen soll, so muß ihr die Taufe vorangehen, und sie selbst ist durch priesterliche Weihe wenigstens ein halbes Sakrament. Was nun die Taufe betrifft, so muß sie als Symbol des Christenthums beibehalten werden; nur entsteht die Frage, ob sie bei der Jüdin nöthig ist? Ich habe mich oben, als von dem Unterschied des Judenthums und Christenthums die Rede war, ausführlich genug über diesen Gegenstand erklärt. Ich verweise gegenwärtig darauf zurück, und sage, daß, da das Dogma gar nicht zum Wesen des Christen gehört, jede Jüdin, welche an wucherlichen Geschäften noch keinen Antheil genommen hat, als Christin vorausgesetzt

werden kann, und also der Taufe gar nicht bedarf. Sie würde unrein seyn und der Taufe bedürfen, wenn sie Wucher und Schacher getheilt hatte; sie ist aber rein und lauter, weswegen ihr dieser fremd geblieben ist; und laßt sich von ihrem Manne annehmen, daß er in seinem ganzen Wesen ein Christ (moralisirt) sey, so wird sein Christenthum durchaus in sie übergehen müssen. Die priesterliche Einsegnung anlangend, so ist sie der ehelichen Verbindung nur da nothwendig, wo die Ehe ein Sakrament (ein zwischen dem Altar und der Gottheit niedergelegter Bund) ist; und in diesem Fall darf sie nie aufgelöst werden. Ihre Auflösbarkeit in allen protestantischen Staaten macht die priesterliche Weihe eigentlich überflüssig, und stellt die Ehe in Reih und Glied mit allen übrigen Kontrakten, welche einer magistratlichen Sanktion bedürfen.

»Die Ursach aber, um derentwillen die eheliche Verbindung einer Jüdin mit einem Christen in einen bürgerlichen Kontrakt verwandelt werden sollte, ist: die Jüdinnen nicht

durch Eklat verurſachende Feierlichkeiten von einer Verbindung mit Chriſten abzuſchrecken. Die gute Natur der Jüdinnen offenbart ſich beſonders darin, daß ſie, wenn die Wahl von ihnen abhängt, weit lieber einen Chriſten als einen Juden ehelichen. Dieſer Neigung nun komme man zu Hülfe, indem man alle die unnöthigen Schranken wegnimmt, welche ſich ihr entgegen ſtellen.

»Und was dadurch gewinnen?« hör ich mich fragen.

Nichts mehr und nichts weniger, als daß, wenn die Pluralität der Jüdinnen ſich mit Chriſten verbindet, die nothwendige Identifikazion der Juden mit den Chriſten weit früher zu Stande kommen wird. Denn wird der Jude genöthigt, eine Chriſtin zu ſuchen, um eine Hausfrau zu erhalten, ſo greift er eben dadurch zum Chriſtenthum.

»Mit dieſen beiden Fundamentalgeſetzen müßten noch andere in Verbindung geſetzt werden, wodurch beſonders dem Wucher und dem Kontrebandehandel ge-

steuert würde *). Es läßt sich kaum berechnen, wie viel Abbruch die Juden durch den letzteren dem Lande thun, in welchem sie leben.

»Es wird noch immer des Sauerteigs genug zurückbleiben, wenn man in meine Vorschläge einwilligt; allein die Masse desselben wird wenigstens vermindert werden, ohne daß die Christen nöthig haben, ihre Zuflucht zu grausamen Mitteln zu nehmen. Ich wiederhole hier noch einmal, daß dasjenige, was wir Toleranz nennen, ein Wort ist, wodurch wir uns selbst am Narrenseil herumführen. Wer gekniffen wird, muß schreien, und wer sich von seinem Peiniger befreien kann, wird es mit Vergnügen thun. Possen um allen Unsinn der mosaischen Gesetzgebung und alle rabbinische Grillenfangerei! Wir würden sie den Juden mit Vergnügen gestatten, wären sie nicht das Heft des scharfen Messers, womit sie uns Christen zu Leibe gehn. Es

*) Zu dem Kontrebandehandel muß man auch das auswärtige Lotteſpiel rechnen, das am meiſten von Juden getrieben wird.

gilt zuletzt immer einen Kampf auf Leben und Tod, wodurch der Christ wenigstens will, was ihn, bisher verhindert hat, ein Christ im ganzen Umfange des Worts zu seyn, indeß der Jude sich in dem Besitz alles desjenigen erhalten möchte, was er erpreßt hat. Ich behaupte, der Christ darf nicht tolerant seyn, bis er sich in die Lage gesetzt hat, sein Christenthum ungehindert auszuüben. Bei Behauptung seiner Menschenrechte folgt der Christ entweder seinen Gefühlen, oder seiner Einsicht. Im ersteren Fall zerstört er, was ihm hinderlich ist; im zweiten sucht er ein großes Unglück abzuleiten.

Verächtlich sind alle Toleranzprediger, weil sie niemals etwas anderes sind, als schlechte Ärzte, die aus Unbehülflichkeit zur Geduld ermahnen. Ihr Beispiel verschmähend, hab' ich mir die Mühe gegeben, den Mitteln nachzudenken, wodurch man einer Explosion vorbeugen kann. Meine Denkungsweise geb' ich dem Urtheil preis; aber ich bin der Überzeugung, daß man die Juden

nicht begünstigen kann, ohne in den nächsten Generazionen grausam mit ihnen zu verfahren, und in sofern ich der Grausamkeit entgegen gearbeitet habe, glaub' ich mich als einen wahren Christen bewiesen zu haben. Unstreitig hab' ich meinen Gegenstand nicht erschöpft. Mögen Andere in meine Fußtapfen treten, um ihn noch gründlicher zu behandeln. Ausgemacht ist es, daß in dem Christenthum eine Kraft enthalten ist, welche nicht eher aufhören kann freundlich oder feindlich zu wirken, als bis Alles Eine Heerde und Ein Hirte geworden ist. Nur die Einsicht kann die Massen Menschenbluts vermindern, die noch vergossen werden müssen.

Beschluß.

Apostrophe an die Juden.

Mir fiel vor Kurzem ein Aufsatz von einem der aufgeklärtesten Männer aus eurer Mitte in die Hände, der sich folgendermaßen endigte:

„Besser wär es, die Christen machten sich den Geist der Eintracht, der Sanftmuth, der Duldung und der allgemeinen Liebe zu eigen, welchen das Evangelium predigt, um so eine Nazion für sich zu gewinnen, die noch immer die größten Verheissungen hat, und sich dereinst wieder mächtig erheben dürfte. Sünden und moralische Versunkenheit haben lange Leiden zur nothwendigen Folge; aber Leiden führen endlich zur Besserung und reinen Tugend. Dies ist der Gang der Natur."

Von einem solchen Gange der Natur verstehe ich nichts; ich bekenne es aufrichtig. Meine ganze Philosophie führt mich dagegen auf das Resultat, daß da, wo wirkliche moralische Versunkenheit statt findet, gar keine Besserung und folglich gar keine Rettung zu hoffen sey. Doch, ohne hierüber im Allgemeinen mit euch zu streiten, begnüg' ich mich, recht kaltblütig mit euch zu untersuchen, wie viel Aussichten ihr habt, euch jemals wieder mächtig zu erheben, um vorläufig die Christen bedrohen zu dürfen?

Wie eure Verheissungen entstanden sind, hab' ich euch in dem ersten Abschnitt meiner Schrift nachgewiesen. Wie ihr dazu gekommen seyd, sie bisher festzuhalten, wird euch aus den beiden vorletzten klar geworden seyn. Seit mehr als 17 Jahrhunderten ist eure Nazionalexistenz dahin. Seit mehr als 17 Jahrhunderten treibt ihr euch unter allen Nazionen der Erde als die zerstreutesten aller Pilgrimme umher. Seit mehr als 17 Jahrhunderten versteht ihr euch auf nichts, als Schacher und Handel. Seit mehr als 17

Jahr-

Jahrhunderten seyd ihr der allerunwissendste und unbehülflichste Theil der Nazionen, unter welchen ihr als Schützlinge lebt, und die selbst indem sie von euch geprimat werden, in ihrer Intelligenz immer höher steigen. Seit mehr als 17 Jahrhunderten seyd ihr mit einem sehr geringen Unterschied, in eurer Entwickelung auf demselben Punkt geblieben, entsagend dem einzigen Vorzug des Menschen vor dem Thier, der Entwickelungsfähigkeit; höchstens seyd ihr in Pflichten vorgerückt. So wie die Verhältnisse von dem ersten Augenblick eures Wiedereintritts in die menschliche Gesellschaft waren, so sind sie noch jetzt. Immer habt ihr durch eure Geldmacht die Oberhand zu gewinnen geglaubt; immer seyd ihr in euren Erwartungen betrogen worden, weil, wie groß auch die Kraft des Geldes in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge seyn mag, das Geld unter allen Umständen nur etwas Repräsentatives bleibt, und seine Kraft verliert, sobald es in euren Händen konzentrirt ist. Alle diese Erfahrungen, alle diese Einsicht soll für euch verloren seyn?

Ihnen zum Trotz wollt ihr Verheißungen festhalten, wie welchen ihr eben so betrogen seyd, als die Römer mit den ihrigen von einer ewigen Weltherrschaft?

Sagt, ich bitte euch, was müßte euer Nazionalgott thun, damit ihr euch dereinst wieder mächtig erheben könntet? Ihr wißt es nicht; aber ich will es euch sagen. Nichts Geringeres müßte er thun, als die Intelligenz der ganzen Welt vernichten, um euch dahin zu bringen, wo ihr gern stehen möchtet. Kann er dies? Will er dies? Welche Frage! — Aber gesetzt er könnte und wollte, was würde es euch frommen? Würdet ihr dadurch glücklicher werden? Ich behaupte: Ihr würdet noch unendlich unglücklicher werden, als ihr gegenwärtig seyd; denn was ihr von Glück genießet, verdankt ihr dem vollkommneren Zustand der Gesellschaft, in welcher ihr lebet, und um nur zu existiren, bedürft ihr der ganzen Entwickelung, die euren Mitbürgern zu Theil geworden ist. Geht dieser Zustand mit dieser Entwickelung unter, so stürzt euer Wohlbefinden rettungslos nach.

Man braucht nur sehr wenig gedacht zu haben, um dies einzusehen; man braucht nur einen Blick auf das ehemalige Polen zu werfen, das ihr zu Grunde gerichtet habt.

Einige von euch wähnen, daß die Stunde der Befreiung geschlagen habe, sobald eine Überzahl statt finde; »der Messias, sagen sie, erscheint, sobald eine gewisse Anzahl von Judenseelen vorhanden ist.« Wahr ists, daß die Massen entscheiden, aber so wie ihr überall nichts begreift, was nicht mit Schacher in Verbindung stehet, so begreift ihr auch die Entstehung der Massen nicht. Es ist in sich selbst unmöglich, daß die Zahl der Juden so anwachsen könne, daß ihr Wunsch nach politischer Freiheit jemals in Erfüllung gehen kann. Ihr Geschäft verhindert es. Die Zahl der Schacherer muß immer mit der Zahl der Käufer in einem Verhältniß stehen, das die Mehrheit auf Seiten der letzteren erhält. Hört dies Verhältniß auf, so geht von den Schacherern zu Grunde, was zu viel ist. Um ein Bild zu gebrauchen: die Schacherer verhalten sich zu dem arbeitenden

Theil der Nazion, wie der Epheu zu der Ulme, die er umschlingt; stirbt die Ulme, so stirbt der Epheu rettungslos mit ihr, und in jeden Moment ihres gegenseitigen Daseyns bestimmt die Kraft der ersteren die des letzteren. Denkt an Polen zurück! Seyd ihr frei geworden, weil es euch gelang, ein grosses Reich zu Grunde zu richten? Noch mehr: Ihr seyd von dem Augenblick an vernichtet, wo ihr die Überzahl ausmacht; das Naturgesetz, nach welchem ihr euch bewegt, ist so unabänderlich, daß es nicht aufgehoben werden kann, ohne euch zu zerstören. Ich will davon schweigen, daß ihr die Vernichter eurer liebsten Hoffnungen werdet, indem ihr, um sie zu realisiren, die ungleichste Ehe eingeht, und der Vermehrung eures Geschlechts durch eure Immoralität Schranken setzet.

In euren Köpfen verwandelt sich jede Idee in Wahn, und was ihr am wenigsten begreift, ist das Verhältniß, worin ihr zu euren Mitbürgern steht. Angenommen, die Oberhäupter aller europäischen Nazionen

wollten sich, um eure Lieblingsidee von Nazionalexistenz zu realisiren, zur Wiedereroberung des von euch so sehr bedauerten Palestina, oder zur Abtretung irgend eines fruchtbaren Landes auf der andern Hemisphäre, verbinden, was würdet ihr dadurch gewinnen? Nichts als euer gänzliches Verderben! So nothwendig euch eure Theokratie in Palestina zu Grunde richtete, eben so nothwendig würde sie euch in jedem anderen Lande zu Grunde richten müssen. Unfähig jeder Arbeit und Anstrengung würdet ihr euch unter einander zerstören, wie die Krieger des Kadmus; und fußfällig würden die Wenigen, welche in diesem Kampf Aller gegen Alle dem Verderben entrönnen, um Wiederaufnahme bitten, wär' es auch unter den härtesten Bedingungen.

Sobald ihr euch selbst überlassen werdet, giebt es für euch kein Heil. Ihr wollt ein Land, worin Milch und Honig fleußt; aber ein solches Land giebt es nicht. Sehr weise hat die Natur die Einrichtung getroffen, daß der Mensch sich alles selbst erarbeiten soll;

denn auf dieſer Arbeit beruht ſeine ganze Entwickelung, ſeine immer höher ſteigende Einſicht, ſeine Gottähnlichkeit. Doch hiervon begreift ihr nichts, und Undankbarkeit iſt und bleibt die Grundlage eures Charakters. Nie kann es euch beſſer gehen, als es euch in dieſer Vermiſchung mit anderen Nazionen ergeht. Was noch von Einſicht in euch iſt, verdankt ihr allein einem Umgange mit uns, und hört dieſer jemals auf, ſo fällt jene in ihr urſprüngliches Nichts zurück. Euer Paleſtina habt ihr alſo unter uns, und von allen Wohlthaten, die euch zu Theil werden konnten, war die Aufhebung eurer Nazionalexiſtenz die größte, ob ſie gleich nicht als ſolche berechnet war. Vermöge eines unabänderlichen Weltgeſchicks müſſen wir euch als einen wilden Zweig ertragen, der unſerem edleren Stamme eingeimpft wurde. Wie lange? Ich mag es nicht beſtimmen, aber kommen muß eine Zeit, wo dieſer wilde Zweig ſich veredelt, um eben die Früchte zu tragen, welche dem Stamme bisher eigen waren. Geſchieht dies nicht, ſo ſeyd ihr ganz

verloren; denn alles Gold der Welt hat nicht die Kraft, die Erfindung eines Barthold Schwarz zu vernichten.

Ich weiß, es steht nicht in eurer Gewalt, den Zeitpunkt der Identifikazion zu beschleunigen; die Verhältnisse, in welchen ihr unter einander lebt, leiden es nicht. Aber da die wachsende Vollkommenheit der Gesellschaft eine Identifikazion immer nothwendiger macht, so begegnet dieser Nothwendigkeit wenigstens in sofern, daß ihr euch nicht unsinnig sperrt, wenn Einrichtungen getroffen werden, die, indem sie eure Verflossung in das Totum der Gesellschaft bewirken sollen, auf eure Erhaltung abzwecken. Sehr richtig sagte einer von euren Königen: »Soll das Ewige bleiben, so muß das Gesetz untergehen.« Eure Rabbinen haben durch ihre seltsame Interpretazion den Sinn dieses großen Ausspruchs verdorben, der nichts weiter sagen will, als daß ihr, um als Menschen fortzudauern und menschliche Entwickelung zu theilen, dem mosaischen Gesetz entsagen müßt, das beides verhindert. Ihr glaubt es nicht, weil

ihr euch selbst nicht kennt; aber es ist deswegen nicht minder ausgemacht, daß Mensch und Jude sich nicht mit einander vertragen, weil der Jude unaufhörlich den Menschen in sich zerstört. Ihr seyd unstreitig nicht mehr so elend, als ihr bei der Aufhebung eurer Nazionalexistenz waret; denn selbst gegen euren Willen habt ihr die Entwickelung, in welcher die ganze christliche Welt begriffen ist, wenigstens von fern her theilen müssen. Aber, selbst wie ihr jetzt seyd, taugt ihr nichts, weil ihr in einem fortgesetzten Widerspruch lebet. Für euch ist alles vorhanden, was den freien Geist in Fesseln wirft; für euch ist nichts vorhanden, was eine unendliche Laufbahn eröffnet. Bewiese man der ganzen Welt die Nothwendigkeit einer gränzenlosen Entwickelung; eure Weisen würden, wie Moses Mendelssohn, nie daran glauben. Eure Vorfahren kreuzigten einen Heiligen, weil er die gute Absicht hatte, sie von ihren verkehrten Wegen abzubringen. Von einer aufgeklärteren Polizey, als die römische war, verhindert, würdet ihr ihn nicht kreuzigen

dürfen, wenn er gegenwärtig unter euch aufstände; aber ihr würdet ihn, wie jene, hassen, anfeinden und verfolgen. Ihr lebt nur den, der euch in eurer Thorheit bestärkt, und Moses Mendelssohn ist aus keinem anderen Grunde in euren Augen ein Heros, als weil er euch, statt eure staatsbürgerliche Gesetzlichkeit zu vermehren (worin ihr allein eure Sicherheit finden könnt), in eurer Achtung für das mosaische Gesetz bestärkte (worin ihr euren Untergang vor siebzehn Jahrhunderten gefunden habt und ewig finden müßt). Ihr werdet mich einen Phantasten nennen. Ich verarge es euch nicht, weil ich weiß, daß ihr nicht anders könnt. Aber die Realität alles dessen, was ich euch gesagt habe, wird sich nur allzubald erweisen; und wenn mich der Erfolg rechtfertigt, so bedarf ich eurer Zustimmung nicht.

Lebt! Ich habe nie mit einem von euch zu theilen gehabt, und euch eben deswegen niemals weder geliebt noch gehaßt; aber ich habe es in dieser Schrift gut mit euch gemeint. Das Übrige muß ich dem Schicksal,

d. h. der Bereitwilligkeit, in meine Ideen einzugehen, gelassen übertragen. Was auch aus euch werden mag, nie wird mich euer Schicksal befremden. Es wird mich freuen, wenn ich nicht ganz vergeblich geschrieben habe; aber betrüben kann mich das Gegentheil nicht. Ich bin ein Christ, und Ergebung in das Nothwendige (den Willen Gottes, wie unsere Theologen sagen) ist die höchste Eigenschaft des Christen.

Der neue Leviathan.

v. Buchholz.

Πολὺ δὲ μεγίστη εἶναι, ὄφη, καὶ καλλίστη τῆς φρονήσεως, ἡ περὶ τὰς τῶν πόλεών τε καὶ οἰκήσεων διακόσμησις· ἧς δὴ ὄνομά ἐστι σωφροσύνη τε καὶ δικαιοσύνη. τούτων δ' αὖ ὅτάν τις ἐκ νέου εγκύμων ἦ τὴν ψυχὴν, θεῖος ὤν, καὶ ἠκούσης τῆς ἡλικίας τίκτειν τε καὶ γεννᾷν ἤδη επιθυμεῖ. ζητεῖ δὴ, εἶμαι, καὶ οὗτος περιιὼν τὸ καλὸν, ἐν ᾧ ἂν γεννήσειεν.

Plato in Symposio.

Tübingen,
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.
1805.

Vorrede.

Als der Verfaſſer der vorliegenden Schrift vor einigen Jahren mit einem Werke auftrat, worin er die Erſcheinungen der moraliſchen Welt einem allgemeinen Geſetze zu unterwerfen ſuchte, da konnte er freilich nicht umhin, gegen die moderne Philoſophie anzukämpfen; aber er that es auf eine Weiſe, wodurch er ſehr deutlich zu erkennen gab, daß er im Stande ſey, die Sache ſelbſt von den Perſonen zu unterſcheiden, in welchen ſie ſich offenbarte.

Wie mannichfaltig auch die Urtheile geweſen ſind, die man über jenes Werk gefället hat; ſo haben ſie doch den Verfaſſer um ſo weniger berühren können, da er ſie auf das allerbeſtimmteſte vorherſah. Das allgemeine Misverſtändniß rührte daher, daß man in ſeinem Werke ein Syſtem ſuchte, wiewol er in demſelben kein Syſtem aufſtellen konnte, ohne ſeine Idee von progreſſiver Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts zu zerſtören. Nach ihm ging alle menſchliche Freiheit von der Nothwendigkeit aus; von einer ſolchen Freiheit aber wollte man nichts wiſſen, um die

Philosopheme noch länger an der Stelle der Philosophie zu erhalten. Freilich, so lange dies der Fall ist, wird man für die Philosophie wie pro aris et focis kämpfen, weil sie zuletzt nichts weiter ist, als eine Art von Subsistenzbasis; aber die wahre Philosophie muß über alles, was Gemüth genannt werden kann, eben so erhaben seyn, als der Satz: $2 + 2 = 4$.

Da jedes philosophische System von einem Factum ausgeht, und, wie sehr es sich auch von der Bahn der Erfahrung verirren mag, zuletzt immer wieder zu einem Factum wird; so verzeihe man es dem Verfasser, daß er seiner Art zu philosophiren getreu geblieben ist. Was er seinen Realismus nennt, ist das Resultat sorgfältiger Beobachtungen, nicht willkürlicher Combinationen, durch welche man immer die Poesie an die Stelle der Philosophie bringt, und Erscheinungen, die man erklären sollte, in einer Art von treuherziger Unwissenheit — macht. In allen modernen Systemen ist nichts so verdammlich als die Leichtigkeit, womit man philosophirt. Um ein neues System hervorzubringen, bedarf es zuletzt keines großen Aufwandes von poetischer Kraft; um aber die Wahrheit darzustellen, bedarf es eines hohen Grades von Sorgfalt und Scharfsinn in den anzustellenden Vergleichungen.

Soviel zur Rechtfertigung des vorliegenden Werkes im Allgemeinen, da sich voraussehen läßt, daß es den Widerspruch aller derjenigen finden wird, welche den Verfasser errathen; eine Sache, die

gar keine Schwierigkeiten hat, wenn man einmal mit seiner Grundidee bekannt ist.

Was den Titel betrifft, so ist dieser auf eine so eigenthümliche Weise entstanden, daß sich der Verfasser verpflichtet glaubt, darüber noch besondere Rechenschaft abzulegen.

Weil in dem oben angedeuteten Werke von einem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes die Rede war, der, sich selbst überlassen, zu einem Kriege aller gegen Alle führt; so schlossen mehrere Kritiker: Hobbes stehe im Hinterhalte, und das ganze Werk sey nichts mehr und nichts weniger, als eine Wiederholung des berühmten Leviathans. Sie selbst hatten das Meisterstück der Argumentation nie gelesen, denn sonst hätten sie nicht so urtheilen können. Ich gestehe, daß auch ich davon nicht mehr wußte, als was ich in jenen Jahren, wo uns noch die ganze Welt ein unauflösliches Räthsel ist, in mich aufgenommen hatte. Indessen wurde ich begierig gemacht, den Leviathan von neuem zu lesen. Da mir die besonderen Umstände, unter welchen dies Werk geschrieben wurde, nicht unbekannt waren, so machte es mir sehr wenig Mühe, die wahre Tendenz desselben richtiger aufzufassen, als sie in der Regel aufgefaßt wird; und sobald ich damit im Reinen war, verschwand für mich alles Auffallende und sogenannte Paradore aus den Urtheilen des Englischen Philosophen. Jetzt sah ich freilich ein, wodurch man sich hatte verführen lassen, mein Werk mit dem hobbesischen in Zusammenstel-

lung zu bringen; aber ich begriff auch zugleich, daß diejenigen nie ein gesundes Urtheil über den Leviathan fällen werden, welche es übersehen, daß Hobbes in diesem Werke nur der kosmokratischen Monarchie das Wort redete, und es also unverzeihlich fand, daß ein anmaßender Senat in der Person Carls des Ersten das Princip der Einheit zerstört und an die Stelle desselben das Princip der Trennung gesetzt hatte; ein Verfahren, das, allen seinen Ahnungen zufolge, den Untergang seines Vaterlandes nach sich ziehen mußte.

Indem sich nun durch die Lectüre des Leviathans eine Reihe neuer Ideen in mir entwickelte, welche ich niederzuschreiben für nicht ganz unnütz hielt, gerieth ich um so eher auf den Gedanken, meinem Werke den Titel des neuen Leviathans zu geben, da dieser Titel mich der Nothwendigkeit enthob, in demjenigen, der meinem Werke eigentlich zukam, als anmaßend zu erscheinen. Der eigentliche Titel konnte nämlich kein anderer seyn, als Grundlinien einer socialen Technik (oder Mechanik); da aber diese Wissenschaft bei weitem mehr in der Praxis als in der Theorie bekannt ist, so war vorherzusehen, daß sie, unter irgend einem speciösen Vorwande, z. B. dem der Vernichtung der moralischen Freiheit, der allgemeinen Excommunication nicht entrinnen würde. Nun gestehe ich zwar, daß in dem Titel: der neue Leviathan, eben kein Euphemismus enthalten ist; allein gab es eine andere Auskunft für mich, wenn ich von der einen Seite meine

Dankbarkeit für Hobbes an den Tag legen, und von der andern der Achtung für meine Zeitgenoſſen genügen wollte, ohne deshalb meinen Ueberzeugungen zu entſagen?

Der Inhalt des zweiten und dritten Buches wird vielen Leſern anſtößig ſeyn, weil ſie ſich die Dinge, von welchen in denſelben die Rede iſt, ganz anders gedacht haben. Meine Schuld iſt dies aber nicht. Ich wollte nicht anſtößig werden, ſondern nur die Wahrheit ſagen. Da alle Leidenſchaften mir fremd geworden ſind, ſo bin ich auch dem Enthuſiasmus ſehr wenig unterworfen. Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich den Mann, auf welchen Europas Blicke jetzt vorzugsweiſe gerichtet ſind, idealiſirt habe. Auf dieſen Vorwurf antworte ich: die Eigenthümlichkeit dieſes Mannes, ſo weit ich dieſelbe erkannt habe, beſteht darin, daß er die Dinge in ihrer Wirklichkeit erkennt, aber zugleich die Kraft beſitzet, mit Freiheit darüber zu walten, und daß derjenige, der außer der philoſophiſchen Potenz (des Erkennens) nicht auch die poetiſche Potenz (des Bildens) in ihm wahrnimt, darauf Verzicht leiſten muß, ihn zu begreifen und würdig darzuſtellen. Von hier aus bis zum Idealiſiren iſt noch eine große Kluft befeſtigt. In den Bildern, die man ſeit Jahr und Tag von dieſem Manne entworfen hat, iſt die Einheit ſeines Weſens ſo ſehr zerſtört, daß man Mühe hat, ſie wieder zu erkennen; und findet man ſie in demjenigen wieder, das ich in dieſem Werke aufzuſtellen mir die Frei-

heit genommen habe, so kann der Enthusiasmus schwerlich meine Muse gewesen seyn; denn wenn dieser rechter Art ist, so muß er verstummen und anbeten, und von beiden Bewegungen wird man keine Spur in diesem Werke finden.

Den Inhalt des vierten Buchs anlangend, wünsch' ich, erstlich, daß man mich nicht mit jenen Propheten verwechsele, welche die Zukunft nach Gott weiß welchen Voraussetzungen enthüllen, zweitens, daß man das Gesagte nicht so nehme, als werde es in den nächsten Jahren in Erfüllung gehen; alles will seine Reife haben und der Augenblick der Reife ist noch nicht vorhanden.

Genug zur vorläufigen Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung des neuen Leviathans, der, dies kann ich mit meinem Leben bekräftigen, aus keiner unlauteren Quelle geflossen ist und zuletzt keine andere Absicht hat, als auf die Krisis aufmerksam zu machen, worin wir uns in jeder Hinsicht befinden.

Si quid peccavero stultus ignoscent amici.

Der neue Leviathan.

Erstes Buch.

Welthiſtoriſche Reſultate.

Erſtes Kapitel.

Ueber den urſprünglichen Contract.

Den neueren Philoſophen, ſehr wenige ausgenommen, iſt die Geſellſchaft als ein Vertrag erſchienen. Dieſe ihre Abſtraction als unrichtig verwerfen, heißt ihrer Philoſophie den Prozeß machen. Was war indeſſen die Philoſophie von jeher anders, als das Reſultat der fruchtloſen Bemühungen einzelner Mitglieder der Geſellſchaft, das allgemeinſte Geſez aufzufinden, nach welchem alle Entwickelung erfolgte? An die Stelle eines Schlüſſels zur Erklärung der ſämmtlichen Erſcheinungen der moraliſchen Welt trat irgend ein beſſeres oder ſchlechteres Syſtem, in welchem vorgeſchrieben wurde, wie Alles ſeyn ſollte, während die Entwikelung ihren Weg fortſezte, und nie verfehlen konnte, das idealiſche Gebäude des Philoſophen über den Haufen zu werfen. So lange es noch ein philoſophiſches Syſtem giebt, kann es kein Verbrechen ſeyn, es zu bekämpfen.

Daß die Geſellſchaft den Philoſophen als ein Vertrag erſchien, war übrigens ſehr natürlich. Ihr allmähliges Wachsthum, oder dasjenige, was den Vertrag unaufhörlich aufhebt, gieng zu allen Zeiten ſo unmerklich von ſtatten, daß alle diejenigen, welche keinen deutlichen Begriff von einem früheren Zuſtande hatten, durchaus auf den Gedanken gerathen mußten, ein ſolches Wachsthum finde gar nicht ſtatt. Nur aus der Vergleichung verſchiedener Zuſtände kann die Idee einer Entwikelung und mit ihr das aller Entwikelung zum Grunde liegende Geſez hervorgehn; und wer dieſe Vergleichung nicht anſtellt, muß die Entwikelung eben ſo ſtandhaft läugnen, als derjenige, der den Stundenzeiger einer kleinen Uhr betrachtet, die Bewegung deſſelben beſtreiten muß. Wä-

ren die Philosophen von jeher bessere Historiker gewesen, so würde es um die Philosophie ein gutes Theil besser stehen.

Wie ist es möglich, da von Vertrag zu sprechen, wo, wenn er wirklich statt fände, jeden Augenblik die Aufhebung desselben erfolgt? So wie ein aufgehobener Vertrag kein Vertrag mehr ist, eben so kann ein in beständiger Aufhebung begriffener Vertrag für keinen Vertrag gehalten werden. Wie Verträge überhaupt möglich geworden sind, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Um aber die ganze Gesellschaft in einen Vertrag zu verwandeln, müßte man vor allen Dingen ein Mittel auffinden, sie in irgend einem ihrer Zustände zu fixiren. Von den Bewohnern der Insel Don Carlos sagt man, daß sie die Gewohnheit haben, die Zahl ihrer Mitbürger nicht über neunhundert hinausgehen zu lassen, und, so oft dies der Fall wird, entweder ein neugebornes Kind oder einen sechzigjährigen Greis zu tödten. Allerdings ist es auf einem solchen Wege möglich, den gesellschaftlichen Zustand zu fixiren. Allein nun frage ich: welcher Philosoph getraut sich, dieses Verfahren zu sanctioniren, da er eingestehen muß, daß er den gesellschaftlichen Zustand auf Kosten des gesellschaftlichen Lebens, oder, was einerley ist, der Gesellschaft selbst fixirt. Alle Verabredungen dieser Art sind, so lange die Welt existirt, für keine Verabredungen gehalten und über den Haufen geworfen worden, sobald der Verstand sich so weit entwikelt hatte, daß er das Verderbliche derselben einsah. Von allen Werken, welche jemals über den ursprünglichen Vertrag geschrieben sind, ist das Rousseausche unstreitig das allerscharfsinnigste; und doch wie wenig gehört dazu, um einzusehen, daß es bei weitem mehr das Product des Gemüths, als des reinen Verstandes und der Intelligenz ist? Weil der lezte Zwek jedes menschlichen Individuums Glükseligkeit ist, so sezte Rousseau treuherzig voraus, daß dies auch der Natur-

zwek aller Associationen sey. Hierin lag sein Irrthum verborgen; er vermochte nicht einzusehen, daß der Mensch in allen seinen Bestrebungen nur einem höheren Naturzwek dient, und daß die gesellschaftlichen Formen, so wie sie einmal bestehen, das Mittel zur Erreichung dieses Naturzweks sind.

Um das Versinken der Gesellschaft in einen Verfall zu verhindern, hat die Natur zwei Hebel angelegt, welche, wofern sie in ihrer Wirksamkeit nicht gestört werden, die Wirkung hervorbringen, daß die Gesellschaft, sowohl ihrer Masse, als ihrer Form nach, in einer beständigen Veränderung ihres Zustandes begriffen ist.

Der erste dieser Hebel ist die physische, der zweite die geistige Erzeugung.

Was die physische Erzeugung betrift, so hat die Natur die Vermehrung der Gesellschaft durch eine unerschöpfliche Fülle von Nahrungsstoffen möglich gemacht; und so wie die Gesellschaft der Zahl nach zunimmt, verändern sich die Verhältnisse derselben so wesentlich, daß eine Aufhebung ihres bis dasigen Zustandes unvermeidlich wird.

Die geistige Erzeugung hängt mit der physischen insofern aufs unzertrennlichste zusammen, als jedes Mitglied der Gesellschaft darauf bedacht seyn muß, einen Standpunkt zu gewinnen, auf welchem seine gesellschaftliche Existenz gesichert bleibt, welches im Allgemeinen nur dadurch geschehen kann, daß jedes Individuum irgend ein Geschäfte wählt, durch dessen Betreibung es sich die ganze Gesellschaft verbindet.

Ein solches Geschäft ist entweder schon vorhanden, und in diesem Fall wird es blos erlernt; oder es ist noch nicht vorhanden, und dann wird es erfunden. Das Leztere ist die Sache des Genie's; das Genie aber ist da unmöglich, wo sich die Gesellschaft, vermöge eines Vertrages, auf die Betreibung einer gewissen (gröss

seren oder kleineren) Anzahl von Geschäften eingeschränkt hat. Wo ein bloſſes Lernen hinreicht, um die Bedürfnisse aller Mitglieder einer gegebenen Gesellschaft zu befriedigen, da ist keine Aufforderung zu neuen Combinationen vorhanden; wo hingegen eine Exuberanz der Masse in Beziehung auf die vorhandenen Geschäfte statt findet, da wird das Genie sogar nothwendig. Die Wahrheit dieser Behauptung wird man überall bestätigt finden.

Ist also gleich die physische Erzeugung die erste Grundlage einer fortgehenden Aufhebung des gesellschaftlichen Zustandes, so ist die geistige die zweite. Um einen gesellschaftlichen Vertrag zu Stande zu bringen, hätte die Natur weder die eine, noch die andere wollen müssen. Fände ein solcher Vertrag wirklich statt, so würde jene Entwikelung so unmöglich seyn, daß nie davon die Rede seyn könnte, ob die Gesellschaft ein Vertrag sey, oder nicht.

Was ist denn aber, wird man fragen, die Gesellschaft, wenn sie kein Vertrag ist?

Sie ist ein Faktum, eine Begebenheit, eine Erscheinung, die sich nicht besser bezeichnen läßt, als wenn man sie eine moralische Agglomeration nennt.

Das menschliche Individuum will nicht blos existiren, sondern auch, vermöge eines ihm von der Natur eingepflanzten Triebes, in seiner Gattung d. h. gesellschaftlich existiren. Selbst wenn die Isolirung mit den gröſten Vortheilen verbunden wäre, die sich in Hinsicht auf bloße Selbsterhaltung denken lassen; so würden alle diese Vortheile nicht die Kraft haben, den einzelnen Menschen zu einer ewigen Trennung seines Geschiks von dem einer gröſseren oder kleineren Gesellschaft zu bewegen; und wie drükend auch die Bedingungen seyn mögen, unter welchen diese Gesellschaft eine Coexistenz gestattet, so wird er sie lieber mit Anstrengung aller Kräfte — vielleicht unter Verwünschungen und Verfluchun-

ten — ertragen, als sich aus dem Mittelpunkt der Gesellschaft werfen lassen. Dies ist nun einmal das Eigenthümliche des Menschen, worüber er nicht weiter Herr werden kann; dies ist, mit anderen Worten, seine innere Nothwendigkeit, die sich zwar so oder so modificiren, aber nie aufheben läßt, die er aufgehört hat, ein Mensch zu seyn.

Es giebt also für ein menschliches Individuum eben so wenig eine reine Selbstheit, als eine reine Liebe. Das Wesen des Menschen ist aus beiden zusammengesezt. Man spreche ja nicht von einer absoluten Geselligkeit in ihm; diese findet sich wohl bei Thieren, aber nicht bei Menschen. Die menschliche Geselligkeit ist, wofern man eine solche Antithese gestatten will, eine ungesellige. Die Natur hat offenbar in jede menschliche Brust einen Widerspruch gelegt, der, wenn wir ihn in seine Bestandtheile auflösen, zu dem Bekenntniß führt, daß in dem Menschen eben so viel Liebe für seine Gattung enthalten ist, als er Haß gegen dieselbe empfindet. Er kann nicht ohne, er kann aber auch nicht mit der Gesellschaft leben; und die Folge davon ist, daß er sich fortgesezt genöthigt sieht, ein sehr schwieriges Problem zu lösen. Aber indem er sich aus dieser Nothwendigkeit in die Regien der Freiheit aufzuschwingen strebt, entwikeln sich alle seine Kräfte. Gesellige Thiere bleiben in Hinsicht ihrer Kunstfertigkeit immer auf demselben Punkt; eine Erscheinung, welche den Menschen zu der Behauptung führt, daß jene Kunstfertigkeit die Sache des Instincts sey. Eben so bleiben ungesellige Thiere auf derselben Stufe der Entwikelung. Nur bei den Menschen ist dies nicht der Fall. Was kann uns also abhalten, zu behaupten, daß dieser von der Natur selbst in ihn niedergelegte Antagonismus zweier widerstrebenden Triebe die Grundlage seiner Entfaltung sey? Man denke sich nur die Sache recht deutlich.

Es ist nicht das eine oder das andere Individuum, in welchem sich dieser Antagonismus findet; alle menschlichen Individuen ohne Ausnahme theilen ihn. Während also ein Einzelner die Tendenz hat, sich zum Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu machen, weil er nur auf diesem Wege frei werden kann, hat jedes andere Mitglied der Gesellschaft dieselbe Tendenz, und indem hieraus ein unendliches Collidiren der Interessen entsteht, ist ein Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich. In diesem Kriege Aller gegen Alle dauert die gegenseitige Zerstörung so lange fort, bis sich durch ihn dasjenige entwikelt hat, was die Gesellschaft bedarf, um als Gesellschaft fortdauern zu können; d. h. die beschränkende Kraft, welche, ohne den Antagonismus widerstrebender Triebe in Individuen aufzuheben, ihn in den Massen verringert. Ein jeder begreift ohne Mühe, daß hier von der Regierung die Rede ist.

Zweites Kapitel.

Von dem gesellschaftlichen Vertrag in Beziehung auf die Regierung.

Die Gesellschaft entsteht also durch sich selbst, vermöge der Kräfte, welche die Natur sowohl zur physischen als zur geistigen Erzeugung in jedes Individuum gelegt hat, das Mensch genannt werden kann. Allein diese Gesellschaft kann nicht fortdauern, wofern sie nicht aus ihrer Mitte eine Institution entwikelt, deren nächste Bestimmung es ist, sie zu beschränken, und ihr eben dadurch Einheit und Stärke zu geben. Diese Institution nennen wir Regierung, und es ist der Mühe werth, etwas genauer zu untersuchen, wie sie entstehet und sich fortbildet.

So viel springt sogleich in die Augen, daß der bloße Geselligkeitstrieb viel zu schwach war, um dem Selbsterhaltungstrieb immer das Gleichgewicht zu halten.

Sollte aber das Individuum in seiner Nachgiebigkeit gegen den Selbsterhaltungstrieb nicht seinen eigenen Untergang finden, oder den Untergang Anderer nothwendig machen; so blieb nichts anderes übrig, als zwischen den Geselligkeits- und den Selbsterhaltungstrieb die Furcht in die Mitte zu sezen. Indem nun die Natur dies that, machte sie es möglich, daß sich mitten in der Gesellschaft eine leitende Kraft entwikeln konnte, die man Regierung nennt. Man seze an die Stelle der Furcht den Muth, so ist eine Regierung etwas ganz Undenkbares.

Es ist schon sehr früh bemerkt worden, daß die Furcht vor dem Unrecht die Schöpferin des Rechts geworden ist; nur hat man sich nie die Mühe gegeben, die Wahrheit dieser Beobachtung durch alle Stufen der Cultur hindurch zu führen; eine Vernachlässigung, wobey man zulezt nothwendig auf den Wahn gerathen mußte, daß die Idee von Recht und Unrecht dem Menschen in seiner Vernunft gegeben sey, während Beobachtung und Erfahrung durchgängig zeigen, daß ihm eine solche Idee nur durch das Entgegenstreben der Interessen aufgedrungen ist.

Der Streit, in welchen die Gesellschaft mit sich selbst geräth, stellt sich von dem Augenblik an ein, wo sie aufhört, Familienwesen zu seyn. In diesem Streite nun entwikeln sich die ersten Keime der Regierung. Der erste Regent ist der stärkste und entschlossenste Mann, der sich in der Gesellschaft befindet. Ihm legt man die streitigen Fälle vor, so oft man sich nicht getraut, sie selbst zu entscheiden. Je mehr er im Stande ist, seinen Entscheidungen durch die Stärke seines Armes Nachdruk zu geben, oder Autorität zu verschaffen; desto enger schliessen sich alle diejenigen an ihn an, welche von einer fremden Ueberlegenheit etwas zu fürchten haben. Dies sehen wir bei allen Völkern, welche wir Wilde nennen, weil in den Climaten, worin sie leben, kein zusammen-

gesezter Zustand der Gesellschaft möglich ist. So lange dieser einfachere Zustand der Gesellschaft fortdauert, ist die Entscheidung des Schiedsrichters das einzige Gesez. Von einem Gesez in dem Sinne des Wortes, worin cultivirte Völker es zu nehmen gewohnt sind, hat man eben so wenig eine Idee, als man eine Ahnung von den Fällen hat, welche in einer zusammengesezteren Gesellschaft den Streit herbeiführen. Giebt es doch für den Schiedsrichter nicht einmal eine andere Belohnung, als die des Vertrauens; denn was konnte eine kleine Gesellschaft wohl dem Manne geben, der der stärkste und entschlossenste in ihrer Mitte ist?

Sowie indessen die Gesellschaft durch die Ordnung wächset, werden ihre innere Verhältnisse mannichfaltiger, und diese Mannichfaltigkeit führt zu neuen Händeln. Will der Richter sie alle schlichten, so muß er aufhören, der Seinen und der Seinigen Unterhalt zu besorgen; und da er dies nur dann mit Erfolg thun kann, wenn die Gesellschaft ihm einen Theil ihres Erwerbs reicht, so macht es sich dieselbe tributbar machen. So entsteht eine regelmäßigere Justizverfassung; aber an eine eigentliche Gesezgebung ist noch nicht zu denken. Alle Gesezze sind noch in dem Schiedsrichter enthalten, der, weil er, unabhängig von jedem Einzelnen, für die ganze Gesellschaft vorhanden ist, jezt schon einen höheren Grad von Macht besizt, welcher ihm für die Vollziehung seiner Entscheidungen vortreflich zu statten kommt.

Geht die Gesellschaft allmählig von der Jagd zur Viehzucht über, so steigert die Macht ihres Chefs durch die größere Verwaltung der Tribute. Er, der zu jeder Zeit der wohlhabendste Mann war, übertrift alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft im Punkt der Wohlhabenheit so sehr, daß sich keiner mehr einfallen läßt, sich mit ihm zu messen. Je unvergleichbarer aber sein Wohlstand ist, desto größer ist auch seine Autorität. Wer

sich nicht unter dieselbe beugt, begeht ein Majestäts-verbrechen, und wird mit dem Tode bestraft.

Kommt vollends Akerbau zur Viehzucht und Jagd, so steigt die Macht des Chefs bis zur höchsten Furchtbarkeit. Er ist es, der despotisch über das Eigenthum eines jeden schaltet. Die wenigen Jäger ausgenommen, welche sich noch in der Gesellschaft befinden, werden alle übrigen Mitglieder derselben seine Unterthanen. Jezt ist der Zeitpunkt gekommen, wo das Leben durch die Freiheit erkauft werden muß. Daher denn auch der Abscheu so vieler Völker vor dem Akerbau; ein Abscheu, der sich nicht eher verliert, als bis das Gute aus dem Uebermaße des Uebels hervorgegangen ist. Dies geschieht dadurch, daß, durch die Verbindung des Akerbaues mit der Viehzucht und Jagd, die Menschenmasse immer grösser anwächst und die Noth, die Erfinderin aller Künste, nachdem sie eine Menge von anderen Künsten ins Daseyn gerufen hat, zulezt die Schreibekunst erzeugt.

Diese Kunst ist der eigentliche Wendepunkt des richterlichen Despotismus. Nicht daß man sogleich von ihr Gebrauch machte, um an die Stelle des willkürlichen ein schriftliches Gesez zu bringen; ehe dies geschieht, verfließen vielleicht noch mehrere Jahrhunderte. Aber sie schließet noch ihrer ersten Erfindung einen solchen Gebrauch in sich, und es bedarf jezt nur noch eines ausgebreiteten Handels, um durch den grösseren Reichthum das eingeschläferte Gefühl der Freiheit wieder zu weken, und so dem richterlichen Despotismus ein Ende zu machen.

Ohne Polyarchien (ein Gegensaz von Monarchien) würden nie solche Gesezgebungen haben entstehen können, als wir gegenwärtig besizen. Der Gang hierbei war folgender: Erst schafte man den Despotismus weg. Daraus entstand Anarchie. Man erfuhr, bis man sich überzeugt hatte, daß die Gesellschaft nur durch die Furcht in Ordnung könne erhalten werden. Dies

derherſtellung dieſer Furcht gab es aber nur zwei Mittel. Das eine war: Zurükführung des Despotismus, das andre: Erſaz deſſelben durch eine ſtrenge Geſezgebung. Gegen die Zurükführung des Despotismus in der Perſon eines Staatschefs erklärte ſich die öffentliche Meinung. Gegen den Erſaz deſſelben ſträubte ſich niemand, weil niemand wußte, was er davon zu befürchten hatte, und ſich eben deswegen alles Gute davon verſprach. Man ſammelte alſo die vorhandenen Geſeze, um den Kopf des Deſpoten zu erſezen, und überließ die Vollziehung einer Körperſchaft, die ſich unter einander beſchränken ſollte, um den Arm des Deſpoten für immer zu vernichten. So entſtanden die erſten Polyarchien und mit ihnen die erſten Geſezgebungen.

In welcher Form aber auch eine Regierung exiſtire, ſo kann ihre Beſtimmung nie eine andere ſeyn, als die Vergehungen zu beſtrafen oder zu verhüten, zu welchen der blinde Selbſterhaltungstrieb führt. Soll ſie ihrer Beſtimmung entſprechen, ſo muß ſie durch die Furcht der Regierten wirken. Eine Regierung, welche dies unterläſſet, es ſey nun, weil ſie ihre Beſtimmung aus Trägheit vernachläſſigt, oder weil ſie allzu ſchwach iſt, ihr gemäß zu handeln, iſt eine ſchlechte Regierung; und hieraus folgt, daß jede Regierung, um eine gute zu ſeyn, vor allen Dingen ſtark ſeyn muß. Was heißt nun aber eine ſtarke Regierung? Wie relativ auch dies Wort in ſich ſeyn möge, ſo läßt ſich die Sache ſelbſt doch dahin beſtimmen, daß die Regierung die Kraft der ganzen Geſellſchaft zu der ihrigen machen müſſe, wenn ihre Stärke anerkannt werden ſoll. Sie iſt verloren, ſobald ſie dies vernachläſſigt; denn wer nicht gebieten kann, muß gehorchen, und ſteht in dem ſchreiendſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, wenn er in ſeiner Ohnmacht Gehorſam verlangt.

Aus allen dieſen Bemerkungen ergiebt ſich, daß der Vertrag, von welchem eben die Rede geweſen iſt, nie

zwischen der Regierung und den Regierten statt finden dürfe, wenn die Bestimmung der ersteren erfüllt werden soll. In der That, er ist in diesem Verhältnisse eben so unmöglich, als in der Gesellschaft überhaupt. Es versteht sich ganz von selbst, daß die Kraft der Regierung nie größer seyn kann, als die der Regierten zusammengenommen; aber würden die Regierten, wofern ihr Verhältniß zu der Regierung von einem Vertrage abhinge, dieser jemals ihre ganze Kraft übertragen? Will also die Regierung wirklich stark seyn, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als die Kraft der Regierten fortdauernd zu usurpiren: ein Verfahren, das, wie richtig es auch in sich selbst seyn mag, jedem Vertrage entgegen läuft.

Es läßt sich aber noch von einer anderen Seite beweisen, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten nie auf einem Vertrage beruhen dürfe, wenn dies Verhältniß nur einigermassen erträglich seyn soll. Wo wir eine wirklich starke Regierung antreffen, da werden wir auch immer finden, daß Liberalität der Grund-Charakter ihres Verhältnisses zu den Regierten ist; Liberalität ist aber etwas, das sich mit keinen Verträgen, Constitutionsurkunden und dergleichen vereinigen läßt. Da, wo Verträge zwischen den Regierten und der Regierung wirklich zu Stande gebracht wurden, blieb der leztern nie etwas anderes übrig, als diese Verträge entweder durch Gewalt oder durch List aufzuheben, oder in ihrer Ehrlichkeit unterzugehen. Durch das erstere wurden jedesmal schreckliche Kämpfe herbeigeführt, welche den Zwek der Regierung aufhoben; durch das leztere entstand eine förmliche Anarchie, indem die Regierten eine Stärke gewannen, wodurch sie aufhörten, regierbar zu seyn.

Man sage also von dem Recht des Stärkern, was man wolle, so lange man seine Ueberflüssigkeit nicht bewiesen hat, ist es unangetastet geblieben. Seitdem es ein menschliches Geschlecht gegeben hat, ist es durch die

Gewalt regiert worden. Hieraus hätten die Philosophen schliessen sollen, daß es, vermöge der ganzen Einrichtung der menschlichen Natur, durch Gewalt regiert werden müsse. So aber haben sie nicht geschlossen, und es immer nur darauf angelegt, die Gewalt zu verdrängen. Im Grunde konnte ihnen nichts anderes anstössig seyn, als das blosse Wort; auch sind alle ihre Systeme nur dadurch entstanden, daß sie die Einsicht zum Gegensaz der Gewalt erhoben. Die Einsicht ist aber so wenig der Gegensaz der Gewalt, daß die leztere ohne die erstere gar nicht möglich ist. Es ist keine geringe Verkehrtheit, wenn man der Gewalt durch Gesezе begegnen will. Was sind denn alle Gesezе anders, als ein Ausfluß der Gewalt als Regierungsmittel erfunden zur Erleichterung des Regierungsgeschäftes, welches um so zusammengesezter und verwikelter wird, je mannichfaltiger und vollständiger sich die Verhältnisse des Lebens entfalten? Es versteht sich ganz von selbst, daß nicht überall ein gleicher Grad von Stärke nothwendig ist; allein da, wo die Gewalt durch den ganzen gesellschaftlichen Zustand einmal nothwendig geworden ist, kann die Regierung ihr nicht entsagen, ohne die Regierten unglüklich zu machen. Die nordamerikanischen Staaten haben das Eigenthümliche, daß sie für ein ungleich grösseres Terrain, als Frankreich hat, eine fünfmal geringere Bevölkerung besizen, als diese Republik. Wollte die nordamerikanische Regierung bei dieser wesentlichen Verschiedenheit, die Grundsäze und Verfassung der französischen annehmen, so würde sie dafür durchaus kein Object haben, und wollte die französische Regierung, in einer vollendeten Verkennung ihres Zwekes, die Grundsäze und Verfassung der amerikanischen nachahmen, so würde sie sich dadurch selbst zerschmettern. Man lobt in unsern Tagen die nordamerikanischen Freistaaten als Muster einer guten Verfassung. Diese Verfassung kann wirklich gut seyn, allein ich bin der Meinung, daß für ihre Musterhaftigkeit das-

aus auch nicht das geringste folgt. Haben die nordamerikanischen Staaten erst eine Entwikelung erhalten, wodurch sie den europäischen gleich kommen; so wird ihre Verfassung sehr wesentlich abgeändert werden müssen, wenn sie eine gute bleiben soll, und mit grosser Zuversicht sage ich vorher, daß die Monarchie sich daselbst früher einstellen wird, als man glaubt, wiewohl nicht eher, als bis eine Bevölkerung von sechszehn bis achtzehn Millionen sie nothwendig gemacht haben wird. Monarchien und Polyarchien (Republiken) entstehen, wie man in der Folge sehen wird, nach sehr bestimmten Gesezen. Nichts ist übrigens thörichter, als die Behauptung, daß die Beschränkung eines Staatschefs die Erstarkung der Nation zur unmittelbaren Folge habe. So wie die Kraft des Staatschefs nie eine andere seyn kann, als die der Nation; eben so kann die Kraft der Nation nie grösser seyn, als die des Staatschefs; und man irrt recht sehr, wenn man England zum Beispiel anführt. Allerdings hat der König von England durch die Constitution beschränkt werden sollen; aber indem ihn diese nur in Beziehung auf das Innere beschränken konnte, hat er (oder vielmehr sein Premierminister) die auswärtigen Verhältnisse benuzt, um zu einem Grad von Macht zu gelangen, der dem seiner sämmtlicher Unterthanen gleich ist. Das Räthsel soll im dritten Buche dieses Werks ausführlich gelöset werden.

Drittes Kapitel.

Ueber Theokratie und Kosmokratie, oder über geistliche und weltliche Macht.

Zwischen Theokratie und Kosmokratie ist, wenn man aufrichtig seyn darf, kein anderer Unterschied, als derjenige, der zwischen Idealität und Realität statt finder. Beide beschäftigen die Furcht; nur auf verschiedenen Wegen; die erstere durch Gegenstände der Einbil-

dung; die leztere durch Gegenstände des unmittelbaren Gefühls. Welche von beiden den Vorzug verdient, kann niemals ein Gegenstand des Streites werden. Es sind besondere Umstände, welche die eine oder die andere nothwendig machen. Da, wo die Gesellschaft noch klein ist, oder sehr zerstreut lebt, wird in der Regel eine theokratische Gewalt vollzogen werden; da hingegen, wo die Gesellschaft groß und zusammengedrängt ist, wird die kosmokratische Gewalt die Oberhand haben und die theokratische sich sogar unterordnen.

In Beziehung auf die ganze Welt läßt sich der Uebergang der Theokratie zur Kosmokratie in wenigen Worten darstellen.

Alle Staaten des Alterthums, sie mochten Monarchien oder Polyarchien seyn, waren theokratische, insofern die Regierung zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung kein besseres Mittel kannte, als die Gemüther der Regierten mit der Idee zu erfüllen, daß jedes an der Gesellschaft begangene Unrecht von einer Gottheit gerächt werde. Dieß dauerte fort, bis sich in der römischen Republik die erste Kosmokratie entwikelte, d. h. bis die Welt in den Heeren dieser Republik und in dem dadurch zu Stande gebrachten größeren Polizeisystem ein wirkliches Objekt der Furcht erhielt, nachdem sie eine sehr lange Zeit hindurch ein eingebildetes gehabt hatte. Nach dem Untergang der römischen Waffenmacht stellte sich die Idee eines furchtbaren Gottes im Christenthume wieder her. Dieß dauerte bis zur Erfindung des Schießpulvers, als des stärksten Zerstörungsstoffes, den man bisher in seine Gewalt bekommen hat. In diesem Stoffe gieng die Theokratie von neuem unter; und obgleich ihr Untergang noch nicht vollendet ist, so sind wir doch bereits dahin gelangt, daß wir Concordate, Duldungssysteme u. s. w. aufweisen können, um zu erhärten, daß wir auf dem Wege sind, vollendete Kosmokratien zu erhalten.

Die Wirkungen einer theokratischen und kosmokratischen Regierung sind zu allen Zeiten sehr verschieden gewesen.

Da, wo die Religion die einzige koerzitive Macht der Gesellschaft ist, kann die Regierung nicht Sorgfalt genug auf die Erhaltung ihres Princips verwenden; und um es in seiner ganzen Kraft zu bewahren, ist sie nothgedrungen, die Idee der Gottheit zur herrschenden Idee aller Staatsbürger zu machen. Sie muß also die Schöpferin vieler Symbole, Ceremonien u. s. w. werden. Die Folge davon ist, daß Frömmigkeit die Haupttugend jedes Bürgers wird. Indem nun aber die Natur der Frömmigkeit es mit sich bringt, daß man einen sehr wesentlichen Theil seiner Zeit, wo nicht auf die Contemplation, doch wenigstens auf die Ausübung der vorgeschriebenen Ceremonien verwenden muß, so bleibt für die staatsbürgerliche Thätigkeit sehr wenig Muße übrig, daher die innere Schwäche theokratischer Staaten. Ich sage hier Staaten, nicht Völker. Da der Muth nichts anders ist, als eine in sich selbst überwundene Furcht, so haben entschlossene Anführer es immer in ihrer Macht gehabt, die Bürger eines theokratischen Staats zu fanatisiren; und sobald der Fanatismus im Spiel war, fochten diese Bürger wie Helden und erbeuteten nicht selten ganze Welttheile. Der Zustand der Exaltation ist aber kein natürlicher Zustand, und daher die Erscheinung, daß diese Helden, in ihren errungenen Wohnsitzen angegriffen, wenig oder keinen Widerstand leisteten. Im Ganzen genommen muß die Theokratie alle Kraft zu Grunde richten; auch wissen wir aus der Geschichte, daß ganze Völker in ihr untergegangen sind, im Alterthum die Aegyptier und Juden, in neuern Zeiten die Spanier und Türken. Wer sich recht ausführlich über die Wirkungen der Theokratie belehren will, der muß den Kirchenstaat be-

reisen, oder das neueste Werk des Herrn Carl Vietor von Bonstetten lesen. *)

In einer Kosmokratie hingegen kann die Regierung liberaler seyn, weil ihr Princip, in so fern es ein rein physisches ist, minder leicht verdorben werden kann. Sie ist mächtiger, weil ihre Kraft ebenmässiger wirkt; eben deswegen hat sie auch nicht das mindeste Interesse, die Entwikelung der Geister zu verhindern. Ihr ganzes Bestreben muß vielmehr darauf gerichtet seyn, das staatsbürgerliche Leben immer größer und vollständiger zu machen; denn je mehr innere Kraft die Gesellschaft, an deren Spize sie steht, gewinnt, desto mehr Vortheil geht daraus für sie selbst hervor, vorausgesezt, daß sie die Kunst versteht, alles auf sich zu beziehen d. h. die Staatskraft zu centralisiren. Wenn also eine theokratische Regierung sich immer in demselben Kreis von List und Betrug drehen muß, weil sich die Lüge nicht anders vertheidigen läßt; so kann die kosmokratische durch Macht und Intelligenz in einer, ich möchte sagen, göttlichen Ehrlichkeit dastehen und von sich selbst sagen: Non est potestas super terram, quae comparetur mihi. Factus sum, ut non metuam. Video sublimia omnia infra me, et rex sum omnium filiorum superbiae.

Eine reine Kosmokratie hat es indessen bis jezt noch nicht gegeben. Noch vor einem Jahrhunderte war es sehr zweifelhaft, ob der Staat für die Kirche, oder diese für den Staat vorhanden wäre. Dies Problem ist freilich gegenwärtig gelöset; aber der blose Umstand, daß es in jedem Staate noch Kirchen d. h. religiöse Institutionen giebt, beweiset hinlänglich, daß der Kampf, welchen die weltliche Macht mit der

*) Dies Werk führt folgenden Titel: Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Eneide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne, par Charles Victor de Bonstetten et cet. A Genève, an XIII.

geiſtlichen zu führen hatte, noch nicht ganz vollendet iſt. Alle dieſe Kirchen und alle mit ihnen zuſammenhängenden Hierarchien, ſind Ueberbleibſel jener alten Theokratien, von welchen das Herrſchen ausging. So wie die Sachen gegenwärtig liegen, bedeuten die Kirchen überall wenig; doch muß man bekennen, daß in einigen katholiſchen Ländern Europa's durch ſie bei weitem mehr zum Vortheil der ganzen Geſellſchaft gewirkt wird, als in den proteſtantiſchen. In jenen, beſonders aber in Frankreich, ſind die religiöſen Inſtitutionen Surrogate der Polizey, in ſo fern ſie keine andere Beſtimmung haben, als Verbrechen, welche die Polizey zu verhüten ſtrebt, um ſie nicht beſtrafen zu dürfen, in ihren Keimen, d. h. in der Idee zu erſtiken. In dieſer Hinſicht haben die religiöſen Inſtitutionen durch den Proteſtantismus ihre Kraft verloren, und obgleich der Proteſtantismus in ſich ſelbſt etwas vortreffliches, und, in ſofern er ſich auf religiöſe Syſteme bezieht, die allerbeſte Grundlage der Kosmokratie iſt, ſo hat er doch bei weitem noch nicht diejenige Entwikelung erhalten, vermöge welcher er durch die Moral eben das bewirkte, was der Katholicismus durch die Religion zu Stande bringt. Hierüber in der Folge mehreres.

Gewiſſen Erſcheinungen zufolge, ſind ſelbſt diejenigen Regierungen, welche ihrem Weſen nach durchaus kosmokratiſche ſind, nur als theokratiſche zu betrachten. Wenn es nämlich in den Dekreten ſolcher Regierungen noch immer heißt: Wir von Gottes Gnaden u. ſ. w.; ſo zeigt der Staatschef dadurch eigentlich an, daß er ſich nur als den Premier-Miniſter der Gottheit denkt; denn das Weſen der Theokratie beſteht darinn, daß der Staatschef nichts mehr und nichts weniger ſey, als Premier-Miniſter, und folglich der eigentlichen Souveränität entſage. Dieſe Formel iſt indeſſen bei weitem nicht ſo abgeſchmakt, als manche glauben mögen. Von Gottes Gnaden heißt, gehörig ins

terpretirt, nichts weiter, als: den Gesezen der Natur zufolge; und in diesem Sinne sagt es bloß: Ich, den die Nothwendigkeit einer Regierung an die Spize der Regierungsmaschine gestellt hat. Dem Historiker ist die Theologie nicht so unbegreiflich, als dem Philosophen und den Schöngeistern, er sieht in ihr, was man, um richtig zu urtheilen, immer darinn sehen soll, ein symbolisches Naturrecht, das für im Verlauf der Zeit gerade so entwikelt hat, wie es gegenwärtig dasteht, aber in dieser Entwikelung noch immer die wundervolle Wirkung hervorbringt, daß es die Schrekllichkeit der Macht vermindert. In den ersten Jahren der französischen Revolution, wo man sich einbildete, daß schwache Regierungen zum Glüke der Nationen nothwendig wären, schlug man vor, jene Formel durch folgende zu ersezen: Wir durch die Gnade der Nationen ꝛc. Eine große Albernheit! Wer durch die Gnade einer Nation Staatschef ist, mag es lieber gar nicht seyn; denn für das Regierungsgeschäft ist er so gut als nicht vorhanden. Entweder die Nationen können sich selbst regieren, und dann bedürfen sie keiner Regierung, oder sie können es nicht, und dann müssen die Regierungen stark und unwiderstehlich seyn, ohne diese ihre Kraft dem guten Willen der Nationen zu verdanken zu haben. Ist das lezere der Fall, so ist eine Insurrektion unausbleiblich; und obgleich alle Insurgenten gegen die bestehende Macht ankämpfen, so ist die wahre Tendenz der Insurrektion doch nie eine andere, als die Schwäche fortzuschaffen und die Stärke an ihre Stelle zu sezen.

Viertes Kapitel.

Ueber die Wirkungen des Prinzips der Trennung und die des Prinzips der Einheit in den Regierungsmaschinen.

Vor unsern Augen haben wir im Süden von Europa eine republikanische Monarchie entstehen gesehen; und diese Erscheinung muß uns, einmal für allemal, von den Irrthümern zurük bringen, die wir bisher, auf Montesquieu's und anderer Schriftsteller Autorität, in Hinsicht des spezifischen Unterschiedes einer republikanischen und monarchischen Staatsform oder Verfassung unterhalten haben.

Geht man auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Republik zurük, so ist durchaus kein Grund vorhanden, irgend einem Staate in der Welt diese Benennung zu versagen, seine Verfassung sey welche sie wolle; denn die Natur der Sache bringt es mit sich, daß jeder Staat ein Gemeinwesen (Respublica) sey.

Hieraus folgt, daß man Unrecht daran thut, wenn man sich die Republik als Gegensaz der Monarchie denkt.

Soll ein solcher Gegensaz durchaus statt finden, so kann er nur dadurch zu Stande gebracht werden, daß man die Mehrheit der Einheit gegenüberstellt. Die Polyarchie ist also allein der Gegensaz der Monarchie; und da die Polyarchie nur dadurch entstehen kann, daß man das Prinzip der Trennung zur unumstößlichen Grundlage der Verfassung oder der ganzen Regierungsmaschine macht, so kann, wenn von Republik im Gegensaz der Monarchie die Rede ist, nur das Prinzip der Trennung im Gegensaz des Prinzips der Einheit in Betrachtung gezogen werden.

Um nun die Wirkungen des Prinzips der Trennung genauer kennen zu lernen, werden wir die Erfahrung zu Rathe ziehen müssen; und wo wäre die Erfahrung

wohl vollständiger anzutreffen, als in der Geschichte des römischen Staats?

Wie in neuern Zeiten in Frankreich, war auch in jener Periode, wo die römische Polyarchie ihren ersten Anfang nahm, die Ursache dieser merkwürdigen Revolution — nicht die Stärke, sondern die Schwäche des Staatschefs. Indem die römischen Könige nach Unumschränktheit strebten, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als Vermehrung der Rechte des Volks d. h. nach unserm Sprachgebrauch, der Gemeinen oder des dritten Stans des auf Kosten der Vorrechte der Patricier, oder des Adels. Dies weckte den Haß des leztern. Sollten seine Vorrechte nicht in den Volksrechten untergehen und eine vollendete Gleichheit das Grundprincip der Verfassung werden, so mußte er den Thron umstürzen. Die Entehrung der Lucretia gab dazu die allerschiklichste Veranlassung; denn ob sie gleich nur Vorwand war, so war sie doch dadurch ein sehr glüklicher Vorwand, daß der große Haufen ihn fassen konnte. Die Tarquinier wurden also vertrieben.

Die Souveränität der Könige in ihrem Keim zu ersticken, gab es kein besseres Mittel als Theilung der höchsten Macht. Man sonderte also die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden. Die erstere wurde dem Volke zu Theil, weil man das Ansehn haben mußte, als hätte man gerade um seinetwillen die Revolution zu Stande gebracht; die leztere wurde der Antheil des Senats, der sich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehielt, weil dies das einzige Mittel war, seine Vorrechte dauernd zu behaupten.

Unter den Königen hatte das Volk in der Person des jedesmaligen Staatschefs einen Stüzpunkt gefunden; jezt sollte es diesen Stüzpunkt theils in sich selbst, theils in einem Senat finden. Dies war unmöglich, weil der Stüzpunkt immer nur ein einiger seyn kann. Sollte sich die vernichtete Monarchie nicht von selbst wieder-

herſtellen, ſo blieb dem Senat nichts anders übrig; als den Kampf, womit er ſich unaufhörlich bedroht ſah, von ſich auf Andere abzuleiten. Auf dieſem Wege wurden die Römer ein eroberndes Volk. Nichts iſt gewiſſer, als daß Rom entweder ſeine Regierungsform verändern, oder arm und klein bleiben mußte; daraus aber läßt ſich nichts zum Nachtheil der Monarchie folgern; das Einzige, was ſich mit Wahrheit daraus herleiten läßt, iſt, daß die Polyarchie unter gewiſſen Umſtänden zur Erweiterung des Staates führt, weil ſie die Sicherheit, welche jede Regierung geben ſoll, auf keine andere Weiſe geben kann.

Da jeder Stillſtand in dem Eroberungsgeſchäft eine Rükwirkung fürchten ließ, welche ſich nur in der Zerſtörung der Regierungsmaſchine offenbaren konnte; ſo gab es für den römiſchen Senat kein größeres Unglük, als einen Frieden von längerer Dauer. Daher ſein Eifer, neue Urſachen des Krieges aufzufinden; daher der hohe Grad von Intelligenz, womit er das ganze Eroberungsgeſchäft betrieb; daher der geiſtige und moraliſche Charakter des römiſchen Volks in den erſten fünf Jahrhunderten des römiſchen Staats. Nie zeigte ſich deutlicher, wie weſentlich das Prinzip der Trennung für die Vergrößerung des römiſchen Machtgebiets geworden war, als während der Herrſchaft der Decemvirn. Der ganze Staat ſchien der Auflöſung nahe zu ſeyn. Was man verlorne Freyheit nannte, war nichts weiter, als Stillſtand derjenigen Bewegung, welche das Prinzip der Trennung nothwendig mit ſich bringt; aber mit dieſer Bewegung hing die ſogenannte Römergröße ſo innig zuſammen, daß man die Decemvirn ſtürzen mußte, wenn man den Staat erhalten wollte.

In die Wirkſamkeit des Prinzips der Trennung konnte nicht eher ein Stillſtand gebracht werden, als bis die Erweiterung des Römergebiets phyſiſch unmöglich geworden war. Dieſer Zeitpunkt trat mit der Zer-

störung Carthago's ein. Die Bürgerkriege, welche bald darauf folgten, waren nichts weiter, als das Mittel zur Wiederherstellung der Monarchie. Hätte das Prinzip der Trennung gerettet werden können, so würde Sulla es gerettet haben, dessen barbarische Dictatur keinen andern Endzweck hatte, als die Vorrechte des Senats aufrecht zu erhalten, und der durch die Niederlegung seiner Herrschermacht hinlänglich bewies, daß er seinen Endzweck erreicht zu haben glaubte. Der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar, welcher wenige Jahre darauf erfolgte, entschied für immer über das bisherige Prinzip der Trennung. Vergeblich behaupteten einzelne Römer: die Waffen, womit römische Bürger sich gegenseitig zerfleischten, sollten gegen Parther und Perser gerichtet werden. Sie begriffen die Nothwendigkeit des Prinzips der Einheit unter den obwaltenden Umständen nicht. Der ungeheure Umfang, den das Römerreich durch das Prinzip der Trennung gewonnen hatte, gestattete keine weitere Ausdehnung; und da die Excentricität ihre Gränze gefunden hatte, so mußte, wenn nicht Alles unendlich schneller, als es gewonnen war, verloren gehen sollte, eine Centralisation Statt finden, wodurch der Mittelpunkt des Reichs der Hauptsitz der Ruhe und Sicherheit wurde. Die Weltherrschaft war durch die Polyarchie gewonnen worden; behauptet und vertheidigt konnte sie nur dadurch werden, daß die Monarchie an ihre Stelle trat. Und dies würde mit einem glänzenden Erfolg geschehen seyn, hätten die Nachfolger des Augusts und Tiberius die Kunst verstanden, alle die Hindernisse, welche sich einer tüchtigen Centralisation entgegenstellten, so geschikt zu besiegen, als diese ihre Vorgänger. Nichts wurde dem römischen Staate so gefährlich, als die unvertilgbare Neigung der Imperatoren, sich den Patriciern gleich zu sezen; eine Neigung, in welcher der Staat durchaus seinen Untergang finden mußte, weil von dem Augen-

blik an, wo die Imperatoren aufhörten, alles auf sich zu beziehen, die alte Excentricität immer wieder eintreten mußte. Wie lehrreich auch die römische Geschichte im Uebrigen seyn mag, so lernt man daraus doch sehr wenig für die Kunst der Staatsorganisation; eine Kunst, welche durchaus das Product neuerer Zeiten ist. *

Man glaube nicht, daß das Prinzip der Trennung diese Wirkungen nur dadurch hervorgebracht habe, daß es in Römern wirkte. Zu allen Zeiten und an allen Orten hat es diese Wirkungen hervorgebracht. England verdankt ihm, wie wir in der Folge sehen werden, seine ganze gegenwärtige Größe. Bacon's Schriften beweisen, daß die Engländer sehr früh eingesehen, daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Universalmonarchie sey; ** allein um die Herrschaft zur See zu erlangen, mußten sie das Prinzip der Einheit erst in der Person Carls des Ersten zerstören und dann durch die Vertreibung der Stuarts völlig aufheben, und durch das Prinzip der Trennung ersezen. Von diesem Augenblik an gab es für Englands Erweiterungssucht keinen Stillstand mehr; und der spezifische Unterschied zwischen den Engländern und Römern liegt blos darinn, daß, während jene ein Insularvolk sind, diese ein Continentalvolk waren. Aus diesem Unterschiede läßt sich ohne große Mühe erklären,

* Was in diesem Abschnitt über die Wirkungen des Prinzips der Trennung gesagt worden ist, hat so sehr seine Richtigkeit, daß man die Belege dazu auf jedem Blatte der römischen Geschichte findet, wenn sich auch die römischen Geschichtschreiber die Sache ganz anders gedacht haben. Merkwürdig ist, daß man zu keiner Zeit aufhörte, den Staat Republik zu nennen.

** S. Bacon's Abhandlung de proferendis finibus imperii im 6. Band der sämtlichen Werke dieses Philosophen. Amsterdamer Ausgabe.

warum sich die Engländer mit der Quinteſſenz der Univerſalmonarchie begnügen, indeß die Römer genöthigt waren, das ganze Volumen derſelben an ſich zu nehmen. Ich mache hier nur noch folgende Bemerkung: Wäre es möglich geweſen, das Prinzip der Trennung in Frankreich dauernd zu behaupten, ſo hätten wir von neuem das Schauſpiel erlebt, eine Polyarchie zum Mittelpunkt der ganzen Welt werden zu ſehen. Sollen Welterfahrungen entſcheiden, ſo hat die Directorialregierung ſich ſelbſt durch nichts ſo ſehr geſchadet, als dadurch, daß ſie Frankreich beſtimmte Gränzen anwies. Dies war der allerentſcheidendſte Schritt zur Wiederherſtellung der Monarchie, von deren Ehrgeize die übrigen Continentalmächte unendlich weniger zu befürchten haben, weil jeder Staat, deſſen Kraft gehörig centraliſirt iſt, eine Schwerkraft gewinnt, vermöge welcher ihm die Ruhe nothwendig wird.

Beleuchten wir jezt die Wirkungen des Prinzips der Einheit.

Nur da, wo dies Prinzip der Staatsverfaſſung zum Grunde liegt, iſt eine wahre Monarchie anzutreffen. Vergeblich ſprechen die Engländer von einer britanniſchen Monarchie; ſie iſt bei ihnen eben ſo wenig vorhanden, als ſie es bei den Franzoſen war, ſo lange geſezgebende und vollziehende Macht in Frankreich getrennt waren. Bei Beſtimmung des Weſens der Monarchie kommt es keineswegs darauf an, ob in einem gegebenen Staate ein Individuum exiſtirt, welches Conſul, oder König, oder Kaiſer genannt wird; es kommt allein darauf an, ob in dieſem Individuum die innigſte Vereinigung der geſezgebenden und vollziehenden Macht, d. h. die Souverainität anzutreffen iſt. Ein ſolches Individuum iſt Monarch, ſein Titel ſey welcher er wolle; keineswegs aber iſt man Monarch, weil man Conſul, oder König oder Kaiſer titulirt wird. Von der Souverainität wird in den nächſten Abſchnitten ausführlicher die Rede ſeyn.

Da es hier nur darauf ankommt, die Wirkungen des Prinzips der Einheit auseinander zu legen, so bemerken wir vor allen Dingen, daß sie denen des Prinzips der Trennung durchaus entgegengesezt sind. Führt dieses zu einer ungeheuren Excentricität, so wirkt jenes die allerbestimmteste Concentricität, welche sich darin offenbaret, daß, indem sich alles auf den einzelnen Staatschef bezieht, welcher den Mittelpunkt bildet, dieser wiederum nur in und durch den Staat vorhanden ist, und folglich, ohne sich selbst zu verlezen, dem Staate keinen Nachtheil zufügen kann. In den Polyarchien findet nur gerade so viel Moralität statt, als erforderlich ist, damit der Staat sich nicht vor der Zeit auflöse; in den Monarchien hingegen existiren die Staaten allein durch Moralität. Jene haben, weil ihnen durch das Prinzip der Trennung die Tendenz auf sich selbst, d. h. auf ihre innere Vervollkommnung genommen ist, eine durchaus feindselige Tendenz gegen andere Staaten, von welchen sie sich unaufhörlich bedroht glauben; diese hingegen haben, vermöge des Prinzips der Einheit, nur auf sich selbst Tendenz, und kennen keine andere Antinationalität, als diejenige, die ihnen von feindseligen Staaten aufgedrungen wird. Während also mit jenen kein dauerhafter Frieden möglich ist, geben ihn diese durch ihr ganzes Wesen. Jede Monarchie hat die auffallendste Aehnlichkeit mit einer Kugel, deren Schwerpunkt überall ist, und die eben deswegen, sobald sie in Bewegung gesezt wird, die stärksten Wirkungen hervorbringen muß. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß hier nur von der Monarchie im Allgemeinen die Rede ist. Das Ideal der Monarchie ist nie realisirt worden. Die meisten Monarchien unserer Zeit sind den Polyarchien unendlich näher verwandt, als sie es seyn sollten; und die Folge davon ist, daß sie unaufhörlich zwischen Concentricität und Excentricität, zwischen Moralität und Immoralität schwanken. Alles, was man hierbei

zur Entschuldigung der Staatschefs sagen kann, ist, daß sie es, bey dem gegenwärtigen Zustande der Welt, durchaus noch nicht in ihrer Macht haben, als reine Intelligenzen zu wirken, vorausgesezt, daß sie sich selbst in dieser ihrer Bestimmung begreifen, und den zufälligen Genuß, den ihr Geschäft gewährt, nicht in einen höheren Anschlag bringen, als das Geschäft selbst. Keine abscheulichere Lehre, als diejenige, wodurch sie verleitet werden, ihre Bestimmung zu verkennen, welche die göttlichste ist, die es hienieden geben kann. Ich werde diese Lehre nicht predigen. Ich werde vielmehr immer behaupten, daß da, wo das Regieren als Sache des Genusses genommen wird, erst Stokungen, und dann Zerrüttungen entstehen, welche mit Umwälzungen endigen. Es verhält sich mit einem Staate wie mit jedem Körper: Er zerfällt in sich selbst, sobald er aufhört zu wachsen. Das Problem, welches der Staatschef in jedem Augenblik seiner Existenz zu lösen hat, besteht also darinn, wie er den Wachsthum des Staats befördern will. Es ist alles verloren, wenn ein trägr oder unwissender Chef an der Spize der Verwaltung steht; und eine der allerwichtigsten Aufgaben, welche die nächste Generation zu lösen hat, ist die: Wie die Staatschefs der Souverainität würdig werden?

Da die Prinzipe der Trennung und der Einheit als Grundlagen der Verfassung so bestimmte Wirkungen hervorbringen, so konnten diejenigen, welche die Macht haben, bald eins oder das andere dieser Prinzipe zu handhaben, den verderblichsten Gebrauch davon machen. Das sogenannte Regierungssystem ist bisher nichts weiter gewesen, als eine sehr eigensüchtige Auflösung der bestehenden Regierungsverfassungen, in der Voraussezung, daß sie nichts taugten; eine Voraussezung, die nicht immer gegründet war, und zu Maasregeln verleitete, welche den Einsichten unsers Jahrhunderts sehr wenig zur Ehre gereichten. Hätte man nach den Grundsäzen einer

beſſeren Theorie zu Werke gehen wollen, ſo würde man das Prinzip der Trennung nur da angebracht haben, wo es für die Welt von wirklichem Nuzen geweſen ſeyn würde. Meiner Idee zufolge, ſollte es durchgängig in den kleineren Staaten angebracht werden, welche, vermöge ihrer Lage, zu einem lebhaften Antheil an dem Welthandel beſtimmt ſind. Es iſt ein Unglük für ganz Europa, ja für die ganze Welt, daß es die Grundlage der engliſchen Verfaſſung iſt; allein es würde ein Glük für Europa, wie für die ganze Welt, ſeyn, wenn zwei kleine nordiſche Staaten Polyarchien wären. In beiden wirkt das Prinzip der Einheit, ich will nicht ſagen verderblich, aber doch inſofern nachtheilig, als es, in ſeiner Reinheit genommen, eine Entwikelung verhindert, welche hier entſtehen könnte. Auf dem Wege der Eroberung (der Gewalt) iſt für beide Staaten nichts zu gewinnen; dies beweiſet ihre Geſchichte ſeit den früheſten Zeiten. Auf dem Wege des Handels (der Liſt) würde mehr für ſie zu gewinnen ſeyn. Soll dies aber jemals der Fall werden, ſo muß die Concentricität wegfallen, welche aus dem Prinzip der Einheit hervorgeht, und diejenige Excentricität, welche das unmittelbare Produkt der Polyarchie iſt, an ihre Stelle treten. Das Schikſal beider Staaten iſt lange noch nicht vollendet, und es ſteht zu erwarten, was aus ihnen werden wird, ſobald der britanniſche Coloß in ſich ſelbſt verſunken iſt. Es verſteht ſich aber ganz von ſelbſt, daß, ob ſie gleich als unabhängige Staaten fortdauern ſollten, ſie dennoch unter der Obhut einer groſſen Macht ſtehen müſſen, welche ſie fortdauernd verhindert, eine andere Tendenz in ſich aufzunehmen, als die des Handels.

Ueberhaupt müſſen Handelsſtaaten diejenige Freiheit genieſſen, welche das Prinzip der Trennung gibt. Mag dies immer eine Scheinfreiheit ſeyn; ſie ſelbſt werden die höchſte Realität in ihr wieder finden und in dieſem Wahn recht gut gedeihen. Die Hanſeſtädte ſind wahre Muſter

von Republiken in dem gewöhnlichen Sinne des Worts. Modellirte man mehrere kleine Staaten nach ihnen, so würden die Monarchien die eigentlichen Mittelpunkte der Macht seyn, und in den Polyarchien oder sogenannten Republiken die ergiebigsten Quellen neuer Entwikelungen besitzen, ohne für sich selbst das Mindeste befürchten zu dürfen. Unstreitig wird das Republikationssystem diese Wendung nehmen, sobald es in sich selbst vollendet seyn wird. Bisher prägten selbst Polyarchien ihre Eroberungen in fernen Welttheilen zu Monarchien aus. Dies Verfahren mochte in Betracht der Entfernung dieser Besitzungen sehr nothwendig seyn; allein die Folge davon war immer, daß der Mutterstaat in seiner Kolonie unterging, indem diese im Verlauf der Zeit unabhängig wurde; und eben dies Schikſal steht mehreren europäischen Mächten bevor, deren ganze Kraft von der Erhaltung ihrer Kolonien abhängt. Es sollen grosse Reiche existiren; allein, um sich nicht gegenseitig zu zertrümmern, wird vor allen Dingen erforderlich seyn, daß sie die Vortheile des Handels gleichmäßig genieſſen, und dies kann, dünkt mich, nur dadurch bewerkſtelliget werden, daß der Handel den von den Monarchien abhängenden Polyarchien überlassen bleibt, so daß diese recht eigentlich die Communikationslinien des menschlichen Geschlechtes bilden.

Das wirkliche Republikanisiren ist von dem sogenannten sehr wesentlich verschieden. Eine Republik existirt allenthalben, wo der Staat ein Gemeinwesen ist, und ein solches Gemeinwesen ist jeder Staat, in welchem die Gleichheit statt findet. Ob man diese Gleichheit willkührlich schaffen könne, ist eine Frage, deren Beantwortung allzu weit führen würde. Wiederherstellung der verlohrnen ursprünglichen Gleichheit war die erste Tendenz der französischen Revolution; und insofern sich diese Tendenz durch alle Perioden gleich geblieben ist, kann man allerdings behaupten, daß der französische Staat,

troz

trotz seiner gegenwärtigen Form, eine Republik ist. Die Trennung der gesezgebenden und der vollziehenden Macht ist so weit entfernt, das Criterium einer Republik zu seyn, daß sie dieselbe in den meisten Fällen sogar vernichtet. In Frankreich war dies offenbar der Fall während der Direktorialregierung. Sollte die Gleichheit gerettet werden, so mußte das Prinzip der Einheit sich ihrer annehmen. Dies geschah durch Bonaparte. Dies Prinzip der Einheit ist seit dem 18 Brumaire, so zu sagen, mit jedem Tage verstärkt worden, und der Chef der französischen Nation steht jezt als Kaiser in einer Unumschränktheit da, die vor ihm kein französischer König genossen hat; allein die Republik dauert fort, weil die Gleichheit fortdauert; und schaut man etwas tiefer in den Zusammenhang der französischen Regierungsmaschine, so kann man nicht verfehlen, die Entdekung zu machen, daß gerade die Gleichheit der Grundquell aller Macht des französischen Staatschefs ist. Hievon wird man sich unstreitig noch mehr überzeugen, wenn man das zweite Buch dieses Werks mit Aufmerksamkeit lieset. Die nächsten Abschnitte dienen demselben zur Einleitung.

Fünftes Kapitel.

Von der Souverainetät.

Alles, was in dem Innern des Menschen vorgeht, läßt sich in ein Erkennen, in ein Wollen, und in ein Vollziehen absondern.

Wer blos erkennet, ist über alle Beschränkung erhaben; denn was könnte denjenigen beschränken, der so bescheiden ist, sich immer innerhalb der Gränzen der Theorie zu erhalten?

Wer nicht blos erkennet, sondern auch will, der muß sich wohl in Acht nehmen, mit seinem Wollen Andere so zu berühren, daß er ihnen gefährlich scheint;

denn von diesem Augenblik an, werden sie ihre ganze Kraft aufbieten, das Vollziehen zu verhindern.

Wer zugleich erkennen, wollen und vollbringen will, muß eine Kraft besizen, vermöge welcher er den Ausschlag über alle diejenigen giebt, welche ihn am Vollbringen hindern können.

Dies auf die Souverainetät angewandt, besteht sie, ihrem Wesen nach, in der innigsten Vereinigung der höchsten, gesezgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Staatschefs; denn das Erkennen wird vorausgesezt, weil ohne dasselbe kein Wollen denkbar ist.

Diese Souverainetät ist mit grössern oder geringern Schwierigkeiten verbunden, je nach der Grösse und dem Umfange des Staates, in welchem sie ausgeübt werden soll.

In ganz kleinen Staaten versteht sie sich ganz von selbst, ungefähr eben so, wie die väterliche Gewalt, aus welcher sie sich ursprünglich entwikelt hat; aber sie bedeutet in solchen Staaten sehr wenig, weil sie sich grösstentheils auf die Functionen eines Anführers bei Streifzügen einschränkt.

In den sogenannten Mittelstaaten verkennt man sehr leicht ihren Werth, weil sie sich in denselben öfters genöthigt sieht, das Ganze durch den Schreken zusammenzuhalten. Eben deswegen wird sie auch in solchen Staaten nur allzuoft zerstört und durch Constitutionen ersezt. Die Idee ist alsdann, den souverainen Willen beizubehalten, ihn aber nicht mit der Macht der Vollziehung zu bekleiden; und da diese Idee sich nicht anders realisiren läßt, als so, daß man die gesezgebende Gewalt der einen Körperschaft, und die vollziehende Gewalt der andern Körperschaft anvertraut, so ist die Souverainetät als etwas lebendiges vernichtet, und nur in der Verfassung selbst enthalten.

In großen Staaten stellt sich die Souverainetät von selbst wieder her, weil in ihnen das Geschäft des Zu-

sammenhaltens und Impulsirens eine Kraft erfordert, welche nur durch die innigste Vereinigung der gesezgebenden und vollziehenden Macht gegeben werden kann; hier ist sie auch ganz unschädlich geworden, weil sie nur auf grosse Massen einwirkt, und eben deßwegen der Einsicht bei weitem mehr verwandt ist, als der Leidenschaft.

Je grösser also der Staat ist, je mannichfaltiger die Zweige der Verwaltung geworden sind, je mehr es darauf ankommt, eine Verantwortlichkeit ins Leben zu rufen, welche den Privatvortheil dem allgemeinen Besten unterzuordnen gebietet; deste nothwendiger wird die Souverainetät, sowohl als lezter Vereinigungspunkt aller Regierungsthätigkeit, als auch als impulsirende Kraft. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß sie weder in der ersten noch in der lezteren Eigenschaft ihren Privatvortheil berüksichtigen könne; aber genau genommen giebt es dergleichen für die Souverainetät gar nicht. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie zugleich alles und nichts ist; das erstere, wenn sie als höchste Intelligenz wirkt, das leztere, wenn sie blos im Titel existirt und die mit diesem Titel verbundenen Vorzüge genießet. Ein Souverain, der nicht nur als Mittelpunkt der Macht, sondern auch als Centralpunkt der Intelligenz dasteht, ist das Erhabenste in der Gesellschaft, so wie, von der andern Seite — ein Ludwig der fünfzehnte und seinesgleichen durch ihre Nullität das Verwerfenste derselben sind.

Die Souverainetät läßt sich auf eine zwiefache Weise übertragen; nehmlich in der Macht und in den Symbolen der Macht.

Was die Uebertragung der Macht betrift, so kann sie, da die Macht mit der Intelligenz in einem unzertrennlichen Zusammenhange steht, nur an denjenigen vollzogen werden, den die öffentliche Meinung für den allereinsichtsvollsten Mann erklärt; die Uebertragung der

Symbole der Macht hingegen kann an jeden geschehen, welchen die Natur mit den zum Repräsentiren erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet hat. Eben daher ist es durchaus nicht gleichgültig, was von beiden man übertrage.

Ueberträgt man nehmlich die Macht, so giebt man eben dadurch zu erkennen, daß man sich dem einmal übernommenen Regierungsgeschäfte nicht gewachsen fühle, auch keine sonderliche Lust habe, sich den Grad von Einsicht zu erwerben, den die Betreibung dieses Geschäfts erfordert. Die Folge einer solchen Uebertragung kann schwerlich eine andere seyn, als die, daß das Vertrauen, welches die Macht gebietet, auf den mit der Macht Bekleideten übergeht, und daß der Staatschef zu einem bloßen Titular herabsinkt. Ist es aber dahin gekommen, so ist nichts gewisser, als daß die Uebertragung der Macht permanent wird und folglich dem Uebertragenden noch in seiner Descendenz schadet; dies hängt mit den Gesezen der moralischen Gravitation zusammen, welche, wie die physische, in eben dem Maße zunimmt, in welchem sie weniger gestört wird.

Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne Staatschefs es nicht in ihrer Gewalt haben, der Uebertragung auszuweichen; allein diese Uebertragung mag das Werk der Willkühr oder der Nothwendigkeit seyn, immer ist sie der erste Anfang eines nicht zu berechnenden Unglüks für diejenigen Staaten, in welchen sie statt findet, und schwerlich kann sie auf irgend einem Punkt der Erde anders endigen, als durch gewaltsame Entfernung derjenigen Familie, in welcher sie permanent geworden ist, weil diese im Verlauf der Zeit eben so überflüssig als hinderlich wird. Alles was man jemals zum Vortheil der Würde eines Ersten Ministers gesagt hat, ist sehr übel ersonnen; er muß nie vorhanden seyn, wenn der Staat gedeihen soll. Ich sage hier mit grossem Bedacht: Eines Ersten Ministers. Ich stelle mir nämlich vor,

daß es sehr wohl zwei Erste Minister geben könne, von welchen der eine an der Spize der äußeren Angelegenheiten, der andere an der Spize des sogenannten Innern steht, so daß mit ihnen der Anfang einer glüklicheren Organisation der Regierungsmaschine gemacht wird und beide ihrem Wesen nach die ersten Punkte sind, auf welche die Intelligenz einwirkt. Hierüber das Ausführlichere in demjenigen Abschnitt, wo ich von der Organisation einer künftigen Regierungsmaschine reden werde.

Was die Uebertragung der Symbole der Macht oder die Repräsentation betrift, so ist von ihr auch nicht der mindeste Nachtheil zu erwarten. Aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß von allen Staatschefs nur diejenigen zu dieser Art von Uebertragung hinneigen, welche im Besiz der wirklichen Macht d. h. der Intelligenz sind. Die Macht muß ihre Symbole haben, weil sie dem großen Haufen ohne dieselbe nicht gebieten kann; allein diese Symbole sind von größerer oder geringerer Wichtigkeit, je nachdem die Macht mehr oder weniger real ist. Staatschefs von sehr beschränkter Macht und geringem Vertrauen werden daher nie ermangeln, sich mit allem dem Pomp zu umgeben, der die Macht verkündigt und predigt; Staatschefs von unumschränkter Macht und grossem Vertrauen hingegen werden allenthalben, wo es ihnen nur irgend vergönnt ist, das Repräsentiren von sich entfernen. Die lezteren übertragen die Symbole der Macht um so lieber, weil das Repräsentiren mit sehr viel Zeitaufwand verbunden ist, und grosse Gemüther nichts so unbedingt ehren, als die Zeit, indem sie nur in ihr sich wirksam beweisen können. In dieser Hinsicht ist zwischen verschiedenen Regenten durchaus kein Einverständniß möglich; denn der wahrhaft intelligente wird dem nicht intelligenten nie begreiflich machen können, daß alles, wodurch er Achtung erzwingen will, zwar die Zeit zersplittern, aber nicht zum Zwek führen könne; und eben so wird der

nicht intelligente es dem intelligenten nie verzeihen, daß er etwas vernachlässigt, was, seiner Ueberzeugung nach, bei weitem das Wichtigste ist.

Unter den Europäischen Staaten giebt es, soviel ich weiß, nur einen einzigen, dessen Chefs, vermöge einer ihnen besonderen Eigenthümlichkeit, nie ihre Zuflucht zu einem Ersten Minister genommen und das Repräsentationsgeschäft auf das bestimmteste gehaßt haben. Diese ihre Eigenthümlichkeit mag nun das Resultat ihres Nachdenkens oder eines gewissen glüklichen Instinkts gewesen seyn und noch seyn, so ist die Folge derselben immer die gewesen, daß sich die Souverainetät in diesem Staate am aller reinsten erhalten hat. Dauert dieser Grundsaz in diesen Staatschefs fort, so kann es nicht fehlen, daß der Staat durch sie immer fester gegründet wird, und daß er von allen inneren Erschütterungen auch künftig eben so frei bleibt, als er es bisher gewesen ist. Es ist so wenig eine gleichgültige Sache, ob man die Macht oder die Symbole derselben übertrage, daß es schwerlich noch einen andern Punkt giebt, der für das Wesen eines Staatschefs, als Individuum genommen, von größerer Erheblichkeit wäre. Ueberträgt er nämlich die Macht an einen Ersten Minister, so wird alles, was Realität genannt werden kann, für ihn untergehen und an die Stelle derselben eine Idealität treten, welche, wenn sie nicht die Geistesverwirrung selbst ist, derselben sehr nahe kommt. Ueberträgt er dagegen die Symbole der Macht, so wird er immer im Besiz der Realität bleiben und selbst das Alter wird Mühe haben, sie in ihm zu zerstören. Beispiele zur Erläuterung des eben Gesagten findet der aufmerksame Leser von selbst, so daß es hinreichend ist, auf die allgemeine Ursache der Erscheinungen unsrer Tage aufmerksam gemacht zu haben.

Die Entstehung der Souverainetät ist oft sehr schwierig. Da sie ihrem Wesen nach nicht eher vorhanden ist,

als bis ſich der ſouveraine Wille von der allgemeinſten Intelligenz geleitet in Handlungen offenbaren kann; ſo gehört vor allen Dingen zu ihrer Entſtehung, daß ſie in den Vorrechten der Mitglieder einer Regierung keine Schranken antreffe. Sie bedarf der Ruhepunkte, um nicht mit Uebereilung zu wirken; aber ſie iſt ihrem Weſen nach vernichtet, ſo oft ſie auf wirkliche Schranken ſtößt. Die Souverainetät iſt z. B. da nicht anzutreffen, wo die höchſte Gewalt ſich in geiſtliche und weltliche theilt, und die Intelligenz des Staatschefs ſich gefallen laſſen muß, von der Intelligenz der Geiſtlichkeit controllirt zu werden. Eben ſo iſt da keine Souverainetät, wenigſtens keine ganz reine Souverainetät vorhanden, wo ein einzelner Stand eine Mittelmacht bildet, die auf nichts ſo ſehr bedacht iſt, als auf Behauptung ihrer Vorrechte. Aus beiden Gründen waren die ehemaligen franzöſiſchen Könige keine Souverains; und da ſie durch ihre Intelligenz ſich nicht zu Meiſtern der ihnen entgegen ſtrebenden Schranken machen konnten, ſo mußte eine ſo ungeheure Umwälzung der Dinge, als die franzöſiſche Revolution war, dieſe Hinderniſſe wegſchaffen und an die Stelle eines konſtitutionellen Staatschefs einen konſtituirenden bringen, der, die höchſte geſetzgebende und vollziehende Macht aufs innigſte vereinigend, der erſte Souverain der Franzoſen wurde.

Sechstes Kapitel.

Von der Erblichkeit der Souverainetät.

Alle politiſchen Metaphyſiker des verfloſſenen Jahrhunderts haben ſich geſcheut, das Kapitel von der Erblichkeit der Souverainetät zu berühren. In einem Werke, wie das des Herrn von Montesquieu über den Geiſt der Geſetze, hätte dieſer Gegenſtand um ſo eher einen Abſchnitt verdient, da die Erblichkeit

der Würde eines Königs von Frankreich zu den Fundamentalgeſezen der franzöſiſchen Monarchie gehörte; allein Montesquieu hat ſich wohl in Acht genommen, ihn zur Sprache zu bringen. Seinem Beiſpiele folgend haben alle ſpäteren politiſchen Schriftſteller dieſe Materie mit Stillſchweigen übergangen, gerade als wäre ſie ein Stein des Anſtoſſes nicht nur für andere, ſondern auch für ſie ſelbſt. Bin ich kühner als meine Vorgänger, ſo rührt dieſe Kühnheit wahrlich nicht daher, daß der größte Europäiſche Staat, um eine fürchterliche Revolution zu beendigen, nicht nur die Souverainetät, ſondern auch die Erblichkeit derſelben ſanctionirt hat; denn es kommt, wie es mir ſcheint, bei der vorliegenden Unterſuchung bei weitem weniger auf die Beweggründe an, die dieſen Staat geleitet haben, als vielmehr auf diejenigen, die ihn hätten leiten ſollen. Ich gehe ſogleich in die Sache ſelbſt ein.

Iſt die Souverainetät die innigſte Vereinigung der höchſten geſezgebenden und vollziehenden Macht in der Perſon des Staatschefs und kann ſie ſich nur in der Intelligenz offenbaren, womit der Impuls gegeben wird; ſo ſcheint die Erblichkeit derſelben höchſt bedenklich zu ſeyn; denn da die Intelligenz nicht vererbt werden kann, ſo ſollte auch das, was zulezt einerley Ding mit ihr iſt, nicht vererbt werden können.

Allerdings hat es das Anſehn, als ob in Beziehung der Souverainetät der Grundſaz ſtatt finden müſſe: Rex erit, qui optime faciet. Indeſſen ſpringt nichts ſo ſehr in die Augen, als daß derjenige, der in einem gegebenen Staate die Perſönlichkeit in der höchſten Potenz iſt, dieſen Staat nicht als ſein Eigenthum, oder als die Quelle ſeiner Genüſſe betrachten und behandeln dürfe, da von dem Augenblik an, wo dies geſchiehet, alle Souverainetät vernichtet wird, und folglich auch nicht vererbt werden kann. Es iſt nicht der Thron, was von dem Vater auf den Sohn, oder von dem Bru-

der auf den Bruder u. ſ. w. übergeht, ſondern es iſt die mit dem Thron in der innigſten Verbindung ſtehende Aufforderung zur Erwerbung der höchſten Intelligenz, was von dem Vorgänger auf den Nachfolger vererbt wird. Und ſo iſt es zulezt ganz und gar nicht der Privatvortheil des Staatsherrn — an ſo etwas iſt, wie wir oben geſehen haben, gar nicht zu denken — ſondern der Vortheil des Staats, was über die Erblichkeit der Souverainetät entſcheidet; und nur die Identifikation des Vorgängers mit dem Staate kann das Recht des Nachfolgers begründen. Will man dies noch weiter verfolgen, ſo wird es auf folgendem Wege geſchehen müſſen.

Geſchöpfe, die, Naturgeſezen zufolge, in dem Zuſtande ununterbrochener Eintracht leben, bedürfen keines Oberherrn, der ſie zu dieſer Eintracht zwinge; er würde das allerüberflüſſigſte Weſen unter ihnen ſeyn, weil er keine Geſchäfte hätte. Wäre dies nun mit Menſchen der Fall, ſo würde es unter ihnen eben ſo wenig einen Kaiſer, einen König, einen Conſul u. ſ. w. geben, als unter den Thieren. Alles, was Regierung genannt werden kann, hat ſeinen Urſprung in derjenigen Eigenthümlichkeit des Menſchen, vermöge welcher er keiner reinen Liebe für ſein Geſchlecht fähig iſt, ſondern ſeines gleichen zugleich liebt und haſſet. Der lezte Endzwek aller Regierung iſt alſo kein anderer, als: Herbeiführung desjenigen Zuſtandes der Eintracht, in welchem die allzubeſtige Reibung vermieden wird, worin die Geſellſchaft ihren Untergang finden würde. Soll dieſer Endzwek erreicht werden, ſo giebt es kein anderes Mittel, als die Gewalt. Es iſt zulezt die Gröſſe und der Umfang der Geſellſchaft, was über den Grad der Gewalt entſcheidet; allein wo die Gewalt gänzlich fehlt, da kann vermöge der Eigenthümlichkeit des Menſchen nichts anders erfolgen, als Auflöſung der Geſellſchaft. Denken wir uns nun eine groſſe ſehr zuſammengeſezte

Gesellschaft, so wird zur Erhaltung des Zustandes der Eintracht, nicht blos ein sehr hoher Grad von coercitiver Gewalt erforderlich seyn, sondern man wird sogar auf Mittel bedacht seyn müssen, die Continuität in der Ausübung derselben zu erhalten. Hierbei läßt sich nicht läugnen, daß diese Mittel verschieden seyn können; aber da, wo einmal die Souverainetät des Staatschefs nothwendig geworden ist, wird die Erblichkeit derselben das allerwahrscheinlichste seyn.

Man trenne in Gedanken die Erblichkeit von der Souverainetät, so bleibt nichts anderes übrig, als dies se von einer Wahl abhängig zu machen. Was ist aber eine Souverainetät, welche von der Wahl abhängt? Die Wahl vernichtet das Wesen der Souverainetät, weil die Wählenden genöthigt sind, dem Chef der Regierungsmaschine Gränze vorzuschreiben, durch welche er von ihnen abhängig wird, und folglich der Freiheit entsagen muß, welche dem ersten Impuls nothwendig ist. Die Geschichte aller Wahlreiche lehrt uns, was es mit einer Souverainetät auf sich hat, welche das Resultat einer Wahl ist. Wo gab es jemals ein Wahlreich, in welchem die Unterdrückung nicht alle Leidenschaften in Freiheit sezte, und zu einer Anarchie führte, worin jeder zu gewinnen strebte, der noch gewinnen konnte? Wenige Menschen sind im Stande, sich eine deutliche Vorstellung von der Nothwendigkeit der Continuetät der coercitiven Gewalt zu machen. Wie wenig aber das eben gesagte Chimäre ist, hat das Schicksal Frankreichs in den ersten zehen Jahren der Revolution bewiesen, und hätte der Revolutionskrieg die Souverainetät des Staatschefs nicht wiederhergestellt, so würde der revolutionäre Umschwung noch immer nicht aufgehört haben. Erscheinungen dieser Art sind recht eigentlich dazu gemacht, die innere Nothwendigkeit einer erblichen Souverainetät zu beweisen.

In der That die Erblichkeit inhärirt der Souverains-

zät so sehr, daß die eine ohne die andre unmöglich wird. So wie also die Souverainetät durch sich selbst die Erblichkeit mit sich führt, eben so führt die Nicht-Souverainetät die Nicht-Erblichkeit mit sich. Dies ist der Fall mit allen Polyarchien; und wenn in ihnen in Hinsicht der vollziehenden Gewalt auch wirklich eine Erblichkeit statt findet, so ist diese Erblichkeit bei weitem mehr die Sache der Convinenz, als der Nothwendigkeit, und folglich, ihrem Wesen nach, nur eine Scheinerblichkeit. So ist z. B. die Würde eines Königs von Großbritannien blos deshalb erblich, weil es, bei der übrigen Organisation der englischen Regierungsmaschine, die gleichgültigste Sache von der Welt ist, in wessen Händen sich die höchste vollziehende Macht befindet, da sie nur durch das Organ eines Ersten Ministers wirken kann, welcher, als Mitglied des Oberhauses, das größte Interesse hat, die Vereinigung der höchsten gesezgebenden und vollziehenden Gewalt in der Person des Königs, oder die Entstehung der wahren Souverainetät, zu verhindern. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Erblichkeit der deutschen Kaiserwürde, welche immer nur so lange dauert, als das deutsche Reich seine Rechnung dabei findet. Sollte die deutsche Kaiserwürde in dem Hause Oesterreich förmlich erblich gemacht werden, so würde vor allen Dingen erforderlich seyn, daß die Wahlfürsten ihren Vorrechten, d. h. ihrem ganzen Wesen entsagten, welches bekanntlich darin besteht, unter dem Schuze der deutschen Constitution die höchste gesezgebende Macht zu bilden. Durch einen solchen Akt würde die Souverainetät des deutschen Kaisers dekretirt werden; da aber ein solcher Akt von den Wahlfürsten niemals ausgehen kann, so wird die Erblichkeit der deutschen Kaiserwürde auf immer bleiben, was sie bisher gewesen ist. Ueberhaupt hat die Souverainetät das Eigenthümliche, daß sie sich von andern weder geben noch nehmen läßt; und eben so verhält es sich mit der Erblichkeit derselben, insofern dabei

zu die wahre Souverainetät gedacht werden muß, welche immer die Intelligenz selbst ist.

Wie kann aber das Höchste in der Gesellschaft erblich gemacht werden? hör ich mich fragen.

Meine Antwort ist: Wenn es durch sich selbst erblich ist, so wird es nicht dazu gemacht.

Um indessen diejenigen, für welche die Souverainetät nicht aufgeht, ein Gegenstand des Schreckens zu seyn, gänzlich zu beruhigen, will ich hier folgende Bemerkungen hinzufügen.

1. Selbst, wenn man sich die Souverainetät als bloße Macht denkt, ist sie dem Mißbrauche am wenigsten unterworfen. Es ist allen Erfahrungen zufolge nie die Stärke, sondern immer nur die Schwäche, welche auf Zerstörung und Vernichtung ausgeht; und man hat die Natur des Despotismus sehr schlecht ergründet, wenn man annimmt, daß er seine Quelle in der Macht habe. Was könnte den wahren Souverain zu Gewaltstreichen verführen, da er, vermöge seines Standorts in der Gesellschaft über alle Leidenschaft erhaben ist, die nicht das Ganze umfaßt? Geht man in die Geschichte zurük, so findet man, daß das Geschrei über den Despotismus der Staatschefs nie von den Regierten, sondern immer von den Mitgliedern der Regierung herrührte. Warum aber von diesen? weil sie ihrem ganzen Wesen nach Werkzeuge waren, und nicht Werkzeuge seyn wollten. Alle Tyrannenmorde hatten ihren Grund in der Anmaßung derjenigen, von welchen sie ausgiengen; und hätten die angebrüchten Tyrannen die Kraft gehabt, diese Anmaßung innerhalb der nöthigen Gränzen zu erhalten, so würden sie Väter des Vaterlandes, wohlthätige Genien und dergl. gewesen seyn. In der That die verrufene Tyrannei römischer Imperatoren würde in sich selbst unmöglich gewesen seyn, hätten sich diese Imperatoren jemals zu Souverainen erheben können; dies stand aber

nicht in ihrer Macht, weil die Aristokratie, aus welcher sie selbst hervorgegangen waren, in der Fülle ihrer Kraft blieb. Die Aristokraten verschworen sich gegen die Cäsarn im Namen einer Verfassung, welche in dem Uebermaaß der Aristokratie ihren Untergang gefunden hatte; und die Cäsarn widersetzten sich den Verschwörungen im Namen einer andern Verfassung, welche, weil sie einmal nothwendig geworden war, mit Energie vertheidigt werden mußte. Wäre in der römischen Republik den Imperatoren alles gehörig untergeordnet gewesen, so wären alle jene Erscheinungen weggefallen, welche, von dem Pinsel des melancholischen Tacitus dargestellt, sich der Gemüther bemächtigt haben, ohne diejenigen Resultate zu erzeugen, welche sie billig hätten erzeugen sollen. Nicht die unumschränkte Macht ist es, welche zum Mißbrauch führt, sondern die beschränkte; denn indem sich ihr allenthalben Hindernisse in den Weg stellen, die sie nicht besiegen kann, wird sie auf eine sehr natürliche Weise zu Leidenschaft und Zerstörung hingerissen. **Man schaffe nur diese Hindernisse weg, und es wird sich zeigen, daß aus der Region der Freiheit alles Uebelwollen, alle Menschenfeindlichkeit von selbst verschwindet.** Was hätte auch ein Souverain, da er immer nur durch Werkzeuge handelt, für einen Beweggrund, diese Werkzeuge zu verderben? Doch von allem diesem haben alle diejenigen Nationen, welche, um dem Despotismus zu entrinnen, die Souverainetät in der Wiege erstickten, niemals irgend eine Idee gehabt; und wenn sie ihre Rettung in einer Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht zu finden glaubten, so war diese Trennung nur das Mittel einer ungeheuren Excentricität, in welcher sie zuletzt nichts anderes fanden, als ihren Untergang.

2. **Die Souverainetät führt ihre Würdigkeit mit sich.** Wer wirklich Souverain ist, verdient es auch zu seyn, und wird es bleiben, so lange

er es verdient. Die Aufgabe aber, welche jeder Souverain zu lösen hat, besteht darin, die Kraft des Staats nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Die Mittel, welche hierzu angewendet werden müssen, sind so beschaffen, daß sich darüber nur im Allgemeinen festsezen läßt, daß diejenigen die besten sind, welche dem jezten Endzwek der Gesellschaft (Existenz und Entwikelung) am meisten entsprechen. In der Regel wird der Charakter des Staatschefs durch den seines Vorgängers bestimmt, ohne daß daraus das Mindeste für die grösere Würdigkeit des einen oder des andern folgt. Hat sich z. B. der Vorgänger genöthigt gesehen, das Symbol der Staatskraft (das baare Geld) in einen lebhafteren Umtrieb zu sezen, weil alle Umstände zusammengenommen eine solche Maasregel nöthig machten; so wird sein Nachfolger darauf bedacht seyn müssen, jenen Umtrieb zu mäßigen, um die Staatskraft wieder zu konzentriren. Nun ist zwar nichts gewöhnlicher, als daß man den einen Staatschef einen Verschwender und den andern einen Geizhals nennt; allein beide können, bei demselben Grade von Liberalität der Gesinnungen, zu ganz entgegengesezten Mitteln greifen, und als Intelligenzen gleich achtungswürdig seyn. Denn auch in der höchsten Unumschränktheit sind Menschen noch immer Werkzeuge der Nothwendigkeit, und ihr höchstes Verdienst besteht immer nur darin, daß sie gerade das thun, was alle Umstände zusammengenommen als das Beste empfehlen. Wie aber auch diese Umstände seyn mögen, immer ist und bleibt derjenige der Souverain, der sich Alles unterordnet, um immer nur als Intelligenz dazustehen und als solche zu impuliren; und wessen Kraft einem solchen Geschäft gewachsen ist, der ist des Geschäfts selbst würdig, so lange er demselben mit Erfolg vorsteht.

3. Um die Würdigkeit der Souverainetät zu sehen, giebt es kein anderes Mit-

tel, als allmählige Vorbereitung zur Ausübung derselben. Das Maaß von Einsicht, dessen der Souverain bedarf, um seinem Geschäft mit Erfolg vorzustehen, mag nach Maaßgabe der Größe und inneren Beschaffenheit des Staates verschieden seyn; allein unter allen polizirten Staaten Europa's giebt es keinen einzigen, dessen Verwaltung nicht eine große Maße von Einsicht erforderte, wofern die Souverainetät des Staatschefs in der Verwaltung selbst gesichert bleiben soll. Von allen Staatsämtern verlangt das des Staatschefs den meisten Ueberblick in den sämmtlichen Zweigen der Verwaltung; aller Ueberblik aber kann nur durch eine genaue Kenntniß des Details erworben werden. Man erwiedere hierauf nicht, daß der angehende Staatschef viel zu lernen haben würde. Dies versteht sich ganz von selbst. Alles, worauf es noch ankommt, ist, tüchtige Lehrer herbeizuschaffen, d. h., Männer, welche von der Würdigkeit ihres Geschäfts durchdrungen, und mehr in diesem Gefühl, als in der Vorstellung der mit ihrem Amte verbundenen Vortheile lebend, den Geist des Thronerben so bearbeiten, daß er seine Bestimmung zugleich liebgewinnen und achten lerne, das Große im Kleinen begreife, und überall nach Licht und Wahrheit strebe. An solchen Männern hat es bisher nur allzusehr gefehlt; und darum hat sich das Schikksal selbst der Thronerben annehmen müssen, wenn sie diejenige Kraft gewinnen sollten, wodurch die Souverainetät sich allein behaupten läßt. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß man die Nothwendigkeit der Vorbereitung zu dem erhabensten Geschäft, das es hienieden gibt, immer deutlicher einsieht, daß die Wege zu dieser Vorbereitung in jeder Hinsicht immer mehr geebnet werden, daß die große Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft, als besonders für den Regenten vorhanden, immer mehr entwikelt wird, und daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo jeder Staatschef, dem es an Kraft ge-

bricht, die von seinen Vorgängern aufgebaute Regierungsmaschine zu impulsiren, noch wird gefallen lassen müssen, von ihr, wie vom einem Wetterstral über den Haufen geworfen zu werden. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, daß die Natur, indem sie die Souverainetät will, auch in jeden gesunden Menschen das Vermögen niedergelegt hat, dieselbe zu behaupten. Der menschliche Kopf kann unendlich viel umfassen, und es kommt blos auf verbesserte Methoden an, um Intelligenzen ins Daseyn zu rufen, welche selbst, indem sie die Welt mit ihrem Blick umspannen, in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise mit dem klarsten Bewußtseyn dessen handeln, was jeder Augenblik in demselben nothwendig macht. Freilich durch sogenannte Fürstenspiegel wird man nie von der Stelle kommen; von Marc Aurels Selbstbetrachtungen an, bis auf den neuesten Fürstenspiegel, der in unsern Zeiten erschienen ist, haben alle diese der bessern Entwikelung des Staatschefs bestimmten Werke den Fehler, daß sie den Geist durch das Gemüth, nicht das Gemüth durch den Geist entwikeln wollen. Nur ein einziges macht eine Ausnahme; es ist der Fürst von Machiavelli. Wie seltsam man auch seit drei Jahrhunderten über das Product eines wahrhaft grossen Geistes geurtheilt haben mag, so erkennt der Unbefangene leicht, daß Machiavelli von jedem tüchtigen Staatschef zwei Eigenschaften, oder vielmehr Facultäten verlangte, die zulezt alles erschöpfen, und durchaus nicht fehlen dürfen, wenn das Regierungsgeschäft in sich selbst gesichert seyn soll; nämlich die philosophische, vermöge welcher man die Dinge in ihrer Nothwendigkeit erkennt, und die poetische, vermöge welcher man die Nothwendigkeit so modifizirt, daß der Vortheil des ganzen Staats das lezte Resultat dieser Modification ist. Ich frage nun, ob die Ansicht umfassender seyn kann, wenn es darauf ankommt, einen Souverain zu bilden? Das Gemüth kann man

man auf ſich beruhen laſſen; denn iſt nur für die Einſicht, d. h. für die richtige Beurtheilung geſorgt, ſo folgt alles Uebrige von ſelbſt; da der moraliſche Charakter niemals etwas anders ſeyn kann, als das Produkt der geiſtigen Entwiklung, ſo folgt aus der beſten Einſicht auch der beſte Wille und folglich das beſte Gemüth.

So viel, um die Gemüther mit der unumſchränkten Macht zu verſöhnen, welche da, wo ſie ſtatt fand, nie etwas nachtheilig wirkte. Alles, was Hobbes im achtzehnten Kapitel ſeines Werks zur Vertheidigung derſelben ſagt, fällt dadurch in ſich ſelbſt zuſammen, daß er die Souverainetät als das Reſultat eines Vertrages betrachtet. Dies iſt ſie nie geweſen; dies kann ſie niemals werden. Wie will die Geſellſchaft ſie geben, wenn ſie zulezt in der Intelligenz desjenigen beſteht, welcher ſie ausübt? Es kann der höchſte Vortheil der Geſellſchaft ſeyn, ſich in den Formen der unumſchränkten Macht zu bewegen; aber deshalb wird die Geſellſchaft ſie nicht ertheilen. Ueberhaupt genommen iſt alles Moraliſche nie ein Gegenſtand des Vertrags, da jeder Vertrag die Immoralität vorausſezt. Hobbes ſelbſt ſagt: „Wer da glaubt, daß ein Souverain durch Verträge gebunden werde, der irrt; und ſein Irrthum rührt vorzüglich daher, daß er keinen Unterſchied macht zwiſchen Verpflichtungen (obligationes) welche durch Worte geſchehen, und Bindungen (ligationes) welche durch Kapzäume zu Stande gebracht werden.“ Hierdurch aber hebt Hobbes alles auf, was er von der Anerkennung der Rechte des Souverains geſagt hat. Dieſe Rechte werden von ſelbſt anerkannt, ſo lange der Souverain die Kraft hat, ſie geltend zu machen; aber ſie gehen unwiederbringlich für denjenigen verloren, dem es an dieſer Kraft gebricht. In einem ſolchen Falle befand ſich Carl der Erſte von England; und wollte Hobbes der Souverainetät, die in ihm zerſtört wurde, das Wort reden, ſo mußte er ſich beſſere Prinzipe ſchaf-

fen. Nicht aus Gründen des poſitiven Rechts, ſondern aus Gründen der Politik war die Abſchaffung der Souverainetät in England verdammlich; ich verſtehe hier unter Politik die Kenntniß derjenigen Geſetze, nach welchen ſich auch die lezten Wirkungen des Prinzips der Einheit oder der Trennung für einen gegebenen Staat vorherſagen laſſen: von ſolchen Geſezen hatte Hobbes freilich keine Idee; aber auch ſo wie er iſt, wird ſein Leviathan immer ein Zeugniß gegen die Einſicht derjenigen ablegen, welche dem engliſchen Staate ſeine gegenwärtige Verfaſſung gaben. Was der Souverainetät ewig das Wort reden wird, iſt der Umſtand, daß ſie ſich alles Wahre und Schöne aneignen darf, während der Nicht-Souverainetät die Hände gebunden ſind, ſo daß ſie alles, was höhere Entwicklung heißt, mehr fürchten muß, als ſie es begünſtigen darf. Man betrachte alle Polyarchien ohne Ausnahme, und man wird die Entdeckung machen, daß gerade aus ihnen das allerwenigſte für eine höhere Kultur hervorgeht, und daß, wenn ſie hierin eine auffallende Aehnlichkeit mit den morgenländiſchen Monarchien haben, der lezte Grund nur darin liegen kann, daß die wahre Souverainetät aus beiden gleich ſehr verbannt iſt.

Siebentes Kapitel.

Von der Centrifugal- und Centripetalkraft einer Regierungsmaſchine.

Polyarchien tragen den Keim der Vernichtung in dem Prinzip der Trennung, das ihnen zum Grunde liegt; denn vermöge dieſes Prinzips führen ſie zu einer ungeheuren Excentricität, welche die Auflöſung ſelbſt iſt. Monarchien ſind, vermöge des ihnen zum Grunde liegenden Prinzips der Einheit, einer unendlichen Dauer fähig; die Vorausſezung aber iſt, daß das Prinzip der Einheit ſich in ſeiner ganzen Kraft in ihnen erhalte. Iſt

dies nicht der Fall, so werden sie erst Polyarchien, und dann ist es sehr natürlich, daß sie das Schicksal der lezteren theilen.

Einer von den besten römischen Geschichtschreibern sagt: Magna negotia magnis adjutoribus egent; interestque reipublicae quod usu necessarium et dignitate eminere, utilitatemque autoritate muniri. Dieser Ausspruch konnte nur von einem Manne herrühren, der die Nothwendigkeit des Princips der Einheit für eine so ungeheure Welt begriff, als die römische unter dem Tiberius war; indessen muß man auch von ihm annehmen, daß er das, was mit jener Nothwendigkeit zusammenhieng, mehr geahnet, als deutlich erkannt habe. Unstreitig bedurfte die Römerwelt, vermöge ihres ungeheuren Umfanges, der allervollkommenſten Regierungsmaschine; aber indem keinem der Imperatoren die Kraft beiwohnte, eine solche Regierungsmaschine zu bauen, so konnte es nicht fehlen, daß, nach Wiederherstellung der Monarchie durch den Octavian, von dem Prinzip der Trennung noch allzu viel zurükblieb, um den Staat nicht allmählig zu Grunde zu richten. Von dem Verhältniß der Aristokratie zu der Monarchie im Römerreich ist im vorigen Abschnitt die Rede gewesen. Indem ich daran zurükerinnere, bin ich der Nothwendigkeit überhoben, dies noch weiter auszuführen. Ich gehe also zur Entwikelung der Grundsäze über, nach welchen eine gute Regierungsmaschine gebaut werden solle. Wenn nun nicht weiter von Polyarchien die Rede ist, so wird man das Warum ohne Mühe begreifen.

Der Grundsaz: Divide et impera, ist bei weitem mehr verschrien, als er es seyn sollte; denn ohne strenge Befolgung dieses Grundsazes ist gar kein Regieren möglich. Ist nemlich das Regieren durch die Größe und den Umfang eines gegebenen Staats einmal nothwendig geworden, so ist die Theilung des Regierungsgeschäftes

nicht minder nothwendig. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß diese Theilung so weit getrieben werden muß, als das Bedürfniß des zu verwaltenden Staats es nur erfordert. Unter solchen Umständen besteht alle Kunst, die man anzuwenden hat, darinn, die Regierungsmaschine so zu bauen, daß sie mit nothwendiger Einheit wirkt, das heißt, daß alle ihre Bewegungen zulezt zu dem Mittelpunkt zurükkehren, von welchem sie ausgegangen sind. Wie nun aber diese nothwendige Einheit hervorbringen, da die Bestandtheile der Regierungsmaschine immer Menschen sind, d. h. Geschöpfe, die sich zur Freiheit berufen fühlen? Dies gerade ist der Hauptknoten, der gelöset werden muß, wiewol er nur dann mit Erfolg gelöset werden kann, wenn man sich die Grundsäze klar gemacht hat, nach welchen die Organisation der Regierungsmaschine erfolgen muß.

Nehmen wir also an, die Regierungsmaschine irgend eines Staats habe sich in ihre Bestandtheile aufgelöset, und nach tausend Bewegungen der Anarchie komme es darauf an, die alte Ordnung durch eine neue Ordnung zu ersezen — wie wird derjenige verfahren müssen, der dies Riesenwerk übernimmt?

Vor allen Dingen muß er sich zum Mittelpunkt der Intelligenz machen; und da er, wenn seine individuelle Kraft sich handelnd offenbaren soll, einer grossen Anzahl von Gehülfen bedarf, die er als eben so viele Hebel gebraucht, so wird er diesen eine solche Stellung geben müssen, daß jeder Einzelne auf seinem besondern Standort nicht mehr und nicht weniger leistet, als er leisten darf, wenn keine Verwirrung entstehen soll. Daß hierzu nicht nur ein umfassender Ueberblik des ganzen Regierungsgeschäftes, sondern auch eine sehr genaue Kenntniß der Geister und Gemüther erforderlich ist, versteht sich ganz von selbst; und wer weder den einen noch die andere besizet, mag sich lieber mit einem so

wichtigen Werke, als die Organisation einer tüchtigen Regierungsmaschine ist, gar nicht befassen.

Um aber jene Stellung hervorzubringen, ist nichts so nothwendig, als vorläufig auszumachen, auf wie viel Punkten der erste Impuls gegeben werden muß, wenn er mit Erfolg gegeben werden soll.

Angenommen, dieser Impuls werde nur auf einen Punkt gegeben, so trägt derjenige, der als Intelligenz dasteben soll, sein Wesen auf diesen einen Punkt über, und es ist vollkommen so gut, als wäre er gar nicht vorhanden; auch lehrt uns die Erfahrung, daß alle Staatschefs, welche ihr Wesen auf einen ersten Minister übertrugen, in Dumpfheit versanken, wofern ihnen in dem Widerspruch, worein sie sich mit sich selbst sezten, nicht etwas noch Schlimmeres begegnete.

Das Verderbliche des Einwirkens auf einen Punkt wird nur dadurch vermieden, daß die Zahl der Punkte vermehrt wird; wie groß aber die Zahl derselben seyn muß, damit sie gerecht sey, muß sich aus der Natur eines jeden Staates bestimmen lassen.

Jeder Staat hat zweierlei Verhältnisse, welche, wie sehr sie auch in einander fliessen mögen, wesentlich von einander verschieden sind. Nennen wir die einen die äusseren (politischen), die anderen die inneren (moralischen) Verhältnisse, so geben beide die Zahl der Punkte, auf welche die Intelligenz des Staatschefs einwirken soll. Wozu mehr? Wozu weniger? Sie sind, vermöge der Natur eines Staats, gewissermassen nothwendig, und erfordern, an der Stelle Eines ersten Ministers, der nur immer die Intelligenz des Staatschefs vernichten kann, derselben zwei, von welchen der eine an der Spize der auswärtigen, der andere an der Spize der innern Verhältnisse steht. Beide empfangen und geben; und indem sie dies thun, bleibt die Intelligenz, von welcher alle Bewegung ausgehen soll, für sich selbst in einer steten Beschäftigung.

Wie nun aber weiter?

Ich meine, daß nach allen Geſezen einer ſocialen Mechanik (deren Grundſäze man allzuſehr vernachläſſigt, wiewohl ihre Anwendung eben ſo zuverläſſig iſt, als die der Mechanik im ſtrengen Sinne) gerade wie der Staatschef auf zwei Punkte einwirkt, jeder von dieſen beiden Punkten wiederum auf andere zwei Punkte einwirken müſſe. Die Natur der äuſſeren und inneren Verhältniſſe erfordert dies.

Die der erſteren bringt es mit ſich, daß ſie ſich leicht verſchieben; und da alle Spannungen, welche hieraus entſtehen, nur auf dem Wege der Gewalt oder der Liſt gehoben werden können, ſo bedarf es eines Kriegsminiſters, der an der Spize dieſes Geſchäftes ſtehe. In dieſem würden wir alſo den erſten Punkt haben, auf welchen der Erſte Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten einwirkte.

Da indeſſen alle Gewalt aus der Kraft hervorgeht, und eine genaue Kenntniß und richtige Verwaltung der Staatskraft ihren eigenen Mann erfordern, den wir nur in dem Finanzminiſter antreffen können; ſo haben wir in ihm den zweiten Punkt für die Wirkſamkeit des erſten Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten.

Sowohl der Kriegs- als der Finanzminiſter wirken auf ihn mit der ganzen Kraft der Maſchinen zurük, welche durch ſie getrieben werden, und die Staatsintelligenz bleibt in dem engſten Zuſammenhange.

Was nun den erſten Miniſter der inneren Angelegenheiten betrift, ſo erſtrekt ſich ſein Wirkungskreis über alles, was die innere Ruhe und das Gedeihen des Staats angeht. Hier giebt es wiederum zwei Branchen, und in ihnen eben ſo viele Punkte der Einwirkung.

Die erſte iſt die Juſtizpflege, als das einzige Mittel zur Verhütung der Selbſtrache, welche überall eintritt, wo die Sicherheit der Perſonen und des Ei-

genthums gefährdet ist. Die zweite ist das Polizeiwesen, als das Mittel zur Verhütung und Hintertreibung derjenigen Verbrechen und Vergehungen, welche der Arm der Justiz bestrafen muß.

Die Justizpflege giebt den Justizminister, das Polizeiwesen den Polizeiminister zum Einwirkungspunkte, und indem beide auf den ersten Minister der innern Angelegenheiten zurückwirken, wird Alles zur Sprache gebracht, was die Erhaltung und Befestigung der Ruhe und des Gedeihens des Staates angeht.

Wichtiger als die Funktionen des Justizministers sind die des Ministers der Polizei; denn da seine ganze Wirksamkeit auf Verhütung von Verbrechen und Vergehungen abzweckt, so ordnet sich unter ihm, was entweder positiv oder negativ zur Begehung von Verbrechen mitwirkt. Wollte man die Sache gehörig beherzigen, so würde sich finden, daß von allen einzelnen Funktionen der Staatsverwaltung die des Polizeiministers die allerwichtigste ist, vorzüglich insofern es von ihm abhängt, die Intelligenz zur Erhaltung und Befestigung des Staats hinzuleiten. Man kann es dreist behaupten, daß, so lange die Welt steht, noch nie ein Polizeiminister das gewesen ist, was er nach der Natur seiner Verrichtungen seyn sollte. Unter seine Obhut sollte billigerweise alles gestellt seyn, was die Regierung für den öffentlichen Unterricht in jeder Hinsicht entweder selbst thut, oder wenigstens gestattet. Aber diese Ansicht will man auf keinem Punkte von Europa fassen. Nur die französische Regierung nähert sich ihr, aufgefordert von dem Unterschiede, den der römische Cultus zwischen Staat und Kirche zu machen pflegt. Ereirt man einen besondern Minister der Aufklärung, so kann es nicht fehlen, daß dieser sein Geschäft aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet, und dadurch der Einheit der Regierung wesentlich schadet. Eigentlich sollten alle Kirchen und Schulen unter

dem Polizeiminister stehen, der dann aber auch ein Mann von grossen Einsichten sowohl in die Natur des Menschen a.s in den Zusammenhang des gesellschaftlichen Lebens seyn müßte. Ehe es dahin kommt, werden noch starke Fortschritte in der Aufklärung gemacht werden müssen, daß es aber dahin kommen werde, beweisen die Anlagen in den Regierungsmaschinen aller polizirten Völker Europa's. Und Heil der Welt, wenn dieser Theil der Entwikelung wird vollendet seyn! Die Vereinfachung der Regierungsressorts kann nicht anders als vortheilhaft auf sie zurükwirken.

Von den vier Punkten aus, welche der Kriegs- und Finanzminister auf der einen, und der Justiz- und Polizei-Minister auf der andern Seite geben, geht das Organisationsgeschäft auf die Collegia oder Körperschaften fort. Je mehr durch sie gewirkt werden soll, desto wesentlicher müssen ihre Geschäfte abgetheilt seyn; in der That so wesentlich, daß gar kein Zweifel darüber entstehen kann, welchem einzelnen Büreau jedes Geschäft zukomme. Hierbei ist eine um so strengere Polizei nothwendig, als alle Körperschaften ohne Ausnahme sehr viel Schwerkraft haben, vermöge welcher sie sich immer in Freiheit zu sezen streben. Ihnen diese Tendenz zu nehmen, ist von nun an die Hauptaufgabe bei dem Organisationsgeschäft.

Was bisher geschah, war Uebertragung (Delegation) eines bestimmten Theils der gesezgebenden und vollziehenden Macht auf Andere nach den Gesezen der sozialen Mechanik. Die Absicht dieser Uebertragung war Verstärkung. Diese Absicht aber wird immer nur insofern erreicht, als alle diejenigen, an welche die Uebertragung geschieht, mit einer Art von Nothwendigkeit in ihrem Wirkungskreise thätig sind. Wie diese Thätigkeit hervorbringen?

Durch Abhängigkeit, wird man sagen.

Allerdings, nur müssen wir genau wissen, woran

dabei zu denken ist. Die Abhängigkeit stellt sich ganz von selbst ein, so lange sie fühlbar ist, d. h. so lange man sich mit demjenigen, von welchem aller Impuls ausgeht, im Contact befindet; allein diese Abhängigkeit ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, so bald sich ihre Fühlbarkeit durch die allzu grosse Entfernung von der ersten Ursach aller Bewegung verliert. Und dies ist geradezu der Fall mit den Collegien oder Körperschaften, welche durch nichts so sehr zu dem Gefühl der Freiheit verleitet werden, als durch die Kluft, welche zwischen ihnen und dem Staatschef befestigt ist; eine Kluft, die es mit sich bringt, daß jedes Mitglied sich bei weitem weniger als solches, denn als Individuum fühlt, und immer nur dahin trachtet, für recht viel Genuß recht wenig zu leisten. Darum sind eben diese Collegia in der Regel der anbrüchige Theil der Regierungsmaschine d. h. derjenige Theil, von welchem aller Stillstand ausgeht, so daß das Verderben des Staats zulezt nach nothwendigen Gesezen erfolgen muß. Die Justizkollegia vergessen, daß sie nichts weiter sind, als ein Ausfluß der Macht mit dem Auftrage, die Billigkeit an die Stelle der Leidenschaft zu sezen, und gebrauchen eine chimärische Gerechtigkeit zum Vorwande ihrer Absonderung von dem allgemeinen Interesse und zur Befriedigung eines ganz gemeinen Eigennuzes. Die Polizeibehörden verlieren ihre ehrenvolle Bestimmung aus den Augen, und streben nur dahin, sich ihr Geschäft einträglich zu machen. Die Finanzkollegia führen zwar das allerhöchste Interesse des Staatschefs beständig im Munde; aber indem sie dasselbe von dem Interesse des Staats aufs bestimmteste trennen, legen sie zugleich ihre Unwissenheit und ihren Egoismus an den Tag. Und so kann es nicht fehlen, daß aus der bloßen Uebertragung sich zulezt der Geist der Unabhängigkeit entwikelt, welcher immer damit endigt, daß er an die Stelle der Monarchie eine Polyarchie sezet.

Mit einem Wort: die Uebertragung führt nur dann zu einer Vermehrung der Macht, wenn die Abhängigkeit gesichert ist; da diese aber nur durch ein dem Uebertragen entgegengesetztes Verfahren gesichert werden kann, so muß der Uebertragende auf ein allgemeines Mittel bedacht seyn, wodurch er alle Delegationen so in sich bindet, daß sich in ihnen kein anderes als das allgemeine Staatsinteresse entwikeln kann. Man nenne dies Mittel Verantwortlichkeit oder wie man sonst wolle, immer muß durch die Organisation der ganzen Regierungsmaschine dafür gesorgt seyn, daß eine Anwendung desselben möglich werde. Weil man die Kunst des Organisirens nicht gehörig verstand, so trat in allen Monarchien das Prinzip der Trennung an die Stelle des Prinzips der Einheit; aber diese Wirkung wird von dem Augenblik an aufhören, wo der Staatschef bei den sämtlichen Landeskollegien Regierungskommissäre anstellt, welche, mit dem allgemeinen Staatsinteresse vertraut, die Entstehung jedes besonderen Interesse's durch ihre Gegenwart als Symbole der Staatseinheit verhindern. Daß diese Regierungskommissäre Männer von großen Einsichten seyn müssen, versteht sich ganz von selbst; denn sonst würden sie aus übel ärger machen. Sind sie aber, was sie seyn sollen, so sind sie nicht blos der Kitt, der die verschiedenen Theile der Regierungsmaschine verbindet, sondern auch das Medium, wodurch die Regierung in ihren ersten Ressorts mit der Individualität der Mitglieder der Landeskollegien bekannt wird; ein nicht zu berechnender Vortheil, indem von der genauen Kenntniß des Personale so ungemein viel abhängt, und eine Regierung schon so gut als aufgelöset ist, wenn sie die Beförderung ausgezeichneter Individuen, deren es bei allen Landeskollegien gibt, dem Anciennetätsgesetze überläßt, dessen lähmende Kraft nur allzu bekannt ist. Auch das muß man noch in Anschlag bringen, daß dergleichen Communikationslinien recht ei-

gentlich dazu gemacht sind, der Intelligenz des Staatschefs neuen Stoff zuzuführen.

Alles, was man gegen die Anstellung solcher Regierungskommissäre vorbringen kann, ist von keiner Bedeutung, sobald der Geist der Regierung im ersten Ressort ein großmüthiger und intelligenter Geist ist. In dem allernachtheiligsten Lichte betrachtet, erscheinen sie als Spione; allein da, wo sie in diesem Lichte betrachtet werden, ist die Regierungsmaschine keiner Einheit mehr fähig, oder wenigstens in einzelnen Theilen ihrer Bestimmung völlig uneingedenk. Wer das Licht nicht zu fürchten braucht, der fürchtet es auch nicht; und wer es fürchten muß, der verdient davon bestrahlt zu werden. Die Nothwendigkeit des Controllirens hat man beständig eingesehen; warum aber hat man nicht Maasregeln ergriffen, wodurch die Controlle permanent gemacht wurde? Vergehungen gegen die Dienstpflicht zu bestrafen, ist eine Kleinigkeit; dergleichen Vergehungen unmöglich zu machen, ist bei weitem ehrenvoller; und das Schönste dabei ist, daß alle Mitglieder der Landeskollegien bei einer solchen Institution ihre Rechnung finden, sofern sie nämlich in dem ihnen angewiesenen Kreise durch eine Gewalt erhalten werden, deren Wirksamkeit ihnen nur dann zur Last fallen kann, wenn sie aus demselben heraustreten wollen.

Indem hier aber von der Anlegung einer Centripetalkraft in der Regierungsmaschine die Rede ist, muß vorzüglich folgendes in Betrachtung gezogen werden.

Die Folge des ewigen Delegirens ist in den Delegirten ein Egoismus, wodurch sie dem berüchtigten Commensalen des Nero sehr nahe kommen. * Sie drüken ihn vielleicht minder kräftig aus; allein ist es nicht der allerverworfenste Egoismus, wenn man von allen

* S. Sueton im Leben des Nero: der Ausdruk war: Εμ' θανοντος γαια μιχθητο πυρι.

Seiten her den sauberen Ausspruch vernimmt: „So lang ich lebe, wird die Maschine wohl gehen; was nach meinem Tode geschieht, berührt mich nicht." Eine solche Denkungsart ist von jeher das Verderben der Staaten gewesen; sie ist aber da sehr natürlich und einheimisch, wo das Individuum sich nicht als integrirendes Mitglied fühlen kann, weil es durch eine fehlerhafte Organisation des Ganzen isolirt worden ist. Die Immoralität ist allenthalben nothwendig, wo der Mensch die Beweggründe zur Moralität von sich allein hernehmen muß d. h. wo sie ihm nicht durch die Gesellschaft gegeben werden. Kein Saz ist wahrer, als der, den Abälard mit religiös-philosophischem Geiste aufstellte: Die Sünde besteht in der Trennung. Wie aber die Sünde vermeiden, wenn die Trennung nothwendig ist?

In den Delegirenden ist die Folge des ewigen Delegirens Trägheit. Sie möchten gern das Ganze zusammenhalten, weil ihr Beruf dieß mit sich bringt; allein indem es ihnen an Mitteln fehlt, eine wirklich coercitive Macht zu bilden, so überlassen sie in der Regel ihr ganzes Geschäft dem Zufall, d. h. sie werden lässig, und die lezte Folge davon ist, daß sich eine Menschenfeindlichkeit in ihnen entwikelt, über welche sie um so weniger gebieten können, da sie ihren Grund in gewissen Idealen hat, die ihnen beständig vorschweben, ohne daß sie sich getrauen, dieselben zu realisiren. Nur auf einem einzigen Wege lassen sich diese Wirkungen hintertreiben.

Da nämlich alles in der Welt das zusammengesezte Produkt des Reizes und Gegenreizes ist, und selbst die Intelligenz von der Wirksamkeit dieses Naturgesezes abhängt, so wird jene Trägheit und diese so eng mit ihr verbundene Menschenfeindlichkeit von selbst verschwinden, sobald in der Regierungsmaschine selbst etwas vorhanden

iſt, wodurch die innere Thätigkeit des Staatschefs unterhalten wird. Es iſt eine durchaus falſche Vorausſezung, wenn man annimmt, daß die Vorſteher (Präſidenten) der Landescollegien die Wahrheit ſo ſagen werden, wie ſie von dem Staatschef erkannt werden muß, um wohlthätig auf die Regierungsmaſchine zurükzuwirken. Einmal an das Collegium gebunden, können ſie ihr Intereſſe von dem des Collegiums nicht trennen, ohne gewiſſermaßen an ſich ſelbſt zu Verräthern zu werden. Bei den Regierungs-Kommiſſarien hingegen iſt dies nicht der Fall; denn indem ſie eben ſo teor an den Staatschef, als an das Collegium gebunden ſind, haben ſie für beide gleichviel Intereſſe, und ſind ſie, was ſie ſeyn ſollen, d. h. Männer, welche einen deutlichen Begriff von ihrer Beſtimmung haben, ſo wird es ihnen keine Mühe machen, ſich über alles Perſönliche zu erheben und nur in Ideen und als Idee zu exiſtiren. Was kann aber mehr dazu beitragen, den Staatschefs neue Ideen zuzuführen, als eine ſolche Einrichtung? Und läßt ſich die wahre Souverainetät nur in der höchſten Intelligenz denken, wo will man eine beſſere Stüze für dieſelbe finden, als in dieſen Regierungskommiſſarien, welche in ihrer allgemeinſten Eigenthümlichkeit betrachtet, die einzige Centripetalkraft ſind, die man in einer Regierungsmaſchine anbringen kann?

Man verdamme den Jeſuiten-Orden von Seiten ſeines Endzwekks und ſeiner Mittel, ſoviel man wolle; immer wird ſeine Organiſation ein Muſter von monarchiſcher Verfaſſung bleiben. Dieſer Orden hatte ſeine Regierungskommiſſare in den Professor quatuor votorum, welche, indem ſie die politiſchen Zuhörer des Generals waren, ihm allen Stoff zu neuen Combinationen zutrugen. Die ganze Kraft des Ordens beruhete auf ihrer Wirkſamkeit; und hätte der Orden nicht ſeinem Endzwek unterliegen müſſen, ſo würde er vermöge ſeiner

Organisation einer ewigen Dauer fähig gewesen seyn. In der That, diese war so sehr ein Meisterstük des menschlichen Verstandes, daß die Regierungen sie, nach der Aufhebung des Ordens, eben so eifrig hätten studiren sollen, als angehende Bildhauer den Torso oder irgend ein anderes Ueberbleibsel der alten Kunst zu studiren pflegen. Die glükliche Folge dieser Organisation war nämlich, daß kein Mitglied des Ordens sich als Individuum fühlte, und dieß ist unstreitig die höchste Wirkung, welche eine gute Organisation hervorbringen kann. In Beziehung auf sich selbst war der Orden vollkommen moralisirt; und daß er es nicht in Beziehung auf die Welt war, rührte blos daher, daß er diese einer Theokratie unterwerfen wollte, über welche sie schon lange den Ausschlag gegeben hatte.

Die französische Regierung fühlte die Nothwendigkeit der Regierungskommissäre sehr früh; nur daß sie diese Idee nicht auszubilden verstand. Die bei den Parlementen angestellten Leute des Königs (gens du roi) waren eine förmliche Centripetalkraft in Beziehung auf die Justizbehörde; und kennt man aus der französischen Geschichte das schwankende Verhältniß zwischen den Parlementen und dem Staatschef, so kann man den Leuten des Königs nicht das Verdienst streitig machen, daß sie, soviel an ihnen war, die Revolution, in welcher der Thron untergieng, mehr als anderthalb Jahrhunderte zurükgehalten haben. Ein sehr wesentlicher Fehler der französischen Verwaltung war, daß sie ihre Kommissäre nicht bei allen Behörden ohne alle Ausnahme hatte. Doch wird man ihr diesen Fehler weniger anrechnen, wenn man sich durch die Lectüre des folgenden Buches überzeugt haben wird, daß es in Frankreich vor der Revolution gar keine eigentliche Souverainetät gab. Diese mußte erst durch die Revolution herbeigeführt werden.

Man deute das, was in diesem Abschnitte über Centrifugal- und Centripetalkraft der Regierungsmaschine

gesagt worden ist, überall nicht so, als hielte der Verfasser dafür, daß es nur von den Regierungen abhange, beiderlei Kräfte nach ihrer besten Einsicht anzulegen. Niemand kann von einem solchen Wahn weiter entfernt seyn, als er. Da wo die Organisation der ganzen Regierungsmaschine auf Contracten beruht, welche die Regierung, theils mit den Regierten, theils mit sich selbst eingegangen ist, mit einem Wort: da, wo nur nach Maasgabe einer Constitutionsurkunde organisirt werden kann, da ist die Sache in sich selbst unmöglich. Hingegen da, wo eine wahre Souverainetät des Staatschefs statt findet d. h. da, wo die ganze Staatsorganisation von der Beschaffenheit ist, daß die Intelligenz alles, was sie für das Beste erkennt, ohne weitere Schwierigkeiten ins Werk richten kann, da ist ein besserer Aufbau der Regierungsmaschine nach den oben angegebenen Gesezen einer socialen Mechanik nicht blos möglich, sondern sogar sehr nothwendig, wenn alles übrige Gute erhalten werden soll. Und in diesem Falle befinden sich mehrere europäische Regierungen, deren Chefs also nur wollen dürfen.

Bacon sagt irgendwo: Was in der Idee richtig ist, muß irgend einmal in der Realität zum Vorschein treten. Diesem Ausspruch zufolge, darf man nicht daran verzweifeln, die Dauer und das Wohl der Staaten durch bessere Organisation der Regierungsmaschinen gesichert zu sehen. Vielleicht ist sie nicht mehr fern, die Zeit, wo die Staatschefs einsehen, daß aller Stillstand in der Souverainetät Verfall derselben ist. Sollen aber Stillstand und Verfall der Souverainetät verhütet werden so muß man unabläßig diejenigen Gegenstände im Auge haben, wodurch sie am meisten bedrohet werden, und sich fortgesezt mit allen den Ideen schwängern, deren man bedarf, um auf der Höhe der Entwikelung zu bleiben.

Die nächsten Abschnitte schliessen sich vermöge ihres Inhalts unmittelbar an den eben beendigten an.

Achtes Kapitel.

Von dem Adel im Allgemeinen.

Hätte Montesquieu in unseren Zeiten gelebt, so würden seine Bemerkungen über den Adel ganz anders ausgefallen seyn, als wir sie in seinem Werke von dem Geist der Gesetze antreffen. Er hätte vor allen Dingen einen Unterschied zwischen Adel und Erbadel gemacht, und nie behauptet, daß die Monarchie nicht ohne den lezteren bestehen könnte. Montesquieu hatte unstreitig Recht in Beziehung derjenigen Monarchie, die er für die einzig ächte hielt, der sogenannten gemäßigten, in welcher an keine Souverainetät zu denken ist, weil man in ihr beständig voraussezt, daß die Souverainetät mit dem Despotismus zusammenfalle. Allein die gemäßigte Monarchie ist so weit entfernt, die ächte zu seyn, daß sie immer nur als der Uebergang zu einer vollkommneren zu betrachten ist, die nicht eher als vorhanden gedacht werden kann, als bis das Prinzip der Einheit der ganzen Regierungsmaschine zum Grunde liegt und von der Souverainetät des Staatschefs gehalten wird. Ob in einer solchen Monarchie ein Erbadel stattfinden dürfe, wenn ihr Prinzip in seiner ganzen Reinheit erhalten werden soll, ist eine Frage, die noch beantwortet werden soll.

Indessen kann man mit voller Wahrheit behaupten, daß es nichts weiter als ein Vorurtheil ist, wenn man annimmt, daß der Erb-Adel, als vermittelnde Macht, den Despotismus verhüte. Er hat es nie gethan, nie thun können. Soll der Despotismus verhütet werden, so kommt es vor allen Dingen darauf an, die ganze Regierungsmaschine so einzurichten, daß nur diejenigen Bewegungen hervorgebracht werden, welche dem Ganzen (dem Staat) ersprießlich sind. Einer solchen Organisation aber hat sich der Erbadel allenthalben und zu allen

allen Zeiten, wenn er die Kraft dazu hatte, widersezt, um diejenigen Vorrechte zu retten, welche sein Wesen ausmachen. Sich als Mittelpunkt der Gesellschaft betrachtend, gieng er mit grosser Bereitwilligkeit in solche Einrichtungen ein, wodurch seine Vorzüge vermehrt wurden; aber nie lag ihm das allgemeine Beste am Herzen, das nur immer gegen seinen Willen zum Vorschein trat. Vergeblich weiset Montesquieu auf den morgenländischen Despotismus hin, als wäre das Nichtdaseyn des Adels in den Morgenlanden die Ursach desselben; aber selbst abgesehen davon, daß eine negative Ursache gar keine ist, sieht man beinahe auf den ersten Anblik ein, daß der morgenländische Despotismus das Resultat des ganzen gesellschaftlichen Zustandes der Orientalen ist, der, weil er sich mit keiner starken Bevölkerung und folglich auch mit keinen stärkeren Reibungen verträgt, die Regierung ihrer natürlichen Trägheit überläßt; einer Trägheit, vermöge welcher sie es nie auf Vermehrung ihrer Macht anlegt. Mit einem Worte: Was die **Stärke der morgenländischen Regierungen** scheint, ist geradezu ihre **Schwäche**, und diese Bemerkung dürfte den Despotismus überhaupt charakterisiren. Doch ohne hier an Montesquieu zum Ritter zu werden, begnügen wir uns, die Natur des Erbadels dadurch zu zergliedern, daß wir den Ursprung und Fortgang desselben in der Geschichte aufsuchen.

Der europäische Adel ist germanischen Ursprungs. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur Cäsars Werk vom gallischen Kriege und Tacitus Abhandlung von dem Charakter der Germanen lesen. Beide Schriftsteller harmoniren über diesen Punkt auf eine bewunderswürdige Weise. Der leztere sagt: „Eine ausgezeichnete Abkunft oder der Väter grosse Verdienste tragen die Fürstenwürde selbst auf Jünglinge über. Alle Uebrigen gesellen sich zu den Stärkeren und Erprobten. Es ist keine Schande, zu den Gefährten zu gehören.

Der Stand derselben hat seine Grade nach der Anordnung desjenigen, der in dem Mittelpunkte steht; für die Gefährten selbst ist der nächste Platz am Fürsten ein Gegenstand des Wetteifers; für die Fürsten selbst ist es die Mehrzahl und Tapferkeit der Gefährten. Grössere Macht und Würde kündigt es an, wenn man beständig von einer Schaar auserlesener Jünglinge umgeben ist; im Frieden sind sie ein Schmuk, im Kriege eine Schuzwehr. Und nicht blos in der eigenen Völkerschaft, sondern auch bei den Nachbarn sticht man hervor, wenn man sich durch die Zahl und Energie der Begleitung auszeichnet; man erhält Gesandschaften, man wird mit Geschenken beehrt, und nicht selten legt man durch den bloßen Ruf einen Krieg bei. Kommt es zur Schlacht, so würde es für die Fürsten eine Schande seyn, sich in der Tapferkeit übertreffen zu lassen, und unauslöschliche Schmach wurde seiner Begleitung zu Theil werden, wenn sie hinter der Kraftaussierung des Fürsten zurükbliebe. Ohne seinen Fürsten aus einem Treffen zurükkehren, hiesse, sich für die ganze Dauer der Existenz brandmarken; ihn vertheidigen, ihn beschüzen, seinem Ruhme die größten Thaten zuschreiben, ist heilige Pflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg; die Gefährten für den Fürsten."

Eben die Personen, welche Cäsar und Tacitus Gefährten nennen, erhielten in der Folge die Benennung der Vasallen. So lange die Weltherrschaft der Römer dauerte, konnten die germanischen Fürsten ihren Gefährten nichts weiter geben, als Streitrosse, Waffen und Schmäuse. Diese verwandelten sich in Ländereien, als das Römerreich in der Folge von den Germaniern zertrümmert wurde, und in der Natur der Sache lag es, daß die germanische Militair-Verfassung dem ganzen Regierungssystem zum Grunde gelegt wurde. Hierdurch aber gewann der ganze gesellschaftliche Zustand eine andere Gestalt.

Ohne die Sklaverei förmlich einführen zu wollen, wurden die Germanen wenigstens insofern die Urheber derselben, als sie zur Erhaltung ihrer Existenz genöthigt waren, Personen in Dinge zu verwandeln. Nichts zwang sie so sehr dazu, als der Mangel des baaren Geldes, der, wie groß er auch vor ihrer Festsezung in den eroberten Ländern gewesen seyn mochte, durch den gänzlichen Umsturz der bisherigen Ordnung der Dinge allgemein werden mußte. Da aller Handel und Wandel zum Stillstand gebracht war, so blieb nichts anderes übrig, als Naturaldienste statt des Geldes zu nehmen. Die grössere oder geringere Anzahl der Leibeigenen machte also das Vermögen der Vasallen aus; die Leibeigenen waren die Maschinen, welche arbeiten mußten, und den Vasallen blieb die Idee der eigenen Freiheit in dem Müssiggang, in welchem sie die Resultate der Arbeit anderer genossen. Dies Vermögen wurde so lange unter seine Nachkommenschaft vertheilt, bis man einsah, daß die Vertheilung die Kraft des Regierungssystems schwächte, und zur Aufrechthaltung derselben auf den Gedanken gerieth, das Recht der Erstgeburt einzuführen; ein Recht, welches die Germanen in ihrer ursprünglichen Verfassung gar nicht kannten, und welches ihnen erst durch die Nothwendigkeit aufgedrungen wurde, worin sie sich durch den Mangel des baaren Geldes befanden, ihre Oberherrlichkeit durch Unterdrükkung zu retten. So entwikelte sich das Lehnssystem zu einer furchtbaren Strenge, welche keine Erlösung von der einmal eingeführten Sklaverei erwarten ließ.

Das Uebel war um so grösser, je nothwendiger die Autorität der Landesfürsten in dem Lehnssystem untergehen mußte. Da, wo der Staatsdienst nur durch Ländereien remunerirt werden kann, welche die Beamten an der Stelle baarer Besoldungen erhalten, versteht sich die Unentsezbarkeit ganz von selbst; und indem die Erblichkeit mit der Unentsezbarkeit so eng verbunden ist,

verliert der Staatschef vollends alle Gewalt über die Bewegungen der ganzen Regierungsmaschine. Wir dürfen uns also gar nicht darüber wundern, daß in den ersten Jahrhunderten des Lehnsystems die Zahl der schwachen Landesfürsten so ungemein groß war; denn wo hätten sie die Stärke hernehmen sollen, da alle Concentricität aus der Regierungsmaschine gewichen war? Die Vasallen an die Person des Landesfürsten zu fesseln, gab es kein anderes Mittel, als das Prinzip der Ehre; aber wiewohl man dies Prinzip noch dadurch zu verstärken suchte, daß man die Kinder der mächtigsten Vasallen, unter dem Vorwande einer besseren Erziehung, an die Höfe nahm, und als Geisseln gebrauchte, so war doch nichts gewöhnlicher, als Felonie und Verrath von Seiten der Lehnsträger. Dieses kräftige Ringen nach Freiheit offenbarte sich schon im sechsten Jahrhundert, und setzte zu Anfang des siebenten Europa in Gefahr, von den Sarazenen verschlungen zu werden, denen Graf Julian die Pforten Spaniens geöffnet hatte. Nichts aber that den Vorrechten der Vasallen soviel Vorschub, als die Entwikelung einer neuen polizeilichen Kraft in der Gestalt der Religion. Eine längere Zeit hindurch war die geistliche Macht mit der weltlichen Hand in Hand gegangen; sobald sich aber jene durch diese gestärkt hatte, entstand die Frage ob die Kirche in dem Staat, oder der Staat in der Kirche enthalten wäre? Eigentlich wollte man mit dieser Frage nie etwas mehr andeuten, als: ob der Geist der Regierung ein theokratischer oder kosmokratischer seyn müsse; allein in der Frage selbst, wie wenig man sie auch verstehen mochte, begegnete der Orient, von welchem die Theokratie ausgegangen war, dem Occident, in welchem sich die erste Kosmokratie entwikelt hatte, so kräftig, daß einer von beiden untergehen mußte, wenn die Welt gerettet werden sollte. Der Ausgang zu behaupten, benutzten die Päbste die Lehensverfassung zur Stiftung einer Mittel-

macht, welche ſich erſt zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht in die Mitte ſtellte und zulezt den unmittelbaren Einfluß der Landesfürſten auf ihre Unterthanen gänzlich verhinderte; ein Verfahren, welches um ſo natürlicher war, da das Lehnsſyſtem wenigſtens inſofern eine Stüze in der geiſtlichen Macht fand, als dieſe das Recht der Erſtgeburt dadurch im Gange erhielt, daß ſie den jüngern Söhnen eines Lehnsträgers ein Unterkommen in den verſchiedenen Inſtitutionen der Kirche ſicherte.

So geſchah es, daß das Feudalweſen, das in ſeinem Urſprung nichts anderes war, als Werkzeug der Souverainetät, in dem Laufe ſeiner Entwikelung zum Vernichter derſelben wurde. Deutſchlands ganze gegenwärtige Verfaſſung, inſofern es in dieſem Reiche keine andere Souverainetät giebt, als die in der Conſtitution ſelbſt enthaltene, iſt durchaus das Reſultat der päbſtlichen Politik ſeit dem 8ten Jahrhundert bis zum Anfang der Reformation, durch welche der erſte Grund zur Wiederherſtellung der wahren Souverainetät gelegt wurde. Von dem Augenblik an, wo die Landesfürſten das gefährliche Verhältniß gewahrten, das ſich zwiſchen der Kirche und dem Feudalweſen entwikelt hatte, war ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, ſich in dem ſogenannten dritten Stande eine Stüze zu verſchaffen; und der geſellſchaftliche Zuſtand, ſo wie wir ihn auf allen Punkten Europa's antreffen, iſt das Reſultat ihrer Bemühungen. Alle bürgerliche Freiheit iſt von ihnen ausgegangen; aber eben dieſe bürgerliche Freiheit hat ihnen die verlorne Souverainetät zurükgegeben. Vergeblich nennt ſich der Erbadel die Stüze der Regenten; er war es zu keiner Zeit, von dem Augenblik an gerechnet, wo es ein Feudalweſen gab. Nie wollte er das Werkzeug der Souverainetät werden, nie andere als freiwillige d. h. ſeinen Vorrechten angepaßte Opfer darbringen; nie ſeinen Privilegien entſagen, wie nachthei-

fig auch die Ausübung derselben der ganzen Gesellschaft werden mochte.

Es sind aber vorzüglich drei Erscheinungen gewesen, welche die Macht des Erbadels in den lezten Jahrhunderten verringert haben, und, wenn die europäische Entwikelung fortdauert, sie künftig noch mehr verringern müssen.

Die erste dieser Erscheinungen ist die Erfindung des Pulvers und die aus dieser Erfindung hervorgegangene Errichtung stehender Heere. Indem nämlich der Adel in diese stehende Heere aufgenommen wurde, verlor er den mit seinen Vorrechten verbundenen hohen Grad von Unabhängigkeit und Freiheit. Ehemals diente er als Vasall d. h. auf eine längere oder kürzere Zeit aus eigenen Mitteln. Jezt hingegen dient er als Werkzeug, dem die nöthigen Kräfte gereicht werden. Wer mit den Inhalt der Geschichte bekannt ist, faßt den mächtigen Unterschied, der hierin liegt, und weiß zu beurtheilen, wieviel aus dieser Umwälzung der Verhältnisse sowohl für die innere Ruhe der Staaten als für die Energie der Heere hervorgegangen ist.

Die zweite Erscheinung ist die Entdekung Amerika's. Indem sich nämlich die Masse des baaren Geldes vermehrte, mußte das staatsbürgerliche Leben durch die grössere Theilung der Geschäfte vervollständigt werden; und indem sich von diesem Augenblik an in der Gesellschaft Personen befanden, deren beweglicher Reichthum den Ausschlag über jede andere Art des Besizes gab, verlor der Adel einen so wesentlichen Theil seiner Macht, daß er, um nicht in Rükstand zu gerathen, die Industrie der übrigen Staatsbürger theilen, und eben dadurch dem Vorrecht des blossen Genusses entsagen mußte. Man könnte zwar sagen, daß die Macht des Adels auf diesem Wege vermehrt worden sey; allein diese Macht stekt immer in dem Werth der Ländereien, und da dieser Werth durch die grössere Masse des baaren

Geldes sehr verringert wird, so hat der Adel selbst durch seine Theilnahme an der allgemeine Industrie verloren.

Die dritte Erscheinung ist die Reformation. Durch sie wurde, wie oben bemerkt worden ist, der Zusammenhang zwischen der Kirche und dem Adel zuerst aufgehoben; und obgleich diese Trennung nur da erfolgte, wo die Reformation wirklich Wurzel schlug, so ward doch, wenigstens im Kleinen, das Beispiel gegeben, erstlich, daß der Adel, als Mittelmacht, gar nicht nothwendig sey, um ein Land mit Erfolg zu regieren, zweitens, daß die vollendete Souverainetät nicht neben dem Adel bestehen könnte.

Alles was in neueren Zeiten zur Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit durch Gesezgebungen geschehen ist, hängt mit diesen Erscheinungen so eng zusammen, daß es durchaus nicht davon getrennt werden kann. Diese Gesezgebungen sind gerades Wegs von ihnen abgeflossen, und wenn das römische Recht zum Grunde gelegt wurde, so rührt dies unstreitig daher, daß der gesellschaftliche Zustand der alten Welt dem der neuen in Hinsicht der staatsbürgerlichen Verhältnisse weit ähnlicher war, als viele glauben mögen.

Was im Jahre 1789 zur Abschaffung der Feudalität in Frankreich geschah, konnte durchaus nicht früher geschehen; Montesquieu's Werk vom Geist der Gesezе beweiset in allen den Erbadel betreffenden abschnitten, daß man zu seiner Zeit noch keine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen Abschaffung hatte. Denkt man nun den Ursachen nach, welche die Revolution möglich gemacht haben, so muß man, die Reformation ganz aus dem Spiele gelassen, (wiewol es nicht zu läugnen ist, daß auch sie sehr wesentlich mitgewirkt hat) sich vorzüglich an den beiden ersten Erscheinungen halten. Mit Unrecht klagt der ehemalige französische Adel den kürzlich verstorbenen Finanzminister Necker als den Urheber der grossen Verluste an, die er durch die Revolution gelitten hat;

Necker ist wenigstens insofern vollkommen unschuldig zu nennen, als die schreiendsten Misverhältnisse lange vor ihm vorhanden waren, und es nur darauf ankam, ob man den ganzen französischen Staat in ihnen zu Grunde gehen lassen wollte, oder nicht. Soll, ausser den französischen Königen (welche bekanntlich zuerst auf den Gedanken geriethen, die Souverainetät auf ein stehendes Heer zu stüzen), noch irgend ein Individuum angeklagt werden, so kann es kein Anderer seyn, als Colbert, der Gründer des französischen Colonialsystems. Nach der Einführung dieses Systems blieb dem französischen Adel nichts anders übrig, als jeden französischen Bürger, den seine Industrie in den Besiz grosser Reichthümer gesezt hatte, in seinen Schooß aufzunehmen. Dies that er; wie konnte er es aber thun, ohne in den Stand der Plebejer zu versinken? Je mehr er sich erweiterte, desto mehr verschwanden seine Vorrechte; und diese zu einer Zeit festhalten zu wollen, wo sie sich nicht mehr halten liessen, war zum wenigsten kein Akt der Vernunft. Wie man auch über die Wirkungen der Revolution urtheilen mag, immer ist das Gute aus ihr hervorgegangen, daß, nachdem die Mittelmacht, mehrere Jahrhunderte hindurch, die alleinige Ursache der Schwäche und des Despotismus der französischen Könige gewesen war, das Versinken derselben den Grund zu einer neuen Souverainetät legte, welche, als lezter Produkt einer glüklich eroberten bürgerlichen Freiheit, diese nur beschüzen und vermehren, nie unterdrüken und vernichten kann.

Abstrahirt man von der Form, welche das Feudalwesen dem Adel durch die Erblichkeit gegeben hat; so bleibt in dem Begriffe selbst noch immer eine Realität übrig, welche man nur schärfer ins Auge zu fassen braucht, um sich zu überzeugen, daß der Adel unzerstörbar ist, so lange es grosse Gesellschaften giebt, welche durch die Macht zusammengehalten werden sollen. Da nemlich eine kräftige Regierung nicht gedacht wer-

den kann, ohne eine Intelligenz vorauszuſezen, welche der ganzen Regierungsmaſchine den Impuls giebt, dieſe Intelligenz aber nur immer das Produkt der Einſicht aller derjenigen ſeyn kann, welche als Theile der Regierungsmaſchine dem impulſirenden Staatschef am nächſten ſtehen; ſo werden immer Perſonen erforderlich ſeyn, welche ſich vor allen ihren Mitbürgern durch Geiſt und Gemüth auszeichnen, und alle dieſe Perſonen zuſammengenommen werden immer der Adel einer Nation ſeyn. Ein ſolcher Adel ſezt freilich keine Erblichkeit voraus, allein die Erblichkeit iſt auch nie aus dem Adel, ſondern nur aus der Feudalität hervorgegangen. Macht man nun einen Unterſchied zwiſchen Naturadel und Feudalariſtokratie, ſo wird der erſtere allen denjenigen Perſonen zugeſchrieben werden müſſen, welche die Macht auf Intelligenz ſtüzen, die leztere hingegen ſolchen, welche ihre Anſprüche auf Intelligenz auf die von ihren Vorfahren erworbene Macht gründen. Die Feudalariſtokratie iſt darum unnatürlich, weil ſie eine Erſchöpfung der geiſtigen Kraft vorausſezt, welche nie vorhanden iſt, und nur dadurch erzwungen werden kann, daß man die Macht durch allerlei Künſte auf einzelne Familien concentrirt. Die Folgen dieſes Verfahrens können für eine ganze Nation nicht anders als traurig ſeyn; denn da alle Regſamkeit des Geiſtes auf der Stärke oder Schwäche des Antriebes beruht, ſo kann da keine Entwikelung erfolgen, wo durch die Fundamentalgeſeze eines Staats nur auf Stillſtand hingearbeitet wird. Nichts bleibt alsdann übrig, als Mittelmäßigkeit und Schwäche, und in dem Gefolge derſelben Mistrauen zur Furchtſamkeit. In unſeren Zeiten kann es nicht die Ariſtokratie, ſondern nur die Feudalariſtokratie oder die Erblichkeit derſelben ſeyn, gegen welche ſich alle Stimmen erheben. Mögen dieſe Stimmen noch ſo lange vergeblich rufen, ſo muß doch über kurz oder lang

die Zeit eintreten, wo das, was die Natur will, allen gesellschaftlichen Institutionen zum Troz erfolgen muß.

So viel über den Adel im Allgemeinen, bis ich im nächsten Buche auf diesen Gegenstand zurükkomme.

Neuntes Kapitel.

Von der Geistlichkeit im Allgemeinen.

Kennt man den Unterschied der metaphysisch-coercitiven Macht von der physisch-coercitiven, so hat man das Wesen der Geistlichkeit, insofern sie mit der Priesterschaft einerley ist, vollkommen begriffen.

Da alle Beherrschung nur durch die Furcht zu Stande gebracht werden kann, diese aber immer ein reales oder ein ideales Objekt haben muß; so sieht man ohne grosse Mühe ein, warum diejenige Beherrschung, welche die Furcht durch ideale Objekte beschäftigte, früher vorhanden seyn mußte, als diejenige, welche nur durch Realität wirkte; denn indem die leztere einen sehr zusammengesezten Zustand der Gesellschaft und in demselben einen hohen Cultur-grad voraussezt, kann sie nur die spätere seyn.

Alle Beherrschung ist von Priestern ausgegangen; aber bei der Theokratie ist nicht sowohl an eine besondere Verfassung, als vielmehr an den Geist der Regierung zu denken. Es kann sehr wohl eine polyarchische Theokratie geben, um die Existenz der griechischen Freistaaten beweisen, daß sie wirklich statt gefunden hat. Eine monarchische Theokratie wird sich erst dann einstellen, wenn das Nationalinteresse eine starke Einheit erfordert. In diesem Fall befanden sich die Juden bei ihrer Auswanderung aus Aegypten; auch erhielten sie unmittelbar nach derselben eine monarchische Theokratie, welche, wohl verstanden, nur so lange dauerte, als der hohe Priester der belebende Geist der

ganzen Regierungsmaſchine war, und zu Grabe getragen wurde, als man zur Wahl eines Königs ſchritt.

Die Theokratien würden, ſo wie ſie die früheſten Regierungen geweſen ſind, eben ſo die einzigen geblieben ſeyn, exiſtirte im Menſchen nicht ein Entwikelungsprinzip, welches nur darum von ſo vielen verkannt wird, weil ſeine Wirkungen ſo allmählig ſind, daß ſie in der Regel gar nicht bemerkt werden. Immer lag in der Gröſſe der Geſellſchaft der Keim des Verderbens für die Theokratie; allein, wie ſie auch modificirt werden mochte, ſo war an eine eigentliche Kosmokratie doch nicht eher zu denken, als bis ſich unter den verſchiedenen Staaten des Alterthums einer auf ganz eigenthümlichem Wege zur Ausübung einer rein-phyſiſchen Gewalt für die ganze damals bekannte Welt entwikelt hatte. Dies war der römiſche.

Der nachdenkende Beobachter findet in Roms Umgebung, ſo wie ſie noch gegenwärtig iſt, die erſte Urſache zu der ungeheuren Gröſſe, welche dem römiſchen Staate in einem Zeitraum von ungefähr ſechs Jahrhunderten zu Theil wurde. Was konnte dieſe felſigte Gegend anders ſeyn, als ein Aufenthalt für Räuber und Mörder? Romulus war der Chef einer großen Räuberbande, die, wenn ſie beſtehen wollte, durchaus genöthiget war, von einer Gewaltthat zur andern überzugehen. Vergeblich bemühten ſich die Nachfolger des Romulus, dem durch ihn erweiterten Staate eine bleibende Form zu geben; der Grundcharakter der Römer, die Scheu vor aller anhaltenden Arbeit, ſiegte über alle Hinderniſſe, die man ihm entgegen wälzte, bis er zulezt ſogar die monarchiſchen Formen zerbrach, worin er ſich über ein Jahrhundert bewegt hatte. In der polyarchiſchen Regierungsform erhielt er eine doppelte Stärke; denn indem man den Regierten den Stüzpunkt nahm, den ſie bisher in dem Symbol der Einheit der Regierung gehabt hatten, konnten ſie nur zerſtörend auf ſich

selbst zurükwirken, wofern es nicht gelang, ihnen die Gegenstände der Zerstörung ausserhalb des Bezirks der sieben Hügel anzuweisen, und dies geschah, indem man die ganze damals bekannte Welt zum Gegenstand der Eroberung machte. In jedem Frieden von einiger Dauer drohte die durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt verursachte Wunde sich zu schliessen; aber einem solchen Unglük kam man durch Dictatoren oder einen neuen Krieg zuvor. Dies dauerte mehrere Jahrhunderte hindurch, und indem die Römer während dieser Zeit die zusammenhaltende Kraft der Welt auf eine rein-physische Weise bildeten, mußte jede metaphysisch-zusammenhaltende Kraft ihren Werth verlieren; auch weiß man aus der Geschichte, daß in der ungeheuren Römerwelt nach und nach alle Religiosität zu Grunde gieng, und daß ihr nachstürzte, was in Künsten und Wissenschaften mit ihr zusammenhing.

Es kam dahin, daß keine Eroberungen mehr zu machen waren. In dieser Periode verwandelte sich die Polyarchie, nach mancherlei Reisen, von neuem in eine Monarchie, weil es jezt darauf ankam, das Erworbene zu behaupten, welches nur dadurch geschehen konnte, daß das Prinzip der Einheit wiederhergestellt wurde.

Die Idee der römischen Imperatoren konnte keine andere seyn, als die unterjochten Völker theils unter sich selbst, theils mit den Römern so zu verschmelzen, daß die ganze Römerwelt Eine grosse Gesellschaft bildete. Allein diese Idee, wie groß sie auch seyn mochte, war wenigstens insofern falsch, als von dem Augenblik an, wo eine solche Identifikation wirklich statt fand, auch eine allgemeine Auflösung anheben mußte, welche ihren Grund in dem allmähligen Verschwinden der physisch-coercitiven Macht hatte, wodurch die Grösse des Römerreichs zu Stande gebracht war. Diese Auflösung erfolgte wirklich von der Regierung des Marcus Aurelius an.

Die Natur hatte unterdeſſen für eine neue metaphyſiſch-coercitive Macht geſorgt, die ſich zum mindeſten eben ſo wunderbar entwikelte, als die phyſiſch-coercitive Macht der Römer. Von allen unter das Römerjoch gebeugten Nationen waren die Juden die allerreligiöſeſte, weil ſie an einen einigen unſichtbaren Nationalgott glaubten, der, als erſter Beherrſcher der Welt, ſie in ſeinen beſondern Schuz genommen und zu ſeinem Lieblingsvolk erkoren habe. Dieſe in jedem Judenkopfe haftende Idee verführte zu einer Oppoſition gegen die Römer, welche ſchwerlich anders endigen konnte, als mit dem völligen Umſturz des Judenſtaats. Die Zerſtörung Jeruſalems war zu Anfang der chriſtlichen Aera eben ſo beſtimmt vorherzuſehen, als die Zerſtörung Londons nach dem erſten Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Sie abzuwenden, gerieth ein patriotiſcher Jüngling auf den Gedanken, die Idee eines Nationalgottes in den Köpfen ſeiner Landsleute zu zerſtören, und ihre Religioſität ſo zu wenden, daß ſie in Moralität übergienge. Er that, was in ſeinen individuellen Kräften ſtand; doch indem er gegen die theokratiſche Regierung ſeines Vaterlandes ankämpfte, mußte er derſelben unterliegen. Er ſtarb am Kreuze; aber die groſſe Idee, welche von ihm ausgegangen war, erhielt ſich in ſeinen Schülern, welche ſie durch die ganze Welt verbreiteten und ihr viele Freunde erwarben.

So wie aber die Idee des Stifters des Chriſtenthums von mehreren Köpfen bearbeitet zu werden begann, konnte es nicht fehlen, daß man ihr weſentliche Zuſäze gab. Zwar erhielt ſich die Grundlage des Chriſtenthums: die Idee eines einigen unſichtbaren Weſens, das als Weltregierer niemand eignet oder beſonders begünſtigt; aber auf dieſe Grundlage bauete man ſo viel Syſteme, daß man zulezt zu eben dem Punkt zurükkehren mußte, von welchem Jeſus ausgegangen war. Hatte dieſer an die Stelle der Religioſität die Moralität

zät zu bringen gesucht, so strebte man, mit gänzlicher Verkennung seines Endzwecks, dahin, die Religiosität wiederherzustellen, und nichts begünstigte dieses Bestreben mehr, als der täglich zunehmende Verfall des gesellschaftlichen Zustandes, welcher den Aberglauben durch sich selbst zurückführte.

Kurz: das Christenthum stand förmlich als Religion da, als die römische Waffenmacht aus Mangel an einem Objekt in sich selbst versank. Sollte nun die Gesellschaft nicht wesentlich leiden, so mußte die coercitive Kraft des römischen Militairs durch irgend eine neue coercitive Kraft ersetzt werden. Wo diese aber auffinden, wenn sie nicht in der Religion enthalten war? Constantin der Grosse hatte gewiß, wo nicht eine entwikelte Idee, doch wenigstens eine sehr bestimmte Ahnung von der politischen Nüzlichkeit der christlichen Religion, als er dieselbe zur Staatsreligion erhob. Vergeblich bemühte sich Julian, den Polytheismus wiederherzustellen; nichts war ihm mehr entgegen, als die Armuth, worin die Welt schmachtete; denn diese Armuth vertrug sich nicht mit dem Aufwand, welchen der Polytheismus erforderte. Der Kampf des Arianismus mit dem Katholizismus konnte nur zum Vortheil des lezteren ausfallen, weil die grössere Popularität auf seiner Seite war. Als unter den lezten Imperatoren Barbarenhorden die römische Weltherrschaft zertrümmerten, da konnte das Christenthum vollends nur in der Gestalt der Religion wirken, wenn der wilde Haufen, der, dem Gefühle seiner physischen Stärke folgend, von einer Ausschweifung zur andern taumelte, noch durch irgend etwas sollte in Schranken gehalten werden. Doch noch mehr, als in diesen unglüklichen Zeiten, erstarkte der Geist der Theokratie zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, wo arabische Abentheuer, von religiösem Fanatismus belebt, die ganze europäische Welt zu erobern drohten. Fanatismus durch Fanatismus verdrängend,

erwarb sich die katholische Geistlichkeit das Verdienst, die Nationalexistenz der Völker Europa's zu retten. Verstärkte sie ihre Macht auf diesem Wege, so behauptete sie den neuen Zuwachs, als Carl der Große sich genöthiget sah, die Theokratie förmlich neben der Kosmokratie anzuerkennen, und folglich das Prinzip der Trennung, so weit es in dem Geiste selbst liegt, zu sanctioniren. Die Zerstückelung des fränkischen Reichs nach Carls des Großen Tode war ein unschätzbarer Gewinn für die geistliche Macht, welche man vergeblich dadurch niederzuhalten geglaubt hatte, daß man in Beziehung derselben keine Erblichkeit gestattete. Die höchste gesetzgebende Macht bildend und den ganzen gesellschaftlichen Körper durch eine sehr vollkommene Organisation belebend, herrschte sie mehrere Jahrhunderte hindurch mit einer Allmacht, gegen welche die weltliche Macht nichts vermochte. Das ganze Mittelalter hindurch war die Welt eine ungeheure Polyarchie. Vergeblich bemüheten sich die deutschen Kaiser, die Einheit des Geistes wiederherzustellen; große Häuser giengen in der geistlichen Macht unter; keins glänzender, als das der Hohenstaufen, dessen Geschichte nie eine Feder gefunden hat, welche seinen großmüthigen Untergang zum Besten der Welt würdig dargestellt hätte. Sollte die Kosmokratie noch einmal das Uebergewicht erhalten, so mußte sie eine neue Basis bekommen. Sie erhielt dieselbe in der Erfindung des Schießpulvers. Diese Erfindung war der Wendepunkt der Theokratie. Von ihr ging die Reformation aus; und sobald die Kirche zu dem Staate durch sie in ein anderes Verhältniß gesetzt war, und der Untersuchungsgeist in der neuen Anordnung der Gesellschaft einen Stützpunkt erhalten hatte, mußte die Religion nach und nach ihre coercitive Kraft verlieren und der Moral Platz machen.

Da indessen die alte römisch-katholische Kirche noch

immer fortdauert, so entsteht die Frage: „Was in dem gegenwärtigen Augenblik durch sie geleistet wird?"

Da, wo Kirche und Staat wesentlich von einander getrennt sind, und der Impuls der geistlichen Macht von einem ganz andern Punkte ausgeht, als der der weltlichen, mit einem Worte: Da, wo Theokratie und Kosmokratie nicht mit, sondern neben einander existiren, da sind die Staatsbürger, sofern sie sich dem Einfluß der einen oder der andern Macht nicht auf das Bestimmteste entziehen, durchaus genöthigt, einer doppelten Richtung zu folgen, vermöge welcher sie halb von der Kirche, halb von dem Staate angezogen werden, und wenn es erlaubt ist, Handlungen durch Linien zu beschreiben, sich in einer Ellipse bewegen. Das Wesen dieser Staatsbürger besteht zur Hälfte aus Religiosität, zur Hälfte aus Moralität; und beide Hälften bekämpfen sich unaufhörlich. Da wahre Religiosität nur da statt finden kann, wo der Staat in der Kirche ist, so würde es abgeschmakt seyn, in einem solchen Staate Moralität zu suchen; sie wird höchstens insofern anzutreffen seyn, als selbst die allerkonsequenteste Theokratie nicht im Stande ist, dasjenige ganz aufzuheben, was den Menschen in seinem Innern unaufhörlich zur Moralität treibt. Moralität in der Annäherung findet da statt, wo die Kosmokratie bereits den Ausschlag über die Theokratie gegeben hat, aber die leztere noch neben sich duldet und zu ihren Zweken verbraucht. Reine Moralität kann nur bei denjenigen angetroffen werden, die sich von aller metaphysisch-coercitiven Gewalt losgerissen haben, und in dem Lichte wandeln, welches deutlich erkannte Naturgeseze gewähren. Unberechenbar viel ist durch den Protestantismus zur Hervorbringung der reinen Moralität geschehen; aber man muß nicht vergessen, daß der Lehrbegriff der Protestanten bei weitem noch nicht ist, was er werden muß, um frey zu seyn von allen Wahnbegriffen und allem coercitiven Schmuze.

Wie

Wie viel Zeit dazu erforderlich iſt, läßt ſich ſchwerlich beſtimmen; indeſſen iſt der religiöſe Proteſtantismus das herrlichſte Geſchenk, das der Welt gemacht werden konnte, und die gehörige Behandlung deſſelben müßte zur Beſchleunigung einer wahrhaft göttlichen Entwikelung dienen, welche nur darin beſtehen kann, daß die höchſte Moralität das Produkt der helleſten Einſicht in die Natur menſchlicher Dinge wird, und Allgemeinheit gewinnt.

Nimmt man alles zuſammen, was in dem gegenwärtigen Abſchnitte über die metaphyſiſch-coercitive Macht geſagt worden iſt, ſo ergeben ſich daraus folgende Punkte:

1) Daß es Umſtände giebt, wo ſie ganz rein wirken muß, weil ſie durch keine andere Macht zu erſezen iſt.
2) Daß ſie unzerſtörbar ſeyn würde, wäre im Menſchen nicht etwas vorhanden, wodurch er zu einer höheren Einſicht geleitet wird.
3) Daß, wie verſchieden ſich auch die Theokratie zu verſchiedenen Zeiten offenbaren mochte, ſie, ihrem Weſen nach, nie etwas anderes war, als ein zum Beſten der Geſellſchaft durch die Einbildungskraft gehandhabtes Naturrecht.
4) Daß ſie ihre Exiſtenz nur ſo lange vertheidigen kann, als keine eigentliche Kosmokratie möglich iſt, welche, ihrem Weſen nach, nichts weiter iſt, als ein zum Beſten der Geſellſchaft durch den Verſtand gehandhabtes Naturrecht.

Selbſt wenn die Theologen keinen einzigen dieſer Punkte eingeſtehen ſollten, würden ſie noch immer wahr ſeyn, weil Theologie und Philoſophie etwas ſehr Verſchiedenes ſind, und der Philoſoph zwar den Theologen, aber nicht der Theologe den Philoſophen begreifen kann.

Zehntes Kapitel.

Bemerkungen über die von Montesquieu aufgestellten Verfassungsprinzipe.

Es ist eben gezeigt worden, daß Montesquieu keinen deutlichen Begriff von einer Republik hatte, weil er diese nur in der Polyarchie wiederfand, und folglich nicht ahnete, daß das Prinzip der Einheit, wodurch Monarchie zu Stande gebracht wird, dem Begriff einer Republik gar nicht widerspricht.

Gegenwärtig kommt es darauf an, die Prinzipe zu beleuchten, welche Montesquieu den verschiedenen Regierungsverfassungen zuschreibt; denn nach ihm ist die Tugend das Prinzip einer demokratischen, die Mäßigung das einer aristokratischen, die Ehre das einer monarchischen und die Furcht das einer despotischen Verfassung.

Eine Zergliederung der Begriffe von Tugend, Mäßigung, Ehre und Furcht wird hier unumgänglich nothwendig, weil Montesquieu alle diese Begriffe wie Zauberringe benuzet, die sich erweitern oder zusammenziehen, je nachdem das eine oder das andere nöthig ist.

Was ist Tugend in Beziehung auf eine Regierung? So wie sich Montesquieu darüber erklärt, muß man annehmen, daß er eine gemeinnüzige, d. h., der ganzen Staatsgesellschaft ersprießliche Verwaltung der Staatskräfte verstanden wissen wolle. Eine solche Tugend sezt beständig die Einsicht voraus. Kann man aber nicht beweisen, daß die Einsicht einer demokratischen oder aristokratischen Regierung nothwendiger ist, als einer monarchischen und despotischen, so kann man auch nicht darthun, daß jenen die Tugend eigenthümlicher sey, als diesen. In beiderlei Regierungen kann die Tugend nichts anders seyn, als wohlthätige Energie; als solche aber ist sie beiden gleich nothwendig, wofern sie ihr Ge-

ſchäft nicht durchaus als Sache des Genuſſes nehmen, und ſich dadurch ſelbſt zerſtören wollen.

Was die Mäſſigung in Beziehung auf Regierung betrift, ſo wird man ſie allenthalben da antreffen, wo die Regierung in ſich ſtark iſt; und da ſie dies nur dann ſeyn kann, wenn ſie das Prinzip der Einheit gehörig bewahrt, ſo ſezet die Mäſſigung beſtändig die Tugend voraus, ſo wie dieſe die Einſicht nothwendig macht.

Die Ehre anlangend, ſo läßt ſich, wenn aus dem Begriff derſelben nicht alle Realität verſchwinden ſoll, nichts anderes dabei denken, als die vortheilhafte Meinung, welche die ganze Geſellſchaft von der intellektuellen und moraliſchen Kraft eines ihrer Mitglieder hat. Iſt aber die Ehre nichts anders, ſo fällt ſie zulezt mit der Tugend zuſammen, ſo daß ſie eben ſo wenig als die Mäßigung ein beſonderes Prinzip bildet.

Wenn Montesquieu die Furcht zum Prinzip einer deſpotiſchen Regierung macht, ſo muß billig erſt unterſucht werden, erſtlich, ob die deſpotiſche Regierung eine beſondere Art der Regierung iſt, und zweitens, ob ſich überhaupt eine Regierung denken läßt, welche vom dieſem Prinzip keinen Gebrauch macht. Selbſt, wenn man zugiebt, daß die Furcht da weniger wirkſam iſt, wo eine Trennung der geſezgebenden von der vollziehenden Macht ſtatt findet, ſo entſteht wieder die Frage, ob bei dieſer Trennung eine eigentliche Regierung denkbar iſt, d. h. eine intelligente Kraft, welche durch ein ewiges Begegnen aller anarchiſchen Bewegungen den Zuſtand der öffentlichen Sicherheit und ruhigen Entwikelung möglich macht. Und muß dieſe Frage, wie billig, verneint werden, ſo iſt alle Regierung zulezt nur um der Furcht willen vorhanden, und durch dieſelbe möglich.

Die Monarchie unterſcheidet ſich von der Polyarchie ſehr weſentlich dadurch, daß alle Intereſſen in der Perſon des Staatschefs zuſammenlaufen, und daß er, als Mittelpunkt aller Macht, diejenigen zu ſich hinzieht,

welche auf irgend eine Weise an dem Regierungsgeschäft Theil nehmen wollen. Allein folgt hieraus das Mindeste für die Verbannung und Ausschliessung der Tugend? Allerdings entscheidet bei der Anstellung die Ehre oder die vortheilhafte Meinung, welche der Staatschef und dessen nächste Umgebung von den geistigen und sittlichen Eigenschaften des Candidaten haben; aber, da ein Staat, dessen Regierung aus lauter dummen und lasterhaften Mitgliedern besteht, nothwendig entweder zu Grunde gehen oder revolutionirt werden muß, so versteht es sich immer ganz von selbst, daß die Tugend die Grundlage derselben seyn muß. Was ist die Ehre überhaupt anders, als das Symbol der Tugend? Weicht die Tugend aus einer Monarchie, so ist es nie die Schuld der Verfassung, welche, so viel an ihr ist, die Tugend immer zu sich zurükruft; es ist die Schuld einer gänzlichen Verkennung des wahren Prinzips der Monarchie, und einer daraus hervorgegangenen fehlerhaften Organisation, wodurch sie der Polyarchie ähnlich geworden ist. In der That, auf diese konnte man anwenden, was der h. Augustin von den Tugenden der Griechen und Römer sagte; nämlich, daß sie nur glänzende Laster gewesen wären. Indem durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt in allen Polyarchien unter den sämmtlichen Mitgliedern der Regierung eine Zwietracht entzündet wird, welche bis zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit anhalten muß; so wird zwar eine Energie geweckt, welche das äussere Ansehn der Tugend hat, allein man darf die Wirkungen dieser Energie nur schärfer ins Auge fassen, um sie von der wahren Tugend leicht und für immer zu unterscheiden. Denn findet sie keinen andern Gegenstand, als den Staat, in welchem sie wirksam ist, so zerstört sie diesen in den gefährlichen Krisen, welche der Partheikampf zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit herbeiführt. Wer kann die Tugend der Römer oder die der Engländer

erheben, ſobald er die Quelle derſelben kennt? Doch die Wohlthätigkeit der Energie zugegeben, wie läßt ſich die Ehre davon trennen? Iſt die wahre Tugend da, ſo iſt die Ehre ihre ewige Begleiterin; aber die Ehre ohne Tugend iſt ein leerer Schatten, und hat als Prinzip durchaus keine belebende Kraft. Man unterſuche den Charakter aller Bayards, die es je gegeben hat, und das Reſultat der Unterſuchung wird immer ſeyn, daß das primum mobile in ihnen etwas ganz anderes war, als der Ehrgeiz. Hieraus aber kann man mit der vollkommenſten Sicherheit ſchlieſſen, daß die Ehre an und für ſich, d. h. als Prinzip betrachtet, gar nichts iſt.

Wahr iſt, daß Tugend und Ehre da gänzlich verſchwinden, wo der Selbſterhaltungstrieb durch den Deſpotiſmus in immer gleicher Lebendigkeit erhalten wird. Allein der Deſpotiſmus iſt keiner beſondern Verfaſſung eigen, ſondern allenthalben das Produkt der Schwäche der Regierung. Aus dieſem Grunde gehört er in den Polyarchien bei weitem mehr zu Hauſe, als in den Monarchien; denn es kann nicht fehlen, daß da, wo die Gewalt getheilt iſt, Misbräuche aller Art entſtehen, welchen, wenn das Uebel den höchſten Grad erreicht hat, nur durch ein diktatoriſches Verfahren, d. h. durch ein groſſes Unterdrükungsſyſtem abgeholfen werden kann.

Was den morgenländiſchen Deſpotiſmus betrift, den man ſo oft zum Stichblatt gemacht hat, wenn es darauf ankam, das Verfahren der Regierungen zu tadeln; ſo muß man wohl bedenken, daß Religioſität die Quelle deſſelben iſt, und daß es daher durchaus nicht in der Macht der Regierung ſteht, nicht deſpotiſch zu ſeyn. Dieſe Behauptung bedarf eines Beweiſes. Hier iſt er:

Die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs iſt vermöge ihrer Lage einer der geſundeſten Oerter auf der ganzen Erde. Gleichwohl herrſcht in Conſtantinopel die Peſt beinah ununterbrochen. Vor ungefähr einem Jahre machte man die Bemerkung, daß ſich dieſe Krankheit

in eben dem Maaße verloren hatte, in welchem die Kommunikation zwiſchen Conſtantinopel und Alexandrien war unterbrochen worden. Dieſer Bemerkung zufolge, dachte man, nach der Räumung Aegyptens von den Engländern, auf Mittel, die Peſt für immer von der Hauptſtadt abzuhalten. Die in Vorſchlag gebrachte Quarantaine wurde von den auswärtigen Geſandten aufs nachdrüklichſte unterſtüzt. Die Sache kam im Divan zur Sprache. Der Muphti erklärte, daß in dem Coran nichts enthalten ſey, wodurch das Quarantaine-Halten verhindert würde. Als die Reihe, ſich zu erklären, an den Reis Efendi kam, widerſezte ſich dieſer einer ſo erſprießlichen Einrichtung durch folgendes Argument: „Die ganze noch übrige Kraft des türkiſchen Reichs beruht auf der Bereitwilligkeit des türkiſchen Militairs, ſich dem Tode unerſchroken entgegenzuſtürzen, ſo oft es dazu aufgefordert wird. Führt man das Quarantainehalten ein, ſo verleitet man den türkiſchen Soldaten, auf ſein Leben einen Werth zu legen. Seine Tapferkeit wird ſich in eben dem Maaße verlieren, in welchem die Furcht vor dem Tode die Oberhand in ihm gewinnt. Da nun aber die Regierung nichts ſo ſehr verhindern muß, als die Feigheit der Vertheidiger des Reichs, ſo bleibt nichts anderes übrig, als die Peſt noch länger zu ertragen, um nicht den ganzen Staat auf eine gefährliche Spize zu ſtellen."

Will man dies für keinen Beweis gelten laſſen, ſo darf man nur das ganze Verfahren der türkiſchen Regierung in ſeine Beſtandtheile zerlegen, um ſich zu überzeugen, daß Religioſität demſelben überall zum Grunde liegt, und daß die Regierung ſich entweder von dieſem Prinzip befreien, oder ihren bisherigen Maximen ſo lange getreu bleiben muß, als ſie möglicher Weiſe vorhalten können.

Man erlaube mir ſtatt einer trokenen Zergliederung folgende Auseinanderſezung der Sache, die den dogma-

tischen Ton, worin ich bisher gesprochen habe, unterbricht, ohne der Gründlichkeit des Raisonnements den mindesten Abbruch zu thun.

Angenommen, der nächste Erbe des Otomanischen Reichs erkläre an dem Tage seiner Thronbesteigung dem Großwessier, daß es sein fester Wille sey, in dem milden Geiste mehrerer europäischer Fürsten zu regieren, und den Despotismus seiner Vorgänger für immer aus dem Reiche zu verbannen, was würde der Großwessier als ein Mann von Einsicht auf solche Erklärung erwiedern?

Ungefähr folgendes:

Ew. Majestät haben als präsumtiver Thronerbe nichts so fleißig gelesen, als den Fürsten des Macchiavelli und den Antimacchiavelli Friedrichs des Zweiten; zwei Bücher, welche einer Ihrer glorreichen Vorfahren in die türkische Sprache übertragen ließ, damit es dem Prinzen ihres Hauses nicht an Stoff fehlen möchte, über ihre erhabene Bestimmung nachzudenken. Bezaubert von den Idealen des grossen Friedrichs, haben Sie den festen Entschluß gefaßt, diese Ideale auf dem otomannischen Throne zu realisiren. Ich ehre diesen Entschluß als die Ausgeburt eines edlen Gemüths; da aber nicht sowohl das Gemüth, als vielmehr der Verstand regieren muß, so halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihrem lobenswürdigen Eifer mit einigen Bemerkungen zu begegnen, welche Sie weder in dem Fürsten des Macchiavelli, noch in dem Antimacchiavelli des Königs von Preussen antreffen konnten, weil sie aus der Verfassung des türkischen Reichs geschöpft werden mußten, die nur sehr Wenigen in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt ist. Ew. Majestät sollen demnach wissen, daß, so wie jede Regierung ihr besonderes Geheimniß hat, das sie um keinen Preis verräth, so auch die türkische das ihrige habe. Es besteht darin, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten auf einem Contrakte beruht, der weder gehalten noch gebrochen werden darf, wofern das Reich

in seiner Integrität verbleiben soll. Zwischen Ihnen und dem Volke liegt der Coran in der Mitte. In diesem heiligen Werke sind Ihre Pflichten, wie Ihre Rechte bestimmt; von allen darin enthaltenen Gesezen aber ist keins so wichtig, als dasjenige, wodurch es Ihnen verboten ist, eine neue Auflage zu creiren. Um die Zeit seiner ersten Erscheinung war dieses Gesez sehr heilsam, insofern es Muhammeds Nachfolger verhinderte, das Volk durch allzu schwere Auflagen zu erdrüken. Wenn diese Heilsamkeit sich nach und nach verlor, so rührte dies daher, daß wir durch das Schiksal in Verhältnisse geworfen wurden, die einen grösseren Aufwand der Calipben nöthig machten, wenn das durch Muhammeds Nachfolger vergrösserte Reich in seiner Integrität erhalten werden sollte. Diese Verhältnisse allein haben es zu verantworten, wenn der ganze Coran gegenwärtig verderblich einwirkt, und das Gesez, von welchem ich so eben gesprochen habe, den Despotismus des Staatschefs erzwingt. Ihr ganzes Wesen ist darin für immer ausgesprochen und fixirt. Befolgen Sie das Gesez mit der Gewissenhaftigkeit eines Regenten, dem ein einmal eingegangener Contrakt über Alles heilig ist; so bringen Sie nicht nur sich selbst, sondern auch das ganze Reich an den Rand des Verderbens; denn von dem Augenblik an, wo es Ihnen an den Mitteln fehlt, die Vertheidiger des Reiches zu besolden, wird dieses eine Beute ehrgeiziger Nachbarn, denen Alles daran gelegen ist, daß die Rechtlichkeit in Ihnen den Ausschlag über die Einsicht gebe, weil sie alsdann ihre Endzweke nur desto schneller erreichen. Uebertreten Sie es mit der Entschlossenheit eines Monarchen, der eine bessere Ordnung der Dinge realisiren will, weil er eingesehen hat, daß die alte ins Verderben führt; so erscheinen Sie allen denjenigen Bewohnern Ihres Reiches, die von der Existenz unseres Geheimnisses keine Ahnung haben, als ein irreligiöser Regent, den man aus dem

Wege zu räumen nicht genug eilen kann; und die Folge davon iſt, daß Sie von Ihrer eigenen Leibwache ermordet werden. Eludiren Sie, wie ihre Vorgänger, auf dem otomanniſchen Thron, das fruchtbare Geſez, dem keiner unſerer Regenten gewachſen war; ſo haben Sie davon wenigſtens den Vortheil, daß Sie ſich ſelbſt erhalten, und dem Reiche, wo nicht eine ewige Dauer, doch eine möglichſt lange ſichern. Eludiren aber läßt es ſich nur auf einem einigen Wege, der, wenn man ihn den Weg des Deſpotismus nennen will, freilich nicht als der beſte empfohlen werden kann, uns aber die ſicherſte Rettung bringt. Jene Waffen, welche Sie als Unterdrükungswerkzeuge ſo lebhaft verabſcheuen, ſind nichts mehr und nichts weniger, als die Surrogate einer Souverainetät, die, wie unumgänglich nothwendig ſie auch in jedem großen Reiche ſeyn mag, Ihnen durch alle unſere Inſtitutionen genommen iſt. Als ſolche ſind ſie nämlich die Canäle, durch welche Ihnen die Mittel zur Erhaltung des Ganzen zugeführt werden. Sie verrichten das Geſchäft der Pumpen, und ihre Beſtimmung iſt, es auf eine dem Ganzen erſprießliche Weiſe zu verrichten. Thun ſie dies nicht, ſo iſt Ew. Majeſtät berechtigt, ſie zu zerſtören, wobei Sie immer in dem Lichte des Allergroßmüthigſten erſcheinen, ſelbſt, wenn von der Staatskraft, die jene in ſich aufgenommen haben, nichts auf die Gegenſtände ihrer Unterdrükung zurükflieſſet. Betrachten Sie alſo die Sache, von welcher Seite Sie wollen, und Sie werden ſich überzeugen, daß unſere Verfaſſung, inſofern ſie auf Religion baſirt iſt, kein anderes Finanzſyſtem geſtattet, als das einmal eingeführte. Beſſer iſt es, Sie dulden, was nicht zu ändern iſt, als daß Sie in eine Neuerung eingehen, der Sie nur unterliegen können. Sie ſind als Staatschef der Archimed, der ruhig an dem Ufer daſizt, und durch eine leichte Bewegung ſeines Armes ein groſſes Schiff bewegt; ſoll aber die Bewegung, welche Sie dem Staatsſchiff gegeben, eine erſprießliche bleiben, ſo müſſen Sie

vor allen Dingen Ihre Hebel in der hergebrachten Ordnung erhalten. Das Genie der ersten Stifters des türkischen Reichs hat Ihnen das Recht genommen, Einsichten zu folgen, welche nicht unmittelbar aus seiner Schöpfung hergenommen sind, und da das, was Sie Ihre Menschlichkeit nennen, nur verderblich einwirken kann, so thun Sie am besten, wenn Sie Ihrem Gemüthe als Staatschef entsagen und alles beim Alten lassen."

Man muß bekennen, daß die Vernunft, welche aus diesem Großwessier spricht, durchaus nicht im Geschmak der Idealisten unserer Zeit ist; und doch ist es die Vernunft selbst. Jeder Großherr, der, aus irgend einer Art von Eigensinn, nicht auf ihre Stimme hören wollte, würde entweder blos sich, oder sich und den Staat zugleich zu Grunde richten. Selbst der entschlossenste Idealist würde sich dieser gebietenden Realität unterwerfen müssen, wofern er nicht geradezu für einen Narren passiren wollte. Es sind ja nicht immer die Menschen, welche die Dinge machen; es sind sehr oft die Dinge, welche über die Menschen gebieten, nachdem sie zu irgend einer Zeit aus den Menschen hervorgegangen sind und durch besondere Umstände ein unwiderstehliches Ansehn bekommen haben. Mag also Montesquieu immerhin in demjenigen Kapitel seines berühmten Werks, wo er die Idee des Despotismus angiebt, ausrufen: „Wenn die Wilden von Louisiana Früchte genießen wollen, so hauen sie den Baum, der diese Früchte trägt, „an der Wurzel um," und hinzufügen: „So verfährt eine despotische Regierung;" dies ist sehr schöngeisterisch, aber die Natur des Despotismus erklärt es nicht, weil es Umstände geben kann, in welchen der Despotismus unumgänglich nothwendig wird, wofern der Staat noch länger bestehen soll.

Eine solche Idee mußte dem Cardinal Richelieu vorschweben, als er in seinem politischen Testamente die Staatschefs vor nichts so sehr warnte, als vor einer Befreundung mit Personen, welche in dem Credit stehen,

ſehr rechtſchaffene Männer, eifrige Patrioten, mit einem Wort: Gens de bien zu ſeyn. Montesquieu zieht hieraus zwar den Schluß, daß dieſer genievolle Staatsmann ſelbſt eingeſehen habe, daß die Tugend nicht das Prinzip einer monarchiſchen Regierung ſeyn könne; allein alles, wovor der Cardinal Richelieu warnen konnte, war, wenn ich mich ſo ausdrüken darf, die iſolirte Rechtſchaffenheit, die, weil ſie Sache des bloſſen Gemüthes iſt, mit der Intelligenz in keiner Verbindung ſteht. Perſonen von wahrer Einſicht haben das Eigenthümliche, daß ſie aller der Aufwallungen und Ebullitionen unfähig ſind, welche die ſogenannten rechtſchaffenen Männer und eifrigen Patrioten charakteriſiren. Nicht als ob es deßwegen um ihre Rechtſchaffenheit und ihren Patriotismus ſchlechter ſtände, ſondern weil ſie in ihrer Entwikelung eine Höhe erreicht haben, auf welcher man ſeine Gefühle durch Ideen beherrſcht und von dem, was möglich iſt, nicht mehr und nicht weniger will, als ſich realiſiren läßt. Das Gemüth iſt das Treibhaus des Geiſtes und hat als ſolches einen unſchäzbaren Werth; allein ſo wie es Treibhäuſer geben kann, in welchen ein allzu hoher Grad von Wärme die Früchte in den Blüthen verdirbt, eben ſo kann die allzu groſſe Heftigkeit des Gemüths ſehr wohl die Urſache einer groſſen Geiſtesverwirrung werden; und obgleich Perſonen, bei welchen dies der Fall iſt, niemals zu einer klaren Anſicht von ſich ſelbſt gelangen können, ſo iſt es doch nur allzu ſehr entſchieden, daß ſie von allen Individuen am wenigſten geeignet ſind, da angeſtellt zu werden, wo die Einſicht und zwar die ruhige, unerſchütterliche Einſicht allein entſcheiden kann. Das Regieren iſt überhaupt nicht eine Sache des Gemüths, ſondern eine Sache des Verſtandes. Das Gemüth kann das beſte von der Welt ſeyn; aber da, wo der Verſtand allein entſcheiden muß, hat es gar keinen Werth, auſſer inſofern es den ewigen Antrieb zu allen Entſcheidungen des Verſtandes enthält. Ich möchte ſogar behaupten, daß es ein Glük

für jeden Staat ist, wenn er der guten Bürger recht viele und der rechtschaffenen Männer recht wenige hat; denn wenn man beide Ausdrüke in dem von Montesquieu angegebenen Sinne nimmt, so werden diese rechtschaffenen Männer immer sehr unruhige Köpfe seyn, die allenthalben nur Laster und Verderbtheit erbliken, und, wofern ihnen die Macht dazu gegeben wird, ihre Rechtschaffenheit durch Strang und Schwerdt und Scheiterhaufen offenbaren. Die Aufgabe ist, die Tugend nothwendig zu machen; diese Aufgabe aber wird nie durch Personen gelöset, welche nur im Gemüthe existiren und der wahren Einsicht durchaus unfähig sind. Muß ich mich hierüber noch ausführlicher erklären, so kann ich es nur durch das Beispiel thun, welches Pestalozzi in neueren Zeiten gegeben hat, indem er, um die Moralisation der ärmsten und verlassensten Classe der menschlichen Gesellschaft einzuleiten, auf eine Methode bedacht war, die sich des Geistes dieser Classe einmal für allemal bemächtigt, und durch die demselben eingedrükten Formen allen feindseeligen Antrieben des Gemüths entgegenwirkt. Dieser Mann ist einer der tiefsten Denker, welche die Gegenwart aufzuweisen hat, und wieviel Widerspruch auch seine Formen finden mögen, so werden sie doch über alle Hindernisse siegen. Wie Pestalozzi, eben so sind Männer von wahrem Genie zu allen Zeiten verfahren, und die Wirkungen ihres Verfahrens sind wenigstens insofern immer dieselben gewesen, daß sie das gesellschaftliche Leben vergrößerten und heiligten.

Soviel zur Beleuchtung der montesquieuschen Regierungsprinzipe. Wie ist aber Montesquieu zu diesen Unterscheidungen gekommen? Seiner eigenen Versicherung nach auf dem Wege der Geschichte. „Ich spreche hier nichts aus, sagt er, was nicht durch die Geschichte aller Zeiten bewiesen ist." Bewiesen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Montesquieu durch das sorgfältige Studium der Geschichte auf ein Gesez für diejenigen Erscheinungen stossen wollte, die er im dritten

Buche seines berühmten Werks zergliedert; allein um dies Gesez aufzufinden, hätte er die Erscheinungen mehr generalisiren müssen. Was ihm bei seinen politischen Räsonnements am meisten vorschwebte, war die römische Republik, die er in einem früheren Werke zum Gegenstand einer ausführlichen Analyse gemacht hatte; allein diese Republik war und blieb ihm, ihrem Wesen nach, unbegreiflich. Sehr verschieden waren die Erscheinungen, welche diese Republik in der Gestalt der Polyarchie darbot, von denen, welche sie in der Gestalt einer Monarchie lieferte; aber was war die lezte Ursache dieser Verschiedenheit? die Polyarchie, antwortet Montesquieu; aber mit Unrecht. Denn nicht jede Polyarchie kann solche Wirkungen hervorbringen. Nur da, wo der Grundcharakter eines Volks Eroberungssucht ist, läßt sich durch eine Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Macht eine solche Energie weken, als die der Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik war. Und wie wirkte diese Energie von dem Augenblik an, wo keine Eroberungen mehr zu machen waren, auf den Staat zurük? Man muß es wohl ins Auge fassen, daß sie von diesem Zeitpunkt an gar nicht umhin konnte, sich selbst zu tödten, indem sie die Verfassung zerstörte, der sie den besten Theil ihrer Entwikelung zu verdanken hatte. Für Staaten, deren Regierungsmaschine auf dem Prinzip der Einheit ruht, ist der Zustand des Krieges kein nothwendiger. Eben deßwegen hat die Energie der Bürger solcher Staaten ganz andere Gegenstände. In der Regierung offenbart sie sich durch das rastlose Bestreben, die einmal vorhandene Staatskraft zu erhalten und intensiv zu erweitern; in den Regierten durch den fleissigen Gebrauch gemachter Entdekungen und Erfindungen und durch ein unabläßiges Ringen nach Erweiterung des Gebiets der Künste und Wissenschaften, mit einem Wort: durch eine Art von Industrie, welche moralisch ist, ohne antinational zu seyn. Dieselbe Industrie hätte den Römern in jener Epoche zu Theil werden sollen, wo sich

die Polyarchie in eine Monarchie verwandelte. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem eine monarchische Verfassung zu Stande gebracht war, die bisherige Excentricität sich in Concentricität verwandeln und jedes Interesse nur innerhalb der Sphäre der Republik wirken konnte; doch indem in den Römern keine andere Thätigkeit vorhanden war, als die der Waffen, mußte dieselbe Kraft, von welcher die Vergrösserung des Staats ausgegangen war, zerstörend auf sie selbst zurückwirken, ungefähr eben so, wie ein Strom, dessen Lauf man hemmt, erst ein Sumpf wird, und sich sodann allmählig selbst verzehrt. Die Regierung selbst trug hierzu nicht wenig bei; denn so lange sie in der polyarchischen Form dastand, beschäftigte sie sich bei weitem mehr mit den äusseren, als mit den inneren Angelegenheiten; und als der Zeitpunkt gekommen war, wo es keine auswärtige Angelegenheiten mehr gab, da war die Gröſſe des Reichs eine von den wesentlichsten Ursachen der schlechten Organisation. Der schaffende Geist der Römer war zu schwach, um eine Schöpfung hervorzubringen, die innere Kraft genug gehabt hätte, das Ganze zusammen zu halten. Wie sehr man auch dies Volk zu allen Zeiten erhoben hat, so wird man doch eingestehen müssen, daß es bei weitem mehr durch Eigenschaften des Gemüths, als durch Eigenschaften des Geistes hervorstach; die Summe der von den Römern ausgegangenen Erfindungen ist nur allzu klein.

Bei Feststellung seiner Verfassungsprincipe hatte Montesquieu gewiß auch den Unterschied im Auge, der zwischen seinem Vaterlande und England, soweit sich beide Reiche zu seiner Zeit entwikelt hatten, statt fand. Der Geist der Gesetze beweiset, daß er nur allzuviel Vorliebe für die englische Verfassung hatte, und daß diese Vorliebe das ganze Werk diktirt hat. Hätte er die Revolution erlebt, um wieviel anders würde es ausgefallen seyn. Alles beweiset, daß der Verfasser von einem solchen Phänomen, als Frankreich gegenwärtig ist, auch

nicht die allerschwächste Ahnung hatte. Eine republikanische Monarchie, wer hätte hierin nicht noch vor wenigen Jahren einen Widerspruch anzutreffen geglaubt! Und doch ist kein Widerspruch darin enthalten. Montesquieu vollends konnte für Monarchen keinen andern Maasstab haben, als den ihm die französischen Könige darboten; aber wie beschränkt waren diese Könige in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Kaiser? Werkzeuge einer zusammengeflikten Constitution, genossen sie die Souverainetät nur im Titel; Bonaparte hingegen ist wahrhaft souverain, weil er über die Constitution waltet. Jene hatte unaufhörlich mit der Geistlichkeit zu kämpfen, welche, indem sie sich die höchste gesezgebende Macht anmaßte, den Geist der Könige unaufhörlich zwischen Theokratie und Kosmokratie in der Schwebe erhielt; dieser hat die Geistlichkeit in solche Schranken eingeklemmt, daß ihr religiöser Geist in einer ewigen Knechtschaft bleiben muß, wenn er nicht untergehen will. Jene lebten in einem ewigen Zwist mit den Mitgliedern ihrer Familie, welche, um die königliche Macht zu theilen, die eigene Kraft durch die der Vasallen verstärkten; dieser hat keinen solchen Zwist zu fürchten, weil seine Familie nur im erborgten Glanze schimmert und keine Parthey vorhanden ist und werden kann, die ihren Vortheil dabei fände, sich an sie anzuschliessen. Von jenen giengen zwar alle Delegationen aus, allein sie kehrten nicht zu ihnen zurük; von diesem gehen sie gleichfalls aus, allein sie sind durch unauflösliche Fesseln an ihn gebunden und haben keine andere, als eine planetarische Bewegung. Jene konnten nie den Gedanken haben, selbst regieren zu wollen, weil alle Staatsorgane isolirt da standen; dieser hat sich in die glükliche Nothwendigkeit gesezt, selbst regieren zu müssen, weil, wenn er aufhörte, der belebende Geist der ganzen Regierungsmaschine zu seyn, diese entweder zerfallen, oder sich einen anderen ähnlichen Geist zu ihrer Belebung wählen müßte.

Kurz: alles was Montesquieu über den Despotismus bemerkt, ist vollkommen richtig. Nur die Quellen desselben hat er nicht aufgesucht und darin nicht wenig geirrt, daß er ihn zu einer besonderen Verfassung machte. Für Frankreich lag er um die Zeiten, worin Montesquieu lebte, in dem Verfall der ganzen Regierungsmaschine; und zwar in einem Verfall, dem kein Einzelner abhelfen konnte, und der deswegen mit einer allgemeinen Zerrüttung endigen mußte. Das ganze Werk vom Geist der Gesetze ist eine schwarze Ahnung von den Zeiten, die da kommen mußten, und — vielleicht ein Symbol der Verwirrung derjenigen, worin der Verf. lebte. Er scheint sehr ernstlich darüber nachgedacht zu haben, wie dem Elende abzuhelfen sey, wovon er Augenzeuge war. Sein Ideal war offenbar eine Verfassung, wie die Englische. Die höchste Gewalt (Souverainetät) schien ihm kein Sterblicher zu verdienen. Darum wollte er theilen. Aber seine Idee war falsch; denn die höchste Gewalt darf nicht getheilt werden, weil sie ihrem Wesen nach untheilbar ist. Viele andere nützliche Ideen hat er in Gang gebracht, und wohl verdient ist der Ruhm, den er bis zur Stunde genieſſet; allein auch bei den besten Köpfen muß man nicht vergessen, daß sie nur Produkte ihrer Zeit sind, und daß eben daher ihre Aussprüche wohl für diese, aber nicht für alle Zeiten gelten. Lebte Montesquieu noch, so würde er sich schwerlich dabei aufhalten, über den Geist der Gesetze zu schreiben und in einem solchen Werke nur leise Winke zu geben. Er würde eine Technik der Gesellschaft liefern, und, indem er seinen Genius auf diese Weise übte, der Gründer einer neuen Wissenschaft werden, und ewig unvergeßlich bleiben. Alsdann wäre das Werk nie erschienen, oder es wäre in einer unendlich vollkomneren Gestalt ans Licht getreten.

Der neue Leviathan.

Zweites Buch.

Frankreich seit dem Jahre 1787.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Als den übriggebliebenen Mitgliedern des berüchtigten Wohlfahrtsausſchuſſes am Schluſſe des Sommers von 1794 der erſte Prozeß gemacht wurde, da ſagte Collot d'Herbois auf Lecointre's Anklage:

„Man hat durch die Beſchuldigungen, welche gegen uns vorgebracht werden, die Fackel angezündet, welche die Revolution auf dem Wege erleuchten muß, den ſie noch zurückzulegen hat. Zwar behaupten die Politiker des Tages, ſie habe ihren Kreislauf vollendet; aber dieß iſt durchaus nicht der Fall. Vom Königthum iſt ſie ausgegangen; und allerdings ſcheint ſie ſich am äußerſten Ende wieder in daſſelbe verlieren zu müſſen. Ehe es aber dahin kömmt, wird der Convent eine eherne Mauer errichten, welche die beiden äußerſten Enden für immer von einander abſondert.“

Iſt dieſe eherne Mauer im Laufe der Revolution wirklich errichtet worden?

„Wo iſt ſie?“ fragen die Meiſten. „Wir erblikken ſie nicht. Da, wo ſonſt ein königlicher Thron ſtand, ſteht jetzt ein kaiſerlicher. Die Namen ſind verändert; aber die Dinge ſind geblieben. Man hatte eine Idee von einer beſſeren Ordnung der Dinge; allein ſie iſt in den Blutſtrömen untergegangen, welche die Realiſirung dieſer Idee herbeiführte. Des allzulangen Kampfes müde, beugten die Franzoſen den Nacken unter das alte Joch. Das letzte Senatus-Conſultum vom 18 Mai 1804 war der Todesſtreich ſowohl für den Geiſt als für die Zwecke der Revolution.“

Da in jedem Urtheil Anderer irgend etwas Nothwendiges liegt, wodurch es zum Vorschein tritt; so muß man es selbst dann respectiren, wenn es offenbar irrig seyn sollte. Zwar ist der ganze Inhalt des gegenwärtigen Buches gegen die Meinung gerichtet, die man im Publico von der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge in Frankreich hat; allein, indem der Verf. durchaus nicht disputirt, wird man ihm hoffentlich eben die Nachsicht widerfahren lassen, die man für sich selbst verlangt. Weiter erstrecken sich seine Ansprüche nicht. Kann er niemand belehren, so wird man wenigstens eingestehen, daß seine Urtheile nicht so ganz willkürlich gebildet sind, und daß er Dinge zur Sprache gebracht hat, welche weder in Frankreich noch in Deutschland jemals in Betrachtung gezogen wurden.

Es könnte also doch wohl der Fall seyn, daß jene eherne Mauer, von welcher Collot d'Herbois im Jahre 1794 sprach, wirklich errichtet wäre, um das Zusammenlaufen der beiden äußersten Enden der Revolution zu verhindern. Wenn die Blicke der großen Mehrheit nicht scharf genug sind, um sie wahrzunehmen; so folgt daraus nichts für ihre Nicht-Existenz; diese große Mehrheit hat zu allen Zeiten den Fehler begangen, daß sie Dinge, welche nur allzusehr von einander verschieden waren, mit einander verwechselte, und daß sie den gegenwärtigen Augenblick zum Maaßstaab für alle künftigen machte, ohne die mindeste Rücksicht auf die Entwickelung zu nehmen, welche den Dingen im stillen Flusse der Zeit bevorsteht. Soll aber alles deutlich werden, so wird es nöthig seyn, in frühere Zeiten zurückzugehen, um die gegenwärtigen in ihnen begreifen zu lernen.

Zweites Kapitel.

Von dem Wesen der französischen Könige seit den Zeiten Ludwigs des Eilften.

Collot d'Herbois Idee war offenbar in sofern falsch, als er Königthum mit Despotismus verwechselte. Nicht vom Königthum, sondern vom Despotismus im Königthum ist die französische Revolution ausgegangen. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied. Das Königthum ist an und für sich etwas sehr unschuldiges. Man denke sich unter dem König einen Monarchen, und unter dem Monarchen diejenige erste Intelligenz, welche in irgend einem Staate der ganzen Regierungsmaschine den Impuls giebt, so hat man, vorausgesetzt, daß die Ideen, durch welche impulsirt wird, nicht durchaus fehlerhaft sind, den Unterschied eines Königs von einem Despoten und also auch den des Königthums vom Despotismus. Vermöge dieses Unterschiedes konnte die Tendenz der französischen Revolution nie Vernichtung der Monarchie, sondern nur Vernichtung des Despotismus in der Monarchie seyn; und wer beweisen kann, daß dieses Ziel nach einem vierzehnjährigen Umschwung erreicht ist, der beweiset zugleich, daß die Revolution keinen Kreis beschrieben hat. Dies würde also die Aufgabe seyn, welche gelöst werden soll. Uebrigens kann hier von der Revolution nur in Beziehung auf das Innere oder auf die sogenannten Socialverhältnisse zunächst die Rede seyn; was durch sie für die Nationalverhältnisse geleistet worden ist, gehört in ein anderes Kapitel und soll weiter unten davon abgehandelt werden.

Es ist oben gezeigt worden, daß man Unrecht hat,

wenn man sich den Despotismus als Stärke denkt, da er seiner ganzen Natur nach Schwäche ist. Wie er sich auch offenbaren mag, so kann man immer mit Wahrheit voraussetzen, daß er nicht eher in seine Wirksamkeit eintritt, als bis die Einheit der sämtlichen Staatsbürger bereits aufgehoben ist, und daß er nie etwas Anderes bezweckt, als momentanes Zusammenhalten in denjenigen Augenblicken, wo die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande unvermeidlich scheint. Er ist also, in seine eigentlichen Bestandtheile aufgelöst, der Inbegriff aller derjenigen Mittel, welche die Regierung eines Landes gebraucht, um die Gesellschaft vor einer gänzlichen Zerrüttung zu bewahren, und dadurch bei weitem mehr negativer als positiver Natur, in sofern ihm nämlich diejenige Stärke fehlt, wodurch Auflösung und Zerrüttung der Gesellschaft als Erscheinungen unmöglich gemacht werden. Ist es meine Schuld, wenn das, was ich hier sage, dunkel und verworren scheint? Es ist vielleicht unmöglich, sich noch deutlicher über diesen Gegenstand auszudrücken denn wenn man auch, um ihn ganz aufzuhellen, seine Zuflucht zu einer Vergleichung nehmen und sagen wollte: „Mit der Verwaltung eines Staats verhalte es sich nicht anders, als mit der eines Hauswesens, wo gerade diejenige Herrschaft am allerwenigsten herrscht, die sich fortgesetzt genöthiget sieht, ihre Rechte geltend zu machen;“ so würden nur jene Wenigen diese Vergleichung verstehen, denen es gegeben ist, ihr Hauswesen so anzuordnen, daß darin alles nach nothwendigen Gesetzen geschieht und jede Art von Opposition in sich selbst wegfällt. Was allem Despotismus abgeht, ist die Schöpfungskraft, vermöge welcher man das Bessere an die Stelle des Schlechteren setzt; und dieser Mangel hat seinen letzten Grund entweder in der geistigen Impotenz der Staatschefs, oder, was noch weit häufiger der Fall ist, in ihrer Eingeschränktheit, als impulsirende Kräfte. Wie dem aber

auch seyn mag, gerade weil der Despotismus immer die Schwäche selbst ist, führt er zur Zerstörung seiner selbst, welche dann eintritt, wenn er seine letzte Kraft zusammenrafft, um niederzuschmettern, was sich seiner Fortdauer entgegenbäumt.

Geht man nun in die Geschichte der französischen Monarchie zurück, so überzeugt man sich leicht, daß von Ludwig dem Eilften an bis auf Ludwig den Sechszehnten das Bestreben der französischen Könige unablässig dahin ging, zur Souveränität empor zu steigen, indeß sie an der wirklichen Umfassung ihres Zieles durch Alles verhindert wurden, was der Souveränität im Wege stehen kann. Diese Periode wird in der Geschichte gewöhnlich folgendermaßen überschrieben: „Von dem Verfall der ständischen Verfassung bis zur Vollendung des Despotismus unter Ludwig dem Vierzehnten und seinen Nachfolgern." Allein man hat Unrecht, wenn man in einer solchen Ueberschrift einen Blick des Bedauerns auf die ständische Verfassung wirft, welche ihrer ganzen Natur nach fehlerhaft war, weil sie die Einheit verhinderte, ohne welche es keine wahre Stärke giebt. Die ständische Verfassung konnte nur in dem Despotismus der Könige untergehen, und das letzte Resultat dieses Untergehens mußte die Souveränität des Staatschefs werden, die, indem sie sich in der Intelligenz offenbaret, den Despotismus zu Grabe trägt. Der einzige Vorwurf also, den man den französischen Königen machen könnte, würde der seyn, daß sie den Kampf mit der ständischen Verfassung nicht nachdrücklich genug geführt haben. Ein Muster ihres Verfahrens war ihnen durch Ludwig den Eilften gegeben worden; allein indem die Nachfolger dieses Despoten vor der scheinbaren Immoralität zurückbebten, womit er zu Werke gegangen war, so wurde die Revolution, welche zu Stande gebracht werden mußte, wenn sie jemals souverän werden soll-

ten, so in die Länge gezogen, daß zuletzt nichts anderes übrig blieb, als das Werk an ihrer Stelle zu vollenden, welches freilich nicht anders geschehen konnte, als durch den Untergang des letzten der Ludwige auf dem französischen Thron. Dies ist, meiner Ueberzeugung nach, der geheime Sinn der Begebenheiten der vierzehn letzten Jahre unserer Zeitrechnung. Vergeblich blickt man nur auf die Immoralität, welche dabei den Vorsitz führte; da jene einmal durch sich selbst nothwendig geworden waren, so konnte von ihrer Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eben so wenig die Rede seyn, als von der Rechtmäßigkeit einer vulkanischen Eruption.

Will man alles, was den Despotismus der französischen Könige nothwendig machte, in eine Formel zusammenfassen; so muß man diese Formel folgendermaßen ausdrücken: die Maschine, auf welche sie als Intelligenzen einwirken sollten, hatte nur Centrifugal-, aber keine Centripetalkraft. Wer das vorhergehende Buch mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird diese Formel ohne Mühe verstehen. Die Ursachen aber, um derentwillen es der französischen Regierungsmaschine an Centripetalkraft fehlte, waren folgende:

Erstlich, mochte doch die ständische Verfassung noch so sehr der Form nach aufgelöset seyn, so dauerte sie doch dem Geiste nach fort. Nichts läßt sich schwerer zerstören, als die Zurückerinnerung an ehemals genossene Freiheiten und Vorzüge; denn der menschliche Geist, in sofern er kein philosophischer ist, denkt nur immer auf Erhaltung und Vermehrung von Bequemlichkeiten, Genüssen und Vorrechten auf Kosten der Gesellschaft. In die Regierungsmaschine aufgenommen, konnten die Mitglieder der ständischen Versammlungen nie umhin, eine Art von Opposition zu bilden; denn stärker als die vereinigende Kraft war in ihnen

die trennende, und was dem Vater eigen gewesen war, ging um so leichter und sicherer in den Sohn über, weil Widerstreben mit Tugend einerley geworden war. Was daher auch die französischen Könige thun mochten, diese feindlichen Elemente der Regierungsmaschine nach ihrem Willen zu formen; so konnte ihnen die neue Schöpfung nie ganz gelingen, weil ihr Interesse dem ihrer Werkzeuge durchaus entgegengesetzt war und auf jeden gefährlichen Druck ein noch gefährlicherer Gegendruck erfolgen mußte. Die Regierungsmaschine bekämpfte sich also selbst, anstatt, ihrer Bestimmung gemäß, den Staat zu ordnen; und die Aufgabe war nur immer, solche Auswege zu nehmen, daß jeder seine Rechnung dabei zu finden glauben mußte. Die Politik vertrat die Stelle der Moral; und das Chaos der inneren Verhältnisse blieb so furchtbar, daß man nur immer darauf bedacht seyn mußte, wie man sich der Gährungsstoffe in auswärtigen Kriegen entledigen wollte.

Zweitens. Das Feudalwesen war ganz dazu gemacht, alle Centripetalkraft der Regierungsmaschine zu verhindern, in sofern es, seiner ganzen Anordnung nach, den Geist der Unabhängigkeit mit sich führte. Ein Aragonischer Hidalgo sagte: Ich bin eben so gut ein Edelmann, als der König, nur daß dieser reicher ist, als ich. So haben nicht alle Hidalgos der Europäischen Welt gesprochen; aber alle haben so gedacht, wenn sie nicht nothgedrungen waren, Werkzeuge der Staatschefs zu seyn. Der höhere Adel in Frankreich war um so mehr berechtigt, sich jeder Unterordnung zu entziehen, weil er seine großen Besitzungen nur zum Verderben der königlichen Autorität anlegen konnte, wenn sie nicht unbenutzt bleiben sollten. Versetzet man sich in die Zeiten Franz des Ersten, so erblickt man den Connetable von Bourbon, der das Reich in einen Bürgerkrieg stür-

jet, weil er nicht länger einen Staat im Staate bilden soll. Man erinnere sich der Guisen und aller der Auftritte, welche Frankreich bis zur Schlacht von Yory verheerten; man denke an die Sorgen zurück, welche die Ansprüche des Adels Heinrich dem Vierten verursachten; man durchlaufe die Regierungsgeschichte seines Nachfolgers und beherzige die wahre Ursache von Richelieu's Despotismus: und überall wird man die Entdeckung machen, daß das Feudalwesen Frankreich in einer beständigen Unruhe erhielt. Ludwig der Vierzehnte würde nie zu einem hohen Grad des Ansehens emporgestiegen seyn, hätte er nicht die Kunst verstanden, den Adel zu beherrschen. Louvois und Colbert wirkten gleich sehr zu diesem Endzweck, der erstere durch die unaufhörlichen Kriege, worein er Frankreich verwickelte, der letztere durch seine Colonialerfindungen, welche das Fundament der Feudalaristokratie mehr untergruben, als alles, was von den Königen selbst ausgegangen war. Es war, wie oben angedeutet worden ist, die Tendenz zum Handel, was die meisten Staatsgebrechen unter Ludwig dem Funfzehnten und dessen Nachfolger veranlaßte; aber sie veranlaßte diese Gebrechen nicht durch sich selbst, sondern in der Verwickelung mit dem Feudalwesen, das sich noch immer erhalten wollte, selbst nachdem es seine beste Kraft verloren hatte. Für die französischen Könige war es ein besonderes Unglück, daß sie, aus Unkunde des Verhältnisses, worein die übrigen Staatsbürger gegen den Adel getreten waren, jene in eben dem Augenblick verließen, wo es einen Kampf auf Tod und Leben galt; einen Kampf, den die Könige, um zur Souveränität empor zu steigen, selbst eingeleitet hatten.

Drittens. Noch mehr als das Feudalwesen verhinderte die Hierarchie der römischen Kirche alle Centripetalkraft der Regierungsmaschine. Nicht genug, daß sie als Beschützerinn der Theokratie einen Staat im Staate bildete und den Gemüthern der Regierten eine zwiefache

Richtung gab, von welchen ſich die eine auf den Chef der Kirche, die andere auf den Staatschef bezog, unterſtützte ſie auch das Feudalweſen eben ſo ſehr, als ſie von demſelben unterſtützt wurde. Der Punkt, wo ſich die Kirche an das Feudalweſen anlehnte, hieß: das Geſetz der Erſtgeburt. Wie unumgänglich nothwendig auch dies Geſetz zur Aufrechthaltung der Kraft des Feudalweſens ſeyn mochte; ſo war und blieb es doch, ſelbſt in der Empfindung derjenigen, die ſich ihm unterwarfen, ein unnatürliches, weil es die elterliche Liebe ariſtokratiſirte und dadurch alle Familiengerechtigkeit über den Haufen warf. Welcher Vater konnte mit Gleichmuth den Gedanken ertragen, daß er nur Ein Kind haben dürfe, und daß alle übrigen, die er erzeugen würde, als Waiſen ins Almoſen geſtoßen werden müßten? Hier nun kam die Kirche dem Feudalweſen trefflich zu ſtatten, indem ſie Zufluchtsörter anbot; und daher der Zuſammenhang des Feudalweſens mit der Kirche. Beide unterſtützten ſich gegenſeitig und beider Kraft ſchien unzerſtörbar, bis der Umſturz des erſteren den der letzteren nach ſich zog und eine ganz neue Organiſation der Hierarchie nothwendig machte. Im Grunde war es unverantwortlich, wenn die franzöſiſchen Könige, eine längere Zeit hindurch, die Geiſtlichkeit zur Stufe für die Souveränität benutzen wollten; denn um den Königen (Repräſentanten der Kosmokratie) ehrlich zu dienen, hätten die Geiſtlichen (Repräſentanten der Theokratie) ſich ſelbſt zerſtören müſſen. Doch ſo groß war die Verwirrung des Geiſtes der ganzen franzöſiſchen Regierung, daß den Königen nichts anderes übrig blieb, als ſich bald in die Arme der Geiſtlichkeit, bald in die Arme der Ariſtokratie zu werfen, wenn ſie ihr Anſehn retten wollten; die Sache ſelbſt war ſo nothwendig, daß dem Geſchichtsforſcher bei dieſen Oscillationen der königlichen Autorität nichts weiter zu beobachten übrig bleibt, als die inneren Geſetze, nach

welchen sie erfolgten. Im Ganzen genommen entschied der Grad des Selbstgefühls über die Wahl des ersten Ministers in dem geistlichen oder in dem weltlichen Stande. Je schwächer dies Selbstgefühl war, desto gewisser wurde ein Geistlicher zum ersten Minister ausgeprägt; und je stärker es war, desto sicherer fiel die Wahl auf irgend einen Mann von Kopf aus dem niederern Adel. Wesentlich verschieden waren die Wirkungen dieser Wahl, weil ein geistlicher Premier-Minister seiner Natur nach nur immer auf Verstärkung der Theokratie, ein weltlicher Premier-Minister hingegen nur auf Verstärkung der Kosmokratie hinarbeiten konnte; wie diese Wirkungen aber auch im Uebrigen beschaffen seyn mochten, so vermehrten sie nie das königliche Ansehn, das sie vielmehr, so viel an ihnen war, untergruben. Nur von dem Cardinal Richelieu mag man behaupten, daß er eine Ahnung von der Souveränität hatte; dies beweiset sein politisches Testament, vorzüglich in derjenigen Stelle, wo er dem Staate seine Hauptstütze in den Tugenden des Monarchen und seiner Minister zu geben empfiehlt.

Allen diesen Hindernissen der wahren Souveränität vermochten die französischen Könige nur dadurch zu begegnen, daß sie ihnen dreierlei ganz verschiedene Kräfte entgegen setzten, nämlich das Militär, den Premier-Minister und die Maitresse. Nicht als hätten sie durch ein solches Verfahren das Wesen der Souveränität ergriffen; dies mußte ihnen vermöge der Stellung, welche sie einmal genommen hatten, ewig fremd bleiben. Alles, was sie gewinnen konnten, war der Schein, oder, wenn man lieber will, die Idealität der souveränen Macht.

Durch das Militär wirkten sie der Feudalaristokratie und der römischcatholischen Kirche in sofern entgegen, als sie den Adel durch das Princip der Ehre

zwangen, sich in dasselbe aufnehmen zu lassen und dadurch einem wesentlichen Theile seiner Unabhängigkeit zu entsagen, und als sie der Hierarchie das Uebergewicht raubten, das sie, vor Entstehung der bewaffneten Macht, als metaphysisch-coercitive Gewalt besaß.

Der Premier-Minister war, in einem gewissen Sinne des Worts, der Proletarius des Staatschefs. Von ihm ging aller Impuls der Regierungsmaschine aus, nur daß er eben so wenig als der Staatschef das Recht hatte, der bildende Geist (deus ordinans) des Staats zu seyn. Traf er nun beim Impulsiren nicht den gehörigen Punct, so fiel alle Verantwortlichkeit auf ihn allein zurück, während der Staatschef seine volle Sicherheit behielt. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß der Premier-Minister seine Stellung immer so nahm, daß weder der Staatschef, in sofern es ihm um Souveränität zu thun war, seinen Endzweck erreichte, noch die Feudalaristokratie und die Hierarchie der römischen Kirche, insofern sie auf eine vollendete Trennung hinwirkten, jemals zum Ziele gelangen konnten. In sich selbst war er ein Vernichter der Souveränität; denn indem er alles, was darin Reales war, für sich behielt, und das Nichtreale dem Staatschef überließ, brachte er diesen auf die leere Repräsentation zurück.

Die Maitresse hatte bei weitem mehr einen politischen, als einen diätetischen Endzweck; denn sie vollendete die Organisation der Regierungsmaschine, in sofern diese nicht ohne alle Gefahr auf den Staatschef zurückwirkte, und war gleichsam das flache Ufer, an welchem sich die Wellen der Anmaßung brachen. Merkwürdig ist es, daß die physischen Bedürfnisse der französischen Könige sich genau nach der Widerstandskraft richteten, welche in ihren Premier-Ministern enthalten war. Unter Richelleus Staatsverwaltung gab es keine königliche Maitresse, weil er ihrer zur Aufrechthaltung

der königlichen Autorität nicht bedurfte. Ludwig der Vierzehnte, welcher den edlen Ehrgeiz fühlte, selbst imponiren zu wollen, machte Weiber zu seinen Proletariern und stieg durch sie zu einer Idealität empor, welche kein französischer König vor ihm genossen hatte. Ludwig der Funfzehnte konnte nicht ohne einen ersten Minister regieren; weil aber die Aufgabe, die der erste Minister zu lösen hatte, immer schwerer wurde, so war vor allen Dingen nothwendig, die Maitresse häufig zu wechseln. Ludwig der Sechzehnte war bestimmt, in dem Kampf unterzugehen, den seine Vorgänger unbeendigt gelassen hatten; dazu war unter andern erforderlich, daß er mit so viel anderen Tugenden eines Privatmannes die der Häuslichkeit verband.

Drittes Kapitel.

Ueber die Nationalversammlung und die von ihr ausgegangene erste Constitutionsurkunde des französischen Reichs.

Bei einer so ungeheuren Verwirrung, als der französischen Regierungsmaschine seit mehr als zwei Jahrhunderten eigen gewesen war, muß man sich vor nichts so sehr in Acht nehmen, als vor der Anklage eines Individuums; denn die Dinge geben zuletzt den Ausschlag über die Kraft selbst des Einsichtsvollsten und Gewandtesten.

Wir wollen es also auch nicht tadeln, daß Calonne, nach mehreren gewagten Finanzoperationen, im Anfange des Jahres 1787 die Notablen in der Hoffnung zusammenberief, daß sie seine Vorschläge, dem Geldmangel der Regierung abzuhelfen, auf der Stelle genehmigen

nehmigen würden. Die Voraussetzung dieses Ministers war, daß die privilegirten Stände lieber einem Theile ihrer Vorrechte, als ihrer Existenz entsagen würden; allein eine solche Voraussetzung ist darum falsch, weil jedes Individuum aus einer Art von Instinkt weiß, daß es staatsbürgerlichen Vorzügen nicht entsagen kann, ohne seine Persönlichkeit aufzugeben. Wir dürfen uns also gar nicht darüber wundern, daß die Notablen, anstatt sich bereitwillig finden zu lassen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Verwaltung des Ministers richteten und ihn dadurch zur Flucht zwangen.

Sein Nachfolger im Ministerio, der Herr von Brienne, glaubte alles gewonnen zu haben, sobald er die Landtaxe und die Stempeltaxe durchgetrieben hatte; allein, nachdem das Mistrauen einmal in Gang gebracht war, bedurfte es, um die königliche Autorität auf eine noch gefährlichere Spitze zu stellen, nur der Erklärung von Seiten des Parlements, daß dergleichen Taxen in einer Versammlung der Reichsstände bewilligt werden müßten. Das Verhältniß des Parlements zu dem Staatschef war von jeher ein gefährliches gewesen, in sofern sich die sämtlichen Mitglieder des Parlements weniger als einen Ausschuß der königlichen Macht, denn als eine Gesellschaft betrachteten, welche bestimmt wäre, den Schiedsrichter zwischen König und Volk zu machen. Unter den obwaltenden Umständen konnte man der Anmaßung des Parlements nur dadurch begegnen, daß man eine sogenannte Cour pleniere errichtete; doch indem die Wirksamkeit des Parlements dadurch aufgehoben war und der Despotismus mehr als jemals herbeigeführt schien, erhob sich von Seiten der ganzen Nation ein Murren, welches die doppelte Wirkung hervorbrachte, daß der erste Minister seinen Abschied nahm, und daß die Zusammenberufung der Stände decretirt wurde.

Der Reichstag wurde im Mai des folgenden

Jahres (1789) eröffnet: und nun zeigte sich sogleich, welch ein bestimmtes Uebergewicht die Deputirten des Bürgerstandes erhalten würden; denn kaum hatte der Adel angefangen, seine Vorrechte zu vertheidigen, so eigneten sich jene die Benennung der Nationalversammlung, welche der König den sämmtlichen Deputirten der drei Stände ertheilt hatte, ausschließend zu und nöthigten dadurch den Staatschef, den Adel und die Geistlichkeit zu bitten, daß sie sich nicht von dem dritten Stande trennen möchten.

Der Einfluß der nordamerikanischen Revolution auf den Geist der Nationalversammlung war gewiß weit geringer, als man gewöhnlich annimt. Da über die Form der Regierung nichts so sehr entscheidet, als das Verhältniß der Bevölkerung zu dem Terrain, das sie bewohnt, so fehlte es in der Nationalversammlung nicht an Männern welche einsahen, daß eine dünne Bevölkerung in einem unermeßlichen Lande, ein neues Volk auf einem jungfraulichen Boden, ein Volk, dessen Thätigkeit sich auf leichte und zahlreiche Hülfsmittel der Arbeit und des Unterhalts beschränkt, mit einem Worte, ein Staat, der auf einer großen Halbkugel isolirt liegt und mit einem Gürtel von undurchdringlichen Wäldern und weiten Mauern umgeben ist, in keine Vergleichung gebracht werden könne mit einem Staate, der, mitten im alten Europa, zwischen unternehmenden und unruhigen Völkern eingezwängt liegt, wie alle zahlreichen und polizirten Völker unternehmend und unruhig ist und in welchem die Mittel zur Subsistenz in Verhältniß des Luxus kostbar und selten sind. Diese Sprache führte Barnave, als Bailly die amerikanische Regierungsform als ein Muster vorhielt; und der Eindruck, den er auf die constituirende Versammlung machte, bewies sehr augenscheinlich, daß eine Präsidenten- oder Föde-

ralregierung nicht ihr Ideal in Beziehung auf Frankreich war.

Indeſſen theilten die ſämtlichen Mitglieder der Nationalverſammlung einen Irrthum, der, wenn er das Unglück Frankreichs machte, ſeine Entſchuldigung in der bloßen Exiſtenz dieſer Nationalverſammlung fand. Er beſtand darin, daß alle ohne Ausnahme die Souveränität mit dem Despotismus verwechſelten und in dem Wahne ſtanden, daß man, um zur Freiheit zu gelangen, die Macht des Staatschefs nicht genug einſchränken könne. Das ganze republikaniſche oder vielmehr polyarchiſche Syſtem, das ſich in der Folge ſo furchtbar entwickelte, lag in dieſem Irrthum eingehüllt; allein konnte die Nationalverſammlung dieſem Irrthum entrinnen, da ſie, ſelbſt wenn ſie ihm — was gewiß nicht der Fall war — in der Theorie entſagt hätte, verpflichtet war, ihn in der Praxis zu befolgen, nachdem ſie einmal das Geſchäft übernommen hatte, eine neue Regierungsmaſchine aufzubauen? Ludwigs des Sechzehnten und Frankreichs Unglück lag darin, daß die Souveränität ſich zwar zum Schein aber nicht in der Wirklichkeit ertheilen läßt; und da der König nicht die Macht hatte, die ganze Regierungsform ſelbſt anzuordnen, ſo mußte er ſich auch die Stellung gefallen laſſen, die man ihm in derſelben anweiſen würde.

Sobald es auf Schwächung der Macht des Staatschefs ankam, ſo blieb nichts anderes übrig, als das Verhältniß der Regierten zu der Regierung in einen Contract zu verwandeln; und dieſer Contract ließ ſich nicht beſſer bekräftigen als durch eine Trennung der geſetzgebenden und vollziehenden Macht und durch Beſchränkung des Staatschefs auf die letztere. Man leſe die erſte Conſtitution von Anfang bis zu Ende, und man wird finden, daß von der Souveränität nie in dem Sinne die Rede iſt, in welchem wir dies Wort

genommen haben, und daß die Nationalversammlung sich nur allen tief eingeprägt hatte, die Regierung eines Volks könne auf Kosten des Volks stark seyn; ein Fall, der niemals eintreten kann.

Das Beste, das aus der von der ersten Nationalversammlung zu Stande gebrachten Constitutionsurkunde hervorgehen konnte, war eine Regierungsverfassung, wie die des großbritannischen Reichs. Allein indem man festsetzte: erstlich, daß alle Bürger ohne allen Unterschied, den ihrer Tugenden und Talente ausgenommen, zu allen öffentlichen Aemtern fähig seyn sollten; zweitens, daß alle Auflagen unter alle Bürger nach Verhältniß ihres Vermögens gleich vertheilt werden sollten; drittens, daß gleiche Verbrechen, ohne allen Unterschied der Personen, mit gleichen Strafen belegt werden sollten: kurz indem man die vollkommenste Gleichheit der Staatsbürger zur Grundlage der öffentlichen Freiheit machte und das Feudalwesen für immer aufhob, war eine Verfassung wie die großbritannische einmal für allemal unmöglich gemacht; denn es konnte kein Oberhaus entstehen, um dem Kampf, worein die vollziehende Macht mit der gesetzgebenden gerathen mußte, das Verderbliche zu nehmen, das ihm an und für sich anklebt.

Der große Fehler, den Ludwig der Sechzehnte beging, bestand darin, daß er eine Constitution annahm, die ihn als Staatschef so sehr paralysirte, daß sie ihm sogar die ideale Macht raubte, welche seine Vorgänger genossen hatten. Man sage hier nicht, die Constitution sey ihm aufgedrungen worden. Er hätte sich dieselbe nicht [illegible] aufdringen lassen. Ein Staatschef, der [illegible] von seiner [illegible] so wie jeder anderen [illegible] der Furcht unzugänglich seyn, und den Muth haben, seiner Bestimmung, es

koste was es wolle, gemäß zu leben. Unstreitig würde eine entschlossene Verwerfung der Constitution sehr wichtige Folgen gehabt haben; allein da es Dinge giebt, welche keine Nachgiebigkeit gestatten, so geht man sicherer, wenn man der Wahrheit getreu bleibt, als wenn man sich von Ränken und Hinterhaltigkeit bleibende Vortheile verspricht. In der That, eine förmliche Abdankung würde den unglücklichen König viel weiter geführt haben, als die allerverschlagenste Politik. Das Einzige, was sich zu seiner Entschuldigung sagen läßt, ist, daß er in einem Zeitalter lebte, welches sich nicht besser bezeichnen läßt, als durch die Benennung des goldenen Zeitalters des Glaubens an die Kraft der Constitutionen. Dem allgemeinen Zuge seiner Zeitgenossen folgend, versprach sich Ludwig von der Schöpfung der Nationalversammlung unendlich mehr, als er sollte; und da er in einem gewissen Sinne des Worts immer das Werkzeug der Verfassung gewesen war, so konnte es ihm um so gleichgültiger scheinen, welcher Verfassung Werkzeug zu werden, er vom Schicksal bestimmt sey. Indessen mußten sich die Wirkungen der durch die Constitutionsurkunde errichteten Regierungsmaschine sehr bald offenbaren. Denn das erste Veto, welches die vollziehende Macht aussprach, mußte den Abgrund eröffnen, den die Constitution ausgehöhlt hatte. Noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, wo der Thron in diesen Abgrund stürzen mußte; allein die mit dem Veto verbundene Gefahr kündigte sich in dem Versuch an, den der König machte, Frankreich zu verlassen, nachdem er nicht lange vorher geschworen hatte, alle Macht, die er vermöge der Constitution besitze, zur Erhaltung derselben anzuwenden und über die Ausübung der Gesetze zu wachen.

Viertes Kapitel.

Ueber die zweite Nationalversammlung und den in ihr vorherrschenden Geist.

Ich schreibe hier nicht die Geschichte der französischen Revolution; ich deute nur die Ursachen der Erscheinungen an.

Ein Volk kann nur als Masse in Betrachtung gezogen werden. Diese Masse mag mit einer größeren oder geringeren Kraft wirken, je nachdem sie besser oder schlechter geleitet wird; da aber alles, was Leitung genannt werden kann, eine Sache der Intelligenz ist, und diese niemals der Masse als solcher beiwohnt; so ist es abgeschmackt, von Volkssouveränität zu sprechen. Die Souveränität kann immer nur ein Prädikat der Regierung seyn; und dies Prädikat wird ihr alsdann zukommen, wenn sie die Richtungen, welche die Masse von ihr erwartet, mit so viel Einsicht und Weisheit giebt, daß Vertrauen zu ihr möglich ist. Wird die Regierung durch sich selbst verhindert, die Impulse mit Einsicht zu geben, so ist sie in sich vernichtet; und soll dies nicht der Fall seyn, so muß die Organisation derselben so beschaffen seyn, daß eine Einheit des Impulses durch sie möglich wird. Der allerwesentlichste Bestandtheil einer Regierung ist die Macht, womit sie wirkt. Diese schwächen, heißt das ganze Regierungsgeschäft verkehren. Die Regierten suchen in der Regierung beständig einen Stützpunkt für ihre Bewegungen; finden sie nun diesen Stützpunkt nicht, so ist nichts natürlicher, als daß sie, selbst mit der größten Vorliebe zur Concentricität, excentrisch werden.

Von dem Augenblick an, wo durch die Constitution eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht zu Stande gebracht war, mußte ganz Frankreich in zwei Parteien zerfallen, von welchen die eine ihre verlornen Rechte durch feileres Umklammern des königlichen Interesses wieder zu erhalten strebte, während die andere ihre neu erworbenen Rechte durch engere Anschließen an die Nationalversammlung zu behaupten suchte. Im Grunde wollten beide dasselbe, nemlich Einheit der Regierung; aber diese Einheit war für den Privatsitz dadurch unmöglich gemacht, daß sich durch die Constitution eine nie ausgleichbare Kluft zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Macht befunden hatte. Was in dem Verfahren der beiden Parteien als böser Wille erschien, war nichts mehr und nichts weniger, als Wirkung des Selbsterhaltungstriebes, der den Menschen nie verläßt, und in dem Staatsbürger mit verdoppelter Stärke wirkt, sobald er sich seines bisherigen Stützpunktes in der Regierung beraubt sieht. Die Auswanderungen des Adels und der Geistlichkeit, was waren sie anders, als Sammlungen zur Wiederherstellung der Einheit der Regierung? Die Insurrectionen im innern Frankreich — waren sie nicht dasselbe? Die Jacobiner, Cordeliers u. s. w. erschienen dem Philosophen in einem ganz anderen Lichte, als dasjenige ist, worin man sie gewöhnlich erblickt. Denn er sieht in ihnen nur Parteien, denen es um eigene Sicherheit zu thun ist, die sich immer nur in der Sicherheit des Ganzen wiederfinden läßt. In der That, alles, was der Philosoph bei solchen Associationen bedauern kann, ist die Nothwendigkeit ihrer Entstehung. Daß das Uebel durch sie verschlimmert wird, liegt in der Natur der Sache, da es ihnen eben so sehr an der Macht als an der wahren Einsicht gebricht und folglich nur ein gewisser moralischer In-

sich in ihnen walten kann. Gegenwärtig, wo die Leidenschaften ausgetobt haben, dürfte man, ohne einen heftigen Widerspruch befürchten zu müssen, wohl behaupten: daß die Jacobiner Frankreich unendlich nützlicher gewesen sind, als viele glauben. Da nämlich das Verhältniß, worin sich die vollziehende Macht zur gesetzgebenden befand, eben so wenig fortdauern konnte, als die früheren Mißverhältnisse, welche eine Nationalversammlung nöthig gemacht hatten, so waren es die Jacobiner, welche am allerkräftigsten auf eine Republik drangen, welche den in der Constitutionsurkunde niedergelegten allgemeinen Ideen von Gleichheit und Freiheit angepaßt wäre. Des Königs konnten sie sich aus einem doppelten Grunde nicht annehmen: einmal, weil aus seiner Schwäche die ganze Revolution hervorgegangen war; zweitens, weil er noch immer als Repräsentant des Feudalwesens da stand und folglich, so viel an ihm war, die Gleichheit als Fundamentalgesetz des Reichs wieder aufheben mußte. Nichts blieb ihnen also anderes übrig, als das Königthum, wie nachtheilig es auch in sich selbst seyn mochte, in den Abgrund zu stürzen, den die Constitution eröffnet hatte und Frankreichs Rettung in einer demokratischen Verfassung zu versuchen: ein Verfahren, woran nur Mirabeau's Riesenkraft sie eine längere Zeit hindurch verhindern konnte, der, da die durch das Princip der Trennung zu Stande gebrachte Monarchie unstreitig sein Werk war, dieses so lange unterhielt, bis seine Stärke in sich selbst verschwand und sein Tod den Umsturz einer gleichberechneten Verfassung nach sich zog.

Man hat sehr oft behauptet, daß die jugendliche Heftigkeit der Mitglieder der zweiten Nationalversammlung die Schuld des lebhafteren Umschwunges trage, welchen die Dinge in Frankreich seit der Flucht des Königs erlitten; allein man hat vergessen, daß alle

menschliche Weisheit ihre Gränzen hat, und daß man der Kraft der Dinge oft nur in dem Maaße widersteht, als man zum Widerstande berechtigt ist. Der Hauptfehler lag immer in der Constitution, in sofern diese eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht forderte; und dieser Hauptfehler war um so bedeutender, weil er die sämtlichen Mitglieder der Regierung in Werkzeuge der Constitution verwandelte und dadurch die Souveränität unmöglich machte. Wie leicht konnte der Fall eintreten, daß die gesetzgebende und vollziehende Macht durch die ihnen in der Constitution ertheilten Rechte an einander geriethen! Dem Könige war ein Veto gestattet. Wie, wenn er dies Veto zu eben der Zeit aussprach, wo die Vollziehung sich mit keinem Aufschub vertrug, wofern der Staat nicht in die größte Gefahr gerathen sollte? Ein solcher Fall entschied über die Güte der Constitution; und dieser Fall trat wirklich ein, sobald die Nationalversammlung jene berühmten Gesetze gegen die Ausgewanderten und die widerspännstigen Priester gegeben hatte. Diese Gesetze, so wie das Veto, wodurch ihre Kraft wo nicht vernichtet, doch wenigstens suspendirt war, erfolgten auf den Antheil, welchen das übrige Europa an den Fortschritten der Revolution zu nehmen begann; und während die Nationalversammlung nur das Interesse Frankreichs im Auge hatte, verfolgte der König offenbar ein Privatinteresse, das seinen ersten Ursprung theils in der Anhänglichkeit an seiner Familie, theils in seinem religiösen Gemüthe hatte. Die Disharmonie der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war von nun an erklärt und der Antagonismus gegenseitiger Rechte mußte zu fürchterlichen Krisen führen.

Sie lösten sich auf in den zehnten August. An diesem merkwürdigen Tage wurde das Princip der Trennung nicht sowohl vernichtet, als in seiner bisher-

rigen Form zerstört. Versank die vollziehende Macht in den Abgrund, der ihr in dem dritten Abschnitt der dritten Abtheilung der Constitutionsurkunde eröfnet war, so verlor die aufgehende Macht das Heft der Regierung aus ihren Händen. Wie viel geschah gegen ihren Willen, und nur übereilig ward jetzt die Form, in welcher sie sich bis dahin bewegt hatte! Die September-Einen waren ein fürchterlicher Beweis von der Nothwendigkeit einer starken Regierung in einem großen Reiche. Die Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Nationalversammlung konnte, was nothwendig sie auch nach dem Umsturz des Thrones seyn mochte, keine glücklichen Wirkungen hervorbringen, weil sie nur eine ideale war. Zwar suchte man sie dadurch in eine reale zu verwandeln, daß man den schuldlosen Ludwig den Sechzehnten als einen Verbrecher hinrichtete; allein diese Verwandlung war in sich selbst unmöglich, weil durch die Mehrheit gleichberechtigter Mitglieder die Einheit des Impulses wegfiel. Mochte also die bisherige Nationalversammlung immerhin den Titel eines Nationalconvents annehmen, so hörte sie deshalb nicht auf, eine polyarchische Regierung zu bilden.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Terrorismus und Moderantismus der Conventsregierung.

Es war die Ungleichartigkeit der Mitglieder des Convents, was jene Kämpfe herbeiführte, worin die Girondisten den Moratisten unterlagen. Furchtbare Ungewitter hatten sich gegen die Integrität des Reichs zusammengezogen. Diese zu retten, war die höchste

Einheit der Maßregeln erforderlich. Zurück konnte man nicht: und wollte man vorwärts, so bedurfte es bei weitem mehr derjenigen Kraft, die das Genie giebt, als derjenigen, die in bloßen Talenten enthalten ist. Die Girondisten waren die Schöngeister der Revolution; und weil sie nicht mehr waren, so konnten sie die Revolution nur verderben. Die Marat'schen sorgten, wie sehr sie ihren Gegnern auch an Talenten nachstehen mochten, die wahren Chefs der Revolution und als solche die Einzigen, von welchen sich Rettung erwarten ließ.

Wie man auch über den persönlichen Werth der Mitglieder des Wohlfahrts- und des Sicherheitsausschusses urtheilen mag, immer muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, erstlich, daß sie einsahen, kein Opfer sey allzugroß, um die Integrität des Reichs zu retten, zweitens, daß sie nicht nur Erfindungskraft genug besaßen, um ganz neue Mittel zu organisiren, sondern auch den Muth hatten, ihre Grundsätze mit ihrem Leben zu verbürgen.

Das Jahr 1793 war für Frankreich das allerfürchterlichste, in sofern das Reich von allen Seiten von den tapfersten Heeren Europa's angefallen war. Es fehlte nicht an Vertheidigungsmitteln; aber die Regierung war ohne Credit, theils weil sie neu, theils weil sie vielköpfig war. Um sich nicht selbst im Wege zu stehen, reinigte sie sich zunächst von den Gährungsstoffen, welche in ihr vorhanden waren, und zentralisirte sich unmittelbar darauf in ihren Ausschüssen. Die Mehrzahl der Franzosen war noch auf ihrer Seite; aber diese Mehrzahl konnte nichts weiter darbringen, als den guten Willen, das Vaterland gegen alle Angriffe auswärtiger Feinde zu vertheidigen. Sollte dieser gute Willen nicht unbenutzt bleiben, so war es die Angelegenheit der Regierung, alles dasjenige herbeizuschaffen, was die Vertheidiger des Vaterlandes

brauchten, um mit Nachdruck und Eifer zu kämpfen. In der Natur der Sache liegt es, daß, wenn der Arme sein Blut für eine große Angelegenheit vergießet, der Reiche so viel von seinem Reichthum abgeben muß, daß das Blut des Armen nicht vergeblich vergossen werde. Aber auf den Reichen wirkt man nicht so ein, wie auf den Armen. Ist die Triebfeder des Enthusiasmus für diesen vorhanden, so ist sie es nicht für jenen; es liegt in seinem ganzen Wesen ausgedrückt, daß er zwar Opfer empfangen, aber keine darbringen will; und wie unwidersprechlich richtig auch die Maaßregeln der Regierung seyn mögen, so wird sie ihm doch nicht eher eine gute heißen, als bis sie ihn nicht mehr in Contribution setzt. Das einzige Mittel, ihn zu Aufopferungen zu bewegen, ist der Schrecken; und weil es kein anderes giebt, so muß es zu allen Zeiten gebraucht werden, wo ein gegebener Staat nur durch Anstrengung aller seiner Kräfte gerettet werden kann.

Man vergesse nicht, daß es hier gar nicht darauf ankommt, den Schrecken zu verschweigen, sondern nur, ihn zu erklären. Durch die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht hatte die französische Regierung den letzten Rest des Vertrauens verloren, das sie bis dahin den Regierten eingeflößt hatte. Diese Trennung hatte freilich dadurch aufgehört, daß die Convenirregierung eine einige geworden war; allein das Vertrauen konnte um so weniger sogleich wiederkehren, weil sich die Regierung noch nicht in sich selbst geordnet hatte. Wollte nun die Regierung gleichwol ihre Bestimmung erfüllen, so blieb ihr nichts anderes vorig, als ein Vertrauen, das sie zu erwerben keine Zeit hatte, zu usurpiren. Und in diesen wenigen Worten ist alles enthalten, was man über die Schreckensperiode sagen kann.

Die Regierung mußte vor allen Dingen darauf bedacht seyn, die Mittel herbeizuschaffen, welche die Aufrechthaltung der Armeen an den Gränzen des Reiches bewirkten. Baares Geld war das schreiendste Bedürfniß; aber baares Geld ist nur durch Vertrauen vorhanden. Dies war der Stein des Anstoßes. Ließ sich das Vertrauen nicht erzwingen, so mußte das Reich seinem Schicksale überlassen werden. Doch es läßt sich erzwingen, wo nicht in sich selbst, doch wenigstens in den Verlangen; und die Conventsregierung erzwang es auf folgendem Wege:

Mirabeau hatte unter dem Titel der Assignaten ein Papiergeld geschaffen, welches Anweisungen auf die liegenden Güter der Geistlichkeit enthielt, und vor Mirabeau war ein gewisser Guillotin Erfinder eines Werkzeuges geworden, welches eben so schnell als sicher tödtet. Es kam darauf an, die Assignatenpresse und die Guillotine in eine solche Harmonie zu setzen, daß die Bewegung der ersteren durch die der letzteren gemäßigt wurde, oder, mit anderen Worten, den Credit der Assignaten durch eine abschreckende Bestrafung derjenigen aufrecht zu erhalten, welche die Verabwürdigung derselben und Unglauben und Verbrechen betreiben würden. Von dem richtigen Verhältnisse dieser beiden Werkzeuge hing zugleich die Herrschaft der Regierung und die erfolgreiche Vertheidigung Frankreichs gegen die Anfälle der Alliirten ab; die erstere, in soferne die Regierung Gefahr lief, von der Kraft des in den Händen der Reichen befindlichen baaren Geldes erdrückt zu werden, wenn sie demselben kein Gegengewicht in einem Papiergelde gab, welches gleichen Werth mit klingender Münze hatte; die letztere, weil die Tapferkeit der Vaterlandsvertheidiger nur in soweit gesichert war, als man das baare Geld nach den Gränzen hinlieh und den innern Verkehr durch Papiergeld belebte. Um

aber jenes richtige Verhältniß hervorzubringen, blieb nichts anderes übrig, als die Assignatenpresse und die Guillotine durch zwei andere Institutionen zu decken, welche gleichsam die Schutzwehr derselben vorstellten. Die erste dieser Institutionen war das Revolutionstribunal mit dem Auftrage, über alle revolutionäre Verbrechen zu richten; die zweite jene unermeßliche Zahl von Revolutionsausschüssen mit dem Auftrag, alle Feinde der Revolution vor das Revolutionstribunal zu stellen. Durch beide Institutionen wirkte man in sofern auf die Guillotine hin, als diese in beständiger Bewegung bleiben mußte, wofern die Assignatenpresse nicht vergeblich schwitzen sollte; und um dem ganzen Verfahren den Anstrich der Rechtmäßigkeit zu geben, wurde am 17 Septemb. ein Gesetz bekannt gemacht, in welchem die revolutionären Verbrechen aufs bestimmteste angegeben waren.

Die Bewegung der ganzen Regierungsmaschine war nun folgende: der öffentliche Ankläger bildete den Communikationspunkt zwischen den Revolutionsausschüssen und dem Sicherheitsausschuß des Convents und setzte diesen wiederum in Zusammenhang mit dem Revolutionstribunal. War die Liste der Verdächtigen dem Chef des Polizeybureau's im Sicherheitsausschuß vorgelegt worden, so bestimmte dieser, wie viel von den aufgeführten Verdächtigen vor das Revolutionstribunal gestellt werden sollten. Das Revolutionstribunal seinerseits verdammte mit demjenigen Grad von Schonung, welcher beobachtet werden mußte, wenn es nicht alles Vertrauen verlieren wollte. Die Verurtheilten wurden nach dem Revolutionsplatze geschleppt, wo die Guillotine aufgerichtet war. Hier nahm sie der Scharfrichter in Empfang, und je nachdem der Schrecken, den die langsamere oder geschwindere Bewegung der Guillotine hervorbrachte, stärker oder schwächer war, blieben die Assignaten in ihrem

Nominalwerth oder sanken unter denselben herab, womit wiederum die größere oder geringere Tapferkeit der französischen Heere im Zusammenhange stand. Eigentlich lag das Heil des Vaterlandes in den Händen des Scharfrichters.

Man verdamme eine solche Regierungsmethode so viel man wolle; und man wird ihr nach allgemeinen Begriffen niemals Unrecht thun. Allein, wenn gar nicht davon die Rede ist, war, alle Umstände bei Seite gesetzt, im Allgemeinen den Vorzug verdient, sondern davon, was, unter den einmal vorhandenen Bedingungen, das Beste ist; so wird man sich sehr wenig versucht fühlen, die Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses zur Rechenschaft zu ziehen; denn alsdann kann nur die Frage entstehen, ob Frankreichs Integrität auf einem anderen Wege gerettet werden konnte, da einmal die Regierung es nicht in ihrer Macht hatte, ein anderes Vertrauen einzuflößen, als dasjenige war, das sie durch den Schrecken erzwang? Auf diese Frage giebt es aber schwerlich eine andere, als eine verneinende Antwort. Kurz: will man gerecht seyn, so muß man eingestehen, daß durch das sogenannte Schreckenssystem ungemein viel für Frankreich geleistet worden ist. Dem consequenten Verfahren des Wohlfahrtsausschusses sind nicht bloß die Siege zuzuschreiben, welche am Schlusse des Jahres 1793 erkämpft wurden, sondern auch diejenigen, wodurch Frankreich im Sommer des folgenden Jahres in den Besitz Belgiens zurückkrat. Vergeblich würde man, um dies Phänomen zu erklären, auf Carnots tief durchdachte Operationspläne zurückkommen. Carnot konnte nur als theoretischer Strateg wirken und die Realisation seiner Ideen setzte beständig das Vorhandenseyn der Realisationsmittel voraus, welche von einer ganz anderen Seite herbeigeschafft werden mußten.

Uebrigens ist eine Schreckensregierung die schwächste, die sich denken läßt. Dies liegt in der Natur des Schreckens, der niemals gleichmäßig wirkt, und, wenn er den höchsten Punkt erreicht hat, die volle Freiheit des Geistes zurückgiebt. Eine Regierung kann den Schrecken nur dann einflößen, wenn sie mit Todesstrafen bedroht, unablässig bedroht, alle ohne Ausnahme bedroht, in immer steigenden Graden bedroht; wenn nicht nur jede Art von Handlung, sondern auch das Nichthandeln der höchsten Strafe unterworfen ist; wenn jede Art des Beweises und selbst der Schatten eines Beweises hinreichend ist, um ein Verdammungsurtheil nach sich zu ziehen. Aber was gewinnt sie dadurch? Alles für den Augenblick, nichts für die Dauer. Dadurch daß sie gestern zwanzig Köpfe abschlagen ließ, hat sie nichts geleistet, wenn sie heute nicht dreißig und morgen funfzig fallen macht; und wie reißend auch die Progression sey, so wird sie doch Mühe haben, den Fortschritten der Rache zu folgen, die sich in den Herzen der Bedrohten entwikkelt. Je verhaßter sie das Leben macht, desto schrecklicher muß sie den Tod machen, wenn er furchtbar bleiben soll. Reicht anfangs die Idee eines Giftbechers hin, die Einbildungskraft zu erschüttern, so muß man, um seinen Endzweck nicht zu verfehlen, bald darauf mit dem Bilde des Todes das Bild des Blutverströmens verbinden. Sodann muß man das Schlachtopfer mit anderen Schlachtopfern umgeben, um das eine nach dem andern abzuwürgen. Sodann muß man die Zahl verstärken und einen Unglücklichen funfzig andere Unglückliche hinrichten sehen lassen, ehe die Reihe an ihn kommt. Sodann muß man die Schlachtopfer mit grausamer Kunst zusammenkuppeln, so daß neben einem rechtschaffenen Bürger ein ausgemachter Bösewicht falle. Zuletzt geht dann das Raffinement so weit, daß der Vater nach dem Kinde, der

Gatte

Gatte nach der Gattin, der Bruder nach der Schwester stirbt. Und was hat man nach allen diesen Gradationen gewonnen? Nichts; denn die Wirkung des verstärkten Schreckens ist eben dieselbe, welche der einfache hervorbrachte, wofern der höchste Grad nicht den Vorzug hat, daß er gar keine Wirkung mehr in dem Gemüthe hervorbringt.

In Frankreich mußte die Schreckensperiode durch eben das abgekürzt werden, was sie geboren hatte. Sobald nämlich die Integrität des Reichs gerettet war, fiel die Hauptursache des Schreckensystems in sich selbst zusammen: denn nie hatte man in diesem System etwas anderes beabsichtigt, als die Rettung dieser Integrität des Reichs. Die Schlacht bei Fleurus endigte die Spannung, welche bis dahin in Frankreichs Nationalverhältnissen geherrscht hatte; und die Rückwirkung dieser Schlacht konnte für die Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses schwerlich eine andere seyn, als daß man anfing, sie weniger zu fürchten, und daß man Lust bekam, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Vergeblich suchten sie das ihnen bevorstehende Unglück dadurch von sich abzuwenden, daß sie den Schrecken verstärkten; was bisher Furcht gewesen war, konnte sich jetzt um so leichter in Wuth verwandeln, weil jede Erörterung des Verfahrens der Ausschüsse auf einen Punkt hinführen mußte, welchen die Gewalthaber alle Ursach hatten mit Stillschweigen zu übergehen; nämlich die Unerträglichkeit der Conventsregierung und den aus Ereditlosigkeit abstammenden Despotismus. Auf diesem Wege erfolgte der 9te Thermidor, an welchem die Seele des Terrorismus vernichtet wurde. Es waren Privatleidenschaften, welche Robespierre's Schicksal entschieden; denn hätte man ihn auf eine förmliche Weise zur Verantwortung gezogen, so würde er sich mit eben dem Nachdruck vertheidigt haben, womit er bis zur Schlacht bei Fleu-

aus die Gemüther nach seinem Willen beugte; eine ruhige Zergliederung der besonderen Umstände, welche den Schrecken nothwendig machten, würde seine Rechtfertigung mit sich geführt haben.

Waren Robespierre's Feinde nicht für ihre eigene Existenz besorgt gewesen, so würden sie die Triebfeder des Schreckens minder rasch zerbrochen haben. Das Verhältniß, in welchem die Guillotine mit der Assignatenpresse stand, war ein so wesentliches, daß es nicht aufgehoben werden konnte, ohne den Staat in die größte Gefahr zu werfen. Ursprünglich war die ganze Assignatenmasse auf 14 Millionen festgesetzt worden, und diese Masse hatte eine mehr als zureichende Hypothek in den der Nation anheim gefallenen Ländereien der Kirche. Von dem Augenblick an, wo der Krieg ein allgemeiner wurde, und es darauf ankam, Frankreich mit Aufopferung alles baaren Geldes zu retten, mußte die Assignatenmasse freilich vermehrt werden; aber die Aufgabe war jetzt, die Vermehrung so zu leiten, daß sie nicht verderblich wurde. Der Wohlfahrts-Ausschuß hatte sich diesem Geschäft unterzogen. Unterbrach man ihn in seinen Operationen so, daß ein völliger Stillstand der Guillotine erfolgen mußte, so war vorherzusehen, daß die Bewegung der Assignatenpresse durch nichts zu hemmen war, als durch eine vollendete Creditlosigkeit dieser Papiere. Und dies erfolgte unmittelbar nach dem 9ten Thermidor.

Sobald der Convent, um seine Furcht vor dem Wohlfahrtsausschusse zu verbergen, die Miene angenommen hatte, als habe er den Sturz Robespierre's zum Besten des Publikums herbeigeführt, mußte er seine Zuflucht zu entgegengesetzten Regierungsmaximen nehmen, und da der völlige Stillstand der Guillotine eine nothwendige Folge des Moderantismus war, so folgte diesem das Versinken des Papiergeldes von seinem Nominalwerthe bis zum vollendeten Unwerth

auf dem Fuße nach. Die allerfürchterlichsten Erscheinungen standen hiermit in Verbindung. Indem nämlich ein jeder mit dem von der Regierung eingeführten Gelde zu bezahlen suchte, und niemand dies Geld nehmen wollte, mußten die Dinge zu einem ungeheuren Preis emporsteigen und eine Hungersnoth das Schicksal der Hauptstadt werden. Daher die Insurrektionen in Paris; daher der erneuerte Parteikampf der Monarchisten und Polyarchisten auf allen Punkten des Reichs; daher die allgemeine Verzweiflung aller Bewohner Frankreichs; daher endlich die Kraftlosigkeit der Armeen, deren Generale zu Verräthern wurden. Man kann mit voller Wahrheit behaupten, daß der Moderantismus der Conventsregierung Frankreich eine ungleich größere Anzahl von Staatsbürgern gekostet hat, als der Terrorismus. Wahr ist, daß die Periode des Moderantismus irgend einmal eintreten mußte, weil der Terrorismus doch nicht ewig dauern konnte; allein wenn die Schlacht bei Fleurus durch den glücklichen Ausgang für Frankreich's Integrität den Schrecken vernichtete, oder wenigstens überflüssiger machte, so zog der Moderantismus den Krieg in die Länge, indem die Ohnmacht der Conventsregierung sich allzubald abspiegelte, um ihre Feinde nicht zu der Hoffnung zu verleiten, daß sie das Verlorne wieder gewinnen könnten.

Im Ganzen genommen giebt es zwischen dem Terrorismus und dem Moderantismus, so wie Frankreich beide erfahren hat, keinen anderen wesentlichen Unterschied, als den der Einsicht bei demselben Grade von Macht und Ansehn. Die Terroristen bildeten wenigstens eine Art von Regierung, indem sie, um das Ganze zusammen zu halten, eine Macht schufen, die ihnen nicht verliehen war; die Moderantisten hingegen wollten keine andere Macht, als welche ihre eigene Existenz heischte, und nahmen das Regieren

so sehr als eine Sache des Genusses, daß man mit Wahrheit von ihnen sagen kann, sie waren ihrer Bestimmung durchaus unwerth.

Sechstes Kapitel.

Ueber den Geist der Directorialregierung.

Eigene Lebensgefahr mußte den Convent aus dem Schlummer wecken, in welchen er durch Verzichtleistung auf die Macht versunken war.

Sollte Frankreich nicht in der Anarchie untergehen, die der Moderantismus gestiftet hatte, so war die Organisation einer neuen Regierungsmaschine unumgänglich nothwendig.

Diese Organisation erfolgte in der Darstellung der sogenannten Directorial-Regierung.

Wenn die Einheit der Regierung in der Person des Staatschefs aufgehoben, so bleibt nichts anderes übrig, als sie in einem Collectiv-Wesen wieder herzustellen, welchen Namen dieses Collectiv-Wesen auch führen mag.

Gesetzgebende und vollziehende Macht waren bisher in dem Nationalconvent concentrirt gewesen; allein da dieser Nationalconvent für die große Masse der französischen Staatsbürger keinen Stützpunkt abgab und eben deswegen zu keiner realen Macht gelangen konnte, so mußte man auf eine neue Regierungsform bedacht seyn, wofern man in der alten nicht untergehen wollte.

Von der einen Seite hatte man eingesehen, daß es unmöglich sey, in der bisherigen Form zu gebieten, ohne zugleich zu zerschmettern; von der andern leuchtete sehr deutlich ein, daß die Nachgiebigkeit zur Selbstzerstörung führte. Aber wie beiden Uebeln

entachen? Unstreitig befanden sich unter der Commission, welche den Auftrag erhielt, eine neue Constitution zu entwerfen, mehrere Männer, welche wohl begriffen, daß der französischen Nation der souveräne Wille durch kein anderes Symbol als durch den Monarchen bedeutend gemacht werden könnte; allein wo dies Symbol finden? Hätten die Bourbons sich dazu geeignet, so würden sie Frankreich niemals verlassen haben. Sie zurückberufen, hieß, die ganze Revolution vernichten, nicht, sie beendigen. Einen solchen Gedanken konnte man um so weniger haben, weil er das Verderben selbst derjenigen werden mußte, welche ihn ausführten, und weil er nicht verfehlen konnte, die Misbilligung der Mehrheit der französischen Staatsbürger nach sich zu ziehen. Unter solchen Umständen blieb schwerlich etwas anderes übrig, als dem Prinzip der Einheit fürs erste noch zu entsagen und seine Zuflucht von neuem zu dem Prinzip der Trennung zu nehmen.

Förmliche Absonderung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war also mit Beibehaltung der früher anerkannten Menschenrechte der Hauptgedanke der neuen durch die Eilfer Commission zu Stande gebrachten Constitution.

Die erstere sollte zwei Räthen anvertraut werden, von welchen der eine die Imagination, der andere die Vernunft des Staats repräsentiren sollte.

Die letztere sollte einer Gesellschaft von fünf Männern übertragen werden, welche, als Directoren, die Bestimmung hätten, die Idee in That zu verwandeln, und in dieser Beschränkung die ganze Regierungsmaschine zu impulsiren.

Durch Entgegenstellung der Interessen und Verschiedenheit der Verrichtungen glaubte man dem Ehrgeize derjenigen zu begegnen, welche unbesonnen genug seyn würden, nach Oberherrschaft zu streben; da aber

der Ehrgeiz niemals etwas anderes ist, als ein Streben nach Freiheit, so muß er durch alles, was sich nur ersinnen läßt, um ihn in Schranken zu erhalten, bei weitem mehr gereizt und gereizt, als eingeschläfert und vernichtet werden. Wo man durch Absonderung und Trennung ein Zusammenwirken und eine Harmonie erzeugen will, die durch sich bestehen, da wird man sich in seinen Erwartungen immer betrogen finden; nicht als ob Zusammenwirken und Harmonie bei Absonderung unmöglich wären, sondern weil es unmöglich ist, verschiedene Gewalten in den ihnen angewiesenen Gränzen zu erhalten, so lange keine Macht vorhanden ist, welche ihre Bewegungen einer Regel unterwirft. Die nachsten und stärksten Aufforderungen zum Austritt aus der Bahn der Constitution wird die vollziehende Macht immer dadurch haben, daß sie auf die bloße That eingeschränkt ist; eine unvermeidliche Schwäche, weil auch diese Einschränkung die Einheit vernichtet und die Selbstständigkeit in Zusammenhalten verwandelt wird.

Da alle Regierungsmaschinen nicht um ihrer selbst willen, sondern in Beziehung auf die zu regierenden Bürger des Staats vorhanden sind; so kann man den Grad ihrer Güte und Brauchbarkeit ohne große Mühe nach dem gegenseitigen Vertrauen bestimmen, welches die Mitglieder derselben in sich setzen. Da wo kein solches Vertrauen möglich ist, weil man nicht aufhört, sich vor Beschränkungen und Unterdrückungen zu fürchten, da kann man sicher annehmen, daß die Regierungsmaschine wesentliche Fehler enthalte. Ob die gesetzgebende Macht unter zwei Körperschaften vertheilt sey, oder nicht, ist zuletzt von keiner großen Erheblichkeit; ist sie aber von der vollziehenden Macht so gesondert, daß um das Zusammenfallen beider für immer zu verhindern, die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts zu einer besonderen Aufgabe wird, so

kann es nicht fehlen, daß beide in einen Antagonismus gerathen, worin ſie ihre urſprüngliche Beſtimmung vergeſſen und nur für ihre perſönliche Exiſtenz kämpfen. Je vollkommner eine Waage iſt, deſto leichter wird das Gleichgewicht geſtört, worin ſie ſich befindet; und dieſelbe Erſcheinung erfolgt da, wo die geſetzgebende und vollziehende Gewalt durch Verfaſſung von einander getrennt ſind. In ſolchen Staaten müſſen die Bürger ſich ſelbſt regieren: denn die ewige Aufgabe in denſelben iſt, das Gleichgewicht der Gewalten nicht zu unterbrechen, welches nur dadurch vermieden werden kann, daß man genau den Stützpunkt trifft, worauf der Waagebalken ruht. Daher denn auch die große Excentricität, welche dieſen Staaten eigen iſt. Will nämlich die Regierung nicht in ihrem Gleichgewicht geſtört ſeyn, ſo bleibt ihr nichts anderes übrig, als ihre Beſtimmung weniger im Zuſammenhalten, als im Auseinandertreiben zu finden. Ihr Wille ſey noch ſo gut; ſo kann er ſich doch nicht werkthätig offenbaren, ohne die ſchlimme Sache noch ſchlimmer zu machen. Sie wird ſich alſo immer einen hohen Grad von Corruption gefallen laſſen müſſen, da alle Corruption von ihr ſelbſt ausgeht, in ſofern ſie kein Vertrauen einflößet und, ſtatt an ſich anzuziehen, unaufhörlich von ſich zurückſtößt.

Frankreich konnte nie zu einer Verfaſſung gelangen, wie die des großbritanniſchen Reiches iſt; die erſte Idee, von welcher die Revolution ausgegangen war — die Idee der Gleichheit der Rechte — verhinderte es, in ſofern ſie mit dem Feudalweſen die Erblichkeit niederſchmetterte. Angenommen indeß, die Trennung der geſetzgebenden und vollziehenden Macht hätte ſich in Frankreich durch eine dem britanniſchen Oberhauſe ähnliche Inſtitution verewigen laſſen; was würden die Folgen dieſer Verewigung geweſen ſeyn?

Vertrauen hätten die Franzosen zu einer solchen Regierung nicht fassen können, weil sie selbst nicht aufhören konnte, Mistrauen in sich zu setzen; allein bei dem nicht verwerflichen Grad von Macht, den die Regierung vermöge eines Oberhauses oder — nach Sieyes Idee — einer constitutionären Jury, erhalten haben würde, hätte sie es in ihrer Gewalt gehabt, den Kampf, worein sie mit den Regierten gerathen mußte, von sich selbst auf das übrige Europa abzuleiten. Es war daher nichts weniger als Unsinn, wenn mehrere europäischen Mächte erklarten, daß Frankreichs Verfassung das größte Hinderniß des Friedens sey, und daß man nicht mit einer Regierung unterhandeln könne, die es durchaus nicht in ihrer Macht habe, nachbarschaftliche Verhältnisse zu ehren. Schwerlich läßt sich behaupten, daß der Revolutionskrieg bloß in der Absicht geführt worden sey, die Monarchie in Frankreich wiederherzustellen; aber merkwürdig ist die Erklärung eines Staatsmannes, der im Dienste des Hauses Oesterreich stand und auf die Frage: „Ob er im Ernste glaube, daß man mit deutschen Heeren das Haus Bourbon wieder auf den französischen Thron setzen werde?" zur Antwort gab: „Wir wissen sehr wohl, daß wir Frankreich nicht zwingen werden, Herren anzunehmen, die es nicht will; auch wissen wir, daß Frankreichs Heere, wie neu und unerfahren sie auch seyn mögen, die unsrigen mehr als einmal schlagen und uns großen Schaden zufügen werden: aber wir werden diese Unfälle ertragen und fortfahren, bald im Vorrücken bald im Zurückweichen, je nachdem das Glück es für gut befindet, und aufs tapferste zu schlagen, bis es einem thätigen französischen General gelingt, sich der Regierung zu bemächtigen und alles auf einen regelmäßigen Fuß zurückzubringen; mit ihm werden wir alsdenn den Frieden machen, der mit einer Ochs-

lokratie, die Europa unaufhörlich in Brand zu ſetzen droht, ein bloßes Spielwerk ſeyn würde." Es war der Herr von Maren d'Argenteau, der dieſe merkwürdigen Worte ausſprach, zu welchen die Begebenheiten vom 26 October des Jahres 1795 bis zum berühmten 18 Brumaire der beſte Commentar ſind. Um mit Sicherheit von der Denkungsart des Directoriums zu urtheilen, muß man Carnots Memoiren geleſen haben; eine von den allernaiveſten Schriften, welche im Lauf der Revolution erſchienen ſind. Man ſieht ſelbſt in den Darſtellungen dieſes gutmüthigen Mannes, daß das Prinzip der Trennung nur auf Koſten des ganzen Europa aufrecht erhalten werden konnte; und dabei läßt man dem berüchtigten Newbel die Gerechtigkeit widerfahren, daß er von allen ſeinen Collegen der einzige war, deſſen Plane der einmal vorhandenen und durch kein einzelnes Mitglied abzuändernden Verfaſſung entſprachen. Die Univerſalmonarchie, vor welcher man in dieſem Augenblick vergeblich zittert, mußte das letzte Reſultat der Conſtitution des Jahres 3 werden, wofern es nur möglich war, ihr Feſtigkeit und Dauer zu geben. Glücklicherweiſe für das ganze Europa war dies unmöglich.

Verderblicher für ſich ſelbſt konnte keine neue Regierung beginnen, als die des Directoriums. Kaum zur Exiſtenz gelangt, ſah ſie ſich genöthigt, eine gezwungene Anleihe von 600 Millionen zu verſuchen. Dieſer Entwurf ſcheiterte auf der Stelle. War die Unförmlichkeit der Conventsregierung die Haupturſache des Mistrauens geworden, womit ſich die Franzoſen ſeit dem Umſturz des Thrones erfüllt fühlten; ſo mußte dies Mistrauen gegen eine Regierung fortdauern, die, welchen Namen ſie auch führen mochte, eine polyarchiſche war und an die Stelle der Convention, die allein Vertrauen einflößen kann, unter der Benennung einer republikaniſchen Verfaſſung ein

Schattenbild setzte, worauf sie selbst mit Verachtung hinzublicken nicht umhin konnte. Nach dem Willen der Constitution sollten die Volkswahlen frei seyn; aber, um eine erträgliche Continuität der Regierung hervorzubringen, mußte die Regierung alles anwenden, sie zu bestechen. Die Constitution wollte, daß ohne die vorhergegangene Zustimmung der gesetzgebenden Macht kein Offensivkrieg unternommen werden sollte; allein je heftiger die Spannung wurde, worin Frankreich gegen das übrige Europa gerieth, desto größer war die Versuchung, gewisse Franzosen, ohne Vorwissen der gesetzgebenden Macht, in den Sandwüsten Afrikas landen zu lassen. Die Constitution wollte der vollziehenden Gewalt nicht die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gelder übertragen; aber dem Gesetze zum Trotz wurde das Schatzamt so organisiert, daß ein Untergebener des Directoriums die unbeschränkte Disposition über alle einkommende Gelder hatte, bloß weil ohne diese Maaßregel die Vollziehung von allen Seiten gelähmt war. Flößte nun die Constitution kein Vertrauen ein, woher es sonst nehmen? Eintracht war das allgemeinste Bedürfniß; aber an ihrer Stelle erblickte man Zwietracht und Factionsgeist. Unablässig rief man zur Hingebung auf; aber nur, um von neuem zu täuschen; die Verwandlung der Assignate in Mandate war ganz dazu gemacht, der Regierung ein Brandmal aufzudrucken, weil unter ihren Händen die Hypothek verschwand, welche das Vertrauen der Staatsgläubiger allein fesseln konnte. Daher die Noth, womit das Directorium in der Folge zu ringen hatte, und die Profusion neben Gewaltstreichen. Alle großen Staatsrevenuen befanden sich zuletzt in den Händen spekulirender Entrepreneurs und wuchernder Lieferanten-Compagnien. Zwar wurden die Einnahme-Etats nie erfüllt; aber die Regierung disponirte in jedem

Augenblick über jede Summe, weil kein Vortheil so groß und ungeheuer war, daß sie ihn denen nicht bewilligt hätte, die ihr Credit und Geld verschafften. Dies dauerte, so lang' es dauern konnte. Veräußert wurden die letzten Ueberreste der Krone, und der Verkauf der Nationalgüter nahm bald diese bald jene Wendung, um den Ertrag desselben desto sicherer an sich zu nehmen. Die inneren Hülfsquellen zu vermehren, schritt man zu einer Reduction der Ausgaben. Kein öffentlicher Beamte, die nächste Umgebung des Directoriums allein ausgenommen, wurde bezahlt; die nothwendigsten Polizei-Anstalten, Hospitäler, Erziehungshäuser, Landstraßen, Kanäle verfielen; die Staatsgläubiger verschmachteten und mußten sich gefallen lassen, daß die Staatsschulden auf ein Drittel ihres Nominalwerths herabgesetzt wurden. Durch ein solches Verfahren höhlte die Directorialregierung den Abgrund aus, in welchen sie zu stürzen bestimmt war. Zwar rettete sie sich auf der anderen Seite durch die militärischen Exactionen, die sie in Italien, Deutschland und der Schweiz ausüben ließ; allein indem ein so schnödes Verfahren nur das Mittel war, den Durst nach Gold und die Feilheit der Gemüther unter den Franzosen auf die höchste Stufe zu treiben, näherte sich der Zeitpunkt ihres Unterganges nur desto schneller.

Der Untergang der Civilmacht in die Militärmacht war um so unvermeidlicher, je länger er vorbereitet war. Der erste Anfang wurde im Frühling des Jahres 1795 gemacht, wo Pichegrü den Auftrag erhielt, die Insurgenten von Paris zum leidenden Gehorsam zurück zu führen. Die Einführung der Constitution des Jahres 3 war eine noch bestimmtere Aufforderung der Militärmacht zur Theilnahme an den inneren Angelegenheiten. Indessen hatte die Regierung die Zügel noch nicht ganz verloren; und hätte

sie die Kunst verstanden, die Finanzen so zu ordnen, daß das Vertrauen der Nation zurückkehren konnte, so würde sie noch lange den alleinigen Impuls gegeben haben. Daß sie es hierin versah, machte ihr Unglück; denn diese Vernachlässigung zwang sie, den Krieg in eine einträgliche Spekulation zu verwandeln, und mit den Generalen zu kontrahiren. Die Armeen erwachten zum Gefühl ihrer Selbstständigkeit, je mehr sie ihrem Schicksal überlassen waren; und jedem nachdenkenden General mußte der Gedanke gegenwärtig werden, daß er vom Schicksal berufen sey, der Anarchie ein Ende zu machen. Als die Regierung den 18 Fructidor die Militärmacht gegen sich selbst zu Hülfe rief, da faßte sie durch die That, daß es die Sache irgend eines Generals sey, den Factionen das Todesurtheil zu sprechen, und billig muß man sich darüber wundern, daß das, was zwei Jahre später geschah, nicht auf der Stelle erfolgte. Doch alles will seine Reife haben; und vielleicht war zur Hervorbringung einer besseren Ordnung der Dinge nichts so nothwendig, als daß der General, der sich derselben unterzog, kein geborner Franzose wäre. Dies führt auf Napoleon Bonaparte.

Siebentes Kapitel.

Napoleon Bonaparte.

Der Zustand der Hochachtung und Bewunderung wird zuletzt so peinlich, daß es uns nicht befremden muß, wenn Menschen, um ihn nicht länger zu ertragen und ihre innere Freiheit wieder zu gewinnen, sich mit einer Art von Verzweiflung in den entgegengesetzten stürzen.

Sollte es indeſſen unmöglich ſeyn, aus dem, was bisher über Bonaparte bekannt geworden iſt, ein Bild zuſammen zu ſetzen, welches, frei von den Uebertreibungen der Leidenſchaft, den Helden des gegenwärtigen Zeitalters ſo darſtellt, wie er wirklich iſt?

Unmöglich iſt es wohl nicht; aber der Schöpfer eines ſolchen Bildes muß vor allen Dingen ſeinen Standort in der Mitte des menſchlichen Geſchlechts nehmen, um von den Intereſſen der Gegenwart unberührt zu bleiben. Hiſtoriſch muß er Bonapacten zu begreifen ſuchen, wenn er ihn wirklich begreifen will; dazu aber iſt erforderlich, daß er ſein eigenes Gemüth ganz aus dem Spiele laſſe.

Wie viel auch bereits über Bonaparten geſchrieben ſeyn mag, ſo werden die folgenden Blätter noch immer einige neue Aufſchlüſſe über dieſen außerordentlichen Mann enthalten.

Bonaparte iſt, als Mann genommen, klein; allein man irrt, wenn man den Nebenbegriff der Schwächlichkeit mit ſeiner Kleinheit verbindet. Die Leichtigkeit, womit er ſeit dem Jahre 1793 die größten Anſtrengungen ertragen hat, kündigt eine feſte Conſtitution an, welche durch die geiſtige Exiſtenz, die er ſeit einigen Jahren führt, noch mehr verbürgt wird. Mag Bonaparte immerhin nicht ſehr muskulös ſeyn; dennoch muß er einen ungewöhnlichen Grad von phyſiſcher Stärke beſitzen, die bekanntlich mehr das Reſultat der Nerven als der Muskeln iſt. Nichts ſpricht ſo ſehr für dieſe Behauptung, als die kurze Friſt, die er zum Ausruhen braucht. So ſtark iſt das Lebensprinzip in ihm, daß er ſich ſelbſt tödten würde, wenn er es in ſeiner Gewalt hätte, mehr als 5 bis 6 Stunden zu ſchlafen.

Wie wichtig aber auch das Phyſiſche bei einer Auseinanderlegung der Eigenthümlichkeiten eines großen Mannes ſeyn mag, ſo iſt doch ſein Gemüth bei

weitem wichtiger. Das Gemüth ist nämlich die Basis des Geistes, dessen Kraft gänzlich von der Kraft des Gemüthes abhängt. Die Römer sagten: mala mens, malus animus. Eigentlich hätten sie umgekehrt sagen sollen: malus animus, mala mens. Ein schwaches Gemüth, ein schwacher Geist: ein starkes Gemüth, ein starker Geist! Von dieser Regel giebt es keine Ausnahmen, und es erfordert kein tiefes Nachdenken, um den nothwendigen Zusammenhang einzusehen, der zwischen dieser Ursach und dieser Wirkung statt findet. Ein Individuum, das durch seine ganze innere Construction zu einem heftigen Willen hingeleitet wird, muß durch diesen wiederum zu einer seltenen Stärke des Verstandes geführt werden; aus keinem anderen Grunde, als weil man nicht zugleich wollen und nicht wollen kann, und, wenn man einmal will, auch genöthigt ist, auf die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu denken. Was nun Bonaparte betrifft, so möchte man wohl die Behauptung wagen dürfen, daß er sich vor allen Franzosen durch die Kraft seines Gemüths oder seines Willens auszeichnet. Diese Kraft ist in den Franzosen nicht die stärkste; sie haben allzu viel ererbten Verstand, um sehr viel Gemüth zu haben, und sind in dieser Hinsicht anderen Nationen so weit voran — oder soll man lieber sagen: hinter anderen Nationen so weit zurück? — daß sich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung der Leiden befindet, welche eine Folge des Gemüthskampfes sind. Unstreitig ist der Grund dieser ihrer Eigenthümlichkeit in der Erziehung zu suchen, welche sie mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Wie dem aber auch sey, immer ist so viel gewiß, daß, indem Bonaparte sich in dieser Hinsicht auszeichnete, er nur irgend eine Laufbahn betreten durfte, um sie mit großem Erfolge zurückzulegen. Das Schicksal warf ihn in die

militärische Laufbahn; es hätte ihn aber in jede andere werfen können, um ein ausgezeichnetes Individuum aus ihm zu machen. Mit denselben Gemüthsanlagen wurde Dante ein großer Dichter, Michel Angelo ein vortrefflicher Maler, Benvenuto Cellini — ein Tausendkünstler. Im ruhigen Zustande der Gesellschaft giebt es für Personen von heftigem Gemüthe schwerlich einen anderen Ausweg, als die Kunst; denn diese schließet ihnen eine Welt auf, worin sie mit Freiheit walten können; und verschmähen sie diese Welt, so laufen sie Gefahr überall anzustoßen und im Kampfe der Leidenschaften ihren Untergang zu finden. In revolutionären Zeiten hingegen eröffnen sich für Personen von heftigem Gemüth noch andere Bahnen, um zur Freiheit zu gelangen. Die Vortheilhafteste ist indessen die militärische, weil sie am sichersten zum Ziele führt. Sie betreten, heißt den Weg zur Auszeichnung gefunden haben; denn indem sie tausend Aufforderungen zur höchsten Anstrengung der Kräfte mit sich führt, so braucht diese Anstrengung nur zu erfolgen, um ein Individuum zum Mittelpunkt für Millionen zu machen.

Angenommen, die französische Revolution wäre nie ausgebrochen — was würde aus Bonaparte geworden seyn? Nicht mehr und nicht weniger, als was aus tausend anderen Menschen wird, welche für ihre Kraft nie einen angemessenen Spielraum finden, und von welchen man also behaupten muß, daß sie in dieser Kraft untergehen. Wer die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes kennt, wird diese Behauptung bereitwillig unterschreiben. Wie sonderte er sich schon in der frühesten Jugend ab, um die Berührung derjenigen zu vermeiden, die ihm nicht gebieten konnten und denen er nicht gebieten durfte, ohne sogleich einen gefährlichen Kampf einzugehen! Unstreitig erinnert man sich des Zuges, daß er gleich

einem Flüchtlinge aus seinem Zufluchtsort hervorsprang, als man ihn in demselben störte. Was Bonaparte damals war, das ist er, die höhere Entwickelung abgerechnet, die er im Laufe seines thatenvollen Lebens erhalten hat, noch jetzt. Energische Gemüther respectiren die Eigenthümlichkeiten Anderer; dafür aber wollen sie auch ihrerseits respectirt seyn. Hiermit hängt sehr genau zusammen, daß Bonaparte's Leben bis zu dem Augenblick, wo es ein öffentliches werden konnte, ein sehr einsames war; denn nur durch Zurückgezogenheit konnte er allen den Händeln ausweichen, die der Charakterfluch mit sich führt. Hiermit hängt ferner ganz unzertrennlich zusammen, daß niemand in der Erfüllung seiner Pflichten gewissenhafter und pünktlicher war, als Bonaparte in dem Zustande der Subalternität; denn nur dadurch kann man sich in diesem Zustande frei machen und selbst als Sklave herrschen. Hiermit hängt endlich zusammen, daß Bonaparte, in einem früheren Alter, sich nicht mit Worten zu behelfen wußte; denn alle Beredtsamkeit setzt bei weitem mehr Lebendigkeit und leichte Beweglichkeit, als Stärke und Heftigkeit des Gemüths voraus; Personen von starkem und heftigem Gemüthe können nämlich ihre Ideen nicht genug concentriren, das Concentriren der Ideen aber vernichtet die Beredtsamkeit.

Die Klippe, welche Bonaparte in einem früheren Alter am meisten zu fürchten hatte, war die mit einem starken Gemüthe innigst verbundene Ehrlichkeit und Offenheit. Es giebt zwar viele Personen, welche Bonapartes für einen Ausbund von Schlauheit und Listigkeit halten; allein diese Personen haben keine Ahnung davon, daß man der List niemals kräftiger begegnet, als durch eine vollendete Ehrlichkeit. Die Engländer sagen sprichwörtlich: Ehrlichkeit ist die beste Politik; und in der That

braucht man nur ein ehrlicher Mann im eminentesten Sinne des Wortes zu seyn, um den verschlagensten Köpfen zu gebieten. Und daß dies mit Bonaparte wirklich der Fall, geht aus allem hervor, was man von seiner Umgebung weiß. Wäre er listig, so würde er längst das Opfer seiner Listigkeit geworden seyn; da er nichts weniger als listig ist, so reißt er alles mit sich fort. Verträgt sich die List an und für sich mit keinem heftigen Gemüth, so verträgt sie sich damit noch weit weniger auf dem erhabenen Standort eines Staatschefs. Auch beweiset Bonaparte's: Ich will, wie fremd ihm die List ist, und wie sehr er in dem Gefühl seiner Stärke lebt. Man könnte zwar sagen, daß es doch zuletzt die List gewesen, die ihn auf diesen Standort geführt; allein wie will man dies beweisen, da die List dazu gar nicht nöthig war und eine vollendete Ehrlichkeit dasselbe bewirken konnte? Cromwell pflegte zu sagen: Man steigt nicht höher, als wenn man nicht weiß, wohin es geht; und Cromwell hatte vollkommen Recht. Nie würde aus Bonaparten geworden seyn, was aus ihm geworden ist, hätte er es werden wollen. Einen bedeutenden Theil seiner Größe hat das Weltgeschick ihm aufgedrungen, ohne daß er deswegen weniger groß ist; denn indem er das Organ des Weltgeschicks in sich erkannte, unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit Freiheit, woraus zuletzt alle Größe hervorgeht. Indessen scheint Eine Idee sehr früh in ihm vorhanden gewesen zu seyn und mächtig auf sein Gemüth zurückgewirkt zu haben; ich meine die Idee von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Vereinigung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Person Eines Staatschefs für ein solches Reich wie Frankreich. Unstreitig hat er als General diese Idee nie ausgesprochen; aber sie hat allen seinen Handlungen zum Grunde gelegen, indem er als Werkzeug

des Directoriums immer gegen das Interesse desselben handelte, vorzüglich durch die Schnelligkeit seiner Operationen, die Frankreichs volkstarische Regierung ganz gegen ihren Vortheil zum Frieden nöthigten und eben dadurch ihren Sturz einleiteten. Vielleicht aber war dies Verfahren weniger das Resultat des Raisonnements als eines natürlichen Billigkeitsgefühls.

Ich habe bis jetzt das Gemüth von dem Geist getrennt, um Bonaparte's Eigenthümlichkeit desto bestimmter darzustellen, und vorläufig nur angedeutet, daß ein starkes Gemüth einen starken Geist nothwendig mache. Soll nun von seinem Geist besonders die Rede seyn, so ist vor allen Dingen zu bemerken, daß Bonaparte als ein zu entwickelndes Wesen erst ein Alter von 35 Jahren erreicht hat, und daß man folglich von seinem Geiste noch nicht als von etwas Vollendeten sprechen kann. Welche Ideen aus diesem Geiste noch hervorgehen können, läßt sich um so weniger angeben, als die productive Kraft nie irgend einem Calcul unterworfen ist. Alle Bemerkungen müssen sich also auf die Art der Ideen, die seinem Geiste eigen sind, einschränken.

Alle heftigen Gemüther haben das mit einander gemein, daß sie in keinem Halbdunkel leben mögen; sie wollen Licht, vollständiges Licht. Weil in ihrem Wollen Aufrichtigkeit ist, so soll in ihrem Verstande Klarheit seyn. Mögen sich also tausend und aber tausend Menschen mit halben Wahrheiten abfinden lassen; für Personen von heftigem Gemüthe sind sie so gut als nicht vorhanden. Ihnen gelten nur diejenigen Wissenschaften, die einer Zurückführung auf einfache Grundsätze fähig sind. Unfreitig ist dies bei ihnen die Sache irgend eines glücklichen Instincts; doch dem sey wie ihm wolle, so wird man immer finden, daß sie diejenige Wahrheit, die einer unmittelbaren Anschauung fähig ist, jeder anderen vorziehen. Oben-

an ſieht die mathematiſche, nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen der Harmonie, worin ſie ſich mit dem Gemüthe befinden. Die phyſiſche Wahrheit behauptet den nächſten Platz; aber auf ſie folgt die hiſtoriſche, als Reſultat des Zuſammenhanges früherer Erſcheinungen mit ſpäteren, deren Daſeyn nicht geleugnet werden kann, wofern man nicht an aller Wirklichkeit zum Zweifler werden will.

Wir dürfen uns alſo nicht darüber wundern, daß Bonaparte ſich vorzüglich zur Mathematik, Phyſik und Hiſtorie hingezogen fühlte, die Eigenthümlichkeit ſeines Gemüths brachte dies mit ſich. Freilich ſo wie dieſe Wiſſenſchaften in den Compendien daſtehen, ſcheinen ſie höchſt trocken; aber etwas ganz anderes ſind ſie einem ſtarken und einem ſchwachen Genie. Weſſen Einbildungskraft dadurch angeregt werden kann, der erwirbt in ihnen einen unerſchöpflichen Reichthum von Ideen, indeß derjenige, der ſie nur mit dem Gedächtniß in ſich aufnimt, ſein ganzes Leben hindurch ein armſeliger Bettler bleibt. Wie Bonaparte ſie in ſich aufnahm, iſt kein Gegenſtand der Unterſuchung mehr; denn was man auch von der Trockenheit ſeines Geiſtes ſagen mag, ſo beweiſen alle ſeine Urtheile über Poeſie, Malerei, Bildhauerei und Muſik, daß der Göttenfunke von Genie, den die Natur ihm einblies, ſich keinesweges einſeitig entwickelt hat. Die Sorgfalt, die er jenen frühern Studien widmete, ſetzte ihn zuerſt in den Stand, die Dinge in ihrer Begränzung aufzufaſſen, und die Geſchichte ſeiner erſten Feldzüge beweiſet die Fortſchritte, die er im Gebiete des Realen machte, ſobald er dahin gelangt war, unabhängiger zu handeln. Es iſt in dem Leben eines Menſchen gewiß kein gleichgültiger Umſtand, wenn er in einem Alter von 26 Jahren an der Spitze einer Armee ſteht: aber ſelbſt dieſer Umſtand wirkt auf verſchiedene Individuen verſchieden zurück. Die

Beschränktheit der meisten Generale ist weniger das Resultat ihres Berufs, als des Schicksals, das die meisten von ihnen haben, nach geendigten Feldzügen — zu rasten. An der Spitze der Armeen lassen sich die mannichfaltigen Ansichten erwerben. Dahin rechne ich die Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Lebens, welche dadurch erworben wird, daß der General die Pflicht auf sich hat, die Maschine, deren Bewegung von ihm abhängt, in einem bewegbaren Zustande zu erhalten. Dahin rechne ich ferner eine Uebersicht der Einzelnen, welche dadurch entsteht, daß alle Anordnungen auf Hervorbringung eines großen Resultats abzwecken müssen. Dahin rechne ich endlich den Takt, nach welchem man den Werth der Individuen entscheiden lernt. Alles dieses steht in keiner Verbindung mit der theoretischen Strategie: allein es findet sich ganz von selbst, sobald aus der Theorie eine Praxis wird, und es giebt im Ganzen genommen kein Gebiet, durch welches man die allgemeine Staatsverwaltung gründlicher kennenlernen wurde, als das eines Generals. Jedenfalls aber hatte vor allen Gebieten noch die besondere Aufmunterung zur Erweiterung allgemeinerer Ansicht, daß er die Armee, an deren Spitze er getreten war, als eine Art von Staat betrachten mußte, dessen Regierung ihm überlassen war.

Vermöge des Umstandes, daß diese Armee aus lauter Franzosen bestand, hat es für ihn allerdings ein Vaterland, aber durchaus nicht eine Regierung. Die Revolution mußte ihm theuer werden, sobald er sich selbst in sie begriffen hatte; sollte sie ihm aber theuer bleiben, so mußte er von ihr absondern, was nicht zu ihrem Wesen gehörte: vor allen Dingen eine Regierung, welche, trotz ihrer Form, nie zu dem Grad von Stärke emporwachsen konnte, der erforderlich war, den revolutionären Umschwung zu

hemmen; eine Regierung, welche das französische Volk nur unglücklich machen konnte, weil es außer ihrem Machtgebiet lag, irgend eine große Verheißung zu erfüllen. Man weiß, daß er sein Geheimniß selbst dem vertrauten Umgang vorenthielt; aber man begreift auch, wie unumgänglich nothwendig diese Verschlossenheit war; denn wo hätte er ein Gemüth antreffen wollen, das würdig war, seine Ideale in sich aufzunehmen? Daß Ideale in ihm lagen, verrieth sich zwar bei mehreren Gelegenheiten, unter andern bei Ueberreichung des Tractats von Campo Formio im Dezember des Jahres 1797, wo er dem Directorium unumwunden erklärte: „Ganz Europa werde frei werden, wenn das Glück des französischen Volks auf den beiden organischen Gesetzen beruhen werde. Wenn je hierher dergleichen Bemerkungen geschrieben waren, desto gewisser entschlüpften sie der Beurtheilung, und die scheinbare Kälte des Generals mochte nicht wenig dazu beitragen, ihm das Vertrauen der Regierung zu erhalten. Nur Wenige ahneten, welcher Entwürfe Bonaparte fähig sey, und selbst diese Wenigen fühlten sich beruhigt, sobald er den ägyptischen Feldzug angetreten hatte. Dem Anschein nach verwandelte sich von diesem Augenblick an der geniale Feldherr in einen irrenden Ritter, und schwerlich rechnete man auf seine Zurückkunft aus den syrischen Wüsten. In wiefern dieser Feldzug in Bonaparte's Plan gehörte, wird unstreitig noch lange ein Geheimniß bleiben, wiewol einem nachdenkenden Gemüthe nicht entgehen kann, daß, die Engländer zu einem dauerhaften Frieden zwingen und Frankreichs Verfassung wesentlich verändern, einerlei geworden war, da die französische Regierung sich nur durch den Krieg in ihrer einmal angenommenen Form erhalten konnte. Bekanntlich scheiterte Bonaparte mit diesem seiner Entwürfe; sein Plan blieb aber unverändert, und

seine entschlossene Rückkehr nach Frankreich bewies nur allzu sehr, daß sein Geist, selbst unter den widrigsten Umständen, unumwölkt geblieben war. Er langte zu einer Zeit in Frankreich an, wo dieser Staat seiner Auflösung nahe war, und alles, was die Revolution seit acht Jahren verheißen hatte, sich in leeren Dunst aufzulösen schien. Jetzt war es Bonaparte, der sie realisirte. Das Directorium wurde gestürzt und der ganzen Regierungsmaschine das Prinzip der Einheit wiedergegeben. Alles fügte sich, wie von selbst, sobald ein Centralpunct vorhanden war, von welchem eine bessere Organisation ausgehen konnte. Will man aber die besondere Kraft begreifen, welche in Bonaparte lag, so dürften folgende Momente ganz vorzüglich in Anschlag gebracht werden müssen.

Erstlich achtete man in Bonaparte den Mann von Genie, dessen Ideen immer mit dem Stempel der Originalität bezeichnet gewesen waren und der Wahrheit um so näher kamen, je weniger er die Schuld einer schlechten Verwaltung den Personen und je mehr er sie den Formen zugeschrieben hatte, in welchen sich diese Personen bewegten. Zu einem solchen Mann mußte man Vertrauen fassen; und zwar um so mehr, da alle Begebenheiten seit dem Jahre 1792 die Wahrheit seiner Ansprüche verbürgten.

Zweitens hatte sich Bonaparte durch den Feldzug in Italien so große Verdienste um Frankreich erworben, daß sein durch ganz Europa verbreiteter Ruhm unwiderstehlich auf alle Franzosen zurückwirken mußte; denn außer ihm war niemand vorhanden, der sich in dieser Hinsicht auch nur von fern hätte mit ihm messen können.

Drittens war Bonaparte wo nicht der reichste, doch wenigstens einer der reichsten Bürger des französischen Staats; und dabei kam ihm der Umstand nicht wenig zu statten, daß er seinen Reich-

thum nicht in Frankreich, sondern in Italien erworben hatte; denn in diesem Umstande lag eine unendlich reinere Wirklichkeit eingeschlossen, als die Nowbel, Barras und andere Mitglieder des Directoriums aufweisen konnten.

Viertens war Bonaparte, wenn gleich ein nationalisirter Franzose, von Geburt ein Corse: ein Zufall, der die glückliche Wirkung hervorbrachte, daß man ihm einen Ehrgeiz verzieh, welcher in jedem gebornen Franzosen, die Bourbons allein ausgenommen, als ein Verbrechen gegen die Gleichheit würde erschienen seyn. So geringfügig dieser Umstand auf den ersten Anblick scheint; so erheblich wird er bei einer näheren Beleuchtung. Zur Würde eines Staatschefs gehört durchaus eine gewisse Peregrinität, wodurch er sich sowohl von seiner nächsten Umgebung, als von allen Regierten zusammengenommen unterscheidet. Sie werde nun durch das Alterthum des Geschlechts oder durch die bloße Fremdheit hervorgebracht, immer besteht sie, ihrem Wesen nach, darin, daß sie die Gleichheit in dem Verhältniß des Staatschefs zu den übrigen Mitgliedern der Regierung aufhebe, und diese, um mich recht kurz auszudrücken, der Instrumentalität fähig mache.

So viel über Bonaparte. Weder Haß noch Liebe hat meine Feder geleitet. Ich habe diesen außerordentlichen Mann zu begreifen gestrebt. Vielleicht ist es mir nicht gelungen. Dem sey wie ihm wolle, immer wird man meiner Darstellung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie frei von allen Uebertreibungen der Leidenschaft ist.

Achtes Kapitel.

Idee der Konsular-Verwaltung.

Will man über den 18ten Brumäre nach Rechtsbegriffen urtheilen, so muß man Bonaparte's Verfahren allerdings verdammen; allein da alles Recht von der Macht ausgeht und die Regierung eines Landes sich zu den Regierten nie in einem solchen Verhältniß befindet, daß das positive Recht darauf angewendet werden könnte, so fällt auf den 18ten Brumäre weder irgend ein Lob noch irgend ein Tadel. Die Pflicht des Directoriums war, so stark zu seyn, daß es nicht verworfen werden konnte; und da es diese Pflicht nicht erfüllte, so mußte es sich das Schicksal gefallen lassen, welches ein überlegener Gegner ihm bereitet. Mit Recht ist Bonaparte seitdem immer darauf zurückgekommen, daß eine Regierung nicht gut seyn könne, ohne zugleich stark zu seyn, und daß es für ein großes Volk kein größeres Unglück gebe, als Schwäche von Seiten der höchsten Macht. Vergeblich nennt man ihn einen Usurpator. Er hat nichts usurpirt, als was, so lange die Welt steht, immer usurpirt worden ist und werden wird.

Der 18te Brumäre war in der That ein äußerst wichtiger Tag für Frankreich, in sofern nämlich an demselben das Problem gelöst wurde, die Einheit der Gewalten (die Monarchie) mit dem Fundamentalgesetz der Gleichheit, so wie dieses in der ersten Constitution ausgesprochen war, zu vereinbaren. Gehörig analysirt, bestand das Eigenthümliche des französischen Staats von diesem Augenblicke an darin, daß von

der einen Seite das Fundamentalgesetz, vermöge welches alle Staatsbürger, ohne anderen Unterschied als den ihrer Tugenden und Geschicklichkeiten, zu Aemtern und Stellen zugelassen werden sollten, in seiner Kraft blieb; und daß von der andern Seite ein neues Fundamentalgesetz gemacht wurde, wodurch man festsetzte: Es sollten fortan keine neuen Gesetze förmlich erlassen werden, wofern der Entwurf dazu nicht von der Regierung vorgeschlagen, dem Tribunat mitgetheilt und von dem gesetzgebenden Körper decretirt wäre. Auf diese Weise bildete die Regierung ein Ganzes. Die beiden so eben genannten Fundamentalgesetze als bloße Punkte betrachtet, lag die ganze Revolution zwischen ihnen in der Mitte. Jetzt endlich war geschehen, was die erste Nationalversammlung hätte zu Stande bringen sollen, aber nicht zu Stande bringen konnte, weil Ludwig der Sechzehnte nicht innere Kraft genug besaß, den Chef des Feudalwesens in sich zu überwinden. Von einem Veto war nicht länger die Rede, und ausgefüllt war die Kluft, welche seitdem zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt befestigt gewesen war, ein Pfand für das Heil der Franzosen. Wie leise auch die Verwandlung der beiden höchsten Gewalten in der Person der Staatschefs angekündigt war, so verstand sie sich schon dadurch von selbst, daß der erste Consul, zufolge dem ein und vierzigsten Artikel der neuen Constitution der einen und untheilbaren Republik, berechtigt war, die Gesetze zu promulgiren, die Mitglieder des Staatsrathes, die Minister, die Abgesandten und andere auswärtige Oberagenten, die Mitglieder der Localadministrationen und die Regierungscommissäre bei den Tribunalen nach Belieben zu ernennen und zu entlassen und gemeinschaftlich mit seinen beiden Collegen dem zweiten und dem dritten Consul für die auswärtige Vertheidigung des Staates und für die

Vertheidigung des Land- und Seemachts zu sorgen. Was von polyarchischen Formen beibehalten wurde, war auf die Vortheile des Augenblicks berechnet, und die Beschränkung der zweiten und dritten Consuln auf die bloße Repräsentation der Macht war ein neuer sichtlicher Beweis mehr der wiederhergestellten Souverainität, denn, genau genommen, war diese in Frankreich nie verloren gewesen, sondern der ersten Constitution beigelegt.

Schon im Jahre 1800 ließ sich vorhersehen, daß das Prinzip der Einheit in Frankreich eine glänzende Entwickelung erhalten würde, wenn gleich die Wendungen nicht zu berechnen waren, welche diese Entwickelung, durch Bonaparte's Genie geleitet, nehmen konnte. Der Sieg von Marengo befestigte die Dynastie, die er erschüttern sollte; es war, als ob Europens Mächte nur den Versuch machen wollten, ob Bonaparte auch verderblich sey. Alles, was unmittelbar auf diesen Sieg im Inneren des Reichs erfolgte, bewies, daß man den Genius der neuen Schöpfung vernichten, oder sich die Realisirung seiner Ideen gefallen lassen mußte. Welche Versuche auch von Frankreichs Feinden gemacht werden mochten, die alte Polyarchie wiederherzustellen; sie mißlangen durch wunderbare Fügungen, die sich nicht berechnen lassen. In dem Staatschef selbst flossen Ernst und Geist mit jedem Tage immer mehr zusammen, und wenn er noch vor kurzem in dem Rufe eines Charlatans erschienen war, so zeigte sich von dem Augenblick an, wo er sich auf seinem erhabenen Standpunct befestigt hatte, daß alle Leidenschaft in ihm ausgestorben war; sein Verfahren wurde das einer Intelligenz, welche über unermeßliche Kräfte gebietet. Je mehr er seiner großen Bestimmung nachdachte, desto schneller entwickelten sich in ihm neue Ideale. Seine Schöpferkraft fand ihre Schran-

ten nur in dem fremden Stoff worin sie sich offenba-
ren mußte. Die Franzosen endlich zu beglücken,
ging er auf ihre Eigenthümlichkeit ein; da aber
diese Eigenthümlichkeit im Auslande wieder bekannt
war (oder auch verkannt wurde, weil man den
Operationen des Genies mit geheimem Unwillen zu-
sah) so fing man jetzt zuerst an, zweifelhaft zu wer-
den, ob Bonaparte wirklich der große Mann sey, für
welchen man ihn bis dahin gehalten hatte. Man vergaß
den Solonischen Ausspruch, daß nicht die am meisten
idealische, sondern die dem Culturgrad und dem gan-
zen gesellschaftlichen Zustande einer Nation entspre-
chendste Verfassung die beste sey; und weil man
sich mit Chimären gewiegt hatte, so wollte man Bo-
naparten zum Vollstrecker derselben machen. Da,
wo er, den Geist der Revolution festhaltend, idealisch
verfuhr, verstand man ihn nicht; und da, wo er,
den Bedürfnissen des Augenblicks nachgebend, in die
Wirklichkeit einging und sie zum Vortheil eines gro-
ßen Ganzen benutzte, verstand man ihn noch weniger.
Am wenigstens verzieh man ihm den hohen Grad von
Gewalt, welche er ausübte, wiewol es in die Augen
sprang, daß eine neue Regierung sich nur auf diesem
Wege geltend machen kann und daß man, um mit
Erfolg zu bauen, Meister des Platzes seyn muß, auf
welchem man sein Gebäude aufführt. Was blos
für den Augenblick berechnet war, hielt man für blei-
bende Maaßregel, und so geschah es, daß man dem
umfassendsten Genius unserer Zeiten eine Liberalität
absprach, welche zu seinem Wesen gehörte. Die Fi-
nanzen wurden geordnet, die Disciplin der Heere
wiederhergestellt, die Tribunäle neu organisirt, der
Cultus in eine Form gegossen, welche die Entwicklung
sicherte, die Schulen eröffnet, der innere Verkehr durch
Verbesserung der Landstraßen und Anlegung neuer
Kanäle befördert, der auswärtige Handel aufgemun-

tert; kurz jeder Zweig der öffentlichen Verwaltung mit eben so viel Eifer als Erfolg bearbeitet; aber hier gab den Gemüthern keine andere, als die einmal angenommene, Richtung, und nachdem sich die Idee festgesetzt hatte, daß die Revolution rückgängig gemacht würde, betrachtete man Bonaparten als den Wiederhersteller derselben. So sehr übereilte man sich mit seinen Urtheilen, daß man gänzlich vergaß, daß die Revolution, als solche, nur aufhören konnte, und daß, wenn etwas Neues aus ihr hervorgehen sollte, sie vor allen Dingen zum Stillstand gebracht werden mußte.

Um zu zeigen, daß das bisher Gesagte nicht von der Oberfläche geschöpft ist, und um zu beweisen, daß die französische Revolution keinen Zirkel beschrieben hat und noch weit weniger in unseren Zeiten verändert worden ist, wird es nöthig seyn, mehrere Operationen der französischen Regierung genauer zu beleuchten, als von Schriftstellern geschehen ist, welche, selbst nicht weiter als [illegible], immer nur auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen einwirken und das Urtheil derselben durch Vorurtheile zu leiten suchten. Ich mache den Anfang mit der Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich.

Neuntes Kapitel.

Ueber die förmliche Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich und über den eigentlichen Sinn des Concordats.

Kein Act der Consular-Regierung wirkte auf Deutschland so mächtig zurück, als die Wiederherstellung des römischen Cultus. Wurde die Abschließung des Concordats mit Pius dem Siebenten von dem

Katholiken mit einem Freudentaumel vernommen, welcher ihrer Anhänglichkeit an ehrwürdigen und durch ein hohes Alterthum geheiligten Glaubenslehren entsprach; so fanden die Protestanten darin nichts Geringeres, als einen Versuch zur Verewigung des Betruges und Aberglaubens und den ersten Anfang eines wesentlichen Rückschrittes auf der Bahn der Aufklärung und Veredelung. Mit Wahrheit kann man sagen, daß der Tag, an welchem das Concordat erschien [illegible] die Grenzwende der Verehrung war, in welcher Bonaparte bis dahin bei den Protestanten gestanden hatte.

Um diesen Akt der französischen Regierung gehörig zu beurtheilen, muß man für einen Augenblick allem Katholicismus und Protestantismus entsagen, und, erhaben über jedes kirchliche Dogma, den einen wie den andern nicht nur in seinen Elementen kennen, sondern auch im Stande seyn, nach beiden Wirkungen zu bestimmen, in wiefern die Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich nothwendig war, und dem ganzen Staate nützlich und ersprießlich werden muß. Ob der Verfasser einer solchen Entäußerung von der einen und einer solchen Erhebung von der andern Seite fähig sey, darüber mögen die nachfolgenden Bemerkungen entscheiden.

Die erste Bemerkung, welche er zu machen hat, ist:

daß die Mehrzahl der Protestanten keinen deutlichen Begriff von dem Wesen des Protestantismus hat.

Ursprünglich den Protestantismus mit dem protestantischen Lehrbegriff verwechselnd, und den sie jenen im [illegible] und [illegible] so genau [illegible], ohne nur eine Ahnung davon zu haben, daß der Protestantismus [illegible] ihrer eigenen Vervollkommnung [illegible] und gleich dem Samen der Wahrheit keine eignen

Kinder verschlingt. In dem protestantischen Lehrbegriff kann die volle Kraft der Religion als metaphysisch-coercitive Macht enthalten seyn; aber der Protestantismus duldet nicht, daß er diese Kraft eine längere Zeit hindurch ausübe. Ueberhaupt genommen ist der Protestantismus da, wo es auf die Erhaltung des Positiven ankommt, der Feind der menschlichen Gesellschaft, in sofern er, seiner Natur nach, alles Positive zertrümmert, die eingeführte Ordnung der Dinge über den Haufen wirft und die Anarchie an ihre Stelle setzet. Man folgere aber hieraus nicht, daß der Verfasser den Protestantismus verdamme. Er hält ihn vielmehr für das Göttlichste im Menschen, in sofern er die Grundlage alles Idealen und eben dadurch die Grundlage aller Entwickelungen ist. Alles Positive hat die Tendenz, eine bleibende Form hervorzubringen; der Mensch soll aber keine bleibende Form annehmen und von einer Verwandlung zur andern übergehen, bis alle von der Hand der Natur in ihn niedergelegte Keime ausgewickelt sind. Und zu diesem Ende gab ihm die schaffende Kraft jene Unzufriedenheit mit seinen eigenen Schöpfungen, die, wie lange sie auch zurückgehalten werden mag, irgend einmal zum Vorschein tritt und an die Stelle des schlechteren Alten das bessere Neue setzet.

Die zweite Bemerkung des Verfassers ist folgende:

daß die Mehrzahl der Protestanten — diejenigen gar nicht ausgenommen, welche den Protestantismus von dem protestantischen Lehrbegriff zu sondern fähig sind — das Wesen dieses Lehrbegriffs nicht deutlich erkennen.

Was sie ihre Wahrheit zu nennen gewohnt sind, ist nichts weiter, als das Resultat der Critik und zwar einer bei weitem noch nicht vollendeten Critik.

Mit einem Wort: der ganze protestantische Lehrbegriff ist das Werk des Antagonismus, durch welchen man die Freiheit der Meinung retten will. Es giebt eine protestantische Kirche, weil es eine katholische giebt; aber ohne die letztere würde die erstere unmöglich seyn. Worin besteht das Wesen des Protestanten? Darin, daß er die höchste Autorität des Katholiken, als eine Quelle des Aberglaubens und Betruges, verwirft. Aber wie steht es um seine eigene höchste Autorität? Ist sie von allen Schlacken gereinigt, durchaus lauter und zuverlässig? Was ist seit der Reformation durch den fortdauernden Protestantismus aus dem protestantischen Lehrbegriff geworden? Hat nicht die größere Einsicht der Enkel die der Väter zu Schanden gemacht? Ist die höchste Autorität des Protestanten nicht in den letzten funfzig Jahren so tief gesunken, daß man billig an ihrer Rettung verzweifeln muß? Aber auch hier tadelt der Verfasser nicht; er behauptet bloß, daß ein protestantischer Lehrbegriff sich in keiner Form erhalten kann, so lange religiöse Ideen ihm zum Grunde liegen. Vorausgesetzt, daß der Protestantismus nichts weiter ist, als das allgemeinste Entwickelungsmittel in den Händen der Natur, kommen wir durch ihn zuletzt doch auf einen Punkt, wo wir ruhen können; und schwerlich werden wir etwas verloren haben, wenn Moralität an die Stelle der Religiosität getreten ist.

Die dritte Bemerkung des Verfassers ist:

Daß, streng genommen, die protestantische Kirche einen Widerspruch enthält, der durch nichts aufzuheben ist.

Soll einmal eine Kirche statt finden, so muß sie durchaus konsequent seyn, d. h. sie muß durch ein vollkommen abgerundetes System, in welchem sich Alles gegenseitig hält und stützt, eine so bestimmte

Herrschaft über die Geister ausüben, daß der Glaube an die Wahrheit ihrer Glaubenssätze sich von selbst einstellt und das Gemüth in den Fesseln eines scheinbar freiwilligen Gehorsams bleibt. Diese Forderung aber erfüllt die protestantische Kirche nicht. Gerade weil sie eine protestantische ist, will sie, ohne eigentlich herrschen zu wollen, nur nicht beherrscht seyn; und indem sie auf alle exekutive Macht Verzicht thut und auf Einwendungen und Berichtigungen eingeht, zerstört sie sich selbst als Kirche und setzt sich in die Verlegenheit, den Impuls zu empfangen, welchen sie geben sollte.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen über Protestantismus, protestantischen Lehrbegriff und protestantische Kirche wird es dem Leser nicht schwer werden, sich einen deutlichen Begriff von dem Katholizismus zu machen.

Abstrahirt man von allem, was Protestanten, als solche, in dem Katholizismus erblicken: so war er, von dem ersten Augenblick seiner wirklichen Existenz an, der Inbegriff aller derjenigen Mittel, deren sich die Regierungen des Mittelalters bedienten, die Regierten zu ihren Zwecken zu leiten: er war mit einem Wort, die exekutive Macht der Theokratie im Gegensatz von Kosmokratie, nach den oben angegebenen Begriffen.

Ueber die Entstehung der christlichen Kirche ist das Nöthige gesagt worden; und erinnert man sich desselben, so wird man leicht einsehen, warum in der bloßen Religiosität kein Gehorsam eingeschlossen ist. Die Anlage dazu ist in jedem Menschen vorhanden, in sofern er der Furcht fähig ist; soll aber diese Anlage sozialen Zwecken gemäß benutzt werden, so ist vor allen Dingen nothwendig, daß man der Religiosität eine gewisse Form gebe, um sie im Verfolgen zu handhaben. Das katholische Lehrgebäude ist weiter

nichts

nichts, als eine Sammlung solcher Formen, durch ihre Stellung in einander gebracht. Viele Jahrhunderte hindurch hatten diese Formen die Wirkung hervorgebracht, daß sie die Menschheit in Europa an einander gezogen und das, was man gegenwärtig Humanität nennt, in der Gestalt der Christenheit erhalten. Ehrwürdig durch ihren Ursprung, dauerten sie nur um so tiefer in den Köpfen, und das Dunkel, worin sie gehüllt waren, verjährte zu dem Glauben, daß sie ihr Dasein einer übermenschlichen Eingebungsart verdankten. So gingen sie vom Vater auf den Sohn über, und derjenige, dem sie einmal beiwohnten, fand in ihnen so sehr seine Rechnung, daß er sie nicht zerstören konnte, ohne an sich selbst zu frevlen. Dies dauerte fort, bis im sechzehnten Jahrhundert der Untersuchungsgeist auch die religiösen Formen in Anspruch nahm und für einen großen Theil der Bewohner Europas zertrümmerte. Sie blieben nur in denjenigen zurück, welche diesen Untersuchungsgeist nicht theilten, es sey nun, weil sie keine äußeren Veranlassungen dazu hatten, oder weil die Allmacht der Gewohnheit auch diese besiegte.

Ist also von der förmlichen Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich die Rede, so muß man vor allen Dingen nicht aus der Acht lassen, daß die Revolution die religiösen Typen in den Gemüthern der Franzosen bei weitem weniger zerstört, als durch das Elend, welches alle Umwälzungen mit sich führen, verfinstert hatte. Vergebens wurde für die Mehrzahl der Bewohner Frankreichs die Gewissensfreiheit proclamirt; sie war ein Geschenk, von welcher diese Mehrzahl keinen Gebrauch machen konnte, weil nichts in ihr vorhanden war, wodurch sie aus dem gewohnten Kreise ihrer Ideen und Gefühle herausgetrieben worden wäre. Sie sehnte sich vielmehr nach dem alten Glanz der Kirche zurück, weil sie nur in ihm

ihre wirren Bedürfnisse befriedigen konnte; und wollte die Regierung sich diesem Zuge nicht gewaltsam widersetzen, so blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Angenommen, die Regierung hätte auf das religiöse Bedürfniß der Mehrzahl der Franzosen keine Rücksicht nehmen wollen, wie würde sie sich alsdann haben verhalten müssen?

Erstlich konnte sie den Cultus in dem Punkte lassen, worein die Revolution ihn geworfen hatte.

Dann aber mußte sie sich auch die Folgen dieser Unordnung gefallen lassen; die Kämpfe der besoldeten und unbesoldeten Priester mit einander, und die Tendenz aller Priester, den Gemüthern eine der höchsten Autorität ungünstige Richtung zu geben. Man sieht leicht ein, daß auf diesem Wege die Revolution gar nicht zu beendigen war und daß eine Verwirrung nur durch die andere verdrängt werden konnte.

Zweitens konnte sie den alten Cultus durch einen neuen ersetzen.

Aber ein solches Unternehmen ist nicht so leicht, als man glaubt, wenn man von den durch das Alterthum geheiligten Formen keinen Begriff hat. Waren nicht alle Versuche, die man zu diesem Endzweck gemacht hatte, fehlgeschlagen? Hatte die moralische Feier der Dekadentage auch nur den allergeringsten Eingang in die Gemüther gefunden? Und von wem hätte der neue Cultus ausgehen sollen? Etwa von Bonaparte? Man darf nur sein Bild betrachten, um sich zu überzeugen, daß er auch nicht die mindeste Anlage zu einem Sektenstifter hat; denn diese Anlage verträgt sich nicht mit einer Klarheit des Geistes, welche die Dinge in ihrem Wesen ergründet. Gleichwohl setzt aber auch, Bonaparte hätte diese Klarheit des

Geiſtes nicht; ſo iſt jeder neue Cultus einer Kritik unterworfen, die ihn gewöhnlich bei ſeiner erſten Erſcheinung vernichtet; und in ſofern Religioſität die Tendenz deſſelben iſt, muß man nicht aus der Acht laſſen, daß wir in Zeiten leben, wo der Verſtand ſo ſehr den Ausſchlag uber die Phantaſie gegeben hat, daß höchſtens die Ehrwürdigkeit des Alterthums verſchont bleibt.

Drittens konnte ſie den proteſtantiſchen Lehrbegriff nur an die Stelle des römiſch-katholiſchen ſetzen.

Aber von allen Maasregeln, welche die Regierung nehmen konnte, würde dies nach allen weiter oben über den Proteſtantismus gemachten Bemerkungen die allerunverſtändigſte geweſen ſeyn. Wahr iſt, daß es mehrere Königreiche giebt, in welchen die ſogenannte proteſtantiſche Kirche die herrſchende iſt; aber man muß in Beziehung auf dieſe Königreiche nicht vergeſſen, daß ſie, wo nicht vollendete, doch der Vollendung nahe Kosmokratien ſind, und daß die religiöſen Bedürfniſſe in ihnen die allerſchwächſten ſind.

Viertens brauchte die Regierung ja nur die Kirchen in öffentliche Anſtalten zur Verkündigung einer geſunden Moral verwandeln, um dem ganzen Europa ein glänzendes Beiſpiel von ihrem Intereſſe für allgemeine Aufklärung zu geben.

Aber was iſt die Moral? Verſteht man darunter jene Wiſſenſchaft, welche von philoſophiſchen Lehrſtühlen verkündigt wird, ſo kann nichts abgeſchmackter ſeyn, als die Mittheilung derſelben von den Kanzeln. Iſt die Moral die Wiſſenſchaft der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſo muß man geſtehen, daß ſie in dieſer Form gar noch nicht vorhanden iſt. Allerdings würde ein gründlicher Unterricht — vorausgeſetzt, daß er zugleich anziehend genug gemacht werden konnte —

die glückliche Folge haben, daß man die Gesellschaft um ihrer selbst willen respectiren lernte und in den allmähligen Besitz einer von allem Aberglauben gereinigten Moralität gelangte; allein wo die Lehrer einer solchen Moral auf der Stelle finden? Eine reine Moralität ist etwas, das nur die Zeit herbeiführen kann. Wollte irgend eine Regierung sich mit diesem Geschäft beladen, so würde sie eben so tyrannisch werden, als diejenige zu sein pflegt, welche hinter der Entwickelung zurückgeblieben ist, welche die Zeit machen hat.

Man muß nie vergessen, daß die Welt in allen ihren Theilen nur eine Welt der Verhältnisse, nicht der Dinge ist; als letztere erscheint sie nur in Träumen.

Im Grunde waren es nur zwei Betrachtungen, welche von einer förmlichen Wiederherstellung des römischen Cultus zurückhalten konnten. Die eine war von dem Chef derselben, die andere von dem Zusammenhang der römischen Kirche mit dem Feudalwesen hergenommen; und beide waren gleich wichtig.

Die Existenz einer Ehrfurcht des römischen Cultus auch von jeher den Bewohnern aller derjenigen Länder, in welchen dieser Cultus herrschend war, eine doppelte Richtung, von welchen sich die eine auf ihn als den Repräsentanten der Theokratie, die andere hingegen auf den Repräsentanten der Monarchie bezog. Die Folgen dieser getheilten Interessen waren mannichfaltig, lösten sich aber immer dahin auf, daß sie die Landesherrlichkeit vernichteten, und den Staatschef zwangen, dem Zuge der Regierten in dem Augenblick zu folgen, wo es ihm am meisten darauf ankam, jenen den Antrieb zu geben. Namenloses Unglück entstand hieraus; und viele Jahrhunderte verstrichen, ehe man es dahin bringen

konnte, daß der Chef der Kirche in seiner Anmaßung nicht allzu weit ging.

In Hinsicht des Zusammenhanges der Kirche mit dem Feudalwesen mußte vorausgesetzt werden, daß jene, wiederhergestellt, alles aufbieten würde, um dieses aus seiner Vernichtung zu einem neuen Leben aufzurufen, theils vermöge der bloßen Macht der Gewohnheit, theils zur Wiederherstellung ihres alten Glanzes. Die Directorialregierung hatte dies Bestreben der französischen Geistlichkeit in seiner ganzen Stärke empfunden; und gab es kein Mittel, den Zusammenhang der Kirche mit dem Feudalwesen zu zerreißen, so ließ sich vorhersehen, daß die Regierung auf lange Zeit von ihr würde beunruhigt werden.

Um nun, unbeschadet der Einheit der Regierung auf der einen und der bürgerlichen Gleichheit auf der andern Seite, den römischen Cultus wiederherstellen zu können, wurde das Concordat entworfen.

Nicht genug, daß die französische Regierung die Wiederherstellung der päbstlichen Würde zu Stande gebracht und dadurch ihre Ueberlegenheit als weltliche Macht hinlänglich beurkundet hatte, zwang sie jene den Chef des römischen Cultus, dem französischen Staatschef in der Person seines Legaten zu schwören. Hierdurch wurde die Einheit der Macht oder die Souveränität gerettet; denn indem der Pabst es war, der die Huldigung darbrachte, erklärte er, daß er erhöhte sey, keinen anderen Impuls zu geben, als welchen die französische Regierung gut heißen würde. Mit dieser förmlichen Entsagung hing folgendes unzertrennlich zusammen: erstlich, daß der französische Staatschef die Bischöfe und Examinatoren ernannte; zweitens, daß die von den Bischöfen ernannten Priester für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe verantwortlich gemacht wurden; drittens,

daß die Mönche (diese Miliz des Pabstes), die barmherzigen Brüder allein ausgenommen, für immer in Beziehung auf Frankreich abgeschafft blieben; viertens, daß den Priestern die Ehe nicht unbedingt verboten wurde.

Wurde die Trennung der Kirche von dem Feudalwesen durch alle diese Maasregeln vorbereitet, so wurde sie durch folgende vollständig bewirkt: erstlich hatten die Güter der Geistlichkeit, deren Werth sich vor der Revolution auf mehr als drei Milliarden belief, der Nation verfallen; zweitens, indem diese für eine so große Wohlthat die Kosten des Gottesdienstes bestritt, wurde die Geistlichkeit auf ein festes Einkommen zurückgebracht, welches aus dem Staatsschatz bezahlt, ihr keine andere Macht gestattete, als die geistliche, wodurch sie in keinem Widerspruch mit der Regierung stand; drittens, behielt sich die Nation nicht nur vor, ihre Hand über die frommen Stiftungen zu halten, welche von dem Augenblick an, wo die Geistlichkeit von jedem Besitz in Grund und Boden ausgeschlossen war, nur in Renten gemacht werden konnten, die auf den Staat angewiesen waren; sondern sie reklamirte auch das Recht, die religiösen Gebräuche in so weit zu bestimmen, als sie es für nöthig finden würde. Alle diese Maasregeln vernichteten den Zusammenhang der Kirche mit dem Feudalwesen. Da aber die Natur des römischen Cultus eine Hierarchie nothwendig macht, in sofern nämlich alle durch ihn ausgeübte Gewalt auf menschlicher Autorität beruht und diese nur dadurch hervorgebracht werden kann, daß es eine Stufenleiter untergeordneter Autoritäten giebt, welche allmählig zu dem Statthalter Christi hinführt; so sorgte die französische Regierung dafür, daß die mit den verschiedenen geistlichen Würden verbundenen Vortheile, dem Grade von Autorität entsprachen, der

von ihnen aufgehen mußte: und wenn sie hierdurch für ihre Unumschränktheit das Meiste gewann, so sicherte Bonaparte diese noch durch die Aufnahme der ausgezeichnetsten Mitglieder der Geistlichkeit in die Ehrenlegion, wo sie, gleich den übrigen Mitgliedern derselben, dem Feudalwesen ewige Feindschaft schwören mußte.

Durch das Concordat wurden also alle die Bedenklichkeiten gehoben, welche die französische Regierung von einer formlichen Wiederherstellung des römischen Cultus abhalten konnten; sie gewann dadurch an Centralität und durch diese an Freiheit in ihrem Wirken.

Um aber zugleich der Kraft zu begegnen, welche dieser Cultus, als Ausfluß der Theokratie dadurch ausübt, daß er den Köpfen gewisse Formen aufdringt, welche die freie Entwickelung verhindern, mußten noch andere Maaßregeln genommen werden; und ein unbefangener Blick auf das ganze Verfahren der Regierung bei und nach der Bekanntmachung des Concordats läßt schwerlich irgend einen Zweifel an der Liberalität derselben übrig.

Als der gegenwärtige Minister der Gottesdienste, Staatsrath Portalis, dem Publikum von ganz Europa die Ideen und Grundsätze entwickelte, welche die Regierung bei Entwerfung und Abfassung des Concordats geleitet hätten, da sagte er unter anderen: „Der Katholizismus ist in Frankreich zwar dermalen die Religion der Mehrheit der Mitglieder der Regierung, aber er ist nicht die der Regierung selbst.“ Der natürlichste Sinn dieser merkwürdigen Worte ist unstreitig kein anderer, als folgender: Da die Regierung die Intelligenz der ganzen Nation bildet, so giebt es für sie keine besondere Religion; anstatt von der Religion beherrscht zu werden, gebietet sie über dieselbe, und ob sie gleich dem Bedürfniß der großen Menge nachgiebt, so folgt daraus noch nicht, daß sie

daſſelbe thut. Und in dieſem Sinne hat die franzöſiſche Regierung bisher unverbrüchlich gehandelt.

Nicht zufrieden damit, die Anzahl der Feiertage vermindert und dadurch die Gewalt der Hierarchie weſentlich geſchwächt zu haben, hat ſie der freieren Entwickelung vorzüglich dadurch die Schranken geöffnet, daß ſie den proteſtantiſchen Cultus mit völlig gleichen Rechten in ihren Schutz genommen und der Judenſchaft neue Rechte ertheilt hat, welche, im Verlauf der Zeit, das ſchwankende Gebäude des Übergläubens, ſo wie es gegenwärtig daſteht, von Grund aus zerſtören müſſen. Dies erfordert eine weitere Erörterung.

Frankreich hat in dem gegenwärtigen Augenblick wenigſtens drei Millionen Proteſtanten, welche, indem ſie den Katholiken gegenüber ſtehen, dieſen, ſelbſt wenn ſie ſich nicht den mindeſten Angriff auf den Katholicismus erlauben, unaufhörlich zuflüſtern, daß man ein achtungswerther Staatsbürger ſeyn kann, ohne gerade ein Katholik zu ſeyn, und daß man es nur in dem Grade iſt, in welchem man die Geſellſchaft, deren Mitglied man iſt und bleibt, um ihrer ſelbſt willen reſpectirt. Hierzu kommt noch, daß alle dieſe Proteſtanten, als einer höheren innern Freiheit genießend, unangeſehen die allmählige Entwickelung befördern, wäre es auch nur durch die Oppoſition, worin ſie ſtehen. Wo ſo etwas ſtattfindet, da iſt an keinen Stillſtand noch weniger aber an Rückſchritte auf der Bahn der Aufklärung zu denken.

Was die Judenſchaft betrifft, ſo verſtehe ich darunter jede Art von Thätigkeit zum Beſten der Geſellſchaft, die höhere Geiſtesthätigkeit, wodurch die Gränzen des menſchlichen Wiſſens erweitert werden, gar nicht angerechnet. Wie ſehr das Wiſſen dem Meinen und Glauben entgegengeſetzt iſt, bedarf hier keiner Auseinanderſetzung. Ehe man aber dem alt-

mähligen Verfalle der Theokratie in dem verflossenen Jahrhundert nach, so kann man nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß nichts so viel zu demselben beigetragen hat, als die Liebe und der Eifer, womit man in diesem Zeitraum die physischen Wissenschaften umfaßte. In der That, je mehr man in dem Studium der Natur zu bleibenden Resultaten schritte, desto größer wurde die Unabhängigkeit des Menschen von seiner ganzen Umgebung, und damit fand die Ablehnung des Aberglaubens und jeder Art von Vorurtheilen in der allerengsten Verbindung. Und sieht man nun, mit welcher Sorgfalt die französische Regierung das Studium der physischen Wissenschaften befördert und begünstigt, so kann man, vorausgesetzt, daß man ihr nicht etwas aufdringen will, was nicht in ihr ist, schwerlich leugnen, daß sie es keineswegs darauf anlegt, Aberglauben und Irrthümer zu verewigen, um sich ihr ganzes Geschäft dadurch auf eine sehr zweideutige Weise zu erleichtern. Nur eine einzige Wissenschaft fehlt Frankreich. Es ist die Politik. Was durch dieselbe für die höhere moralische Entwickelung in protestantischen Staaten geleistet worden ist, muß Frankreich stets noch fremd bleiben; indessen entsteht die Frage, ob sich dasselbe nicht auf einem anderen Wege erreichen läßt, von welchem Protestanten keinen Begriff haben?

Da man gewohnt ist, Erscheinungen, wie das französische Concordat, als Resultate des Ehrgeizes zu nehmen, und alles, was von Seiten der Regierung zur Unterstützung desselben geschieht, in dem Lichte der Herrschsucht zu betrachten, so werden diese Bemerkungen wenigstens dem einen und dem andern Leser zu einer liberaleren Ansicht der Sache leiten. Dabei, das Concordat hätte nur moralisch wirken; es sollte nämlich die inneren Verhältnisse theils ordnen, theils berichtigen, und durch beides den Un-

tagonismus besänftigen, in welchem die Regierung mit den Regierten stand. Wenn Frankreich durch dasselbe auch für seine äußeren Verhältnisse gewann, so war dies eben so sehr die Sache des Zufalls als der Klugheit. Daß es dadurch gewonnen habe — sehr gewonnen habe — ist nicht zu leugnen; und es kommt nur darauf an, die politische Nützlichkeit des Concordats aufzusuchen, um sie sogleich zu finden.

Wirft man nämlich einen Blick auf Frankreichs Gränzen, so stößt man allenthalben auf katholische Länder. Angenommen, die französische Regierung hätte den römischen Cultus nicht wiederhergestellt, wurden alsdann zwischen Frankreich und Italien solche Verhältnisse möglich gewesen seyn, als wir gegenwärtig antreffen? Sollte Italien das Bollwerk Frankreichs und Bonaparte Erster Präsident der italienischen Republik (oder König der Lombardei) werden, so war vor allen Dingen nothwendig, daß der römische Cultus wieder zu Ehren gebracht wurde: denn da das verstümmelte, zerrissene und arme Italien schwerlich eine andere coercitive Macht verträgt, als die der Religion und namentlich des Katholicismus, so war auch kein anderes Band zwischen der italienischen Republik und dem französischen Staate möglich, als dieses. Von Deutschland und der Schweiz soll hier gar nicht die Rede seyn; allein wie viel Gewalt erhielt Frankreich durch die förmliche Wiederherstellung des römischen Cultus über England. Es ist schwerlich einem Zweifel unterworfen, daß die Bekanntschaft mit dem Inhalte des Concordats die Abschließung des Tractats von Amiens beschleunigt habe; und hätte die besondere Beschaffenheit des großbritannischen Königreichs einen langen Frieden gestattet, so würde das Concordat die Ehre davon gehabt haben. Denn von dem Augenblick an, wo das Con-

cordat zu Stande gebracht war und ein päbstlicher Legat seine Anwesenheit in Frankreich durch ein Jubiläum beurkundet hatte, welches den Franzosen einen vollständigen Ablaß für alles Vergangene in der Gestalt eines dreißigtägigen Jubiläums bewilligte, betrachteten die unterdrückten Bewohner Irlands diese Franzosen als ihre Brüder, und Frankreich erhielt dadurch einen weit höheren Grad von Furchtbarkeit für England, als durch alle seine anderweitigen Operationen.

So viel von der Wiederherstellung des römischen Cultus durch das Concordat; und will man nicht ungerecht seyn, so muß man das Wohlgefallen billigen, womit Bonaparte auf diese seine Schöpfung hinblickt; ihn in derselben tadeln, würde den höchsten Grad der Anmaßung beurkunden, die immer nur der Unverstand selbst ist.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Ehrenlegion und die derselben zum Grunde liegenden Ideen.

Keine von der gegenwärtigen französischen Regierung ausgegangene Institution ist den Ausländern unbegreiflicher, als die der Ehrenlegion. Noch immer fragt man nach dem eigentlichen Zweck derselben; noch immer betrachtet man sie als eine Schöpfung des bloßen Ehrgeizes; noch immer weiß man nicht, ob man sie loben oder tadeln, für ehrbar nehmen oder travestiren soll. In Frankreich selbst fand keine Idee der Consular-Regierung so allgemeinen Widerspruch, als diese. Kaum konnte man sich des Unwillens gegen diejenigen enthalten, welche ihr

unbedingten Beifall gaben. Die sogenannten Republikaner vereinigten sich mit den sogenannten Royalisten und gemäßigten Monarchisten, sobald es darauf ankam, diese Institution zu verdammen. Vergeblich sagte der Staatsrath Röderer, als Sprecher der Regierung: „Diese Maaßregel stütze alle republikanischen Gesetze und diene zur Vertheidigung der Revolution; sie tilge die Adelsanmaßungen, welche den geerbten Ruhm über den erworbenen und die Abkömmlinge großer Männer über die großen Männer setzten; sie stärke die Triebfeder der Ehre, welche bei der französischen Nation so mächtig sey; sie sey zugleich eine moralische, eine politische und eine militärische Anstalt; sie stifte eine Münze von weit größerem Gehalt, als die aus der Schatzkammer kommende sey; eine Münze, deren Gepräge unveränderlich, deren Quelle unerschöpflich sey, weil sie auf der französischen Ehre beruhe." Alle diese Lobpreisungen erschienen, selbst einem großen Theil der Mitglieder der gesetzgebenden Behörden, als leerer Pomp, und die Einwendungen, welche eben diese Mitglieder in der Folge gegen die Ehrenlegion vorbrachten, bewiesen nur allzu sehr, wie entgegen ihnen Bonaparte's Idee war. Vielleicht hat man sich dieser Idee mehr gefügt, als sie begriffen: denn was könnte uns abhalten, anzunehmen, daß selbst unter den Mitgliedern der französischen Regierung mehrere sind, welche das Eigenthümliche der französischen Verfassung durchaus nicht ergründet haben?

Irre ich nicht, so ist die Ehrenlegion ein Institut, das nur da angetroffen werden kann, wo die Gleichheit neben der Souveränität statt findet und beide in- und durcheinander vorhanden sind.

Die Entstehung dieses Instituts war in Frankreich die natürlichste von der Welt.

Die Kraft des Reichthums hatte den Erb-

adel verdrängt. Beide standen von dem Augenblick an, wo die Consular-Regierung, im Gefühl ihrer Stärke, ein Amnestie-Dekret bekannt gemacht hatte, wiederum wie zwei feindselige Mächte einander gegenüber. Von den zurückgekehrten Ausgewanderten ließ sich nicht annehmen, daß sie den Bedingungen, unter welchen sie zurückberufen waren, treuen bleiben würden: sie hätten zugleich dem Andenken an ihre ehemaligen Vorzüge und ihrem ganzen Wesen entsagen müssen, um so fügsam zu seyn, als die Regierung es verlangte. Von der andern Seite standen die hommes nouveaux in einer Insolenz da, welche der schnellerworbene Reichthum auf allen Punkten der Erde mit sich führt. Zwischen beiden Parteien mußte es über kurz oder lang zum Angriff kommen. Es schienen die Ausgewanderten denen, die sich durch sie bereichert hatten, als Menschen, die sich nicht getraut hätten, eine heilige Sache zu beschützen; so erschienen diese jenen als Räuber, welche die Revolution aus den eigennützigsten Absichten herbeigeführt hätten. Die Regierung stand zwischen beiden in der Mitte; und diese Regierung hatte sich einheimisch gemacht, die Verkäufe der Nationalgüter und alle Resultate zu beschützen. Auf die Ansprüche der Ausgewanderten konnte sie nicht eingehen, ohne die Revolution rückgängig zu machen und sich selbst zu stürzen; den Anmaßungen der Bezüterten mußte sie in den Weg treten, wofern nicht alles Idealische und den gesellschaftlichen Verhältnissen verschwinden und einer geist- und herzlosen Krapule Platz machen sollte. Wie nun aber den Ausweg finden, auf welchem man weder den einen noch den andern allzu viel nachgab? Bei der Auflösung dieses Problems entwickelte sich das Bild der Ehrenlegion: das schönste, das jemals die Phantasie in dem Gebiete der socialen Technik gebo-

ren hat

Es ist nämlich, wenn von der Ehrenlegion die Rede ist, weder an einen eigentlichen Orden, noch an eine Zunft, noch an irgend etwas Aehnliches zu denken: sie ist, ihrem Wesen nach, eine moralische Institution zur Aufrechthaltung der Gleichheit und Ehrung der Herrschaft der Tugend. Ich werde dies in einem der folgenden Abschnitte ausführlicher entwickeln. Gegenwärtig bemerke ich nur, daß von der Kraft des Reichthums der Wiederaufbau der Adelichkeit unendlich mehr zu befürchten war, als von dem gerechten Unwillen der in ihren Vorrechten gekränkten Edelichen. Wollte man also zu einer Zeit, wo der Reichthum auf den Trümmern der Privilegien glänzte und mit einem ehernen Patriciat drohete, die Gleichheit retten, so war nichts nothwendiger, als die Errichtung einer Institution, welche ein unbefangliches Gegengewicht erhielt, ja gewissermaßen seine ganze Kraft verlor. Der ehemalige Adel erblickte seinerseits in eben dieser Institution sein gerechtes und ewiges Verderben. Man erinnere sich hier, was in einem der letzten Abschnitte des ersten Buchs über den Unterschied der Natur- und des Erbadels gesagt worden ist. Ohne Aristokratie konnte der Staat nicht bleiben, wenn er nicht vor der Zeit zu Grunde gehen sollte; aber die erdliche Aristokratie konnte ihm nicht zurückgegeben werden, ohne ihn neuen Convulsionen auszusetzen. Was blieb unter diesen Umständen anderes übrig, als eine neue Aristokratie zu heiligen, welche vor der alten den Vorzug hätte, sich nicht selbst in der Erblichkeit zu zerstören, und dieser neuen Aristokratie in der Ehrenlegion die Form ihres Daseyns anzuweisen?

Das Grundgesetz für diese Vereinigung konnte kein anderes seyn, als: „daß sich die mit ihr verbundenen Vortheile nicht über die Lebensdauer des in sie aufgenommenen Individuums hinaus erstrecken

sollten;" denn ging man über diese Gränze hinaus, so hatte man die erbliche Aristokratie. Vortheile mußten mit der Aufnahme in die Ehrenlegion verbunden seyn, weil sie dadurch allein wünschenswerth werden konnte, allein es kam darauf an, diese Vortheile so einzurichten, daß sie etwas Untergeordnetes blieben und nicht das Geistige im Leiblichen vernichteten. Zu diesem Ende wurde die sehr mäßige Summe von 200000 Franken ausgeworfen. Da die Ehrenlegion für jeden Stand vorhanden seyn mußte, wenn Aufrechthaltung der Gleichheit ihre Hauptbestimmung war, so konnte die eben genannte Summe immerhin sehr ungleich vertheilt werden, ohne dem Endzweck des Instituts zu schaden; denn, obgleich die Tugend in jedem Stande dieselbe ist, so ist doch nicht das Bedürfniß in jedem Stande dasselbe. Das Herrliche — beinah möcht' ich sagen: das Göttliche des Instituts bestand aber darin, daß es ein Vereinigungspunkt für jede Art des Verdienstes war und daß der Staatschef, in soferu er an der Spitze der Ehrenlegion stand, den Mittelpunkt für die Virtuosität der ganzen Nation bildete. Da war von nun an auch keine wohlthätige Kraft, die nicht zu ihm hinstrebte; jede ihrer Wirkungen gehörte ihm, und der Charakter der Wohlthätigkeit war das sicherste Empfehlungsschreiben für eine günstige Aufnahme.

Die Ehrenlegion ist in jedem Betracht die Frucht eines langen Nachdenkens und das Resultat scharf abgesonderter Begriffe. Ihr ganzes Wesen beruht auf dem Unterschied der Auszeichnungen und Privilegien. Da jene immer rechtmäßig sind, in soferu Virtuosität ihre Quelle ist, diese hingegen nur durch die Gewalt existiren: so konnte der Grundcharakter der Ehrenlegion durchaus kein anderer seyn, als Rechtmäßigkeit. In Beziehung auf den ganz

gen französischen Staat bildete sie allerdings eine Aristokratie; aber diese Aristokratie war und blieb ohne alle Beimischungen der Gewalt, bis zu dem Augenblick, wo sie sich in ihrer Existenz bedroht sah, und selbst in diesem Augenblick wirkte sie nicht als Korps, sondern nur als Organ des ganzen Staats. In Beziehung auf sich selbst war sie eine Demokratie. Von welcher Art auch das Verdienst des Legionärs seyn mochte, war er einmal in die Legion aufgenommen, so war er allen übrigen Mitgliedern derselben gleich. Ob er diese Mitglieder kannte, oder nicht, war die gleichgültigste Sache von der Welt; genug, daß er beim Anblick des Symbols nicht umhin konnte, in demjenigen, der es führte, eine gleiche Bestimmung zu erkennen und auf irgend eine Veranlassung zurückzuschließen, die ihn in den Besitz dieses Symbols gebracht hatte.

Wie eine ätherische Gestalt steht die Ehrenlegion überall im Hintergrunde des französischen Staats. Spricht man sie an, um sich mit ihrem Wesen bekannt zu machen, so erwiedert sie mit stolzer Bescheidenheit: „Ich bin die Tochter des Verdienstes und der Ehre. Meine Eltern bilden die vollkommenste Ehe, welche sich denken läßt. Groß ist die Anzahl ihrer Erzeugten; allein sie lebt zerstreut und ihre edle Abkunft wird nur allzu häufig verkannt. Ein großer Mann hatte den Gedanken, eine Vereinigung zu Stande zu bringen, wodurch mehrere meiner Geschwister der Dunkelheit entzogen würden, worin sie bisher geschmachtet hatten, aber neben dieser Vereinigung die örtliche Trennung bestehen zu lassen, weil hierauf unsere Wohlthätigkeit beruhte. Zu diesem Endzweck stellte er uns unter den Schutz der Macht, die wir, um frei zu bleiben, nicht selbst ausüben dürfen, deren wir aber nicht entbehren können, wenn wir unsere Eigenthümlichkeit retten wollen. Uns wieder zu erkennen

kennen, und uns zugleich durch den Glauben an uns ſelbſt zu ſtärken, ſchenkte er uns dies Symbol, das du hier auf meiner linken Bruſt erblickſt und deſſen Schicklichkeit dir einleuchten muß, ſobald du an unſere Abkunft zurückdenkſt. Die Beſtimmung, welche er uns gab, war die größte, die dem Menſchen gegeben werden kann. Der Egoismus war nie in uns, weil er mit unſerem ganzen Weſen in Widerſpruch ſtand; aber er wurde uns durch tauſend Misverhältniſſe aufgedrungen, denen wir um ſo weniger widerſtehen konnten, je mehr wir vereinzelt waren. Um die Reinheit unſerer Natur zu ſichern, befreite uns unſer Beſchützer einmal für allemal von allem, was dieſelbe beflecken konnte. Ueberzeugt, daß nur das Größte für uns groß iſt, ließ er uns ſchwören, daß wir uns dem Dienſte der Republik, der Erhaltung ihres Gebiets in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheidigung ihrer Regierung, ihrer Geſetze und alles durch dieſe geheiligten Eigenthums widmen, und durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Geſetze gutheißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherſtellung des Feudalweſens, auf das Wiederaufkommen der daran gehörigen Titel und Qualitäten und auf Vernichtung des Concordats und der durch dieſen Akt der Wahrheit geſchenkten Gewiſſensfreiheit abzwecken möchte, ſtandhaft bekämpfen, kurz, aus aller Macht, zur Behauptung der Gleichheit und Freiheit mitwirken wollten. Er ſelbſt ſchwur: die Inſtitution der Ehrenlegion zu handhaben. Von dieſem Augenblick an, waren wir für einander da. Uns auszuſtatten, gab unſer Beſchützer uns ein Eigenthum; aber dies Eigenthum war weder perſönlich noch erblich, ſondern gehörte der Legion im Ganzen. Anderweitige Rechte erhielten wir nicht, weil ſie uns nicht gegeben werden konnten, ohne unſerer erhabenen Beſtimmung zu ſchaden. Wir bilden unſtreitig ein Ganzes; aber nur

für den Glanz der Belohnungen, nicht durch Ansprüche auf Grade und Beförderungen weder im Militär- noch im Civilstande, die wir zwar als Staatsbürger, aber nicht als Mitglieder der Ehrenlegion haben. Unser ganzes Wesen ist vernichtet, sobald wir aus der uns von unserm Beschützer angewiesenen Bahn treten; allein wie könnten wir dies, da uns diese Bahn so bestimmt vorgezeichnet ist? Höre nicht auf das, was der große Haufen von uns spricht; er kann uns nicht begreifen, und eben deswegen auch nicht über uns urtheilen. Es mag ihm auffallen, daß Personen zu uns gehören, welchen in Beziehung auf Manier und Form nur allzu viel abgeht; allein so lange Wesen und Form etwas Verschiedenes sind, wird die Ehrenlegion durch solche Mitglieder niemals leiden; denn Virtuosität ist ihre Grundlage, und alles, was diese Grundlage verfassen kann, hat ein natürliches Recht zum Eintritt in dieselbe. Es wird vielleicht noch eines halben Jahrhunderts, ehe man alle die Vorurtheile ablegt, die jetzt noch gegen uns im Gange sind; aber so gewiß die Ideen unseres Beschützers siegen müssen, eben so bestimmt ist eine Zukunft für uns aufbehalten, wo wir in unserer Verklärung dastehen werden; wir sind in unserer Eigenthümlichkeit eine Ausgeburt der französischen Revolution und werden nie undankbar seyn gegen diese unsere gemeinschaftliche Mutter."

Was ich sonst noch über die Ehrenlegion zu sagen habe, wird man in einem der nächsten Abschnitte antreffen, worin von Bonaparte's Ideal die Rede ist. Ich eile jetzt zur Auseinandersetzung meiner Ideen über die Würde eines Kaisers der Franzosen. Vorher sollte vielleicht die Rede seyn von Bonaparte's Verdiensten um die Reorganisation der Justizverfassung und des Schulwesens in Frankreich; allein da die erstere nicht als vollendet betrachtet werden kann, so

lange es, neben dem Civilcodex, noch an einem Criminal- und Handelscodex fehlt, und da das letztere, wie umfassend es auch seyn mag, nicht eher wahre Kraft gewinnen wird, als bis die französische Regierung ihr Augenmerk auf die Verbesserung der Methoden richtet, so schweig' ich lieber über diese beiden Gegenstände. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir, welche gleich sehr gegen Bonaparte's Tadler gerichtet sind. Die erste ist, daß man von der schlechsten Organisation der Parlemente und ihrer unselbstständigen Stellung gegen die höchste Autorität nie das Mindeste begriffen haben muß, wenn man an ihnen zum Lobredner wird; durch beides konnten sie den Despotismus, den sie zu verhindern das Ansehn haben wollten, nur verstärken und folglich immer nur unterdrücken helfen. Die zweite ist, daß das Recht, das heißt, die Richtigkeit der Idee, unstreitig auf Bonaparte's Seite war, wenn er bei der Reorganisation der Schulen auf Vereinfachung der Gegenstände des Unterrichts drang und alles auf Mathematik und Geschichte zurückgeführt wissen wollte. Man ahnete nicht, daß das Gebiet des menschlichen Wissens in diesen beiden Umzännungen vollkommen eingeschlossen liegt; man ahnete noch weniger, daß man durch die Vervielfältigung der Gegenstände des Unterrichts die Köpfe bei weitem mehr verwirrt, als aufhellt.

Eilftes Kapitel.

Ueber die Würde eines Kaisers der Franzosen und die wahre Tendenz der Verwandlung der Consularmacht in die erbliche Kaisermacht.

Wenn die französischen Staatsbehörden über die Verwandlung der Würde des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde sprechen, so drücken sie sich darüber folgendermaßen aus:

„Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die getheilte Gewalt ohne Harmonie und Stärke war; man hatte eingesehen, daß sie, auf eine gewisse Zeit anvertraut, nur precär war und weder anhaltende Arbeiten noch anhaltende Gedanken gestattete; man hatte sich überzeugt, daß sie, auf die Lebensdauer eines einzigen Mannes beschränkt, mit ihm dahin schwand und nur Zwietracht und Anarchie zurückließ; man sah endlich ein, daß für große Nationen nur in der erblichen Macht Heil und Rettung zu finden ist, daß sie allein ihr politisches Leben sichert und Generationen und Jahrhunderte in ihrer Dauer umfaßt. Der Senat wurde, seiner Pflicht gemäß, das Organ der gemeinschaftlichen Bekümmerniß. Sogleich offenbarte sich der Wunsch nach Erblichkeit, der in den Herzen aller wahren Franzosen lebte. Die Wahlkollegien und die Armeen sprachen ihn aus. Der Staatsrath, die Magistrate, die aufgeklärtesten Männer wurden um Rath gefragt, und alle stimmten für die Erblichkeit. Längst hatte der Erste Consul die Nothwendigkeit der erblichen Macht in einem so großen Staate, als Frankreich ist, eingesehen; aber er hatte sich gegen die Kraft der Prinzipe aufgelehnt und ein Wahlsystem einzuführen gesucht, das die höchste Autorität

ohne Gefahr und Unruhe fortpflanzte. Die öffentliche Bekümmerniß und die Hoffnungen unserer Feinde klagten sein Werk an. Jetzt konnte er nicht länger widerstehen. Er entschloß sich also, die Last, welche der Drang der Umstände ihm auflegte, für sich und für zwei seiner Brüder zu übernehmen."

Dies ist eine Sprache, wie sie der repräsentativen Verfassung Frankreichs zukommt; einer Verfassung, welche es ungewiß läßt, ob der Impuls von Seiten der Regierung mehr gegeben oder empfangen wird; einer Verfassung, welche in die Gesellschaft dasselbe Verhältniß bringt, das zwischen Montaigne und seiner Katze war, wenn der Philosoph ungewiß wurde, ob sie mit ihm, oder er mit ihr spiele, obgleich eben diese Verfassung die allerbequemste von der Welt ist, um zu dem höchsten Grad von Macht emporzusteigen.

Angenommen, Bonaparte hätte die Nothwendigkeit der Souveränität für ein so großes Reich, wie Frankreich ist, nicht schon am Schlusse des Jahres 1799 eingesehen, würde er Erster Consul geworden seyn? Daß diese Idee nicht von den Wahlkollegien und der Armee ausging, ist nur zu sehr entschieden. Sobald aber der ganzen Regierungsmaschine das Prinzip der Einheit zurückgegeben war, fand sich alles Uebrige ganz von selbst. Indem nämlich Bonaparte die Revolution in eben dem Augenblicke festhielt, wo alles, was sie jemals verheißen hatte, dem gänzlichen Verschwinden nahe war, fühlten Frankreichs aufgeklärteste Bürger den Beruf, ihn zu ihrem Stützpunkt zu machen; und indem Bonaparte sich durch ihre Einsicht stärkte, wurden Einrichtungen möglich, welche die öffentliche Ruhe sicherten. Auch hier geschah, was immer geschieht: das Vertrauen ging von der Macht aus und die Macht verstärkte sich durch das Vertrauen. Der Feldzug v. 1800 trug zur Verstärkung der

Kraft der ganzen Regierungsmaschine nicht wenig bei; denn der Ausgang desselben ward eine bleibende Scheidewand zwischen Frankreich und Oesterreich. Das Concordat, wodurch Italien an Frankreich gebunden wurde, die großmüthige Zurückberufung der Ausgewanderten, die Errichtung einer Ehrenlegion, die Wiedereröffnung der Schulen, waren allzu auffallende Wohlthaten für Frankreich, als daß man die lebenslängliche Dauer des Consulats nicht darauf hätte gründen dürfen. Auf diesem Punkt würde der französische Staatschef unstreitig noch gegenwärtig stehen, hätten die Britten den Frieden von Amiens gehalten und keine Versuche gemacht, den Helden, in welchem Frankreich seinen Erretter fand, aus dem Wege zu räumen. Je größer die Bedeutung war, welche England auf den Ersten Consul legte, desto höher stieg sein Ansehn bei den Franzosen. Zur Vollendung desselben fehlte nur Ein Schritt: die Erblichkeit der Regierung in der Familie Bonaparte's. Er blieb nicht lange aus, dieser Schritt. Nothwendig in sich selbst, wurde er durch die letzte Verschwörung gegen das Leben Bonaparte's nur beschleunigt. Das Senatus-Consultum vom 18 May 1804 erschien, und auch der flüchtigste Blick auf dasselbe zeigte, daß der Inhalt desselben, wie sehr auch frühere Formen verschont, oder vielmehr benutzt seyn mochten, nicht das Resultat eines in der repräsentativen Verfassung wirkenden Geistes seyn konnte.

Die Analyse dieses Senatus-Consultums würde hier zu weit führen; aber bemerken muß man, daß es ein Meisterstück socialer Technik ist. Entsteht die Frage, warum Bonaparte gerade den Titel eines Kaisers der Franzosen wählte; so ist diese Frage sehr leicht beantwortet, wenn man Eitelkeit, Ehrgeiz und dergleichen zum Beweggrunde angiebt. Allein in Beziehung auf wahrhaft große Männer ist die Un-

terlegung ſolcher Motive ſehr gewagt, weil ſie bei weitem weniger in ihren Gefühlen, als in ihren Ideen leben und in der Regel nur das thun, was alle Umſtände zuſammengenommen als Nothwendigkeit darſtellen.

Von der wahren Tendenz der Kaiſerwürde wird weiter unten die Rede ſeyn. Hier genügt es, die Bemerkung zu machen, daß die Würde eines Erſten Conſuls für die großen Aufgaben, welche Bonaparte ſich zu löſen getraute, nicht hinreichend war. Welcher Grad von Macht auch immer mit dieſer Würde verbunden ſeyn mochte, ſo erſchien der Erſte Conſul bei weitem mehr in dem Lichte eines Protectors oder eines Dictators, als in dem eines Staatschefs; und indem dies der Fall war, wurde es Bonaparten unmöglich, Frankreich denjenigen Grad von Stärke zu geben, den es vermöge aller der Vorzüge, die es vereinigt, erhalten konnte. Unſtreitig war bei der Annahme des Titels eines Erſten Conſuls darauf gerechnet, daß er eine gewiſſe Ehrwürdigkeit mit ſich führen würde; allein dieſer Calcul war falſch. Der ſeit mehr denn achtzehn Jahrhunderten verflogene Römergeiſt ließ ſich nicht wieder zurückrufen; und da die Wirkſamkeit des Titels eines erſten Conſuls ſo weſentlich an jenen gebunden war, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe Wirkſamkeit für Franzoſen gänzlich wegfiel. Für ihren ganzen Gemüthszuſtand wirkte dieſer Titel als **neu**, da er doch eigentlich als **alt** hätte wirken ſollen. Dieſer Umſtand war für das Geſchäft eines Staatschefs von der allerhöchſten Wichtigkeit. Da nämlich alles Neue der Kritik unterworfen iſt und eben dadurch ſeiner Natur nach zum Mistrauen führt, und da hingegen alles Alte der Kritik entgeht und das Vertrauen in ſich ſchließt; ſo kann der Staatschef nicht genug eilen, ſich mit ſolchen Formen zu umgeben, welche das ſchwankende Vertrauen fixiren, indem

sie ihn mit dem ganzen Gemüthe des Volks in Harmonie setzen. War demnach der Titel eines Ersten Consuls nicht glücklich gewählt, in sofern er dem Geiste neuerer Zeiten widersprach, so mußte er abgelegt und ein anderer an seiner Stelle angenommen werden. Bonaparten blieb die Wahl zwischen dem Königs- und Kaisertitel, und wenn er dem letzteren den Vorzug gab, so konnten seine Beweggründe nur folgende seyn.

Einmal war der Königstitel in Frankreich abgeschafft und eine längere Reihe von Jahren hindurch depopularisirt worden, so daß Bonaparte ihn nicht annehmen konnte, ohne eine Menge von unangenehmen Zurückerinnerungen hervorzurufen. Gesetzt aber auch, er hätte der allgemeinen Stimmung der Gemüther in diesem Punkte trotzen wollen, was würde er anderes dadurch gewonnen haben, als daß die Bourbons fortgefahren wären, ihn einen Usurpator zu nennen?

Will man sagen, daß ein solcher Vorwurf sehr gleichgültig sey, da Bonaparte in Beziehung auf diese Prinzen nie ein Usurpator gewesen ist; so muß man nicht vergessen, daß der größte Theil der Menschen gewohnt ist, das Recht über die Macht zu setzen, weil er keinen Begriff davon hat, daß alles Recht erst durch die Macht möglich wird, und daß dieser Mangel an Einsicht alle Mißvergnügten eines Staats zur Parteilichkeit und Unruhe hinführt. In sofern also der Königstitel für Bonaparten nicht vorhanden war und der Kaisertitel allein übrig blieb, mußte Bonaparte diesen wählen, weil er sich durch ihn über Alles hinausschwang, was die französischen Könige jemals gewesen waren und den Vorwurf der Usurpation für immer von sich entfernte. Es kam aber noch dazu, daß der Kaisertitel der angemessenere war, weil Frankreich sich durch den Revolutionskrieg sehr wesentlich erweitert hatte und

in Beziehung auf mehrere benachbarte Staaten eine beschützende Macht geworden war.

Was ist nun aber Bonaparte als Kaiser der Franzosen?

Als bei Gelegenheit der Erscheinung des Senatus Consultums vom 18 May im Tribunat die Rede von der Erhebung Napoleons zur erblichen Kaiserwürde war, da glaubten mehrere Tribunen dieser Würde dadurch das Wort zu reden, daß sie dieselbe eine beschützende Macht nannten. Allerdings ist dies ihr allgemeinster Charakter; allein die Frage ist, ob sie dadurch in Beziehung auf Frankreich die Souveränität ausschließet, oder nicht? Der deutsche Kaiser, wie souverän er auch in seinen Erbstaaten seyn mag, ist in Beziehung auf Deutschland durchaus nicht souverän; er bildet zwar die beschützende Macht dieses Reichs, aber als solche ist er in den Schranken der Constitution so unbeweglich eingeschlossen, daß er sich nicht über dieselben erheben kann, ohne seiner Bestimmung entgegen zu handeln. Ist nun Bonaparte in eben dem Sinne Kaiser der Franzosen, in welchem Franz der Zweite deutscher Kaiser ist? Besteht das Wesen der Souveränität in der innigsten Vereinigung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in der Person des Staatschefs und ist die Souveränität dadurch so sehr über alles hinaus, was Constitution genannt werden kann, daß sie nur darüber schwebt, wie der Geist Gottes über dem Wasser: so vereinigt Bonaparte, als Kaiser der Franzosen, mit der beschützenden Macht die Souveränität, oder, um es kürzer auszudrücken, so ist er souverän. Alle Thatsachen beweisen dies. Die Constitution vom 15 Dec. 1799 war ganz sein Werk; aber er zerstörte es wieder, um es großer und herrlicher aufzuführen; und Carrion Nizas selbst sage, ob ihn irgend etwas verhindern kann, die jetzt beste-

hende Constitution aufs Wesentlichste abzuändern, sobald er es für gut befindet. Wäre die kaiserliche Macht in Frankreich eine bloß beschützende, so wäre der Kaiser der Franzosen das Werkzeug der Constitution; dies ist er aber nicht. Die Constitution ist vielmehr sein Werk, und anstatt dieses sein Werk zu beschwören, was er als beschützende Macht eigentlich müßte, beschwört er bloß — seine Souveränität, d. h. seine Machtvollkommenheit, die Constitution nach seinen besten Einsichten zu formen. Um sich davon zu überzeugen, erinnere man sich des Eides des Kaisers, so wie er in dem Senatus-Consultum vom 18 May ausgedrückt ist. Er lautet also: „Ich schwöre, die Integrität des Gebiets des Reichs zu behaupten; die Gesetze des Concordats und die Freiheit der Gottesdienste zu respectiren und respectiren zu machen; die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe der Nationalgüter zu respectiren und respectiren zu machen; keine Abgaben zu erheben, keine Taxe aufzulegen, als in Gemäßheit des Gesetzes; die Institution der Ehrenlegion zu handhaben; und allein in Hinsicht auf das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes zu regieren." Dieser Eid kündigt aber nichts weniger an, als eine abgöttische Verehrung der Constitution, so wie sie gegenwärtig dasteht, und noch weit weniger irgend eine Instrumentalität des französischen Staatschefs. Wenn, wie an einem anderen Orte bewiesen worden ist, die Tendenz der französischen Revolution, in sofern sie das Innere angina, nie eine andere war, als den constitutionellen König in einen constituirenden (souveränen) Staatschef zu verwandeln: so muß man Bonaparte'n die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Tendenz vor allen seinen Zeitgenossen am frühesten und reinsten aufgefaßt und am kräftigsten festgehalten hat.

Eben deswegen ist Er geworden, was die einsichtsvollsten französischen Könige, z. B. ein Heinrich der Vierte, werden wollten, aber niemals werden konnten, weil sie den Hindernissen nicht gewachsen waren, welche die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit ihnen in den Weg legten; Hindernisse, welche nur durch eine Revolution zu besiegen waren und von welchen wir gegenwärtig ganz anders denken, als Montesquieu und die Philosophen seiner Zeit, die keinen deutlichen Begriff von der Souveränität hatten und in der unbeschränkten Macht des Staatschefs immer nur den Despotismus sahen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß gerade die höchste Macht des Staatschefs den höchsten Grad der Freiheit der Regierten voraussetzt, nur daß diese Freiheit keine excentrische seyn darf.

So wie die Souveränität des französischen Staatschefs in ihrer Neuheit da stand, gaben sehr viele Personen, an veralteten Theorien klebend, die Republik verloren, indeß die französische Regierung noch immer fortfuhr, den Staat eine Republik zu nennen. Dies rührte unstreitig daher, daß jene sich die Freiheit nur unter der Bedingung denken konnten, daß die Regierung schwach und ohnmächtig sey, und daß diese eine Freiheit verhieß, welche der unmittelbare Ausfluß der Macht der Regierung wäre. Leugnen läßt sich nicht, daß Frankreich trotz den monarchischen Formen, die es seit dem 18ten Brumaire wieder angenommen hat, eine Republik ist, vorausgesetzt nur, daß man das Wesen einer Republik nicht in die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht oder in das Nichtdaseyn eines souveränen Staatschefs, sondern in die Gleichheit der Rechte und in die politische und bürgerliche Freiheit der Staatsbürger setzt. Was die erstere betrifft, so findet sie sich allenthalben, wo es keine privilegirten

Stände giebt; und die letztere anlangend, so ist die Basis aller Regierungsmacht in einem so hohen Grade, daß jeder Tyrann, der sie unterdrücken wollte, gegen seinen eigenen Vortheil wüthen würde. In Hinsicht der Gleichheit der Rechte darf nur eine einzige Ausnahme statt finden. Diese macht der Staatschef selbst durch die Erblichkeit der höchsten Magistratur; und da wir jetzt zu dem Punkt gelangt sind, der den eigenthümlichen Stein des Anstoßes ausmacht, so müssen wir einige Augenblicke bei ihm verweilen, um den Widerspruch zu heben, dessen man die französische Regierung beschuldigt.

Was im Tribunat über die Erblichkeit der höchsten Magistratur gesagt worden ist, erschöpft diese wichtige Angelegenheit keineswegs. Es giebt einen Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet die Erblichkeit der Souveränität, unabhängig von allen Vortheilen, welche aus der Continuität der Regierung für die Regierten hervorgehen, noch immer nothwendig bleibt. Offenbarer sich nämlich die Souveränität nur in der Intelligenz, wodurch die ganze Regierungsmaschine in Bewegung gesetzt wird; so kann sie, genau genommen, weder ertheilt noch zurückgefordert werden. Hieraus aber geht ihre Erblichkeit von selbst hervor. Ist nämlich der Nachfolger eines Souveräns nicht im Besitz der zum Impulsiren erforderlichen Intelligenz, so ist auch keine Souveränität für ihn vorhanden; und erfordert die Wohlfahrt des Staats die Fortdauer derselben, so wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als entweder dem Geschäft des Impulsirens zu entsagen, oder der Kraft der ganzen Regierungsmaschine zu unterliegen. Beides kann aber nur bei demjenigen Nachfolger der Fall seyn, der es verabsäumt hat, die zum Impulsiren nothwendigen Einsichten zu erwerben. Und welche Wahrscheinlichkeit, daß man dies da vernachlässigen werde, wo es

in sich selbst nothwendig geworden ist? Das Regieren kann durchaus nicht als Sache des Genusses genommen werden, wo die Regierungsmaschine so gebaut ist, daß der Funken der Intelligenz, gleich dem Blitzstrahl, nach unten und oben zugleich hinwirkt. Der unendliche Reiz, der sich in einer solchen Regierungsmaschine befindet, gestattet keinen Stillstand der Einsicht und führt zu immer neuen Combinationen, welche die Souveränität sichern. Worin liegt denn zuletzt die Dumpfheit so vieler Staatschefs, wenn sie nicht darin liegt, daß man die Kunst verstanden hat, sie zu neutralisiren? Die Natur hat in der Regel für sie eben so viel gethan, als sie für alle Menschen von gesunden Organen thut; aber ihre nächste Umgebung, eifersüchtig auf das Vorrecht des Impulsirens, hat sie erst an der Erwerbung richtiger Einsichten verhindert und zuletzt so verwirrt, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als ihr Geschäft an Andere abzutreten. Auf diesem Wege sind nur allzu viele Staaten zu Grunde gerichtet worden; und dies wird fortdauern, so lange man die Vorbereitung zu dem allerwichtigsten Geschäft eines Sterblichen als etwas betrachtet, das eben so wohl unterbleiben kann.

Die Sache, von welcher hier die Rede ist, ganz factisch genommen, giebt über den unzertrennlichen Zusammenhang der Souveränität und ihrer Erblichkeit nichts so bestimmte Aufschlüsse, als die Würde eines deutschen Kaisers. Da das Machtgebiet desselben sich nicht über die Beschützung hinaus erstrecken darf; so kann die Kaiserwürde in seiner Familie auch nicht gesetzlich erblich werden. Durch die Erblichkeit würde die Wahl aufhören und die Souveränität gegeben werden; jene aber muß bleiben und diese vorenthalten werden, so lange den Juristen des deutschen Reichs an der Erhaltung ihrer Vorrechte das Wimbeln gelegen ist. Die Erblichkeit der Kaiserwürde

versteht sich also ganz von selbst, sobald die Souveränität ihr vorangegangen ist; aber wo diese fehlt, ist jene unmöglich. Daher gingen alle energischen deutschen Kaiser, vor und nach Karl dem Fünften, immer darauf hinaus, die beschränkende Macht in eine souveräne zu verwandeln, bis endlich in unseren Zeiten das Erzhaus Oesterreich, an der Souveränität der deutschen Kaiserwürde verzweifelnd, dieselbe in sich selbst schuf. Von diesem Augenblick an wurden demselben zwei Kaiserwürden zu Theil, von welchen die eine (die deutsche) keine Souveränität mit sich führte und eben deswegen auch nicht gesetzlich erblich war, indeß die andere (die österreichische) die Souveränität enthielt (versteht sich, so weit das Feudalwesen und die Kirche es gestatteten) und eben dadurch auch die Erblichkeit in sich schloß.

Und so ist unstreitig bewiesen, daß es mit der Würde eines Kaisers der Franzosen etwas ganz anders auf sich hat, als mit der eines deutschen Kaisers, und daß, wenn beide jemals gleich werden sollen, Deutschland sich zu eben der Einheit erheben muß, welche Frankreich bereits seit mehreren Jahrhunderten zu Theil geworden ist, und zwar so, daß zugleich alles wegfallen muß, was in Beziehung auf den deutschen Staatschef die Souveränität oder die Einheit des Innern verhindert.

Um nun aber auch die in der Ueberschrift dieses Abschnitts angekündigte Tendenz der französischen Kaiserwürde zu beleuchten, so muß ich vor allen Dingen hier wiederholen, was ich schon oben gesagt habe, daß alles Neue im Ganzen genommen mißfällig und eben deswegen der Kritik unterworfen ist, während das Alte durch seine Ehrwürdigkeit der Kritik entgeht und dem Gemüthszustande der großen Mehrheit entspricht. Hatte Bonaparte jene alten Formen des Kaiserthums um nichts und wieder nichts zurückgerufen

sen; so würde er sich für seine Eitelkeit durch die Beschwerlichkeiten bestraft haben, welche mit diesen Formen unauflöslich verbunden sind. Jener war aber ganz gewiß nicht der Fall, und kein Scheitt im Grunde mehr berechnet, als derjenige, welcher sich zuletzt in eine feierliche Salbung und Krönung verlor. Wie groß auch die Beschwerden eines zusammengesetzten Ceremoniels für Bonaparten seyn mochten (der, wie alle Männer von Genie, zuletzt zehnfach von ihnen gedrückt wird); so wollte er sie um der großen Vortheile willen ertragen, die daraus für Frankreich hervorgehen konnten. Ich weiß, daß, indem ich dieses behaupte, tausend und aber tausend Stimmen sich gegen mich erheben werden; allein, was auch kleine Gemüther zur Widerlegung meiner Behauptung vorbringen mögen, so werd' ich mich niemals irre machen lassen, sondern ruhig die Zeit abwarten, wo das, was jetzt noch im Werden, vielleicht sogar in der bloßen Idee, vorhanden ist, in seiner Vollendung dastehen wird. Bis dahin erlaube man mir, meine Meinung über den letzten Akt der französischen Regierung unverholen zu sagen.

Es muß jedem nachdenkenden Beobachter der Erscheinungen unserer Zeit aufgefallen seyn, daß Bonaparte jetzt in einem ganz andern Tone spricht, als vor zwei und drei Jahren. Die eigentliche Energie hat seinem Tone nie gefehlt; wohl aber das Vertrauen Gebietende, wodurch die Gemüther zugleich gewonnen und gefesselt werden; und dies Vertrauen Gebietende ist gegenwärtig seinem Tone eigen geworden. Jenes findet sich bei allen Dictatoren und ist zuletzt nichts weiter, als das Resultat des Kampfes, worin man sich durch sein ganzes Geschäft befindet; dieses hingegen läßt sich nur bei denjenigen Regenten antreffen, welche, sich ihrer guten Absichten bewußt, die oberherrliche Gewalt in eine väterliche zu verwandeln die Kraft haben. Ich

sage: die Kraft haben: denn schwerlich wird dies jemals das Werk der Kunst, der Politik u. s. w. seyn; es muß von einem herrlichen Gemüthe selbst ausgehen, oder es wird nie zum Vorschein treten. Uebrigens verhindert nichts in der Welt, daß es benutzt werde, wenn es einmal da ist und seine Wirkung gethan hat und noch thut.

Nach dieser meiner Ansicht hat die Annahme der Kaiserwürde keine andere Tendenz, als den Regierten ein größeres Maß von Vertrauen einzuflößen und dies Vertrauen zu ihrer Begünstigung zu benutzen. Im Ganzen genommen liegt Bonaparte's Verfahren mit allen seinen Absichten schon jetzt am Tage. Mehrere seiner gegenwärtigen Dekrete tragen den Stempel einer Gebße, worin alles moralisch ist, welche aber nur unter der Bedingung der Kaiserwürde zum Vorschein treten konnte. Soll diese Behauptung nicht als eine leere Schmeicheley erscheinen, so muß man mir den Beweis gestatten. Diesen kann ich aber nicht besser führen, als wenn ich hier eins der letzten kaiserlichen Dekrete einrücke. Es wurde auf der letzten Reise des Kaisers durch die Departementer von Aachen aus erlassen und lautet folgendermaaßen:

„Napoleon, Kaiser der Franzosen. Allen, die dies lesen, unseren Gruß zuvor. Da Wir die Absicht haben, die Wissenschaften und Künste, welche zur Verherrlichung der Nationen so wesentlich beitragen, aufzumuntern; da Unseren Wünschen zufolge Frankreich nicht nur dasjenige Uebergewicht, das es in allen Wissenschaften und Künsten bereits errungen hat, erhalten, sondern auch das anfangende Jahrhundert den Vorzug vor dem vorhergegangenen bekommen soll; da Wir endlich alle die Männer kennen zu lernen wünschen, welche zum Glanz der Kunste und Wissenschaften am meisten beigewirkt haben; so dekretiren Wir wie folgt: Alle zehn Jahr sollen am 15ten Brumäre von Unserer eigenen

Hand feierlich große Preise ausgetheilt werden. 2) Alle Werke der Wissenschaften, der Literatur und Künste, alle nützliche Erfindungen, alle den Fortschritten des Ackerbaues und der National Industrie gewidmete Anstalten, die innerhalb zehn Jahren publizirt, erfunden oder errichtet worden sind, concurriren um diese großen Preise. 3) Die erste Austheilung geschieht den 18. Brumäre 18ten Jahres und die Concurrenz enthält also alle seit dem 18ten Brumäre 1sten Jahres bis dahin erschienenen Werke, Erfindungen, Anstalten. 4) Die Preise bestehen theils aus 10,000, theils aus 5000 Franken. 5) Der Preise von 10,000 Franken sind neun, nämlich: Erstlich, für die Verfasser der besten wissenschaftlichen Werke, einen für die physikalischen, den anderen für die mathematischen Wissenschaften; zweitens, für den Verfasser der besten Geschichte, oder des besten historischen Morceau's, es sey aus der ältern oder der neuern Zeit; drittens, für den Erfinder der nützlichsten Maschine für Künste und Manufacturen; viertens für den Stifter des nützlichsten Etablissements in Beziehung auf Ackerbau und National-Industrie; fünftens, für den Verfasser der besten dramatischen Werke auf französischen Bühnen, es sey ein Trauerspiel oder ein Lustspiel; sechstens, für die Verfasser der beiden besten Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, welche auffallende Handlungen, oder merkwürdige Begebenheiten aus unserer Geschichte darstellen; siebentens, für den Komponisten der besten auf dem Theater der Kaiserlichen musikalischen Akademie vorgestellten Oper. Sechs der Großpreise von 5000 Franken sollen dreizehn seyn und ausgetheilt werden: Erstlich, an die Uebersetzer von zehn in alten, oder orientalischen Sprachen geschriebenen, für die Gesetzgebung, die Geschichte, die schönen Künste, nützlichen Manuscripten aus der Kaiserlichen oder einer anderen Pariser Bibliothek; zweitens, an die Verfasser der drei besten kleinen Gedichte, welche merkwürdige Begebenheiten aus

unſerer Geſchichte oder für den franzöſiſchen Charakter ehrenvolle Thaten enthalten. 7) Dieſe Preiſe werden ausgetheilt auf den Bericht und Vorſchlag einer Jury, beſtehend aus den vier beſtändigen Secretären der vier Claſſen des Nationalinſtituts und aus den vier im letzten Jahre vor der Austheilung in Function geweſenen Präſidenten deſſelben Inſtituts."

Man kann mit voller Wahrheit behaupten, daß, ſoweit die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes reicht, auf keinem Punkte des von demſelben bewohnten Planeten, nie ein ſolches Dekret von irgend einer Regierung gegeben worden iſt; denn dies Dekret beweiſet auf eine auffallende Art, daß die franzöſiſche Regierung ſich nicht nur jedem Entwickelungsgrad gewachſen glaubt, ſondern ſich auch berufen fühlt, die Entwickelung ſelbſt auf alle Weiſe zu befördern. Doch ohne in eine ausführliche Analyſe dieſes Dekrets einzugehen, wollen wir hier bloß die Frage aufwerfen: Ob Bonaparte, als Erſter Conſul, ein ſolches Dekret erlaſſen konnte? Wer im Stande iſt, den Sinn deſſelben auszumeſſen, muß dieſe Frage durchaus mit Nein! beantworten. Die dictatoriſche Gewalt hat das Eigenthümliche, daß ſie der natürlichen Freiheit der Regierten überall Schranken ſetzen muß, weil nur auf dieſem Wege das Ganze zuſammengehalten werden kann; und daher die große Beſchränkung der Preßfreiheit während der Dauer des franzöſiſchen Conſulats; eine Beſchränkung, welche ihren Grund keinesweges in der Illiberalität der Regierung, ſondern in den beſonderen Umſtänden hatte, unter welchen ſie ſich wirkſam beweiſen mußte. Die nicht dictatoriſche Gewalt hingegen, ſie mag nun eine königliche oder kaiſerliche ſeyn, hat das Eigenthümliche, daß ſie die Freiheit innerhalb der Schranken der Moralität und der richtigen Einſicht zurück giebt; und daher die Erſcheinung, daß in Frankreich von dem Augenblick an, wo ſich das Conſulat in eine Kaiſerwürde verwandelt

hatte, die Preßfreiheit unter den allenthalben nothwendigen Bedingungen zurückgegeben wurde, und daß Napoleon mit einem Dekret auftrat, welches alle schaffenden Geister der Nation in Bewegung setzte und der höheren Industrie ganz neue Bahnen eröffnete. Welchen Eindruck dies Dekret auf die Gemüther der Franzosen gemacht hat, läßt sich durchaus nicht bestimmen, wenn man bedenkt, daß es auf eine Masse von mehr als 34 Millionen Individuen einwirkte; aber das läßt sich festsetzen, daß es drei Jahre früher gar keinen Eindruck gemacht haben würde, aus keinem anderen Grunde, als weil Bonaparte es damals durchaus nicht in seiner Macht hatte, ein solches Versprechen zu halten. Er konnte sich damals durch ein solches Dekret nur lächerlich machen, indem er sich mit sich selbst in einen Widerspruch setzte, welcher durchaus nicht zu lösen war; jetzt hingegen erscheint er in einer Ehrwürdigkeit, die keinen anderen Maaßstab hat, als sich selbst. Angenommen nun, daß die Annahme der Kaiserwürde für Bonaparten nichts weiter war, als das Mittel zu einem solchen Zweck, so fragt man billig: Wo ist das Gemüth- und Geistlose Wesen, das sich getraut, ein solches Mittel zu tadeln? Wo ist der verworrene Kopf, der darin nichts weiter erblickt, als die Befriedigung einer kindischen Eitelkeit, als eine bloße Spielerey?

So wie Bonaparte sich bisher gezeigt hat, muß man annehmen, daß er in den Salbungs- und Krönungsceierlichkeiten die allereinfachsten Zwecke verfolgte, und daß die nächsten Zeiten darüber hinreichende Aufschlüsse geben werden. Die französische Regierung ist offen genug, um der ganzen Welt vorher zu sagen, daß sie durch allen ihren Pomp und alle ihre Pracht nichts weiter beabsichtigt, als das Verderben Englands; aber sie ist zugleich klug genug, ihr Geheimniß zu bewahren und die Lösung des ganzen Räthsels dem Scharfsinn ihrer Beurtheiler zu überlassen. Versuchen wir ins-

dessen, den Schleier zu lüpfen, welcher dies Geheimniß bedeckt, und eben dadurch eine Menge von Erscheinungen zu erklären, welche unverständigen Gemüthern bisher nur Stoff zur Verspottung und Verachtung gegeben haben.

Was auch die französische Regierung zum Vortheil der französischen Finanzen sagen mag, so weiß sie doch am besten, daß diese Finanzen bei weitem noch nicht sind, was sie werden können und werden müssen, wofern Frankreich denjenigen Grad von innerer Stärke erhalten soll, den es als eine See- und Landmacht besitzen muß, um sich unter allen Umständen kräftig zu beweisen. Nichts entscheidet so bestimmt über das Ansehen der Regierung, als das Verhältniß der Landesinteressen zu dem höheren oder niedrigeren Werth der Staatspapiere; und nach diesem Maaßstab beurtheilt, steht die französische Regierung bei weitem noch nicht in demjenigen Ansehn, worin sie stehen möchte und dem Geiste des Staatschefs nach zu stehen verdient. Da nur die Wahrheit meine Feder leitet, so trag' ich kein Bedenken, mich über diesen Gegenstand mit aller Freimüthigkeit eines Weltbürgers zu erklären.

Das Verhältniß der Landesinteressen zu dem bisher angenommenen Werth der Staatspapiere ist also, meiner Behauptung zufolge, so beschaffen, daß es keinen vortheilhaften Rückschluß auf das Ansehn gestattet, worin die französische Regierung bei den Regierten steht. Mein Beweis ist folgender: die 5 pro Cent Consolidirten stehen zu [illegible] und 59. Wer also ein Staatspapier von [illegible] Thalern kauft, bezahlt dafür nicht mehr als 58 bis [illegible] Thaler und bezieht davon eine jährliche Revenue von [illegible] Thl. Wie könnte er aber solchen Vortheil haben, wenn die Regierung in dem Credit stände, daß sie die Interessen zu allen Zeiten prompt und baar bezahlen werde? Bei einem solchen Credit müßten die Staatspapiere nicht nur ihren vollen Nominalwerth haben, sondern, ver-

mögen der Bequemlichkeiten, welche sie den Inhabern gewähren, sogar bei weitem über diesen Nominalwerth hinausgehen. Da nun keins von beiden statt findet, sondern die Staatspapiere tief unter ihrem Nominalwerthe stehen und Vortheile gewähren, welche dem Ganzen nachtheilig sind, so folgt hieraus, daß, wie groß auch im Uebrigen die Achtung der Regierten für die Regierung sein mag, sie wenigstens noch nicht das Vertrauen zu ihr haben: sie werde unter allen Umständen ihrem Versprechen in Ansehung der 5 p. C. Konsolidirten nachkommen. Rechnet man von 1 bis 100, so kann man auf das allerbestimmteste sagen: das Vertrauen der Regierten zu der Regierung in Frankreich sey die Hälfte + 9 von dem, was es eigentlich seyn sollte; denn die Staatspapiere stehen zu 59, und diese Staatspapiere sind zu fünf von Hundert konsolidirt, so daß der Staat 59 Thaler mit 5 Thl. verzinsen muß und folglich beinah 9 p. C. giebt. Wie viel hiervon ab- und wie viel hiermit zusammenhängt, sehen Personen, welche das politische Leben in seinem Zusammenhange kennen, sehr deutlich ein; aber selbst denjenigen, die hiervon gar keinen Begriff haben, braucht man nur zu sagen, daß da, wo die Kraft von 100 Thl. wirken sollte, immer nur die Kraft von 59 Thl. wirkt, um ihnen wenigstens eine Idee von der Sache zu machen.

Bei diesem Zustande der Finanzen in Frankreich muß man der gegenwärtigen französischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nichts zur Begründung des Mißkredits, und alles, was in ihren Kräften stand, zur Herstellung eines neuen Credits gethan hat. Unstreitig ist ihre Unzufriedenheit über den geringen Werth der Staatspapiere größer, als man glaubt; allein der Credit ist etwas so Zartes, daß es nicht vorsichtig genug berührt werden kann. Was die Regierung sich gefallen lassen muß, ist eigentlich die Folge der wiederholten Bankerotte, welche Frankreich

unter der Convents- und Directorial-Regierung gemacht hat. Nicht als ob diese Bankerotte nicht ihre vollkommene Entschuldigung in den Leiden fänden, welche Frankreich durch den Revolutionskrieg zu bestehen hatte, sondern weil die Folge jedes Bankerotts, die Ursache desselben sey welche sie wolle, eine Verminderung oder eine Vernichtung des Credits ist. Wer einmal in seiner gegründeten Erwartung von der Rechtschaffenheit und Einsicht seines Schuldners betrogen worden ist, giebt sich demselben nicht wieder mit Unbefangenheit hin; und wer zum zweitenmale getäuscht wurde, ist nur mit der größten Mühe wieder zu gewinnen, wenn er überhaupt noch gewonnen werden kann. Und das war es, was die gegenwärtige französische Regierung seit dem 18ten Brumäre erfuhr. Auf sie konnte man den Spruch anwenden: Unsere Väter haben Harpinae gegessen und uns sind die Zähne davon stumpf geworden. Die Wiederherstellung des Credits würde indessen schneller erfolgt seyn, hätten die Engländer den Tractat von Amiens gehalten. Der Stoß, den die französischen Finanzen durch die Wegnahme des französischen Eigenthums auf allen Meeren in den letzten anderthalb Jahren litten, wirkte nur allzu nachtheilig auf den Credit zurück, wenigstens in sofern er verhinderte, daß der Credit nicht wachsen konnte. Dies gerade war es, was die englische Regierung bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten beabsichtigt hatte; und sollte sie ihre Zwecke nicht erreichen, so blieb dem französischen Staatsrathe nichts anderes übrig, als eine Stellung zu nehmen, wodurch er den Credit, den er sich bis dahin erworben hatte, fest hielt, und, wo möglich, höher trieb, ja bis zum Verderben Englands emportrieb.

Da das Mißtrauen der Regierten vorzüglich in der Nichtcontinuität der Regierung gegründet war, so mußte vor allen Dingen die Continuität durch Erblich-

keit gesichert werden; und da die dictatorische Macht, wie sehr sie auch durch die Individualität des einen oder des anderen Dictators gemildert werden mochte, wohl Furcht, aber kein Vertrauen einflößen konnte, so mußte sich die Consularwürde in eine Kaiserwürde verwandeln. Die Annahme der erblichen Kaiserwürde war also so wenig die Sache der Frivolität und Eitelkeit, daß ihr vielmehr die allerverhaßtesten Zwecke zum Grunde lagen. Daß sie mit so viel Pomp vollzogen wurde, ist erklärt, so bald man bedenkt, daß die Macht, um sich zu offenbaren, der Symbole bedarf, welche in Beziehung auf dieselbe eben das sind, was die Rede in Beziehung auf Ideen ist. Es kam recht eigentlich darauf an, einen eben so starken als (für den großmüthigen Zweck der Regierung) wohlthätigen Eindruck auf die Gemüther der Regierten zu machen. Zu diesem Ende wurde der Chef der römisch-katholischen Kirche von Rom nach Paris berufen; zu diesem Ende ging der Krönung eine Salbung voran; zu diesem Ende wurde ein so ungeheurer Aufwand gemacht. Man sage nicht, daß die französische Regierung in dieser Darstellung in einem zweideutigen Lichte erscheine. Dies kann sie nur in den Augen derjenigen, welche die Dinge nicht in ihrer Nothwendigkeit begriffen haben. Daß sie gerade diese und keine andere Mittel gewählt hat, daran liegt der letzte Grund in ihrer Kenntniß des Culturzustandes der ganzen französischen Nation verborgen, von welchem wir annehmen müssen, daß er ihr am besten bekannt sey. Mag also immerhin die Religion bei der Krönungsfeierlichkeit irdischen Zwekken gedient haben, so hat sie dadurch nicht mehr gethan, als was sie zu allen Zeiten und in allen Ländern thut; denn alles was Theokratie genannt werden kann, dient immer nur der Kosmokratie.

In kurzer Zeit wird es sich ausweisen, in wiefern die Annahme der erblichen Kaiserwürde durch das größere Vertrauen, welches sie einzuflößen nicht ermangeln

kann, auf den Zustand der Finanzen zurückwirkt. Allen Gesetzen der moralischen Welt zufolge, müssen die französischen Staatspapiere in ihrem Werthe steigen. Selbst wenn der Eindruck, welchen die Salbung und Krönung der Kaisers auf die Hauptstadt gemacht hat, minder groß seyn sollte, würde er für die Departements unberechnbar seyn, und die Kühnheit rechtfertigen, womit der Minister des Inneren in seinem über die Lage der Republik an das gesetzgebende Corps abgestatteten Berichte sagte: „Der Eid, wodurch Napoleon die Integrität des Reichs, die Sicherheit des Eigenthums, die Fortdauer der Institutionen, die Achtung gegen die Gesetze und das Glück der Nation beschwor — dieser Eid wird eben so sehr das Schrecken unserer Feinde, als die Regode der Franzosen werden."

Die natürlichen Wirkungen der angenommenen erblichen Kaiserwürde mögen sich morgen in Beziehung auf die Finanzen so früh oder so spät äußern als sie wollen; so können sie erstlich nur wohlthätig seyn und zweitens nie verfehlen, den Grund zu einem ganz neuen Creditsystem in Frankreich zu legen. Indem nämlich durch die Annahme der erblichen Kaiserwürde das metaphysische Machtgebiet des französischen Staatschefs erweitert worden ist, hängt es zuletzt nur von ihm ab, den natürlichen Wirkungen seiner neuen Würde dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er dieselbe gebraucht, das zögernde Vertrauen an sich zu locken, welches aber nur dadurch geschehen kann, daß er das Versehen der Directorial-Regierung wieder gut macht. Durch die Finanzoperation dieser Regierung verloren sehr viele Staatsgläubiger nicht nur zwei drittel ihres Vermögens, als sie sich die Reduction der Assignate gefallen lassen mußten, sondern auch dies letzte Drittel und folglich Alles, wenn sie nicht die Vorsicht gebraucht hätten, ihre Forderungen durch den Ankauf eines Nationalguts oder durch Eintragung in das sogenannte große Buch zu rea-

liſiren. Der Mangel an Credit, unter welchem die gegenwärtige franzöſiſche Regierung leidet, iſt ganz beſonders die Folge dieſes Betrugs. Soll nun dieſe Folge aufgehoben werden, ſo kann es nur dadurch geſchehen, daß die Forderungen aller franzöſiſchen Staatsgläubiger, ſie mögen nun franzöſiſche Bürger oder Ausländer ſeyn, ſo fundirt werden, daß ſie ihr Capital nach dem von dem Directorium angenommenen Satz der 30 Franken Aſſignate verwandelt in 1 Franken Mandate wenigſtens in den Zinſen retten. Dieſe Finanzoperation, welche die Gerechtigkeit dictirt, würde ſelbſt in der Klugheit eine Lobrednerin finden; denn erſtlich würde die Regierung durch die vorgeſchlagene Fundirung die Maſſe des baaren Geldes gerade um ſo viel vermehren, als die Summe aller Forderungen dieſer Claſſe von Staatsgläubigern beträgt, und dadurch den allerreichlichſten Erſatz für die unbedeutenden Intereſſen erhalten, die ſie an dieſe Staatsgläubiger auszahlte, ſelbſt wenn ſie die Rückſtände von dem Jahre 1796 an berichtigte; zweitens würde ſie ihren Credit im Allgemeinen vermehren und dadurch den höheren Werth der übrigen Staatspapiere gewiſſermaßen erzwingen. Bei der vorgeſchlagenen Fundirung könnte durch ein glückliches Verhältniß deſſen, was der Staat ſeinen Gläubigern beſtimmt, und deſſen, was die Regierung ihnen jährlich auszahlt, noch beſonders dahin geſehen werden, daß die neu creirten Papiere wieder allmählig fortgeſchafft würden, damit die Macht der Regierung immer eine reale bliebe und nicht, wie die Macht der engliſchen Regierung, in eine ideale ausartete.

Es wird von der Weisheit der franzöſiſchen Regierung abhangen, die Sache ſo oder ſo anzugreifen; trifft ſie aber den rechten Punkt, ſo iſt durch die Verwandelung des lebenslänglichen Conſulats in eine erbliche Kaiſerwürde der Anfang zu einer Revolution von unabſehbaren Wirkungen gemacht. Der Betrug der engliſchen

Regierung und der ganzen englischen Nationalkraft vor der französischen Regierung und der ganzen französischen Nationalkraft beruht zuletzt darauf, daß die 3 p. C. konsolidirten in England gerade so viel werth sind, als die 3 p. C. konsolidirten in Frankreich. So lange dies Verhältniß dasselbe bleibt, mögen die Engländer für ihre Nationalexistenz unbesorgt seyn; sobald hingegen die französische Regierung im Innern solche Anstalten zu machen weiß, daß sie der englischen in ihrem Credit gleichkommt, bedarf es keiner Landung, keiner Schlachten, keines vergossenen Menschenblutes, um England von der Höhe herabzuwerfen, auf welcher es ganz Europa tyrannisirt. Hier heißt es also: jacta est alea; das Uebrige muß die Intelligenz thun. Verlassen kann man sich darauf, daß die französische Regierung es nicht an sich fehlen lassen wird, da von der erfolgreichen Einrichtung eines neuen Creditsystems ihr Gedeihen eben so sehr abhängt, als das Glück aller Franzosen. *)

Nach dieser Auseinandersetzung bleibt es der Discretion des Lesers überlassen, ob er die Annahme der erblichen Kaiserwurde von Seiten des französischen Staatschefs noch länger belächeln will, oder nicht. Auch mag er in den neuesten Dankadressen des gesetzgebenden Corps und des Tribunats, wenn es ihm beliebt, weit mehr die Verworfenheit morgenländischer Schmeichelei, als die Schlauheit abendländischer Politik, wahrs

*) Man suche das, was hier über die Tendenz der erblichen Kaiserwurde zur Hervorbringung eines besseren Zustandes der Finanzen gesagt worden ist, nicht dadurch zu entkräften, daß man Staaten anführt, wo es weder Kaiser noch Kaiserwürde gibt und die Finanzen dennoch blühen. Ich weiß so gut als jemand, daß der Credit an keine Staatsform gebunden ist, aber ich weiß auch, daß er in einem Staat wie Frankreich an das Prinzip der Einheit gebunden. Hierin liegt kein Widerspruch.

nehmen. Wie er hätte urtheilen ſollen, wird ihn die Zeit lehren. Wohl ihm, wenn er nach einigen Jahren keine Urſach findet, ſich ſeiner Urtheile zu ſchämen!

Zwölftes Kapitel.

Ueber Bonaparte's Ideal in Beziehung auf den franzöſiſchen Staat.

Es kann verwegen ſcheinen, von dem Ideal eines Staatschefs zu ſprechen, deſſen Werk bei weitem noch nicht vollendet iſt; allein dieſe Verwegenheit, wie groß ſie auch ſey, verdient den Tadel der Einſichtsvollen um ſo weniger, da ſie nur gegen diejenigen gerichtet iſt, welche in Bonaparte bei weitem mehr den Herrſcher als den Schöpfer einer ganz neuen Ordnung der Dinge erblicken, und, ihrer eigenen Trägheit zu Gefallen, die franzöſiſche Revolution ſo gern als rückgängig betrachten möchten. Ich ſelbſt beſcheide mich dahin, daß ich zum voraus bekenne, weit hinter dem zurückgeblieben zu ſeyn, was die Zeit, über kurz oder lang, in einer glänzenden Realität entfalten wird, vorausgeſetzt, was immer vorausgeſetzt werden muß, daß das Weltgeſchick nicht für gut befindet, alle bisher gemachten Anlagen zu zertrümmern. Die Schöpfungen der Genies laſſen ſich höchſtens **andeuten**, nicht **vorherbeſtimmen**. Zur Sache!

Bonaparte's Lieblingsidee in Beziehung auf den franzöſiſchen Staat hat ſich am allerbeſtimmteſten in der Schöpfung der Ehrenlegion ausgedrückt. Von dieſem Inſtitut iſt in einem der vorhergehenden Abſchnitte die Rede geweſen. Man muß es aber nicht ſowol als die Quinteſſenz des ganzen Frankreichs in Beziehung auf Virtuoſität, denn als das Model oder den Prototypus des

ganzen französischen Reichs betrachten. In der That wäre die Ehrenlegion nichts weiter, als ein Institut zur Aufrechthaltung des Concordats und zur Verhinderung der Rückkehr des Feudalwesens, so würde sie zuletzt ein sehr überflüssiges Institut seyn: denn so nothwendig das Feudalwesen in Frankreich über den Haufen geworfen wurde, eben so nothwendig wird es durch die in der Revolution erfolgte Versetzung des Vermögens in seiner Vernichtung erhalten; und was das ehemalige Verhältniß der Kirche zu dem Staat betrifft, so darf die Rückkehr desselben um so weniger gefürchtet werden, da durch den Einsturz des Feudalsystems dieselbe unmöglich wurde. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß dieselbe Erscheinung niemals wiederkehrt; aus keinem anderen Grunde, als weil, den Entwickelungsgesetzen zufolge, alles Menschliche sich verwandeln muß, und wenn die Verwandlung einmal geschehen ist, jeder Zurücktritt in die vorige Gestalt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Ist aber Beschützung der Gleichheit und des Concordats nur der öffentliche (vorgegebene) Endzweck der Ehrenlegion, so entsteht die Frage, welches der geheime (wahre) Endzweck dieser Institution sey?

Auf diese Frage kann ich nur folgende Antwort geben:

Alle Virtuosität zerfällt zuletzt in die des Gemüths und in die des Geistes. Beide haben für die Gesellschaft einen gleich hohen Werth; beide sind aber sehr wesentlich von einander verschieden. Am besten erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Die erstere offenbart sich in einzelnen kritischen Momenten, worin sie ein besonderes oder allgemeines Interesse umfaßt und sich demselben mit Verleugnung aller Selbstheit hingiebt; ihre allgemeinste Grundlage ist Wohlwollen, Liebe, Moralität. Die letztere offenbart sich entweder in ganz neuen Schöpfungen oder in Ausbildung der schon vor-

bauen; ihr Gebiet sind die Künste und Wissenschaften, ihr Fundament diejenige Intelligenz, wodurch die Schranken des menschlichen Wissens erweitert werden und die Gesellschaft mit den neuen Wahrheiten neue Bequemlichkeiten und Genüsse erhält. Bei dieser ganz verschiedenen Tendenz beider Virtuositäten darf man sich nicht darüber wundern, daß sie, sehr seltene Fälle ausgenommen, nie in demselben Subject vereinigt sind. Wer in das Innere der menschlichen Natur tiefer eingedrungen ist, weiß nicht nur, daß sie sich in der Regel einander ausschließen, sondern sieht auch ein, warum sie sich einander ausschließen müssen. Die Regel ist: Je niedriger in der Intelligenz, desto heftiger in allen Gefühlen, und je höher in der Intelligenz, desto gemäßigter und gelassener in allen Gefühlen. Es versteht sich hierbei ganz von selbst, daß es für die Intelligenz kein anderes Maximum giebt, als das der jedesmaligen Entwickelung in der Zeit und im Raume; aber wenn gleich hieraus folgt, daß die menschliche Intelligenz nie als vollendet betrachtet werden kann, so hebt dieses doch den Unterschied des Gemüthes und Geistes nicht auf, und in einer großen Gesellschaft kann es sehr wohl der Fall seyn, daß man, wenn sie einander gegenüber stehen, welches nur allzuhäufig der Fall ist, auf Mittel bedacht seyn muß, den natürlichen Antagonismus beider auszugleichen. Und dies ist, behaupte ich, Bonaparte's wahre Absicht bei Stiftung der Ehrenlegion. Gemüth und Geist, so wie sich beide in einer zahlreichen Nation offenbaren, sollen einander näher gebracht werden, sich befreunden, sich gegenseitig in einander aufnehmen und auf diese Weise einen neuen Adel bilden, welcher alle Vorzüge des Erbadels vereinigt, ohne daß noch länger von den Nachtheilen die Rede ist, welche die Erblichkeit mit sich führt.

Von dem, was Verdienst genannt werden kann, hatte man bisher allzu eingeschränkte Begriffe. Weil die

Kraft des Gemüths in den Zeiten der Crisis den Ausschlag giebt, wurde sie vorzugsweise geachtet; und daher die Erscheinung, daß das militärische Verdienst in dem ausschließenden Besitze aller Auszeichnungen war. Die Ungerechtigkeit, welche man dadurch an allen übrigen Wohlthätern der Gesellschaft beging, war um so schreiender, da alle militärische Wirksamkeit, bei der gegenwärtigen Art Krieg zu führen, ihre Basis in der Industrie der ganzen Gesellschaft hatte, und jeder, der durch irgend eine neue Entdeckung oder Erfindung das gesellschaftliche Leben vermehrte, oder auch nur besser stützte und sicherte, einen um so gegründeteren Anspruch auf Auszeichnung hatte, je dankbarer die ganze Gesellschaft, den Staatschef allein ausgenommen, für die neue Schöpfung war. Diese Ungerechtigkeit mußte irgend einmal aufhören; und ist es ein Gegenstand der Verwunderung, wenn sie da zuerst aufhörte, wo durch das Militär so weit vorgearbeitet war, daß der Staat durch seinen Umfang und seine Massen sich gleichsam von selbst beschützte? Hier mußte also die Virtuosität des Geistes in ihre unverjährbaren Rechte zuerst zurücktreten und ihre Ansprüche auf Huldigung neben der Virtuosität des Gemüths erneuern. Beide noch länger von einander getrennt zu halten, würde in der That nicht nur unpolitisch gewesen seyn, sondern sogar zu Beschwerden über denjenigen geführt haben, welcher als Staatschef die höchste Intelligenz repräsentirte und vermöge seines Geschäfts die meiste Gelegenheit hatte, den Zusammenhang und das Verhältniß zu durchschauen, worin, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Gemüthsmassen mit den Geistesmassen im Staate standen. Doch selbst unaufgefordert erkannte Bonaparte das Bedürfniß des französischen Staats und erwarb sich das Verdienst, eine Institution erdacht zu haben, worin alles, was nur als wohlthätig für die Gesellschaft erschien, zusam-

mentrat und zur Fahne des gemeinschaftlichen Vaterlandes schwur.

Die Ehrenlegion ist noch sehr jung und steht in einer Unschuld da, welche den gemeinen Beobachter nur allzu leicht verführen kann, weder etwas Gutes noch etwas Böses von ihr zu erwarten. Alles, was man indessen mit Wahrheit von ihr sagen kann, ist: daß ihre Zeit noch nicht gekommen ist. Ich meine die Zeit ihrer Reife. Bleibt die französische Regierung dem Grundsatz getreu, nur solche Mitglieder in dies Institut aufzunehmen, die sich durch Kopf oder Herz um die Gesellschaft verdient gemacht haben, so zwingt sie sich dadurch von der einen Seite selbst zur Tugend, indessen die Ehrenlegion von der andern eine nicht zu berechnende Kraft gewinnt, welche alles mit sich forteißet. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß das übrige Europa der Entstehung dieser heiligen Schaar mit weit mehr Gleichgültigkeit zugesehen hat, als es wol sollte. Nicht als ob von ihrem Unternehmungsgeiste das Mindeste für die Ruhe anderer Länder zu befürchten wäre — ein solcher Geist ist gar nicht in ihr und kann ihr niemals eigen werden — sondern weil die Kraft, die sie dem ganzen französischen Staate zu geben nicht verfehlen kann, der französischen Revolution in ihrer ursprünglichen Richtung gegen das Feudalwesen den vollständigsten Triumph verschafft. Sie ist gleichsam die Verklärung der französischen Revolution: denn in ihr ist alles concentrirt, was Kraft genannt werden kann, und indem jeder französische Bürger in ihr die vollständigste Garantie der Gleichheit und Freiheit besitzt, hat der ganze Staat in ihr die bestimmteste Anlage zu einer Mischung von Sparta und Athen.

Dies aber ist das Ideal, das Bonaparte'n in Beziehung auf den französischen Staat unaufhörlich vorschwebt. Von ihm selbst könnte man sagen, daß er das Symbol eines solchen Staats sey; denn in seiner Indi-

vidualität ist die höchste Kraft des Gemüths mit der höchsten Kraft des Geistes verschmolzen. Im Grunde thut er nichts weiter, als diese Individualität auf den französischen Staat übertragen, ungefähr eben so, wie jeder Künstler in seinen Kunstgebilden sich zuletzt nur selbst darstellt. Den Helden und Herrscher in ihm könnte man übersehen, ohne ungerecht gegen ihn zu werden. Was eigentlich in Betrachtung gezogen werden sollte, ist der hohe poetische Schwung seines ganzen Wesens. Das Schicksal hat über ihn, wie über alle anderen Sterblichen, entschieden, als es ihn gerade in die Bahn warf, die wir ihn jetzt durchwandeln sehen. In welche Bahn es ihn aber auch geworfen haben möchte, immer würde er sich auf derselben ausgezeichnet haben durch den Schöpfergeist, der in ihm lebt und webt. Es war die Kraft des Gemüths, was ihn zu dem Militär hinzog; aber es war die Kraft des Geistes, die ihn an die Spitze der Armeen und von hier aus an die Spitze eines großen Staats führte. Beide Kräfte wirken noch unablässig in ihm; und wenn er vermöge des Umfangs seines Gemüths den französischen Staat mit wahrer Liebe umfaßt — mit einer Liebe, welche alle Selbstsucht vernichtet; so weiß er vermöge des Umfangs seines Geistes alle die Mittel aufzufinden, welche ihn zu dem Wohlthäter Frankreichs machen. Die Dinge in ihrer Realität begreifen und sich wiederum über alle Realität hinauszuschwingen, in der Region der Ideen leben, neue Combinationen bilden und durch diese eine neue Realität gründen — dies ists, was ihn ausgezeichnet hat und künftig auszeichnen wird. Für ihn ist alles vorhanden, was den Menschen veredelt und, wenn man mir diesen Ausdruck gestatten will, vergöttlicht; für ihn ist nichts vorhanden, was den Menschen verschlechtert, und, nach dem Ausdruck eines römischen Dichters, den göttlichen Theil unseres Wesens zur Erde herabzieht. Ein

fach in seiner ganzen Lebensweise, ist er vielleicht für den Augenblick aus seiner natürlichen Bahn herausgetreten; aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er um so schneller in dieselbe zurückkehren wird, je geschwinder er seine großen Zwecke erreicht. Er kann hierin keine Ausnahme von der Regel machen, nach welcher großen Männern alles lästig und zuwider ist, was sie an der Entwickelung ihrer Größe verhindert, und man wird ihn in einem höheren Alter in derselben Simplicität das stehen sehen, welche einem Friedrich dem Großen die Anbetung aller seiner Zeitgenossen erwarb. Wie er angefangen hat, so wird er endigen, und gewiß mit einem ganz anderen Gefühl von der Bühne seines thätigen Lebens abtreten, als der Imperator Augustus, der seinen umstehenden Freunden die läppische Frage vorlegte: Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse? Eine solche Frage diktirt nur das Gefühl des poetischen Unvermögens, wodurch die ganze Regierungskunst in Schauspielerei verwandelt wird.

Wollte man die Schwierigkeiten, welche Bonaparte zu überwinden hat, ehe er ans Ziel gelangen kann, einzeln aufzählen, so würde man kaum zu Ende kommen. Da alle in dem Punkt zusammenlaufen, daß die Franzosen, verschüchtert durch das, was sie seit einem Jahrhundert von dem Despotismus der Verwaltung gelitten haben, kein unbedingtes Vertrauen in seine Regierung setzen; so kommt zuletzt auch alles auf eine große Operation an, wodurch das entflohene Vertrauen zurückgerufen wird. Um seinem Ideal diejenige Realität zu geben, welche erforderlich ist, damit es auch außer ihm existire, wird es vor allen Dingen nöthig seyn, daß er dem gegenwärtigen Zustande der Finanzen eine Wendung ertheile, worin alle Bürger des französischen Staats ihre Rechnung finden. Sein Werk ist von dem Augenblick an vollendet, wo alles, was Franzose heißt, sich ihm eben so hingiebt, als er selbst sich dem Staate

hingegeben hat; aber dies wird nicht eher der Fall seyn, als bis die kaiserliche Macht durch ein umfassendes Creditsystem magnetisirt worden ist. Es mag zu bedauern seyn, daß in Metallen eine Kraft enthalten ist, die einen so fähigen Staatschef auf seiner großen Bahn zurückhält; allein diese Kraft kann nun einmal nicht vernichtet werden, und Bonaparte's Sache ist es, sie in einen Hebel für seine eigene Größe zu verwandeln. Sich ihrer bemächtigen, heißt, sich aller Franzosen bemächtigen, und in der Unumschränktheit eines Gottes dastehen. Die Zeit allein kann uns lehren, ob Bonaparte diese höhere Kraft besitzet; aber wahrscheinlich ist es, daß er auch das größte aller Probleme lösen wird, da er alle bisherigen mit so viel Gewandtheit gelöset hat.

Vielleicht wird Bonaparte mit allen seinen herrlichen Eigenschaften nirgend allgemeiner verkannt, als in Frankreich selbst, wo man so sehr gewohnt ist, mit der Idee der höchsten Macht die Nebenidee des Misbrauchs derselben zu verbinden. Dies verschlägt indessen sehr wenig, da er, durch ein großes Bedürfniß gehalten, seinen Endzweck auch gegen den Willen der Mehrheit der Franzosen erreichen muß, wenn er fortfährt, in alle seine Schritte den hohen Grad von Behutsamkeit und Vorsicht zu legen, die seine Regierung bisher ausgezeichnet haben. Personen, welche, unbekannt mit den Entwickelungsgesetzen der menschlichen Natur, da Früchte suchen, wo die Saat so eben ausgestreut ist, werden sich hiervon nicht überzeugen; aber solchen Personen ist nicht zu helfen. Wird Bonaparte nicht durch das Weltgeschick selbst verhindert, seine Individualität auf Frankreich überzutragen, so wird dies Reich nach ungefähr 15 bis 20 Jahren in dem allerachtungswürdigsten Zustande dastehen. Wie viel die Engländer auch von ihrem Genie im Parteikampfe verloren haben mögen, so besitzen sie doch noch immer Einsicht genug, um

dies vorherzusehen. Alle gegen das Leben des französischen Staatschefs angestifteten Verschwörungen sind ein unumstößlicher Beweis davon. Vergebens besteht Frankreich auf Beobachtung des Völkerrechts in einem Kriege um politische Existenz: in einem solchen Kampf kann nicht von Verbrechen die Rede seyn. Was die Franzosen allein in Betrachtung ziehen sollten, ist die hohe Wichtigkeit, welche das englische Ministerium auf Bonaparte's Schöpferkraft legt. Es muß ein wahrhaft großer Mann seyn, zu dessen Vernichtung man so viele Werkzeuge in Bewegung setzet. Ganz anders verfuhr das brittische Ministerium mit den Königen von Frankreich und den Demagogen der Revolution; und richtete Bonaparte den französischen Staat eben so zu Grunde, wie jene, so konnte er vor den Engländern sehr ruhig seinen Weg fortsetzen. Wer das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden weiß, begreift ohne Mühe, daß es nicht der Kaiser in Bonaparte'n, sondern das Individuum Bonaparte im Kaiser ist, wogegen alle Höllenmaschinen und Dolche gerichtet sind. Bis jetzt haben die Engländer die allerstärksten Lobreden auf Bonaparte gehalten.

Ich glaube durch alle diese Abschnitte bewiesen zu haben, daß diejenigen sich in einem gewaltigen Irrthum befinden, welche sich überreden, die französische Revolution habe keine ihrer Verheißungen erfüllt und Bonaparte dieselbe vollends rückgängig gemacht. Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgangen seyn, daß die eherne Mauer, von welcher in der Einleitung zu diesem Buche die Rede war, wirklich errichtet worden ist, ehe die beiden äußersten Enden in einander liefen. Diese eherne Mauer heißt Ehrenlegion, und gerade der Stifter derselben, den man bisher immer beschuldigte, die Gebrechen der alten Verfassung zurückzuführen, ist derjenige gewesen, der das allerweiste zur völligen Vernichtung derselben gethan hat. Nur wenn man die

ungleichartigsten Dinge mit einander vermengt und von keiner Sache in der Welt einen deutlichen Begriff hat, kann man das Gegentheil behaupten, ohne es jemals erweisen zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber Bonaparte's politische Wichtigkeit.

Vor dem Jahre 1802 glaubte man an die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens zwischen Frankreich und England. Nach dem Bruch des Tractats von Amiens wurde es problematisch, ob ein solcher Friede ohne Aufhebung der politischen Existenz des einen oder des anderen Reichs statt finden könne. Die Schuld dieses Bruchs fällt nicht auf Frankreich zurück; nur England trägt sie, England, das in einem Zeitraum von ungefähr 150 Jahren eine Entwickelung erhalten hat, vermöge welcher der Wohlstand jedes Europäischen Reichs sein Verderben ist. In die Forderungen des englischen Ministeriums konnte Bonaparte nicht willigen, ohne die politische Freiheit der ganzen französischen Nation der Willkühr unerbittlicher Tyrannen hinzugeben; und indem er sich widersetzte, blieb nichts anders übrig, als ein Kampf um politische Existenz. Seit dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, standen zwei mächtige Reiche einander gegenüber, von welchen das eine (England) seine Eigenthümlichkeit, das andere (Frankreich) seine Freiheit retten wollte; und da Europa eine große Republik bildet, worin, selbst bei der höchsten Getheiltheit der Interessen ein so unauflösbarer Zusammenhang statt findet, daß die Schicksale des einen Reichs immer, mehr oder weniger, die der übrigen sind, so richteten sich alle Blicke auf den Mann, der es wagte,

einem Miniſterium zu widerſtehen, welches bisher immer den Ausſchlag gegeben hatte. Es kam auf nichts Geringeres an, als die Kraft eines ungeheuren Capitals zu überwinden, das, ſo lange es wachſen konnte, mit unwiderſtehlicher Gewalt wirkte. Von der einen Seite eine Marine, welche der ganzen Welt trotzte, indem ſie eine zuſammenhangende Reihe beweglicher Feſtungen bildete; von der andern Seite Muth und Unternehmungsgeiſt bei unzureichenden Angriffsmitteln; mit einem Wort: die größte Seemacht und die größte Landmacht in einem Kampf begriffen, worin es nicht eher zur Entſcheidung kommen konnte, als bis es für die letztere auf dem Meere ein Schlachtfeld gab, oder bis die erſtere ſich in eine tüchtige Landmacht verwandelt hatte. An Englands Verwandlung in eine bedeutende Landmacht war nicht zu denken. Natürlicher war Frankreichs Verwandlung in eine Seemacht; denn nachdem es ſeit anderthalb Jahrhunderten amphibiſcher Natur geweſen war, durfte es ſeine Kräfte nur vermehren, um ſich zur vollendeten Seemacht auszubilden. Auch ſah man große Anſtalten, welche die feindliche Tücke vergeblich zu vernichten ſtrebte. Nur blieb es bisher ungewiß, ob dieſe Anſtalten mehr der Vertheidigung oder dem Angriffe gewidmet waren. Nie gab es einen ähnlichen Krieg. Hatte er anfangs das Anſehn, als ob die übrigen Mächte Europa's in demſelben neutral bleiben konnten, ſo verſchwand dieſer Anſchein von dem Augenblick an, wo Spanien durch Englands Gewaltthätigkeiten gegen ſeinen Willen auf den Kampfplatz gezogen wurde. Englands Verfahren gegen dieſe friedliche Macht bewies, daß England, wo möglich, mit der ganzen Welt Krieg haben wollte, wiewol es ſich bis jetzt noch nicht dahin erklärt hat. Ein kleiner Schritt bleibt noch übrig; er beſteht in der Erklärung, daß das britiſche Miniſterium keine Neutralität anerkenne. Von dieſem Augenblick an iſt Bonaparte eben ſo ſehr der Mittelpunkt des Conti-

nents, als er der Mittelpunkt Frankreichs ist. Und hierin liegt seine politische Wichtigkeit.

Die Natur des gegenwärtigen Krieges und Bonaparte's eigentliche Bestimmung gehörig zu beurtheilen, muß man mit Englands Verfassung und dem Entwickelungsgrad, den diese Verfassung in den letzten 30 Jahren unserer Zeitrechnung erreicht hat, bekannt seyn. Ich werde in dem folgenden Buche zeigen, daß das Fomente aller Antipathien, welche Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ängstigen, in dem Mittelpunkt des großbritannischen Reichs zu suchen sey; daß die englische Constitution eine Quelle unaussprechlicher Leiden für Europa zu werden bestimmt ist; daß ein .... englischer König durch seinen Premierminister der Opferpriester des ganzen Continents wird, wofern der gegenwärtige Krieg nicht zum Vortheil Frankreichs ausschlägt. Dies alles werde ich so klar und bündig entwickeln, daß man endlich aus dem alten Irrthum erwachen soll, worin man in Beziehung auf England so lange gelebt hat. Wer nicht meines Glaubens ist, bekämpfe mich; aber er bekämpfe mich mit eben den Waffen, die ich gebraucht habe, das Vorurtheil zu zerstören, womit man der englischen Constitution abwechselnd ein: Io triumphe und ein: Perpetua esto zurufte. Auf dem Wege der bloßen Spekulation kann man aus allem alles machen; es ist keine Unwahrheit so unwahr, daß sie sich auf ihm nicht in eine Schreinwahrheit verwandeln ließe. Die Erfahrung muß entscheiden und diese Erfahrung hab' ich allein zu Rathe gezogen.

Der neue Leviathan.

Drittes Buch.

England

in ſeiner Entwickelung ſeit dem Jahre 1688.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Jeder Zeitraum läßt irgend eine Spur zurück, in welcher man nach vielen Jahren nicht nur ſein Daſeyn, ſondern auch ſeinen eigenthümlichen Charakter wiedererkennen kann. Seit mehr als dreitauſend Jahren aber ſind es vorzüglich die Autoren einer jeden Nation, welche ihr Andenken verewigen. Ich ſage Autoren, nicht Schriftſteller; denn wenn es auch irgend einmal eine Zeit gegeben haben ſollte, wo beides einerlei war, ſo iſt dieſe Zeit längſt vorüber. Von der großen Anzahl derer, welche eine größere oder kleinere Welt in Schriften anreden, können jetzt nur diejenigen für Autoren gehalten werden, die den Geiſt ihres Zeitalters am würdigſten darſtellen und eben dadurch am ſtärkſten auf ihre Mitwelt zurück wirken. Uebrigens beſteht das Eigenthümliche des menſchlichen Geiſtes darin, daß er von ſeiner Beſchränktheit nicht eher eine Ahnung erhält, als bis die Schranken weggeräumt oder verſunken ſind. Immer glaubt er die Wahrheit erhaſcht zu haben; und immer iſt er hinter derſelben zurückgeblieben, oder ihr zuvor geeilt. Selbſt das Abſolute wird, vermöge der höheren Entwickelung, die wir erreichen, immer wieder zum Bedingten; und von allem, was der menſchliche Verſtand im Gebiete der Spekulation erwerben kann, iſt die Kenntniß der Entwickelungsgeſetze unſtreitig das einzige Bleibende.

Wenn irgend einem Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts das Prädicat eines Autoren zukommt, ſo iſt es Bacon, von welchem man mit Wahrheit ſagen kann: er habe das ganze Gebiet des menſch-

lichen Wissens, so wie es in jenen Jahrhunderten da lag, umwandelt. Sogar sein Zeitalter erblickte in ihm das Licht der Welt: so sehr ehrte es in ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, die allgemeine Vernunft. Gleichwol stellen die Werke dieses Autors ihn beinah auf jeder Seite als das Produkt seines Zeitalters dar; denn selbst da, wo er das Absolute und Ewige auszusprechen glaubte, hat er nur immer das Bedingte und Vergängliche ausgesprochen. Um sich von der unermeßlichen Umwälzung zu überzeugen, welche in dem Gebiete des menschlichen Wissens seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wo Bacon lebte und schrieb, zu Stande gebracht ist, darf derjenige, der dies Gebiet in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit kennt, nur eine Vergleichung mit dem Bilde anstellen, welches Bacon von Demjenigen entwirft, das Er kannte. Das Resultat dieser Vergleichung kann, wenn man aufrichtig seyn will, nie ein anderes seyn, als zuletzt alles in der Geschichte untergeht und als etwas Bedingtes in ihr fortlebt.

Auch über Staatskraft und Staatenerweiterung philosophirte Bacon; dies beweisen seine vermischten Schriften, vorzüglich aber seine Abhandlung de profectis Imperii. Man lese diese Abhandlung, um sich zu überzeugen, daß, wie scharfsinnig auch jede einzelne Bemerkung in derselben seyn mag, Bacon dennoch sehr weit davon entfernt war, irgend ein Prinzip zu kennen, nach welchem die Erweiterung des Staates nothwendig erfolgen muß, und daß er in eine nicht geringe Verlegenheit würde gesetzt worden seyn, wenn ihm der Vorwurf gemacht wäre, an der Spitze des englischen Staates die Verbrechen zu vermeiden, die er in der Exekution in seiner eben genannten Abhandlung den Staatsmännern seiner Zeit mit einer Freimüthigkeit macht, aus welcher nur allzu viel Erbitterung durchschimmert. Indessen enthält diese Abhandlung Einen Gedanken, der, wiewol er dem Insulaner näher liegt,

als dem Bewohner des festen Landes, ein rühmliches Zeugniß für Bacons große Beurtheilungskraft ablegt und so glücklich ausgedrückt ist, daß er, besonders in unsern Zeiten, nicht oft genug wiederholt werden kann. England hatte bis zu Bacons Zeiten seine Stärke bei weitem mehr in Land- als in Seekriegen offenbart; und gerade als wenn der Philosoph seine Zeitgenossen auf diese zwecklose und verkehrte Anwendung der Nationalkraft hätte aufmerksam machen wollen, ruft er ihnen rasch und unvorbereitet zu:

„Die Herrschaft zur See ist die Quintessenz der Universalmonarchie. Cicero sagt in einem seiner Briefe an den Attikus, worin von den Absichten des Pompejus gegen den Cäsar die Rede ist: „Der Plan des Pompejus ist beinah ein Themistokleischer; denn er glaubt, daß derjenige, der sich des Meeres bemächtigt, in den Besitz der Weltherrschaft komme.“ Auch hätte Pompejus den Cäsar gewiß aufgerieben, wäre er nicht in einer Art von Aberwitz von seinem ersten Plan abgegangen. Wie viel von dem Ausgange der Seeschlachten abhängt, liegt in mehreren Beispielen am Tage. Die Schlacht bey Actium entschied über die Weltherrschaft; die Schlacht bei Lepanto riß dem Türken einen Ring durch die Nase. Es ist wenigstens sehr oft der Fall gewesen, daß Siege zur See den ganzen Endzweck des Krieges vereitelt haben, wenn dies nur immer dann geschehen konnte, wenn Alles dahin gediehen war, daß eine Seeschlacht den Ausschlag geben mußte. Uebrigens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß, wer sich der Herrschaft zur See bemächtigt, in einer großen Freiheit existirt, in sofern es in seiner Macht steht, an dem Kriege gerade so viel Antheil zu nehmen, als er will, während die überlegene Landarmee mit tausend Verdrüßnissen zu ringen hat. Bei uns Europäern, wenn irgend jemals und irgendwo, ist die Macht zur Erlangung der Oberherrschaft von der hoch-

sten Bedeutung, einmal, weil die meisten Europäischen Monarchen nicht blos mittelländische, sondern auch größtentheils vom Meere umgebene sind; zweitens, weil die Schätze und Reichthümer beider Indien als das Accessorium der Herrschaft zur See betrachtet werden können. Glücklicherweise ist die Herrschaft zur See bestimmt, die Morgengabe des brittannischen Reiches zu werden." *)

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß Bacon in dieser Stelle nur die Tendenz seines Vaterlandes angab. Von den Mitteln und Wegen zur Erreichung des großen Zieles hatte er eben so wenig eine Ahnung, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Angenommen, daß alles, was seit zwei Jahrhunderten in England wirklich geschehen ist, um sich in den Besitz der Quintessenz der Universalmonarchie zu setzen, unumgänglich nothwendig geschehen mußte; wo war alsdann der menschliche Verstand, der sich getraute, eine solche Reihe von Begebenheiten anzuordnen und zu leiten? Wäre er vorhanden gewesen, so würde er ein übermenschlicher gewesen seyn. So wie die ehrlichen Franzosen von der Revolution behaupten, sie sey nicht gemacht worden, sondern sie habe sich selbst gemacht: eben so kann man auch von Britanniens Größe behaupten, daß sie, weit entfernt das Produkt der Absicht zu seyn, nur das des Zufalls ist. Was sie gegenwärtig in halber Realität und in halber Idealität darstellet, ist das Werk des Antagonismus, in welchen die Aristokratie unter Carls des Ersten Regierung mit der Souveränität des Staatschefs gerieth. Von dem Augenblick an, wo das Prinzip der Trennung der ganzen Staatsmaschine zum Grunde gelegt war, und das, was gegenwärtig englische Constitution genannt wird, unerschütterlich dastand, von diesem Augenblick an wurde auch der erste Anfang der englischen National-

*) S. Francisci Baconi Operum Vol. VI.

schuld gemacht. Beide waren von jetzt an nur für und durch einander vorhanden, und die gegenseitige Unterstützung, die sie sich leisteten, entschied über den ganzen Nationalcharakter so sehr, daß alles, was in einer früheren Epoche von Antinationalität in demselben gewesen war, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wurde, und die Engländer, welche als eine handeltreibende Nation die Freunde des ganzen menschlichen Geschlechts seyn sollten, die entschlossensten Feinde desselben werden und so zu ihrer gegenwärtigen Größe emporsteigen mußten. Da, wo der Rhein entspringt, kann man über ihn wegschreiten: da wo er sich ins Meer ergießet, ist er der majestätischste der Ströme. Auf gleiche Weise verhält es sich mit Britanniens Größe. Die Furcht vor dem Despotismus des Staatschefs gab ihr Entstehung, die Excentricität, welche immer das Resultat der Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht ist, schenkte ihr Leben, die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens führte sie zur Idealität hin.

Was hier behauptet wird, soll auch bewiesen werden: das ganze gegenwärtige Buch ist diesem Endzweck gewidmet. Vorher aber erlaube man mir, Hume's Gedanken über den öffentlichen Credit einzuschalten. Es ist mir dabei nicht sowol um eine Autorität, als um einen festen Punkt zu thun, von welchem ich ausgehen kann. Man wird sich überzeugen, daß Hume, wie richtig er auch über den öffentlichen Credit raisonnirt, weder den Ursprung der englischen Nationalschuld, noch die Nothwendigkeit einer beinah unendlichen Progression derselben begriffen hat. Wäre das erstere der Fall gewesen, so hätte er als Philosoph das Verfahren der englischen Regierung durchaus nicht tadeln können; und hätte ihm die letztere eingeleuchtet, so würde er den Augenblick der Krisis minder nahe gewähnt haben. Auch seine Abhandlung beweiset, daß die Zeit eine Entwickelung mit sich führt, die sich selbst

durch den umfassendsten Geist nicht anticipiren läßt. Mögen doch alle seine Warnungen für den gegenwärtigen Augenblick noch so überflüssig scheinen; ja mögen sie, in sofern dabei auf das Unabänderliche der englischen Konstitution keine Rücksicht genommen wurde, zu allen Zeiten sehr überflüssig gewesen seyn; immer ist und bleibt es ausgemacht, daß die Größe der Nationalschuld das Verderben des großbritannischen Reichs ausmacht. Vergeblich sagt man: Ein Staat, der bisher jeder Prophezeihung eines nahen Unterganges getrotzt habe, werde derselben noch länger trotzen; dies heißt nicht mehr und nicht weniger, als: ein Kranker, den die Aerzte aufgegeben haben, weil der Keim des Verderbens in allen seinen Organen wirkt, werde ewig leben, weil er noch nicht gestorben ist.

Doch wir wollen uns nicht vorgreifen, um nicht das Ansehn zu gewinnen, als folgten wir in unserer Untersuchung weniger den Aussprüchen des Verstandes, als denen des Gemüths, da es doch durchaus nicht in unseren Plan gehört, irgend einem Vorurtheil nachzugeben. Wir wollen vielmehr nach den einmal vorhandenen Facten ganz neue Urtheile bilden und auf jeden Sieg Verzicht leisten, den der Verstand nicht über den Verstand davon trägt.

Zweites Kapitel.

Neuere Gedanken über öffentlichen Credit.

„Es war das allgemeine Verfahren des Alterthums, in Friedenszeiten für die Bedürfnisse des Krieges zu sorgen und Schätze zu sammeln, um in ihnen die Werkzeuge der Eroberung oder Vertheidigung zu besitzen und

nicht genöthigt zu seyn, in den Zeiten der Unordnung und Verwirrung zu außerordentlichen Auflagen seine Zuflucht zu nehmen oder wohl gar zu borgen. Platon sagt uns, daß selbst die frugalen Lacedämonier einen großen Schatz gesammelt hatten, und Arrian und Plutarch führen die Reichthümer an, welche Alexander bei der Eroberung von Susa und Ebbatana in Besitz nahm; Reichthümer, welche zum Theil seit den Zeiten des Cyrus zurückgelegt waren. Irr' ich nicht, so erwähnt die Schrift des Schatzes des Hesekias und der jüdischen Fürsten; aber gewiß ist es, daß die Profan-Geschichte von dem Schatz der macedonischen Könige Philippus und Perseus spricht. Die alten italischen Republiken hatten nach Strabo immer große Summen vorräthig. Jeder hat von dem Schatz gehört, den Julius Cäsar während der Bürgerkriege zu Rom in Beschlag nahm. Die weisern Imperatoren Augustus, Tiberius, Vespasianus, Severus u. s. w. beobachteten die kluge Vorsicht, große Summen zur Besreitung dringender Staatsbedürfnisse zurückzulegen.

In neueren Zeiten hingegen ist es beinah allgemeine Gewohnheit geworden, die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden und sich darauf zu verlassen, daß die Nachkommenschaft in Friedenszeiten die Schulden bezahlen werde, die während des vorhergegangenen Krieges gemacht sind. Diese aber, indem sie das schöne Beispiel ihrer weisen Väter vor Augen hat, setzt kein geringeres Vertrauen in die Bereitwilligkeit ihrer Enkel; und diese sehen sich denn bei weitem mehr aus Noth denn aus freier Wahl bewogen, die verdreifachte Bürde auf ihre Nachkommen abzuwälzen. Doch um die Zeit nicht mit Declamationen über ein Verfahren zu verschwenden, das so handgreiflich verderblich ist, wollen wir bloß bemerken, daß die Maximen der Alten in dieser Hinsicht bei weitem klüger waren, als die der Modernen, selbst wenn die letzteren sich in vernünftigen Schranken gehalten und gewissen-

haft dafür gesorgt hätten, Schulden, welche während eines kostspieligen Krieges gemacht waren, in Friedenszeiten wieder abzutragen. Denn warum sollte der Fall zwischen dem Publikum und einem Individuum so verschieden seyn, das wir genöthiget waren, verschiedene Maximen für das Verhalten beider aufzustellen? Ist das Vermögen des ersteren größer, so sind die nothwendigen Ausgaben, die es zu machen hat, verhältnißmäßig stärker; sind seine Hülfsquellen zahlreicher, so sind sie nicht unendlich; und indem seine Verfassung auf eine weit längere Dauer berechnet werden sollte, als die Existenz eines Individuums oder selbst einer Familie, so sollte sie auch Maximen umfassen, welche groß, dauerhaft und edelmüthig, kurz der vorauszusehenden Ausdauer ihrer Existenz angepaßt wären. Allerdings zwingt der Drang menschlicher Angelegenheiten nur allzu häufig zum Vertrauen auf glücklichen Zufall und temporäre Hülfsmittel; allein wer sich aus freiem Entschluß von solchen Rettungsmitteln abhängig macht, hat im Unglück mehr seine eigene Thorheit anzuklagen, als das Misgeschick, das ihn verfolgt.

Sind die Mißbräuche eines Schatzes gefährlich, indem derselbe zu unüberlegten Unternehmungen oder zur Vernachlässigung der militärischen Disciplin verleitet; so sind die Mißbräuche des Verpfändens öffentlicher Einkünfte noch weit gewisser und unvermeidlicher. Armuth, Unvermögen und Unterwerfung unter fremde Mächte sind die letzten Folgen eines solchen Verfahrens.

Dem modernen Verfahren zufolge ist der Krieg mit allen nur möglichen Nachtheilen verbunden; nämlich, mit Menschenverlust, mit Vermehrung der Taxen, mit Verfall des Handels, mit Verschleuderung des Geldes, mit Raub zu Wasser und zu Lande. Dem Verfahren der Alten zufolge, diente die Eröffnung des öffentlichen Schatzes, weil sie immer mit einem ungewöhnlichen Zufluß an Gold und Silber verbunden war, zu einer tem

poräen Aufmunterung der Industrie, und machte dadurch, wenigstens in einem gewissen Maaße, die unvermeidlichen Calamitäten des Krieges wieder gut.

Was soll man also zu dem Paradoxon sagen: daß öffentliche Bürden, abgesehen von aller Nothwendigkeit sie aufzulegen, an und für sich selbst vortheilhaft sind, und daß folglich ein Staat, selbst wenn er von seinem auswärtigen Feinde gedrängt wird, schwerlich auf ein weiseres Mittel zur Beförderung des Handels und Reichthums verfallen könnte, als in der unbegränzten Schöpfung neuer Fonds, Schulden und Zahlen enthalten ist? Dergleichen Reden würden, wie die Lobreden auf die Narrheiten und das Lieben, auf Dufris und Nero, für Uebungen des Witzes in den Schulen der Rhetoren gehalten worden seyn, hätten wir diese abgeschmackten Maximen nicht von großen Ministern und einer ganzen Partei in England in Schutz nehmen gesehen. Und diese verfänglichen Argumente (denn die Benennung der Spitzfindigkeiten verdienen sie nicht einmal) dienten wenigstens, die Partei des Lords Oxford in Athem zu erhalten und den Verstand der Nation zu verwirren, wenn sie auch nicht die Grundlage seines eigenen Verfahrens werden konnten, weil er allzu viel Einsicht dazu hatte.

Untersuchen wir die Folgen öffentlicher Schulden sowohl für unsere häusliche Wirthschaft, vermöge ihres Einflusses auf Handel und Industrie, als für unsere auswärtigen Verhandlungen, vermöge ihrer Einwirkung auf Kriege und Negotiationen.

Es giebt ein Wort, das hier zu Lande in dem Munde eines Jeden ist, und, wie ich finde, sogar von auswärtigen Schriftstellern eben so häufig gebraucht wird, als von den englischen. Das Wort heißt Circulation und muß, gleich einem Universalmittel, für alles helfen. Nun gestehe ich sehr gern, daß ich, seit meinen Schuljahren die Bedeutung desselben in Beziehung

auf den vorliegenden Gegenstand gesucht habe, daß ich sie aber niemals habe finden können. Welchen möglichen Werth kann die Nation von der letzten Versetzung eines Papierstückes aus einer Hand in die andere einernten? Oder läßt sich irgend ein Vergleich zwischen der [illegible] anderer Börsenmäkleien und der Circulation der Schatzkammerscheine und India-Obligationen anstellen? Wenn ein Manufacturist seine Waaren mit Vortheil an den Kaufmann, dieser an den Krämer und dieser an seine Kundleute verkauft, da findet Industrie statt, denn da hat der erste Vortheiler (der Manufacturist) die nöthige Aufmunterung, und die Folge davon ist, daß er mehrere und bessere Bequemlichkeiten [illegible] producirt. Eine Stagnation ist hier verderblich; denn sie wirkt zurück und lähmt die industriöse Hand in der Hervorbringung dessen, was dem menschlichen Leben erforderlich ist. Aber welche Production wir dem Börsensaal verdanken, ja selbst welche Consumtion, die des Kaffees, der Federn, der Dinte und des Papiers allein ausgenommen, hab' ich bis jetzt noch nicht einsehen können; und eben so wenig läßt sich der Verlust oder Verfall irgend eines wohlthätigen Handels oder irgend einer Bequemlichkeit absehen, sollte auch die Börse mit allen ihren Besuchern in die Wellen des Oceans versinken.

Doch obgleich dieser Ausdruck von denjenigen, welche am allernachdrucksamsten auf die aus der Circulation hervorgehenden Vortheile dringen, nie erklärt worden ist, so scheint gleichwohl eine Wohlthat ähnlicher Art aus unseren öffentlichen Lasten zu entstehen. In der That, welches menschliche Uebel ist nicht von irgend einem Vortheil begleitet? Hierüber müssen wir uns ausführlicher erklären, um das Gewicht, das wir ihm zugestehen können, genau zu bestimmen.

Oeffentliche Sicherheit ist bei uns eine Art von Geld geworden und circulirt um den kurrenten Preis eben so

schnell, als Gold und Silber. Wo sich irgend eine vortheilhafte Unternehmung darbietet, sey sie auch noch so kostspielig, da fehlt es nie an Händen, die bereitwillig sind, sich mit ihr zu befassen. Auch braucht ein Handelsmann, der in den öffentlichen Stocks bedeutende Summen besitzet, niemals Bedenken zu tragen, sich in den ausgebreitetsten Verkehr einzulassen, da er ein Vermögen besitzet, wodurch er den plötzlichsten Anforderungen, die man an ihn machen kann, gewachsen ist. Kein Kaufmann hält es für nöthig, viel baares Geld im Hause zu haben; Banknoten, India Obligationen, besonders aber die letzteren, erfüllen dieselbe Absicht; denn er kann sie innerhalb einer Viertelstunde bei einem Bankier verkaufen oder versetzen, und bis dahin sind sie, selbst eingeschlossen, nicht müssig, sondern bringen ihm eine sichere Revenue. Kurz: Unsere Nationalschulden versehen den Kaufmann mit einer Art von Geld, das sich in seinen Händen ununterbrochen vermehrt, und abgesehen von allen Handelsvortheilen, sichern Gewinn bringt. Und dies muß ihn in den Stand setzen, gegen einen geringeren Vortheil zu verkehren. Der kleine Profit des Kaufmanns aber macht jede Bequemlichkeit wohlfeiler, verursacht eine große Consumtion, belebt die Arbeit des gemeinen Volks und hilft Künste und Industrie durch die ganze Gesellschaft verbreiten.

Es giebt auch in England, wie in allen Staaten, welche Handel und öffentliche Schulden haben, eine Classe von Menschen, welche halb Kaufleute, halb Stocksinhaber sind und allen Voraussetzungen nach um einen geringen Vortheil verkehren müssen, weil der Handel nicht ihre Haupt- oder einzige Stütze ist und ihre Einkünfte aus den Fonds eine sichere Hülfsquelle für sie selbst und für ihre Familien sind. Wo es keine Fonds giebt, da fehlt es Großhändlern an den Mitteln, einen Theil ihres Profits zu realisiren, oder zu sichern, wofern sie

ihn nicht zum Ankauf von Ländereien verbrauchen. Ländereien aber stehen in mehr als einer Hinsicht hinter Fonde zurück. Da sie nämlich sehr viel Sorgfalt und Aufsicht erfordern, so zersplittern sie die Zeit und Aufmerksamkeit des Kaufmanns. Bei einer in Versuchung führenden Veranlassung zu großem Gewinn lassen sie sich ferner nicht so leicht in Geld verwandeln; und da sie theils durch die mannichfaltigen Vergnügungen, die mit dem Besitz derselben verbunden zu seyn pflegen, theils durch das staatsbürgerliche Ansehen, das sie gewähren, allzu stark anziehen, so verwandeln sie den Städter nur allzu leicht in einen Landedelmann. Es läßt sich also annehmen, daß da, wo es Fonds giebt, mehrere Menschen von großem Vermögen und Einkünften dem Handel getreu bleiben werden; und dies, man muß es gestehen, ist von einigem Vortheil für den Handel durch Verminderung des Profits, Beförderung der Circulation und Belebung der Industrie.

Allein man erwäge im Gegensatz von diesen beiden günstigen Umständen, welche vielleicht von keinem großen Belange sind, die mannichfaltigen Nachtheile, welche unsere öffentlichen Schulden in Beziehung auf die innere Staatsökonomie begleiten; und man wird finden, daß das Böse und Gute, das aus ihnen hervorgeht, keine Vergleichung zuläßt.

Erstlich, ist es ausgemacht, daß Nationalschulden einen mächtigen Zufluß des Volkes und der Reichthümer nach der Hauptstadt verursachen, theils vermöge der großen Summen, welche zur Bezahlung der Interessen dieser Schulden in den Provinzen gehoben werden, theils auch vermöge der Vortheile, welche sie den Kaufleuten der Hauptstadt vor allen übrigen Kaufleuten des Königreichs gewähren. Hier entsteht die Frage: Ob es dem öffentlichen Besten entspricht, daß auf London so mannichfaltige Privilegien gehäuft werden, da diese Stadt bereits einen ungeheuren Umfang ge-

wonnen hat und sich täglich zu erweitern scheint? Sehr viele Personen zittern vor den Folgen. Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß, obgleich der Kopf für den Körper, der ihn trägt, bei weitem zu dick ist, dennoch die ungemein glückliche Lage dieser Hauptstadt viele von den Nachtheilen aufhebt, welche eine bei weitem kleinere Hauptstadt für ein größeres Königreich haben würde. Es ist ein weit größerer Unterschied in den Preisen aller Provisionen von Paris und Languedoc, als in denen von London und Portsmouth.

Zweitens, da öffentliche Stocks eine Art von Papiercredit sind, so führen sie auch alle die Nachtheile mit sich, welche diese Art von Geld begleiten. Sie verbannen Gold und Silber aus dem beträchtlichsten Handel des Staats, bringen beides auf die gewöhnliche Circulation zurück, und machen dadurch alle Vorräthe und Reichthümer, als sonst der Fall seyn würde.

Drittens, alle zur Bezahlung der Interessen dieser Schulden eingeforderten Taxen sind eine Beschwerde für die Industrie, erhöhen den Preis der Arbeit und sind eine Art Unterdrückung für die ärmere Klasse.

Viertens, da Ausländer einen Antheil an unserm Nationalfonds haben, so machen sie sich das Publikum gewissermaßen tributbar, und können im Verlauf der Zeit eine Versetzung unseres Volks und unserer Industrie zu Wege bringen.

Fünftens, da der größte Theil der Stocks sich immer in den Händen der Müssiggänger befindet, welche von ihren Revenuen leben; so geben unsere Fonds einem unthätigen Leben alle nur mögliche Aufmunterung.

Doch, wie beträchtlich auch der Nachtheil seyn mag, der aus unseren öffentlichen Fonds für den Handel und die Industrie entspringt, wenn man das Ganze erwägt; so ist dieser Nachtheil noch immer eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, der daraus für den Staat als einen politischen Körper hervorgeht, der sich in der

Gesellschaft der Nationen stünen und mannichfaltige Verhandlungen in Kriegen und Negotiationen mit anderen Staaten haben muß. Hier ist das Uebel rein und unvermischt; und dies Uebel ist zugleich von der allerwichtigsten Beschaffenheit.

Man hat uns sehr oft gesagt, daß das Publicum um seiner Schulden willen nicht schwächer sey, da sie nur Beziehung auf [illegible] haben, und dem Einen eben so viel Eigenthum geben, als sie dem Anderen nehmen; es sey nichts weiter als eine Versetzung des Geldes aus der rechten Hand in die linke; wobei die Person weder reicher noch ärmer werde, als zuvor. Dergleichen leichte Raisonnements und spezieuse Vergleichungen mögen hingehen, wenn nicht nach Prinzipien geurtheilt wird. Ich werfe die Frage auf: Ist es in der Natur der Dinge möglich, eine Nation mit Lasten zu überladen, selbst wo der Souverain in ihrer Mitte residirt? Der bloße Zweifel scheint auszuschließend, da es in jedem Gemeinwesen erforderlich ist, daß ein gewisses Verhältniß zwischen dem arbeitsamen und müßiggängerischen Theil der [illegible] beobachtet werde. Wenn aber alle unsere grammatischen Taxen verpfändet sind, müssen wir dann nicht neue erfinden? Und kann dies nicht so weit getrieben werden, daß es verderblich und zerstörend wird?

In der Natur reicht man gewisse Erhebungsmethoden, welche leichter sind, weil sie der Lebensart des Volks entsprechen und sich auf die am allgemeinsten gebrauchten Bequemlichkeiten beziehen. In Britannien gewährt die Accise von Malz und Bier eine sehr große Revenue, weil die Operationen des Maltens und Brauens sehr langwierig sind und nicht gut verborgen gehalten werden können. Indessen sind diese Bequemlichkeiten nicht so unumgänglich nothwendig für die Existenz, daß die Erhöhung ihres Preises die ärmere Classe sehr afficiren würde. Sind diese Taxen aber einmal verpfändet, wel-

che Beschwerde, neue zu erfinden! Welche Quälerei und welcher Ruin für die Armen!

Auflagen auf Consumtionen sind gleicher und leichter, als Auflagen auf Besitzungen. Welch ein Verlust für das Publikum, daß die ersteren gänzlich erschöpft sind, und daß wir unsere Zuflucht zu einer beschwerlicheren Methode, Taxen zu erheben, nehmen müssen!

Werden alle Landeigenthümer nur Pächter des Publikums, so wird die Noth sie dahin bringen, daß sie alle die Künste der Unterdrückung ausüben, welche unter Pächtern gäng und gebe sind, die durch die Abwesenheit oder Fahrlässigkeit der Eigenthümer der Untersuchung und Controlle entgehen.

Kaum wird man die Behauptung wagen, daß man der Nationalschuld keine Gränzen setzen müsse, und daß das Publikum nicht schwächer seyn werde, wenn 12 bis 15 Shillings von einem Pfund Sterling Landtaxe mit allen gegenwärtigen Zöllen und Accisen verpfändet sind.

Es ist also in einem solchen Falle noch etwas mehr als bloße Versetzung von einer Hand in die andere. In 500 Jahren wird die Nachkommenschaft derjenigen, die gegenwärtig in den Kutschen sitzen und derjenigen, welche hinten aufstehen, aller Wahrscheinlichkeit nach die Plätze ausgetauscht haben, ohne das Publikum durch diese Revolutionen zu afficiren.

Ich muß gestehen, daß sich, vermöge einer langen Gewohnheit, in Hinsicht der öffentlichen Schulden bei allen Ständen eine auffallende Schläfrichkeit eingestellt hat, die derjenigen nicht unähnlich ist, worüber sich die Geistlichkeit in Ansehung ihrer religiösen Lehren so heftig beklagt. Wir Alle gestehen, daß selbst die am meisten sanguinische Einbildungskraft nicht erwarten kann, dieses oder ein zukünftiges Ministerium werde eine so strenge und standhafte Frugalität beweisen, daß wirkliche Fortschritte in der Abbezahlung unserer Schul-

den gemacht werden könnten, oder die Lage der auswärtigen Angelegenheiten werde ihm, auf einen längeren Zeitraum hin, Ruhe und Muße zu einem solchen Unternehmen lassen. Und was wird alsdann aus uns werden? Wären wir auch noch so gute Christen und dem Willen der Vorsehung noch so ergeben, so würde dies, dünkt mich, noch immer eine wichtige Frage seyn, selbst wenn wir sie als eine bloß spekulative betrachteten; eine Frage, auf welche sich wohl eine vernünftige Antwort geben ließe. Die Ereignisse werden hierbei sehr wenig von den Zufälligkeiten abhangen, welche Schlachten, Unterhandlungen, Intriguen und Factionen mit sich führen. Es scheint ein natürliches Fortschreiten der Dinge vorhanden zu seyn, das unser Raisonnement leiten kann. So wie es bei dem ersten Anfang des Verständens nur einen sehr mäßigen Grad von Einsicht erfordert haben würde, um aus der Natur der Menschen und der Minister vorherzusagen, daß die Dinge gerade die Höhe erreichen würden, auf welcher wir sie gegenwärtig erblicken; eben so dürfte es jetzt, wo diese Höhe glücklich erreicht ist, nicht schwer seyn, die Folgen zu errathen. In der That, es muß eins von beiden geschehen: Entweder die Nation muß den öffentlichen Credit zerstören, oder der öffentliche Credit zerstört die Nation. Unmöglich können beide mit einander bestehen, versteht sich nach der Art und Weise, wie sie bisher sowohl in England als in einigen anderen Ländern behandelt worden sind.

Vor ungefähr 20 Jahren wurde von einem vortrefflichen Staatsbürger ein Plan zur Bezahlung unserer Schulden vorgelegt, der, ob er gleich den Beifall mehrerer Personen von Verstand erhielt, schwerlich jemals die erwünschte Wirkung hervorbringen konnte. Es war nämlich diese Vorschrift: welcher behauptete: es wäre ein Irrthum, wenn man sich einbildete, daß das Publikum diese Schuld zu bezahlen hätte; jedes Individuum

hätte seinen verhältnißmäßigen Antheil und bezahlte in seinen Taxen, außer den Erhebungskosten, noch einen verhältnißmäßigen Antheil der Interessen. Thäten wir also nicht besser daran, sagte er, wenn wir die Schuld verhältnißmäßig unter uns vertheilten, und wenn jeder von uns eine, seinem Vermögen angemessene Summe herschösse, um einmal für allemal alle unsere Fonds und öffentlichen Verpfändungen zu tilgen? Er scheint aber nicht bedacht zu haben, daß der arbeitsame Arme einen beträchtlichen Theil der Taxen durch die jährliche Consumtion bezahlt, wenn er gleich nicht auf einmal einen verhältnißmäßigen Theil der erforderlichen Summe hergeben kann. Dazu kommt noch, daß das Eigenthum in Geld und Stocks sehr leicht im Handel verborgen oder verschleiert werden könnte, und daß das sichtbare Eigenthum in Ländereien und Häusern zuletzt für das Ganze stehen müßte: eine Ungleichheit und Unterdrückung, die man sich nie gefallen lassen würde. Aber obgleich dieser Entwurf nie wird ins Werk gerichtet werden, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß zu einer Zeit, wo die Nation ihrer Schulden von Herzen überdrüssig ist, weil sie sich dadurch zu Boden gedrückt fühlt, irgend ein verwegener Projectmacher mit visionären Planen zur Entledigung derselben auftreten wird. Und da der öffentliche Credit um diese Zeit ein wenig schwach seyn dürfte, so wird die leiseste Berührung ihn zerstören und er selbst an der Hülfe des Arztes sterben.

Wahrscheinlicher ist es indessen, daß der Untergang des Nationalcredits die Wirkung der Kriege, Niederlagen, Calamitäten und Unglücksfälle seyn wird; vielleicht sogar der Siege und Eroberungen. Ich muß gestehen, wenn ich Fürsten und Staaten mitten unter ihren Schulden, Fonds und öffentlichen Verpfändungen kämpfen und streiten sehe, so erinnere ich mich beständig einer Prügelei in einem Porcellanladen. Wie läßt es sich erwarten, daß Staatschefs irgend eine Art von Eigen-

thum verschonen werden, das für sie selbst und das Publikum vermeidlich ist, wenn sie so wenig Erbarmen mit dem Leben und Eigenthum, das beiden so nützlich ist, haben? Man lasse die Zeit kommen (und sie kommt unfehlbar), wo die für die Bedürfnisse des Jahres creirten neuen Fonds nicht bewilligt werden, oder die festgesetzte Summe nicht einbringen. Angenommen, daß die Casse der Nation erschöpft ist, oder, daß unser Credit, der bisher so ungemessen war, uns zu fehlen beginnt; angenommen ferner, daß die Nation in dieser mißlichen Lage mit einer Invasion bedroht wird, daß eine Rebellion im Innern ausbricht, daß aus Mangel an Sold, Victualien und dergleichen ein Geschwader nicht ausgerüstet werden kann, daß es unmöglich geworden ist, eine auswärtige Subsidie vorzustrecken — Was muß der Staatschef oder der Minister in einem solchen Gedränge thun? Das Recht der Selbsterhaltung ist in jedem Individuum unveräußerlich; noch weit unveräußerlicher aber in jeder Gemeinheit. Die Thorheit unserer Staatsmänner müßte noch größer seyn, als die ihrer Vorgänger, welche die Staatsschuld contrahirten, oder vielmehr derjenigen, die ihnen ihr Vermögen anvertrauten und sich in ihrem Vertrauen gleich blieben — oder sie werden die Rettungsmittel, die sie in Händen haben, gebrauchen. Die (creirten und verpfändeten) Fonds müssen um diese Zeit eine große jährliche Revenue bringen, welche zur Vertheidigung und Sicherstellung der Nation hinreichend ist. In der Schatzkammer liegt das Geld zur Bezahlung der vierteljährigen Interessen. Die Nothwendigkeit gebietet. Die Furcht drängt. Die Vernunft ermuntert. Das Erbarmen allein läßt seine Stimme hören. Unter solchen Umständen wird das Geld für den laufenden Staatsdienst verwandt werden, vielleicht unter den feierlichsten Versicherungen eines schleunigen Ersatzes. Doch mehr bedarf es nicht. Das ganze Gebäude, welches schon seit längerer Zeit wankte, stürzt zusammen und

begräbt Tausende unter seinen Trümmern. Und dies könnte man, dünkt mich, den natürlichen Tod des öffentlichen Credits nennen; denn diesem Capital steht er eben so natürlich entgegen, als jener thierische Körper seiner Auflösung und Zerstörung.

Diese beiden Ereignisse, deren ich so eben erwähnt habe, sind verderblich; aber sie sind nicht die verderblichsten. Tausende werden dadurch der Rettung von Millionen aufgeopfert. Allein wir befinden uns ganz und gar nicht außerhalb der Gefahr, daß der entgegengesetzte Fall eintreten kann, wo Millionen für immer der temporären Rettung von Tausenden aufgeopfert werden müssen. Unsere Volksrepräsentation wird es vielleicht einem Minister erschweren, daß er seine Zuflucht zu einem so verzweifelten Mittel nimmt, als ein freiwilliger Bankerott ist. Es kommt noch dazu, daß das Oberhaus aus lauter Güterbesitzern und das Unterhaus größtentheils aus solchen besteht, und daß beide nicht so wohl um ihres Eigenthums als um ihres Zusammenhanges mit den Capitalisten willen auf die Aufrechthaltung des öffentlichen Credits nachdrücklicher dringen werden, als Klugheit, Politik und Gerechtigkeit im engern Sinne des Wortes gestatten. Auch unsere auswärtigen Feinde, oder vielmehr unser auswärtiger Feind, denn wir haben nur einen zu fürchten, kann verschlagen genug seyn, um die Entdeckung zu machen, daß unsere Rettung in der Verzweiflung liegt, und um uns die Gefahr, worin wir schweben, nicht eher in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als bis sie unvermeidlich ist. Unsere Großväter, unsere Väter und wir selbst haben immer und mit Recht dafür gehalten, daß das Gleichgewicht von Europa sich ohne unsere Aufmerksamkeit und unseren Beistand nicht erhalten läßt; aber unsere Nachkommen, überdrüssig des allzu langen Kampfes und mürbe gemacht durch einen allzu heftigen Druck, werden sich vielleicht ruhig verhalten und ihre Nachbarn unterdrückt und unterjocht sehen, bis

sie endlich mit sammt ihren Gläubigern der Gnade des Erbherrn preis gegeben sind. Und dies könnte man füglich den gewaltsamen Tod unseres öffentlichen Credits nennen.

Diese Ereignisse scheinen nicht weit entfernt zu seyn, und die Vernunft sieht sie eben so bestimmt vorher, als irgend etwas, das noch in dem Schooß der Zeit schlummert. Und obgleich die Alten behaupteten, daß, um die Gabe der Prophezeiung zu besitzen, eine gewisse göttliche Wuth oder Tollheit erforderlich sey, so kann man doch mit Wahrheit versichern, daß, um Prophezeiungen, wie diese, zu bilden, nichts weiter erforderlich ist, als, frei von dem Einflusse der Volkswuth und Täuschung, nur bei gesunden Sinnen zu seyn."

Drittes Kapitel.

Ueber den Ursprung und Fortgang der englischen Staatsschuld.

Ich habe mich aller Bemerkungen über die vorhergegangene Abhandlung enthalten, weil ich nur eine einzige zu machen hatte, die, wie ich glaube, alles erschöpft, was sich mit Grund dagegen einwenden läßt. Sie besteht in der Behauptung: daß es etwas sehr Ueberflüssiges ist, die Vortheile und Nachtheile einer Nationalschuld und eines allzu weit getriebenen öffentlichen Credits gegen einander abzuwägen, so lange man die Nothwendigkeit beider entweder nicht eingesehen, oder nicht zur Sprache gebracht hat; denn von dem Augenblick an, wo eine Sache in sich selbst nothwendig geworden ist, hört alles Lob und aller Tadel von selbst auf. Es ist in der That merkwürdig, daß Hume, den

man so allgemein für einen Philosophen hält, diese Ansicht so ganz und gar nicht gehabt hat. Soll man hieraus folgern, daß er bei weitem weniger grimmlich war, als seine Lobredner unter den Franzosen und Deutschen von ihm versichern? Dem sey wie ihm wolle, indem man mit diesem Schriftsteller vor den Gefahren zurückbebt, denen sich die englische Regierung seit ungefähr hundert und sechzehn Jahren bloßgestellt hat, kann man nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, wie sie dazu kam?

Es ist zugleich Alles und Nichts erklärt, wenn man ihrem Unverstande eine Maasregel zuschreibt, die ganz unstreitig das Werk einer unumgänglichen Nothwendigkeit war. Mögen doch die Engländer selbst, indem sie über ihre Nationalschuld raisonniren, nie auf den wahren Grund derselben zurückkommen; dies kann, es mag nun die Folge irgend einer Verblendung oder einer mangelhaften Einsicht in die Natur menschlicher Angelegenheiten seyn, nie einen Grund abgeben, um dessentwillen ein Nicht-Engländer eben so oberflächlich zu Werke gehen solle.

Ich werde in diesem Abschnitte zeigen, daß die englische Constitution, so wie sie seit dem Jahre 1688 besteht, die alleinige Ursache der Nationalschuld und aller der Erscheinungen ist, welche mit ihr in Verbindung stehen.

Da die Sache von der höchsten Wichtigkeit ist, so hab' ich keinen weiteren Beweggrund, meine Leser um Beherzigung dessen zu bitten, was ich ihnen vortragen werde, ich glaube nämlich annehmen zu können, daß die Sache für sich selbst interessant genug ist.

Alle englischen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß Heinrich der Siebente über einen Schatz von 1,700,000 Pf. Sterl. gebot. Allerdings würde ein solcher Schatz in den gegenwärtigen Zeiten eine Kleinigkeit seyn; denn das Geld hat seit ungefähr drei

Jahrhunderten so viel von seinem ehemaligen Werth verloren, daß man mit einem Vermögen von 1,700,000 Pfund Sterling kaum ein begüterter Partikulier in England ist. Doch Kleinigkeit oder nicht, bleibt noch immer die Frage übrig: Wie Heinrich der Siebente als König von England dazu kam, über einen öffentlichen Schatz gebieten zu können?

Die natürlichste Antwort auf diese Frage ist: daß Heinrich der Siebente und dessen nächste Nachfolger in der Regierung, als Seeräuberes genommen, etwas ganz anderes waren, als Wilhelm der Dritte und die letzten Könige von England. Vor der sogenannten Revolution, das heißt vor der Epoche von 1688, wo Wilhelm der Dritte den Thron seines nach Frankreich vertriebenen Schwiegervaters bestieg, war keine so bestimmte Linie zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Macht befestigt, als nach dieser Epoche; und nachdem das Prinzip der Trennung einmal geheiligt war, ließ sich, in Ansehung der Erhebung der Taxen, schwerlich eine andere Einrichtung treffen, als diejenige ist, welche noch gegenwärtig besteht; eine Einrichtung, welche, wo sie auch eingeführt werden mag, voraussetzt, daß das Recht, sobald es eingeführt wird, kein geschlossener Staat ist, immer zu einem großen Nationalcredit hinleiten muß.

Gewöhnlich räsonnirt man über die Entstehung der englischen Staatsschuld folgendermaßen:

„Wo die politische Verfassung des Staats und besonders der Reichthum einzelner Bürger das Anleihesystem begünstigt, da verdient es unstreitig — vorausgesetzt, daß es einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht — den Vorzug vor allen andern Mitteln zur Bestreitung außerordentlicher Staatsausgaben. Der erste Grund dieses Vorzugs ist der, daß das Anleihesystem dem Handelsverkehr nicht den geringsten Theil seiner Circulations-Mittel entzieht: alles baare Geld,

das auf dem Wege der Anleihen in die Staats-Casse fließt, kehrt unmittelbar wieder in den Umlauf zurück, und oft werden die größten Zahlungen bloß durch geschickte Benutzung des Privat-Credits der Leiher verrichtet. Dieser Vortheil ist unter allen Umständen von großer, und in einem handelnden Staate von anerkannter Wichtigkeit. Gleichwol darf man sich nicht scheuen, ihm nur einen untergeordneten Rang anzuweisen, so wie überhaupt, sobald staatswirthschaftliche Gegenstände aus höheren Gesichtspunkten beurtheilt werden, die Mittel, das baare Geld zu vermehren und selbst den Umlauf desselben zu befördern, wie groß und erheblich diese Zwecke auch seyn mögen, immer nur die zweite Stelle in der Aufmerksamkeit, in den Beschäftigungen und in den Sorgen eines Staatsmannes behaupten sollten.

Die erste, und alles überwiegende Rücksicht muß allemal der Einfluß einer Operation auf die Vermehrung oder Verminderung des National-Reichthums seyn, den man in jenen, freilich nicht sehr von uns entfernten Zeiten, wo die Staatswirthschaft noch in ihrer Wiege lag, mit dem Geldreichthum fast immer verwechselte, der aber seit den entschiedenen Fortschritten dieser Wissenschaft in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Gegenstand von ganz anderem Umfange und von ganz anderer Größe geworden ist. Die gewöhnlich sogenannten außerordentlichen Ausgaben eines Staats, in sofern man darunter den Krieg und das, was der Krieg herbeiführt, versteht, haben, ihrer Natur nach, die Verminderung des National-Reichthums unbedingt zur Folge. Gesetzt, ein Feldzug, oder die Vorbereitungen zu einem Feldzuge, kosteten einem Staate zwanzig Millionen: was ist es eigentlich, was mit diesen zwanzig Millionen bezahlt wird? Die Lebensmittel für eine große Anzahl von Menschen und Thieren, die von ihren gewöhnlichen Wohnorten

entfernt werden: die außerordentliche, durch die schnellere Abnutzung nothwendig gewordene Bekleidung der Menschen: große Quantitäten von Kriegs-Munition aller Art, die beim wirklichen Ausbruche des Krieges für immer verloren geht: endlich der Transport aller dieser Gegenstände, die außerordentlichen Anstalten, welche die Unterbringung eines zahlreichen Heeres auf entfernten Schauplätzen ihrer Wirksamkeit und die Pflege ihrer Kranken erfordert. Diese ganze ungeheure Consumtion geht vor sich, ohne daß von allen diesen Menschen und den nutzbaren Thieren, die sie begleiten, ein einziges Individuum so viel Arbeit als, nach der reinen staatswirthschaftlichen Idee, ein einziger Thaler werth ist, leistete. Am Ende des Jahres sind also die zwanzig Millionen im strengsten Sinne des Wortes verschwunden; denn alles, was consumirt wird, ohne daß der Consument zugleich reproducirt, verschwindet. Wäre jede dieser zwanzig Millionen auf productive Arbeit, in welcher Gattung der Industrie es auch sey, verwendet worden, so würde sie am Ende des Jahres nicht nur aus dem Kreise der Consumenten wieder hervorgehn, sondern sie würde sogar noch einen beträchtlichen Ueberschuß, folglich die Grundlage zu einer ganz neuen Consumtion und zu einer ganz neuen Production erzeugen.

Diese Darstellung ist allen Methoden, die Kriegskosten aufzubringen, gemein. Die Frage, die den Vorzug des Anlehensystems erörtert, kann daher immer nur so gestellt werden: Ist dieses System dem Interesse des National-Reichthums weniger schädlich, als die übrigen? Man darf nur die vorhin entwickelten Begriffe von der Art und Weise, wie die Ausgaben eines Krieges auf das National-Vermögen zurückwirken, vor Augen haben, um Pinto's Traum von einer Verdoppelung des Nationalreichthums durch Creirung von Staatsobligationen verschwinden zu sehen. Das Kapital,

welches die Obligationen einer Staatsschuld ausmachen, kann nichts anderes seyn, als ein fingirtes, durch die Macht und den Credit des Staates aus Papieren künstlich zusammengesetztes Kapital. Dieses Kapital lebt und wirkt lediglich in seinen Zinsen. Andere Kapitalien produciren durch den Gebrauch ihre Zinsen; hier aber wird umgekehrt das Kapital durch die Zinsen producirt. Um nun zu erkennen, ob und in wiefern diese Zinsen wirklich ein Kapital repräsentiren, darf man nur mit Aufmerksamkeit untersuchen, wie eigentlich die Zinsen einer Staatsschuld entstehen. Sie werden durch Abgaben aufgebracht, die ein Theil der Einkünfte des Volkes, oder, um es bestimmter auszudrücken, ein Theil des Ueberschusses dieser Einkünfte über das unmittelbare Bedürfniß der Consumtion desselben sind. Dieser Ueberschuß kann nun doppelten Ursprunges seyn. Entweder das Volk schränkt, ohne seine Einkünfte wirklich zu vermehren, seine Consumtion nur um so viel ein, als nöthig ist, um den Zuwachs seiner Ausgaben, welchen die Verzinsung der Staatsschuld erfordert, bestreiten zu können. Oder es weiß sich durch erhöhete Thätigkeit und Industrie neues Product, neue Einkünfte zu verschaffen und bezahlt mit diesen den Zuwachs seiner Abgaben. In dem Gange der Staats-Oekonomie einer großen und industriosen Nation treten aber beide Fälle gemeinschaftlich ein: und hierin liegt der eigentliche Werth des kunstreichen Mechanismus einer Staatsschuld und ihr unläugbarer Vorzug vor allen andern Methoden, die außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten. Das Anleihen selbst kann eben so wenig, als diese Methoden, verhindern, daß die auf dergleichen Ausgaben verwendeten Summen nicht völlig consumirt werden: der Unterschied tritt nur ein, wenn es auf den Ersatz dieser Summen ankommt. Hier überlassen alle übrigen Methoden die allgemeine Industrie sich selbst; das Anleihen System hingegen

fixirt das verlorne Kapital, in dem es mit dem Besitz der an sich ganz unfruchtbaren Staatspapiere das Recht auf einen Theil der National-Einkünfte verbindet; und ob dies gleich anfänglich nichts ist, als eine bloße Fiction, so nöthiget doch diese Fiction alle diejenigen, welche die Abgaben bezahlen müssen, zu Anstrengungen, die, ohne diese Veranlassung, unterblieben wären, und bewirkt insofern den reellen Ersatz des ersten, jetzt verlornen Kapitals."

Die Richtigkeit dieses Raisonnements vollkommen zugestanden, kann man gleichwohl mit Wahrheit behaupten, daß das Englische Anleihe-System nie zum Vorschein getreten seyn würde, wenn es nur auf diesem Wege entstehen konnte. Es hat sich, in einem gewissen Sinne des Worts, selbst gemacht, und war recht eigentlich die Ausgeburt des Verhältnisses, worin die gesetzgebende Macht gegen die vollziehende seit der Revolution von 1688 gerieth. Angenommen, man hätte nach dieser Epoche die Idee eines öffentlichen Schatzes zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben festhalten wollen, welcher von beiden Staatsgewalten konnte die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen werden? Die gesetzgebende Macht konnte sich nicht damit befassen, ohne aus ihren Schranken zu treten, vermöge welcher sie in allen Dingen nur die Idee, aber nicht die That haben sollte. Die vollziehende Macht konnte sich damit befassen; aber konnte man ihr die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen, ohne das Princip der Trennung, so wie es der ganzen Regierungsmaschine einmal zum Grunde lag, wieder zu zerstören? Von dem Augenblick an, wo die vollziehende Macht das Mittel zur Wiederherstellung der Souveränität, oder der innigsten Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Staatschefs in Händen hatte, mußte sie dasselbe zur Zerstörung einer Verfassung gebrauchen, welche nicht von

ihr ausgegangen war und worin sie sich geklemmt und geängstigt fühlen mußte. Unter solchen Umständen blieb schwerlich etwas anderes übrig, als die Idee eines öffentlichen Schatzes zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben gänzlich fahren zu lassen und an ihre Stelle eine andere zu setzen, welche dem Endzweck der ganzen Konstitution, in sofern dieser in Verhinderung des Despotismus bestand, besser entsprach. Die ganze Nation wurde also als ein Schatz betrachtet, aus welchem man nach Maaßgabe der Bedürfnisse sparsamer oder reichlicher schöpfen könnte; und ohne Zweifel bildete man sich ein, in dieser Einrichtung den Stein der Weisen gefunden zu haben, weil es durchaus das Ansehen haben mußte, als könnte sie zu keiner Art von Misbrauch führen.

In dieser Idee bekam die gesetzgebende Macht, von dem ersten Augenblick ihrer förmlichen Trennung von der vollziehenden an, nicht nur eine Garantie für ihre Fortdauer, sondern, wie es schien, auch eine bleibende Basis für den Umfang ihres Machtgebiets. Wenn sie mit ihrem Nachdenken bei weitem mehr bei der ersteren als bei der letzteren verweilte, so lag dies in der Natur der Sache; denn je neuer sie sich nach der Revolution war, desto weniger konnte es ihr einfallen, auf eine Berechnung der möglichen Folgen jener Einrichtung einzugehen; und selbst, wenn sie darauf einging, mußte es ihr vorkommen, als stehe es ganz in ihrer Gewalt, jedem Nachtheil zu begegnen, der aus dem Anleihe-System entspringen konnte. Auf den schlimmsten Fall brauchte sie ja nur ihre Einwilligung nicht zu geben. Daß irgend einmal ein Zeitpunkt eintreten konnte, wo sie, vermöge der Größe der Staatsschuld, es gar nicht in ihrer Macht haben werde, ihre Einwilligung zu versagen, lag durchaus außerhalb der Grenzen ihres Kalculs; und zwar um so mehr, weil den Anleihe System immer die Idee des Abbe-

zahlens nur Seite ging und die ersten Staatsgläubiger sich auf nichts weniger gefaßt machten, als auf den Verlust ihrer Kapitale.

Der Anfang der Nationalschuld fällt in das Jahr 1689. Da Frankreich sich der vertriebenen Stuarts annahm und ein Krieg mit diesem Reiche unvermeidlich wurde, so war Wilhelm der Dritte nothgedrungen, sich in den Besitz bedeutender Kapitale zu setzen, um den Krieg mit Nachdruck führen zu können. Auf die Civilliste eingeschränkt, blieb ihm nichts anderes übrig, als entweder durch das Parlement auf das Volk zu drücken, oder sich auf irgend einem andern Wege die nothigen Summen zu verschaffen. Das Erstere war gefährlich, theils weil es die Abhängigkeit, worin Wilhelm, als Chef der vollziehenden Macht, vor dem Parlemente stand, vermehren mußte, theils weil Wilhelm, als König von England, alle Ursach hatte, sich von seinen Vorgängern in der Regierung zu unterscheiden. In Hinsicht des letztern fand der glückliche Umstand statt, daß eine große Anzahl von Staatsburgern sich während der innerlichen Unruhen sehr bereichert hatte und mit ihren Kapitalien in keiner geringen Verlegenheit war. An diese wandte sich also der neue König. Zwar mußte er ihre Gefälligkeit durch hohe Zinsen erkaufen allein je gefährlicher die Spitze war, auf welche sich die Regierung durch ihre Nachgiebigkeit gegen eigennützige Gläubiger stellte, desto schneller wurde das Mittel aufgefunden, die Forderungen derselben in Fesseln zu legen. Zwei in Handelsangelegenheiten sehr erfahrne, und für ein Zeitalter, wo die Begriffe von Geld und Geldoperationen noch in tiefer Dunkelheit lagen, bewundernswürdig unterrichtete Männer, Paterson und Godfrey, gaben die Idee zur englischen Bank her, und brachten trotz allen Arten des Widerstandes, den theils die Unwissenheit, theils der Eigennutz veranlaßten, die Ausfuh-

rung derſelben zu Stande. Dies geſchah im Jahr 1694. Der urſprüngliche Fonds der Bank war 1,200,000 Pf. Sterl., die ſie der Regierung zu 8 Procent zinſen gegen Verpfändung verſchiedener Staatseinkünfte vorſchoß; aber wie unbedeutend auch dieſe Summe ſeyn mochte, ſo hatte die ganze Einrichtung immer die glückliche Folge, daß die Forderungen neuer Gläubiger gemäßigter wurden.

Unſtreitig hatte die Regierung den guten Willen, die im Kriege gemachte Staatsſchuld in den nächſten Friedenszeiten wieder abzutragen. Indeſſen verlängerte ſich der Krieg gegen ihre Erwartung; und am Schluſſe deſſelben mußte ihr ſehr deutlich einleuchten, daß eine völlige Zurückbezahlung der contrahirten Staatsſchuld unmöglich ſey, wofern ſie nicht entweder ihre Zuflucht zu einer unerhörten Unterdrückung nehmen, oder allem thätigen Antheil an den Händeln des feſten Landes für eine längere Zeit entſagen wollte. In Hinſicht der erſteren walteten eben die Gründe ob, welche die Regierung zu einem Anlehe-Syſtem geführt hatten, und in Hinſicht einer anhaltenden Neutralität entſchieden die ſämmtlichen Verhältniſſe der vollziehenden Macht zu der geſetzgebenden nur allzu ſehr für die Nicht-Zurückzahlung. Dies bedarf einer näheren Erörterung.

Man laſſe die vollziehende Macht eines Staats immerhin in eine Spitze auslaufen, und gebe demjenigen, welcher dieſe Macht in der höchſten Potenz repräſentirt, den Titel eines Königs, eines Kaiſers der Inſeln, oder welchen andern prächtigen Titel man wolle; hat man einmal die geſetzgebende Macht weſentlich von der vollziehenden getrennt, ſo iſt dieſer König, oder Kaiſer, kein Souverän mehr. Die Vernichtung der Souveränität aber hat die nothwendige Folge, daß der auf die bloße Vollziehung eingeſchränkte Monarch, um dem läſtigen Bewußtſeyn ſeiner Inſtru-

mentalität zu entrinnen und das unveräußerliche Vorrecht der ersten Idee zu revindiciren, alles nur Mögliche thun wird, die gesetzgebende Macht mit der vollziehenden zu vereinigen oder zur Souveränität empor zu steigen. Ist ihm die Besetzung der einträglichsten Staatsämter überlassen, so wird er darüber zum Vortheil solcher Personen disponiren, von welchen er glaubt, daß sie seinen Absichten am wenigsten entgegen sind, oder von welchen er wünschet, daß sie sich denselben nicht widersetzen mögen. Ist ihm ferner die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten überlassen, so wird er vor allen Dingen seine Stellung so nehmen, daß er durch diesen Theil der Administration diejenige Bedeutsamkeit wieder gewinnt, die er durch eine erzwungene Entsagung der höchsten gesetzgebenden Macht in Beziehung auf das Innere eingebüßt hat. Dies alles erfolgt nach so nothwendigen Gesetzen, daß man sich durchaus nicht darüber wundern muß, wenn alle beschränkten Staatschefs kriegerisch gesinnt sind und auf nichts eingehen, wodurch ihrem Ansehen Abbruch geschieht.

In der That, die Englische Nationalschuld würde ihren Anfang schon unter den Regierungen Carls des Zweiten und Jacobs des Zweiten genommen haben, hätten diese Könige ihr nothwendiges Verhältniß zu dem Parlemente mit so viel Penetration durchschaut, als Wilhelm der Dritte und seine Nachfolger. Indem jene sich bei weitem mehr mit den inneren, als mit den auswärtigen Angelegenheiten befaßten und die verloren gegangene Souveränität durch eine unsinnige Beschützung des Katholizismus wieder herzustellen suchten: so konnte es nicht fehlen, daß das Misverhältniß, worein sie durch Monk mit dem Parlement versetzt waren, trotz der Bereitwilligkeit der ganzen Nation, sich alles von ihnen gefallen zu lassen, zu den Resultaten führte, welche, so lange die Welt steht, immer die

Folgen der bewilligten Souveränität gewesen sind: nämlich bürgerliche Unruhen, Verschwörungen und dergleichen, welche allenthalben da hervorkeimen, wo es für die Regierten keinen festen Mittelpunkt, sondern, an der Stelle desselben, nur ein schwankendes Gleichgewicht der Gewalten giebt. Vergeblich bekämpften beide Könige die gesetzgebende Macht, um sie mit der vollziehenden zu vereinigen: die Souveränität war unmöglich geworden, sobald es dem Parlement gelungen war, das Volk durch die Testacte von der einen und durch die Habeas Corpus-Acte von der andern Seite an sich zu fesseln; und wenn es wahr ist, daß Carl der Zweite durch Gift hingerichtet wurde, so blieb seinem Nachfolger auf dem englischen Thron schwerlich etwas anderes übrig, als England zu meiden.

Wilhelms des Dritten nahm sich das Schicksal selber an, in sofern es ihn gleich nach seinem Regierungsantritte in einen Krieg verwickelte, der, wie er auch endigen mochte, nie zum Nachtheil der Regierung ausschlagen konnte, wofern sie nur Mittel fand, sich Credit zu verschaffen. In der That, Frankreichs Interesse für die vertriebenen Stuarts trug nicht wenig zur Befestigung einer Constitution bei, welche, unfähig sich selbst zu halten, nur durch die Excentricität gesichert werden konnte, die allenthalben der unmittelbare Ausfluß des Princips der Trennung ist. Nicht sowohl für die Regierten, welche während der Periode von 1689 bis 1697 nur allzu große Verluste litten, wohl aber für die Regierung war die achtjährige Dauer des Krieges mit Frankreich eine ausgezeichnete Wohlthat. Denn indem das Parlement dem Könige alle die Summen bewilligte, welche dieser Krieg bis zum Ryswicker Frieden erforderte, fand es sich nur allzusehr geschmeichelt; und indem die vollziehende Macht zur Erleichterung des Volks ihre Zuflucht zu Kapitalisten und Geldmäklern nahm, und diesen einen

Theil der öffentlichen Einkünfte verpfändete, machte sie sich nur desto beliebter. Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war bei allen ihren Operationen ihr letztes Ziel; allein indem sie sich fortgesetzt genöthigt sah, die nöthigen Summen zu borgen, legte sie, ohne es zu ahnden, den Grund zu einer Trennung beider Gewalten, deren Dauer, wie wir in der Folge sehen werden, nur im Allgemeinen bestimmbar ist.

Bei der Beseitigung der Idee eines öffentlichen Schatzes hatte man sich unter andern auch mit der Hoffnung geschmeichelt, daß, da die in demselben enthaltene Verführung zu unüberlegten Unternehmungen wegfalle, die Nation auf dauernden Frieden rechnen könne. Allein kaum war das Anleihe-System in Gang gebracht worden, so zeigte sich, daß nichts so sehr zu kriegerischen Unternehmungen verleitete, als eben dies System. Unstreitig lag die Schuld nicht so wohl in dem System selbst, als in dem, wodurch es war erzeugt worden, in der Nichtsouveränität des Staatschefs; aber indem Wirkung und Ursache hier sehr unerwartet zusammenfielen, offenbarte sich die Kraft der Nichtsouveränität in dem Anleihe-System. Schon zwei Jahre nach dem Ryswicker Frieden fing Wilhelm der Dritte den Krieg mit Frankreich von neuem an. Zwar nannte er sich in den Theilungstractaten berückt; allein man kennt das Gewicht solcher Vorwände. Die Hauptsache bei allen Kriegserklärungen ist der Zustand der Finanzen; und wenn Wilhelm so früh wieder losschlug, so konnte dies nur die Folge der Ueberzeugung seyn, daß der Krieg ohne Ueberspannung der Kräfte der Nation geführt werden könne.

Sein Tod verhinderte Englands Theilnahme an dem spanischen Successionskriege nicht; und obgleich dieser Krieg eilf Jahre dauerte, so litt England während dieser Periode doch sehr wenig von den An-

ſtrengungen, denen es ſich unterworfen hatte, und eine äußerſt merkwürdige Erſcheinung war es, daß das Anleihe-Syſtem mitten im Kriege vervollkommnet wurde. Die Bank, welche, wie oben bemerkt worden iſt, bisher 8 Procent Zinſen genommen hatte, vermehrte ihren urſprünglichen Fonds mit 400,000 Pfund Sterling, welche ſie der Regierung ohne alle Zinſen lieh, ſo daß der Betrag der Zinſen, welche die Bank überhaupt erhielt, auf 6 Procent herabſank und alle Staatsgläubiger ſich dieſe Verminderung gefallen laſſen mußten. Die ungemeinen Vortheile, welche England bei dem Utrechter Frieden davon trug, waren unſtreitig keine geringe Aufmunterung für die Staatsgläubiger; und ob ſich gleich die Nationalſchuld während dieſes Krieges beträchtlich vermehrt hatte, ſo ſah man doch ſchon damals ſehr deutlich ein, daß, während der Krieg am ſtärkſten auf die Abwendung und Entfernung innerer Unruhen hinwirkte, die Nationalſchuld ohne alle Gefahr vergrößert werden konnte, ſo lange England für ſeinen Handel und ſeine Manufacturen durch den Krieg gewann. Denn kaum war der Utrechter Frieden zu Stande gebracht worden, als die Kämpfe der Whigs und Tories von neuem ausbrachen und mit einer Erbitterung geführt wurden, die nur durch die Thronbeſteigung Georgs des Erſten nach Anna's Tode und durch die, dieſer Thronbeſteigung zum Grunde liegende Succeſſionsakte niedergeſchlagen werden konnte.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Die Whigs bekamen von dieser Zeit an das bestimmteste Uebergewicht; und damit stand die Befestigung der Constitution in der engsten Verbindung.

Es war im Jahr 1714, als Georg der Erste den brittischen Thron bestieg. Mehrere Operationen der Regierung beweisen, daß sie, in dieser Zeit, keinen deutlichen Begriff von dem innigen und unzerstörbaren Zusammenhange der Nationalschuld mit der Constitution hatte: keine von allen aber beweiset dies mehr, als die Errichtung eines Amortisations oder Tilgungsfonds, welche im Jahre 1717 zu Stande gebracht wurde. Die Acte dieser Stiftung verordnete ausdrücklich, daß der Amortisationsfonds zur Verminderung der Staatsschuld und zu keinem anderen Gebrauch verwendet werden sollte; und daraus läßt sich mit Bestimmtheit schließen, daß die Regierung sich vor dem Fundament ihrer eigenen Stärke zu fürchten angefangen habe. Alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann, ist, daß England damals bei weitem noch nicht war, was es gegenwärtig ist, und daß der Regierung bei Einführung neuer Abgaben kaum eine andere Wahl blieb, als die Landtaxe zu erhöhen, wodurch sie alle Grundeigenthümer gegen sich aufbrachte. Indessen lehrte die Erfahrung der nächsten Jahre, daß jeder Versuch zur Verminderung der Staatsschuld sehr übel angebracht sey, und daß die Regierung weder eigenen noch fremden Vorurtheilen folgen könne, ohne sich wesentlich zu schaden. Schon im Jahre 1722 geschahen Eingriffe in die Anordnung des Königs; denn

bald wurde der Tilgungsfonds den Inhabern gewiſſer Schatzkammerſcheine als ſubſidiariſche Hypothek angewieſen, bald mußte er Ausfälle bei einer Geldummünzung decken, bald die Zinſen für neue Anleihen tragen. Sir Robert Walpole war der Schöpfer des Amortiſations-Planes; aber eben dieſer Miniſter zerſtörte ſein Werk, ſobald er einſah, daß er dadurch nichts weiter bewirkte, als eine Verminderung der Staatskraft und folglich eine Schwächung des Credits der Regierung. Der Amortiſationsfonds war auf 1,200,000 Pfund Sterling angelaufen, und, wie ſich Walpole ſelbſt ausdrückte, das Schrecken der Staatsgläubiger geworden, welche, vermöge des hohen Standes der Staatsobligationen und des damals noch geringen Umfanges der Privatinduſtrie, in keiner geringen Verlegenheit waren, wenn ſie ein zu 5, 6 bis 7 Procent in den öffentlichen Fonds untergebrachtes Kapital zurücknehmen mußten. Es war daher kein Wunder, daß im Jahre 1733 eine halbe Million aus dem Tilgungsfonds zur Beſtreitung der gewöhnlichen Staatsbedürfniſſe angelegt wurde, daß im Jahre 1734 die ganze Einnahme von 1,200,000 Pfund Sterling dieſe dem Geſetz entgegenlaufende Beſtimmung erhielt und daß man in den Jahren 1735 und 1736 dieſelbe Einnahme ſogar anticipirte und verpfändete. Der ganze Staatskörper war damals ſo weit von einer Hyperſthenie entfernt, daß man ihn nicht ſchwächen konnte, ohne ihn zu zerrütten; und ſo richtig war Walpoles Verfahren in dieſer Hinſicht, daß eben die Partei, welche es bei jeder Gelegenheit getadelt hatte, ſich, nach ſeiner Entfernung von dem Staatsruder, genöthigt ſah, in ſeine Fußſtapfen zu treten. Hatte Walpole die Staatsſchuld um 8 Millionen vermindert, ſo wurden unter der eilfjährigen Adminiſtration des Herrn Pelham (von 1744 bis 1755) kaum 6 Millionen losgekauft; und ſo ſtark wuchs der Credit der Regierung, daß ſie

es wagen konnte, eine Reduction der Zinsen von 4 auf 3 Percent zu unternehmen.

Vorbereitet war diese Maaßregel durch die wesentlichen Veränderungen, welche unterdessen mit der englischen Bank vorgegangen waren. Schon im Jahre 1720 war das ursprüngliche Kapital der Bank auf 3,700,043 Pf. Sterl. angewachsen. Im Jahre 1722, wo die Bank 4 Millionen von dem Kapital der Südsee-Compagnie an sich kaufte, stieg es bis über 9 Millionen an, wovon nur noch die ersten 1,600,000 mit 6 Procent, das übrige mit 4 Procent von der Regierung verzinset wurde. Die beste Amortisations-Methode war immer eine Reduction der Zinsen, in sofern diese das Kapital repräsentirten; und diese Reduction war um so leichter, da der hohe Stand der Staatsobligationen die Staatsgläubiger in die Alternative brachte, entweder ihre Kapitale zurückzunehmen, oder sich der Maaßregel der Regierung zu unterwerfen. Dieselben Staatspapiere, welche gegenwärtig auf 58 stehen, standen damals 30 Procent über Pari, und die Masse der Staatsschuld, welche sich wenigstens auf 70 Millionen Pf. Sterl. belief, sicherte den Erfolg der neuen Finanzoperation; denn obgleich der erste Theil der Alternative, worein die Staatsgläubiger gesetzt waren, nicht ausgeführt werden konnte, so durfte doch kein Einzelner es darauf ankommen lassen, weil ihn zuerst das Loos treffen konnte. Man willigte also von allen Seiten in die Reduction; und die Regierung gewann eben so viel Kapital, als sie an Zinsen weniger bezahlte.

Das war aber nicht der einzige Vortheil, den sie von der Reduction der Zinsen zog. Wie wesentlich er auch sein mochte, so war derjenige, den sie durch die Vermehrung ihres Credits gewann, noch weit wesentlicher. Jetzt schon offenbarte sich, daß sie von der Vermehrung der Staatsschuld für ihre eigene

Sicherheit nicht eher etwas zu fürchten hatte, als bis sie durch die Größe derselben außer Stand gesetzt war, die stipulirten Zinsen regelmäßig abzutragen. Vermöge dieser Bedingung aber hing alles von ihrer Energie ab. Vor allen Dingen kam es darauf an, den Krieg in eine einträgliche Speculation zu verwandeln. Sobald nun die Regierung eingesehen hatte, daß England durch den Krieg nur gewinnen und nie verlieren konnte, benutzte sie jede noch so geringfügige Veranlassung zum Kriege. Schon im Jahre 1773 war die Nationalschuld auf 130 Millionen angewachsen; aber die unermeßlichen Vortheile, welche England durch den Frieden von Versailles davon getragen hatte, nahmen jener Summe alle Furchtbarkeit. So sicher fühlte sich die Regierung in dem Bewußtseyn ihrer Stärke, daß in dieser Periode von keiner Amortisation die Rede war.

Dem amerikanischen Kriege war es aufbehalten, diese wichtige Angelegenheit von neuem zur Sprache zu bringen. Bekanntlich wuchs die Nationalschuld in diesem Kriege auf 240 Millionen an. Die Aussicht auf einen längeren Frieden erregte neue Befürchtungen. Doctor Price wurde das Organ der ganzen Nation, und Herr Pitt trug kein Bedenken, auf die Plane einzugehen, welche ihm vorgelegt wurden. Die Errichtung eines neuen Tilgungsfonds wurde vorgeschlagen und der König bestätigte den 26. Mai 1786 die Parlementsacte, welche den Vorschlag des Ministers in ein Gesetz verwandelte. Von diesem Augenblick an war nur die Rede von der gänzlichen Wegschaffung der Nationalschuld; und da durch den neuen Tilgungsfonds in den ersten sechs Jahren seiner Wirksamkeit 10,242,000 amortisirt waren, so setzte man schon den Zeitpunkt fest, wo die ganze Nationalschuld getilgt seyn würde. Indessen vermehrte sich die Nationalschuld durch den

französischen Revolutionskrieg mehr als jemals; und jedem nachdenkenden Geiste mußte es einleuchten, daß die im Jahre 1[illegible] zu Stande gebrachte Errichtung eines Tilgungsfonds nicht mehr und nicht weniger war, als ein Täuschungsmittel für den sogenannten John Bull in und außer England. In der That, welche Aufforderungen hatte die englische Regierung, die Nationalschuld aufzuheben? Da ihre ganze Stärke in derselben enthalten ist, so mußte sie an sich selbst zur Vernichterinn werden, wenn sie die Nationalschuld aufhob.

Das Princip der Trennung mußte also nie die Grundlage der brittischen Verfassung werden; oder man mußte sich unter anderen Folgen auch die Nationalschuld und deren Progression gefallen lassen; eins war ohne das andere unmöglich. So wie aber die Sachen gegenwärtig stehen, haben sich alle Verhältnisse so sehr verändert, daß derselbe Premier-Minister, den man sich ehemals immer als gegen die Wohlfahrt des Landes verschworen dachte, der erste Patriot geworden ist; eine Wirkung des allzuweit getriebenen Credits, der nur durch die größten Anstrengungen aufrecht erhalten werden kann. Die bewegende Kraft einer Nationalschuld von 600 Millionen Pf. Sterling ist vielleicht über jeden Calcul hinaus; aber das sieht man ohne Mühe ein, daß die Erwartungen der Staatsgläubiger befriedigt seyn wollen, wenn die Regierung gesichert bleiben soll. Also Krieg und immer Krieg, damit das Princip der Trennung im Innern des Reichs aufrecht erhalten werde, denn die englische Verfassung steht und fällt mit dem Nationalcredit. Man bilde sich um des Himmels willen nicht ein, daß England seinen Nationalbankerott eben so einleiten könne, wie Frankreich ihn eingeleitet hat, die innere Beschaffenheit beider Reiche duldet es nicht. England hat bei einer Be-

völkerung von dreizehn Millionen nur sehr reiche und sehr arme Bürger; die Klasse der mittelmäßig begüterten ist beinah gänzlich verschwunden. Unter solchen Umständen muß, wenn es einmal zum Bruch kommt, nur das Allerschlimmste erwartet werden. Sobald nämlich der Credit der Regierung die Verfassung nicht länger halten kann, geht diese so vollkommen unter, daß auch nicht eine Spur von ihr übrig bleibt und ein ganz neuer gesellschaftlicher Zustand herbeigeführt werden muß, wenn das Reich nicht für immer entvölkert werden soll. Unstreitig wird der Premier-Minister — wer er auch seyn mag — diesen Zeitpunkt so weit hinausrücken, als es immer in seinen Kräften steht; allein, da nichts sich ins Unendliche treiben läßt, so wird er selbst durch den alexandrinationalsten Patriotismus den Staatsbankerott nicht auf immer verhindern können. Es läßt sich zwar nicht mit Gewißheit sagen, wann die letzte Stunde der englischen Verfassung schlagen wird; aber zweierlei läßt sich darüber vorläufig festsetzen; erstlich, daß diese Constitution nicht ewig vorhalten kann; zweitens, daß, wenn sie einmal durch den Verfall des Nationalcredits zu Boden gestürzt ist, das Princip der Trennung nicht zum zweitenmale die Grundlage der brittischen Regierungsmaschine werden wird.

Wäre es möglich, die englische Staatsschuld von der Constitution Englands so abzusondern, daß die erstere getilgt würde, während die letztere bliebe, so würde Europa zwar für den Augenblick gewinnen, allein in einem Zeitraum von 10 Jahren würde es dieselbe Bahn durchwandelt haben, die es bisher zurückgelegt hat. Die Sache ist aber in sich selbst unmöglich, weil Englands ganze Kraft so wesentlich auf dieser Nationalschuld beruht, daß es die letztere nicht aufheben kann, ohne der ersteren zu entsagen. Eben

deswegen kann die englische Regierung auch nie auf den Einfall gerathen, ihre Gläubiger zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf einen wesentlichen Theil ihrer Forderungen zu bewegen; selbst wenn diese Gläubiger Einsicht genug hätten, um zu begreifen, daß sie an Sicherheit gewonnen, was sie an Fonds verlören, und daß eine wesentliche Verminderung der Taxen eben so sehr ihr Vortheil sey, als der Vortheil derjenigen, welche durch ihre Industrie die zur Bezahlung der Interessen erforderlichen Summen beischaffen müssen, selbst in diesem Fall würde die Regierung sehr viel Bedenken tragen müssen, ein solches Opfer anzunehmen. England ist nämlich eine Seemacht, und jede Seemacht hat ihre Basis im Handel, den sie auf keine Weise stören muß, am wenigsten im Inneren des Reiches. Mit einem Worte: Für die englische Regierung giebt es keine Rückkehr in den Stand der Unschuld. Von ihr kann man sagen: Entweder Cäsar, oder nichts. Sie ist die furchtbarste Regierung der Welt, so lange sie ihren Credit aufrecht hält; sie ist nichts, gar nichts von dem Augenblick an, wo sie an der Lösung dieses Problems verzweifeln muß. In ihr berühren sich, auf eine fürchterliche Weise, das höchste Leben und der Tod; aber an ihren Tod ist nicht zu denken, so lange sie noch Mittel findet, eine neue Anleihe zu machen.

So viel über die wahre Beschaffenheit der englischen Nationalschuld. Aus allem, was bisher gesagt worden ist, wird man ohne große Mühe abstrahiren, daß England, während es für sein gegenwärtiges Verfahren das Schild der Großmuth aushängt und immer das Ansehn haben will, als handle es nur zum Wohl des ganzen Europa, nur den Antrieben des Eigennutzes folgt, so wie er sich in dem Selbsterhaltungstrieb offenbaret. In der That, Frankreich

möchte das ganze Continent verſchlingen: gewönne England dadurch eine hinlängliche Sicherheit vor einem Nationalbankerott, ſo würde es dieſem Schauſpiel mit Vergnügen zuſehen. Dieſe Behauptung führt zu einer genauen Zergliederung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und England.

Fünftes Kapitel.

Hiſtoriſche Beleuchtung des Antagonismus zwiſchen England und Frankreich.

Will man, um ſich den Antagonismus zu erklären, worin Frankreich und England gegenwärtig ſtehen — ein Antagonismus, der ſich nur mit dem Untergange des einen oder des anderen Reiches endigen kann — nicht in jene Zeiten zurückgehen, wo Wilhelm der Eroberer ſich ganz England unterwarf, oder in jene Periode, wo beinah ganz Frankreich von den Engländern erobert wurde, bis ein wunderbares Mädchen ihr Vaterland rettete: ſo muß man bei derjenigen Epoche ſtehen bleiben, wo die franzöſiſche Regierung der glücklichen Lage Frankreichs in Beziehung auf den Welthandel inne ward.

Dieſe Epoche iſt höchſt merkwürdig: denn in ſie fällt die Hinrichtung Carls des Erſten, die Flucht der Stuarts, die Regierung Cromwells, die Erscheinung der engliſchen Navigationsacte (dieſe Grundlage für Englands gegenwärtige Größe) und, nach Cromwells Tode, die Wiederherſtellung der königlichen Würde, wiewol unter ſolchen Beſchränkungen, daß England nothwendig eine Polyarchie werden mußte. Durch innere Unruhen zerriſſen, gab England ſeinem Erbfeinde Gelegenheit, eine bedeutende Seemacht zu

erwerben, in Oſt- und Weſtindien ſichreren Fuß zu faſſen und zu derjenigen Größe empor zu ſteigen, welche das franzöſiſche Reich unter Ludwigs des Vierzehnten Regierung auszeichnete. Der Verfall der ſpaniſchen Univerſalmonarchie war theils durch die Trennung des deutſchen Reichs von der ſpaniſchen Krone durch Carls des Fünften Entſagung, theils durch die Unabhängigkeit der Niederlande, theils endlich durch die Gold- und Silberminen in Peru und Potoſi entſchieden, welche die bisherige Energie der Spanier zu vernichten begannen. Waren alle dieſe Umſtände eine Stufenleiter für Frankreichs Erhebung, ſo wurde dieſe noch weit mehr durch alle die Ereigniſſe befördert, welche England zum Tummelplatz wilder Fehden, und, nach der Wiedereinſetzung der Stuarts, zu einer franzöſiſchen Provinz machten. Die Abtretung Dünkirchens an Frankreich von Seiten Carls des Zweiten war ein offenbarer Beweis von einer gänzlichen Verkennung der Beſtimmung Englands nach dem Jahre 1648; eine noch ausgezeichnetere (wenn gleich nicht als ſolche berechnete) Begünſtigung Frankreichs aber war von der einen Seite die Spannung, worin Carl der Zweite und Jacob der Zweite mit dem Parlement lebten, und die Bemühung beider Könige, die verlorne Souveränität auf dem Wege der Theokratie wieder zu gewinnen. Indem alſo Spanien in ſich ſelbſt zu zerfallen begann und England fortgeſetzt zwiſchen den Richtungen ſchwankte, welche Monarchie und Polyarchie dem ganzen Reiche gaben, war es möglich, daß in Frankreich ein Ludwig der Vierzehnte und ein Colbert entſtehen konnten; in der That, beider Individualität läßt ſich nur aus den Zeiten erklären, in welche ihre Exiſtenz fiel. Die Folgen von Englands Schwäche offenbarten ſich in dem Frieden von Nymwick, wodurch der Geiſt der

englischen Regierung seit der Thronbesteigung Wilhelms des Dritten wesentlich regenerirt war.

England durchschaute das nachtheilige Verhältniß, worein es als Seemacht gegen Frankreich gerathen war, früh genug; allein wie die neu entstandene französische Marine vernichten, welche sowol in ausserеuropäischen Besitzungen als in der durch diese Besitzungen verstärkten Nationalindustrie eine sichere Basis gewonnen hatte. Der Ausgang des spanischen Successionskrieges, wie groß auch die Vortheile seyn mochten, welche England in dem Utrechter Frieden davon trug, gab Frankreich eine noch sicherere Stellung gegen England, in sofern derselbe Spanien an Frankreich kettete. Von dem Utrechter Frieden an galt der Hymnische Ausspruch: England hat nur einen Feind und dieser Feind ist Frankreich. Ineressen würden zwischen England und Frankreich noch immer friedliche Gesinnungen möglich gewesen seyn, hätten beide Reiche sich nicht mit einer drückenden Schuld in diesen letzten Kriegen beladen. Von dem Augenblick an, wo die englische Nationalschuld so weit angeschwollen war, daß die englische Regierung in ihr eine Aufforderung zur Aufmerksamkeit auf alle den Welthandel theilende Nationen hatte, war an einen dauerhaften Frieden mit Frankreich um so weniger zu denken, weil Frankreich sich in einer ähnlichen Verfassung befand, und folglich genöthigt war, dieselbe strenge Aufsicht über die Fortschritte des Handels zu führen. Die Nebenbuhlerei, welche sich nun entwickelte, konnte nur durch die Erschlaffung gemäßigt werden, welche auf die ungeheuren Anstrengungen erfolgen mußte, denen sich Frankreich unter Ludwig des Vierzehnten Leitung hingegeben hatte; eine Erschlaffung, deren würdige Repräsentanten der Herzog Philipp von Orleans, als Regent, und Ludwig der Funfzehnte, als König, waren.

Es geschah vorzüglich in dieser Periode, daß England den ungeheuren Vorsprung gewann, den es noch immer behauptet; geht man aber auf die wahren Ursachen dieses Vorsprunges zurück, so sieht man sehr deutlich ein, daß England ihn vorzüglich der Einsicht verdankt vermöge welcher der Premier-Minister die Staatsschulden nicht als ein absolutes Uebel betrachtete, sondern sie vielmehr als die Grundlage eines ungeheuren Nationalreichthums behandelte, welcher nicht eher verschwinden kann, als bis es der Regierung unmöglich, physisch unmöglich geworden ist, ihren Credit noch weiter zu treiben. Der Friede von Paris, in welchem Frankreich Akadien, Cap Breton, Canada, die Grenadinen, St. Vincent, St. Dominica, Tabago, Senegal und das Recht verlor, seine Befestigungen in Bengalen zu befestigen, war das große Resultat dieser Einsicht der englischen Premier-Minister auf der einen und des Leichtsinns, womit die französische Regierung in Ansehung der Staatsschulden verfuhr, auf der anderen Seite. Mag immerhin die englische Staatsschuld in einen bodenlosen Abgrund führen, so muß man dennoch der englischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in die Natur des öffentlichen Credits die allertiefsten Blicke geworfen hat.

Es giebt gewisse Erscheinungen, welche so strenge auf die Zeiten eingeschränkt sind, worin sie zum Vorschein treten, daß sie mit ihnen entstehen und verschwinden. Je mächtiger sich England während des Verfalls der französischen Monarchie unter den letzten Ludwigen erhob, desto allgemeiner und unbedingter wurden von der einen Seite die Lobreden, die man in ganz Europa der englischen Verfassung hielt, und desto stolzer die Erklärungen der Britten selbst auf der anderen Seite. Es war in diesem Zeitraum, als Montesquieu mit seinem Geist der Gesetze auftrat;

ein Werk, von welchem man sagen kann, daß es nur eine Lobrede auf die brittische Verfassung ist und nur unter diesem Titel so viel Eingang bei den Engländern gefunden hat. Es war ferner in diesem Zeitraum, als Lord Chatham, der Vater des gegenwärtigen Premier-Ministers, den Ausspruch that: Es müsse fortan von Englands Willen abhängen, ob noch ein Kanonenschuß von einem nichtenglischen Schiffe auf irgend einem Meere geschehen sollte. Es war in diesem Zeitraum, als das berühmte Rule Britannia der Brust eines patriotischen Dichters entquoll. Es war in diesem Zeitraum, wo der Nationalstolz der Engländer den höchsten Gipfel erstieg. Frankreich mußte den Hafen von Dünkirchen, dem Frieden von Paris gemäß, auf eigene Kosten demoliren, und die ganze Periode von 1713 an, wo Ludwig der Vierzehnte starb, bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges galt die banconische Bemerkung, daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Universalmonarchie sey, so gebieterisch, daß man sie blos deshalb nicht wiederholte, damit man die Abhängigkeit, worein man von England gerathen war, verbergen möchte.

Erst unter Ludwig dem Sechzehnten ging die französische Marine wieder aus der Vernichtung hervor, worein eine verworrene Verwaltung sie gestürzt hatte. In dem Kriege, welchen Nordamerika von 1776 bis 1783 für seine Unabhängigkeit führte, ahnete England von neuem, daß Frankreich in der Herrschaft zur See sein Rival werden könnte. Doch die mit dieser Ahnung verbundene Furcht verschwand wieder, als Frankreichs Finanzen mit jedem Jahre immer mehr zerrüttet wurden und der Verlust der nordamerikanischen Colonien bei weitem anders auf Englands Finanzsystem zurückwirkte, als der größte Theil der englischen Patrioten es erwartet hatte. Nicht genug, daß dies System nicht über den Haufen

geworfen wurde, verstärkte es sich sogar, in sofern die Nationalschuld, wie oben bemerkt worden ist, auf 240 Millionen stieg, und der Regierung einen Grad von Macht zulegte, welcher nur in sofern gefährlich war, als zur Handhabung derselben ein sehr gewandter Geist erfordert wurde. William Pitts lange Verwaltung (vom Dec. 1783 bis 14. März 1801) hatte ihren Grund in den Leiden, denen das Reich durch die Größe der Nationalschuld ausgesetzt war. Die Aufgabe war und blieb, solche Maasregeln zu ergreifen, daß die Staatsgläubiger befriedigt werden konnten, und ein unbefangenes Gemüth mußte, sobald es den Gang der Dinge wahrgenommen hatte, über die sonderbare Nothwendigkeit erstaunen, vermöge welcher nicht blos das europäische Continent, sondern auch die ganze Erde in allen ihren Abtheilungen keine andere Bestimmung mehr hatte, als — eine fehlerhafte Constitution aufrecht zu erhalten, deren Chef, durch das ewige Negräsentiren, den Verstand verlor, während sein erster Minister, durch den Kampf mit den Gegnern der Souveränität, (dem Parlement) der Verstand selbst wurde. Doch dies verdient eine ausführliche Zergliederung.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Gegenstandes.

Willkommen war den Engländern der Ausbruch der französischen Revolution, weil es das Ansehn hatte, als werde Frankreich durch dieselbe in den Zustand der Barbarei versinken. Noch willkommner war ihnen die Kriegserklärung der französischen Regierung zu Anfang des Jahres 1793, weil sie dadurch einen

Vorwand erhielten, sich aller außereuropäischen Besitzungen Frankreichs zu bemächtigen und durch den Ertrag derselben nicht nur ihre Marine, sondern auch ihr Schuldensystem sicher zu stellen. Nur der Unverstand kann an Englands friedliebende Gesinnungen in jener kritischen Periode des französischen Staates glauben, wo sich, nach einem unglücklichen Versuch eine Constitutionsurkunde an die Stelle der Souveränität zu setzen, die Monarchie in eine Polyarchie verwandelte. Warum, wenn Englands Gesinnungen wirklich friedliebend waren, gab es nicht die Kriegserklärung zurück, als sie auf das förmlichste zurückgefordert wurde? Warum machte die englische Regierung vielmehr die allerfurchtbarsten Anstalten, diese Kriegeserklärung nach allen Seiten hin zu benutzen? So handelt kein Staat, der den Frieden wirklich liebt; so handelt kein Staat, der den Frieden lieben kann, d. h. der nicht gewöhnt ist, den Krieg als eine einträgliche Speculation zu betrachten. Aber ein Königreich, das, nach dem Ausdruck des Premier-Ministers, nichts ist, wofern es nicht das Stapelhaus der ganzen Welt ist, ein solches Königreich muß mit Entzücken jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihm darbietet, allen übrigen Nationen die Urquellen des Handels zu verstopfen und sich in den Besitz derselben zu setzen. England hatte um so mehr Ursache, auf seiner Hut zu seyn, da es eine längere Zeit hindurch das Ansehn hatte, als gehe Frankreich damit um, sich eine der englischen ähnliche Verfassung zu geben. In welchem Grade selbst die erfahrensten Staatsmänner in England die wahre Tendenz der französischen Revolution verkannten (in sofern nämlich dieselbe weniger gegen den Thron, als gegen die Stütze, welche der französische Thron in dem Feudalwesen hatte, gerichtet war), bewiesen Burke's lächerliche Declamationen eben so sehr, als das naive Geständniß des Premier-Ministers Pitt

am 3. Febr. 1800, wo er sagte: „Ich kann nicht leugnen, daß, wenn wir den wahren Charakter der französischen Revolution richtiger beurtheilt hätten, ein anderes Verfahren, als das unsrige, viel besser zu rechtfertigen gewesen wäre.“ Was die Engländer nie begreifen werden, und was Herr Pitt bis auf diese Stunde eben so wenig begriffen hat, als irgend einer seiner Landesleute, ist die Nothwendigkeit der Souveränität in einem Lande wie Frankreich, ist die mit der Souveränität in unmittelbarem Zusammenhange stehende Concentricität. Wie dem aber auch seyn mag, so waren die Wirkungen des Revolutionskrieges folgende:

Man glaubte ein Reich vernichten zu können, das eine Volksmenge von 26 Millionen Individuen zählte. Dieser Voraussetzung zufolge wurde eine Coalition zu Stande gebracht, welche Frankreich im Jahre 1793 auf allen Punkten angriff. Ein kühnes, der Gefahr angepaßtes Verfahren der französischen Regierung rettete Frankreichs Integrität. Die unmittelbare Wirkung der Schreckensregierung war, daß das verlorne Belgien wieder erobert, Holland aus der Kette der Coalition gerissen, mehrere andere Mächte (wie Preußen und Spanien) zu einem freiwilligen Frieden bewogen, und, nach mannichfaltigen Abwechslungen von Siegen und Niederlagen, England im Jahre 1801 allein auf dem Kampfplatz zurückgelassen wurde. Die Gestalt Europa's hatte sich in diesem Kriege wesentlich verändert. Nach dem allgemeinen Frieden mit dem Continent ordnete Frankreich die Entschädigungen. Die Continentalmächte mochten durch den Revolutionskrieg gewonnen oder verloren haben, immer hatten sie nach Maaßgabe der Landesbevölkerung gewonnen oder verloren. England allein machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Vor der Revolution belief sich seine Bevölkerung auf 14 Mil-

lionen und seine Einnahme auf 17 Millionen Pfund Sterling. Nach der Revolution (im Jahre 1803) war die Bevölkerung dieselbe, aber die Einnahme hatte sich bis auf 30 Millionen Pf. Sterling vermehrt. England hatte also durch die Revolution wesentlich gewonnen; vorzüglich dadurch, daß es im Laufe des Revolutionskrieges das feindliche Eigenthum an sich genommen und von dem Verkauf desselben nicht nur die Kriegeskosten bestritten, sondern auch den inneren Wohlstand des Landes vermehrt hatte. In einem Frieden einem Theil dieser Vortheile entsagen, war um so gefährlicher, weil die Nationalschuld im Kriege auf 530 Millionen gestiegen war und die Regierung nur in dem höchsten Wohlstande der Nation die Mittel finden konnte, die Zinsen dieser Schuld abzutragen. Ein Friede mit Frankreich war unter diesen Umständen unmöglich; da man aber nach gerade daran verzweifeln mußte, Frankreich zu demüthigen, so blieb noch ein großes Rettungsmittel für England übrig, wenn es seinen Nebenbuhler auf das empfindlichste täuschte. Dies geschah durch den Tractat von Amiens.

Die Gründe, um derentwillen William Pitt zu Anfang des Jahres 1801 das Ministerium verließ, sind bei weitem nicht so sehr verschleiert, daß sie nicht wenigstens könnten errathen werden. Von der einen Seite war diese Abdankung das bequemste Mittel, eine Consequenz zu retten, welche bei dem immer höher steigenden Grad von Opposition, auf welchen sie stieß, das ganze Staatsgebäude Großbritanniens vor der Zeit über den Haufen werfen konnte; von der andern Seite war sie ein nicht minder bequemes Mittel, Frankreich, nach zu Stand gebrachtem Frieden, für immer von England abhängig zu machen. Es sollte nämlich eine Friedensunterhandlung statt finden, um sowol der englischen Nation, als den übri-

gen europäischen Mächten zu beweisen, daß der Kampf mit Frankreich kein Kampf auf Leben und Tod sey; allein, sobald Frankreich, im Vertrauen auf diesen Frieden, den besten Theil seiner Schätze den Wellen des Ozeans anvertraut haben würde, sollte England, unter irgend einem Vorwande, den Frieden von neuem brechen, den Krieg mit verstärkter Macht beginnen und einen Kampf auf Leben und Tod eingehen; und je kürzer einer der Kampf würde, desto schneller sollte Pitt in seinen gewohnten Wirkungskreis zurücktreten und das fürchterliche Spiel um Englands unhaltbare Verfassung mit der ihm eigenen Energie fortführen. Nicht anders kann der Inhalt des zwischen Pitt und Addington im Jahre 1801 abgeschlossenen Vertrages gewesen seyn, wenn man außer der Bereitwilligkeit des englischen Ministeriums, die Forderungen Frankreichs in den Friedensunterhandlungen von Amiens zu erfüllen, alle späteren Ereignisse in Betrachtung zieht. Die Wichtigkeit, welche man von Seiten Englands auf Malta legte, war nur eine speciose, um von diesen Inseln in der Folge den Vorwand zum Kriege herzunehmen; denn obgleich Malta der Schlüssel für die Levante ist, so gab es für die englische Regierung doch ein noch weit größeres Object, nämlich, den Franzosen eine Concurrenz mit den Engländern in allem, was den Handel angeht, unmöglich zu machen.

Dies große Ziel ließ sich nur dadurch erreichen, daß man Frankreich um diejenige seiner außereuropäischen Besitzungen brachte, in welcher es nicht nur ein Fundament des Handels, sondern auch der Seemacht und der inneren Industrie hatte. Diese wichtige Besitzung war St. Domingo; eine Insel, welche Frankreich durch den Baseler Tractat von 1795 nach ihrem ganzen Umfang acquirirt hatte. Fruchtbar an allen Colonial-Producten, war sie das Centrum des

französischen Handels. Dies Centrum in ihr vernichten, hieß Englands Freiheit sichern und Frankreichs Abhängigkeit nothwendig machen. Hierauf war also Englands ganze Aufmerksamkeit gerichtet, als es den Frieden zu Amiens unterhandelte; und dies bedarf einer umständlicheren Entwickelung, wenn man einsehen will, warum alle diejenigen, welche, den im englischen Parlement bis zum Ekel wiederholten Phrasen von „Rettung Europa's" und „Erhaltung der alten gesellschaftlichen Ordnung" vertrauend, von dem Tractat von Amiens nichts Geringeres als einen Weltfrieden erwartet hatten, in dieser ihrer Erwartung nothwendig betrogen werden mußten.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Gegenstandes in Beziehung auf St. Domingo.

Sobald von St. Domingo die Rede ist, muß man, zur Erklärung der neuesten Begebenheiten auf dieser Insel, in eine frühere Periode zurückgehen.

Vor allen Dingen muß man nicht vergessen, daß die Schwarzen auf St. Domingo die europäische Cultur seit Jahrhunderten im Widerschlag gehabt haben. Wenn der Afrikaner sich auf dem heimatlichen Boden so äußerst wenig entwickelt, so kommt dies weit weniger auf Rechnung seiner Anlagen, als auf Rechnung des Klimas, in welchem er vegetirt; denn indem dies Klima jede Industrie, deren Zweck über die einfachste Befriedigung des Hungers und des Geschlechtstriebes hinausgeht, vollkommen überflüssig und eben dadurch unmöglich macht, so kann der Afrikaner zu keiner von den Entdeckungen und Erfindungen

aufsteigen, welche den Europäer und den Asiaten vor allen übrigen Erdbewohnern auszeichnet haben. Soll aus dem Afrikaner etwas gebildet werden, so muß man ihn verpflanzen; nach Europa oder Amerika versetzt, erfährt er eine Verwandlung, welche, im Verlauf der Zeit, aus dem Menschen in der Anlage einen Menschen in der Entwickelung macht. Es mag auffallend sein, aber es ist gewiß nicht unerklärbar, daß der Europäer auf den Antillen und in dem südlichen Theile von Amerika als Culturgeschöpf zu Grunde geht, während sich der Afrikaner daselbst cultivirt. Die einfache Ursache dieser Erscheinung ist, daß der erstere in einen unvollkommneren, der letztere in einen vollkommneren gesellschaftlichen Zustand tritt, als beide vor ihrer Abreise aus Europa oder Afrika kannten. Dazu kommt aber noch, daß der Europäer, vermöge seiner Farbe und seiner ganzen Constitution, den Einwirkungen des heiß-feuchten Klima's, das er auf den Antillen und in dem südlichen Theil Amerika's antrifft, bei weitem weniger gewachsen ist, als der Afrikaner, dessen schwarze Farbe den Sonnenstrahlen einen großen Theil ihrer Wirksamkeit nimt, indeß die Schlüpfrigkeit seiner Haut der Feuchtigkeit weit mehr Trotz bietet. Schon hieraus begreift man, warum der Afrikaner im südlichen Amerika ein natürliches Uebergewicht über den Europäer hat; ein Uebergewicht, das, sobald er es geltend machen kann, sich in der Unterdrückung der Weißen offenbaren muß.

Auf den französischen Antillen aber mußte die Entwickelung der Schwarzen um so schneller von Statten gehen, da sie in der Behandlung der Franzosen die stärkste Stütze fand. Selbst wenn der Vorwurf der Grausamkeit, den man den Franzosen zu allen Zeiten gemacht hat, vollkommen gegründet ist, so muß man bei Wiederholung desselben nicht

vergessen, daß die Heftigkeit der Empfindung, deren Resultat die Grausamkeit ist, eben so oft zum Gegentheil hinleitet, und daß, wenn die Franzosen, um dieses ihres Grundcharakters willen, des Despotismus am wenigsten entbehren können, sie selbst dennoch schlecht geeignet sind, einen consequenten Despotismus auszuüben. In der That, der von den Franzosen ausgeübte Despotismus ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen der Laune bei weitem mehr verwandt gewesen, als den Grundsätzen; und diese weibliche Behandlung hat nicht wenig dazu beigetragen, ihren Sklaven eine Entwickelung zu geben, welche den Sklaven anderer Nationen fremd geblieben ist. Ist es nämlich das Eigenthümliche des Despotismus überhaupt, die Verschlagenheit und List ins Leben zu rufen: so bringt der Despotismus der Laune diese Wirkung ganz vorzüglich hervor; denn er ist es, der sich, so zu sagen, ein Terrain nach dem anderen abgewinnen läßt, bis er nichts mehr zu verlieren hat: er ist es, der sich vor sich selbst so lange mit der Pflicht der Menschlichkeit entschuldigt, bis es ihm nicht mehr erlaubt ist, diese Pflicht auszuüben, weil der Gegenstand derselben in der vollkommensten Gleichheit dasteht. Nur dem entgegengesetzten Verfahren verdanken die Engländer, Holländer, Spanier und Portugiesen die Erhaltung ihrer außereuropäischen Besitzungen. *)

Man muß also voraussetzen, daß schon lange vor

*) Es ist unstreitig ein merkwürdiger Umstand, daß derjenige Schriftsteller, welcher das Verhältniß der Schwarzen zu den Weißen zuerst zum Gegenstande einer freien Untersuchung machte, ein Franzose ist. Aber noch merkwürdiger würde eine Schrift seyn, worin die Verschiedenheit der europäischen Weise auf St. Domingo und die übrigen Inseln auseinander gesetzt würde.

der französischen Revolution in den Verhältnissen Frankreichs zu St. Domingo sehr vieles verschen wär. In welchen Ausdruck dies aber auch gebracht werden mag, immer mußten die großmüthigen Ideen, von welchen die Revolution ausging, kräftig auf die Mulatten zurückwirken. Zwar wissen wir von den Begebenheiten auf St. Domingo seit dem Jahre 1789 sehr wenig mit historischer Zuverlässigkeit; allein, wenn man den Zauber kennt, der für ungebildete Gemüther in den Wörtern: Freiheit und Gleichheit liegt, so begreift man ohne Mühe die Natur des Kampfes, der sich von dem Jahre 1790 an zwischen den Weißen und Schwarzen erheben mußte. Indem nämlich die letzteren alles gewinnen, die ersteren aber nichts verlieren wollten, mußte ein Krieg entstehen, der, wie mannichfaltig auch seine Wendungen seyn mochten, sich schwerlich anders endigen konnte, als so, daß die Unterdrückten die Unterdrücker zu werden begannen.

Unstreitig wurde England durch nichts so sehr zur thätigen Theilnahme an dem französischen Revolutionskrieg bewogen, als durch die lockende Aussicht, welche der Parteikampf auf St. Domingo zur Eroberung dieser für den Handel überaus wichtigen Insel darbot. Auf jeden Fall fanden sie hier die reichsten Entschädigungen für die auf den Krieg gewandten Kosten. Wäre die französische Regierung im Jahre 1793 im Stande gewesen, die Weißen auf St. Domingo zu unterstützen, so würden sie ihr Schicksal nie von Frankreich getrennt haben. Nicht unterstützt und dem Kampfe mit ihren Sklaven nicht gewachsen, blieb ihnen schwerlich etwas anderes übrig, als sich in die Arme der Engländer zu werfen, welche unter diesen Umständen ohne alle Mühe landeten. Und dieser entscheidende Schritt der Eigenthümer auf St. Domingo hat alle die wichtigen Folgen ge-

habt, die er in einem solchen Kriege, wie der Revolutionskrieg, nothwendig haben mußte. Wie unumgänglich nothwendig auch dieser Schritt seyn mochte, so zwang er doch die französische Regierung, sich der Schwarzen auf Kosten der Weißen anzunehmen, bloß um England nicht in den Besitz einer Insel gelangen zu lassen, welche Frankreich alle Ursach hat als das köstlichste Edelgestein zu bewahren.

In der That, die Bereitwilligkeit der französischen Regierung, die Fesseln der Schwarzen zu zersprengen, konnte nicht sehr groß seyn, weil Frankreichs Macht, wie wir in der Folge sehen werden, an den eigenthümlichen Besitz von St. Domingo so lange gebunden ist, als es ein großbritannisches Reich giebt. Allein sobald von zwei Uebeln eins gewählt werden mußte, d. h. sobald die Frage entstand, ob man St. Domingo lieber in den Händen der Engländer oder der Neger sehen wollte, mußte man aus einem sehr begreiflichen Grunde das Letztere vorziehen. In diesem Sinne handelte der Wohlfahrtsausschuß zu Anfang des Jahres 1794. Was er that, war recht eigentlich das Werk der momentanen Verzweiflung, wobei er höchstens die entfernte Aussicht rettete, St. Domingo irgend einmal wieder zu gewinnen. Hatten die Schwarzen bis dahin nur halbe Versprechungen erhalten, so erfolgte jetzt eine förmliche Bestätigung ihrer Freiheit. Sie wurde den 4. Febr. 1794 gegeben; und mit welchem Herzen sie gegeben wurde, zeigen die Erklärungen Dantons, so wie der Moniteur sie aufbewahrt hat. „Bisher, sagte dieser Convents-Deputirte, bisher hatten wir die Freiheit für uns allein decretirt. Heute proclamiren wir die allgemeine Freiheit im Angesicht des ganzen Europa. Das Geschenk ist gemacht. Ueberlassen wir es jetzt den Ausschüssen der Wohlfahrt und der Colonien, die Mittel aufzufinden, welche unser Decret

der Menschheit nützlich machen. Wir arbeiten für künftige Geschlechter; denn indem wir den Feuerbrand der Freiheit in die Colonien schleudern, bereiten wir den Engländern den Tod. Vergeblich werden Pitt und eine Mitschuldigen den Genuß dieser Wohlthat durch politische Calcule zu verhindern suchen; sie nähren die englische Nation nur ihrem Nichts. Frankreich wird den Rang und Einfluß, welchen Energie und Boden und Volkszahl ihm zusichern, wieder gewinnen, und unsere Nachkommen werden die Früchte unserer Großmuth genießen, wenn wir dieselbe nicht über die von der Weisheit angewiesenen Gränzen hinaus erstrecken." So dachte man sich damals die Folgen der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei auf den Antillen; und die Folge dieses Verfahrens war, daß die Engländer von St. Domingo wieder vertrieben wurden. Doch indem dies durch die Schwarzen geschah, lernten sich diese als Herrn der Insel betrachten.

Je mehr sie seit dem Jahre 1794 ihrem Schicksal überlassen blieben, desto mehr Antrieb hatten sie, den Verhältnissen nachzudenken, worin sie mit der übrigen Welt standen. Konnten sie aber darüber nachdenken, ohne das Verlangen nach Freiheit allmählig in Genuß zu verwandeln? Einmal mit ihren Hülfsmitteln bekannt, faßten sie nur allzubald den Entschluß, sie zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit anzulegen. Die Abtretung des spanischen Antheils an Frankreich begünstigte freilich ihre Entwürfe nicht; doch indem sich gerade um diese Zeit Charaktere unter ihnen entwickelten, deren innere Stärke jedem äußeren Hinderniß gewachsen schien, faßten sie Vertrauen zu sich selbst. Daß Frankreich mit ihnen fortwährend leuchtete ihnen nur allzubald ein; aber je kritischer Frankreichs ganze Lage unter der Directorial-Regierung war, desto freier wurde der Spiel-

raum der Schwarzen. Mit jedem Jahre waren sie mehr berechtigt, zu sagen: „Da wir dem Mutterlande die Hälfte seiner Colonien gerettet haben, so verlangen wir auch, das Verhältniß zu bestimmen, welches künftig zwischen Frankreich und St. Domingo statt finden soll.“ In diesem Sinne handelte Toussaint Louverture, in welchem man vergeblich einen Verbrecher sucht.

Der Streit, welcher sich unter der Consular-Regierung über die Besetzung der Stelle eines Generalgouverneurs von St. Domingo erhob, war ganz dazu geeignet, die wildesten Leidenschaften zu entflammen. Wenn Toussaint Louverture behauptete, daß nur Er General-Gouverneur seyn könne, so sprach er als ein Mann, der die Unabhängigkeit der Insel bisher vertheidigt hatte. Wenn dagegen die französische Regierung auf die Annahme eines von ihr eingesetzten General-Gouverneurs drang, so geschah es, weil sie einsah, daß ohne diese Maaßregel die wichtigste der französischen Colonien für immer verloren war. In der That, ein weißer oder schwarzer General-Gouverneur war das Symbol der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der ganzen Insel geworden. Toussaint Louverture konnte nicht nachgeben, ohne an seinen Brüdern, den Schwarzen, zum Verräther zu werden; Bonaparte konnte Louverture's Forderungen nicht erfüllen, ohne die Erwartungen zu täuschen, die man sich in Frankreich von seiner Energie gemacht hatte; Erwartungen, welche in Beziehung auf St. Domingo um so bestimmter aussprachen, je mehr für die Wiederherstellung der innern Ruhe und für die Vermehrung der politischen Stärke Frankreichs von der Wiedereroberung St. Domingo's abhing. Ein Tribunal für diesen Nothstand gab es nicht; er mußte also durch ein Gottesgericht, d. h. durch die Stärke der Waffen entschieden werden.

Die französische Regierung stellte den General Leclerc an die Spitze der Armee, welche St. Domingo wieder erobern sollte. Die Ueberfahrt gelang und der Erfolg der ersten Unternehmungen des französischen Generals war glänzend genug, um zu weitaussehenden Hoffnungen zu berechtigen. Gleichwol mislang die ganze Expedition; nicht — wie man wol annimmt — durch die Ungeschicklichkeit des Generals, sondern durch die unwiderstehliche Kraft der Dinge. Diese Behauptung erfordert einen Beweis. Hier ist er:

Eroberungen auf den Antillen sind, wenn sie von Europa aus unternommen werden, mit großen Schwierigkeiten verbunden, sobald diejenigen, welche man unterjochen will, eines wesentlichen Widerstandes fähig sind. Selbst wenn die Eroberer den Einwirkungen des Klima's widerstehen, laufen sie noch immer Gefahr, ihre Lebensmittel rettungslos unter ihren Händen verderben zu sehen und sich aus Mangel an Subsistenz zurückziehen zu müssen. Dazu kommt noch, daß ein längerer Aufenthalt in diesen Meeren das unausweichliche Verderben ihrer Schiffe ist, in sofern der Wurm sich ihrer zu bemächtigen pflegt; ein Schade, der sich nur dadurch verhindern läßt, daß eine ununterbrochene Ablösung der Schiffe statt findet. Alle diese Schwierigkeiten können indessen überwunden werden; auch sind sie nicht die Ursachen des Verlustes von St. Domingo geworden. Was die ganze Expedition zum Scheitern brachte, war folgendes: Es ist unmöglich, von Europa aus so viel Kriegs- und Mundvorräthe nach den Antillen mitzunehmen, als man zu einem längeren Feldzug gebraucht. Es ist eben so unmöglich, so große Geldsummen mit sich zu schleppen, daß man in ihnen ein Aequivalent für alle Kriegs- und Mundvorräthe besäße. Jeder Krieg, der, in unseren Zeiten, mit Nach-

druck auf den Antillen geführet werden soll, muß mit Staatspapieren, d. h. mit Credit geführt werden können. Hat nun die Nation, welche hier Krieg führen will, keinen Credit, so ist sie verloren; denn da die Antillen keine Artikel erster Nothwendigkeit hervorbringen, so müssen diese von benachbarten Staaten bezogen werden, und ist dies Beziehen mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, so stirbt das Eroberungsheer ganz unfehlbar Hungers.

Personen, welche das Terrain genau kannten, weissagten auf das allerbestimmteste den Ausgang der Expedition nach St. Domingo. Leclerc's Armee war nicht stark genug, um die ganze Insel innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Monaten zur Unterwerfung zu nöthigen; und indem der Feldzug in die Länge gezogen wurde, ließ sich vorhersehen, daß die rebellischen Schwarzen außer den Engländern den allerstärksten Alliirten in dem Hunger finden würden. Sobald es dem General Leclerc an Krieges- und Mundvorrath fehlte, erlahmten die Fortschritte, die er anfangs gemacht hatte. Den Frieden von Amiens gelten machend, wandte er sich an den englischen Gouverneur von Jamaika um Unterstützung: da dieser aber das Interesse der englischen Nation allzu gut kannte, um den unglücklichen Erfolg der Expedition gegen St. Domingo nicht von ganzem Herzen zu wünschen, so war eine höfliche Entschuldigung mit eigenem Mangel alles, was Leclerc zur Antwort erhielt. Jetzt konnten die Franzosen auf St. Domingo nur durch die vereinigten Staaten gerettet werden. Diese waren zur Unterstützung bereit; doch warfen sie die Frage auf: Womit man ihnen ihre Lieferungen zu vergüten gedächte. Leclerc antwortete: Er könne nicht mehr als den vierten Theil der Kaufsumme im baaren Gelde geben; in Hinsicht des Uebrigen wolle er Wechsel auf den Ersten Consul ausstellen. Und nun zeigte sich die Macht

des öffentlichen Vertrauens und Mistrauens in ihrer ganzen Stärke. Wie die Europäer, so hatten auch die Amerikaner in den wiederholten Staatsbankerotten gelitten, welche im Lauf der französischen Revolution erfolgt waren; und da die französische Regierung seit dem 18ten Brumaire zur Wiederherstellung des Weltcredits noch gar nichts gethan hatte, so sagten die Amerikaner mit dem größten Rechte von der Welt: „Der Erste Consul, wie achtungswerth er ihnen auch sey, könne keine Garantie geben, welche die französische Nation als erbittes verwerfe." Das Uebel wurde noch schlimmer, als letztere, von einer Art von Verzweiflung getrieben, sich des amerikanischen Eigenthums mit Gewalt bemächtigte; denn indem sich die Amerikaner von diesem Augenblick an von St. Domingo zurückzogen, wurde die französische Armee gänzlich ihrem Schicksal preis gegeben, das sich unter den einmal obwaltenden Umständen nicht anders als tragisch lösen konnte. Zwar überlieferte sich Toussaint Louverture dem französischen General, aber die Sache der Neger, wie schwach sie auch in sich selbst seyn mochte, blieb siegreich, weil der Hunger sie vertheidigte; selbst diejenigen Schwarzen, welche zu den Franzosen übergegangen waren, sahen sich, um dieses Umstandes willen, genöthigt, zu ihren Brüdern zurückzukehren. Indessen war für die Franzosen noch nicht alles verloren.

Sollte die Expedition nicht ganz verfehlt seyn, so blieben der französischen Regierung zwei Rettungsmittel übrig. Das erste bestand in der Fundirung der ganzen Staatsschuld, um den entflohenen Weltcredit zurückzurufen; das zweite in der Abtretung einer bedeutenden Besitzung auf dem festen Lande von Amerika an die vereinigten Staaten, welche durch den obwaltenden Kampf mit den Schwarzen eine besondere Wichtigkeit für Frankreich erhalten hatten. Die französische Regierung wählte das letztere, weil es am schnells

ten zum Ziel führte. Die Verhandlungen um Louisiana nahmen ihren Anfang. In dieser ungeheuren, Frankreich an Größe und England an Fruchtbarkeit gleichkommenden Provinz erhielten die vereinigten Staaten das sicherste Unterpfand für alle ihre Forderungen; und indem sie die Aussicht hatten, den ganzen Kaufpreis in Lebensmittel und Munition zu bezahlen, mußten sie zur Unterstützung der Franzosen auf St. Domingo doppelt geneigt werden. Jetzt kam es nur auf Verstärkung der Truppenmasse an, um den Kampf in kurzer Zeit zu beendigen. Frankreich traf dazu die erforderlichen Anstalten; doch ehe die Einschiffung geschehen konnte, wurde der Friede von Amiens gebrochen.

England kannte seinen Vortheil allzu gut, um auch einen Augenblick zu verlieren. Den Ausgang des Kampfes auf St. Domingo abwartend, hatte es Malta nicht geräumt, und da durch die Aufopferung Louisiana's die bedeutendste der französischen Colonien in Frankreichs Hände zurückkehren zu müssen schien, so erklärte es jetzt, daß es Malta nicht räumen würde. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich war von diesem Augenblick an unvermeidlich; der letzte Zweck des Krieges aber konnte von Seiten Englands kein anderer seyn, als Frankreich so in sich selbst zu beschäftigen, daß St. Domingo für immer verloren ginge. Um das Verfahren der englischen Regierung in seinen geheimsten Triebfedern kennen zu lernen, muß man vor allen Dingen wissen, was es mit St. Domingo auf sich hat.

Bekanntlich ist diese Insel wenigstens eben so groß, als England. Vermöge des heißfeuchten Klima's ist ihr Boden der fruchtbarste, welcher sich denken läßt. Der Anbau entspricht zwar dieser Fruchtbarkeit nicht; allein er ist bedeutend genug, um England furchtbar zu seyn. Den neuesten Angaben nach enthält der ehemalige französische Antheil 2½ Millionen

Morgen brauchbaren Landes, wovon 1½ Million zu 792 Zuckerpflanzungen, 3117 zu Kaffee, 3100 zu Indigo, 789 zu Baumwolle, und 34 zu Cacaopflanzungen benutzt werden. Die Bevölkerung dieses Theils der Insel bestand aus 42,000 Weißen, 44,000 farbigen Leuten und 600,000 Schwarzen. Außerdem zählte der ehemalige spanische Antheil, bei einer angemessenen Fruchtbarkeit, 150,000 theils Weiße theils Schwarze. Der Anbau der Pflanzungen war die Bestimmung der Neger, so lange St. Domingo eine französische Colonie war, und was sie producirten, war recht eigentlich die Basis der französischen Marine. Die Engländer gestehen übrigens selbst, daß St. Domingo eben so viel hervorbringe, als alle ihre west- und ostindischen Besitzungen zusammengenommen; und hieraus läßt sich schließen, daß, wenn die Production dieser Insel jemals auf den höchsten Punkt getrieben wurde, den sie erreichen konnte, ihr Ertrag unermeßlich werden mußte. Waren also vor der Revolution 26000 Seeleute mit dem Vertrieb der Producte von St. Domingo beschäftigt, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß, bei einem künftigen besseren Zustande der Insel, die doppelte Zahl von Seeleuten nicht müssig geblieben seyn würde. Dies aber war es gerade, was England verhindern wollte.

In der That, gelang die Wiedereroberung und der bessere Anbau der Insel, so war England in seiner gegenwärtigen Gestalt und Verfassung ohne Schwertschlag vernichtet. Da nämlich St. Domingo nur Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle und Cacao producirt, so war bestimmt vorher zu sehen, daß ein wohlfeilerer Verkauf dieser Artikel von Seiten der Franzosen den Engländern den wesentlichsten Abbruch thun und, weil die ganze Macht der Engländer auf dem monopolistischen Vertrieb dieser Waaren des Luxus beruht, die englische Regierung außer Stand setzen

würde, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen. St. Domingo war also nicht blos so viel, als Frankreich in seiner Schale bedurfte, um England das Gleichgewicht zu halten, sondern unendlich mehr, als nöthig war, um das allerbestimmteste Uebergewicht zu bekommen. Die französische Revolution selbst hatte dieses bewirkt, in sofern die bis auf 600 Millionen angeschwollene englische Staatsschuld keine Concurrenz gestattete. Alles, was England in Hinsicht seiner Einkünfte in den letzten 10 Jahren gewonnen hatte, ging rettungslos wieder verloren; und zwar unendlich geschwinder, als es war erworben worden. Die englische Regierung, welche dies alles sehr deutlich einsah, hatte für ihr Verfahren gegen Frankreich außer diesem noch einen andern Bestimmungsgrund. Auf das allerwesentlichste war nämlich Frankreichs Macht auf dem Besitz von St. Domingo basirt. Es galt als Seemacht, so lange ihm der Besitz dieser Insel nicht vorenthalten werden konnte; aber es war zu einer bloßen Landmacht herabgesunken, sobald St. Domingo ihm nicht mehr gehörte. Denn welches Object und folglich welche Basis bliebe der französischen Marine wohl übrig, da alle übrigen Besitzungen Frankreichs in Ost- und Westindien nur eine secundäre Bedeutung haben, und in den Vortheilen, die sie gewähren, nur durch St. Domingo einen Stützpunkt erhalten?

Hieraus erklärt sich alles, was seit einigen Jahren vor unseren Augen geschehen ist: die Weigerung des englischen Gouverneurs auf Jamaika, die Franzosen bei der Wiedereroberung von St. Domingo zu unterstützen, und seine Bereitwilligkeit, den rebellischen Negern jeden Vorschub zu leisten; der Bruch des Tractats von Amiens; die Blockade der französischen Häfen; die Landungsanstalten Frankreichs; die Uebergabe der Insel St. Domingo an die Schwarzen aus Mangel an Subsistenz u. s. w.

Die ganze Tendenz des gegenwärtigen Krieges ist von Seiten Englands keine andere, als die Cultur von St. Domingo für immer zu verhindern. England will lieber eine Neger Republik auf dieser Insel sehen, als irgend einen gesellschaftlichen Zustand, wodurch sein Creditsystem bedrohet würde; denn wenn auch die erstere ihm im Verlauf der Zeit gefährlich werden kann, so sieht es sich in dem letztern jeden Augenblick gefährdet. Die wichtige Insel selbst zu erobern, hat es alle Hoffnung aufgeben müssen, da es seinen Zweck mehrere Jahre hindurch nicht hat erreichen können.

Man spricht zwar noch immer von Malta, als dem wahren Objekt des gegenwärtigen Krieges. Allein was ist denn Malta? Eine Festung im Meere. Hat aber eine Festung noch den mindesten Werth, wenn das ganze Land, worin sie gelegen ist, nicht mehr streitig gemacht werden kann? Gewiß eben so wenig, als eine Festung im Meere, wenn die Herrschaft zur See einmal erobert ist. Malta hat für Frankreich nur eine bedingte Wichtigkeit: ohne St. Domingo ist dieser Felsen für Frankreich nicht mehr werth, als das Riesengebirge. Wollte also die französische Regierung ihre Ansprüche auf St. Domingo aufgeben, so würde der gegenwärtige Krieg sogleich beendigt seyn. Allein die französische Regierung kann diese Ansprüche nicht fahren lassen, wofern Frankreich nicht alle die Vortheile verlieren soll, die es in und durch die Revolution erworben hat. Den sogenannten Zwischenhandel haben die Franzosen zu allen Zeiten den Engländern und Holländern überlassen, unstreitig weil er dem Genius der Nation nicht entsprach. Soll Frankreich sich für immer auf den inneren Handel beschränken, so müssen die Franzosen entweder auf die Befriedigung mehrerer Bedürfnisse Verzicht leisten, oder sie bleiben in einer ewigen Abhängigkeit von

England, das, in diesem Falle, über Frankreichs Staatskraft nach Belieben schalten und walten kann. Da nun nur noch diejenige Art des Handels übrig bleibt, die Frankreich bisher getrieben hat, und da von der glücklichen Betreibung derselben die Nationalfreiheit abhängt: so ist es sehr natürlich, daß die französische Regierung den Verlust von St. Domingo nicht verschmerzen kann und die ganze Staatskraft aufbietet, diese wichtige Insel im Kampfe mit England wieder zu gewinnen.

In der That, vermöge der Entwickelung, welche die europäische Welt in den letzten drei Jahrhunderten in ihren Bedürfnissen erhalten hat, giebt es auf dem ganzen Erdball keinen Ersatz für St. Domingo. Auch ist es uns also nicht, wenn alles, was seit Jahr und Tag in England und Frankreich vorgeht, sich auf das allerbestimmteste um die ewige Entscheidung, um die Wiedereroberung dieser wichtigen Insel dreht. Um nicht einmal für allemal von der Linie der Seemächte getilgt zu werden, will Frankreich alle seine Kräfte anstrengen und sogar eine Landung in England versuchen; um seine Verfassung zu behaupten und seinen Staatspapieren dauernden Credit zu geben, will England lieber das Aeußerste befürchten, als eine Wiedereroberung dieser Insel gestatten, deren ruhiger Anbau von Seiten Frankreichs sein unabtreibliches Verderben seyn würde. Könnte sich Frankreich entschließen, eine Neger-Republik auf St. Domingo zu dulden, so würde England dem Kaiser Napoleon zu jeder Unternehmung auf dem festen Lande von Europa willig die Hand bieten; denn die Verhältnisse der Continental-Mächte interessiren England nur, in sofern sie seine Seemacht beschützen, und es kennt seinen Vortheil allzu gut, um nicht einzusehen, daß es das Uebergewicht über die allergrößte Continental-Macht hat, so lange der Alleinhandel mit

Colonialproducten in seinen Händen ist. Doch Frankreich wird schwerlich ein solches Opfer bringen, weil das ganze Continent seine Aufbietung für St. Domingo ist. Durch Erreichung einer Universalmonarchie verlore Frankreich nur seine Concentricität; es würde nicht nur in eben dem Maaße schwächer werden, als es an Umfang gewönne, sondern auch in eine ewige Sklaverei und Abhängigkeit von England gerathen.

Denkt man sich St. Domingo weg, so giebt es keinen Gegenstand des Hasses zwischen England und Frankreich, so ruhen die Waffen auf allen Punkten Europa's, so ist jeder Antagonismus für den Augenblick ausgeglichen. England kann diese Insel entbehren; denn England hat kein Interesse, eine noch größere Fülle von Waaren des Luxus producirt zu sehen, so lange diejenigen, die es zu liefern im Stande ist, für die europäischen Bedürfnisse ausreichen. Frankreich hingegen kann diese Insel nicht entbehren, ohne auf das allerwesentlichste in seiner Macht zu leiden. So wie die Sachen seit Jahr und Tag liegen, kann aber St. Domingo nur dadurch wieder erobert werden, daß England in England selbst angegriffen wird. Die Aufgabe, welche der französische Staatschef in dieser Hinsicht zu lösen hat, ist vielleicht die schwierigste, welche je gelöst worden ist. Eine Landung ist wenniger leicht, als diejenigen glauben, welche mit Geläufigkeit davon sprechen. Sie wird nie zu Stande kommen, so lange sich das englische Creditsystem behauptet; denn hierin liegt die ungeheure Macht Englands verborgen. Kann Bonaparte dies Creditsystem von Frankreich aus über den Haufen werfen, so hat er gewonnenes Spiel; denn alsdann reinigt sich der Canal von selbst von den feindlichen Schiffen, welche die französischen Häfen blockiren. Verminderung des Absatzes derjenigen Waaren, welche das Fundament alles politischen Lebens im englischen Staate sind,

ſcheint fürs Erſte das allerwirkſamſte Mittel zu ſeyn, in ſofern nämlich nicht ſowohl die Engländer ſelbſt, als die ſämmtlichen europäiſchen Nationen die Zinſen der überſchwänglichen Nationalſchuld entrichten müſſen. Um aber dieſer Maasregel einen unwiderſtehlichen Nachdruck zu geben, würde die franzöſiſche Regierung vor allen Dingen auf die Wiederherſtellung des franzöſiſchen Credits Bedacht zu nehmen haben. Ohne dieſen Hebel wird die franzöſiſche Induſtrie nie werden, was ſie werden kann, und der franzöſiſche Staatschef nie im Stande ſeyn, den Engländern weſentlichen Abbruch zu thun.

Denkt man ſich den franzöſiſchen und den engliſchen Staat als zwei gegenüberſtehende Maſſen, welche ſich gegenſeitig bedrohen, ſo iſt die Kraft des engliſchen Staats gerade um ſo viel ſtärker, als die engliſchen Staatspapiere beſſer ſind denn die franzöſiſchen. Der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen beiden Staaten beſteht nämlich darin, daß die 3 Procent Conſolidirten in England eben ſo viel werth ſind, als die 5 Procent Conſolidirten in Frankreich, d. h. daß die engliſchen Staatspapiere um gute 40 Procent beſſer ſind, als die franzöſiſchen. Dieſes Misverhältniß muß fortgeſchafft werden, wenn Frankreich England gewachſen ſeyn ſoll. Wird es nicht weggeſchafft, ſo giebt es durchaus keinen Erſatz für die damit verbundenen Nachtheile. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der franzöſiſche Staatschef nur wollen darf, um Carls des Großen Weltherrſchaft wieder herzuſtellen; allein die Welt würde dadurch mehr verlieren, als gewinnen, in ſofern ſie durch Frankreichs Vergrößerung nur noch abhängiger von England werden würde, als ſie es bisher geweſen iſt. Es ſind zuletzt durchaus nicht die Maſſen, welche Entſcheidung bringen; es iſt die innere Staatskraft, welche mit der Maſſe nichts gemein hat. Ein römiſch-franzöſiſcher Kaiſer kann nach dem gewöhnli

chen Maaßstab der größte Monarch seyn, den es seit den römischen Imperatoren und seit Carl dem Großen gegeben hat, aber daraus folgt nichts für die innere Stärke der Staaten, an deren Spitze er steht; und mit Recht behauptet Bacon, daß, so wie das Himmelreich, so auch die Staaten mit dem Senfkorn verglichen werden müßten, welches bei seiner Kleinheit einen Geist enthalte, der zu den schnellsten und fruchtbarsten Entwickelungen führe. Die französische Regierung sichere sich den Besitz und ruhigen Anbau von St. Domingo, so gewinnt Frankreich dadurch bei weitem mehr, als durch ein longobardisches und deutsches Reich, als Reste einer in sich selbst sehr kräftigen Monarchie. Um aber St. Domingo wieder zu gewinnen, müssen im Inneren Frankreichs Anstalten getroffen werden, wodurch es England furchtbarer wird, als es bisher war.

Achtes Kapitel.

Beschluß der historischen Beleuchtung des Antagonismus zwischen Frankreich und England.

Abstrahirt man von dem in den letzten Abschnitten erklärten Antagonismus, den man den financiellen nennen könnte, so bleibt kein anderer Antagonismus übrig, als derjenige, den England mit allen übrigen europäischen Staaten in ihren Verhältnissen zu Frankreich gemein hat, der aber an und für sich schwerlich zum Kampfe führen kann. Man könnte diesen zum Unterschiede von jenem den Verfassungs-Antagonismus nennen. Folgende Bemerkungen

über diesen Gegenstand sind hier um so weniger am unrechten Orte, da es uns in diesem Werke vorzüglich darauf ankommt, die Erscheinungen der Gegenwart zu erklären.

Will man das Eigenthümliche der gegenwärtigen französischen Verfassung in eine allgemeine Formel zusammenfassen, so muß man diese folgendermaßen ausdrücken: Frankreich ist eine Republik von nie erhörter Concentricität. Die Revolution hat es dazu gemacht durch die Aufhebung des Feudalwesens und durch diejenige Stellung der Kirche, vermöge welcher sie nicht mehr ein Staat im Staate, sondern ein Institut der Regierung geworden ist. Nur auf diesem Wege ließ sich die wahre Souveränität erwerben, welche, als Coincidenzpunkt der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht, mit der höchsten Staatsintelligenz einerlei ist. Von ihr aber ist alles ausgegangen, was Frankreich in dem gegenwärtigen Augenblick charakterisirt: Eine Aristokratie, welche, weil sie nicht erblich ist, jedes besondere Interesse aufhebt, und eine Identification mit dem Staate und dem Staatschef unumgänglich nothwendig macht; eine Geistlichkeit, welche, ohne irgend einen Antheil an der gesetzgebenden und vollziehenden Macht zu haben, den Operationen der Regierung eine höhere Weihe giebt; ein verbessertes Finanzsystem durch eine gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben; eine solidere Justizverfassung, als die der ehemaligen Parlemente, welche, zwischen dem Staatschef und dem Volke in der Mitte stehend, beide nur entzweien konnten; eine Gesetzgebung, die, ohne weder sentimental zu seyn, noch die Barbarei früherer Jahrhunderte zurückzuführen, dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft angepaßt ist, indem sie das Rechtliche in den Verhältnissen derselben fixirt; eine Policei, die, indem sie eben so allmäch-

tia als allgegenwärtig wirkt, die Verbrechen verhindert, welche der Arm der Gerechtigkeit nur bestrafen kann; eine Menge von nützlichen Instituten theils zur Verbreitung der Aufklärung, theils zur Hervorbringung einer besseren Generation; endlich eine Ehrenlegion zur Sicherstellung aller dieser Einrichtungen.

Ein solcher Staat steht allerdings in einer natürlichen Antipathie mit jedem andern Staate, dessen Formen so eisern geworden sind, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann, ohne sogleich nieder zu stürzen; allein wo ist das Verbrechen des ersteren, wenn es nicht gleicher Natur mit der Kraft eines Jünglings ist, die dem Greise misfällt?

Was England besonders betrifft, so ist es in allen vorerwähnten Punkten der eigentliche Gegenfüßler Frankreichs. An der Stelle der Souveränität des Staatschefs eine eiserne Constitution; statt der Concentricität die höchste Excentricität als unmittelbares Product des der Verfassung zum Grunde liegenden Princips der Trennung; die Feudalaristokratie in einer solchen Stärke dastehend, daß sie alle Freiheit der Bewegung vernichten würde, wenn sie nicht selbst dem Antriebe des Princips der Trennung folgen müßte; die Kirche in einer lehnemäßigen Verfassung und daher ohne alle Kraft zum Guten, wie zum Bösen; das Finanzwesen in einer Spannung, welche zu den fürchterlichsten Explosionen führen würde, wäre in der Befehdung des ganzen menschlichen Geschlechts nicht Rettung zu finden; das Justizwesen in barbarischen Formen vorhanden und die Aussprüche der Richter durch eben so barbarische Gesetze regulirt; eine kraftlose Policei, welche den Verbrechern durch die Finger sehen muß, wenn sie nicht von ihnen zerschmettert werden will, und welche nur allzu oft gemeinschaftliche Sache mit ihnen macht;

eine Menge von Instituten, aber sehr wenige dem Entwickelungsgrad der Zeiten angepaßt; an der Stelle der Tugend und Ehre, Egoismus und Frechheit.

Gerathen zwei Reiche von so verschiedenem Charakter an einander, so versteht es sich von selbst, daß ein Kampf auf Tod und Leben erfolgen muß. Ein Einverständniß ist zwischen beiden unmöglich; denn was dem einen als Vollkommenheit erscheint, stellt sich dem andern als Unvollkommenheit dar und ihre Urtheile über Tugend und Laster weichen so wesentlich von einander ab, daß an eine Vereinigung der Köpfe und Gemüther gar nicht zu denken ist. Uebrigens springt es in die Augen, daß die bloße Disparität zu keinem Kampf auf Tod und Leben führen kann. Wäre England nicht in sich selbst gebunden, d. h. hätte die englische Regierung die Befugniß, das Bessere zu wollen und zu vollbringen, so würde sie eben die Revolution, die sie seit 14 Jahren verschrieen hat, mit kälterem Blute betrachten, und das Gute, das aus ihr hervorgegangen ist, schätzen und sich selbst aneignen. Da sie jene Befugniß nicht hat, so hört sie nicht auf, die alte Ordnung der Dinge zu lobpreisen und den ehemaligen gesellschaftlichen Zustand Europa's als den einzig wünschenswerthen darzustellen. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach eine antirevolutionäre Regierung und stolzirt auf diesen Charakter, als auf einen Vorzug; allein dies ist es gerade, was die Revolution in England herbeizieht. Die Crisis ist in jedem Augenblick da, aber sie wird zurückgehalten durch die Finanzoperationen des Ersten Ministers. Dieser, nicht der Staatsrath, ist der Atlas, der das ganze Staatsgebäude trägt, und in sofern er die ganze Nationalintelligenz repräsentirt, werden wir ihm einen besondern Abschnitt widmen müssen.

Neuntes Kapitel.

Ueber das Wesen des englischen Premier-Ministers.

Nur aus dem Eigenthümlichen der englischen Verfassung läßt sich das Wesen des englischen Premier-Ministers begreifen, so wie er gegenwärtig dasteht und künftig dastehn wird. Will man auf irgend einem anderen Wege hinter das Geheimniß kommen, so läuft man Gefahr, in die Gemüthsurtheile einzustimmen, womit politische Schriftsteller in Frankreich und Deutschland ein Individuum als ein Ungeheuer darstellen, das, mit Unparteilichkeit gerichtet, jedem Vorwurf entgeht, und, wenn der Patriotismus die höchste Tugend des Menschen ausmacht, sogar in dem Lichte eines Tugendhaften erscheint. Ist die Welt eine Welt der Verhältnisse, nicht der Ideen, so müssen auch jene, nicht diese, über den Einzelnen entscheiden, der, eingeklemmt in diesen Verhältnissen, nur nach ihnen denken und handeln kann.

Was nun die englische Constitution betrifft, welche man gewohnt ist geradezu über Alles zu erheben, was der menschliche Verstand jemals auf dem Gebiet der socialen Technik Vortreffliches combinirt hat, so waren die Elemente derselben weit früher vorhanden, als man gewöhnlich annimt. Geht man weit genug in die Vorzeit zurück, so kann man nicht verfehlen, die Entdeckung zu machen, daß alles, was die Engländer ihre Freiheit nennen, ihnen aus Germaniens Wäldern durch die Angelsachsen zugeführt worden ist, während sie alles, was diese Freiheit beschränkte, durch Wilhelm den Eroberer erhielten, der durch Einführung des strengen Lehnsystems der Ver-

richter der demokratischen Gleichheit ward. Die ganze Geschichte Englands ist eine fortlaufende Darstellung des Kampfes der Demokratie mit der Feudalaristokratie; und dieser Kampf ist noch immer nicht entschieden.

Den ewigen Hindernissen zu begegnen, welche das Feudalwesen der Souveränität entgegenwälzte, sahen sich Englands Könige genöthigt, den dritten Stand auf Kosten des Adels zu begünstigen. Es war im Jahre 1215, als die Baronen dem König Johann die sogenannte magna charta abdrangen. Vergeblich bemühte sich dieser König, dem Adel in der Geistlichkeit ein Gegengewicht zu geben. Schon unter seinem Nachfolger, Heinrich dem Dritten, wurde dies Gleichgewicht aufgehoben, indem die Geistlichkeit sich mit dem Adel zur Unterdrückung der königlichen Macht verschwor. Die Schlacht bei Lewes entschied über die Souveränität der englischen Könige; und wollte Eduard der Erste den kleinsten Schimmer derselben retten, so blieb ihm nichts anders übrig, als den dritten Stand zu seiner Stütze zu machen, welches nur durch das Gesetz geschehen konnte, daß ohne Einwilligung der Gemeinen keine Auflage eingeführt werden solle. Von diesem Augenblick an war England das Land der Revolutionen, bis die rothe Rose über die weiße siegte und das Haus Lankaster den Thron bestieg. Heinrich der Siebente und Heinrich der Achte sind, wenn man die Regierungsgeschichte des erstern dieser Könige von Bacon ausnimt, nur von aristokratischen Geschichtschreibern gewürdigt worden. Dem Verfahren beider lag bei weitem mehr Verstand zum Grunde, als man ihnen zugesteht; und hätten sie ihrer würdige Nachfolger gehabt, so würde es nicht nur um England, sondern um die ganze europäische Welt ganz anders stehen, als es gegenwärtig steht. Es waren vorzüglich die beiden Königinnen Maria und Elisabeth, welche